Der

Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.



F c 9431 – 1820

Universität Bremen
Bibliothek

Fünfter Jahrgang.

Bremen,
gedruckt und verlegt bei Georg Jönßen.

Inhalt.

Nro. 1. An den Tod, von Schultheiß. - Von den Canal-Arbeiten. Forts. - Gleichgültigkeit gegen unbillige Urtheile. - Von den zwei Seelen im Menschen. - Mancherlei. - Antwort auf die Frage in Nro. 102 wegen des steten Wasserhabens in den öffentlichen Brunnen. - Aufl. der Charade in Nro. 104. Scheinheiliger. - Nachricht von der Redaction.

Nro. 2. Manufactur und Handelssystem und Folgen derselben. - Von den Canal-Arbeiten. Forts. - Luxus. - Etwas über eine Stelzen-Armee. - Abschiedsworte des Unglücklichen, von Sch. - Charade.

Nro. 3. Elisens Klagen im Kloster, Romanze von Sch. - Der Brautkampf. Eine Novelle. - Neujahrs-Epistel an Firfinger den Belletristen. - Von den Canal-Arbeiten. Forts. - Bemerkung. - Anekdote. - Impromptü, von S. - Bitten um Abänderung und Verbesserung einiger Mißbräuche. - Mancherlei. - Aufl. der Charade in Nro. 102. Nachtwächter.

Nro. 4. Die Stimme des Herzens. - An meine wolthätigen Mitbürger, von ..lt. - Der Brautkampf. Forts. - Von den Canal Arbeiten. Forts. - Etwas über das Wasserrad. - Oeffentlicher Dank, von Christ. Friedr. Schilling. - Phisionomie der Todtenschädel, von E. F. D. Schubart. - Berichtigung von G. Jöntzen. - Charade. -

Nro. 5. Das Wort. - Der Brautkampf. - Perreira, der kühne Seeabentheurer des 16. Jahrhunderts. - Hep! Hep! - Untrügliches Mittel gegen den Biß toller Hunde. - Gedanken eines ältern Dichters. - Aufruf mehrer Bürger Bremens an ihre Mitbürger.

Nro. 6. Der Rangstreit. Eine Fabel. - Der Brautkampf. Schluß. - Hülfe für das Armen-Institut, von einem Bremer. - Oeffentlicher Dank, von J. A. Lütgens. - Charade. -

Nro. 7. Die Heimathlose. Ein Gedicht von H-ll-. - Die Capelle bei Sorsum. Erzählung von A. Daeves. - Meinung, von ..lt. - Aufsatz bei einer Gabe für die hiesigen Armen ꝛc. - Grabschrift eines im Spiel-Streit getödteten Offiziers. - Räthsel. - Berichtigung. - Aufl. der Charade in Nro. 6. Augenblick. - Anzeige von Blumen-Zeichnungen in der Steindruckerei von G. Jöntzen.

Nro. 8. Schön Suschen. Romanze von Sch. - Die Capelle bei Sorsum. Forts. - Quis ineptae ꝛc. von Kotzebue. - Anfragen zur gefälligen Beantwortung von Sachkundigen. - Worte des Römischen Kaisers Marc Aurel. - Empfindungen bei der Nachricht eines verhungerten Dompfaffen. - Gültige Entschuldigung. - Unverdiente Verehrung. - Scherflein auf den Altar der Menschenliebe, von H-ll-. - Nachricht. - Räthsel. - Aufl. des Räthsels in Nro. 7. -

Nro. 9. Die Capelle bei Sorsum. Forts. - Ueber einige Ideen in dem Aufsatze: Antwort. Bremer Zeit. Beil. zu Nro 16 - Anfragen. - Denk- und Preßfreiheit in Bremen, von F. J. B. - Denksprüche. - Auf die Neujahrs-Epistel in Nro. 3. - Charade. - Anzeige wegen Blumenzeichnungen der Jöntzenschen Steindruckerei.

Nro. 10. Der Krieger Tode, von M-r. - Die Capelle bei Sorsum. Forts. — Der blaue Montag. - Einige wenige bekannte Züge zu Wallensteins, des Herzogs von Friedland, Charakteristik. - Aphorismen. - Ehre dem Ehre gebührt. - An die Sonnenjungfrau, von -n. - An Hannchen. - Treffende Bemerkung. - Beim Tode eines Verläumders. - Aufl. der Charaden in No. 2 u. No 9. -

Nro. 11. An Nanny, von Gogresine. - Die Capelle bei Sorsum. Forts. - Beantwortung der Anfragen in Nro. 9, von J. Gildemeister. - Frage wegen des Sinns einer Warnung in der Bremer Zeitung. - Denk und Preßfreiheit in Bremen. - Theater, von -p-e-. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 12. Die Capelle bei Sorsum. Schluß. - Gegenerinnerung. - Theater, von -p-e-. - Der eilftägige Landtag in Westfruchtland 1719. - Anfrage. - Räthsel. - Berichtigung. -

Nro. 13. Erdenzweck. - Die Eroberung von Mexiko. Ein historisch romantisches Gemälde von Van der Velde. - Ein künstliches Gericht. - Interessant und Interessirt. - An den Herausgeber des Bgfds, von S. - Anklänge. - Neue Erfindung. - An Herrn B. - Das Heilmittel. - Aufl. des Räthsels in Nro. 8. -

Nro. 14. Die Traumerscheinung, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Einige Worte in Betreff der Auswanderung nach Amerika. - Denksprüche. - Monolog an meine Holle. - An* - Charade. -

Nro. 15. Anna's Grab, Begebenheit aus der Smuggelzeit, von A. Daeves. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Auf Abschlag. - Anekdoten. - So war es nicht gemeint. - Sonett. - Toast. - Charade. -

Nro. 16. Abendgedanken, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts - Kaiser Paul I. und Lieutenant Iwan. - Nachruf an C. W. Mindermann. - Häuslichkeit, von Friederike. - Schreiben an den Verfasser der Räthsels in Nro. 12, von E. E. G. - An den Räthseldichter in Nro. 12. - Antwort an die beiden letzten Einsender, von der Redaction.

Nro. 17. Schwermuth, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Anfrage. - Wohlfeiles und bewährtes Mittel wider die Drusen der Pferden. - Gegenkritik des Epigramms in Nro. 15, von S. - Die Geburt der Spercer. - Anekdote. - An Manche, von H-ll-. - Epistel an einen Neidhart. - Charakteristik eines gewissen Jemand -

Nro. 18. Abschied, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Alligatoren. - Würdigung der Schmeichelei bei den Neugriechen. - Perfides Mittel, Minister arm zu machen. - Sonderbare Begnadigungen. - Aphorismen. - Die Verbannten Epaulets 1811. - Falsche Hoffnung eines Verläumders. - Das dem Herrn Friedrich N. zurückgesandte Geschenk ꝛc. - Lieben und Leben. - Anfrage. - Andeutung. - Der Wurm und der Schmetterling, Fabel von H-ll-. - Charade. - Erklärung. -

Nro. 19. An die Meinen, von T. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Antwort auf die Gegenkritik in Nro. 17, von H. S. - Unser Sonnensystem. - Olim meminisse juvabit. - Mittel gegen Brandschaden. - Singgedichte. - Der Luftschmaus. - Räthsel. - Aufl. der Charade in Nro. 18. -

Nro. 20. Abendempfindungen, von G. - Die Schulen, oder: die Stufen des Daseyns. - Benjamin Constant's 14 Brief: „über die 100 Tage." - Der Deutsche in Nord Amerika. - Warnung gegen Sorglosigkeit. - Ist gegenwärtig für Bremen eine Nationalbühne wünschenswerth?, von - p - s - Charade. - Aufl. des Räthsels in Nro. 19. -

Nro. 21. Nachtigallen Töne, von Harry. - Missions-Angelegenheit. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Lob der deutschen Sprache. - Ursprung des Wortes Pfaff. - Wider die Unfruchtbarkeit der Obstbäume. - Anekdote. - Aus dem Stammbuch auf der Wartburg. - Aus demselben Stammbuche. - Der Tempel der Häuslichkeit. - An den Gegenkritiker des Columbianers, von H.... - Aufl. der Charade in Nro. 20. -

Nro. 22. Wagniß, von Harry. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Die Entstehung der Rose. (Paramythie.) - Gesindewesen. - Bemerkung. - Fluch dem Mörder! - Drei Charaden im Zusammenhange. -

Nro. 23. Erinnerung, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Reise von Bremen nach Nord-Amerika im Jahre 1816. - Anekdote. - Zwei Anfragen. - Erlaubter Kuß. - Nach Swift, von H. Schubart. - Anzeige und Bitte. - Aufl. der Charaden in Nro. 22. -

Nro. 24. Abschied an .., von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Reise von Bremen nach Nord Amerika. Forts. - Die schlechteste aller männlichen Eitelkeiten - Anekdote. - Der Magnet. - Alter Wahlspruch. - Anfrage. - Der neueste Zucker. - Logogryph. -

Nro. 25. An den Mond, von Sch. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Ueber die Idee eines, mit unserm Armeninstitute zu verbindendem Arbeitshauses. - Reise von Bremen nach Nord-Amerika. Forts. - An N. N. - Bitte, von H-ll-. - Beantwortung der Anfrage in Nro. 24. - Berichtigung. - Aufl. des Logogryphs in Nro. 24. - Musikblatt in Steindruck. -

Nro. 26. Probe aus einer romantischen Erzählung, von W. E. Sch. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Reise von Bremen nach Nord-Amerika und Westindien. Forts. - Siesta. - Anekdote. - Stummes Dulden. - An B. und B - Logogryph.

Nro. 27. Anzeige, von G. Jöntzen. - Die Eroberung von Mexiko. Forts - Reise von Bremen nach Nord Amerika und Westindien. Forts. - Heirathen auf Trinidad. - Gut gemeinte Erinnerung an meine Mitbürger. - Vorschlag. - Amor an Hymen. - Auflösung des Logogryphs in Nro. 26. - Anzeige. -

Nro. 28. Die Osterfeier, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Reise von Bremen nach Nord-Amerika und Westindien. Forts. - Ruhmeslast. - Von den Canal Arbeiten. Forts. - Charakter Schilderung. - An die Staatsmänner Bluff und Blaff. - Auf Matz Pump. - Logogryph von acht Zeichen. - Theater-Anzeige. - Anzeige, von S. Jöntzen. -

Nro. 29. Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal Arbeiten. Forts. - Vorschlag. - An ein anspruchloses Landmädchen. - Aufl. des Logogryphs in Nro. 28. - Thalia an ihre

*

Kinder. Epilog von H-ll-. - Theater-Anzeige und Bitte. - Anzeige. -

Nro. 30. Das Blümchen, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal-Arbeiten. Forts. - Seltsame Gewissensruhe. - Chinesischer Oelcrettig. - Auf den Rücken eines Exemplars des Corpus juris geschrieben. - An das Schicksal. - Der Polizeibeamte Kuriokrokowskykenskikanski, Kullaka und sein Dummkopf, von Noeldeke. - Dreisylbige Charade von S... Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 31. Winter und Frühling, von A Daeves. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal Arbeiten. Forts. - Das Schweinspiel zu Tivoli. - Auf einem großen Fuße zu leben. - Glaube und Hoffnung. - Frau Loth als Salzsäule. - Räthsel. - Aufl. der Charade in Nro. 30. - Beilage. An Bremens Einwohner. -

Nro. 32. Mimer's Brunnen, von A. Daeves. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Ansichten über die Beilage zu Nro. 31 des Bgfds. - Anekdoten. - An einen deutschen, im Auslande angesiedelten Arzt. - Gespräch zwischen einem spielenden Bruder und einer liebenden Schwester, von Noeldeke. - Vermischte Nachrichten. - Räthsel. - Aufl. des Räthsels in Nro. 31.

Nro. 33. Der unsichtbare Sprachmeister. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal Arbeiten. Forts. - Weiblicher Entschluß. - Guter Grund. - Vater und Sohn, von Noeldeke. - Theater Anzeige. - Charade von drei Sylben. - Aufl. der Charade in Nro. 32.

Nro. 34. Elegie, von G. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal Arbeiten. Forts. - Bemerkung auf die gutgemeinte Erinnerung an meine Mitbürger ꝛc. - Vorschlag. - Elegie, von Noeldeke. - Das Oppositionsblatt liefert folgenden Vorschlag zur Güte. - Vermischte Nachrichten. - Zuversicht. - Logogryph. - Aufl. der Charade in Nro. 33. -

Nro. 35. Abschiedsworte an .., von G. - Der 18. October und das Osterfest. - Die Eroberung Mexiko. Forts. - Von den Canal-Arbeiten. Forts. - Beförderungsmittel der Kunst in Bremen. - Vorschlag. - Bemerkung. - Räthsel. - Aufl. des Logogryphs in Nro. 34. -

Nro. 36. Grundsätze der Weisheit oder Lebensregeln. Von Tschirnhaus. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal-Arbeiten. Forts. - Etwas über die Reitkunst. - Ueber Ausnehmen der Vogelnester. - Stoßseufzer. - Ueber die Trauerschnallen auf den Hüten. - Aufl. des Räthsels in Nro. 35. - Charade. - Berichtigung. - Anzeige. -

Nro. 37. Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal Arbeiten. Forts. - Aufschluß. - Gegenbemerkung auf die in Nro. 18 des Bgfds. enthaltene Andeutung. - Erklärung der Steindruck-Beilage. - Räthsel. - Aufl. der Charade in Nro. 36. -

Nro. 38. An einen Gottes Läugner, von H-ll-. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Von den Canal Arbeiten Forts. - Etwas über die Reitkunst. Schluß. - Der deutsche Correspondent. Aufl. des Räthsels in Nro 37. -

Nro. 39. Frühlings Empfindung, von H-ll-. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Zank und Versöhnung. - Von den Canal-Arbeiten. Forts. - Der Geschmack ist verschieden. - Anekdote. - Charade. -

Nro. 40. Rundgesang, von Noeldeke. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Ueber Beethovens siebente Sinfonie. - Berichtigung der Bemerkung im Bgfd. Nro. 35 ꝛc. - Beantwortung des Aufschlusses im Bgfd Nro. 37. - Züge aus dem Privat Leben Napoleons während der hundert Tage. - Seltsame Rache. - Anekdote. - Zweisylbige Charade. - Auflösung der Charade in Nro. 39.

Nro. 41. Ueber Beethovens siebente Sinfonie. Schluß. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Lösch-Anstalt. - Anfrage. - Sylben-Betonungs-Räthsel. - Anzeige. -

Nro. 42. Lebens-Sonnen. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Züge aus dem Privat-Leben Napoleons. Forts. - Lebensskizze von B. West. - Die Warnungstafel. - An Theone. - Aufl. des Sylben-Betonungs Räthsels in Nro. 41. -

Nro. 43. Im Gärtchen. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Die spanische Inquisition. - Englischer Nationalruhm. - Züge aus dem Privat Leben Napoleons. - Anekdoten. - Vorschlag. An - - -. - Charade.

Nro. 44. An Lina. - Die Eroberung von Mexiko. Forts. - Der todte Bräutigam. - Lesefrucht. - Zur Frühlingwiederkehr. - Züge aus dem Privat-Leben Napoleons, Forts. - Bemerkung. - Räthsel. - Aufl. der Charade in Nro. 43. -

Nro. 45. Erinnerungs-Genuß. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Züge aus dem Privat-Leben Napoleons Forts. - Die Ansichten sind verschieden. - Feuer! Feuer! - Lob des Weins, von S. - Zweisylbige Charade. - Auflösung des Räthsels in Nro. 44.

Nro. 46. Die Küsse. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Seltene Lösung des Ehrenworts. - Schöpfungs-Unermeßlichkeiten. - Das Gähnen. - Gnome. - Der Knabe und die Nachtigall. H-ll-. - Züge aus dem Privat-Leben Napoleons. Schluß. - Zweisylbige Charade. - Auflösung der Charade in Nro. 45. -

Nro. 47. Wie wird mir seyn, von G. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Der entschiedene Streit. - Starke Gedächtnisse. - Vorschlag und freundliche Bitte. - Gedanken. - Anekdoten. - Charade. - Auflösung der Charade in Nro. 45. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 48. Psyche, von H-ll-. - Iduna und Alfred. Erzählung von A. Daeves. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Anekdoten. - Kriegskosten. - Die Narrengeissel. - Auflösungen der Charade in Nro. 47. -

Nro. 49. Morgengedanken, von G. - Iduna und Alfred. Forts. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Gedanken. - Anekdoten. - Mononyme. -

Nro. 50. Die Jugend, von G. - Iduna und Alfred. Forts. - Ueber Heirathsverbindungen zwischen Adelichen und Bürgerlichen. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Wirksames Zaubermittel. - An die unglückliche Mutter, von H-ll-. - Charade von drei Sylben. - Auflösung der Mononyme in Nro. 49. -

Nro. 51. Die Athenaide. Iduna und Alfred. Forts. - Erinnerung im Vollmonde. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Charade von vier Sylben. - Auflösung der Charade in Nro. 50. - Anzeige von G. Jöntzen.

Nro. 52. Die Athenaide Forts. - Iduna und Alfred. Forts. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Charade von zwei Sylben. - Auflösung der Charade in Nro. 51. -

Nro. 53. Die Atheanaide. Forts. - Die Eroberung von Mexico Forts. - Die Johanniswürmchen. Ein Apolog von Noeldeke. - Iduna und Alfred. Forts. - Merkwürdiges Naturereigniß. - Sylben-Räthsel, von Noeldeke. - Berichtigung. -

Nro. 54. Die Athenaide. Forts. - Iduna und Alfred. Forts. - Bewährtes Mittel wider anhaltende Heiserkeit. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Ein sehr seltsamer Vorfall. - Neger-Aufstand. - Strohhüte. - Neue Auflage eines alten Buchs (?!) - Auflösung der Charade in Nro. 52. An H. - Auflösung der Charade in Nro. 53. - Anzeige von G. Jöntzen.

Nro. 55. Die Athenaide. Schluß. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Iduna und Alfred. Forts. - Der Stärkste. - Geldstrafe. - † Ein Ehe-Kreuz. † - Bevölkerung von Ohio. - Mißgeburt - Räthsel, von Noeldeke.

Nro. 56. Der Kampf, von Noeldeke. - Iduna und Alfred. Schluß. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Wichtig für Baumwoll-Manufakturen. - Thee. - Zweisylbige Charade von A. Daeves. - Berichtigung. - Auflösung des Räthsels in Nro. 55.

Nro. 57. Zur Feier der goldnen Hochzeit eines würdigen Ehepaars, von Noeldeke. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Harte Zeiten. - Frühling - Die beste Methode Brennöl zu reinigen. - Ein Wetteranzeiger. - Die auf jeden Fall nützliche Arznei, von Noeldeke. - Trarar's letzte Worte, von Noeldeke. - Die beiden von einem Fuchse überraschten Gänse, von Noeldeke. - Lakonische Antwort. - Bitte. - Neue Erfindung. - Charade von drei Sylben. - Anzeige von G. Jöntzen. - Auflösung der Charade in Nro. 56. -

Nro. 58. Die Eroberung von Mexico. Forts. - Das Brautbett. Erzählung von Gustav Schilling. - Lebensregeln, von Noeldeke. - Auf den Tod eines Kaufmanns, der auf einer Geschäftsreise unter Eis und Wellen das Leben verlor, von Noeldeke. - Charade von drei Sylben. - Auflösungen der Charade in Nro. 57. -

Nro. 59. Klagelied. - Das Brautbett. Schluß - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Erwiederung auf die in Nro. 57. enthaltene Bitte eines Heiserkranken. - Auflösungen der Charade in Nro. 58. -

Nro. 60. Pope's Versuch über den Menschen, von Noeldeke. Dritte Epistel. - Die Eroberung vo Mexico. Forts. - Sir Godfrey Kneller. - Verschwiegenheit. - Neue Erfindung. - Miscelle. Anecdoten. - Sylben-Betonungs-Räthsel -

Nro. 61. Pope's Versuch über den Menschen. Forts. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Die englische Staatsschuld. - Anekdote. - Auf den Tod. - Sylben-Betonungs-Räthsel.

Nro. 62. Pope's Versuch über den Menschen. Forts. und Schluß. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Ein Wort über die altdeutsche Kleidung. - Das Heirathen. - Das Meer. Parabel. - Die Stufen des Lebens. - Auflösung des Räthsels in Nro. 60. -

Nro. 63. Der Tiegerkampf, Friedr. Treitschke. - Die Eroberung von Mexico. Forts. - Tulpen. - Der Milchbaum. - Ein Traum, der in Wirklichkeit verwandelt werden kann? - Bemerkung. - k - n. - Prognosticon. - Trost für einen Bekümmerten. - Charade. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 64. Eisbäre. Nach Scoresby's Nordpol-Zoologie. - Die Eroberung von Mexico Forts. - Die türkische Hochzeit. - Ueber Träume. - Entdeckung eines neuen Blitzableiters. - Die Buchwahl nach Büchertiteln.

Nro. 65. Danklied. - Die Eroberung von Mexico Forts. - Ueber den Ursprung und die Einführung der Spielkarten. - Die Pagode des Sumnaut, im westlichen Indien, zerstört von Sultan Mahmud. - Der Leopard auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. - Anecdoten. - Auflösung der Charade in Nro. 61. - Amors Rachtbesuch. Nach Anakreon. - Räthsel.

Nro. 66. Bienchen. - Die Eroberung von Mexico. Schluß. - Der heilige Bund. - Anfrage. - Neu entdecktes Mittel J. G. H - n. - Anekdote. - Auflösung des Räthsels in Nro. 65.

Nro. 67. Beschreibung der alten Stadt Mexico. - Der heilige Bund Forts. - Bilder aus Brasilien. - Das Gastmahl. - Logogryph. -

Nro. 68. Klage und Trost. Aus einer Erzählung. - Beschreibung der alten Stadt Mexico. Schluß. - Der heilige Bund. Schluß. - Die Jettenhöhle. - Der jesuitische Himmel. - Elfenbein-Papier. - Beantwortung der Anfrage wegen einer Wechselbezahlung. - Theater-Anekdote, oder Vox populi vox Dei. - Mein Reichthum. - Gnome. - Schreiben vom Niederrhein. - Räthsel. - Auflösung des Logogryphs in Nro. 67. -

Nro. 69. Tod, Grab und Verwesung, von G. - Mehr Glück als Verstand. Wahre Geschichte. - Die indische Inselwelt. - Kleinigkeiten. - Anecdoten. - Die Werbung. - Auflösung des Räthsels in Nro. 68. - Oekonomie. - Jeder ist sich selbst der nächste. - Triolets. - Räthselfragen. - Fragen -

Nro. 70. Das Lied von der Nase. - Mehr Glück als Verstand. Forts. - Der pommersche arme Sünder. - Ali Pascha von Jannina. - Für Blinde. - Kleine Dampfmaschine. Erfindung von Daret. - Beantwortung der Frage im Bürgerfreunde Nro. 69, die Gassenbeleuchtung betreffend. -

Nro. 71. Sängerfreuden, von A. Daeves. - Der Köhler-Knabe. Wahre Geschichte. - Mehr Glück als Verstand. Forts. - Die Kunst der Geduld. - Warnung. - Logogryph von neun Zeichen. - Antworten auf die Räthselfragen in Nro. 69. -

Nro. 72. Wiegenlied, von A. Daeves. - Mehr Glück als Verstand. Forts. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Der Köhler-Knabe. Forts. - Aberglaube der Hinduer. - Menschliche Thorheiten. - Anekdote. - Zweisilbige Charade. - Auflösung des Logogryphs in Nro. 71. -

Nro. 73. Der Köhler-Knabe. Schluß. - Mehr Glück als Verstand. Schluß. - Bilder aus Brasilien. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Anekdote. - Des Fischers Klage. - Neuigkeit aus Holland. - Auflösung der Charade in Nro. 72. -

Nro. 74. Finsterniß. - Bilder aus Brasilien. Forts. - Die Buonapartiden in Rom. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Ungedruckter Brief Joseph's des Zweiten. - Anekdoten. - Höchst interessante Witterungsregeln. -

Nro. 75. Verlorne Liebeslust. - Bilder aus Brasilien. - Eine noch unbekannte Anekdote. - Allgemeine Theaterrüge. - Schrecklicher Mord. - Menschliche Thorheiten. - Bemerkungen. - An A. Daeves. Charade von drei Sylben, von Karl Daeves. -

Nro. 76. Prolog, von Noeldeke. - Bilder aus Brasilien. Schluß. - Gedankenspiel über die deutsche Sprache. - Frage und Antwort, nebst Trost. - Anfrage. - Oldenburg's dreizehnter Julius. - Antwort an Karl Daeves. - Charade von drei Sylben, von A. Daeves. -

Nro. 77. Sie ist todt! - Die Rückkehr aus Rußland. - Natur-Merkwürdigkeit. - Die Pudelbrücke - Fresko-Anekdote. - Die beiden Muhmen. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Elegie. - Erklärung der Steindruck-Beilage. -

Nro. 78. Die Gebürgsvölker Schottland's. - Von der Nachtmütze und für dieselbe. - Klagen eines Wallnußbaumes. Nach Ovid von Noeldeke. -

Nro 79. Liebchens „So oder so." - Die schöne Römerin. Novelle von E. F. Schulze. - Maria und Johanna de Bohorques. - Beitrag zur Charakteristik des Kaisers Napoleon. - Der Ma-

thematiker. - Neuigkeit. - Trommelt sie - trommelt sie. - Der Kosack und das Milchmädchen, von Noeldeke. - Verlust und Gewinn. - Buchstaben Räthsel. -

Nro. 80. Sie ist nicht todt! Die schöne Römerin. Forts. - Der Ohren-Schmaus, von Noeldeke. - Der Truthahn und Henne, von Noeldeke. - Miscellen. - Erläuterung wegen der Verfallzeit der Monat-Wechsel. - Ueber Eifersucht. - Correspondenz-Nachricht. - Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 79. -

Nro. 81. Ueber Eifersucht. Schluß. - Die schöne Römerin. Forts. - Branntewein den Fusel zu benehmen. - Juan de Salas. - Künstlichen Franzbranntwein zu machen. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Anekdoten. - Bitte. - An die Geliebte. -

Nro. 82. Hymne an die Malerei, von Noeldeke. - Die schöne Römerin. Forts. - Thorwaldson. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Dampfpresse zur Kaffee und Theebereitung. - Berichtigung. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 83. Der Mensch. - Die schöne Römerin. Forts. - Vorschlag. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Ueber Launen. - Anekdoten. - Dreisylbige Charade. - Auflösung der dreisylbigen Charade des Herrn. A. Daeves in Nro. 76. des Bgsds. An L. St. - Anzeige. -

Nro. 84. Scene aus der Iphigenia von Racine. - Die schöne Römerin. Forts. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Das Bremer Adreß-Buch. - Aus Paris. - Dreisylbiges Worträthsel. - Auflösung der Charade in Nro. 83. - Anzeige von G. Jöntzen. -

Nro. 85. Die schöne Römerin. Forts. - Ueber die Pferdezucht in England und über das englische Wettrennen. - Nützlicher Vorschlag. - Biographische Skizzen aus der Gegenwart. - Logogryph, von H - l l - Auflösung des Worträthsels in Nro. 84. -

Nro. 86. Scenen aus den Maccabäern von Rhode. - Die schöne Römerin. Forts. - Ueber die Pferdezucht in England und über das englische Wettrennen. Schluß. - Die Reitkünste. - Theilung der Beute bei der englischen Armee. - Ankündigung. - Auflösung des Logogryphs in Nro. 85. -

Nro. 87 Scenen aus den Maccabäern von Rhode. Forts. - Die schöne Römerin. Schluß. - Fünf Jahre nach der Hochzeit. - Merkwürdiges Blühen eines Rosenbaums. - Charade von H - l l -

Nro. 88. Scenen aus den Maccabäern von Rhode. Schluß. - Eine noch unbekannte Anekdote von dem Geisterbeschwörer Schröpfer. - Neue Entdeckung. - Pilgers Trost. - Privat-Bekanntmachung. - Charade. von H - l l -. - Auflösung der Charade in Nro. 86.

Nro. 89. Bericht und Bitte, an meinen mehrjährigen Freund, Geburtstag. - Sitten der Schotten. - Liebevoller Dank eines Kranken und Bescheidenheit eines großen Arztes. - Klugheiten des Hundes. - Folge menschlicher Unbarmherzigkeiten. - An A. Daeves. Drei Sylben, von Karl Daeves. - Auflösung der Charade in Nro. 88. - Erklärung der Steindruck-Beilage. -

Nro. 90. Der Fürstenlehrer. - Sitten der Schotten. Forts. - Sonderbare Heilart der Verrückten. - Neueste Nachricht über Africa. - Charade. - Berichtigung. -

Nro. 91. Hoffnung und Muth, von G. - Sitten der Schotten. Schluß. - Eine Aufgabe für Psychologen. - Auswärtige Theater Kritiken. - Auflösungen der Charade in Nro. 90. -

Nro. 92. An den Todesengel, von G. - Republikanische Rechtlichkeit. - Schneide ich mir die Nase ab, schände ich mein Gesicht. - Vierig. - Etwas über die Festung Janina. - Die Demantgrube zu Panno. - Fündlinge. - Erwiederung an Karl Daeves. Dreisylbige Charade, von A. Daeves. - Fragment eines Gespräch. - Unterreck - auch ein Egoist. -

Nro. 93. Die Mutter an der Wiege. - Folgen der Eifersucht. - Prahlerei und Elend. - Kurze Skizze von Neapel. - Historische Grausamkeiten. -

Nro. 94. Romanze, von Sch. - Der Proselyt. - Die Besteigung des Vesuvs. - Gutgemeinte Rüge und Anfrage. - Mancherlei. - Selbstmorde in Berlin. -

Nro. 95. Nachruf am Grabe des Herrn J. E. M. Von A. Daeves. - Gott hilft. - Der Proselyt. Schluß. - Deutscher Frauenmuth. - Wohlgemeinte Rüge. - Die neueste Glas-Treppe. - Neuer Versuch um Schiffe zu retten. - Neues Etablissement. - Einladung zu Tanzübungen. - Anfrage, das Theater betreffend. - Alles wird schlechter! - Das Röschen, von Sch. - Frecco Anekdoten. - Homonyme. -

Nro. 96. Kapitain Price und sein Sohn. - Eine edle That deutscher Krieger in Spanien. - Charakterische Züge des Grafen von Visé. - Erinnerung. - Vorschlag zur Beherzigung. - Anekdote. - Anfrage - Ein dauerhafter Ofenkitt. - Auflösung des Räthsels in Nro. 92. An A. Daeves. Charade. Von Karl Daeves. - Auflösung der Homonyme in Nro. 95. -

Nro. 97. Bremen geschildert von einem Engländer. - Große Folgen einer Kleinigkeit. - Ueber die Entstehung und Beschaffenheit des Eises im Polar-Meere. - Beantwortung der Anfrage in Nro. 95, das hiesige Theater betreffend. -

Nro. 98. Ballade, von A. Daeves. - Ueber die Entstehung und Beschaffenheit des Eises im Polar-Meere. Schluß. - Ueber deutsche Titel. - Müttern zur Beherzigung. - Anekdote. - Vermischte Nachrichten. - Auflösung der Charade in Nro. 96. An Karl Daeves. Viersylbige Charade. Von A. Daeves. -

Nro. 99. Gespräche der Verstorbenen. - Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England. ꝛc. - Das bezauberte Pferd. - Der Amtmann. - Vorläufige Anzeige an alle Theaterfreunde. - Einige Worte über das in Nro. 97, des Bürgerfreundes, das hiesige Theater betreffend, Gesagte. - Charade von zwei Sylben. -

Nro. 100. Historie von einem Schwalbennester. - Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England ꝛc. Forts. - Bremen geschildert von einem Engländer. Forts. - Auf der Reise. - Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse. - Sylben Räthsel. - Auf. der Charade in Nro. 99. -

Nro. 101. Das Wort. - Bremen geschildert von einem Engländer. Schluß. - Bestättigung, Rechtfertigung und Berichtigung. - Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse. Forts. - Witziger Einfall. - Berichtigung.

Nro. 102. Anzeige. - Umfrage. - Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England ꝛc. - Anekdote. - Am kürzesten Tage. - Abgedrungene Erklärung. - Auf. des Sylben Räthsels in Nro. 100. - Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse. Forts. - Beethovens 50 jähriges Jubiläum. - Druckfehler.

Nro. 103. Anzeige. - Weihnachtslied, von G. - Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England. Forts. - Belustigender Prozeß. - Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse. Forts. - Vorschlag zu einer andern Todesart des Schlachtviehs. - Anekdoten. - An ein Blümchen. - Mittel wider Gewissenspein. - Bemerkung für den Herrn G. M. - Druckfehler.

Nro. 104. Anzeige. - Klagen. - Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England. Schluß. - Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse. Forts. - Anekdoten. - Venus und Diana. -

Nro. 1.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 2. Januar 1820.

* An den Tod.

Von Wilhelm Schultheis.

Dem Thoren nur ein schreckendes Gerippe
Bist du willkommen mir als treuster Freund;
Ich küsse furchtlos deine kalte Lippe —
Die brüderlich der Vorwelt mich vereint

Der Bös'wicht mag — und muß vor dir wohl zittern
Dem Höllenangst im falschen Herzen glüht;
Wenn bei des Lebens ausgeglänzten Flittern
Gewissenspein ihm Mark und Bein durchzieht!

Dem Buben, wie dem frühentnervten Laffen
Magst du ein Greul — ein Schreckensbild wohl seyn!
Ich sehe dich Erschaffne schöner schaffen,
Und lindern jedes Dulders Qual und Pein.

Mag immerhin der Weichling vor dir beben
Der thatenlos auf Ottomannen schlief;
Mich führest du zu einem bessern Leben,
Zum Land, wohin mein Schöpfungstag mich rief.

Ich kenne zwar dein furchtbar grausend Klopfen,
Wenn du dich Thronen oder Hütten nah'st;
Das Angstgefühl — beim letzten Blutestropfen,
Das du an Millionen Menschen sah'st.

Ich stand dir nah' an düstern Sterbebetten
Wo deine Hand der Freunde Bund getrennt;
Ich sah dich Herzen von Verzweiflung retten,
Die nur der tiefgebeugte Dulder kennt.

Du schwammst mit mir auf schneller Fluten Wogen
Wo mancher nur durch Zufall Rettung fand;
Als schon der Hoffnung blasser Regenbogen
Wie Nebelduft vor seinem Blick verschwand.

Ich hörte dich aus donnernden Geschützen —
Im Jammer-Ruf aus nasser Kerkergruft —;
Bei Freundes Grab, aus aufgeborstnen Ritzen
Erscheinst du mir, in kalter Moderluft.

Auf deines Weges schaudervollen Spuren,
Kann Alles Wesen keines dir entgeh'n;
Auf deinen Ruf entbinden sich Naturen —
Zu angewies'nen Tiefen oder Höh'n.

Drum hoffe nicht von mir die kleinste Bitte
Kein thränend Aug', das jammernd zu dir blickt;

Tritt gastlich ein in meine kleine Hütte,
Wenn Gottes Ruf und Sendung dich mir schickt.

Dein blasses Bild erregt mir kein Entsetzen,
Mit Mannesfassung schau' ich oft nach dir!
Ich lasse Thoren ruh'n auf ihren Schätzen,
Und suche nur Zufriedenheit in mir.

Mich kümmern nicht die Güter dieser Erde,
Mein Geist umschwebet eine höh're Welt;
Gleichviel w o meine Hülle ruhen werde,
Wenn einst zu Staub und Asche sie zerfällt.

Dies zugemess'ne spannenlange Leben
Ist wahrlich keiner großen Sorge werth!
Genug, wenn ich vor m i r nicht muß erbeben,
Und auch die N a c h w e l t meine Thaten ehrt.

Vollendung bringst du jedem müden Pilger,
Der lebenssatt zur Grabes-Ruh sich sehnt;
Der Bosheit Ziel — dem Völkerglücks Vertilger,
Der im Besitz der ganzen Welt sich wähnt!

Es streifen sich mit Augen voller Schuppen
Die Herrscher oft um eine Hufe Land;
Und greifen, gleich den Kindern, nur nach Puppen,
Nach Flittergold — nach schönem Silbersand.

Und während ihrer Tigermord's Gefechte
(Die Völkerblindheit: „H e i m a t h s r e t t u n g" nennt)
Darbt manche Unschuld, deren Noth und Rechte
Der n e u e Thronherr weder s c h ä t z t noch k e n n t!

Drum zieh' nur hin in deinem Aetherfluge,
Du! Aller Wesen schönstes Abendroth!
Umarmend, bei dem letzten Wasserkruge —
Folg' ich dir willig, holder, lieber Tod!

Wie Iris oft nach langer Mittagsschwüle
Dem Wanderer im Farbenflor erscheint,
So giebt dein Hauch dann labungsvolle Kühle,
Wenn still der F r e u n d, am Grab' des F r e u n d e s weint.

In Gottes Auen finden sich einst wieder
G e l i e b t e, die dein Sensenstreich getrennt!
Und schau'n auf uns von jenen Höhen nieder
Die der in Gott Verewigte nur kennt.

Und auf der Hinterlaßnen kalten Hügeln
Ruht Gottesfriede! — Ihre stille Gruft
Umschwebt kein Dämon; bis auf Seraphsflügeln
Gott einst die Hülle zur Verklärung ruft.

Drum ruhe sanft in der geweihten Erde
Geliebter! den Natur mir eng verband;
Du! den ich einstens wiedersehen werde
In einem b e s s e r n, s c h ö n e r n V a t e r l a n d.

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

F r a n k r e i c h.

In Frankreich sind durch Kunst und beharrliche Ausdauer viele Canäle für die Erleichterung des inländischen Handels geschaffen worden. Der erste Canal dieser Art, durch welchen die Mosel mit dem Rheine verbunden werden sollte, wurde von Lucius Verus projectirt, als dieser ein römisches Heer in Gallien befehligte.

Der Canal von Burgund wurde von Heinrich IV. angefangen und unter der Regierung Ludwig XIII. beendiget. Er verbindet die Loire mit der Seine; nimmt seinen Anfang aus der Loire bei der Stadt Briare; zieht sich auf Chatillon sur Loire nach Montargis, wo er den Namen dieser Stadt annimmt. Neben derselben vereinigt er sich mit dem Canal von Orleans und zieht sich weiter fort auf Landau Nemours und Moret bis neben Fontainebleau in die Seine. Dieser Canal hat zwei und vierzig Schiffs-Schleusen: Durch ihn wird Paris mit Getraide, Mehl und andern Bedürfnissen, Erzeugnissen entfernter Provinzen; als Provencer Oele, trockenes Obst, Trockengut, Muskat-

Wein, Papier ꝛc. versorgt. Von Paris werden dagegen Tücher, Stoffe und allerlei Fabrikwaaren nach den südlichen Provinzen auf diesem Canale in Rückfracht gegeben.

Der Canal von Orleans, mit welchem sich der vorige bei der Stadt Montargis vereinigt, wurde im Jahre 1675 angefangen, damit eine schiffbare Wasser-Communication zwischen der Seine und Loire nahe bei der Stadt Orleans zu Stande kommen möchte. Er ist bedeutend kürzer als der Canal von Burgund und hat nur einundzwanzig Schiffs-Schleusen. Das Verkehr auf diesem Canale ist sehr lebhaft, theils nach und von Paris, theils nach und von den benachbarten Städten. Es sind hier viele Wasserkutschen für Reisende im Gange.

Der Canal Bourbon ist erst in der neuern Zeit unternommen worden. Man hatte dabei den Zweck, eine schiffbare Wasser-Communication aus der Oise bis Paris zu schaffen, um so viel wie möglich einer Hungersnoth in Paris vorzubeugen. Die Vereinigung der Somme mit der Oise durch Hülfe des Canals der Picardie, giebt den picardischen Getraide-Versendungen nach Paris einen leichten Transport: Eben so können Kohlen, Hölzer, Butter und Gewürze durch Hülfe dieses Canals von Holland und aus den nördlichen französischen Provinzen ohne Beschwerde nach Paris gebracht werden. Dieser Canal nimmt zu St. Quentin seinen Anfang und zieht sich nahe bei Ham in die Somme: Aus dieser zieht er sich queer durchs Land bei Lafere in die Oise. In dieser geht die Schiffahrt herunter bei Chauny in die Seine, wo alsdann die Schiffe aufwärts nach Paris und niederwärts nach Rouen fahren können.

Von Landau ist zum Rhein ein Canal gegraben, welcher bei Speyer in diesen Strom fällt, und der Canal von Landau genannt wird.

Der Canal von Languedoc, auch der Canal beider Meere genannt, verbindet den Ocean mit dem mittelländischen Meere. Der Plan dazu wurde unter Franz I. entworfen; doch angefangen und vollendet wurde derselbe unter Ludwig XIV. Sowohl dem Minister Colbert, unter dessen besonderm Schutze dies wundergroße Werk angefangen und vollendet wurde, als dem Ingenieur Riquet, der dies Werk leitete, macht es ewig Ehre. Es wurde im Jahre 1666 angefangen und im Jahre 1681 vollendet. Es hat jeder großen Erwartung entsprochen, und eine leichte Handels-Communication zwischen den beiden fruchtbaren Provinzen Chuienne und Languedoc geschaffen.

Dieser Canal hat eine Ausdehnung von Narbonne bis Toulouse. Um gehörig mit Wasser versorgt zu werden, sind verschiedene Flüsse hineingeleitet und 114 Schleusen in demselben gebauet worden. Auf einigen Punkten ist dieser Canal durch Aquaducte von bedeutender Höhe über Brücken geleitet worden, unter welchen eben so leicht Schiffe, wie über den Brücken durch die Aquaducte, passiren können. So sehr das große Werk auf den eben bezeichneten Punkten auch Bewunderung erregt, so wird doch diese zum Staunen erhöhet, wenn man sieht, wie in jenen Zeiten (1666) nahe bei der Stadt Beziers der Canal 720 Fuß lang in Trichterform durch einen felsigen Berg schiffbar fortgeführt werden konnte.

Die Kosten dieses Werks haben sich auf dreizehn Millionen Livres belaufen, wovon der Staat sieben und die Provinz Languedoc den Rest getragen hat.

Vor einigen Jahren wurden von der französischen Regierung drei Canäle projectirt, um die schiffbaren Ströme Frankreichs bis Hamburg mit

einander in Verbindung zu bringen; theils um dem französischen Handel bei See-Kriegen möglichst in Sicherheit zu stellen, theils aber auch um die Schiffswerfte von Marseille, Toulon, Brest und Rochefort mit den nöthigen Bedürfnissen aus dem baltischen Meere versorgen zu können, ohne damit einen See-Transport wagen zu müssen. Die schon bestehende inländische Schiffahrt zwischen Hamburg und der Weichsel schien diesem Unternehmen die Hand zu bieten.

Seitdem der Canal von Languedoc der Stadt Cette und den benachbarten Gegenden so wesentliche Vortheile verschafft hatte, wurde ein Eifer allgemein, durch ähnliche Mittel sich ähnliche Vortheile zu verschaffen. Es kam deswegen vorzüglich durch den Betrieb des Handelstandes in Cette noch ein anderer Canal zu Stande, der von Cette bis in den See Manguis gegraben wurde und den Namen Canal von Gráve erhielt. Die dadurch entstandene schiffbare Communication wurde durch einen zweiten Canal aus dem See Manguis bis zur Stadt Lünel fortgezogen, dem man den Namen Canal von Lünel ertheilte.

Auch wurde ein Canal aus dem Meerbusen von Languedoc durch zwei Seen bis zur Stadt Bocaire in die Rhone gezogen, und von diesem Canale noch ein Neben-Arm nach dem Flecken Gureral in die sogenannte kleine Rhone gegraben.

Ein anderer Canal wurde von der Stadt Tarascon an der Rhone bis Arles, und weiter hinunter bis in den See, der nahe bei der Rhone-Mündung sich in den Meerbusen ergießt, zu Stande gebracht. Man nennt ihn den Canal von Boue. Mit diesem Canale setzte man noch zwei andere in Verbindung: Den einen nahe bei Arles: den andern aus dem See Mangis. Letzterer, welcher sich bei Mirandol in den Fluß Durance fortzieht, erhielt den Namen: Canal von Crapone.

In dem nördlichen Frankreich geht ein Canal von Dünkirchen nach Bergues: Ein anderer von Bergues nach Fürnes; der Canal von Fürnes genannt. Auch von Fürnes nach Nieuport zieht sich ein Canal, der von letzterer Stadt den Namen führt. Noch ein anderer Canal zieht sich von Bergues auf den Flecken Coline bis St. Omer, genannt der Canel von Bergues. Von St. Omer ist dieser Canal bis zur Stadt Aire in die Lys fortgeführt, wo der Name Canal von Aire ihm gegeben ist.

Schon im Jahre 1681 wurde auch von Calais aus ein Canal queer durch's Land bis in einen Fluß nahe bei Andruic gegraben.

Diese Canäle, welche in mannigfaltigen Richtungen das Land durchschneiden, sind nicht allein für die inländische Schiffahrt des nördlichen Frankreichs höchst nützlich: sie dienen auch dazu die niedrigen Gegenden zu entwässern, welche mit Hülfe dieser Canäle zu den fruchtbarsten Gegenden umgeschaffen sind, und ohne diese Hülfe nur den Anblick eines Sumpfes darbieten würden.

Auch zwischen Lens, Lille, Douay, den Flüßen Ober- und Unter-Deule, der Scarpe und der Schelde ist eine schiffbare Wasser-Communication durch Canäle und Schleusen geschaffen worden. Von Lille aus nimmt ein Canal seine Richtung nahe Bablisse und Lens vorbei bis Douay. Von da nimmt dieser Canal eine Wendung, geht aus der Scarpe nahe Marchienne vorbei und vereiniget sich wieder mit diesem Flusse bei St. Amand. Von da geht er in einem spitzen Winkel dreiviertel des Weges zurück nahe Donay vorbei, parallel mit dem linken Ufer der Scarpe.

Von Lille bis Donay führt dieser Canal den Namen: der Canal von Lille und Donay; übrigens den Namen: der Canal von Tritaire.

In vielen andern Gegenden Frankreichs finden sich schiffbare Canäle. So sind drei Canäle aus dem kleinen Fluße Bonne nahe bei Grenoble, und ein vierter mehr unterwärts aus dem Fluße Drac gegraben worden; ein fünfter geht nahe bei Pau aus dem Fluße dieses Namens; ein sechster aus dem Flusse Adour nahe beim Flecken Barcellone bis Adour; ein siebenter aus dem Meerbusen von Rochelle nach der Stadt Lucon; ein achter Canal ist projectirt, der nicht weit davon aus der Mündung des Flußes Saigre in die Claine nahe bei Poitiers führen soll; ein neunter geht zu Chalons aus der Loire, auf Layon Thouars nach Martigne; ein zehnter geht aus der Loire von Angiers nach Auchion; ein eilfter geht Bellisle gegenüber aus dem Meerbusen nach Vannes. Alle diese verschiedenen französischen Canäle haben eine Länge von 1939 englischen Meilen.

Noch wurde im Jahre 1802 eine Untersuchung darüber angestellt, ob nicht der kleine Fluß Bureg auf eben die Weise und zu eben dem Zwecke nach Paris geleitet werden könne, wie der New river nach London geführt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Gleichgültigkeit gegen unbillige Urtheile.

Es giebt Menschen die gleichsam nur in dem Athem Anderer leben, das ist: sich sehr unglücklich fühlen, wenn nicht jedermann so gütig ist von ihnen das Allerbeste zu reden. Diese sind in der That zu bedauern. Die Ruhe ihres Lebens hängt immer von den Launen Anderer ab, wie die Stille des Meeres vom Winde.

Andere gehen ihren Weg durch die Welt ruhig — immer den Himmel im Herzen, ganz unbekümmert um die Regsamkeit böser Zungen. Dies sind die wahren Glücklichen.

Man will behaupten: daß in alten Zeiten die Zahl der letztern viel größer gewesen sey, als jetzt, daß der tägliche Gebrauch des Caffees die Menschen viel reitzbarer mache als sie ehedem waren und daß hieraus der jetzige mannigfaltige Hader und die Empfindlichkeit der Menschen entstanden sey.

So viel ist gewiß, daß die Vorzeit mehr Beweise von gleichgültiger Großmuth gegen bittere Urtheile aufzuweisen hat wie jetzt.

Als Aristophanus die Gespräche des Sokrates in einem Lustspiele lächerlich gemacht hatte, besuchte Sokrates das Schauspielhaus, so oft dieß Lustspiel aufgeführt wurde, ohne Unwillen über das Spiel zu äußern.

Julius Cäsar war vom Dichter Catull gewaltig durchgezogen worden. Cäsar, der dies erfuhr, behandelte den Dichter so freundlich und großmüthig, daß dieser zuletzt nicht umhin konnte ein Freund und Anhänger des Cäsars zu werden.

Der Cardinal Mazarin war von dem bekannten Gelehrten Quillet in einem botanischen Spott-Gedichte bitter angegriffen. Mazarin behandelte ihn wie Cäsar den Catull. Beide wurden gute Freunde. Quillet wurde Mazarins Lobredner und erhielt am Ende von ihm eine gute Abtey.

Friedrich der Große fand ein Vergnügen daran, Pasquille die ihn betrafen allgemein gelesen zu sehen.

Heinrich der Vierte versorgte die gegen ihn empörte Stadt Paris als er sie belagerte, mit Lebensmitteln, damit seine Todfeinde nicht Hungers sterben möchten.

Der große Pitt ertrug mit Gleichgültigkeit die Bitterkeiten, die ihm ins Gesicht gesagt wurden. Dies kam daher: Er war groß in sich und viel größer als alle seine Gegner

Ueberhaupt geben Verfassung, Clima und schwere Nahrungsmittel dem Engländer eine Kaltblütigkeit, die der Deutsche nicht hat. Und wann der Groß-Canzler von England ganz ernsthaft den gemeinsten Engländer mit klaren Worten über die Vornehmsten aller Völker unter der Sonne erhebt, so ist es ihm sehr gleichgültig, ob im Auslande jemand darüber spottet, oder ob sich ein Don Quixotte findet der seine Sottise in Schutz nimmt.

So wie nun ein Witzfabrikant in Verlegenheit kommt, wenn über sein Machwerk nicht gelacht wird; so geräth auch die Lästerzunge in Stocken wenn keine Notiz mehr davon genommen wird. Die Erfahrung zeigt auch: daß Menschen, die bloß lästernde Umtriebe zum Handwerk machen, in ihrem Publikum sehr bald Treue und Glauben verlieren.

Wenn nur die Menschen, welche durch Bande der Freundschaft und Liebe im Leben innig mit einander verbunden sind, durch solche Umtriebe nicht zweifelhaft an einander werden, so hat es übrigens nichts damit zu bedeuten.

Wenn indessen jene Umtriebe von Bosheit ausgehen und mit List geleitet werden, so gehen sie in der Regel darauf aus in enge freundschaftliche Verbindungen den Saamen der Zwietracht zu säen, wie vom bösen Feinde im Evangelio geschrieben stehet. Wer es aber recht innig fühlt, wie viel Reitze dem kurzen Menschen-Leben dadurch geschaffen werden, wenn zwei Menschen sich einander unaussprechlich gut sind, — wer diese Reitze für's Erdenleben bis an den Tod sich sichern will, der muß gegen jene List immer auf seiner Hut seyn und in seinen zarten Verhältnissen es nie vergessen, daß der Mensch mit dem Engel und der Engel mit dem Menschen verschmolzen ist.

*

---

* Von den zwei Seelen im Menschen.

Der liebenswürdige König Cyrus der Große mochte seine Lieblinge und Generale gern bei der Tafel um sich haben und dann vergnügt recht viel über menschliche Angelegenheiten sprechen, wo jeder ganz frei heraus seine Meinung sagen durfte.

Eines Tages kam die Rede auf die Gewalt des festen menschlichen Willens, und so behauptete Araspes: Der Mensch könne in jeder Lage des Lebens alles über sich gewinnen, wenn er nur wolle.

Cyrus war ein großer Menschenkenner, klopfte den Araspes auf die Schulter und sagte lächelnd:

Mein lieber Freund! wir wollen doch sehen,
Ob Du auch wirst in der Probe bestehen.

Nicht lange darauf zog Cyrus in den Krieg gegen den König Abradates, besiegte ihn und nahm dessen sehr schöne Gemahlin Panthea gefangen.

Araspes hatte heldenmüthig gefochten, und erhielt daher den Ehrenposten: die Panthea zu bewachen; sie wie eine Königsfrau zu behandeln,

ihren Befehlen Folge zu leisten und nichts zu thun was ihr unangenehm seyn könne.

Kaum vergingen zwei Tage als Araspes die Königsfrau vergaß und nur eine Geliebte vor Augen hatte. Er trieb es so weit, daß Panthea den Cyrus zu sprechen verlangte. Dies wurde ihr gewährt. Nun beschwerte sie sich bitter über die Zudringlichkeit des Araspes. Cyrus lächelte und versprach Hülfe. Er ließ also den Araspes vor sich kommen und sprach zürnend: Wer meinen Befehlen entgegen handelt, hat sein Leben verwürkt. Wie? Du hast Dich vermessen, mir zu sagen: daß der feste Wille alles über den Menschen vermöge und befolgst doch nicht meine Befehle. Araspes, der den weiten Sinn dieser kurzen Rede begriff, sprach verwirrt und gedrückt zum Cyrus: O großer König! Nun habe ich erst erfahren daß jeder Mensch von zwei Seelen, von einer guten und von einer schlimmen regiert wird, die im ewigen Kampfe mit einander liegen um die Herrschaft über den Menschen zu gewinnen. Tödte die schlimme Seele, aber die gute laß leben.

Cyrus sprach lächelnd! So? Du hast also nun erst erfahren, was du längst hättest wissen sollen! Laß das Ding gut seyn, aber sey nie wieder so vermessen mit dem festen Willen und glaube:

Wer die schlimme Seele in Fesseln erhält
Ist stärker als ein Besieger der Welt.

*

Mancherlei.

1. Ahnen geben nicht zugleich Verstand.

Daß viele Ahnen und ein hoher Stammbaum nicht zugleich den Verstand geben: davon liefern die Amboinesen ein Beispiel. Diese Menschen behaupten nämlich himmelfest, daß sie unmittelbar von dem Krokodille abstammten. Wenn es nun wahr wäre, daß eine lange gebogene Nase altadlige Herkunft verkünde, so könnten zwar in dieser Hinsicht die Amboinesen ihre Gefräßigkeit und ein schönes Gebiß für sich anführen. Eine Probe ihres Verstandes giebt indeß das Folgende: Als die Portugiesen die Insel Amboina entdeckten, landeten sie daselbst und befestigten am Lande einen ungeheuren Anker mit der Drohung: „daß wenn die Eingebornen sich nicht ergeben „würden, sie das Land vermittelst dieses Ankers wegschleppen wollten."

Dies wurmte dem Volke ganz entsetzlich und obgleich dasselbe einige Gegenmittel dadurch versuchte, — ihr Land an einem dicken Baum fest zu binden, so war dennoch die Folge von einigen vertraulichen Besprechungen der Oberhäupter, daß sie sich — ergaben. (Valentges Beschreibung von Ostindien.)

---

2. Was die Engländer nicht thun.

— „Engländer kommen nicht nach Deutschland, um — Kammerjungfern zu werden." Diese überaus wichtige und sehr glaubhafte Nachricht stehet im Journal „London und Paris." 1805. 5. Stück S. 25.

---

3. Das Haus von Butter.

In einer Berliner Zeitung steht wörtlich folgendes:

„In der Sonnabend Vormittag angesetzten „Auction in meinem Hause von Butter „sollen noch drei Tonnen Pöckelfleisch mit verauctionirt werden."

---

4. Aufhebung alles Kredits.

— Zu gleicher Zeit warne ich, Niemanden, ohne einen eigenhändigen Zettel mit meinem Namen, etwas auf Kredit zu geben."

---

* Antwort auf die Frage in dem Bürgerfreund Nr. 102. wegen Mittel in die öffentlichen Brunnen stets Wasser zu haben, hauptsächlich bei dieser gewesenen trockenen Zeit.

Ich behaupte: wenn kein sogenanntes Flug-Sand vorhanden kommt, der das Tiefermachen hindert, und hierzu sich keine fremde Quelle geselllet, der den schönsten Wasserbrunnen verdirbt, und sich dann nicht die Höflichkeit manchen Bürger aussetzen muß. Ich frage aber an? und bitte die Antwort mit dessen wertheften Namen zu unterzeichnen, ist es gut einen gemauerten Brunnen, welcher von unten bis oben 9 bis 12 Zoll aus den Loth hänget, demselben tiefer zu machen ohne Lebensgefahr, ist reinemachen des Brunnen mehr als wenn trübes oder faulschmeckendes Wasser vorhanden ist, denselben von Schmutz bis auf den reinen Sand den untern Boden zu reinigen, wo die Blei-Röhre auf liegt und ihr Ende hat, ist Tiefermachen hiermit verbunden, wenn man frei in Brunnen auf den Boden stehen kann, um selben auszugraben, ist es Vortheil eine schadhafte Blei Röhre die noch lange gebraucht werden kann, wann ein Verband um dem Fehler kommt, wo sie dennoch zuweilen 10 bis 15 Jahre aushält, wo so ein Verband nach der Größe 1 à 2 Rt. kostet und neue Röhre und Löthung 5 à 6 Rt. kommt, verdient erstere bezahlt zu werden, und kann ein Brunnen zufrieren wenn er alle ¼ oder ½ Stunde des Nachts über angepumpet wird, außer der größten Kälte und Frost, zumal in der Altstadt, und kann nicht gleich an einen neuen Sauger und Klappe ein Zufall sich ereignen daß derselbe gleich wieder schadhaft wird, durch hineinwerfen in der Pumpe, oder wegen Losgehen der Nägel durch das heftige Stoßen, welches einige Menschen an sich haben bei dem Pumpen. (?!)

Ch. H. Meyer,
Stadt-Brunnenmeister.

Auflösung der Charade in Nr. 104.

Scheinheiliger.

---

* Nachricht.

Der fünfte Jahrgang des Bürgerfreundes erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags einen Bogen stark, und es werden supplementarisch auch Beilagen und Steinabdrücke von Zeichnungen, Compositionen und Handschriften beigefügt. — Man verbindet sich für diese Wochenschrift entweder auf ein viertel Jahr durch Vorausbezahlung von 36 Gr. Gold oder für den ganzen Jahrgang durch Pränumeration von 2 Rt. in Ld'or à 5 Rt.

Auswärtige belieben die Bestellungen bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen zu machen und Beiträge, welche sich für dieses Blatt eignen, franco an die Redaction desselben einzusenden, welche den jetzt beginnenden fünften Jahrgang dieser Wochenschrift durch gütige Unterstützung mehrerer geschätzter Mitarbeiter reichhaltig und zweckmäßig auszustatten sich eifrigst bemühen und sich des bisher erhaltenen Beifalls immer würdiger zu machen bestreben wird.

Bremen, am 2. Januar 1820.

Die Redaction des Bürgerfreundes.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 2.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 6. Januar 1820.

* Manufaktur und Handelssystem und Folgen derselben.

In alten Zeiten wurde die Welt immer durch einfache Eroberungsplane erschüttert: In der neuen Zeit durch verwickelte Handels- und Manufaktur-Systeme und durch den Neid des einen Staates über das Gelingen dieses Systems in einem andern. Da jedoch das civilisirte Leben und Treiben auf der Erde noch sehr jung und noch in der Kindheit des Alters begriffen ist, so haben die Erfahrungen noch nicht vollendet werden können, die aus jenen verwickelten Systemen rücksichtlich ihrer Wirkungen nach Außen und im Innern endlich hervorgebracht werden können und müssen: Es ist also noch nicht klar geworden, ob der glänzendste Erfolg dieser Systeme in seinen Einwirkungen zu beneiden oder zu beklagen sey.

Gleichwohl bringen die gegenwärtigen Zeiten zwei Dinge ins Reine, einmal: daß ein Staat, der anfängt ein Manufaktur-System zu exeptiren bei den Geburts wehen zu Grunde gehen kann, und zweitens: daß ein Staat, der die Geburt dieses Systems glücklich überstanden und sein Kind mit Stolz, Weisheit und Glanz in die Welt geschickt hat, wenn auch übrigens die Constitution dieses Staates auf die ewig dauernden Grundzüge der menschlichen Natur vortrefflich gebauet ist, doch in Gefahr kommen kann, am Ende von diesem Kinde erwürgt zu werden.

Der nachdenkende Verstand, der am Leitfaden vorhandener Erfahrung die Belege zu dieser Meinung aus der neuen europäischen Geschichte wahrnimmt, wird die Ursachen davon nahe finden können. Die Weisheit der Manufaktur- und Handelsgesetzgeber ist aber immer viel höher als alle menschliche Vernunft; verwirft einfache Grundwahrheiten, und gefällt sich nur in Verwickelungen, in welchen die Grundwahrheit entweder ganz fehlt, oder mystisch verborgen liegt.

Diese einfachen Bemerkungen schicke ich der Erzählung eines Traumes voran, den vor hundert Jahren ein unsterblich gewordener englischer Schriftsteller und Staatsmann über den Hebel des brittischen Manufaktur- und Handels-Systems drucken ließ: Der Traum lautet in meiner Uebersetzung folgendermassen:

Ich kam träumend in einen großen Saal, worin ich am Tage zuvor wachend gewesen war: Die Gesellschaft des Tages hatte sich daraus verloren: Zu meinem Erstaunen sahe ich am obern Ende desselben einen goldenen Thron, den eine schöne Dame einnahm. Man sagte mir: Dies ist der öffentliche Credit.

Die Wände des Saales waren mit vielen Parlamentsacten behangen: Mit goldenen Buchstaben waren diese geschrieben. Oben hing die Magna Charta. Die Einheitsacte zur Rechten und die Duldungsacte zur Linken.

Unten, der Dame auf dem Throne gegenüber hing die Acte von der häuslichen Niederlassung.

Die Seiten des Saales waren mit Parlamentsacten bedeckt, welche die Sicherheit der öffentlichen Fonds bezweckten. Die Dame achtete scharf auf diese Actenstücke und heftete darauf mit sichtbarer Freude ihre Blicke. Doch wurde sie sehr unruhig wenn etwas nahe kam, das ihr verdächtig war. Ueberhaupt schien sie sehr furchtsam zu seyn: Ueber jede Neuigkeit, die ihr zu Ohren kam, verfärbte und erschrack sie sich leicht. Ich nahm bald wahr daß sie kränklicher und reitzbarer war, als ich je ein Frauenzimmer gefunden hatte. Wechselsweise ging sie vom blühendsten Zustande zur Schwindsucht über, und wurde mager wie ein Gerippe; dann erholte sie sich eben so geschwind wieder, als sie abgezehrt war, und ging von der bedenklichsten Krankheit plötzlich zur Gesundheit über.

Bald fand ich die Ursache dieses auffallenden Wechsels: Es saßen nämlich zu ihren Füßen zwei Secretaire, die stündlich aus allen Weltgegenden Briefe empfingen; diese wurden gleich nach Ankunft gelesen; ihr Inhalt brachte den bezeichneten plötzlichen Wechsel in dem Zustande der Dame hervor.

Hinter ihrem Throne waren zahlreiche Geldsäcke so hoch über einander geschichtet, daß sie bis an die Decke reichten. Links und rechts waren Pyramiden von Goldstangen zu sehen; Ich erstaunte darüber; die Erscheinung erklärte sich aber, als ich vernahm, daß die Dame die Kraft jenes lydischen Königes hatte, der nach Dichter-Sage alles durch seine Berührung in Gold verwandeln konnte, wenn er wollte.

Plötzlich wurde der Saal beunruhiget; die Thüren flogen auf und es traten sechs Gespenster herein, so scheußlich wie ich sie je im Traume gesehen hatte. Sehr verschieden in Natur kamen sie dennoch Paarweise und mischten sich tanzend unter einander.

Das erste Paar hieß Tyrannei und Anarchie; das zweite Aberglauben und Unglauben, und das dritte: Der Genius des öffentlichen Wohls und ein junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, dessen Namen ich nicht erfahren konnte. Er hatte in seiner rechten Hand ein Schwerd, mit welchem er Umtriebe gegen die Acte von der häuslichen Niederlassung machte, und es schien als wenn seine linke Hand mit einem Schwamme gefüllt war. Der Tanz von so verschiedenen sich widerstrebenden Wesen schien dem Laufe von Sonne, Mond und Erde zu gleichen, wenn sie sich einander verfinstern.

Die Dame fiel beim Anblicke dieser Gespenster in Ohnmacht.

Et neque jam color est misto candoro rubori;

Nec vigor et vires, et quae mado visa placebant;
Nec corpus romanet.
Ovid. Met. Lib. 3.

Ueber die aufgethürmten Geldsäcke und Goldpyramiden waltete eine plötzliche Metamorphose: Jene schrumpften ein und wurden fast leer: Es blieb nicht der zehnte Theil darin: Sie wurden mit Luft angeblasen wie Homers Held sie vom Aeolus empfing. Die Goldstangen verwandelten sich in Papiere und Kerbholz Bündel.

Indem ich über diese plötzliche Vernichtung wehklagte, verschwand der ganze Auftritt: Liebenswürdige Gestalten erschienen und wandelten harmonisch Paarweise einher wo die schrecklichen Gespenster gewichen waren; Freiheit mit der Monarchie zur Rechten; dann Mäßigung mit der Religion zur Seite; dann eine unbekannte liebenswürdige Person, Hand in Hand mit dem Genius von Großbritannien. Die Dame auf dem goldenen Throne kam wieder zum Leben; die Geldsäcke wurden wieder Inhaltschwer und die Kerbholz Bündel und Papierhaufen verwandelten sich neu in Pyramiden von Goldstangen. Ich erwachte in der Freude über den glücklichen Ausgang der Schrecknisse.

*.

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Spanien.

In Spanien ist oft die Rede davon gewesen den Isthmus von Darien in der Richtung von Panama nach Nombro de Dios zu durchgraben, um eine schiffbare Communication zwischen dem atlantischen und dem stillen oder Süd-Meere zu bewirken, und dadurch einen graden Weg nach China und Ostindien zu schaffen; aber die verschiedenen Projecte dazu sind immer für unausführbar gehalten, und als lächerliche Plane behandelt worden. Es würde auch thöricht scheinen, wenn die Spanier in Hinsicht auf Canal-Bau das eigene Vaterland vernachläßigen und dagegen ihre Anstrengungen auf eine tausend Meilen entfernte unfruchtbare Colonie verwenden wollten.

Spanien hat wirklich noch Mangel an Schiffahrts-Canälen in solchen Gegenden, wo sie höchst nützlich werden könnten. Zwar wurden einige Versuche gemacht durch Canäle dem inländischen Handel aufzuhelfen; allein auch diese Versuche blieben sehr unvollständig und ohne bedeutenden Erfolg.

Im Jahre 1785 fing der berühmte Canal von Arragonien an die Hoffnungen zu erfüllen, die man davon unterhalten hatte. Unter der Regierung Carls IV. kamen zuerst auf diesem Canale kleine Schiffe von Tudela in Saragossa an, welche unter vielem Jubel daselbst empfangen wurden. Der Canal von Tauste und der königliche Canal, die beide mit gleicher Wasser-Tiefe in Navarra ihren Anfang nehmen, ziehen sich in verschiedenen Wendungen durch Arragonien, bald näher bald entfernter vom Ebro, bis sie zuletzt mit diesem Flusse sich vereinigen. Die Ueberschwemmungen der Ströme, welche aus dem Norden von Navarra und Arragonien in den Ebro fließen sind dadurch gehemmt und viele Gegenden in fruchtbare Felder verwandelt worden.

Dieses Werk ist durch ein Maaß von Anstrengungen zu Stande gebracht worden, welches nicht minder als der Canal von Languedoc bewundert zu werden verdient. Außer den Dämmen, Deichen, Schleusen und Brücken, welche jene beiden Canäle auf ihrem Wege nothwendig machten, wurde derselbe in dem Thale

*

Riojalon, durch einen 710 Faden langen Aquaduct fortgeführt, dessen Fundament auf 17 Fuß Dicke gebauet ist.

Ein anderer Canal, wobei die Arbeiter indessen geringe Fortschritte gemacht haben, ist von dem Flusse Pisuerga aus angefangen worden. Die Hauptabsicht dabei ging dahin: aus diesem Flusse den Canal von Castilien mit dem nöthigen Wasser zu versorgen. Aber dieses sehr nützliche Vorhaben wurde späterhin ganz aufgegeben, zum größten Nachtheile für Alt-Castilien, welches auf die Vollendung jenes Werkes sehnlich harrte, um den Handel mit seinen Produkten vortheilhaft zu erweitern.

Der projectirte Canal sollte von Segovia an, dem Laufe folgen, den die in den Duero sich ergießende Erasma bezeichnet, und so nördlich bis Reynosa fortgeführt werden: Auf dem Wege dahin sollten die kleinen Flüße und Bäche hineingeleitet werden, um die nöthige Wasser-Tiefe zu schaffen. Reynosa ist nur 20 Meilen von St. Ander — dem See-Hafen entfernt, wo alle Handelsgüter von Alt-Castilien ein- und ausgeschifft werden.

Der Canal von Murcia wurde sehr eifrig angefangen; aber die Vollendung desselben wurde bald für unausführbar gehalten und die Interessenten, welche großen Gewinn dabei sehr begierig erwarteten, mußten sich mit den Zinsen begnügen, welche die Regierung ihnen für das angelegte Capital auszahlen läßt.

Für das auf diese Weise aufgegebene Canal-Project wurde im Jahre 1784 ein anderes von größerem Nutzen aufgefaßt. Nach demselben sollte ein Canal vom Flusse der Gebürge Guadarrama bis zum Tagus zur Guadiana und zum Guadalquivir, oberhalb Anduvar, fortgeführt werden, damit neues Leben und neue Betriebsamkeit im Innern von Spanien, diesem am wenigsten bevölkerten und angebaueten Theile von Spanien, entstehen möchte. Ein Franzose von großen Fähigkeiten, Namens le Maur, entwarf sowohl für die Ausführung, als für die specielle Leitung dieses Vorhabens die nöthigen Plane, und man schritt zum Werke, als le Maur starb. Indessen war der Impuls einmal zum Werke einmal gegeben, die Kostenanschläge waren gemacht und die nöthigen Summen unterzeichnet. Also setzten die Söhne des le Maur das angefangene Werk fort, denn diese hatten alle Plane ihres Vaters und auch etwas von seinen Talenten geerbt.

Ein anderer Canal, welcher eine schiffbare Wasser-Communication zwischen den Flüßen Manzanaros und Tajus schaffen sollte, wurde unter der Verwaltung des Cardinals Grimaldi angefangen, aber es waren noch nicht drei Meilen davon vollendet, als Mangel an Geld und Kraft die Fortsetzung des Canals hemmte. Der Ertrag einiger Mühlen ist der einzige Nutzen, der aus diesem gestockten Unternehmen hervorgegangen, und dieser Ertrag reicht nicht hin die Brücken, Schleusen und Aufseher zu unterhalten. Spanien hat übrigens die wenigen Canäle, die dort zu Stande kamen, seinen Königen aus dem Hause Bourbon zu verdanken.

Amerika.

Es läßt sich nicht erwarten, daß in dem vereinigten Staaten-Reiche von Amerika schon Canäle zum Besten der inländischen Schiffahrt vorhanden seyn können; theils ist dieses Reich seit seinem kühnen Uebergange von Abhängigkeit zur Independenz noch zu jung, und theils wird dort ein Bedürfniß der Canäle für den Handels-Verkehr im Innern nicht sehr gefühlt; denn die ganze Küstenlänge dieses Reichs ist mit

einem schönen Meere begränzt, welches vortreffliche Buchten und Häfen-Einbiegungen ins Land macht, zu denen die herrlichsten Ströme tief aus dem Innern des Landes fließen. Dennoch sind verschiedene Canäle projectirt die von South Key, Susquehannah und Delaware ausgegraben werden sollen; auch ist ein Plan entworfen, die Schiffahrts Hindernisse aus dem Potomak-Fluße wegzuräumen. Dadurch wird eine schiffbare Communication, zwischen den Carolinas und den westlichen Provinzen; zwischen den Süd- und West-Theilen von Virginien; zwischen Virginien, Maryland, Pensylvanien und den inländischen Seen eröffnet werden. Die zum Delaware und der Chesapeak Bay hinlaufenden Canäle werden eine schiffbare Communication zwischen Süd Carolina, New Jersey, Delaware, Pensylvanien und dem Innern der Provinz New York schaffen. Ueber die Ausführung dieser wichtigen Werke sind sorgfältige Untersuchungen angestellet worden: Werden die Plane dazu sämmtlich ausgeführt, so müssen dadurch die vereinigten Staaten in eine Gruppe von Inseln verwandelt werden, die von einer Grenze zur andern mit einander die leichteste Communication haben, die in der Welt zu finden ist. (Die Fortsetzung folgt.)

L u x u s.

So nennen wir den Aufwand auf entbehrliche, blos die Sinnen und die Einbildungskraft reizende Gegenstände, der, als eine gewöhnliche Folge des Reichthums, durch welchen das Leben verschönert, das Daseyn veredelt werden soll, schwerlich auszurotten seyn dürfte. Es ist viel über die Schädlichkeit und den Nutzen des Luxus geschrieben worden, doch sind die Stimmen für die erstere bei weitem zahlreicher. Denn, wenn auch durch Verordnungen und Befehle die Außenseite des sinnlichen, von der Sucht nach Theater-Prunk angesteckten und für das Wahre und Gute kaum noch empfänglichen Menschen verändert werden kann, so wird doch nie das durch Luxus und dessen leidiges Gefolge Galanterie, Buhlerei, Sittenlosigkeit, Gesellschafts- und Spielsucht, (wodurch so oft der Geist der Ordnung, der Wirksamkeit, der Zucht, der Segen des häuslichen Wohlstandes gewissenlos mit Füßen getreten wird,) und durch Müßiggang vergiftete Herz des schwachen Menschen, und besonders das der Eitelkeit ergebene weibliche Geschlecht, auf die rechte Bahn zum Bessern zurückgeleitet werden. Ja, es ist fast anzunehmen, daß von den ärchischen Luxusgesetzen der Römer an, bis zu den öftern der Franzosen, Schweizer, Schweden, der Deutschen im Mittelalter und andren alten Aufwandsgesetzen, es stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben, statt den Geist der Nation umzuwandeln, diese vielmehr verdorben, und zum Schleichhandel geneigt gemacht zu haben. Bei allen jenen Nachtheilen des Luxus, denen leicht noch mehrere hinzugefügt werden könnten, darf doch nicht geläugnet werden, daß der Luxus dem Staate dadurch sehr nothwendig wird, daß er den physischen Wohlstand erleichtert, ihn unter die größtmöglichste Menschenmasse verbreitet, und so dem, dem allgemeinen National-Wohlstande nachtheiligen Vermögensunterschiede entgegenarbeitet, welche kein Staat verhindern kann. Denn der Luxus ist kein Vorrecht des Reichen, vielmehr kann jeder Bürger ihm nach seinen Vermögensumständen ergeben seyn, nachdem er durch mehrere Genußmittel sich das Leben zu verschönern sucht. Auch darf man bei einer Untersuchung einzelner Beispiele des Luxus nicht einen allgemeinen Maaßstab annehmen wollen, weil heutzutage manches nicht dazu gehören würde, was

aus früherer Zeit mit Recht dahin gerechnet werden muß, und umgekehrt. Denn dem Schwächern ist Bedürfniß, was dem Stärkern überflüssig scheint; daher warf Diogenes seine hölzerne Kelle weg als er gefunden hatte, daß man aus der hohlen Hand trinken könne. Auf jeden Fall spiegelt sich in der Art des Luxus sehr treffend der Geschmack und der Grad der Bildung eines Volkes ab, darum mögen einige Beispiele aus der ältern Zeit hier stehen; Bilder aus der neuern wird jeder Leser und jede Leserin leicht in der Nähe finden.

Die höchste Stufe erreichten die Römer — sie sind ja das einzige Volk des Alterthums, auf das wir als Beispiel der Erdenmacht gewöhnlich staunenden Blicks zu sehn pflegen, — mit der Zeit des zweiten punischen Krieges. Tiefe Weisheit und unüberwindliche Standhaftigkeit, feurige Vaterlandsliebe, williger Gehorsam gegen die Gesetze und Reinigkeit der Sitten hatten sie zu dem ersten Volke der Erde erhoben. Aber gerade diese Siege über Karthago, Griechenland und Asien lehrten sie die Verfeinerungen, Ueppigkeiten und Reichthümer der überwundenen Nationen kennen. Mit dieser Bekanntschaft war in den Römern der Funke der Prachtliebe erweckt worden. Umsonst suchte der Senat sich dieser zu widersetzen, vergebens der strenge Cato der Verschwendungssucht der Weiber durch Erhaltung des Oppischen Gesetzes zu steuern, denn nach so unermeßlichen Siegen glaubte auch der Letzte im römischen Staate sich berechtiget, auf den goldenen Lorbeern auszuruhen, und sich für die Aufopferungen so vieler Jahrhunderte durch einen Müßiggang und eine Schwelgerei schadlos zu halten, die, in der Weltgeschichte vielleicht ohne Beispiel, von Rom aus, über Provinzen sich mehr oder weniger verbreitete. Der Römer zeigte sich aber auch bei seinen Ausschweifungen in einer gewissen Größe. Darum finden wir so oft, wie der Römer Berge zu Ebenen, und diese zu jenen umschuf, Seen entstehen ließ und Sümpfe austrocknete, überall aber und auch in seiner Verschwendungssucht ein Beispiel aufstellte, wie hoch der menschliche Geist sich über die Natur erheben kann. Wir kommen auf das Einzelne zurück. Nach Sullas Tode suchte jeder einzelne Bürger sein Vermögen in Gebäuden zu verschwenden, daher die reichen Paläste, Villen, Theater und Bäder, in und um Rom. Cicero kaufte ein Haus mit einem Säulengange und marmornen Fußböden für 80,000 Dukaten; Clodius hielt die Summe von 400,000 Dukaten nicht zu gering, sie für ein noch kostbareres hinzugeben, und als Nero sein goldenes Haus, das eine ganze Stadt, mit allem was man sich nur Prächtiges denken kann, umfaßte, erbaut hatte, rief er aus: jetzt wohne er doch endlich wie ein Mensch. Auf ihren Villen machten bisweilen die Römer mehr Aufwand, als in Rom selbst. So besaß Marius ein solches prächtiges Landgut bei Bajä, das Lucullus — welchen Vellejus den Urheber aller Schwelgerei nennt — für mehr als 600,000 Thlr. kaufte, und Hirrius ein noch kostbareres; denn er verkaufte seine Ville für 1,250,000 Thlr. — — Unter den Theatern bemerken wir nach denen des Curio und Scaurus, (das letztere ruhte auf 360 Säulen und faßte 80,000 Menschen) vorzüglich das Colisäum, welches Vespasian und Titus von 30,000 gefangenen Juden binnen fünf Jahren erbauen ließ. Die Sitze waren von Marmor und 100,000 Zuschauer, welche das Gebäude faßte, waren durch eine ungeheure Decke vor der Sonne und dem Staube geschützt. Die Beschreibung der Schauspiele, welche darin gehalten wurden, übersteigt allen Glauben. Die Bäder Diocletians, deren Ruinen jetzt noch, wo sie

ein Karthäuser-Kloster einfassen, Bewunderung erregen, enthielten 3000 marmorne Sitze und silberne Röhren, aus welchen das Wasser hervorströmte. Nach diesem Verhältnisse waren die Römer auch in Genüssen und Bequemlichkeiten ausschweifend und verschwenderisch. So kaufte Cicero einen Tisch von Cedernholz für 25,000 Dukaten, und Julius Cäsar schenkte einer seiner Geliebten eine Perle, welche Eine Million Gulden gekostet hatte. Crassus legte Trauer an, da eine Muräne in seinem Fischteiche gestorben war. Für eine Barbe, welche zu den Lieblingsspeisen der Römer gehörte, bezahlte man oft 1200 Gulden. Bei dem Begräbnisse der Poppäa wurde mehr Zimmt und Weihrauch verbrannt, als ganz Arabien in einem Jahre hervorbringt. Cäsar gab an seinem ersten Triumphtage dem römischen Volke ein Gastmahl, wobei an 22,000 Tischen gespeist wurde. Lucullus, welchen wir schon oben erwähnt haben, besaß so viel Kleider, daß er einem seiner Freunde fünftausend Stück schickte, worunter zweihundert Purpurkleider sich befanden. Der Kaiser Vitellius übertraf alle seine Vorgänger an Verschwendungssucht. Einst ließ er eine große Schüssel zubereiten, und mit einem Gerichte anfüllen, welches 25,000 Gulden kostete. In wenig Monaten hatte dieser Fürst, den man den Schüsselfürsten nannte, 22 Millionen Thaler verschwendet. In der That, man darf seinen Gedanken bei all diesen noch geringen Beispielen römischer Prachtliebe und Schwelgerei, kein freies Spiel lassen, wenn man nicht daran verzweifeln will, unter anderen Nationen ähnliche zu finden. So viel bleibt unbezweifelt, daß selbst die Zeiten eines Ludwigs XIV in Frankreich, eines Augusts von Pohlen und anderer, keine gleichen bieten können; wenn schon verhältnißmäßig auch diese Fürsten redende Beweise des verderblichen Luxus sind. Darum wollen wir uns nicht erheben über die wollüstigen Römer, sondern denkend in die eigne Brust greifen und aus den Fehlern und Untugenden der Vorzeit, Kraft und Trost schöpfen für die Gegenwart. Und was erreicht auch der Verschwender? Der schönste Stein im Diadem des Menschen ist ja Zufriedenheit! —

---

* Etwas über eine Stelzen-Armee.

Das vor einiger Zeit auf dem hiesigen Theater producirte Stelzen-Ballet erinnert an eine sonderbare Idee, welche Napoleon gehabt haben soll, und die man in den, 1808 im Druck erschienenen Briefen über Bajonne, aufgezeichnet findet.

Der kürzeste Weg von Bordeaux nach Bajonne, führet nämlich nach jenen Briefen durch unermeßliche Haiden und weiße Sandwüsten, welche auch Napoleon auf seiner bekannten Geschäfts-Reise nach Bajonne, um daselbst zum Besten der in Spanien regierenden königlichen Familie einige ihm nothwendig geschienene Verfügungen zu treffen, passiren mußte. In dieser Haide und Sand-Gegend laufen nun die Bauern, und besonders die Hirten auf drei Fuß hohen Stelzen, und zwar so geschwind, daß sie gegen ein Pferd nicht zurückbleiben. Der Wagen des Kaisers war daher bald mit einer solchen hochbeinigen Schaar umringet, und bei dieser Gelegenheit soll derselbe geäußert haben: daß er eine solche abgerichtete Stelzen-Armee für sehr zweckmäßig hielte um in den asiatischen Wüsten leichter und schneller vorwärts zu kommen als mit den bisher angewendeten Mitteln.

Wenn nun erzählt wird: daß jene Hirten im tiefen Sande, Gestrippe und sogar in Sümpfen mit ihren Stelzen auf eine fast unglaublich ge-

schwinde Art vorwärts kommen; so gehört auch die Errichtung eines solchen Regiments, oder Armee nicht zu den Unmöglichkeiten; aber eben so wenig läßt sich daran zweifeln: daß der Feind, gegen welchen diese Truppen marschirten, auf Gegenmittel bedacht nehmen würde, um den schnellen Marsch derselben aufzuhalten. — Dazu möchten dann wohl einige lange, unter dem Sande verborgene Seile, woran seitwärts in einem Versteck Pferde oder Esel gespannt wären, hinlänglich seyn, um das ganze Regiment auf ein gewisses Zeichen wie ein Spiel Kegel herum zu reißen und in den Sand zu strecken, unter welchem Gewimmel dann eine, auf Dromedaren und Cameelen herbeieilende asiatische Cavallerie fürchterlich hausen würde. — b —

---

* Abschiedsworte des Unglücklichen.

Mädchen! eh die Sterbeglocken hallen
Und des Lebens Vorhang fällt;
Noch bevor des Mitleids Thränen fallen,
Und Gericht der Richter hält.
Eh' noch unter jener hohen Linde
Man mich scharrt in's offne Grab,
Höre mein Geständniß, Rosalinde!
Was den Todeskelch mir gab.

Keine Thräne über mein Verscheiden
Trübe deinen sanften Blick;
Keine Ahndung störe deine Freuden,
Und kein Klageton dein Glück.
Ausgerungen — Mädchen auch als Todter
Bleibt dein Lebens Glück mir werth —
Hat Verwesung, Leichenduft und Moder
Längst auch schon mein Herz verzehrt.

Sieh! es bricht der Lebenskrug in Scherben,
Gall' und Wermuth gab er mir;
Und der Todesengel winkt zu sterben —
Rosalinde! wegen dir!

Selbstmord! — ja, aus meinem Schuldenbuche
Wischt sich dies Verbrechen nicht —!
Doch dies einz'ge! o Geliebte! fluche
Mir nicht nach in mein Gericht.

Meiner Liebe treu versteckte Züge
Durften sie sich dir wohl nah'n? —
Diese Täuschung war die frommste Lüge
Die ein Mensch je hat gethan.
Nur ein Wort — ein schwacher Druck der Hände
Wär' mir jetzt von dir genug!
Wär' mir Wollust, die ich sterbend fände —
Lohn, für meinen Selbstbetrug!

Weine nicht! wenn endlich ausgerungen
Dieses Lebens müde Herz;
Und in keiner der Erinnerungen
Fühle Mädchen meinen Schmerz.
Leicht entwindet sich der Geist der Hülle
Längst schon müde seiner Last;
Drum vergiß des Herzens Fehler Fülle,
Die du längst erduldet hast.

Laß' mich nun als Schutzgeist dich umschweben,
Immer dir zur Seite seyn;
Deiner Seele süßen Trost zu geben,
Der Unsterblichkeit mich freu'n!
An des Grabes schauervollem Orte
Denk' mit Liebe noch an mich;
Höre nun die letzten Sterbeworte:
„Mädchen! ewig lieb' ich dich!"

W. Sch..... aus F....

---

* Charade von drei Sylben.

Still und ernst umschatten dich
Meiner ersten Sylbe Schleier,
Wenn der Tages Glanz entwich
Und in stiller, heil'ger Feier
Ruht die lebensvolle Welt.
In erquickend süßem Schlummer; —
Doch auch unterm Sternenzelt
Wacht wohl manches Aug' in Kummer. —
Dann bewacht mit treuer Hut
Dich das Ganze; schützt dein Leben
Und was dir das Glück an Gut,
Wenig oder viel gegeben. —

H — ll —

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 3.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 9. Januar 1820.

* Elisen's Klagen im Kloster.

Romanze.

Mit bleichen abgehärmten Wangen
Erscheint mir, Wilhelm! oft dein Bild,
Wenn treues, zärtliches Verlangen
Nach dir! Elisens Busen füllt.
Vergraben in des Klosters Mauern,
Lebendig — todt für diese Welt —
Seh' ich dein Aug' vergebens trauern,
Seh' jede Thräne, die dir fällt.

Ich höre deines Herzens Klopfen
Die Schläge, die es zu mir zieh'n,
Wenn deiner Augen heiße Tropfen
Wie Höllenfeuer auf dir glüh'n.
Ich seh' wie du die Hände ringest —
Dem Himmel deine Leiden klagst —
Wie du dein fodernd Herz bezwingest,
Mich zu vergessen nicht vermagst.

In stiller Nacht — bei Mondeshelle,
Mein Wilhelm! da erscheinst du mir;
Doch streckt sich in des Klosters Zelle
Vergebens meine Hand nach dir.

Von deiner Seite weggerissen,
Im steten Kampf mit der Natur;
Erlieg' ich unter Kümmernissen —
Gefesselt durch des Klosters Schwur.

Nie kann ich dein Verlangen stillen
So rein dein Herz auch für mich schlägt;
Nie darf ich dir den Wunsch erfüllen
Der sich in deiner Seele regt.
Nur einer Thräne stilles Gleiten,
So heiß, wie sie vom Aug' mir rann,
Als das Geschick uns zwang zu scheiden;
Ist Alles was ich geben kann.

Es bleicht und welkt mir unterm Schleier
Die Wange allgemach zum Grab;
Die Lippe, die dir! mein Getreuer
Unzählig viele Küsse gab.
Es flammt nicht mehr in meinem Auge
Ein Feuerblick, der dich beseelt';
Ihn trübte längst der Thränen Lauge
Weil Wilhelm seinem Anblick fehlt.

Oft webt mich in gebrochnem Schlummer
Dein Bild! — ich höre deinen Ruf;

Und winde mich im stillen Kummer
Wozu mich mein Verhängniß schuf. —
Vergebens wagst du mich zu retten —
Der Stahl ist fest der mich verschließt;
Der Tod allein nur sprengt die Ketten —
Auf die Elisens Thräne fließt.

Wer kann wohl meine Liebe fassen
Geliebter Wilhelm! ausser Dir?
Wer lehrt mich deine Liebe hassen —
Wer mordet die Natur in mir?
Muß nicht das schwache Mädchen fallen
Im Kampfe mit Natur und Pflicht?
Und ach! in eines Klosters Hallen
Kennt man der Menschheit Stimme nicht!

O Wilhelm! Wilhelm! könnt'st du wissen,
Der du mir Höll' und Himmel bist,
Wie, dich nur einmal noch zu küssen
Elisens höchste Sehnsucht ist,
Wie würde da das Herz mir beben,
Durch Pflicht mit der Natur entzweit,
Wie würde sich die Brust mir heben
In solcher hohen Seeligkeit.

Wenn oft der Mond in lichtem Glanze
Mir durch des Gitters Stäbe scheint,
Und beim Gebet am Rosenkranze
Mein Aug' sich trüb und matt geweint;
Wenn mich in blasser Leichenmiene
Der schönste Morgen oft erschleicht,
Und betend ich dem Schöpfer diene —
Nur dann erst schlägt das Herz mir leicht.

Drum lass' uns all den Jammer dulden
Den uns der Vorsicht Finger mißt;
Der uns nach Gnade und Verschulden
Von oben zugewiesen ist.
Nur dort, in frohen Ewigkeiten
Wirst du Elise wieder seh'n;
Da wird zu unsern Seeligkeiten
Kein Vorurtheil im Wege steh'n.

Wir dulden Wilhelm! nicht vergebens
Was unerfüllt das Herz begehrt!
Auch ist die Spanne dieses Lebens
Gewiß nicht vieler Thränen werth.

Dort wird man uns nicht wieder trennen,
Dort wird Elise, ewig dein,
Dich als den schönsten Engel kennen —
Vor Gott sich ewig mit dir freu'n!

W. Sch..... aus Z....

Der Brautkampf.

(Eine Novelle.)

Zu Sevilla wohnte einst in einem uralten angestammten Pallast Don Pantaleon Roiz de Pachecco, ein gar stolzer Herr, dessen liebste Beschäftigung es war, in seinem Familien-Archiv die Thaten seiner Ahnen zu lesen. Wenn er hier in behaglicher Ruhe die rühmlich bestandenen Kämpfe der Pachecco gegen die Mauren vernahm, so freute sich seine ganze Seele, und er bedauerte sehr, daß diese Triumphe kein Dichter in feurigen Redendillen aller Welt erzählt hatte. — In den letzten Kriegen mit Granada wäre bereits vor einigen Jahrhunderten sein Stamm gänzlich erloschen, wenn nicht, wie in breiten Worten verzeichnet stand, ein gewisser Don Carlos Fonseca den letzten Sprößling desselben aus Feindes Hand errettet hätte. Diesem längst verstäubten Fonseca nun wußte der alte Don Pantaleon noch herzlichen Dank für die Erhaltung eines so erlauchten Geschlechts, das zum höchsteignen großen Leidwesen mit seiner werthen Person erlosch. — Der Himmel hatte ihm keine männlichen Nachkommen, sondern nur eine einzige Tochter geschenkt, und diese sollte denn, wo möglich, keinen Anderen heirathen, als einen Fonseca; nur mit diesem ihm so werthen Geschlechte wünschte er den letzten Zweig der Pachecco vereint zu sehen. Da nun weder in Sevilla noch in ganz Andalusien jene Familie sich fand, so wurden Forschungen durch alle spanische Königreiche angestellt, und nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich entdeckt, daß

in der estremadurischen Grenzfeste Badajoz ein Edler des gewünschten Namens lebte, der noch obenein in gerader Linie abstammte von jenem vorerwähnten Carlos. — Man denke sich die Freude des Don Pantaleon. Er schrieb sogleich an den Capitano Don Nunno Mansos de Fonseca, von dessen ritterlicher Tapferkeit er noch überdies viel Ruhmwürdiges erfahren hatte, und machte ihn mit seinen Wünschen bekannt. Dabei vergaß er nicht die jugendliche Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Tochter Clarisse zu rühmen; auch wußte er den Segen an irdischen Glücksgütern geschickt mit einfließen zu lassen. Dieser letzte Punkt klang besonders lockend, denn die Fonseca waren von jeher arme Teufel gewesen; doch schrieb unser Don Nunno zurück, daß er leider auf die ihm angetragene Ehre Verzicht leisten müßte, weil er als ein Sechsziger ein wenig zu alt für solche Ehe wäre. Er hätte aber, so hieß es weiter, ein gar gutmüthiges und folgsames Söhnlein, Pinto mit Namen, und wenn dieser des dargebotenen Glücks theilhaftig werden könnte, so würde der Verbindung kein Hinderniß im Wege stehen.

Don Pantaleon fuhr bei dieser Botschaft so freudig aus seinem Sessel empor, daß er auf dem steinernen Estrich gleitete, und sich den Kopf am kantigen Rahmen eines Ahnherrn zerschlug. — Noch nicht volle sechszehn Jahr zählte Clarisse zwar, doch hatte der Alte mehrere Gründe für deren baldigste Verbindung. Einmal wurden seine so lang gehegten Wünsche dadurch erfüllt; ferner fürchtete er bei weiterem Anstande irgend einen störenden Liebeshandel. Ihm waren nämlich die vielen schmelzenden Blicke nicht entgangen die seit längerer Zeit schon auf Clarissen fielen, wenn er sich an seinen Festtagen mit ihr auf der Alameda zeigte. — Unter diesen Umständen war es denn ganz natürlich, daß Don Pataleon sofort an Don Nunno ein Antwortschreiben ergehen ließ, nach welchen er den lieben Pinto, wo möglich in väterlicher Begleitung, schon am nahenden St. Carlstag bestimmt in Sevilla erwartete.

Clarisse wurde durch die Nachricht ihres nahen Glückes nichts weniger als angenehm überrascht, sie wagte aber, den Zorn des heftigen Don Pantaleon fürchtend, keine Einwendungen. Bekannt waren ihr die Lieblingsgrillen des Alten längst gewesen, allein sie glaubte in schmeichelnden Hoffnungträumen alle Fonseca längst im Himmel, da sie bereits auf Erden eine andere Wahl getroffen hatte. — Don Gomez Freires, aus einem der edelsten Geschlechter, war der heimlich Erkohrene. Unter den Schattengängen der Alameda hatte sie den Liebenswerthen gesehen, der ihr schon oft in abendlicher Stille die Gefühle seines Herzens sang. Harmonisch wiederhallten die zitternden Klänge seiner Mandora in ihrem tiefsten Innern, doch verbarg sie sorgfältig die süßen Regungen ihres Busens, und wies in holder jungfräulicher Schüchternheit jede Annäherung des kühnen Jünglings zurück. So würde das reine Feuer dieser beglückenden Liebe gewiß noch lange im Stillen fortgeglimmt seyn, wenn nicht der fürchterliche Carlstag wie eine drohende Gewitterwolke immer näher und näher gerückt wäre. Clarissa fühlte nun erst, wie unaussprechlich theuer der zärtliche Sänger ihr war. Sie sah ein, daß irgend etwas geschehen mußte, sie vom sicheren Verderben zu retten, und auf wen anders, als auf den Geliebten, konnte sie dabei ihre Hoffnung setzen. Die verschmitzte Zofe, die früherhin taub bleiben mußte gegen alle Lockungen des Don Gomez, wurde jetzt die Liebesbotin, und es leitete sich, da der wachsame Don Pantaleon jede andere Annäherung unmöglich

machte, sehr bald ein vertrauter Briefwechsel ein. Clarissa ergoß sich natürlich in rührenden Klagen über die Grausamkeit ihres Geschicks, und der edle Don Gomez versicherte dagegen in süßen Trostworten, daß er alles, selbst das Leben, einsetzen würde für ihren Besitz.

Gern wären die schriftlichen Herzensergießungen der Liebenden hier ausführlicher gegeben worden, doch drängt der Verlauf der weiteren Ereignisse, den Faden der Geschichte fortzuführen. Versetzen wir uns also von Sevilla nach Salvaleon, um zu erfahren, was wenige Abende vor dem bedeutsamen Carlstage in der dortigen Taverne sich begab. — Hier saß ein gewisser Don Gaston Viratos und trieb wohlgemuth seinen Scherz mit der niedlichen Wirthstochter, als sein Diener Ambrosio lachend ins Zimmer stürzte und sprach: ach gnädiger Herr! Gracioso und Cosme und alle Hansnarren der ganzen Erde sind plötzlich in eins verschmolzen; sehen sie nur die Gestalt, welche die Gasse daher kommt. — Ein Narr, mit Namen Ambrosio, fehlte doch noch; erwiederte Don Gaston, und trat an's Fenster, um sofort mit seinem Diener ein Duo zu lachen. Ein dicker ungeschickter Tölpel von etwa ein und zwanzig Jahren, wälzte sich so eben mit Mühe von einem knochendürren Maulesel, der nebenher gesagt, herzlich froh zu seyn schien, daß er seiner lastenden Bürde entledigt war. Die Kleidung des Reiters war ein wundersames Gemisch aus mehreren Jahrhunderten, zum Theil militärisch, zum Theil altritterlich; ein langes Schwert und ein ungeheurer Federhut machten dabei einen besonders drolligen Effect. Unter dem alten Deckel schauten ein Paar kleine, lebhaft blinzelnde Augen wohlgefällig hervor, und schienen bisweilen in schielender Richtung das Stumpfnäschen zu suchen, welches ganz verloren zwischen den strotzenden Pausbacken sich erhob. Wahrhaft possirlich wurde das seltene Gesicht, als der weite Mund freundlich lächelnd die Frage ertönen ließ, ob hier Nachtquartier zu finden wäre. Nachdem der Wirth dieses vernehmlich bejaht hatte, sagte Ambrosio: Herr, Ihr habt mich wegen dieses Dickwanstes einen Narren gescholten, ihm werde deshalb zur gerechten Rache ein Streich gespielt. Don Gaston wollte hierauf etwas erwiedern, aber in demselben Augenblick stolperte der neue Gast herein, grüßte linkisch, kniff dem lächelnden Mädchen im Vorbeigehn die Wange blutrünstig, und pflanzte sich sofort in gemächlicher Lage hinter den großen Eßtisch. — Schnell Wein her, und Brod, Fleisch und viele andere Speisen, denn ich habe gewaltigen Hunger. Also rief er und trällerte darauf mit mißtönender Stimme vor sich hin. Ihr scheint, edler Herr, redete Don Gaston ihn an: sehr heiteren Sinnes. Ja Herr, war die wohlgefällige Antwort, Ihr würdet es auch seyn, wenn Ihr Don Pinto de Fonseca wäret, und eben hinzöget, das reichste und schönste Mädchen der großen Stadt Sevilla zu heirathen. — Dann gewiß wäre ich ebenfalls fröhlich, entgegnete Don Gaston, doch kann auf so ein Glück nur ein Mann von Euren Verdiensten Anspruch machen. — Ei der tausend, sprach der holde Bräutigam sehr freundlich, woher wißt Ihr denn, daß ich etwas werth bin? ich habe doch den Brief nicht aus der Busentasche gehabt, in dem alle meine Tugenden dem alten Pachecco aufgezählt sind. — Die Erwiederung hierauf, wie überhaupt die weitere Fortführung des Gesprächs kann man sich leicht denken. Don Gaston vernahm binnen Kurzem alles, was er zu wissen begehrte, und er würde noch viel mehr erfahren haben, wenn nicht das Essen bald aufgetragen worden wäre. Von diesem Augenblick

an sprach Don Pinto kein Wort; selbst das hübsche Mädchen kümmerte ihn nicht mehr. Drei volle Viertelstunden hindurch aß und trank er ohne Unterbrechung nach besten Kräften; darauf stützte er sein müdes Haupt auf beide Arme und versank sofort in süßen Schlummer.

In Don Gaston war während dessen ein großer Plan gereift; dem zu Folge benutzte er einen günstigen Augenblick, und nahm dem Schläfer geschickt den vorherbezeichneten Brief. — Der schlaue, junge Herr war, beiläufig erzählt, ein erzlustiger Vogel, der unlängst die hohe Schule verlassen hatte, und jetzt im Lande herumstrich, Abenteuer zu suchen. Bei diesem kurzweiligen Geschäft fand er denn einen wackern Gehülfen in seinem Diener Ambrosio. Dieser hatte unterdessen zum Zeitvertreib den alten Schildknappen des Brautritters betrunken gemacht, und ihm darauf die Steigbügel von den Sätteln gestohlen; bloß um den wohlbeleibten Jüngling wo möglich morgen bei der Abreise voltigiren zu sehen. Eben trat der Spitzbube in das Zimmer und berichtete die neue Heldenthat seinem Herrn. Dieser aber gebot, das Reitzeug wieder in Ordnung zu setzen, weil es hier auf wichtigere Schwänke ankäme. Sodann erzählte er ihm in der Stille alles Vorgefallene, und schloß endlich mit folgenden Worten: sollte ich, ein ritterlicher Beschützer aller Damen, es zugeben, daß dieser Gracioso Eine derselben vielleicht namenlos unglücklich macht? Nein! Nimmermehr! — Ich eile sofort, einen alten Narren von seinen stolzen Grillen zu heilen; ein liebenswerthes Mädchen vom Verderben zu retten und, wenn wir einander gefallen sollten, dasselbe zu heirathen. Von diesem Augenblick an bin ich Don Pinto de Fonseca; sattle mir sogleich das Pferd; die einbrechende Nacht finde mich schon auf dem Wege nach Sevilla. —

In wenigen Minuten saß der neue Don Pinto schon auf seinem muthigen Andalusier, gab dem zurückbleibenden Ambrosio noch gewisse Aufträge und trabte lustig von dannen. — Ohne alles Hinderniß legte er seine Reise binnen wenigen Tagen zurück. Schon hatte er die Vorstadt Triana im Rücken, und wollte eben einziehen in Sevilla's gastliche Thore, als ein Mensch, in reicher Kleidung eines Dieners, ihn aufhielt und höflich nach seinem Namen fragte. Ohne Bedenken nannte Don Gaston Viratos dem vermeinten Diener des Don Pantaleon seinen erborgten Namen, und ließ es sich darauf gefallen, daß man ihn durch die labyrinthischen Gassen sofort geleiten wollte zum künftigen Schwiegerpapa.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Neujahrsepistel an Fixfinger den Bellettristen. *)

Als ich neulich, o gelahrter Fixfinger, in diesen Blättern erzählte, was sich in der Kneipe zum grauen Esel mit Dir zugetragen, ließ ich's mir wahrlich nicht träumen, daß Du auf Deiner großen Wanderschaft durch Deutschland auch unsere gute Stadt Bremen mit Deinem Besuche beehren würdest. Aber es ist wirklich so; wir haben Dich in unsern Mauern! Ich durchschaue Dein Incognito, trotz der gelehrten Löwenhaut worin Du Dich gewickelt hast um mich zu schrecken. Ich erkenne Dich an dem dozirenden Ton Deiner Aufsätze und an der ohnmächtigen Wuth mit der Du darin gegen mich loszichst.

*) Zur Beantwortung des Aufsatzes betitelt: Gleichgültigkeit gegen unbillige Urtheile im 1sten Stücke dieser Blätter, in welchem der Verfasser sich mit seinen eignen Waffen schlägt.

In Deiner letzten Expectoration, deren Lectüre mir ungemeine Belustigung gewährt hat, ertheilst Du mir in Deinem Grimme sogar den Namen des Ritters von la Mancha. Der Vergleich ist allerdings sehr glücklich, und da die guten Einfälle bei Dir zu den seltenen gehören: so will ich ihn auch nach Gebühr loben. Aber wenn ich Dich nun in vollem Ernste nach der Aehnlichkeit zwischen mir und besagtem Ritter fragte, würdest Du wol den rechten Fleck treffen? Dein Divinationsvermögen bescheiden in Zweifel ziehend, muß ich Dich bitten, mir auf einige Momente den freien Gebrauch Deines Riechwerkzeuges zu erlauben, damit ich es mit sanfter Hand auf die rechte Fährte leiten könne. Der gute Ritter nämlich (dessen einer Stiefel, beiläufig gesagt, mehr gesunden Menschenverstand enthielt, als man bei genauer Untersuchung vielleicht in dem Vacuum eines gewöhnlichen Firsingerschen Hirnschädels finden würde;) sah eine Windmühle für einen Riesen an, und ich (verzeiht es mir ihr Musen und Grazien) that den Mißgriff, Dich nur einen Augenblick für einen witzigen Kopf zu halten. Darin habe ich Dir großes Unrecht gethan! Nachdem Du mir nun hinreichende Gelegenheit gegeben hast, mich von meinem Irrthume zu überzeugen, halte ich es für Pflicht Dir öffentlich das Zeugniß auszustellen: daß Du, im Punkte des Witzes, eins der harmlosesten Geschöpfe unter der Sonne bist. Indessen fühle ich mich doch gedrungen, Dir als einem Schöngeiste, einen guten Rath zu geben. Du scheinst von Deiner unglücklichen Vorliebe für das Dünnbier des Eselwirthes, noch immer nicht zurückgekommen zu seyn. Genieße künftig lieber in reichlichem Maaße des starken Caffees, dessen täglichem Gebrauche Du in Deiner übeln Laune „den jetzigen mannigfaltigen Hader und die Empfindlichkeit der Menschen" zuschreibst. Glaub' es mir, durch den anhaltenden Genuß desselben werden deine Ein- und Ausfälle ihren Anstrich von Schulmeisterei verlieren und künftig diejenige Schärfe, Kraft und Würze gewinnen, deren Mangel wir bei den bisherigen Fehlgeburten Deines Geistes so viele Ursache zu beklagen hatten. Wohl bekomme er Dir im neuen Jahre, und möge er, zu unserer Ergötzung seiner Wirkung auf die Organe Deines Gehirns nicht verfehlen! Mit diesem wohlgemeinten Wunsche scheid' ich auf immer von Dir. Vergebens foderst Du mich aufs Neue in die Schranken: denn der Ritter of the doleful countenance verachtet es, mit dem Ritter vom dünnen Biere ferner eine Lanze zu brechen.

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Großbritannien.

Unter den englischen Canälen mag der Canal von Caerdyke, wenn anders dieses Werk noch jetzt den Namen eines Canals verdient, als der Aelteste zuerst Erwähnung verdienen: Er ist aus dem Fluße Ryne gleich unterhalb Peterborough in die Windham drei Meilen unter Lincola gegraben worden. Man hatte dabei sehr wahrscheinlich die Absicht zwischen beiden Flüßen eine schiffbare Communication zu schaffen. Dieser Canal ist vermuthlich ein Werk der Römer: Er ist 40 Meilen lang und muß nach einigen noch unverschütteten Spuren sehr tief gewesen seyn: Einige Schriftsteller halten diesen Canal für ein Werk der Dänen.

Der New River ist unter den übrigen englischen Canälen das älteste Werk. Es ist ein

schöner Strom der durch Kunst von Herfortshire nach London geleitet ist, um diese große Stadt mit Wasser zu versorgen. Der Plan dazu wurde zuerst von den Londoner Bürgern vorgeschlagen, und in dem dritten Jahre der Regierung Jacob I. durch eine Parlaments Acte bestätigt. Durch diese Acte wurden der Lord Major und die Bürger von London ermächtiget von den Quellen zu Chadwell und Amwell, in einem offenen oder bedeckten nicht über 10 Fuß breiten Graben, von Mauer- oder Quadersteinen, Wasser nach London zu führen. Aber das Unternehmen wurde von denen die es aufgeregt hatten gänzlich vernachlässiget. Da übernahm Hugo Middleton, ein Londoner Bürger und Goldschmidt, für seine alleinige Rechnung die Fortsetzung des angefangenen Werkes und vollendete es in zwölf Jahren am Michaelistage 1613.

Aber so wie bei wichtigen Werken, durch welche neue Bahn zum Bessern geschaffen werden soll, häufig der Fall eintritt, daß die ersten Unternehmer mehr unter spöttischen Anmerkungen als Bedauern das Opfer davon werden; so geschahe es auch hier, daß Hugo Middleton ohne den mindesten Dank einzuärndten ein complet ruinirter Mann wurde. So wenig wurde damals der große Nutzen des Middletonschen Werks begriffen; daß dreißig Jahre hindurch jede der zwei und siebenzig Actien, in welche nun das Interesse an den vollendeten Werke vertheilt wurde, nur 5 L. Dividende aufbrachte. Der Preis einer jeden Actie war also nach dem Ruine des Unternehmers 100 L. Doch nach dreißig jähriger Blindheit des Londoner Publikums im Anschauen des Middletonschen Werkes, stieg sehr bald die Actie von hundert auf neun tausend L. Jetzt wird die Actie zu zehn tausend L. verkauft und der Preis steigt noch immer mit dem Gewinn, den jetzt die Wasserleitung abwirft.

Nach einer genauen Messung des New Rivers scheint es, daß er gegen 40 Meilen lang ist. In seinem Canale sind drei und vierzig Schleusen, über demselben 215 Brücken gebauet und unter dem Canale durch viele Bäche und Wasser-Abzuge geleitet worden. Er nimmt seinen Weg über Thäler in Aquaducten durch Berge in unterirdischen Gewölben, bis er sein großes Bassin in der Nähe von Islington erreicht. Hier wird die ganze Wasser Masse durch acht und funfzig auf 7 Zoll gebohrte Röhren verschlungen, und in diesen nach London in 40,000 Häuser durch kleine bleierne auf einen halben Zoll gebohrte Röhren geführt.

Der Bridgewater Canal verdient unter den englischen Canal Werken die höchste Bewunderung: Man kann vielleicht behaupten, daß nie ein Privatmann in der Welt durch rechtliche und friedliche Mittel je etwas größeres zu Stande brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bemerkung.

Es scheint daß ein Vergeltungsrecht existiret, welches die Zeit von selbst herbeiführt. So hatten die Korsikaner im vorigen Jahrhundert einen Westphälinger zum Könige und in diesem Jahrhundert war ein Korse König in Westphalen. Beide Könige regierten nicht lange. Der Korsen König starb in Armuth, wie der Westphälische enden wird, ist noch ungewiß.

---

* Anekdote.

Als der Prediger P.... in F... dem für die ältere Literatur zu früh verstorbenen G..... die Leichenrede hielt, welche ziemlich gedehnt und schaal war, machte ein anderer folgendes

Impromptü.

„O! Paule, o! Paule! Du ziehest Dein Gesicht
In jämmerliche Falten! —
Eh' Du die Leichenrede mir sollt'st halten —"
Nein! lieber sterb' ich nicht.

G.....

* Bitten um Abänderung und Verbesserung einiger Mißbräuche.

Regierungen haben neulich bekannt gemacht, daß die Unterschriften aller öffentlich angestellten Beamten deutlich und leserlich geschrieben seyn müßten, wenn die Acten nicht auf Kosten der Einsender zurückgesandt werden sollten. — Dieses ist sehr zweckmäßig.

Sehr nöthig würde es aber auch seyn, wenn unsren hiesigen Nachtwächtern von der Behörde befohlen würde, die Stunden der Zeit deutlich und vernehmlich auszurufen, indem seit kurzen diese vom Staate angestellten Personen sich recht angelegen seyn lassen, die Stunden sehr unvernehmlich während der Nachtzeit anzukünden. Jeder Nachtwächter, der nicht deutlich die Stunde auszurufen! vermöchte, müßte seines Dienstes entlassen werden.

Eben so wünschenswerth wäre es, wenn die hochlöbliche Polizei die Verfügung zu treffen geneigen möchte, daß bei der jetzt Statt findenden Schlittenbahn jeder Schlitten auf dem Walle nur auf dem Fahrwege geschoben werden dürfte, um nicht die Fußgänger auf der Promenade zu belästigen und sie unvorhergesehene Ausweichungen in den tiefen Schnee und körperliche Beschädigungen auszusetzen. —

* Mancherlei.

1. Die kitzliche Sache.

Eine kitzliche Sache, pflegt man bei Streitigkeiten diejenige zu nennen, bei welcher ein Schein des Rechtes auf beiden Seiten ist und der eine immer noch mehr Gründe für sich anführt als der andere; allein ich glaube: daß es nicht leicht eine kitzlichere Sache in der Welt geben kann, als wenn man in schönen Sommertagen sich ganz gemächlich unter einem Baum in den Schatten legt um zu ruhen, gleichwohl aber das Geschmeiß der Fliegen in ihren Nasentagen sehr flüchtig und lebendig ist, und einem dann, gleichsam im Vorbeischeeren, ein oder zwei solcher Bestien gradeweges in die Nasenlöcher fliegen.

Diese Sache ist von so empfindlich kitzlicher Natur, daß man aus der Haut gradeweges, wo nicht gen Himmel, doch in die Lüfte fahren möchte.

2. Anzahl der Narren in Paris.

Mirabeau sagte einmal im Nationalconvent, in Verfolg einer schönen fließenden Rede — „kurz meine Herren, Paris, die Hauptstadt „der Welt, ist voller Narren, und wer keine „sehen will, muß für sich allein bleiben und „seinen Spiegel zerschlagen" — dennoch klagen die Spiegelfabrikanten! — b —

Auflösung der Charade in Nr. 2.

Nachtwächter.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 4.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 13. Januar 1820.

Die Stimme des Herzens.

Wenn das Herz Dir hat gesprochen
In der tiefsten Brust,
Wenn die Pulse drohend pochen,
Schmerzen oder Lust,
Höre auf die stummen Worte
Für die Außenwelt,
Denn sie kommen aus der Pforte,
Die Dein Gott erhellt.

Mit dem flachen Alltagsleben,
Seinem wirren Laut,
Sind wir in dem wilden Streben
Nur zu sehr vertraut,
Seine Stimmen übertönen
Was im Innern hallt,
Wollen tückisch oft verhöhnen
Was dort laut erschallt.

Aber wenn im stillen Thale
Philomele girrt,
Hörst Du wohl, wie dort im Saale
Frech ein Vogel schwirrt,
Der gelernte Stückchen singet?
Nein, der süße Ton
Himmlischer Natur, er dringet
In das Herz Dir schon.

Also laß sie dort auch pfeifen,
Nach gelernter Art,
Wild umher nach allem schweifen,
Liebend nicht, noch zart,
Stimm' in ihrer Stimmen Gellen
Nicht Dein inn'res Herz,
Acht' es nur für leere Schellen
Und für Fastnachtscherz.

Was die ew'ge Vorsicht legte
In die Menschen-Brust,
Was sie sorgsam dort sich pflegte,
Sey es Schmerz, sey's Lust,
Was Dir diese Saiten klingen,
Mild und zart und rein,
Das allein kann Segen bringen,
Das kann ächt nur seyn.

Ob Dich dann die Welt verkenne,
Die so Fremdes spricht,
Sich von Dir die Menge trenne,
Kümm're drum Dich nicht,
Gleichgestimmte Seelen winden
Fester sich um Dich,
Aus verwandten Tönen binden
Harmonieen sich. —

O! du längst verklungne Sprache,
Die nur da noch lebt,
Wenn das Herz mit höherm Schlage
Sich zu Gott erhebt,
Töne, töne, wenn die Menge
Naht mit Staargeschrei,
Daß das Herz durch Deine Klänge
Selig sey und frei.

---

* An meine wohlthätigen Mitbürger.

Längst anerkannt und im hohen Grade rühmenswerth ist die Wohlthätigkeit Bremens, und in dieser Hinsicht, wie in so mancher andern, darf jeder Bremer sich seiner Vaterstadt freuen.. In keiner Rücksicht dieser Art blieben wir hinter andern Städten Deutschlands zurück; traten eher mancher großen vor, und übertrafen sie... Als es zur Erquickung vaterländischer Krieger galt, gab alles reichlich, und viel Gutes leisteten unsre hoch verdienten Männer und Frauen. Als es die Verbreitung des Worts Gottes foderte, da floß manche Gabe der Bibel-Gesellschaft zu und fortwährend trägt Mancher sein Scherflein hin. Die Ausbreitung der Lehre Jesu durch die Diener seines Worts erfreute sich einer besondern Theilnahme, und bedeutende Summen wurden in die Hände der frommen und wackern Männer gelegt, die sich zu deren Beförderung erboten, wie dieses Alles allbekannt ist.

Nicht um Lohns und Dankes Willen geschieht so etwas, sondern aus freiem Antrieb eines reinen Herzens, denn viel zu entfernt wohnen die Empfänger dieser Wohlthaten, und ihr Dank erreicht das Ohr des Gebers nicht, den bloß sein Bewußtseyn lohnt... Er bietet die Mittel dar, und hofft und glaubt daß sie gut verwendet werden...

Wer aber daheim seinen Bruder nackt und hungrig weiß, soll der dem Fremden Kleid und Brod allein geben?.. Ist es recht, seinem Kinde das Kleid zu verkaufen, damit der Nachbar lerne, wie Er sich Eines verdiene?

Mitbürger! Nicht um Eurer Wohlthätigkeit Fesseln anzulegen, vielweniger um sie vorwitzig zu tadeln, oder gar Euch Vorwürfe zu machen, spreche ich diese Fragen aus.;. Aber der Jammer ist groß in Eurem eignen Hause, und Ihr kennt ihn nicht... Seht Euch um, und Ihr werdet finden, daß es so ist.

Ihr wißt: daß es nicht möglich ist, die Zahl der Armen mit demjenigen zu erhalten, was Ihr regelmäßig zu geben gelobt habt. Ihr seyd um Mehr gebeten worden. Viele von Euch haben sich wacker erwiesen, und dennoch genügt es nicht!.. Jedem, der blos arm ist, hat die Hälfte der Hülfe entzogen werden müssen, und es ist strenger Winter!.. Bedenkt das, und nun hört weiter...

Jene Wackern unter uns, die reichlich gaben, sehen daß Ihr nicht alle nachfolgt, und fangen an Ihre Hand auch zurück zu ziehen... Jetzt muß also nun auch die Reihe des Verlierens der Hülfe an alle Kranke kommen! Was dünke Euch, sollen sie umkommen?...

Ihr wißt wohl, daß ich hier vom Armen-Institut und seinem Wirkungskreise spreche, und ich weiß wohl, daß mancher manches daran tadelt.. Aber hier ist nun augenblickliche Noth, wolltet Ihr da nicht helfen?.. Laßt mich fragen, „ob Ihr die Mängel erfahret, die Statt finden bei der Verwendung des Geldes, das Ihr nach Außen sendet?..

Wenn der Augenblick gebietet, so muß geschehen was er fodert, darum habe ich diese Worte zu Euch, meine Mitbürger, gesprochen, und bin nun dessen was Ihr thun werdet gewärtig... Helft der eignen Noth zuerst ab, und dann geht hinaus und thut Gutes allen die es bedürfen. Erhaltet erst das Vertrauen auf Gott in Euern Brüdern, und dann macht es lebendig in den Herzen der Heiden!

..lt.

Der Brautkampf.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf einer Viertelstunde öffneten sich die Pforten eines schönen Palastes; Don Gaston stieg vom Pferde und wurde sofort in einen geräumigen Salon geführt. Voll gespannter Erwartung der kommenden Ereignisse war er hier einige Male auf- und nieder gegangen, als ein schöner junger Mann herein trat und ihn mit folgenden Worten anredete: „Verzeihet, edler Don Pinto de Fonseca, daß ich, von den Umständen gezwungen, Euch durch eine List hierher gelockt habe. Ihr seyd nicht, wie Ihr zu glauben scheint, bei dem alten Don Pantaleon, sondern im Hause des Gomez Freires, den Ihr hier vor Euch seht." — Der Hintergangene griff jetzt mit drohender Geberde nach seinem Degen: Don Gomez aber bat freundlich, ihm erst Gehör zu schenken, und fuhr dann ungefähr also fort: „Donna Clarissa ist nach einer wunderlichen Grille des Vaters Eure Braut; durch die zartesten Bande der Liebe aber ist sie mir vereint. Ich bitte, ich beschwöre Euch, fröhnt nicht den eigensinnigen Launen des Alten, und tretet von dieser unnatürlichen, Euch feindlichen Verbindung zurück. Eurem Herzen kann dieser Schritt kein Opfer kosten, und jeden anderen V...uß decke ich, an Glücksgütern reichlich gesegnet, freudig mit der scheidenden Hand der Freundschaft. Ja, Don Pinto, werdet mein Freund, mein Retter, und, wenn meine Schwester Laura meine Wünsche theilt, vielleicht noch mehr! — Sollte Euch aber alles dieses nicht bewegen, so seht in mir Euren Todfeind; dann, hier schlug er an seinen Degen: führt der Weg zu Clarissen nur über meine Leiche." — „Der drohende Schluß Eurer Rede — entgegnete gelassen der vermeinte Don Pinto — verlangt vor jeder anderen Antwort, daß ich Euch zuvor eine Probe meiner Fechtkunst ablege; ziehet also und laßt uns ohne Feindschaft einen Gang mit einander thun." — Don Gomez konnte gegen dieses Gebot der Ehre nichts einwenden, und so begann denn ein kurzes Gefecht, in welchem sich Beide als Meister ihrer Kunst bewährten. — „Ihr seht jetzt, sprach Don Gaston darauf, daß ich den Kampf um Clarissens Besitz nicht zu fürchten brauche; doch stehe ich, Eure natürlichen Rechte ehrend, willig zurück, und bin sogar erbötig, Euch in dieser Angelegenheit nach besten Kräften beizustehen."—

Welche Wirkung diese Rede auf den edlen Don Gomez hatte, kann man sich leicht denken. — Nachdem die ersten Freundschaftsversicherungen vorüber waren, nahm Don Gaston wieder das Wort, und sprach: „Nicht sowohl Clarissens

*

Besitz, als der Wunsch, für ihr bedrohtes Glück zu wirken, hat mich nach Sevilla geführt. Zur rechten Zeit werde ich Euch das Dunkel dieser Rede aufhellen; jetzt sagt mir nur, ob Don Pantaleon Eure Person genau kennt." Nachdem Don Gomez dieses verneint hatte, fuhr jener fort, indem er diesem den entwendeten Brief darreichte: „Nun so seyd Ihr denn von jetzt an Don Pinto de Fonseca, und eilet als solcher am morgenden Carlstage in die Arme Eures harrenden Schwiegervaters und Eurer geliebten Braut."

Don Gaston konnte unter diesen Umständen gar nichts geschenteres thun, als seine entlehnte Rolle weiter übertragen. — Zwar liebte Don Gomez die krummen Wege nicht; doch sah er ein, daß diese List bei dem eigensinnigen Alten am leichtesten und sichersten zum Zweck führte. Die lockende Aussicht, der Geliebten auf einmal so ungestört zu nahen, wirkte ebenfalls nicht wenig, und so willigte er denn in den Vorschlag. Nur die Bitte fügte er noch hinzu, daß Don Gaston unter dem Namen eines Jugendfreundes aus Badajoz ihn begleiten möchte, um geschickt auszuhelfen bei der Erzählung gewisser Familiennachrichten, welche Don Pantaleon wahrscheinlich zu wissen begehren würde. — Don Gaston freute sich im Stillen, daß sein Abenteuer eine so interessante Wendung genommen hatte. Er sah schon im Geiste so manche komische Scene der kommenden Tage vorher, deßhalb willigte er in das Verlangen seines neuen Freundes und gab drollig genug, seinen rechten Namen für einen entlehnten, indem er bat, ihn fortan Don Gaston Viratos zu nennen.

Endlich war der für diese Geschichte so bedeutsame Carlstag herangekommen. Den ganzen Morgen hindurch mußte Don Gaston den allerneuesten Don Pinto belehren über die Familienverhältnisse des Fonseca, von denen er selbst beinahe nicht eine Sylbe wußte. Nachdem nun sein eifriger Zuhörer genugsam darüber unterrichtet zu seyn glaubte, warfen sich die Herren in anständige Reisekleider, und zogen darauf mit sehr verschiedenen Empfindungen zum bräutlichen Palast.

Da kein Entschuldigungschreiben von Badajoz eingelaufen war, so mußte Don Pantaleon natürlich die theuren Gäste am bestimmten Tage erwarten; deßhalb befand sich bei ihm schon von früh an alles in prunkender Gala. Die Dienerschaft war in nageneuen Staatskleidern, Don Pantaleon Roiz de Pachecco selbst hatte seinen starken untersetzten Körper in Sammet und Goldstoff gehüllt; sogar Clarissa erschien im Festschmuck. Ein lichtweißes Gewand umfloß ätherisch den zarten Gliederbau, und eine aufblühende Rose zierte einfach die dunklen Locken. Don Gomez hatte ihr nämlich auf bekanntem Wege von den Vorgängen des gestrigen Tages Nachricht ertheilt, theils um sie von ihrer tödtlichen Angst zu befreien, theils um dieselbe auf die eben beginnende Comödie vorzubereiten.

Kaum hatten die beiden Herren den alten Palast betreten, so geschah gleich eine lustige Verwechselung. Don Gaston war nämlich dem zögernden Bräutigam auf der Treppe vorangeschritten, und empfing so von dem freudigen Don Pantaleon die erste Umarmung. In schuldiger Erwiederung schlang der erste seine Arme so fest um den kleinen wohlbeleibten Herrn, daß dieser vernehmbar zu stöhnen begann. Einige Secunden hielt er ihn auf diese Weise, bevor er sich als befreundeter Begleiter des Brautritters zu erkennen gab, und nun erst sank Pinto der dritte an die Brust seines entzückten Schwiegervaters. — Kaum war man eingetreten, so

führte Don Pantaleon seinen erkohrnen Sohn der freudezitternden Clarissa entgegen und legte sprachlos ihre bebenden Hände in einander. Gewaltsam mußten in dieser wichtigen Minute die Liebenden kämpfen, sich durch den Sturm ihrer Gefühle nicht zu verrathen. — Nachdem die ersten Momente des Entzückens vorüber waren, nahm Don Gomez Freires das Wort und sagte: „Wirklich also, edler Don Pantaleon, gehört die holde Clarissa von diesem seligen Augenblick nur mir, den ihr hier vor Euch seht? Kein Anderer, wer es auch seyn möge, hat mehr ein Recht auf sie?“ — Don Pantaleon Roiz de Pachecco erwiederte darauf, indem er das Gesicht in ernste Falten zog: „Es findet sich nirgend verzeichnet, daß ein Pachecco seinen einmal ertheilten Segen zurückgenommen hätte; genießet also Eures Glückes sonder Zweifel und Furcht.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Es war in den Jahren 1758 und 1759 als der verstorbene Herzog von Bridgewater, nachdem er durch zwei Parlamentsacten dazu ermächtigt worden war, unter der Leitung seines Ingenieurs Brindley den ersten Canal graben ließ, um den Kohlen-Transport aus seinen Kohlen-Gruben nach Manchester zu erleichtern. Dieser Canal beginnt zu Wors bei Mill, sieben Meilen von Manchester. In Verbindung mit diesem Canale ließ der Herzog ein großes Bassin graben, das nicht allein alle im Gebrauche befindlichen Kohlenboote fassen, sondern noch als Wasserbehälter zum beständigen Füllen des Canals dienen konnte. Der Canal nimmt zu den Kohlengruben auf dreiviertel Meile durch einen Hügel einen unterirdischen Weg, der breit genug ist, plattgebauete Boote durch Hülfe angelegter Handruder hindurch zu bringen, und auf neun Meilen zieht er sich bis Manchester: Er ist über öffentliche Heerstraßen durch Bogen geleitet. Da, wo das Fuhrwerk nicht hat unter durch kommen können, ist der Boden des Fahrweges in allmähliger Auf- und Abfahrt gesenkt worden.

Bei Barton-Brücke wird der Canal 400 Fuß lang durch einen Aquaduct über die Irwal, vierzig Fuß hoch über das Bette dieses Flußes und über ein Thal fortgeführt. Dieser Aquaduct ist an beiden Enden und im Innern mit Hemm-Schütten versehen, welche nach Bedürfniß der Wassertiefe sehr leicht gezogen werden können; auch kann die ganze Wasser Masse durch eine hölzerne Röhre aus dem Aquaduct in die Irwal abgelassen werden. Viele von den Hemm-Schütten sind so angelegt, daß, wenn irgendwo das Ufer des Canals brechen, und dadurch eine Strömung veranlaßt werden sollte, die Schütten durch diese Strömung sich von selbst heben und sowohl großen Verlust an Wasser als Ueberschwemmung verhindern können.

Durch dieses massiv gebauete Werk ist die Bridgewatersche Canal-Schiffahrt von Lancaster und Chester mit einander in Verbindung gesetzt; es ist über Wiesen und Moore mit unglaublicher Arbeit fortgeführt und giebt der Schiffahrt allenthalben eine Wassertiefe von 4 bis 4½ Fuß.

Zu Combrok ist der Canal mit einem eirkelförmigen Wasser-Wehr in Verbindung gesetzt, um die nöthige Wasserhöhe zu schaffen. Steigt das gehemmte Wasser über die Höhe des Wehrs, so fließt es über den Rand desselben durch den Cirkel zu einem Brunnen, aus welchem es durch

eine unterirdische Leitung dem Canale an einem andern Orte wieder zugeführt wird.

Um dem Canale in der Nähe von Manchester die nöthige Wassertiefe zu geben, wurde der Fluß Medlok ebenfalls durch ein cirkelförmiges Wehr von 800 Fuß im Umfange in die Höhe getrieben, und das über den Rand des Wehrs fließende Wasser wird auf eben die Weise wie zu Combrok dem Canale zugeführt. Bei Langford-Brücke wendet sich der Canal rechts; geht dann über den Fluß Mersey auf Altringham, Dunham, Grapenhall und Haulton bis Runcorn-Gap, als wohin große Boote von Liverpool kommen können.

Durch diese Canal-Schiffahrt von Liverpool nach Manchester wurde es möglich gemacht, daß die Fracht zu 6 sh. die Tonne in eben so bestimmter Zeit wie per Axe transportiet werden konnte, und so wurde dem Publikum die halbe alte Wasserfracht und sechs siebentheile der vorigen Landfracht gespart.

Dem Unternehmer dieses großen Werkes wurde ursprünglich ein Canal-Geld von 2 shill. per Tonne bewilliget, welches nicht erhöhet ist, obgleich seitdem die Länge dieses Canals noch auf 39 Meilen ausgedehnt wurde.

Es wird glaubhaft angenommen, daß das ganze Werk 440,000 L. gekostet hat, und daß dessen jährliche Einkünfte jetzt zwischen 50 und 80,000 L. variiren.

Der Herzog von Bridgewater, welcher mit Recht der Vater der englischen Canal-Schiffahrt genannt wird, starb zur allgemeinen Trauer des Landes im März 1803. Graf Gower erbte von ihm das höchstwichtige Werk und dessen Einkünfte.

Ein anderer sehr wichtiger Canal verbindet die Häfen von Bristol, Liverpool und Hull mit einander. Er nimmt aus der Mersey seinen Anfang, geht in Bridgewaters Canal und weiter Preston-Brook vorbei auf Northwich bis Harecastle, wo er sich eine Meile lang in unterirdischer Leitung fortzieht: Von da geht er auf New-Castle, Stone, Weston u. s. w. bis Wilden in die Trent.

Der andere Theil dieses großen Werkes nimmt zu Haywood beim Einfluße der Saw in die Trent seinen Anfang, und zieht sich von da, verschiedene Oerter vorbei, unterwärts Bewbley in die Severn. Dieser große Canal wird nach den verschiedenen Gegenden durch welche er gezogen ist, Wolverhampton — Trent — Mersey — und Straffordshire-Canal genannt. Seine Länge beträgt 139½ Meilen und der Fall seiner Gewässer 1068 Fuß. Die Fracht auf demselben ist je 2 sh. 6 d°. per Tonne für jede 10 Meilen festgesetzt. Doch sind Dünger und Materialien zum Straßenbau davon ausgenommen worden. Für die Salzwerke von Northwich, so wie für die Manufacturen von Nottingham, Leicester und Derby ist der Transport auf diesem Canale von sehr großem Nutzen. Getraide, Bauholz, Wolle, Häute und alle die verschiedenen Erzeugnisse und Bedürfnisse jener Gegend, sie mögen zum Ein- oder Ausfuhr-Handel gehören, finden auf diesem Canale einen wohlfeilen und leichten Transport. Die Kaufleute haben hier von ihren Speichern aus eine schiffbare Communication mit dreien der vorzüglichsten englischen Hafen.

(Die Fortsetzung folgt, da der Verfasser abwesend ist, in einer der nächsten Nummern dieser Wochenschrift.) D. R.

* Etwas über das Wasserrad.

Im Jahre 1393 wurde der Beschluß gefaßt an der großen Weserbrücke zum Nutzen und Reinlichkeit der Stadt ein Wasserrad bauen zu lassen, 1394 wurde es erbauet; der erste Inspector darüber war der Herr Bürgermeister Berend Schorharr. Dieses erste Rad that seine Dienste bis 1559 wo es abgängig wurde, es wurde daher Henrich Esick, Arend Esicks Sohn, und Wilhelm Meyer, beide Bürger hieselbst, aufgetragen, ein Neues bauen zu lassen, dazu wählten sie den Zimmermann Johann Geerken und Meister Götjen, welche es 1560 den 19. Juli anfingen. Es kostete im Ganzen nicht mehr als 868 Br. Mark 23 Gr. 723 Br. Mark 23 Gr. das Rad, und 145 Br. Mark die Grundbekleidung. (Was sollte es jetzt wohl kosten?) Die Ruthen im Rade waren 44 Fuß lang, zwischen den Bogen 40 Fuß, jede Seite vom Rade hatte 12 Bogen oder Schaufeln, und jeder Bogen hielt 4 Kannen, also in beiden Seiten des Rades 24 Bogen, die 96 Kannen Wasser enthielten.

1607 um Michaelis ist an die Stelle des alten bleiern Kumpes ein kupferner gesetzt, solcher war 3 Ellen 1 Finger breit hoch, 3 Ellen breit und 3¼ Elle und 2 Finger breit lang, 33 Br. Tonnen Wasser Inhalt, wog 518 Pf. und kostete 153 Rt., 1609 wurde das Rad gekämpet. Es gab, wenn es einmal umging, 8 Tonnen Wasser. 51 mal ging es in der Stunde um, lieferte daher jede Stunde 408 Tonnen Wasser, in 24 Stunden also 9792 Tonnen, oder 816 Last.

Sonst hatte das Rad die Inschrift:

Anno 1394 Jß erstlich fundeert dat Waterradt;

Anno 1560 Jß idt renoveert tho nutten der Stadt;

Anno 1603 Jß alles ny upgebuwet uht der Grund

Ook baven herum dat wie auschouwet jetzund.

Statt welcher 1710 gesetzt wurde:

IN PUBLICA COMMODA DUCIT.

---

* Oeffentlicher Dank.

Edle Handlungen öffentlich bekannt zu machen, ist, des Nachahmens halber, wohl jedes Menschen Pflicht, viel mehr aber noch als diese treibt mich des Herzens heißes Dankgefühl, die Männer öffentlich zu nennen, welche mit Verachtung eigener Gefahr am 27. vorigen Monats Nachmittags 2½ Uhr meiner 10jährigen Tochter durch schnelle Hülfe und kluge Maasregeln das Leben retteten.

Das Mädchen war nämlich ohne mein oder meiner Frau Erlaubniß an diesem Tage mit einigen ihrer Gespielinnen auf den Neustadtsgraben gegangen, und hatte sich nach Kinderart einige Zeit belustiget, als sie mit einer ihrer Begleiterinnen zurückkehrend, sammt dieser, beim Heruntergehen vom Graben durch das an den Ufern dünnere Eis brach, und so höchst wahrscheinlich ihr Leben eingebüßt hätte, wenn nicht ein hiesige Bürger, Georg Wilhelm Tidemann, ihr schnelles Versinken glücklicher weise bemerkt und ihr zu Hülfe geeilt wäre. — Da jedoch das Eis an dieser Stelle so dünn war, daß es unter den Kindern brach, so durfte er ohne selbst einzustürzen, es nicht wagen, ihnen so nahe zu kommen, daß er sie abreichen konnte; er warf sich also mit schneller Besonnenheit platt auf's Eis und suchte so eins der Mädchen mit den Händen zu erreichen, während andere

herzugekommene ihn bei den Füßen hielten; dieses glückte, und während er so des Einen Retter ward, hatte der Sohn des hiesigen Bürgers Höcker: Namens Johann Hermann, ein junger Mensch von 15 Jahren auf die nämliche Art auch die andere ergriffen und so gelang — dem allgütigen Lenker unserer Schicksale sey es gedankt, — dieses Werk der Rettung. Meine und der liebenden Mutter Gefühle auszudrücken, als wir die so nahe Gefahr und glückliche Rettung erfuhren, dazu ist die Sprache viel zu schwach; doch bedarf es dessen auch? Jeder fühlende Mensch stelle sich in unsere Lage und sein Herz wird ihm gewiß am besten sagen was wir empfunden haben, und mit welchen heiligen Gefühlen der Dankbarkeit wir nächst Gott die herrlichen Retter betrachten müssen, welchen ich durch Erzählung ihrer edlen Handlung, die öffentliche allgemeine Achtung gewiß erwerben und so wenigstens auf eine Art ein Zeichen unseres Danks zu geben versucht habe.

Bremen, den 6. Jan. 1820. Christ. Friedr. Schilling.

* Physiognomie der Todtenschädel,

von C. F. D. Schubart.

Der große Schädel, nur halb kahl,
Mit breiter Stirne, hart wie Stahl,
Und diese Knochen, fest, wie Stein;
Wem mögen die gewesen seyn? —
Dumpf sprach der Genius, der um das Beinhaus schwebt':
Es war ein Deutscher, der, Natur gemäß, gelebt.

Und dieses Schädelein hier,
So weiß, so dünn, wie Postpapier,
Und diese Gebeinlein darbei,
Wie Marzipan weiß, weich, wie Brei;
Wer war denn dieß? —
Ein Geck aus Paris.

Berichtigung.

In dem von mir herausgegebenen diesjährigen Hanseatischen Taschenbuche, ist in mehreren Exemplaren, unter der Rubrik: Accreditirte Consuls, der königliche niederländische Consul, Herr Henrich Duntze vergessen, so gefälligst zu bemerken und zu entschuldigen bittet

G. Jönthen.

Charade.

Die Ersten sind nicht wohl gelitten,
Steh'n oft im Bunde mit Betrug;
Doch machen sie — wohl unbestritten —
Im Leben auch die Menschen klug.

Der Letzten Paar ist gern gesehen,
Es giebt Ersatz für Sorg' und Müh',
Und da, wo seine Schwingen wehen,
Wird selbst der Mißton Harmonie.

Die Kunst, die laute Klag' zum Schweigen
Zu bringen, meisterhaft es kennt.
Das Ganze ist dem Menschen eigen,
Der Andern gern die Ersten gönnt.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 5.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 16. Januar 1820.

Das Wort.

Oed war der Schöpfung reiche Pracht,
dumpf rauschen alle Lebenswogen,
bis eines Wortes Himmelsmacht
zu ihrer Feier eingezogen:
die Sprach' ist's, die das Leben weiht,
Bedeutung allem Wesen leiht,
Gestalten an Gestalten reiht;
sie giebt und nimmt, sie schützt und nährt,
und schafft des Lebens ächten Werth!

Es lebt ein heil'ger Geist im Wort,
das uns den Himmlischen verbunden,
er herrscht und waltet fort und fort,
und mit ihm herrschen, die ihn funden —
das Wort war für das Erdenleben
den schwachen Menschen mitgegeben,
damit sie sich daran erheben
und aus der Wallfahrt niedern Müh'n,
zu höh'rer Würde auferblüh'n. —

O süßer, heil'ger Zauber du,
in eines Kindes erstem Lallen,
wenn es erwacht aus blinder Ruh
am Licht des Tag's sich zu gefallen;
ein Genius mit ihm im Bunde
giebt aus dem kleinen Rosenmunde
des wahren Lebens erste Kunde,
und die entzückte Mutter lauscht,
ob sie für Liebe Laute tauscht. —

Wenn bald der Knabe sinnig schaut,
Verstehn sich malt in seinen Zügen
und er versuchet Laut an Laut
und Wort an Wort geschickt zu fügen,
ist schon ein höheres Verlangen
in seiner Seele aufgegangen
und in der Lehre Kreis befangen
schaut er den Strahl vom schönern Licht,
das aus der Seele Tiefen bricht. —

Da zieht er an des Vaters Hand
hinaus in Frühlingsblüthenleben,
begierig alles, was er fand,
mit Worten sinnig zu verweben;

was er erblicket wird sein eigen,
und seinem Inneren entsteigen
der farbigen Gestalten Reigen,
bevölkernd eine neue Welt,
die jetzt der geist'ge Strahl erhellt. —

Der Seufzer hebt des Jünglings Brust
erfüllt von heißer Liebe Sehnen,
und ob durchglüht vom Strom der Lust
mag er sich doch in Schmerzen wähnen;
da tönt aus der Geliebten Munde
ein einzig Wort, daß er gesunde
in heiliger Erhörungsstunde,
und dieses Wort wird ihm zum Pfand
des Glückes, das er sich verband! —

Und Blumen, schöner als die Flur
sie beut, entsprossen seinen Liedern,
die Liebe folgt des Sängers Spur,
sie eilt die Gabe zu erwiedern,
und die vermählten Worte dringen
zum Himmel auf der Töne Schwingen,
den süßen Dank dorthin zu bringen,
von wo des Wortes Feuer stammt,
das Herz und Geist zugleich entflammt! — —

Wo giebt es eine stärk're Macht,
als die der Rede ist verliehen,
wenn sie das ew'ge Recht bewacht,
so düstre Wolken es umziehen,
wenn sie der Wahrheit Tief' erspüret,
für Brüderwohl zu Thaten führet,
versöhnend die Gemüther rühret,
und, schönen Sieges sich bewußt,
entquillt der freien Mannes Brust. —

Doch weh ihm, der nach böser Wahl
in trüger sches Wort sich hüllet,
der Rede köstlichen Pokal
mit schnöddem Gifte tückisch füllet —
ein Tropfen mag zum Herzen dringen,
der Wahn Gemüther fest umschlingen,
die Leidenschaft den Damm bezwingen,
und rings verbreitet sich die Glut,
Die spät erst löschet Brüderblut! —

Da schallt das süße Friedens-Wort,
und rohe Kraft beugt sich dem Rechte,
bald, unter der Gesetze Hort,
erheben sich die sanften Mächte;
noch bluten tiefgeschlagne Wunden,
bis in der Trauer ernsten Stunden
wird neu des Wortes Kraft empfunden,
wenn es zu trösten freundlich eilt,
und Schmerzen lindert, Wunden heilt. —

Und was vom guten Geiste dort
für alle Zeiten ausgegangen,
verkündet ward's als Glaubenswort,
zu stillen edleres Verlangen;
es leitet uns im düstern Thale,
es stärket bei dem Liebesmahle,
und richtet nach dem Stand der Schaale,
die hoch dort über'm Sternenzelt,
der Ewige, Gerechte hält! —

Geschlechter kommen wohl und geh'n
vorüber schnell wie Frühlingssaaten,
es tilgt der Zeiten rauhes Weh'n
die stolzen Mähler ihrer Thaten;
doch stärker trotzt das Wort den Jahren,
der Urzeit Kunden zu bewahren,
der Geister Flug zu offenbaren;
und aus der Sprache Mutterbrust
trinkt spät der Enkel Kraft und Lust! —

Der Brautkampf.

(Fortsetzung.)

Das Ernste war mit dem Komischen wunderbar gemischt in dieser einzigen Scene. Der Schöpfer derselben, Don Gaston Viratos, gab dabei einen stummen Zeugen ab, und weidete sein fast neidisches Auge an Clarissens dankenden Blicken. In diesem süßen Schauen störte ihn der glückliche Alte, der jetzt dem fremden Gast in bester Form seine Höflichkeit bezeigte, und sich endlich auch erkundigte nach dem edlen Don

Nonno Mansos de Fonseca. Don Gaston entgegnete darauf, daß nur Kränklichkeit den werthen Capitano abgehalten hätte, das Glück dieser schönen Stunde zu theilen. — Diese Antwort stimmte sehr gut mit dem Inhalt des bewußten Briefes, welchen Don Pantaleon jetzt erbrach. In demselben schrieb Don Nunno, er hätte sein Söhnlein Pinto in guter Begleitung vorangeschickt, damit derselbe am gewünschten Tage in Sevilla wäre; er selbst könne wegen seiner körperlichen Beschaffenheit nur in ganz kleinen Tagereisen folgen, und würde demnach etwas später eintreffen. — Eben wollte Don Pantaleon wahrscheinlich neue Fragen thun, als ihm Don Gaston in die Rede fiel und sprach, indem er sich zu den Liebenden wendete: So genießet denn, Ihr gutartigen Kinder, die Ihr so willig den Wünschen Eurer Väter lebt, in ungestörter Wonne die ersten Minuten Eures Glücks. Laßt uns gehen, edler Don Pantaleon, wir sind hier unnütze Zeugen. — Don Gomez Freires mußte jetzt im Stillen die Gewandtheit seines neuen Freundes bewundern; und Clarissa lächelte verschämt über das schalkhafte Lob, in Folge dessen ihr der Alte zärtlich die Stirn küßte, und darauf mit Don Gaston Hand in Hand den Saal verließ.

Wie ein schöner Glockenton klingt durch das Gewirr so mancher verwickelter Begebenheiten das zarte Verhältniß der beiden Liebenden. Es ist selten, daß hoffnungloser Schmerz und drohende Gefahr des Verlustes so nahe gränzen mit dem glücklich zugesicherten Besitz, es scheint beinahe einzig, daß die Verlobungsstunde zugleich auch diejenige sey, welche, wie hier, zum ersten Mal zwei freudebebende Hände in einander legt. — Ohne Zeugen umschlingen sich jetzt die zitternden Arme; Brust an Brust gepreßt durchzucken die Wonnen des ersten Kusses die Seligen. — Alle Gedanken der Vergangenheit, alle sorgenvolle Blicke in die drohende Zukunft sind vernichtet durch diesen großen Augenblick; in Clarissens Herzen schweigen jetzt sogar die stillen Vorwürfe über ihr Verfahren gegen einen verehrten Vater. —

Indeß nun die Liebenden die schönste Stunde ihres Lebens genießen, unterhält Don Pantaleon seinen Gast von den Liederwerthen Thaten der Pachecco's. Ueber dieses Lieblingsthema des Alten konnte so leicht niemand besser sprechen als Don Gaston Viratos; unter anderem behauptetete er ganz ernst, ein Nachkomme des weiland berühmten Viriathus zu seyn, der vor Numantia's Fall das Schrecken der Römer gewesen war. Darüber hatte denn der alte Herr eine fast neidische Freude, und überhäufte den vermeinten Jugendfreund seines neuen Sohnes mit Artigkeiten. — Endlich schloß ein prächtiges Mal den festlichen Tag, der nicht leicht in dem weiten Sevilla noch einmal vier so frohe Menschen beisammen sah. —

Als die beiden Herren sich endlich allein befanden, gerieth Pinto der zweite bei aller Gewandtheit, doch in einige Verlegenheit; einmal durch den stürmisch ausgesprochenen Dank des dritten Pinto, besonders aber durch dessen natürliche Frage, wie denn das lose Spiel nun enden sollte. Don Gaston mußte noch schweigen von seinen Streichen in Salvaleon, um nicht plötzlich einen Freudenhimmel zu vernichten, in dem Don Gomez noch einige Zeit ungetrübt zu leben wünschte; und so waren denn beide zufrieden, mit dem endlich gefaßten Entschluß, die Enthüllung dieser Mummerei dem Zufall anheim zu stellen.

Auf diese Weise verstrichen mehrere sehr heitere Tage, gewürzt durch manche komische Scene mit dem Alten. Don Pantaleon hielt, wie mancher glückliche Feldherr, die Fügungen des Zufalls, für sein Werk, und wußte sich deshalb nicht wenig mit der glücklichen Wahl des Bräutigams. Der vermeinte Fonseca hatte auch für seine Person die höchste Gunst des alten Herrn erworben, welcher sich sehr geschmeichelt fühlte, durch die respectable Scheu im Benehmen des erkornen Sohnes.

Eines Mittags saß Don Pantaleon wohlgemuth in der Mitte seiner Kinder, und trieb den verlegenen Bräutigam in die Enge durch mancherlei Fragen nach den Familien-Bekanntschaften des Don Gaston, welcher hingegangen war, der schönen Laura Freires Gesellschaft zu leisten. — Plötzlich öffnet sich die Flügelthür; ein langer, hagerer Mann vom allerseltsamsten Aeußeren tritt ein, schreitet hinkenden Fußes auf den Don Pantaleon zu, umarmt ihn sprachlos, und bleibt darauf wie erstarrt stehen vor dem abgewendet sitzenden Don Gomez. — In dieser angewurzelten Stellung sah Don Nunno Mansos de Fonseca dem schrecklichen Räuberhauptmann eines Wachsfiguren-Kabinets nicht unähnlich. — Bei meinen Thaten, brüllte er endlich, indem er nach dem jungen Paare schielte, was ist das hier? — Sprich Alter, wo hast Du meinen lieben Sohn Pinto? — Euren Pinto, wiederholte Don Pantaleon stotternd, und schaute dabei in nicht geringer Verwunderung auf den Bräutigam. — Was nach diesem erfolgte, kann man sich leicht denken. Der edle Don Gomez Freires erzählte den staunenden Alten, ohne Rückhalt, den Verlauf der Begebenheiten und bat, von Clarissen unterstützt, um Vergebung eines losen Spiels, welches Don Pinto de Fonseca selbst angezettelt haben sollte. — Don Pantaleon schien während dessen die Sprache ganz verloren zu haben, der Capitano aber schrie: Was? mein Sohn, mein Pinto sollte seine Braut abgetreten haben ohne meinen Willen? Bei meinen Thaten, das sind nichtswürdige Lügen. Schurke! Du hast den Edlen gemordet und meine Briefe gestohlen. — Ereifert Euch nicht unnütz, entgegnete darauf Don Gomez; binnen kurzer Zeit soll Euer Sohn in eigener Person die Wahrheit meiner Aussage bekräftigen.

(Der Beschluß folgt.)

Perreira,
der kühne Seeabenteurer des 16ten Jahrhunderts.

Einige Leser werden sich vielleicht erinnern, daß der Kapitän Bligh mit siebzehn Personen in seiner kleinen Barkasse unlängst 1200 Meilen zurücklegte, und der Kapitän Inglefield früher mit elf Personen in einer lecken Pinasse, mittelst einer zerschlagenen Kanonenlage, mitten auf dem westlichen Oceane ohne Compaß, Quadrant und Segel 250 Meilen machte. Unter allen Wunderthaten dieser Art steht die von Diogo Botelho Perreira aus der frühen Periode von 1536 und 37 oben an. Folgendes ist ein getreuer Auszug aus den voluminösen Decaden des Diogo de Couto, dessen Werk, wiewohl reich an Merkwürdigkeiten, wie die meisten alten portugiesischen Schriftsteller, doch noch weder in England, noch in Deutschland seinen Uebersetzer gefunden hat.

„In der Zeit, da Don Francisco de Almeyda Vicekönig war, lebte in Indien ein junger Mann, Namens Diogo Botelho Perreira, Sohn des Gouverneurs von Cochin, der ihm eine sehr sorgfältige Erziehung gab, so daß er bald in der Schiffahrtkunde bewandert und mit der Kunst, Seecharten zu verfertigen, vertraut wurde. Als er erwachsen war, folgte er seiner Neigung, und besuchte Portugal, wo er bei seiner Ankunft eine gute Aufnahme am Hofe, und der König Geschmack fand, sich mit ihm über die Dinge, die der vorzüglichste Gegenstand seiner Studien gewesen waren, zu unterhalten. Im Vertrauen auf seine eignen Talente und auf die Gunst des Königs wagte er eines Tages, Se. Majestät um das Commando der Festung Chaul anzusprechen. Der König lächelte über das Anliegen, und versetzte: „daß das Commando von Festungen sich nicht für Seeleute eigne.“ Diese Antwort verdroß Botelho, und als ihm bei seiner Rückkehr in's Vorgemach Don Antonio Noronha, der zweite Sohn des Marquis von Villa Real, begegnete, antwortete Botelho: „Herr, ich werde mich dahin wenden, wo meine Bemühungen nicht unbeachtet bleiben sollen.“ Diese Antwort kam zu den Ohren des Königs, welcher den verwegenen Jüngling augenblicklich in das Castell von Lissabon einsperren ließ, damit er nicht Megalhaens Beispiele folgen, und zu den Spaniern übergehen möchte. Hier saß er denn gefangen, bis der Admiral, Vicekönig Don Vasco da Gama, um seine Loslassung anhielt und die Erlaubniß auswirkte, ihn mit nach Indien zu nehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nie wieder ohne besondern Auftrag in Portugal betreffen lassen sollte. Unter diesen unangenehmen Aussichten ging Botelho zurück nach Indien, ängstlich nach einer Gelegenheit forschend, sich auszuzeichnen, um wieder Portugal besuchen zu dürfen.“

„Es traf sich zu dieser Zeit, daß der Sultan Badur, Beherrscher von Cambaya, dem Statthalter Nuno da Cunha verstattete, auf der Insel Diu eine Festung anzulegen; eine längst gewünschte, für die Sicherheit der portugiesischen Besitzungen in Indien höchst wichtige Sache. Botelho sah ein, wie willkommen die Nachricht dem Könige seyn würde, und hielt dieß daher für eine günstige Gelegenheit, seine Gunst wieder zu erlangen, indem er eine so wichtige Botschaft selbst überbrächte. Er beschloß daher, die Reise in einem so schmalen und unbedeutenden Schiffe, wie nur je eins in Portugal war gesehen worden, zu unternehmen; es sollte Aufsehen erregen, wie Jemand eine so lange und gefährliche Fahrt mit einem so zerbrechlichen und winzigen Kiel wagen konnte.“

„Ohne Jemanden etwas von seinem Riesenplane zu sagen, kaufte er sich eine Fusta *), versah sie mit einem Verdeck vom Rah bis zum Stern, takelte sie mit allem Nothwendigen auf, und sorgte zugleich für zwei kleine Wasserbehälter.“

„Mit Eintritt des Passatwindes schiffte er sich nebst einigen Leuten unter dem Vorwande

*) Die Fusta ist ein langes, schmales, auf indianische Art gebautes Ruderboot, welches bei gutem Wetter Segel aufzieht. Diese Boote sind in der Regel offen. Ihre Größe war von Lavanha in seiner Ausgabe von De Barros unbeendigter Decade so angegeben; Länge 22 Palmen oder 16 Fuß 6 Zoll, Breite 12 Palmen oder 9 Fuß, Tiefe 6 Palmen oder 4 Fuß 6 Zoll — Bligh's Boot war dagegen 25 Fuß lang, 6 Fuß 9 Zoll breit, und 2 Fuß 9 Zoll tief.

ein, er ginge nach Melinda, und um seinen Worten Glauben zu verschaffen, steuerte er wirklich auf Baticala los, wo er Zeuche und Perlen für jenen Markt einkaufte und Mundvorrath einnahm. Einige hier ansässige Kaufleute, welche nach dem Melinder Markte wollten, gingen ebenfalls an Bord, und er mußte sich ihnen fügen, um seine Matrosen nicht in Unruhe zu setzen.

„Unter dem Ostpassat ging er in See, zu Anfang Octobers, und kam wohlbehalten zu Melinda an, wo er die Kaufleute an's Land setzte, Holz, Wasser und frische Lebensmittel einnahm, und wieder unter Segel ging, indem er seinen Leuten bedeutete, es ginge nach Quiloa. Kaum hatte er sich eine Strecke vom Lande entfernt, so schienen einige Matrosen sich auflehnen zu wollen. Doch dem hatte er vorhergesehen; die Widerspenstigen ließ er in Ketten legen, den Uebrigen versprach er, ihre Dienste reich zu belohnen, und gab ihnen zu verstehen, er wolle Behufs des Goldhandels nach Sofala. So kam er immer etwas weiter, legte bei mehrern Plätzen an, und nahm reichliche und wohlfeile Nahrungsmittel ein."

„Von Sofala zog er sich längs der Küste, bis er dem Cabo des Correntes vorübergesegelt war, von da wieder längs der Küste, ohne sich weit vom Lande zu entfernen, von Fluß zu Fluß, bis er im Jahre 1537 das Vorgebirge der guten Hoffnung passirt hatte."

Von da lichtete er seewärts die Anker mit mäßigem Winde auf St. Helena, wo er bei seiner Ankunft sein kleines Schiff an's Land zog, um den Rumpf zu reinigen und auszubessern, und zugleich seinen Leuten einige Tage Rast zu gönnen, von denen Mehrere vor Kälte umgekommen waren, ungeachtet er sie reichlich mit warmen Kleidungstücken versehen hatte *)."

„Von St. Helena ab lenkte er muthig seine kleine Barke durch das weite Weltmeer in der Richtung nach St. Thomas, versorgte sich hier mit Mundvorrath, Holz und Wasser, und segelte dann geradeswegs nach dem Hafen von Lissabon, wo er im Mai ankam, gerade als der König sich zu Almeyrin befand. — Nachdem er sein kleines Schiff mit Wimpeln und Flaggen ausgeschmückt hatte, ruderte er in den Fluß hinein, ankerte aber bei der Spitze Leira, Salvaterra gegenüber, weil er auf dem Strome nicht weiter kommen konnte.

„Diese Erscheinung erregte ein solches Aufsehn in Lissabon, daß der Tagus bald mit Booten ganz bedeckt war, um die Fusta zu sehen. Diogo Botelho Perreira landete mit einem Boote und machte sich sofort nach Almeyrin auf, dem Könige einen Bericht von seiner Reise abzustatten und sich für die gute Botschaft, daß Se. Majestät jetzt im Besitz einer Festung auf der Insel Dui sey, eine Gnade zu erbitten."

„Der König war über diese Nachricht hoch erfreut. Da aber Botelho keine Briefe vom Gouverneur vorzuzeigen hatte, erhielt er nicht die freundliche Aufnahme, mit der er sich geschmeichelt hatte. Der König behandelte ihn im Gegentheil kalt und zurückstoßend. Nichts desto weniger bestieg Se. Majestät persönlich eine Barke, um die Fusta zu sehen, an deren Bord

*) Dieser Umstand macht es wahrscheinlich, daß Perreira geborne Indianer am Bord hatte, die die Portugiesen als Matrosen mitzunehmen pflegten.

er alles sehr genau in Augenschein nahm. Es machte ihm große Freude, ein Schiff von so eigenthümlicher Bauart zu sehen, und er ließ Geld und Kleidungstücke unter die Matrosen vertheilen. Auch konnte er nicht umhin, Diogo Botelho für einen unternehmenden und muthvollen Mann zu erklären, auf dessen Kühnheit man sich verlassen könne.

„Das kleine Schiff wurde auf höchsten Befehl zu Sacadem an's Land gezogen, wo es viele Jahre blieb, und von Fremden aus allen Gegenden Europas mit Erstaunen betrachtet wurde, bis es in Trümmer zerfiel. In der Folge erhielt der König Briefe von dem Statthalter Nuno da Cunha, welche Botelho's Nachrichten bestätigten. Der Ueberbringer dieser Depeschen, ein Jude, ward sofort mit einem Gnadengehalt von hundert und vierzig Millerees belohnt, aber Botelho blieb viele Jahre vergessen. Zuletzt ernannte man ihn denn zum Commandanten von St. Thomas, und später zum Befehlshaber von Cunanas in Indien, um ihn nur von Portugal entfernt zu halten."

(n. d. Engl.)

Hep! Hep!

In mehreren Zeitungen hat man mit einem Aufwande von philologischer Gelehrsamkeit das Wort Hep! welches jetzt in vielen Orten zum Signal von Excessen gegen die Bekenner des mosaischen Gesetzes gedient hat, aus fremden Sprachen herleiten wollen. Wielands Ausspruch: daß man den Wald vor Bäumen nicht sieht, scheint auch hier sich zu bestätigen. Dies Wort ist echt deutschen Ursprungs. Das Volk Israels heißt nur uneigentlich Juden, indem dadurch nur ein Stamm derselben, Juda, bezeichnet wird; und man nannte daher die Juden früher weit richtiger Hebräer. Von diesem letztern Worte ist das verkürzte Wort Heb entstanden und hat sich jetzt in Hep verwandelt. Man könnte wohl mit Recht auf diese gelehrten Erklärer des Wortes Hep, Götz von Berlichingens Aeußerung über seinen Sohn Karl, in Göthe's Schauspiel, anwenden: „Er kennt wohl für lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht?"

Untrügliches Mittel gegen den Biß toller Hunde.

— Der allgemeine Anzeiger der Deutschen vom 6. December, theilt ein bewährtes Rettungsmittel beim Biß toller Hunde mit, das schon in 250 Fällen als ganz untrüglich befunden wurde. Es besteht aus rothem Enzian, Tormentil, Weinraute, Grundheil, Salbei, von jedem drei Loth, alles gut gepulvert. Einem vom tollen Hunde gebissenen Menschen giebt man 3 Messerspitzen voll auf Butterbrod, und zwar drei Morgen hintereinander, wobei sich der Leidende warm halten muß. Einem gebissenen Thiere giebt man das Pulver nach Verhältniß in größerer Masse, entweder auf Butterbrod oder in Milch und Brod. (Möchten die medizinischen Kollegien bald über dieses Mittel entscheiden!)

Gedanken eines ältern Dichters.

Wer in Port des Himmels will segeln, der muß den Glauben zum Kompaß, das Wort Gottes zum Nordschein, die Hoffnung zum Anker, die Andacht zum Winde, das Kreuz zum Mastbaum haben; wer damit zu Segel geht, dem kann keine Welsyrene noch Wollusteiree schaden.

Unsere Wiege ist ein Morgen, und die Bahre ein Mittag.

In dem Uhrwerk unsers Thuns muß die Vernunft das Gewicht, und das Auge der Weiser seyn.

Das Glück ist recht eine Töpferscheibe, die aus geringem Ton oft goldne Götzen dreht.

Die Ernsthaftigkeit der Rechte hat gleichsam eine gewiss Säure an sich, welche den Gesichten etwas von ihrer Lieblichkeit zu benehmen scheint. Daher erkor sich jener Rechtsgelehrte den Feigenbaum zum Sinnbild, mit der Ueberschrift: „Meine Früchte sind meine Blüthen;" daher urtheilte Petrarka vom Donatus zu Padua, daß er ein vortrefflicher Poet geworden wäre, wenn er seine Musen nicht mit den zwölf Gesetztafeln überladen hätte.

* Aufruf mehrerer Bürger Bremens an ihre Mitbürger.

Mit innigem Vergnügen ist gewiß von einem Jeden der treffliche Aufsatz in Nro 4. dieser Blätter gelesen worden, der mit lobenswerthem Eifer die Mildthätigkeit der Bewohner Bremens, auf das nächste dringende Bedürfniß in ihrer unmittelbaren Umgebung hinzulenken strebt. Wie sehr der wackere Verfasser desselben Recht habe, die rege Theilnahme seiner biederen Mitbürger bei jeder Gelegenheit, die ihre Hülfe in Anspruch nimmt, zu rühmen, hat sich in diesen Tagen auf das erfreulichste bewährt. Kaum war die Aufforderung einiger ehrenwerthen Männer, zur Linderung des durch die nothgedrungene Reduction der gewöhnlichen monatlichen Gaben des Armen-Instituts, bei dieser strengen Jahrszeit, so sehr vermehrten Elends der Armen, im Wochenblatt erschienen, als von allen Seiten Beiträge zu einem so edlen Zwecke dargereicht wurden, wodurch den ersten dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks abgeholfen werden konnte. Dank, herzlichen Dank allen denen die so durch Wort und That sich um die Noth ihrer leidenden Mitmenschen verdient gemacht haben! — Wo der Wetteifer im Wohlthun, bei dringender Veranlassung so schnell und kräftig ist, da wird er auch in Beförderung einer wichtigen, fortwährend das Wohl der Armen bezweckenden Anstalt nicht erkalten. Bürger Bremens! Ihr werdet Euer Armen-Institut nicht sinken lassen, werdet nicht zugeben, daß eine Einrichtung, die 40 Jahre hindurch zu Eurer Ehre bestand, zu einer Zeit in Verfall gerathe, wo aus mancherlei Ursachen immer größere Ansprüche an dieselbe gemacht werden. Euer Ausspruch im Bürger Convente beschränkt ihr Bestehen auf freiwillige Beiträge, aber die Einzeichnung dazu, wenn gleich sie das vorige Jahr um ein Viertheil übersteigt, reicht bis auf die bedeutende Summe von 10,000 Rthlr. nicht an das muthmaßliche Bedürfniß von 35 000 Rthlr. für das laufende Jahr. Werdet Ihr nun stehen bleiben? könnt Ihr ruhig zusehen, daß eine Anstalt die durch eine etwas größere Anstrengung Eurerseits so viel Gutes leisten könnte, ihren Zweck nur halb erfülle, daß die Hungrigen nicht erquickt, die Kranken nicht verpflegt, die Nackten nicht gekleidet werden? O nein! das werdet Ihr nicht. Es bedarf bei Euch nur der Ueberzeugung: daß Eure Hülfe nöthig sey und Ihr säumet nicht. Und diese Ueberzeugung, findet Ihr sie nicht in den dringenden Aufforderungen der verehrten Obern unsers Gemeinwesens, findet Ihr sie nicht in den eifrigen Bestrebungen so vieler braven Männer unter Euch, die das Beste des Armenwesens mit rastlosem Eifer, mit Aufopferung ihrer Zeit und ihrer Kräfte, so weit es menschlichen Einsichten verstattet ist, zu befördern bemühet sind? — Fürchtet nicht daß Ihr zu viel thut, sorgt nicht daß Eure Gaben verschwendet werden. Wer den Geschäftsgang am Armen-Institute näher kennt, weiß daß die möglichste Oeconomie beobachtet wird, weiß daß die Verwalter desselben selbst bei einer jährlichen Einnahme von 35000 Rthlr. auf Ersparungen aller Art denken müssen, um bei der übergroßen Armenzahl, den Hülfsbedürftigsten, die zu aller Arbeit unfähig sind oder an schweren Krankheiten darniederliegen, außer den unentbehrlichen Kleidungsstücken 2½ Rthlr. als höchste monatliche Gabe reichen zu können, minder Hülfsbedürftigen aber eine verhältnißmäßige geringere Beisteuer. Und jetzt — hat nicht mit Ausnahme der Blinden, der Kranken und der Kinder auf Haltung, allen die Hälfte der gewöhnlichen Gaben und der Kleidung ganz entzogen werden müssen? Soll dies so bleiben, was kann anders daraus folgen als eine noch größere Vermehrung der allgemeinen Noth, die sodann am Ende doch durch andere Mittel wird abgeholfen werden müssen. Und diese anderen Mittel, würden sie, wenn dabei wie bei andern Abgaben das Vermögen in Anspruch genommen werden müßte, nicht besonders den Begüterten unter Euch, weit lästiger fallen, da die jährlich benöthigte Summe mehr als ½ pCt. Schoß ausmacht? Nein wackere Bremer! dahin werdet Ihr es nicht kommen lassen, es wird ein Jeder unter Euch seine freiwillige Gabe vermehren, je nachdem sein Amt, sein Vermögen, sein Gewerbe ihm die Mittel dazu giebt, und Eure Armen-Anstalt wird bestehen zum Troste für alle Dürftigen, zum Segen für Euch und Eure Nachkommen bis auf die spätesten Zeiten.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 6.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 20. Januar 1820.

Der Rangstreit.

Eine Fabel.

Des Löwen Reich war tief gefallen!
Der Menschen immer gröss're Macht
Bedeckte seinen Ruhm mit Nacht,
Und machte Freie zu Vasallen.
Verklungen war die Heldenzeit,
Und bei den cultivirten Horden
Der Thiere war Geselligkeit,
Und freundliche Erbärmlichkeit,
So wie bei uns, zum Ton geworden.
Natürlich trat der Rang in's Leben;
Denn wo man nichts durch Thaten ist,
Da übt Jeder seine List,
Um sich durch Rang empor zu heben.
Rang ist in jedem guten Staat
Für Werth — das beste Surrogat.

Zu jener Zeit, bei einem Schmause,
Den Meister Fuchs den Thieren gab,
War Aff' und Esel auch im Hause,
Und mähten sich mit Reden ab.
Es ist bekannt, daß beide Herr'n
Im Reden grad' nicht excelliren;
Doch heut' war Rang der Rede Kern,
Da mußten sie wohl disputiren.

„Wie," sprach der Esel zu dem Affen:
„Wie kannst Du dich, Du dummes Thier,
„So sehr nur in Dich selbst vergaffen,
„Daß Du dich vornehm glaubst, gleich mir.
„Bin ich nicht immer eingeladen
„Wenn unser Bär ein Essen giebt?
„Bin ich nicht bei dem Stier in Gnaden
„Und bei der Tieger Schaar beliebt?
„Grüßt mich der Elephante nicht?
„Und hat nicht noch vor wenig Wochen,
„Des Löwen Jagdhund mich berochen?
„Sitz' ich nicht mit im Thier-Gericht?
„Und mein Familien-Bündniß gar,
„Das muß noch mehr empor mich heben;
„Vornehme Esel, das ist wahr,
„Hat's nie so viel, wie jetzt, gegeben,
„Und Keiner kann den Andern hassen,
„Und Keiner wird in der Gefahr
„Den Esel-Bruder je verlassen."
So sprach der Esel; seine Ohren
Verlängerte der Rede Glut.
O armer Aff', Du bist verloren,

Wie widersteh'st Du dieser Wuth!
Doch unser Affe, kühn geboren,
Verlor im mindsten nicht den Muth.

„Ich darf mich, Esel, mit Dir messen,"
So sprach er, seines Werths bewußt:
„Kein Thee ist ohne mich voll Lust,
„Bei keinem werde ich vergessen.
„Wie bei dem braunen, süßen Saft
„Das Chor der Gänse mich umschnattert,
„Ach, hat Dich Stolz nicht ganz umgattert,
„So fühlst Du meiner Anmuth Kraft.
„Ich darf im großen Clubb erscheinen,
„Das dürfen Auserwählte nur,
„Und mache gar, nenn' mir noch Einen,
„Und mache gar dem Pfau die Cour.
„O hohes Glück! Mir glüht die Wange,
„Selbst in Soirées vom ersten Range
„Sind Affen oft und gern gesehn:
„Kein Tanz kann ohne mich geschehn."
So stritten sie, und alle Alten,
Und alle Jungen war'n entbrannt,
Denn jedes Thier, das ist bekannt,
Will seinen Rang sich gern erhalten.

Doch als sie so im Streite glühten,
Für alles Andre taub und blind,
Da nahten Jäger sich geschwind,
Und ihrer Todesblitze Wüthen
Zerstörten bald des Gastmahls Blüthen;
Der ganze Haufen war zerstoben
Und wie vom Sturmwind weggehoben,
Nur Leichen füllten noch das Rund,
Auch Aff' und Esel, Todeswund,
Ganz ohne Hochmuth in den Fratzen,
Bedeckten still den blut'gen Grund
Und streckten die beringten Tatzen.

Allein, kaum kommt es zur Moral,
Seht, da erstehen beide wieder
Und rufen warnend: „Traute Brüder,
„O, bessert Euch doch allzumal,
„Und denkt an andre Güter lieber;
„Den Rang nimmt Keiner mit hinüber.

Der Brautkampf.

(Beschluß.)

Die schnelle Zofe ward sogleich als Botin ausgesandt, und es vergingen in der That nur wenige, höchst peinliche Minuten, bis ein Diener mit zweifelhafter Miene einen Pinto de Fonseca meldete. So rasch als möglich hinkte der wüthende Don Nunno gegen die Thür, packte den Eintretenden bei der Brust, und rief: „Junge, hast Du Deine Braut wirklich einem Anderen abgetreten?" — „Gestrenger Vater", schrie der ächte Pinto ängstlich stammelnd: „wie wäre das möglich!" — „Hörst Du, Schurke, wohl?" donnerte der Capitano dem Don Gomez zu. Er wollte noch mehr sagen, aber die Wuth erstickte hier seine Stimme, und so entstand eine stille Pause, in der die Geberden nur desto lebhafter sprachen. Man denke sich den stummen Don Pantaleon bei dieser neuen Erscheinung. Auch Don Gomez konnte jetzt im verwirrten Staunen den fragenden Blicken Clarissens nichts erwiedern; eben so lautlos zitterte das arme Söhnlein bei dem gefürchteten Zorne des Vaters. Dieser erhielt endlich die Sprache wieder, und rief: „Ziehe, Pinto, und bezahle im blutigen Kampfe den frechen Räuber Deiner Braut! Und wenn — so fuhr er gegen den Don Pantaleon fort — Du stummer, alter Glatzkopf etwa zu dessen Gelichter gehörst, so komme vor meine Klinge; sie soll rasen in Deinen Eingeweiden, wie einst in den Gekrösen der Feinde bei Ameyrial und Montes-Claros." — „Wie?" rief Don Pantaleon schon beim Anfang dieser Kraftrede: „das ehrwürdige Haupt des letzten Pacheco beschimpft?" — Dabei schoß er wüthend zur Thür, warf einen ledernen Panzer um, bedeckte sich mit einem blinkenden Helme seiner Ahnen, und drang, vom Rachegefühl der

ungeheuern Schmach angefeuert, ziemlich tapfer ein auf den wilden Capitano.

Indeß nun der kleine, wohlbeleibte Don Pantaleon im ritterlichen Schmuck sich herumhieb mit seinem lahmen, hageren Gegner, waren die beiden Liebhaber auch nicht müssig. Der ächte Pinto hatte auf Geheiß des Vaters mit zögerndem Widerwillen sein gewaltiges Schwert gezückt, um den Brautkampf zu beginnen; aber er wurde hart dafür gezüchtigt. Don Gomez Freires, so aufgeregt er auch durch diese räthselhafte Scene war, wurde dennoch in eine so muthwillige Laune beim Anblick seines drolligen Feindes versetzt, daß er gegen denselben nur die flache Klinge gebrauchte. Auf diese Weise wurde denn der arme Pinto dergestalt zerbläut, daß er jämmerlich schrie, und sich gern und willig alle Ansprüche auf Clarissen begab. Diese war beim ersten Waffenklange ängstlich hinausgeeilt, um Hülfe zu suchen, die sie denn auch bei dem eiligst erschienenen Don Gaston Viratos fand. Rasch drängte sich derselbe durch die müssig gaffenden Diener, die voll tiefer Ehrerbietung den Kampf der edlen Herren nicht zu hindern wagten, und stand plötzlich, den Degen in der Hand, zwischen den lärmenden Kämpfern. — Mit einem Schlage entwaffnete er den Capitano, und befreite dadurch den hart bedrängten Don Pantaleon, der, ohne Helm und Panzer, nicht eben gut weggekommen wäre. In demselben Augenblicke ward auch der schreiende Pinto aus seiner Noth errettet durch folgende kräftig gesprochene Rede: „Halt! Nur Kampf mit mir allein! Ich bin hier der einzige Gegenstand gerechten Zornes! Durch meine List ward jener Pinto dort betrogen; durch mich der weiseste der Pachecos getäuscht, und so die Braut dem edlen Gomez heilig zugesichert! Ich frage laut, Wer hat etwas dagegen? — Wer es auch sey, er komme vor mein Schwert!“ — „Bei meinen Thaten,“ rasete Don Nunno: „bei meinen Wunden von Villa vitiosa, ich habe etwas dagegen. Ich will Dein betrügerisches Hirn an diese Wände spritzen, und den Boden hier mit Deinem Schurkenblute tränken!“ — Bei diesen Worten drang er mit grenzenloser Wuth auf Don Gaston ein; allein dessen jugendlicher Arm entwaffnete ihn mit sorglicher Schonung zum zweiten Male. Nun packte der Capitano seinen Feind mit ungewaffneten Händen, und es entstand ein Ringen, welches ziemlich possirlich damit endete, daß der markige Jüngling den erschöpften Kriegsmann in die Höhe hob und ihn auf das Ruhebett eines Seiten-Cabinets warf. „Hier tobe aus, Du alter Teufel!“ sprach der Sieger, und verschloß eilig die Thür. Der mißvergnügte Pinto hatte sich schon früher aus dem Staube gemacht, und so wurde denn endlich der Kampfplatz frei. Viel Blut war eben nicht geflossen; nur Don Gaston hatte in dem Gefecht mit dem Bären eine unbedeutende Wunde bekommen, die ihm als kleine Züchtigung für seine muthwilligen Streiche füglich zu gönnen war.

Der erschöpfte Don Pantaleon saß indessen, von Clarissen unterstützt, in einem Armsessel, und wußte immer noch nicht recht, was er eigentlich sagen sollte. Die beiden Fonseca hatten es zwar, ihres verehrten Ahnen ungeachtet, auf ewig mit ihm verdorben; doch war er auch nicht allzu günstig für die Pinto's gestimmt. — Dieser, dem Don Gomez besonders, peinlichen Lage ein Ende zu machen, zog Don Gaston plötzlich eine Papierrolle heraus, und las den ersten Gesang einer von ihm begonnenen Pachecciade vor. Bei den ersten Decimen begannen die Wolken auf der Stirn des Don Pantaleon zu schwinden; immer heiterer wurden die

Züge, bis er endlich voll begeisterten Entzückens an die Brust des Dichters flog. In prophetischer Trunkenheit sah er dem Ruhm der Pacheco's schon in andern Sprachen, und zwar zuerst in's Deutsche übersetzt, und ward so begeistigt durch diesen großen Gedanken, daß er auch den edlen Don Gomez Freires umarmte, und ihm Hand in Hand mit der holden Clarissa zum zweiten Male seinen Segen gab.

Der Dank des glücklichen Paares gegen den Don Gaston Viratos hatte keine Grenzen. Vielleicht wünschten manche der schönen Leserinnen dem liebenswürdigen Wildfang zum Lohne die Hand der reizenden Laura Freires; und wenn es denn einmal an's Heirathen gehen soll, so ist für die verschmitzte Zofe niemand passender als unser Ambrosio. Dieser Erzschelm hatte den unschuldigen Pinto de Fonseca, um dessen Reise zu verzögern, als einen portugiesischen Spion angegeben, und es würde in Folge dessen dem armen Gefangenen schlimm ergangen seyn, wenn nicht ein ungewöhnlich hellsehender Richter sich mühevoll für ihn verwendet hätte. Der Vater hatte unter Weges den verzögernden Unfall seines Söhnleins nicht erfahren, und so kamen denn Beide fast zu gleicher Zeit nach Seville.

Auf der Rückreise befanden sich diese Herren wieder ganz wohlgemuth in der bekannten Taverne von Salvaleon. Der Zorn des alten Capitano war besänftigt durch den süßen Klang des Goldes, das ihm fortan ein gemächliches Leben verschaffte, und das liebe Söhnchen hatte sonder Zweifel alles Leid vergessen hinter dem bewußten großen Eßtisch. Bei jedem neuen Gericht, das die schöne Wirthstochter auftrug, erwachte zwar eine unruhige Sehnsucht in dem fröhlichen Pinto; allein unwillkührlich rieb er sich alsdann den Rücken und dachte einen Augenblick zurück an den — gefährlichen Brautkampf.

---

* Hülfe für das Armen-Institut.

So ruft gewiß jedes nachdenkende, menschlich und patriotisch fühlende Gemüth.

Seit vierzig Jahren besteht diese Anstalt, die gewiß eine der besten in ihrer Art ist, zur Ehre und zum großen Segen für unsre Vaterstadt.

Wer Gassenbettelei kennt, und, wie ich, die hiesige noch gekannt hat, der weiß, welch' einem Verderben so viele Familien durch dieses Institut entrissen, von welcher Last alle Bewohner unsrer Stadt, in deren Herzen bei dem Anblick des Elends noch Mitleid rege wird, dadurch befreit sind. Er erkennt es, wie viel sicherer seit jener Zeit uns allen unser Eigenthum, und wie viel größer die Glückseligkeit des Bürgers ist, der unter seinen Mitbürgern und Mitbewohnern nicht nur selten, wenn nicht nie, durch äusseres Elend ganz Erdrückte, sondern auch so wenige Unwissende und Rohe, Ehrlose, Verbrecherische, Gefahr drohende, oder Verzweifelnde sah.

Ja Bremen! Du durftest bis jetzt mit edler Freude Deines Instituts Dich rühmen, das so vielen Dürftigen, die in Deinen übrigen milden Stiftungen keine angemessene Versorgung finden konnten, unter der väterlichen Aufsicht Deiner Obern und durch die edlen Bemühungen Deiner Diakonen, so viel Linderung des Elends, Unterstützung, Menschenfreuden, Aeltern-freuden, Familienfreuden, gewährte. Wie Vielen wurde dadurch nach ihren, so sorgfältig untersuchten Bedürfnissen, mit Geld, Kleidung und in Krankheiten mit Arznei und Pflege, geholfen! Wie Vielen Gelegenheit zur Arbeit, nach den ihnen noch gebliebenen Kräften, und, wenn ihre Hülle sterbend niedersank, freies ordnungmäßiges Begräbniß dargeboten! Wie viele Kinder wurden dem Stande thierähnlicher Un-

wissenheit und immer tieferen Versinkens in Rohheit des Herzens und der Sitten, wurden einem scheußlichen Straßenlaufen und allen daraus hervorgehenden Gräueln und Lastern entzogen, und zu den nothwendigsten Kenntnissen geführt, zur Ordnung und zur Arbeitsamkeit angehalten, mit sittlichen und frommen Gefühlen erfüllt, zur Thätigkeit des Menschen, des Bürgers, des Christen, gebildet!

Und diese Anstalt kann ihre Zwecke nicht mehr erfüllen. Die Preise der Dinge sind zum Theil bedeutend höher, und die Armuth ist im letzten Jahrzehend vermehrt. Dasselbe Institut, das, selbst nach seiner im Jahre 1791 verbesserten Einrichtung so viele Jahre hindurch nur zwanzigtausend Thaler für jedes Jahr forderte,*) das in den ersten dieser Jahren noch davon erübrigte, und, wenn ich nicht irre, wenigstens bis zum Jahre 1800 Bremens gesammte Armuth abnehmen sah,**) bedarf jetzt jährlich fünf und dreißig tausend Thaler, um nur seine nächsten Zwecke zu erfüllen. Und auch von dieser Summe konnten den Allerärmsten, das ist denen, die sonst nichts haben, auch gar nichts erwerben können, doch nur dreißig Thaler gereicht werden! — Die jährlich gedruckten Verzeichnisse aller durch diese Anstalt unterstützten Armen belehren über die Vertheilung der Gaben.

Nun sind für das angetretene Jahr nur wenig über fünf und zwanzig tausend Rthlr. gezeichnet. — Woher das übrige? — Sollen die Schulden der Anstalt unabsehbar sich vergrößern? — Oder soll den Armen, und wie viel soll ihnen, das ganze Jahr hindurch abgezogen werden? — Man ziehe von ohngefähr 20 000 Thalern Alles ab, was nicht herabgesetzt werden kann, als: die Zinsen für das Angeliehene, Baukosten, Gehalte für, wenn gleich wenige, Unterbediente, Arzneien, Kleidungsstücke, Begräbnißkosten, ꝛc.; und man wird es begreiflich finden, wie viel an Gelde den Armen abgezogen werden muß. Wohl Vielen, vielleicht gar Allen, die Hälfte! — Soll, wer monatlich 2½ Rthlr. empfing und für seines Lebens Unterhalt nichts weiter hatte, gar mit 1¼ Rthlr. abgefertigt werden? — Sollen unsre verarmten Mitbürger größten Theils dem Hungertode preis gegeben, oder in alle Versuchungen, durch die der Hunger zu Verbrechen treibt, gestürzet werden? Sollen aus Kindern viehähnliche Menschen, soll unsre Stadt, in der wir, unter einer unser jetziges Bedürfniß befriedigenden, preiswürdigen Polizei, so ausgezeichnet sicher leben, mit verzweiflungsvollen und allmählig frecheren Dieben erfüllt, soll sie ein Schauplatz von Bestrafungen mitleidswürdiger Menschen, soll allen Lastern Thor und Thüre geöffnet werden?

Bremen! Der Gedanke empöret Dein Gefühl. Menschenliebe und Mildthätigkeit waren jederzeit Deine Wahrzeichen. Sie leuchten uns noch in vielen Deiner Bewohner. Sie glänzen in Deiner Bibelanstalt; sie stellen in Deiner, wenn gleich kleinen, Missionsgesellschaft sich

---

*) Vorher noch bedeutend weniger. Bei der ersten Gründung wurde es Gesetz, daß niemand mehr als 18 Grote wöchentlich geben sollte; Jedem aber, besonders den Wohlhabenderen, es überlassen, durch außerordentliche Gaben den Drang der Menschenliebe zu befriedigen. Etwas später wurde ein etwas höheres als die größeste erlaubte Gabe festgesetzt. Noch später (ich meine im J. 1791) wurde eine unbeschränkte Freiheit im Subscribiren zugelassen. A. d. E.

**) Immer Wenigere baten damals um Aufnahme von Kindern in die Waisenhäuser. Auch hatte eine Anstalt, in welcher Rumfordsche Suppen um 2 Grote für die Person angeboten wurde, bald sehr wenige Abnehmer. A. d. E.

dar; sie sprechen in Deiner achtungswerthen Gesellschaft: Union, entzückend uns an; und ein lieblicher, herrlicher Stern verbreitet über sie seine Strahlen in Deinem für so Viele wirksamen, ja, die Belehrung und Bildung eines so bedeutenden Theils dürftiger Jugend persönlich fördernden Frauen- und Jungfrauen-Vereine. Sie sind der Glanz so manches Hauses, durch dessen Wohlthun die Thräne des Dankes im Auge manches Erquickten schimmert; und in dem Wohlhaben mancher geretteten Familie leuchten sie wieder.

Aber: — Wie soll geholfen werden? —

Soll der Staat, als solcher, die Anstalt unterhalten? — Sollen vielleicht auch vom Staate besoldete und verantwortlich gemachte Verwalter seyn? Werden diese freier von Irrungen bleiben können, als die bisherigen freiwilligen? Wird für Geld und unter Zwang dem Dürftigen so liebevoll gedienet, als aus Edelmuth? — Wie groß würde dabei die Zahl der dies und jenes visitirenden, controllirenden ꝛc. Unterbedienten werden, deren Mancher wieder seine besonderen Ansichten, und, wenn auch nicht durchaus eigennützigen, doch freundschaftlichen ꝛc. Rücksichten und Hinsichten hätte! Mich dünkt: Anlaß zu Mißgriffen und Verkeheheiten in Menge. — Und: wie viel kostspieliger dann das Ganze, als jetzt, da Männer aus freiem Edelsinn, Zeit, Mühe und Beschwerden, auch wohl noch Kosten, nicht achten, und keine andere Belohnung, als die der Menschenliebe im Innern und des Anblicks getrösteter Verpflegter kennen! — Ich wurde bis jetzt erst von Einem Freunde auf diese Queer-Idee aufmerksam gemacht. Sie findet sich vermuthlich nur in höchst wenigen, einseitig blickenden Köpfen.

Werden aber edelmüthige Verwalter freiwilliger Gaben Freude an der Verwaltung von Zwangauflagen finden? — Und: welche Auflagen wollt ihr wählen? Die eines jährlichen Schosses? — Irre ich mich am jetzigen Bremischen Vermögen nicht, so würde dieser Armen-Schoß für Euch, deren Eigenthum 100,000 Rthlr. werth ist, wenigstens 125, für Euch, die Ihr 400,000 und darüber Euer nennen könnet, wenigstens 500 Rt. und mehr, betragen. Wie gefällt Euch dies? — „Doch" höre ich Euch sagen: „wir sind bereit." — Wohl! Ist aber eine solche Auflage — zu milden Zwecken — gegen Jedermann gerecht? Gerecht gegen die, deren Vermögen größen Theils nichts rentiret, wie gegen die, deren ganzes Capital nutzbar ist und wohl zum Erstaunen anwächst? Gerecht gegen die, so außer ihren Zinsen geringe, oder gar keine Einnahmen kennen (Wittwen, Waisen, andere Rentenirer), auch gegen die Kleineren, die auf möglichste Schonuug gerechte Ansprüche haben; wie gegen die, deren Einnahme bei geringem Capitalvermögen ansehnlich ist und die zum Schosse kaum etwas Namenswerthes beitragen? — Soll überhaupt für das, was der Liebe angehöret, Zwang eintreten? Soll das, was das Gott-Aehnlichste im Menschen ist, frei von Natur, Freiheit fordernd und durch Freiheit bildend und beseligend in Ewigkeit — sein innerstes heiligstes Leben gefesselt sehen?

Wie aber kann durch freiwillige Gaben die Summe herbeigeschafft werden? Leicht genug! — Es liegt an Eurem Wollen. — Vernehmet meine Rechnung!

Nicht leicht wird Einer, der nur etwas entbehren kann, in seinem Haushalt merken, wenn er den ein hundertsten Theil seiner Ausgabe dem Armeninstitute bestimmt;*)

*) Es kann Solche geben, die nicht mehr, als wöchentlich 1 Gr. zu geben vermögen (wenig-

Jeder aber, der etwas zu erübrigen vermag, erkenne seinen Beruf, verhältnißmäßig mehr zu geben! — Thut es, Bremer, und Euer Armen-Institut kann alle seine Zwecke auch jetzt erfüllen. — Unsre Stadt hat (ohne ihr zu dieser Anstalt nichts beitragendes Gebiet,) der Zählung im Jahre 1818 zufolge, ohngefähr 37000 Einwohner. Man rechne jede Haushaltung, von der, die eine auf einer Stube wohnende Person für sich allein führt, bis zu der, in welcher 30 und darüber leben, nach dem von Vielen angenommenen Durchschnitte zu 4½, so ergeben sich aus jener Anzahl 8222 Haushaltungen. Man rechne ferner: daß davon 7000 irgend etwas geben können; so frage ich: wie viel verbrauchen diese Haushaltungen? — Laßt uns vorerst für jede 500 Rthlr. annehmen, dann stehe für alle 7000 nicht weniger, als 3,500000, da. Dividiret es durch 100; so habt ihr fünf und dreißig tausend. — Doch: 500 Rthlr., als Ausgabe jeder Haushaltung im Durchschnitt, ist vielleicht zu viel, und jene Zahl von 7000 vielleicht zu groß gerechnet. — Beides zugegeben; — findet Ihr, die Ihr reichlich leben könnt, und vollends Ihr, die Ihr erübrigt, es nicht höchst billig, daß nach Verhältniß mehr von Euch gefordeet wird, so daß, wenn kein Beitragender (mit Ausnahme der Allergeringsten,) weniger, als den hundertsten Theil seiner Ausgabe darreicht, auch bei (wohl schwerlich viel) geringerem Verbrauche der Gesammtheit,*) und selbst bei (auch schwerlich sehr bedeutend,) weniger zur Mitwirkung fähigen Personen; die Summe dennoch hervorgeht. — Darnach handelten und handeln zur Freude eines jeden richtig Denkenden Manche unserer Mitbürger. Mir wurden drei genannt — sie sind nicht mehr auf Erden, aber Gesinnungen des ewigen Reichs der Liebe belebten sie schon hier. Jeder von diesen besaß vielleicht 200000 Rthlr. Das Armen-Institut war durchaus nicht der einzige Gegenstand ihrer Wohlthätigkeit, aber es empfing von Jedem von ihnen, wie mir glaubwürdig erzählet ist, wöchentlich 2½, d. i. jährlich 130 Rthlr; und dieß zu einer Zeit, da die Anstalt nur 20,000 Rt. erheischte. Sie verbrauchten bei weitem nicht Jeder 13,000 Rt. für sich wohl nicht die Hälfte; aber sie fühlten ihre Kräfte zum Wohlthun, und erkannten ihren Beruf. Vielleicht haben sie auch jetzt unter Personen ähnlichen Vermögens ihres Gleichen; doch gewiß nicht viele. Aber es ist Zeit, daß ihre Zahl sich mehrt. Ich kenne auch jetzt Häuser, deren Verbrauch wohl nicht 4000 Rthlr. beträgt, die aber dem Armen-Institute 60; auch, die von weniger, als 1500, oder 2000 Rt. die sie verbrauchen können, bei eigenen bedeutenden Bedürfnissen doch 15 bis 30 Rt. darreichen. — Aber: giebt Jeder, der 1000 verbraucht, auch das Jahr hindurch nicht unter 10 Rthlr.? Und, wer 1000 verbrauchen dürfte, aber weniger bedarf, auch nach Verhältniß mehr als 10? Wird in jeder, auch minder bedeutender, Haushaltung, nach diesem Maaßgabe gehandelt?**) —

---

stens nur schwer in jeder Woche 2,) und die sich dessen schämen und lieber nichts geben. Aber auch das Kleinste hilft. Gesetzt, es wären 1500 Häuser, aus denen man mit Billigkeit nicht mehr als Einen Gr. erwarten könnte; so trügen sie doch durch dessen Darreichung zusammen jährlich 1083⅓ Rthlr. bei. A. d. E.

*) Vielleicht könnte die Consumtionseinnahme, brutto, einen ohngefähren Maßstab geben, wenn gleich bei weitem nicht alle Dinge, für die man Geld ausgiebt, für sie beitragen. A. d. E.

**) Giebt es keine, die 1000 Rthlr. kostet und sich wöchentlich mit weniger, als 14 Grote, vielleicht einfindet?

Aber: meine Ausgaben sind ohnehin so groß. — So spricht Mancher, der Viele versagen muß. — Doch frage ich wenigstens: sollte deshalb wirklich nicht der hundertste Theil einer so nothwendigen und so segensvollen Anstalt werden können? — Zum mindesten gestehe ich, nur an sehr wenige Ausnahmen glauben zu können. — Aber es spricht auch Mancher so, der durch seine Verschwendungen die Ausgaben vermehrt. Diesem möchte ich sagen: ich will über Deine Verschwendungen, Dein üppiges Leben, Dein Schwelgen hier mit Dir nicht rechten. Allein: steht wenigstens nicht Deine Wohlthätigkeit dazu im richtigen Verhältniß; kannst Du Vergnügungsdürftiger, Dir kaum einen Genuß, Du Eitle, kaum einen Putz, dafür Dir je versagen; was seyd Ihr denn in der menschlichen Gesellschaft? — Richtet Euch selbst!

Noch aber höre ich sehr achtungswürdige Stimmen. — „Wenn ich dem Armen-Institute ganz nach meinen Kräften gebe; so beraube ich mich der Mittel, verschämten Dürftigen, die mir bekannt, fast gehend von mir selbst beobachtet und meiner Unterstützung würdig sind, nach ihrem Bedürfnisse zu helfen." — So spricht wohl mancher von Vielen verkannte Edle unter Wohlhabenden und Reichen. — Ihm möchte ich zurufen: sey meiner Hochachtung gewiß: aber erlaube mir, Dir wenigstens jenen hundertsten Theil (vielleicht spräche ich aber bei Dir zweckmäßiger von Deiner Einnahme,) noch einmal zur Beherzigung mit Ehrerbietung vorzulegen.

Bremen! Ich kenne Dich. Du lässest Deine Armen nie verhungern, Dein Institut nie sinken. Schon zeugen Thaten mehrerer Deiner Bürger von dem Geiste, der in Dir lebt. Ja, ich traue Dir. Du willst es auf dem Wege freier, frommer Menschenliebe. Frei entströmte die Liebe ihrem ewigen Urquell. Frei und fromm hebt sie zu Ihm anbetend und vertrauend sich empor. —

Ein Bremer.

* Oeffentlicher Dank.

Mit dem in No. 4. des Bürgerfreundes von dem Herrn Schilling bewiesenen öffentlichen Dank an die Erretter seines Kindes aus dem Stadtgraben, verbinde ich auch den meinigen, da der hiesige Bürger und Eigenthümer meiner jetzigen Wohnung, Herr Georg Wilhelm Tiedemann, mit Gefahr seines eigenen Lebens, sich zum Retter meiner Tochter hergab, die ohne sein Zuthun wahrscheinlich ein Raub des Todes geworden wäre. Möge ihm für seine Hülfe der innige Dank einer gerührten Mutter, deren Umstände es nicht erlauben sich auf thätigere Weise dankbar zu beweisen, für seine edle That genügen, und das Bewußtseyn dieser schönen Handlung ihn Zeitlebens begleiten so wie derselbe sich des immerwährenden Dankes meiner und meines durch ihm geretteten Kindes versichert halten kann.

Bremen, den 14. Jan. 1820.

A. J. Lütgens, geborne Castendiek.

* Charade von drei Sylben.

Ich wollte in den Ersten finden,
Was mir die Lippe nie gestand;
Ermuthigt ihr die Liebe künden,
Die längst mein Herz für sie empfand.

Doch plötzlich widerrief die Dritte
Was mir das erste Paar verhieß:
Da stockten zögernd meine Schritte,
Bis sie mich ungestüm verließ.

Das Ganze unbenutzt zu lassen,
Verträgt sich mit der Klugheit nicht.
Ich wußte es nicht aufzufassen:
Ein Spiegel wieß mir mein Gesicht.

Es mit dem Ganzen zu vereinen
Vermocht ich nicht — denn mein Gesicht
Sah ich fast ellenlang erscheinen,
Und lang ist doch das Ganze nicht!

A. Daeves.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 7.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 23. Januar 1820.

* Die Heimatlose.

(Ein Gedicht.)

„Auf off'ner Straße, ohne Kleider
Wer geht so dürftig dort einher?
Und doch die Stirn so frei und heiter
Als ob's im Paradiese wär'". —

„„Kennst Du mich nicht? — ich suchte Deine Hütte,
Ich weis es, Du versagst mir Obdach nicht;
Was von dem Crösus ich vergebens bitte! —
Dich schreck' ich nicht, — Du kennest Deine Pflicht!"" —

„Wie sollt' ich auch vor Dir mich scheuen!
O, komm mit mir zum nied'ren Dach;
Du wirst mich zwar der Armuth zeihen
Doch leid' ich schuldlos diese Schmach."

„Mir ist's als sollte ich dich kennen
Du königliches Frauen-Bild;
Doch weis mein Mund Dich nicht zu nennen.
Dein Auge strahlt so rein und mild!"

„„Im hohen Sternen-Land bin ich geboren,
Den Engeln war ich freundlich zugesellt;
Da sandte Gott mich aus des Himmels Thoren
Zum Segen für die eingeschlaf'ne Welt.

Doch muß ich heimatlos auf Erden wallen;
Denn wo ich klopfte, schloß man Thür und Thor,
Man wies sogar mich aus des Tempels Hallen,
Die ich zur stillen Freistatt mir erkor. —

Am wenigsten war Raum in den Palästen
Für mich, — die ohne Prunk und Hülle kam —
Denn alles war bewohnt von hohen Gästen.
Man zeigte mir den Weg woher ich kam."" —

„Mir sey willkommen Hohe! Reine!
(Auch mich verscheuchte längst die Welt)
Daß uns ein reines Band vereine
Und ewig uns umschlungen hält!

* * *

Nur in der Tugend stillem Heiligthume,
In das kein Schein des falschen Irrlichts fiel,
Blüht noch des heiligen Bewußtseyns Blume;
Fand Wahrheit stets ein freundliches Asyl! —

H — ll —

* Die Capelle bei Sorsum.

(Erzählung von A. Daves.)

Wenn der Wanderer, der aus dem Leinethale bei Gronau, nach Hildesheim will — den näheren Weg über das Gebürge, der steile Stieg genannt, dem langweiligen Bogen der Kunststraße vorzieht; wenn er ein Freund erhabener Naturscenen ist, so wird ihn die Aussicht von der Spitze der beiden Berge, die er zu übersteigen hat, und die Stille in dem waldigen Mühlthale in ihrer Mitte, — für die Mühen seines Steigens entschädigen.

Von der Spitze des einen Berges sieht er in eine weite, reiche Ebene, aus der im Hintergrunde, bei heiterem Wetter, die Thürme von Braunschweig und Hannover, und zu seinen Füßen, die goldbelegte Kuppel des Hildesheimer Doms hervorragen. Von der andern Bergspitze blickt er in das dunkle Thal, in dessen Mitte ein rauschender Bach die Waldmühle treibt, deren Geklapper der einzige Laut ist, der bis zu seinem Standpunkte dringt. Links öffnet sich die Bergschlucht zu einer blühenden Kornebene, der goldne Winkel genannt, in welchem das Dörfchen Sorsum im Kranze wilder Rosenbüsche liegt; hinter ihm bildet eine Reihe hoher, majestätischer Berge das schöne Thal, welches die Leine mit reissenden Fluthen durchströmt — in der Mitte desselben das Städtchen Gronau, am Rande des Waldes die grauen Mauern vom Kloster Escher.

Er steigt den ausgehölten Felsenpfad in das Mühlthal hinab, bis in die Nähe des Waldbaches; — hier gewahrt er eine Capelle, unter dem Laubgewölbe dreier, hundertjähriger Eichen. Unter den Namen und Denksprüchen, die die weißen Wände gegen Süden bedecken, findet er die Handzüge eines Gespielen, eines Jugendfreundes. Tausend Erinnerungen knüpfen sich an diesen Namen, er wirft sich am Fuße der Eiche in das weiche Gras, und der Flügel der Erinnerung trägt ihn zu seiner Kindheit oder zu dem Augenblicke, wo die Wege zusammenliefen, die die Freunde vereinten.

Er weiß nicht, daß er an einem Denkmale der Treue und der Tugend ruht, auf einem Rasen, den das Entsagen heiligte, den der Dank beglückter Liebe mit der Capelle schmückte, und den Eichen, deren Laubdach ihm Schatten bietet; doch der Hirte des Dörfchens, der seine Heerde am Mühlbache weidet, nah't sich seinem Lager und erzählt ihm die Geschichte von der Entstehung der Capelle, wie sie der Mund des Volkes bewahrt, in treuer Wiedererzählung vom Vater auf den Sohn.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zeichneten sich unter den vielen Edlen, deren Burgen von der Stirne der Berge herabschaueten, die die Ufer der Leine und der Innerste bekränzen, zwei Ritter durch Edelmuth und Tapferkeit von ihren Nachbaren aus: Benno von der Winzenburg, der reichste Herr des Leinethals, und Conrad von Hohenstein, dessen ganze Habe in einer verfallenen Burg bestand, die in der Nähe von Sorsum lag. In Palästina, am erstegten Grabe des Erlösers, schlossen sie den Freundschaftsbund. Thatenluth und fromme Begeisterung hatten sie aus den heimathlichen Gauen, aus den Armen ihrer jugendlichen Gattinnen, an deren Busen jeder einen Sohn zurückließ — in die Reihen der Kreuzfahrer gezogen, die unter der Führung Friedrichs des II. den Kampf auf heiligem Boden erneueten.

Drei Jahre lang kämpften sie im Heere, als dessen Zierde man sie einstimmig anerkannte; doch als ein, mit den Sarazenen geschlossener

Waffenstillstand dem Blutvergiessen auf mehrere Jahre ein Ende machte, schifften sie sich ein, und kehrten zu den Besitzungen ihrer Väter zurück.

Verschieden war der Empfang, der ihrer wartete. Benno fand an dem Herzen seiner Bertha seinen Sohn Otto und eine Tochter, Gutta, die erst nach seiner Abreise geboren, und von der, für das Leben ihres Gatten so sehr besorgten Mutter, im frommen Wahne dem Kloster als Sühne verlobt war; — aber Hohenstein fand die Gefährtin nicht mehr. Der Gram um ihren Gatten, den man todt sagte, hatte den Keim ihres Lebens untergraben, und der Anblick ihres kräftigen Sohnes konnte die verlöschende Fackel nicht wieder anfachen. Nach ihrem Tode übernahm ein alter Vogt die Aufsicht über die Burg und verwaltete sie für den Knaben Rudolph, den er — als den letzten Zweig einer Familie, in welcher er seit vierzig Jahren diente — unendlich liebte. Oede und leer standen die Gemächer des Hohensteins, kein froher Laut begrüßte den rückkehrenden Burgherrn. Und als er nun das Schreckliche vernahm, als der Schmerz mit eisiger Kälte in seine Seele griff, als sein Sohn scheu in der Ferne stand, und seinen Vater nicht erkannte; da nahm er den Knaben an seine Brust, und milde Thränen rannen über die gebräunte Wange.

Von nun an widmete er sich der Erziehung des Knaben, auf den er seine ganze Zärtlichkeit häufte, und der Sohn entsprach der Erwartung des Vaters. Er begleitete ihn bei den Besuchen in die benachbarten Burgen und Städte, er folgte ihm in den Forst, und klagte der Knabe je einmal über die Rauhigkeit der Jahreszeit, zeigte er Furcht oder Unentschlossenheit, so rief ihn der Vater zu: „du bist ein Hohenstein!“ und der Knabe richtete sich auf, und aus dem flammenden Auge drang die Thräne der Beschämung und der Strahl des Muthes, der den werdenden Helden verhieß.

Um diese Zeit war das deutsche Reich verwaiset. Mehrere Fürsten machten Anspruch auf die Kaiserwürde; jeder glaubte sein Recht zu verfechten, und fand eine Parthei, die es ihrem Interesse angemessen hielt, sich seiner Sache anzuschließen. So war das deutsche Land ein Schauplatz ununterbrochener Fehden, bis endlich Rudolph, aus dem Hause Habsburg, im Jahre 1272 fast einstimmig zum Oberhaupte des deutschen Reichs erwählt wurde.

Dieser tapfere und dabei weise und menschliche Fürst, stillte die Unruhen, die Deutschland verwüsteten. Doch von aussen zog ein neuer Sturm heran. Ottokar, der König der Böhmen, den man bei der Kaiserwahl übergangen hatte, weil sein Reich kein deutscher Staat war, wollte Rudolph nicht als Kaiser anerkennen und rüstete sich zum Kriege. In dieser Verlegenheit rief der Kaiser seine Vasallen auf, und auch Benno und Conrad zogen ihm zu Hülfe. Die Böhmen wurden bald zurückgetrieben, und warfen sich in die festen Plätze ihres Landes. Da war es, wo bei dem Angriffe auf Klosterneuburg eine Lanze den Ritter Conrad tödtlich verwundete. Er starb in den Armen seines Waffenbruders, dem er seinen Sohn mit der zärtlichen Sorge eines sterbenden Vaters empfahl. Die Böhmen unterwarfen sich und der Kaiser entließ seine Hülfsvölker in ihre Heimat.

Benno ließ den zehnjährigen Knaben zu sich bringen, nahm ihn an sein Herz und sagte: „ich will von nun an dein Vater seyn;“ auch Bertha, die sanfte Burgfrau empfing ihn liebevoll; — aber keiner freuete sich mehr als Gutta, keiner verstand ihn eher als sie. Ihr Bru-

der Otto war so wild, so rauh — er wußte schon, daß er einst Herr hier seyn würde. Sein unbändiger Sinn, seine Grausamkeit, die er oft an Thieren ausließ, machten ihn dem weichen Herzen des frommen Mädchens fremd. „Du bist für das Kloster, ich für die Welt," pflegte er zu sagen, wenn sie ihn mit Thränen bat, doch gut zu seyn.

Rudolph, der elternlose Knabe, der aus den heimathlichen Wäldern, aus den stillen Gemächern seiner Stammburg, von dem Grabe seiner Mutter, in das wilde Treiben eines reichen Hauses, in die Prunkzimmer der Winzenburg versetzt war, wie eine junge Eiche in den Garten eines Fürsten, fühlte sich so unbegrenzt allein, in dieser fremden Welt, daß keiner in ihm den frohen, muthigen Rittersohn von Hohenstein erkannt haben würde. Die einsamsten Plätze der Burg wählte er zu seinem Aufenthalte, oder er mischte sich unter die Knappen, die den freundlichen Knaben bald lieb gewannen, und durch die Erzählung schwer bestandner Kämpfe, worin sie seinen Vater mit Begeisterung nannten, zu erheitern suchten.

So saß er eines Tages in einer Laube des Schloßgartens und blickte auf die waldbekränzten Berge; in deren Mitte seine Heimat lag. Thränen standen in seinem großen, blauen Auge, er streckte seine Arme aus, dem lieben wohlbekannten Thale zu. Da trat Gutta vor ihn hin, und sprach mit den sanften Tönen der Theilnahme: „Was weinst du, Rudolph, fehlt dir etwas?" — Der Knabe erröthete und schämte sich seiner Rührung; aber als sie wieder fragte: „Was fehlt dir, Rudolph?" da rann die Thräne unaufhaltsam über seine Wange — „mir fehlt recht viel," sagte er, indem er nach den Bergen wieß, „sieh' Gutta, dort war ich ja so glücklich; die schönen, sanften Rehe, die „bunten Vögel, alles, alles war mit mir bekannt; hier ist mir alles fremd, hier ist ja „keiner der mich liebt!" — „O, Rudolph! sage das nicht, ich bin dir ja so gut — ich will dich lieber haben als deine Rehe, aber weine nicht Rudolph, du weißt nicht wie mir das so weh thut," und der Knabe trocknete ihr die Thräne, die das Mitleid in ihr Auge lockte, und versprach: nicht wieder so zu sagen.

So entspann sich eine Liebe in den jungen Herzen, die das Mitleid auf der einen Seite erzeugte, und der Rittersinn der damaligen Zeit, der sich schon im Knabenalter äußerte, auf der andern nährte. Ritter Benno war weit und breit als ein reicher, gastfreier Wirth bekannt, täglich zogen fremde Ritter in die Burg, und weilten oft mehrere Tage. Wenn dann die Becher kreiseten, wenn die Ritter die bestandenen Abenteuer erzählten, dann schlichen sich die beiden Kinder fort, den Hügel hinab, bis an die Quelle im Thale. Dort saßen sie Hand in Hand, und Rudolph erzählte der horchenden Gutta die Thaten berühmter Ritter, wie er sie aus dem Munde der Reisigen gehört hatte, mit Wundern und Geistererscheinungen durchwirkt. So wiederholte er ihr, wie einst ein jugendlicher Held sein Leben seiner theuren Herrin geweiht habe, in reiner, entsagender Liebe, wie er für sie kämpfte, wie er das Unglaubliche in ihrem Dienste vollbrachte, und dann endlich doch die Treue ihren Lohn fand. Wenn dann sein Auge flammte, bei der Erzählung jener Heldenthaten, wenn der Gedanke: ich will das auch vollbringen, seine Wange röthete, mit dem schönen Purpur seiner kühnen Thatengluth, wenn er diesen Wunsch laut aussprach, dann blickte Gutta ihn an, mit dem rührendsten Gesichte, und sagte mit bewegter Stimme: „Rudolph, kannst du deine Gutta denn ganz verlassen?" —

aber der Knabe ließ sich hier nicht stören, „sieh', „Gutta, sagte er, wenn ich denn dein Ritter „bin, wenn ich deine Farbe trage, wenn „ich mir den Dank erringe aus deiner Hand — „immer will ich in deiner Nähe seyn, und droht „dir Gefahr, so bin ich da, und fliege dir zu „Hülfe: so will ich immer bei dir seyn als dein „Schutzengel."

So sanft, so weich er in der Nähe seiner Gespielin war, so lebhaft zeigte er sich in der Mitte der Reisigen. Wenn der Ruf der Jagdhörner erklang, war er der erste auf dem Burgplatze. Die Rüden sprangen auf ihn ein, und legten sich schmeichelnd zu seinen Füßen, denn er brachte ihnen das Futter; sein Roß wieherte ihm entgegen, wenn er es rief, und die Knappen hatten ihn lieber, wie ihren jungen Herrn, denn jedem unter ihnen hatte er eine Gefälligkeit erwiesen. Wenn die Hörner zum Aufbruch riefen, und die Jäger dem Forste zueilten, dann machte er sich noch etwas zu schaffen, bis Gutta am Erker erschien, und ihm Lebewohl winkte. Leb' wohl Gutta, leb' wohl Rudolph! — und der Rappe flog den Berg hinab, dem jubelnden Zuge nach, bis das Dickicht ihn den Blicken des besorgten Mädchens entzog.

Ein alter, versuchter Knappe übte die beiden Knaben in den Waffen. — Otto ermüdete leicht, oder verließ bei einer leichten Wunde oder einem schmerzhaften Falle den Tummelplatz; aber Rudolph klagte nie über Schmerz, war nie unzufrieden bei den mühsamsten Anstrengungen. Wenn der Winter seine Leichentücher über die Thäler breitete, wenn sich regenschwangere Wolken an den Höhen der Winzenburg lagerten, dann unterwieß ein Mönch die Kinder in den Wissenschaften. Ein wenig Latein, Schreiben und Lesen, das war alles, was in der damaligen Zeit von einem gebildeten Ritter gefordert wurde. Selten sahen sich dann die Kinder allein; aber der Frühling kam mit seinen Kränzen, der Schnee schmelz an den Bergen, die Natur schmückte sich mit dem Gewande der Hoffnung, Veilchen entblühten den Wällen des Schlosses. Rudolph war der erste, der sie fand, er suchte den ersten Strauß und wartete in einem Kreuzgange unverdrossen, bis ihm Gutta begegnete. Da gab er ihr den Strauß und sagte: Gutta, es ist so schön im Thale, wann gehst du hinab? — Alle ihre Lieblingsplätze schmückte er mit Blumen und befreiete sie von den Spuren des Winters. Wie viel hatten sie sich dann zu sagen, wie viel einander zu klagen, wenn ein schöner Lenztag sie im Freien vereinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Meinung.

„Ueber das Gute sollte kein Streit seyn, besonders nicht unter denen welche Frieden predigen. Das Eine soll gethan, das Andere nicht unterlassen werden, vor allem aber das Nöthige geschehen" — möchte man sagen, wenn man die beiden Aufsätze in den Nummern 16 und 19 der hiesigen Zeitung lieset; Einiges andere nicht zu gedenken, weil es gehaltlos oder ungeziemend ist.

Beide, der genannte so wie der ungenannte Herr Verfasser, sollen gleich achtungswerth bleiben, denn Jeder spricht für eine gute Sache.

Was da rühmenswerth ist, das werde gerühmt, von jedem, dem es gegeben ist zu sprechen zu seinen Mitbrüdern. Ehre der Meinung des Einzelnen. Ehre und Achtung der Wahrheit vor Allem! —

Bremens Bürger haben es nie an sich ermangeln lassen, wenn es galt etwas Gutes zu

thun. Die letzten Tage bewiesen, daß es nur der Aufforderung bedarf.

Ihnen galt überall der Mit-Mensch, unter diesen der Mit-Bruder. So will es das Gesetz der Natur, so will es das Gesetz der christlichen Liebe. . . . . Wer da sagt: Bremen ließ lange warten, ehe es die Hand bot, das Wort des Herrn auszubreiten, der setze auch zur Steuer der Wahrheit hinzu, daß erst neulich, von Außen bewogen, dazu aufgefordert worden ist. Wem es aber Ernst ist um das Gute, das Wahre, der bedarf keines Anlasses von Außen. Der Geist der in Ihm wohnt, ist es der Ihn lehrt zu thun was recht ist und was seine Zeit fodert. .

Ueberall, bei jeder Veranlassung, waren Bremens wackere Bürger zur Hülfleistung bereit, des zeugen mannigfache Denkmäler herrlicher Wohlthaten. . . Wann und Wo berechtigten diese zu Tadel? — Wer in seinem eigenen Hause bekannt ist, kann so etwas nicht sagen. . Die Noth der Armen ist kein Vorgeben. Amtlich ausgesprochen ist die Verkürzung der Gaben, und der Jammer alter, unglücklicher Menschen war das Siegel unter diesem Ausspruch. .

Dieses ist der Stand der Angelegenheit, und wer diesen getreu darstellte, hat kein Unrecht gethan. . Es ist auch ein Wort des Herrn, welches da sagt: was ihr dem Geringsten unter diesen thut, das habt ihr mir gethan. . .

Es ist die Pflicht des Bürgers: das Beste seiner Mitbürger zu beachten, besonders aber der Armen und Kranken. Es giebt einen Standpunkt auf der Höhe des Christenthums, der nicht allen Augen erkennbar ist, und diesen bezeichnet das Wort nicht sondern die That. . .

Wer seine nächsten, ersten Pflichten, dem guten Menschen die heiligsten, erfüllt, bloß um ihrer selbst willen erfüllt, der verdient wohl nicht daß man einen Stein auf ihn werfe. Gegründete Wahrheit sagen, heißt nicht Schreien und Lärmen; was hohl ist klingt, aber das Gediegene wiegt.

Das Gesetz kann den Bürger nicht zu freiwilliger Gabe zwingen, und der Verschwender hat seinen Willen. Der redliche Haushälter aber hält zusammen was dem Hause gehört, damit er in Zeit der Noth die Blößen seiner Kinder bedeckt, denn es könnte seyn, daß ihm dann niemand etwas geben wollte.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo man die Menschen aufmerksam machen muß auf dasjenige, was Nöthig ist, und ein solcher Augenblick war und ist da, in Bezug auf das Armen-Institut, eine Zierde unserer Stadt, eine Anstalt von großem Nutzen und Segen. Nichts, um gar nichts, minder groß, weil ein Einzelner sie tadelt, oder sich von ihr lossagt.

Hier kam es nur darauf an, Bremens wackere Bürger aufmerksam zu machen, auf dasjenige was Noth war, und welch treffliche Bereitwilligkeit, welch ein herrlicher Erfolg?! —

Hier beuge jeder seine Knie vor dem Herrn, der das Gefühl für die Noth anderer in die Herzen der Menschen legte, und bete an im Staube, denn, wer seines Neben Menschen nicht vergißt, der ist seines Herrn stets eingedenk. . .

„Vernünftig wohlthun", soll der Wahlspruch vernünftiger Menschen seyn. Wenn die Ausbreitung des Worts Gottes sich auf die Geldkräfte der Einzelnen stützt, so geziemt es diesen nach der richtigen Verwendung zu fragen, und Judas beweiset eben daß dieses nöthig ist; denn Er war auch unter den Aposteln des Herrn. . . Wo man die Ordnung kennt, da leistet Jeder gerne seine Hülfe, denn er ist der guten Verwendung sicher. Heilig sey der

Glaube, recht die Ordnung!.. Von Unwissenheit und Unkenntniß kann hier nur die Rede seyn im Munde des Unerfahrenen.

Sünde ist es wohl nicht, jenem Insel-Volk die Larve abzuziehen, wenn es seine Politik unter dem Schein der Frömmigkeit verstärkt. Was Gutes an Ihm ist das wollen wir loben, es ist dessen viel von Ihm gethan. Darum aber achte man nicht weniger auf das Verkehrte, und vermeide sorgsam vor andern ihm die Hand zu leihen, wenn es die Eigene ausstreckt, um sich den Segen ganz zuzueignen, an welchem alle Völker Theil haben sollen.

Uebrigens wird es der Herr wohl machen, denn Er ist Gott, und von großer Güte!.. Er, der das Haar nicht ungezählt vom Haupte, noch den Sperling vom Dache fallen läßt, Er kann in der Seele der Kinder die wir hier dem Hungertode, dem Elende und der Verwahrlosung entreißen, den Keim wekken, der seinen Namen verherrlicht unter allen Völkern der Erde.

Am 20. Januar 1820. ..lt.

---

*Einer, in Folge der jüngsten Aufforderungen für die hiesigen Armen bereits am 14. d. eingesandten Gabe, war folgender Aufsatz beigefügt, welcher, der dabei gemachten Bedingung gemäß, hiemit in d. B. im Druck erscheint, welches durch Umstände nicht früher geschehen konnte.

Den Armen und Nothleidenden widmet ein Ungenannter nach seinem Vermögen, eine mit Ueberwindung gemachte Ersparniß von 36 Gr. und rufe zugleich seine theuren Mitbürger an, dieser bedrückten Classe, in dieser harten Winterzeit, so wie besonders auch zu diesem Zwecke, der Aufrechthaltung des Armen-Instituts, dieser so vortrefflichen Anstalt eingedenk seyn zu wollen.

Auf diese Gegenstände, geliebte Mitbürger, laßt uns unsere ganze Aufmerksamkeit richten und solche unsrer höchsten Sorgfalt empfohlen seyn. Wohlgefällig wird dann der Allgütige auf uns herabblicken und ein großes erhabenes Bewußtseyn wird der Lohn dieser unserer Wohlthätigkeit seyn! Wahrlich, diese Vorwürfe des Mitleidens und Erbarmens — diese, durch Hunger und Kälte dürftigen menschlichen Wesen abgepreßten Jammertöne und Seufzer, sprechen zunächst unsre Gefühle an und ferne von uns sey es, aus eitler Ruhmsucht oder in dem Wahne, dadurch den Himmel zu verdienen, mit Zurücksetzung und Vernachläßigung dieser uns so nahe liegenden Gegenstände unseres gerechten Mitleids — Zwecken, die, zumal für uns als Bewohner eines kleinen Staats, so höchst entfernt und ungewiß und daher mehr Bilder der Phantasie, als in der Wirklichkeit erreichbar sind — nachjagen und die Gaben unsrer mitleidsvollen und christlichen Wohlthätigkeit der Errichtung von Missionsanstalten, wovon so vielen unter uns, selbst die Bedeutung fremd ist, spenden und solche so unsern jammernden Mitbürgern entziehen zu wollen.

Der Politik des durch den Dreizack mächtigen, in allen Welttheilen herrschenden Großbritanniens sowohl, als dem thätigen und rührigen Geiste der reichen Classe seiner Bewohner sey diese Sorge — aber noch weit mehr der ewigen Allmacht überlassen, die in ihrer höchsten Weisheit längst alles vorbereitet hat, um Licht und Aufklärung zur erforderlichen Zeit, auch über diejenigen Theile des Erdbodens, denen solche bisher noch mangelte, zu verbreiten — ohne, daß es unsrer ohnmächtigen Sorge bedarf, auf diesem uns so entfernten, ganz ausser unsrer Sphäre liegenden Felde, auf solche Art wirken zu wollen.

So loßt uns denn bei diesem Vertrauen uns beruhigen und Preis, Ehre und Anbetung dem erhabenen Geiste weihen, dessen ewige Zwecke dunkel und unergründlich sind und dessen Wesen unsren schwachen Blicken ewig undurchdringlich, unbegreiflich und verborgen bleiben wird!

---

* Grabschrift eines im Spiel-Streit getödteten Offiziers.

Hier ruh't von Dolfs — sagt mancher schadenfroh, —
Er fiel, als Held, im Kampf des — Pharao!

*Räthsel.

Auf einer reichen Weide,
Da steht ein Rittersmann;
Im goldenen Geschmeide,
Mit Panzer angethan.
Ein Schwert führt seine Rechte,
Die Linke trägt Geschoß;
Als kehrt er vom Gefechte,
Wo Blut in Strömen floß.

Von einer Hand zur andern,
Sieht er die Weide gehn;
Muß selber rastlos wandern,
Und bleibt doch ewig stehn.
Er sieht der Menschen Streben,
Nach dem vertrauten Gut';
Läßt ruhig es vergeben,
Und hält doch strenge Hut.

Gern wird er aufgenommen
Im Hüttchen, im Pallast',
Ist überall willkommen:
Ein jeder liebt den Gast.
An die geheimste Stelle,
Bringt ihn des Hauses Wirth,
Und an des Gastes Schwelle
Wacht er als treuer Hirt'.

Denn einem großen Orden
Ist unser Held gesell't,
Von Süden bis nach Norden
Ehr't man des Ordens Feld. —
So nennen mir die Weide,
Und auch den Rittersmann
Im goldenen Geschmeide,
Mit Panzer angethan! —

A. Daeves.

Berichtigung.

In der vorigen Nro. d. B. sind verschiedene Druckfehler eingeschlichen, die man folgendermassen zu verbessern ersucht.

Seite 45. Sp. 1. Z. 17 st. Jahren, l. Jahre.
— — — 2. — 12 st. 20,000 l. 25,000.
— 46. — 1. — 13 v. u. st. Verkehrtheiten l. Verkehrtheiten.
— 47. — 2. — 14 v. u. st. 30 l. 20.
— 48. — 1. — 2 st. versagen l. versorgen.
— — — — — 20 v. u. st. fast gehend l. fortgehend und
— — — — — 5 v. u. ist nach dem Worte: Menschenliebe unterhalten, ausgelassen; einige andere erklärt sich der Leser selbst.

Auflösung der Charade in Nr. 6.

Augenblick.

---

*Unter dem Titel:

Unterricht in der Blumenzeichnung,

nach der Natur gezeichnet von G. Jacquerye und auf Steindruck herausgegeben von Georg Jöntzen.

Den Jungfrauen gewidmet.

Bremen, in Commission bei Comolli und Dreyer,

hat die Steindruckerei von G. Jöntzen angefangen: eine Lieferung sehr schöner, der Natur ganz ähnlichen Abbildungen von Blumen, von unserm langjährigen Mitbürger G. Jacquerie senior gezeichnet, Heftweise, auf Steindruck herauszugeben, und wird mit der Liefrung bei Heften fortfahren, wenn die Abnahme nur einigermaßen die Kosten deckt.

Jedes Heft enthält 4 verschiedene Blumenzeichnungen und ist für den mäßigen Preis von 24 Gr. und illuminirt für 48 Gr. in der Kunsthandlung der Herren Comolli und Dreyer hieselbst unterm Rathhause zu haben.

Indem ich meine geschätzten Mitbürger auf dieses Werk einheimischen Kunstfleisses aufmerksam mache, das durch schönen Abdruck und getreue Nachbildung der Natur sich vor so manchen anderen ähnlichen Versuchen auszeichnet, und den Töchtern Bremens einen Leitfaden an die Hand giebt, ihre mannigfachen Uebungen in Handarbeiten der Natur getreu auszubilden, bitte ich durch häufige Abnahme dieses Kunstproduckt der Vaterstadt zu unterstützen.

A. Töpken jr.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 8.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 27. Januar 1820.

*Schön Suschen.

Romanze.

Schön Suschen blaß und kränkelnd lag
Im stillen Kämmerlein;
Ihr Auge fast vor Thränen brach,
Wenn sie sich fand allein.
Der Arzt verschrieb um theures Geld
Für sie viel Medicin; —
Doch immer kränker sie die Welt
Bald zu verlassen schien.

Dem Vater, welcher war ein Graf,
That weh des Kind's Gefahr:
Darum er täglich bracht' ein Schaf
Ins nächste Kloster dar. —
Der Pater kam — der Doctor schrieb —
Doch keiner heilte sie;
Schön Suschen schwach und kränkelnd blieb
Trotz aller Kunst und Müh'.

Der Graf verschrieb aus fernem Land
Den Klausner Oscar,
Der, als ein Wundermann bekannt,
Schon Manchem Retter war.

Der Klausner kam und nahte sich
Der Kranken, die jetzt schlief;
Fand daß sie einer Lilje glich —
Und Suschens Leiden tief.

„Helf Gott! Dir liebes Kind" sprach er,
„Dein Uebel ist Dein Herz"
„Dir stillt kein Arzt, noch Heiliger"
„Den innern Gram und Schmerz!"
„Du hast Dir einen Ritersmann"
„Vor vielen ausersehn;"
„Nur der ist's der Dir helfen kann" —
„Drum laßt mich weiter geh'n!"

Der Graf verstand des Klausners Wort —
Nur bangt' ihm vor der Wahl!
Voll Ernst zog er den Klausner fort
Zum blinkenden Pokal. —
Schon war es Mitternacht, da schallt
Des Burgthor's Glöckelein;
Ein fremder Ritter machte Halt —
Und sprengt zur Burg herein.

Der Burgherr sprach: „Willkommen hier"
Als er den Gast erkannt;

„Bringt ihr wohl gute Botschaft mir"
„Aus Otto's Kaiserland?"
„Vom Kaiser nichts; still ist's im Land"
— Sprach Ottomar vertraut;
„Ich komm' nur her, will bitten euch"
„Gebt Suschen mir zur Braut."

„Es sey — doch werd't ihr sterbend sie
„Im Siechenbette seh'n."
„Vergebens war des Arztes Müh'" —
Erwiedert er im Geh'n. —
Und als der Gast in's Zimmer trat,
Da schlossen Mund auf Mund,
Die längst Geliebten den Traktat —
Und Suschen war gesund.

Sch..... aus F....

---

* Die Capelle bei Sorsum.

(Fortsetzung.)

So wechselten die Jahre, sie bemerkten nicht, daß sie älter wurden, sie dachten nicht daran, daß es einst anders werden könnte. Rudolph war siebzehn Jahre, und Gutta feierte ihren vierzehnten Geburtstag. Jetzt kam die Zeit heran, wo sie im Kloster Escher, unter der Leitung ihrer Tante, der frommen Caecilie, sich zu dem, ihr bestimmten Stande vorbereiten sollte. Sie nahm Abschied von allen ihren Lieblingsplätzen, von der ganzen Gegend, wo sie so glücklich war. Am Abend vor ihrer Abreise saß sie noch mit Rudolph am Rande des Waldes. Ruhig, ohne Klagen sagte sie ihm Lebewohl. „O Gutta, wann sehe ich dich wieder," so fragte er mit bebender Stimme. Die grauen Mauern des Klosters werden zwischen uns liegen, meine Stimme wird an ihnen verhallen, wenn ich deinen Namen rufe. O, Gutta, wann werde ich dich wiedersehen?

Sie tröstete ihn, denn sie kannte das Kloster nicht, in ihrem frommen Herzen wohnte nur eine Liebe, womit sie alles umfaßte, was sie umgab. Sie wußte nicht, daß Rudolph ihr das Theuerste war, die Quelle, aus der sie diese hohe Liebe schöpfte. — Noch kannte sie die Liebe nicht. —

Am folgenden Tage reisete sie ab. Trauernd stand Rudolph auf der Warte und blickte dem weißen Zelter nach, der seine Gespielin trug. Jetzt, da er sie verloren hatte, jetzt erst fühlte er, wie theuer sie ihm war. Unlust bemächtigte sich seines Gemüths. Der Ruf der Hörner, das Wiehern der Rosse, das Klirren der Lanze, nichts erweckte ihn aus seiner Trauer. Die einsamsten Plätze der Burg, das tiefste Dickicht des Waldes wählte er zu seinem Aufenthalte. Oft verließ er vor Tage die Burg, von seinen Rüden begleitet; — er bahnte sich einen Weg durch das Gebirge, die sieben Brüder genannt, dem Laufe der Leine nach, bis er den Thurm des Klosters sah; dann warf er sich nieder und hörte das Glöckchen zur Messe läuten, zur Vesper oder zu den letzten Seufzern eines Sterbenden. Schweigend kehrte er am Abend zurück, und der Gedanke ein Mönch zu werden, wurde ihm vertraut.

Sein alter Waffenmeister sah den stillen Schmerz des Jünglings, er kannte seinen Zögling und wußte, daß nur das aufgeregte Ehrgefühl dem Sinken der Geisteskräfte zuvorkommen konnte. Eines Tages ritt er mit ihm zu der Burg seiner Väter, hier führte er ihn in die große Halle, unter die Bilder seiner Ahnen: „Rudolph, du gefällst mir nicht mehr," so redete er ihn an, „trauernd und mißmüthig schleichst „du umher. Dein Muth ist erstorben, alle „Hoffnungen die ich auf dich setzte, scheinen „mich getäuscht zu haben. Ich kannte deinen „Vater, wie er in deinem Alter war. „Schon mehr als ein Lorbeerkranz schmückte

„seine Schläfe. Der Name Hohenstein wird „mit Achtung von den Edelsten der Ritterschaft „genannt. Er wird dauern wenn längst die „Veste seiner Ahnen in Schutt zerfällt; — der „letzte seines Stammes will ihn jetzt entweihen. „Rudolph, hier stehst du unter deinen Vätern. „Sie blicken staunend auf dich herab, sie zür„nen, daß ein Enkel sie vergessen konnte!" — „Halt ein, Vater, halt ein!" rief der Jüngling mit flammenden Auge, „ich will hinaus, „ich muß ins Leben, ich fühle, daß ich hier nichts „tauge, die verlornen Stunden treten mahnend „gegen mich auf; aber einmal noch laß mich „Gutta sehen!" —

„Rudolph, du darfst sie nicht wiedersehen," unterbrach ihn der Alte, „willst du den Frieden „ihrer Seele stören, willst du den Wunsch nach „irdischen Gütern in dem Gemüthe des Mäd„chens erregen, und ihr das Opfer erschweren, „das sie bringen muß? — Ich will ihr deinen „Gruß bestellen, und ihr sagen, daß sie dich nicht vergessen soll.

„O so grüße sie, Vater! sage ihr, daß sie „glücklich seyn möchte, sage ihr, daß ich sie „liebte, daß ich — — —, doch nein, das sa„ge ihr nicht, das darfst du ihr nicht sagen." Hier brach seine Stimme, er bückte sich, um eine Thräne zu verbergen. So stand er lange kalt hinstarrend an einem Pfeiler gelehnt, daß selbst dem Alten ängstlich wurde. Doch plötzlich hob sich seine ganze Gestalt; — freudig rief er: „Ich folge dir, ich will an den Hof des Kaisers, „hinaus ins wilde Leben, für sie will ich strei„ten, ihr Ritter will ich seyn, wie einst bei „unsern kindischen Spielen."

Noch an demselben Tage bat er seinen Pflegevater, ihn an den Hof des Kaisers ziehen zu lassen. Ritter Benno willigte ein, und entließ ihn einige Tage darauf, von einem einzigen Knappen begleitet, mit einem Sendschreiben an einen Jugendfreund, der im Gefolge des Kaisers war.

Jetzt begann ein neues Leben für den Jüngling. Der Muth, der aus seinem flammenden Auge sprach, äußerte sich in großen, herrlichen Thaten. Kaiser Rudolph, der das Recht handhabte, mit der ganzen Strenge eines weisen Fürsten, vernichtete die Burgen der abtrünnigen Ritter, die durch Raub und Frevel die Landstraßen seines Reiches unsicher machten. Rudolph war immer in seiner Nähe und erwarb sich mehr als einmal seinen Beifall. Jeder liebte den einfachen, muthvollen Jüngling und keiner beneidete ihn um die Huld des Kaisers. Der schönste Lohn wurde ihm auf dem Wahlplatze vor Buntrut. Der Graf Rainald von Mömpelgard wollte die Stadt dem Bischof von Basel nicht ausliefern, und der Kaiser zog mit einem Heere gegen ihn und belagerte die Veste. Unersteigbare Wälle und eine zahlreiche rüstige Mannschaft schienen den Ort uneinnehmbar zu machen. Schon zwei Monden währte die Belagerung, das Heer fing an zu murren und die Besatzung verhöhnte die Angreifenden. So that sie einst in einer finstern Nacht einen Ausfall, und drang bis in die Mitte des kaiserlichen Lagers. Der plötzliche Ueberfall verbreitete Unordnung und Schrecken unter den Reisigen. Die meisten ergriffen die Flucht. Der Kaiser selbst war abwesend.

Rudolph warf sich dem Fliehenden entgegen und brachte sie zum Stehen. So hemmte er den ersten Anlauf der Feinde, und sprengte, von einem Häufchen Reisiger begleitet, auf sie ein. Während der Zeit hatte sich das Heer gesammelt und fiel mit Ungestüm über die zerstreuten Rotten her, die keinen Widerstand erwar-

*

rend, sich in die Gezelte zerstreut hatten um Beute zu machen. Ein wilder Rückzug begann. Rudolph benutzte die Dunkelheit der Nacht, drängte sich mit seinem Häufchen unter die Fliehenden, und erreichte die Thore der Stadt. Hier machte er Halt, hinderte das Aufziehen der Brücke, schlug jeden Angriff von innen zurück, bis die Verbündeten ihm zu Hülfe eilten und die Stadt nun vollends erkämpften.

Als der Kaiser am folgenden Morgen zurückkehrte, sah er schon von ferne seine Paniere von den Warten wehen. Einzelne Reisige erzählten ihm den Vorfall. Von der Veste aus sah man ihn nahen, und ein Theil der Ritter zog ihm entgegen, Rudolph in ihrer Mitte. Alle nannten den jungen Hohenstein als Sieger. Der Kaiser winkte ihn zu sich und sprach: „Junger Held, lange schon habt Ihr meine „Aufmerksamkeit gefesselt; heute will ich Euch „für Eure Dienste lohnen. Empfangt von mir „den Ritterschlag, und alle diese Grafen und „Ritter, mögen Zeugen seyn des Dankes, den „ich Euch zolle!"

Hier zog der Kaiser sein Schwert und der Jüngling sank im Uebermaaß der Freude auf die Kniee. Und als nun der ritterliche Kaiser seinen Nacken mit dem Schwerte berührte und die Formel sprach: „Zu Ehren des allmächtigen Gottes weihe ich dich zum Ritter," als der junge Held nun den Schwur ablegte, den christlichen Glauben mit seinem Blute zu vertheidigen, die Kirche und ihre Diener zu beschützen, der unterdrückten Unschuld sich anzunehmen; da gelobte er's sich still, alles dieses für Gukta zu thun, ihr Ritter zu seyn, in treuer, entsagender Liebe.

Er wählte sich eine schwarze Rüstung und einen Schild mit dem silbernen Wahlspruch im blauem Felde: ewig treu. Bald war sein Name bekannt durch alle Gauen des deutschen Landes; denn überall gab er Beweise seiner Tapferkeit und seiner Milde. Man nannte ihn nur den schwarzen Ritter, und der Ruf von seinen Thaten, die die geschäftige Fama noch vergrößerte, drang selbst bis in die Gegend seiner Heimath, wo man den schwarzen Ritter ehrte, ohne zu vermuthen, daß es der einst so sanfte Knabe Rudolph war.

So sehr man ihn im Felde liebte, so frei, so heiter er sich fühlte, wenn die Berge wiederhallten von dem Rufe der Trompeten, von dem Wiehern der Rosse — so still und unbehaglich fand er sich an den Hoflägern seines Kaisers. Die schönsten Fräulein nahten sich ihm freundlich, und mancher Vater wünschte ihn zum Eidam; aber bald sah man ein, daß alle Mühe bei ihm verloren war und fällte einstimmig das Urtheil: so tapfer und so klug der schöne Ritter wohl im Felde sey, so kalt und fühllos sey er in der Nähe schöner Frauen.

Gukta lebte während dieser Zeit in stiller, ungetrübter Ruhe in den Mauern ihres Klosters. Sie hörte nichts von ihrem Freunde als dunkle Gerüchte, die ihr der alte Knappe, der seiner immer noch mit Liebe gedachte, bei ihren Besuchen auf der Winzenburg mittheilte. Wenn sie jetzt die Plätze wiedersah, wo sie einst an seiner Seite saß, dann netzte sich ihr Auge wohl mit Thränen und leise sprach sie: „o Rudolph, du wirst wohl meiner nicht mehr denken."

So vergingen sechs Jahre und in beider Herzen glühte die Liebe und bedurfte nur eines Hauches, um zur hellen, verzehrenden Flamme zu werden. Benno wollte seinen Sohn Otto mit einer Tochter aus dem Hause Hardenberg vermählen. Er wollte diesen Tag durch ein festliches Turnier feiern, bei welchem Gukta den Preiß austheilen und dann ihr Noviziat antre-

ten sollte. Weit und breit sprach man von diesem Feste, und mancher Ritter von nah und fern machte sich bereit, ihm beizuwohnen, um sich aus Gutta's Hand, von deren Schönheit jeder mit Begeisterung sprach, den Preiß zu holen, der aus einer, von ihr verfertigter Feldbinde bestand.

Auch bis zu Rudolph drang der Ruf von dem Turniere, und der Gedanke — einmal willst du sie noch sehen — wurde zum glühenden Wunsche. Er beurlaubte sich beim Kaiser und eilte, von einem treuen Diener begleitet, seiner Heimat zu. Am Tage vor dem Feste langte er im Leinethale an; ein Landmann nahm ihn gastlich auf, beschrieb ihm das schöne, gute Fräulein aus der Burg und bedauerte nichts mehr, als daß es ihr junges Leben im Kloster verweinen sollte. Unerkannt wollte Rudolph seine Freundin heute noch sehen; unerkannt sich überzeugen, ob sie seiner noch gedächte.

Als der Abend anbrach kleidete er sich nach Art der Minnesänger. Ein falscher Bart, eine lange Haartour machten sein Gesicht unkenntlich. Er stieg den Hügel hinan zur Burg, aus deren erleuchteten Hallen, ihm das Schmettern der Trompeten und das Klirren der Pokale entgegenschallte. Er war des Gesanges nicht unkundig. An den Hoflägern der Großen hatte er die ersten Sänger seiner Zeit gehört, sein treues Gedächtniß bewahrte ihm ihre Lieder, — ein alter Harfner hatte ihm die Behandlung seines Instruments gezeigt, und nun sah der Jüngling, wenn andere junge Ritter auf Banketten und Festen umherschwärmten, auf seiner Zelle, und vertrauete den Saiten die Gefühle seiner Seele. So entwarf er manches herrliche Lied, in welchen er die stillen Wallungen seines Innern, seine Liebe, sein Entsagen aussprach.

Ein Diener meldete den fremden Sänger an, und der Burgherr hieß ihn willkommen. Bebend, — vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, trat der verkappte Ritter in die Halle. Sein Blick überlief den Kreiß geschmückter Frauen und Ritter, die in lieblicher Abwechslung an einer reichbesetzten Tafel saßen. Eine nur suchte er — und er fand sie, in dem höchsten Reize der erblühten Jungfrau. Die Züge des Kindes, die so treu in seinem Herzen wohnten, traten jetzt herrlicher, ausgebildeter, mit dem Ausdruck der festen Tugend, im Heiligenschein der liebenswürdigsten Unschuld, vor seinen Blick. O, und als nun ihr Auge dem seinigen begegnete, da hätte er hinsinken mögen vor das geliebte Jugendbild und rufen: „Gutta! bist du denn noch mein?“ —

Mächtig griff er in die Saiten und sang der horchenden Menge die herrlichen Thaten der Kreuzfahrer — die Treue der Liebenden — und einzelne Züge aus dem Leben seines Kaisers. Und als nun Alle, aufmerksam auf die schöne gediegene Stimme des Sängers, sich nach ihm wandten, als er näher treten mußte, als Gutta's frommes Auge ruhig auf ihm weilte, als ihr Blick sich erheiterte, mit der Ahnung einer schönen Zukunft, da begann er mit leisen, weichen Tönen:

Der Ritter kehrt zur Heimat aus der Ferne, —
Will einmal noch die liebe Herrin seh'n;
Er nahet still, beim Scheine heller Sterne,
Hört traute Laute durch die Zweige weh'n;
Der Kindheit schöne Wonneträume bringen
Sie ihm, wie milde Silberglöckchen klingen
Und flüstern leise: Ewig, ewig treu.

Er kehrt zurück vom blutigem Gefilde,
Wo Lorbeer sich um seine Schläfe wand,
Und holder Kindheit rosige Gebilde,
Begrüßen ihn im lieben Heimatland
Auf seinem Schilde glänzen ernste Worte,
Und hallen wird es von des Grabes Pforte,
Und rufend mahnen: ewig, ewig treu.

Denn in des Klosters graubemoosten Mauern,
Wo um entschwundnes Glück die Sehnsucht wein't;

Soll die Geliebte ihren Lenz vertrauern,
In düstrer Zelle, wo kein Freund erschein't.
D'rum hörte er noch gern von ihrem Munde,
Das schöne Wort, die liebe Hoffnungskunde:
Treu bis zum Tode, ewig, ewig treu!

Und mit dem Preiß', den ihre Hand bereitet,
Will pilgernd er zum heil'gen Grabe zieh'n,
Und wo Verzweiflung um die Wahlstatt streitet,
Da wird sein Schwert des Todes Funken sprüh'n.
Und sinkt er unter wilder Feinde Streichen,
Dann spricht sein Geist aus blühenden Gesträuchen
Zur holden Herrin: ewig, ewig treu!!!

Hier schwieg er, Gutta's Auge zerfloß in Thränen, ihre Lippe bewegte sich, als wiederholte sie die Schlußworte: ewig treu. „Das ist ein Lied vom schwarzen Ritter," meinten einige der Gäste; — „'s ist sein Wahlspruch!" riefen andere. Rudolph benutzte diesen Augenblick und entfernte sich, ohne daß man es bemerkte. „Wer war der Sänger, woher kam er, „wohin ging er in der finstern Nacht?" — so wechselten die Fragen, und tausend Vermuthungen, die aber alle fern von der Wahrheit trafen, beschäftigten die Versammlung.

In Gutta's Herzen erklangen noch immer die Worte: ewig treu! die sie so wunderbar ergriffen hatten. Die Bilder der schönen Kindheit gingen wie leichte Schatten an dem Spiegel der Erinnerung vorüber, und die Gestalt ihres Gespielen trat vor ihre Seele mit den schönsten Farben der Hoffnung und der Liebe, und als sie nun allein auf ihrem Kämmerchen war, da öffnete sie das Fenster und der bestirnte Himmel glänzte freundlich durch die Nacht, die Töne der Harfe klangen verschwindend aus dem Thale herauf und noch einmal rief sie: „o Rudolph! denkst du meiner noch?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*— — — Quis ineptae
Tam patiens urbis, tam ferreus,
ut teneat se?

Juvenal.

Wohl seltsam steigt und fällt der Nebel unserer Zeit!
Wer hätte das gedacht! nach solcher Männlichkeit,
Wo Deutschland's höchste Kraft aufsprüht in Götterfunken,
Zur tiefsten Schwäche nun des Geist's hinabgesunken!!!
Hier Mystik und Bombast, und Magnetismus dort,
Viel schwimmendes Gefühl, und nicht ein klares Wort.
Es will Philosophie durch dunkle Phrasen blenden,
Die kräftige Moral weicht albernen Legenden,
Der göttlichen Vernunft spricht myst'scher Wahnsinn Hohn,
Wer nicht im Nebel schwärmt, dem mangelt Religion.
Der lüst'gen Klarheit wird vermauert jedes Fenster,
Und nächstens seh'n wir auch wohl wiederum Gespenster.
Wer gründlich nichts gelernt, der treibt ein Gaukelspiel,
Und wer nicht denken kann, der hält sich an's Gefühl.
Das läßt sich fein bequem in grauen Dunst verhüllen,
Von Nas' auf Nase schnell spazieren solche Brillen;
Und wenn der Männer Geist, der gern im Klaren lebt,
Dem tändelnden Gefühl der Mystik widerstrebt,
So sind die Weiber um so leichter zu gewinnen;
Die schwelgen im Gefühl, und denken — mit den Sinnen,
Lustwandeln gar zu gern in solchem Labyrinth,
Besonders wenn sie auf dem bösen Rückweg sind,
Wo Schönheit, Jugendreiz Matthä am letzten schreiben,
Da ist's ein Mittel, um nicht unbemerkt zu bleiben;
Denn eh' ein Weib sich d'rein ergiebt, daß Ihr's vergeßt,
So hält es lieber sich an einen Schatten fest.

Wir armen Alten mit des Körpers leckem Schiff,
Von Jugend auf gewöhnt an hellere Begriffe,
Wir finden immer nur das Klare schön und wahr
Wir beugen unser Knie vor keinem Rauchaltar;
Den Schwindel haben wir, doch nicht den Seelen-Schwindel,
Drum sind wir auch ein Gräu'l dem mystischen Gesindel.
Weil uns das Höchste bleibt: Gott, Wahrheit und Natur,
So titulirt man uns gemeine Seelen nur.

Kotzebue.

* Anfragen zur gefälligen Beantwortung von Sachkundigen.

1. Kann hier kein Arbeitshaus für arbeitsfähige und arbeitslustige Armen (die noch keine Unterstützung erhalten) errichtet werden, wodurch sie im Winter wenigstens 6 Gr. täglich verdienen können?

2. Kann den Frauen und Töchtern dieser Menschen nicht Flachs zum Spinnen gegeben werden, womit auch diese etwas erübrigen?

3. Kann hier nicht eine große Rumfordsche Suppen-Anstalt errichtet werden, wo eine solche Familie für 3 Gr. so viel erhält, als zur Stillung ihres Hungers hinreicht?

4. Kann kein großes Torf-Magazin angelegt werden, woraus sie sich im Winter den Torf zu 3 Gr. das Bund anschaffen können?

Dauern die schlechten Zeiten fort — wie es leider wohl wahrscheinlich ist — so wird unser Heer von Handlangern und Arbeitsleuten kaum im Stande seyn, im Sommer so viel zu verdienen, wie sie dann nothdürftig gebrauchen. Wovon sollen sie aber im Winter sich und ihre gewöhnlich zahlreichen Familien gegen Hunger und Kälte schützen, wenn keine radicale Hülfe vom Staat eintritt? Das Institut, nach der jetzigen Einrichtung und Kraft, vermag es wahrlich nicht, so wenig wie Privat-Unterstützungen, sind sie auch dem Anschein nach so beträchtlich, dazu hinreichen. —

---

* Worte des römischen Kaisers Marc-Aurel's.

Jetzt, da das Kapitel über die Wohlthätigkeit so oft und so vielseitig hier zur Sprache gebracht wird, möchten folgende Worte des weisen und tugendhaften Kaisers Marc-Aurel's in den Unterhaltungen mit sich selbst, im 5. Buche 6. Betr.) es wohl verdienen, darin mit aufgenommen und beherzigt zu werden:

„Es giebt Menschen, die, wenn sie andern „etwas Gutes erwiesen haben, sich den Dank „einfordern. Andere thun dieß zwar nicht, sehn „aber doch bei sich selbst, die welchen sie nützlich „gewesen sind, als ihre Schuldner an. Eine „dritte Classe — ohne Zweifel die beste, weiß, „nach vollbrachter That, nichts mehr von dem, „was sie gethan hat; sondern sie ist dem Weinstocke ähnlich, der, wenn er seine Trauben gebracht hat, nun nichts weiter verlangt, als „Knospen zu einer neuen Frucht hervorzutreiben. -- Ein Pferd, das läuft, ein Hund, der „der Spur nachgeht, eine Biene, die Honig „macht, und ein Mensch, der Gutes thut, thun „nichts sonderbares, worüber man vor Bewunderung aufschreien dürfte; sie handeln nur ihrer „Natur gemäß. Und eine Handlung dieser Art „kann keinen andern Endzweck haben, als eine „ähnliche nach sich zu ziehn. -- Eine Sache bleibt also übrig — (sagt er im 6. Buch 47. Betr. nach Betrachtungen über die Kürze und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens) -- „welche „unsre Achtung und unser Bestreben verdient; „die, mit Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, wohlwollend gegen die Heuchler und die Ungerechten, unser Leben hinzubringen."

Auch folgendes ist eine sehr treffende Vorstellung, um die Sanftmuth gegen Beleidiger zu empfehlen (im 7. Buche 26. Betr.)

„Sobald dich jemand beleidigt; so frage „dich selbst, welche Vorstellung vom Guten und „Bösen wohl bei ihm zum Grunde gelegen habe, als er zu dieser Handlung bewogen wurde: und du wirst aufhören, dich über sein „Betragen zu wundern, oder darüber zu zürnen, und du wirst bloß Mitleiden mit ihm

„haben. Denn, entweder denkst du mit ihm „einerlei, und siehst eben die Dinge für gut und „für übel an, um derentwillen er dich beleidigte. „Alsdann ist es sehr billig, daß du ihm ver„zeihst. -- Oder du denkst anders, wie er, und „hältst nicht mehr solche Sachen für gut oder „für übel. Alsdann wirst du noch viel leichter „zum Wohlwollen gegen einen Irrenden zurück„kehren."

* Empfindungen, bei der Nachricht eines verhungerten Dompfaffen,

auf einer Reise.

Auch du bist hin, mir mehr als Philomele;
Ein Unmensch war's, der dich verhungern ließ.
Dein Marter-Tod schmerzt tief mich in der Seele
Und jeder fühlt mit mir, der deine Wonn'-Gesänge pries.
Kehr' ich zurück, dich finde ich nicht wieder;
Dein süßes Lied bezaubert nicht mein Ohr;
Du zwitscherst mir nicht mehr so sanft, so bieder.
Dumpf hallet mir's, daß ich den Freund verlohr.

* Gültige Entschuldigung.

„Ein Geizhals bin ich nicht," pflegt Nachbar Feist mir oft zu sagen.
Ich glaub' es gern, Herr Sans-Souci schluckt Haus und Hof im Magen.

* Unverdiente Verehrung.

Nichts ärgert mehr, als wenn die Pinsel-Welt
Den Altagskopf für ein Orakel hält.

* Scherflein auf den Altar der Nächsten-Liebe.

Gieb mir o Herr! nur so viel stets auf Erden,
Daß nie ein Armer, der an meiner Thür
Um Hülfe fleht, muß abgewiesen werden! —
Daß ich ihn laben kann, gewähre mir!

Und, denen mehr als mir das Glück gespendet
Gieb zu den Erden-Gütern auch ein Herz
Das sich in Liebe zu den Brüdern wendet,
Durch Wort und That zu lindern ihren Schmerz!

Des edlen Mitgefühles reine Wonne,
O, senke tief sie in des Reichen Brust! —
Dann blickt ein Hütten auch des Glückes Sonne
Und auch der Aermste fühlt des Lebens Lust!

Doch, wem auch wenig ward von ird'scher Habe,
Er preise glücklich dennoch hier sein Loos.
Und spende furchtlos auch die kleine Gabe!
Ist doch die Kleinste vor dem Herrn stets groß! —

H — ll —

* Nachricht.

In dem „Meinung" überschriebenen Aufsatze im letzten Stücke des Bürgerfreundes sind mehrere Mängel der Rechtschreibung, die daher rühren: daß der Abdruck nach einem nicht sehr leserlich geschriebenen Concepte geschah, welches der Ordnung wegen erinnert

d. Red.

* Räthsel.

Mit einem W dient es zur Stütze.
Mit R sitzt es vornehmlich an der Mütze.
Mit L ersehnt's der Schiffer auf der See.
Mit S erschuf es jüngst sich bittres Weh.
Mit B ist es ein Mode-Gegenstand.
Mit H wird es zur Arbeit angewandt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 7.

Der Ritter auf einem holländischen Dukaten.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 9.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 30. Januar 1820.

* Die Capelle bei Sorsum.

(Fortsetzung.)

Der Tag des Turniers brach an. Die Fahnen wehten von den Zinnen der Burg. Trompeten und Pauken schmetterten durch das Thal. Auf der Gallerie um die Schranken versammelten sich die Zuschauer. Im Hintergrunde erhob sich ein Sitz, höher als alle andere, mit purpurnem Sammet beschlagen — breite Stufen führten von ihm auf den Kampfplatz. Hier sollte Gutta in der Mitte ihrer Familie Zeugin des Kampfes seyn, hier sollte der Sieger aus ihren Händen den Preiß empfangen.

Die Herolde nahmen ihre Plätze ein, die Reisigen der anwesenden Ritter stellten sich mit wehenden Fähnlein um die Schranken. Rings aus allen Thälern tönte Hörnerschall und Trompetenklang nahender Kämpfer. Die edelsten Kampfhelden von nah' und fern, die von der Schönheit der Preißvertheilerin gehört hatten; und andere, die nur auf Abentheuer ausgezogen waren, sah man hier vereint. Vor allen zeichnete sich durch einen riesigen Körperbau und durch die Pracht seiner Rüstung ein Burgundischer Ritter aus. Er hielt sich seines Sieges schon im Voraus so gewiß, daß er fast verhöhnend auf seine Mitbewerber blickte und seine Zuversicht in unbescheidenen Worten äußerte.

Es hätte zu ernstlichen Auftritten kommen können, wenn nicht in demselben Augenblicke das Schmettern der Trompeten die Ankunft der Preißvertheilerin verkündet hätte. Im goldgestickten Kleide — es war das letzte Mal, daß sie es tragen sollte — mit einem Gesichte, worin nur sanfte Trauer und Entsagen wohnte, sah Gutta, von ihren Verwandten und Freunden umgeben, die Ritter paarweise vorbeireiten und sie mit gesenkter Lanze begrüßen.

Jetzt ordnete sich der Zug. Zwei junge, schlanke Kampfhelden sprengten vor. Die Trompeten gaben das Signal und das Spiel begann.

Einige Zeit Sieger, dann wieder besiegt, behaupteten die Gewandtesten den Kampfplatz, bis endlich auf hohem schnaubenden Rosse der burgundische Fremdling erschien und seine Gegner erwartete. Der Anlauf begann. Immer kleiner wurde ihre Anzahl, die Stöße prallten von ihm ab, er wankte kaum im Sattel. Der Sieg neigte sich auf seine Seite: — da wehete ein schwarzer Helmbusch über die Schranken, und ein fremder Ritter begehrte Einlaß. Er wollte seinen Namen nicht nennen. Die Wappenherolde untersuchten seinen Schild und fanden den Fremdling ehrenbürtig.

Die Thore öffneten sich und auf schwarzen Rosse, schwarz gerüstet, mit bläulichem Schilde mit den glänzenden Worten: ewig treu, sprengte ein hoher Ritterjüngling durch die Menge: Der schwarze Ritter! war der allgemeine Ausruf und ehrerbietig wichen die Kämpfer zurück. Vor dem Sitze der holden Herrin neigte er seine Lanze und die Worte seines Schildes glänzten ihr freudestrahlend entgegen; dann wandte er sich und als er keinen außer dem riesigen Burgunder mehr in der Mitte des Kreises sah, so legte er auf ihn ein und ein kühner Kampf begann.

Lange blieb der Sieg unentschieden. Ruhig erwartete der Uebermüthige den Anlauf seines schwächeren Gegners; aber dieser schwebte neckend um ihn her, drohte bald auf dieser bald auf jener Seite, und wich der Lanze so geschickt aus, daß man nicht wußte, ob man mehr sein flinkes Roß, oder die Leichtigkeit mit welcher er es lenkte, bewundern sollte. Nachdem so das Spiel einige Zeit gedauert hatte, benutzte der schwarze Ritter die Schwäche seines Gegners und sprengte mit einem raschen Anlaufe seitwärts auf ihn ein. Die Lanzen zersplitterten, die Rosse prallten zurück, der riesige Burgunder wankte und sank zu Boden.

Ein lautes Freudengeschrei erfüllte den Platz — höher schlug Gutta's Herz, die Herolde erklärten den schwarzen Ritter einstimmig als Sieger. Einige Augenblicke hielt er noch auf seiner Stelle, als erwarte er, ob jemand ihm den Lorbeer streitig machen wollte; als aber keiner erschien, ritt er langsam bis an die Stufen, sprang ab und gab seinem Knappen das treue Roß. Zögernd stieg er hinauf, öffnete das Visir und neigte sich auf ein Knie: „Gutta! — mein Vater!“ — das waren die einzigen Laute, die seine bebende Lippe stammelte. Erbleichend hing das holde Mädchen die Binde über seine Brust, frohlockend umarmte ihn sein Pflegevater, und rief: „heute vereint sich ja alles zu meinem „Glücke. Du Rudolph, bist also der herrliche „Waffenheld, von dessen Ruhme alle Gauen „unsers Reiches wiederhallen? — Du, mein „Rudolph! — o, womit habe ich alle diese „Freuden verdient?“

Jetzt brach der Zug auf. Rudolph führte seine Gespielin in die Burg, und Alle, Ritter und Edelfrauen bewunderten das schöne Paar und beklagten das Schicksal der holdseligen Gutta.

In der großen Halle, von Freunden und Bewunderern umgeben, mußte Rudolph erzählen von seinem Leben, von der Huld seines Kaisers; und horchend stand Gutta in der Ferne und begleitete den theuren Freund in das Gewühl der Schlacht, an die Hofläger der Großen. Jetzt erst fühlte sie, wie reich das Leben sey, das sonnig in der Kindheit Morgenröthe aus der Nacht der düstern Klosterhallen erwachte; und dennoch fühlte sie eine gewisse Scheu vor dem blühendem Jünglinge, den ihr

die Erinnerung nur immer als Knaben gezeigt hatte.

Die Pokale kreiseten um die Tafel, — die Freude wurde allgemein. Rudolph schlich sich hinaus und suchte seinen alten Waffenmeister auf. Der Greis wollte ihm die Hand küssen; aber Rudolph nahm ihn an sein Herz und rief: „Hier ist dein Platz!“ Der Alte weinte Freudenthränen: edler Hohenstein! das waren die einzigen Worte, die er schluchzend hervorbrachte. Die Reisigen, fast alle noch dieselben, die den freundlichen Knaben so liebten, standen umher. Rudolph reichte ihnen die Hand und wußte jeden an einen Vorfall zu erinnern, den sie gemeinschaftlich erlebt hatten.

Er entriß sich ihren Liebkosungen und eilte in den Schloßgarten. Da saß er wieder in der Laube wo ihm Gutta einst die Zusage ihrer Liebe gab. Die heimatlichen Berge lagen vor ihm wie damals; — trauernd — verlassener wie in jenem Augenblicke, warf er seine Blicke in die Ferne. Die Vergangenheit, die Zukunft, eine finstere Entscheidung seines Schicksals dämmerte vor ihm auf. Er bemerkte nicht, daß es Abend wurde, ein Seufzer berührte seine Lippe und mit wehmüthiger Stimme sagte er: „O Gutta, liebst du mich noch?“ —

Schluchzend sank Gutta in seine Arme. Auch sie hatte das Bedürfniß gefühlt allein zu seyn; sie nahte sich der Laube und Rudolphs letzte Worte erreichten ihr Ohr. Da war sie ihrer nicht mehr mächtig. Sie war das Kind Gutta, er der Knabe Rudolph; an seinem Herzen lispelte sie leise: „Ich liebe dich Rudolph, „ich habe dich ja immer geliebt.“

Sie waren wieder Kinder geworden. Er hielt sie in seinen Armen und erzählte ihr alles, was ihm begegnet war: wie oft er an sie gedacht, wie er nur ihr Bild im Herzen getragen, wie er hergeeilt um aus ihrer Hand den Preiß zu empfangen, um dann nach Palästina zu ziehen und sich dem Dienste des Herrn zu weihen. „O nein Rudolph, das darfst du nicht; „sieh, ich habe dich lieber gehabt, ich habe mehr „an dich gedacht, als du an mich, ich bin ja „dein; aber sage nicht, daß du mich verlassen „willst!“

So wechselten Vorwürfe und Bitten; Pläne für die Zukunft und Erinnerungen an die Vergangenheit. Sie gelobten sich einander treu zu bleiben und der Zukunft die Entscheidung ihres Schicksals zu überlassen.

Acht Tage noch sollte Gutta auf der väterlichen Burg bleiben. In diesen acht Tagen lag den Liebenden die Seligkeit des Himmels. Doch schon am andern Tage, als Rudolph einem befreundetem Ritter das Geleite gab, fand er bei seiner Rückkehr die Geliebte nicht mehr.

Der burgundische Ritter war zufällig Zeuge ihrer Unterredung gewesen. Es war ihm eine willkommene Gelegenheit sich an seinem Gegner zu rächen. Durch ihn erfuhr der Graf den Vorfall und schickte seine Tochter ins Kloster zurück.

Er ließ Rudolph zu sich kommen. „Mein „Sohn,“ redete er ihn an, „du kennst die Be„stimmung deiner Gespielin; — ein Gelübde „ihrer Mutter bindet sie ans Kloster. Daß sie „dir theuer war, wußte ich längst, daß du ih„rem Herzen aber eine Hoffnung geben würdest, „die nie erfüllt werden kann, — daß du sie „überreden konntest ihre Eltern zu hintergehen, „das habe ich nie geglaubt. Wundere dich des„halb nicht, daß sie schon heute in ihr Kloster „zurückgekehrt ist. Du wirst sie nicht wiederse„hen. Ich versprach deinem sterbenden Vater, „mich deiner väterlich anzunehmen und werde „mein Wort halten, denn ich liebe dich. Bleib

*

„bei mir, so lange es dir gefällt, und kann ich „zu deinem Glücke beitragen, so fordere: alles „was mein ist soll mir nicht zu theuer seyn; „aber zerstöre meinen Plan und deiner guten „Pflegemutter den Frieden ihrer Seele nicht."

„Mein Vater, rief der Jüngling, mein „theurer Vater! kränken will ich Euch nicht. „Gutta kann nie mein seyn, ich fühle es; auß„er ihr giebt es kein Glück für mich. Ich „muß wieder hinaus ins wilde Leben. Hier „kann ich nicht bleiben, alles mahnt mich an „verlornes Glück. Lebt wohl, mein Vater!"

„So zieh denn hin, mein Sohn; aber „versprich mir das Gebiet des Klosters nie zu „betreten, das versprich mir Rudolph! Ich ge„lobe es Euch mein Vater, mit Handschlag und „Wort, und nun lebt wohl; ich habe Euch ein „Opfer gebracht, ein theures Opfer, nehmt es „als Dank für Eure Güte. Lebet wohl!"

Langsam ritt der junge Held aus dem verödeten Schlosse, die Leine hinab, den wohlbekannten Weg nach seiner väterlichen Burg. Mit sich und seinem Schicksale beschäftigt sah er nicht, daß er sich dem Gebiete des Klosters näherte, bis ihm — an den Marken der Grafschaft, wo ein Cruzifix die Grenze bestimmt — durch das Zwielicht des herandämmernden Abends, der herzliche Gruß: gelobt sey Jesus Christ! von einem Hirten gebracht wurde. Jetzt hörte er auch das Glöckchen im Kloster, und mit verhängtem Zügel sprengte er zurück, auf einem weiten Umwege, in das finstere Thal, wo er als Knabe lebte. „Wortbrüchig will ich nicht werden, sprach er zu sich selbst. In ihrer Nähe will ich leben, bis der Schleier sie für dieses Leben von mir trennt; dann hinaus zum Grabe des Erlösers, wo vielleicht auch mein Grab ist; — und leise sang er durch die Stille:

Und sink' ich unter wilder Feinde Streichen,
Dann spricht mein Geist aus blühenden Gesträuchen
Zur holden Herrin: — Ewig, ewig treu!!!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber einige Ideen in dem Aufsatze: Antwort.

Bremer Zeitung, Beilage zu Nro. 16.

Wiefern ist es dem Christen Pflicht, Missionen zur Bekehrung unchristlicher Völker zum Christenthum zu befördern? Wiefern liegt es ihm ob, für Belehrung unwissender Christen um ihn her wirksam zu seyn? Und was ist von dem Einen und dem Anderen auf Bremen anwendbar? — Diese Fragen sind, auf Veranlassung jenes Aufsatzes, schon von mehr, als Einer Seite, in öffentlichen Blättern erörtert. Deshalb hier keine Wiederholung, keine Vermehrung.

Ueber einige andere in demselben vorkommende Bemerkungen aber einige Gedanken.

Der Herr Verfasser spricht Besorgnisse aus, unsre Armen möchten über Geldbeiträge für den hier zuerst genannten Zweck vernachlässigt werden. — Sollte denn, wer dem göttlichen Menschenfreund huldigt, und deßhalb sich freut, wenn er ein Scherflein zur Verbreitung seines Reichs darbieten kann, die Pflicht gegen Diejenigen vergessen, die den Tröstungen desselben die nächsten waren? — „Die Armen darben; steht ihnen bei!" So ruft gewiß jeder fromme Beförderer der Missionen, mit dem Schriftsteller, Jedem zu, der dieser Erweckung bedarf. Jeder freut sich der schönen Beispiele des Wohlthuns, wodurch in diesen Tagen so viele unserer Mitbürger sich bewährt; und die vertrauensvolle Hoffnung, daß die Lage unserer in einer nahrungsloseren Zeit vermehrten Dürftigen für die Folge desto sicherer gestellt werde, erhebt sich mit neuem Leben.

Aber jenen Zuruf begleiten in dem Aufsatze tadelnde Gedanken über die Missionen an

sich, besonders die protestantischen. Darüber hier Einiges zur Prüfung.

1. „Die Apostel," sagt der Herr Verfasser, „bemüheten sich nicht zu den rohen Deutschen und „Sibiriern, ob sie gleich ihnen gewiß (?) bekannt waren." *) — Wiefern sie aus äußeren Gründen die bereiseten Gegenden gewählt, erklärt sich aus historischen Ursachen.**) Dazu kennen wir ja auch höhere Winke, denen sie folgten.***) Und wissen wir alle Oerter, wohin sie kamen? Alle, wohin sie bald wirkten? Alle, wo jene siebenzig, auch wunderbar begabten, Jünger gelehrt? Ein unmittelbarer Schüler des Herrn stiftete eine christliche Kirche in Edessa (jetzt Orfa), von welcher das Christenthum sehr frühe in entfernte ost-asiatische Gegenden ausging. Was es, bedeutend später, nach Westen zurückdrängte, ergiebt sich aus der Geschichte der Unruhen, die Wahnglaube und Herrschsucht hervorbrachten. — „Unsere Altvorderen sorgten „nicht für die Irokesen." — Der Gedanke, man bemühe sich jetzt mit gar zu rohen Menschen, ist sehr verbreitet. Aber: manche von diesen sind dem Lichte nicht unzugänglich. Waren es die Grönländer? — Und: die Missionsgesellschaft sorgt zunächst für Indianer, die — lesen können,****) um Bibeln — bitten, und der Erlösung von einer gräuelvollen Religionsform und ihren schrecklichen Wirkungen auf Gemüth und Sitten sich freuen; denen aber auch mündliche Belehrung nöthig ist.

2. „Die katholische, bildliche und für rohere „Menschheit schicklichere Religionsform mag immer vorausgehen." — Dieß wird der Herr Verfasser, ein Protestant, bei näherer Beherzigung gewiß nicht wünschen. Erkennen nicht selbst viele Genossen jener Confession manches Blendende in ihrer Form? Soll auch dieß verbreitet, in der Folge, als solches, empfunden, und darüber von Vielen das reine Himmelslicht selbst verkannt werden? — „Vorausgehen?" Ging der Papismus dem Christenthume voraus? Ahnte man ihn zur Zeit der Apostel? Kannten ihn alle jetzige Protestanten? z. B. in Amerika? — Wollte der Herr eine jetzt überflüssige Ceremonie? Was blieb im Urchristenthum von äußerlichen Gebräuchen der Juden und der Heiden? — Und: sollen, „nach einigen Jahrhunderten," Reformations-Kriege in Gegenden wüthen, in denen schon jetzt das Evangelium des Friedens segensvoll wirket?

3. Mit dem „politischen" System der Engländer und mit ihren „Egoisten" hat die Missionsgesellschaft nichts gemein. Solchen ist die Religion der Einwohner der bereits eroberten Länder so gleichgültig, daß noch so lange das ungeheure Inquisitionsgericht in Goa geduldet.*) Ihre Frommen und Edeln verehret sie.

4. Dieser Verein gehe nicht darauf aus, Missionarien zu werben. Er kennt die höheren Antriebe, deren diese bedürfen, zum Wirken, Dulden und Ueberwinden. Aber: um Aufnahme in das Bildungs-Institut in Basel — baten — acht und vierzig junge Männer. Nur siebenzehn konnte man bis jetzt unterhalten. Mehrere schweizerische und deutsche Orte helfen. Auch unser Beistand wurde gewünscht. Unverkennbar fromm und edel sprach der Geist, der Jene beseelet, uns an; erweckend aus einem

*) Wird nicht dieß Bekanntseyn beim Lesen des lateinischen Geographen Pompenius Mela und anderer Schriftsteller des apostolischen Zeitalters, sehr zweifelhaft?

**) Man denke nur an Ausdehnung und Einfluß der römischen Herrschaft.

***) Vergl. z. B. Ap. Gesch. 10, 19. 20. Cap. 13, 2. Cap. 16, 9. ꝛc.

****) Dieß konnten ja nicht die Norddeutschen vor den Anstalten Karls, des Großen.

*) Im Jahre 1806 wüthete es noch gräuelvoll.

begüterten jungen Gelehrten, der jede äussere und innere Kraft diesem heiligen Werke geweiht. — Wann geschah in unsrer Stadt für diesen Zweck etwas Nennenswerthes? — Jetzt aber dieser Aufruf an das Predigtamt. Konnte es den Ruf des Herrn überhören, der diese Zeit durch Erweckung, Erleuchtung, Siege seines Evangeliums, so gnadenvoll auszeichnet?

5. Verkannt, „Frömmler" geheißen, oder mit dem Stifter einer bald nach ihrer Entstehung aufgelöseten Gesellschaft verglichen werden, wie es nach den augenblicklichen Ansichten jenes Schriftstellers geschah, oder Aehnliches, macht, wie derselbe sich gewiß selbst überzeugt, den Christen nicht irre. Und, wenn der aufrichtige Herrnhuter seine Partei im Schatten gestellt sieht; so steht sie gewiß Denen, die näher sie kennen, in besserem Lichte.

Endlich. — Wer das Baselsche Magazin für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibel-Gesellschaften, oder auch nur Buchanans Reise, (ein kleines Buch), lieset, dem wird über die intellectuelle, religiöse und moralische Beschaffenheit der Indier, und über ihre Bedürfnisse, Licht; den erfüllt die Wirksamkeit der Bibel und der gesandten Lehrer, zur sittlichen Besserung, wie zum Troste, auf Heiden, auf Muhammedaner, auf ihre Roheren, auf ihre Gelehrtesten, und das, was diese bereits geleistet, geduldet, ja, mit Todesblute besiegelt haben, mit Ehrfurcht.

---

* Anfragen.

Bei der dieser Tage herumgebrachten Aufforderung, die Theilnahme der gemeinnützigen Anstalt zur Versorgung der ganzen Altstadt mit Weserwasser betreffend, werden um Beantwortung nachfolgender Fragen (weil man nicht weiß an wen man sich dieserhalb zu wenden hat) gebeten.

Es heißt darin 3. Jeder Interessent hat für die Legung und Unterhaltung der von der Haupröhre zu seinem Erbe führenden Nebenröhren oder Abstecher auf eigene Kosten zu sorgen, es wird deshalb gefragt:

1. Wo kommen die Haupröhren zu liegen?

2. Wenn sich die Interessenten einer Pumperei dahin vereinigen sollten, daß sie von der neuen Anstalt mit Wasser versorgt zu werden wünschen, ob dann die Unterhaltung der in den Straßen fortlaufenden Röhren von der neuen Anstalt, oder von den jetzt daran gehörigen Interessenten allein zu tragen sey? —

2. z. B. die Haupröhre der neuen Anstalt würde vom alten Walle, durch die Osterthorstraße, beim Dom und Markte, Obernstraße, Ansgariikirchhof, Hutfilterstraße, beim Brill, Faulenstraße ꝛc. gelegt. — Bei St. Ansgarii Tränke steht aber eine Pumpe, die das Wasser durch Röhren in die St. Ansgariithorstraße liefert; würde sich nun diese Röhre mit der Haupröhre am St. Ansgariikirchhof verbinden lassen, weil sie sich dort kreutzen? und wird dann in Zukunft die Unterhaltung dieser Pumperei Röhre von dem jetzigen Interessenten, oder von der neuen Anstalt geschehen? und

3. wenn der Eigner oder Bewohner eines Hauses vor dem St. Ansgariithore, welches bis jetzt keinen Theil an der Pumperei hatte, nun in der Folge Theilnehmer der neuen Anstalt werden wollte, würde dann der Bewohner eines solchen Hauses das Recht haben, für die jährliche Erlegung von 6 Rt., von der vor seinem Hause vorbeigehenden Pumperei Röhre einen Abstecher anlegen zu dürfen? — oder würde derselbe bei Anlegung einer Nebenröhre für seine Kosten an die Haupröhre verwiesen werden? —

Was hier von dem Liegen der Röhre der Pumpe bei Ansgariitränke gesagt ist, wird beinahe von allen Pumpen und Röhren des Was-

ferrades gesagt werden können, weil dieselben sich, wenn die Haupröhre der neuen Anstalt so wie oben angenommen gelegt wird, mit derselben kreutzen würden.

* Denk- und Preß-Freiheit in Bremen.

Ohne im mindesten darüber zu streiten, ja nur einmal darüber nachzudenken, Wer von Beiden Recht hat, die in diesen Tagen für oder wider das Empfehlungswerthe der Missions-Anstalten schrieben; muß es doch einem Jeden, dem Einnen gefallen dem Andern auffallen: daß der Zweck einer Gesellschaft — die in dem Hause des Veteranen unter unseren Geistlichen, des ehrwürdigen Herrn Pastor Primarius am Dom, erst kürzlich gebildet ist; die Einen unserer Herren Bürgermeister zum Präsidenten hat; an deren Spitze Mehrere unserer geachtetesten Mitbürger stehen, unter ihnen ein, hier wie auswärts, hochgefeierter Kanzel-Redner — und der früher von allen unseren protestantischen Herren Stadt- und Land-Predigern empfohlen worden ist, frei und ungehindert angegriffen, selbst bitter und beißend getadelt werden darf, von Leuten die anders denken, oder die andere gute Zwecke vor Augen haben, mit denen sie jenen nicht verträglich glauben. —

Nicht Furcht aus angebornem Respeckt vor Einem der Ersten des Staats, nicht die sonst von Jugend auf inwohnende Achtung für ihre Religions-Lehrer, hält sie ab, sich frei auszusprechen; und auch nichts von Außen hindert sie daran. —

Wenn das nicht volle Denk- und Preß-Freiheit heißt, so nenne mir Einer eine größere.

F. J. B.

Denksprüche.

(Nach dem Lateinischen).

1.

Sichrer Probierstein.

Willst du das Streben des Volkes und auch dessen Sitten erkennen? —
Nichts ist leichter als dies! — Forsche: wie lebt der Regent?

2.

Apologie des Schicksals.

Nenne nicht bös' das Geschick; denn mit Gleichheit vertheilt' es die Gaben,
Da es dem Reichen die Furcht, Armen die Hoffnung verlieh.

3.

Ermunterung.

Strebst du nach Tugend empor? — Freund, wollt' es! So wird dir's gelingen! —
Gott, der den Willen dir gab, schenkt zur Vollendung dir Kraft!

4.

Todeserinnerung.

Gehet die Sonne dir auf: gedenk' des Erwachens vom Tode;
Sinkt sie am Abend hinab: Sterblicher denke der Gruft;

5.

Gebet in der Krankheit.

Vater und Herr der Natur! entzieh'st du die Kraft mir zum Leben,
O, so schenke mir Muth freudig zum Tode zu geh'n!

6.

Menschenbestimmung.

Der es dem Menschen geboten, im Schweiße sein Brod zu erwerben,
Wird ihm des Himmels Genuß nicht ohne Mühe verleih'n.

* Auf die Neujahrs-Epistel in Nro. 3.

In dem bewußten Trio Klang
Ist mir Dein Senf doch viel zu lang,
Auch hocherzürntes frommes Lamm
Von Sutor ultra crepidam.
Indem glaub's sicher daß John Bull
Dich immer zählt als große Null.
Drum rath' ich Dir in allen Ehren
Sobald Du kannst Dich zu bekehren;
Denn jetzt scheid' ich ganz weg von Dir
Und laß Dich stehn beim dünnen Bier,
Doch wirst Du Dich zum Canzler wenden
Wird der zum Dank Dir Porter senden.

* Zweisylbige Charade.

Die Erste nennt dir einen Fluß im Norden
Umgeben von erstarrtem Ufers-Rand,
Und jener Zone tapfre Krieges Horden,
Nach seinem Namen werden sie benannt.

Die Zweite ist ein bittrer Laut der Schmerzen
Wenn plötzlich dich ein Wehgefühl erschreckt;
Wohl dir, wenn dann im gütevollen Herzen
Durch Mitgefühl dir Hülfe wird erweckt.

Das Ganze schlängelt sich durch Blumen-Auen,
Durch duft'ge Thäler, spiegelrein und klar;
Die Sage läßt dich Wunderdinge schauen
Von dem was einst in seinen Tiefen war. —

H — l l —

Auflösung des Räthsels in Nro. 8.

Wand. Rand. Land. Sand. Band. Hand.

Die Steindruckerei von Georg Jöntzen

hat unter dem Titel:

Unterricht in der Blumenzeichnung,

nach der Natur gezeichnet von G. Jacquerye und auf Steindruck herausgegeben von Georg Jöntzen.

Den Jungfrauen gewidmet.

Bremen, in Commission bei Comolli und Dreyer,

angefangen: eine Lieferung sehr schöner, der Natur ganz ähnlichen Abbildungen von Blumen, von unserm langjährigen Mitbürger G. Jacquerie senior gezeichnet, Heftweise, auf Steindruck herauszugeben, und wird mit der Liefrung bei Heften fortfahren, wenn die Abnahme nur einigermaßen die Kosten deckt.

Jedes Heft enthält 4 verschiedene Blumenzeichnungen und ist für den mäßigen Preis von 24 Gr. und illuminirt für 48 Gr. in der Kunsthandlung der Herren Comolli und Dreyer hieselbst unterm Rathhause zu haben.

Indem ich meine geschätzten Mitbürger auf dieses Werk einheimischen Kunstfleisses aufmerksam mache, das durch schönen Abdruck und getreue Nachbildung der Natur sich vor so manchen anderen ähnlichen Versuchen auszeichnet, und den Töchtern Bremens einen Leitfaden an die Hand giebt, ihre mannigfachen Uebungen in Handarbeiten der Natur getreu auszubilden, bitte ich durch häufige Abnahme dieses Kunstproduckt der Vaterstadt zu unterstützen.

Zwei Hefte dieser Blumenzeichnung sind bereits erschienen.

Auch wurde dieser Tage die getreue Abbildung des in der Menagerie des Herrn Blondin befindlichen uns wohlbekannten Löwen und der Löwin mit ihrem Wärter, Heinrich Kraal, von unseren beiden geschickten Malern, den Herren Menken, Vater und Sohn, in Kreide-Manier vollendet. — Die Löwin ruht schmeichelnd und liebkosend in dem Arm ihres Wärters, welcher dem Löwen, der wegen dieser vertraulichen Annäherung eifersüchtig zu seyn scheint, mit der Peitsche droht. — Die kräftige Stellung des Löwen, die anschmiegende Lage der Löwin und der ernsthafte Blick des zwischen beiden sitzenden Wärters sind vortrefflich gerathen und werden gewiß jeden Kenner befriedigen.

Der Stein-Abdruck dieser Gruppe ist ebenfalls schön gelungen und wird wenig zu wünschen übrig lassen.

Auch hievon wünsche ich viele Abnehmer.

A. Töpken jr.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 10.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 3. Februar 1820.

* Der Krieger Tode.

Wahrlich bleibt von allen schönen Toden
Dem für's Vaterland der Preis.
Wollust ist dem Krieger blut'ger Schweiß,
Und sein Sturz auf blutgetränkten Boden,
Und gestreckt die Leich' auf blut'gen Schild —
Wenn's des Vaterlandes Rettung gilt.

Horch! es klirren wälsche Sclavenketten
Um den väterlichen Heerd!
Und des Fremdlings Uebermuth begehrt,
Jüngling, sich bei deine Braut zu betten:
Stürzt der Väter Recht und Altar um,
Stiehlt Dir Glauben, Sprach' und Eigenthum.

Sieh! zermalmt von des Erob'rers Tritte
Liegt dein gold'nes Waizenfeld:
Und sein brüllendes Geschoß zerschellt
Deines Fleißes Speicher, deine Hütte:
Kaum noch, daß geängstet Weib und Kind
Seines Mordbrands wilder Flamm' entrinnt.

Eil'! es schlingt sich des Tyrannen Kette
Schon um deinen Nacken fest,
Daß des Enkels Sohn sie kaum erst löst —
Freier, deutscher Mann, auf! rette, rette!
Wirf dich in die stolzen Reih'n, verdirb
Den verruchten Plan und rettend — stirb!

Nein, du stirbst nicht. Gottes Engel heben
Dich von Stern zu Stern empor,
Später Welt strahlt dein Exempel vor,
Und dein Name wird in Schriften leben:
Löschet ihn die Zeit aus Stein und Erz,
Birgt ihn noch des freien Enkels Herz.

Aber, schaut den Held! den eitlen Webel,
Wähnend, nur für ihn sey Krieg,
Der die Schlacht, sie end' in Flucht, in Sieg,
Nur ersehnt zu seines Aufschwungs Hebel:
Auf erschlag'nen Brüdern steigt der Thor
Bis zum Feldherr schon im Geist' empor.

Doch er fällt von Feindesschwert vernichtet,
Das die bessern Brüder traf:
Preis' ihn immerhin die Welt als brav,
Ihn hat schon der Gott in ihm gerichtet.
Nennt ihn nicht! kein Adel leitet' ihn,
Nennt ihn nicht! er hat den Lohn dahin.

Seht die Söldnerschaar! oft folgt sie Fahnen,
Die Despotenlaune dingt,
Die ein üppig Fürstenkebsweib schwingt —
Knechte! folgt! und schmähet Herrmanns Manen!
Flöß' in Strömen auch der Sclaven Blut,
Schnell vergessen ist die feile Brut.

Nicht Gefallen an des Rosses Stärke,
Lust nicht an des Stiers Gehörn
Hat der Herr: nein, denken sieht er gern
Und vom Geist gelenkte große Werke.
Jüngling, fremd der Wissenschaft und Kunst
Wirbst umsonst du um Minervens Gunst.

Dennoch seh' ich tausende verlassen
Ihrer Väter goldnen Pflug,
Feig entfliehn der Weisheit ernstem Buch,
Um berauscht von Feindes Gut zu pressen.
Fallt! ihr die ihr jedes Volk entehrt,
Wißt, daß euch kein Vaterland entbehrt!

Oder wähnst du, Jüngling, schön zu sterben,
In des Zweikampfs toller Glut?
Wie? Betrogner, wär' es Heldenmuth,
Freundesherd mit Freundesblute färben?
Um des Leichtsinns unberechnet Wort
Wäre schön der eigne Tod, der Mord?

Stirb ihn nur, den Ehrentod! — begleiten
Soll die Leiche kein Gesang,
Kein geweihter Todtenglockenklang
Soll in Ruh' die flücht'ge Seele läuten,
Und ein aufgescharrtes Grab sey dein
Bei dem Mörder auf dem Rabenstein!

Das sind nicht die Tode, die ich meine,
Die des Bildners Griffel ehrt,
Nein! bei Gott, nicht einer ist es werth,
Daß um ihn ein Bruder-Auge weine.
Willenadel soll die That erhöhn,
Nur des edlen Kriegers Tod ist schön.

M — r.

---

* Die Capelle bei Sorsum.

(Fortsetzung.)

Der alte Burgvogt, der während dieser Reihe Jahre, das kleine Besitzthum Rudolphs verwalter hatte, kannte seinen jungen Herrn kaum mehr. Aber groß war seine Freude, wie er nun hörte, daß er eine Zeitlang — vielleicht immer, sagte ihm eine leise Stimme — in der Gegend weilen wollte, wo der Schauplatz seiner Knabenspiele war.

Rudolph nahm das einzige noch bewohnbare Zimmer in Besitz, und richtete sich ein. „Der Graf hat Recht," sagte er zu sich selbst, „was kann ich seiner Tochter bieten, wo„mit will ich die Hoffnungen rechtfertigen, mit „denen ich seine Fragen täuschen mußte? — Gut„ka wird auch in den Mauern des Klosters glück„lich seyn, und am Altare ihres frommen Glau„bens Ruhe finden. Das Bild ihrer ersten jun„gendlichen Liebe wird sie mit heitern Farben „umschweben, und die Hoffnung eines Wieder„sehens wird sie stärken ihre Pflichten zu erfül„len; und ich — hier versank er in finstere Schwermuth. Er hatte nichts mehr zu verlieren; nur den Tag noch zu erwarten, der seine Gutta unwiederbringlich von ihm schied, war sein Plan; wie man der Leiche eines theuren Freundes folgt, mit der letzten Anstrengung der Kräfte, und seine Wünsche nicht über das Grab des Entschlafenen erstreckt.

Oft ging er in das Thal hinab, an den Fuß des Berges, der steile Stieg genannt. Dort wohnte ein Köhler, nahe an dem Gebiete des Klosters, das hinter jenem Berge liegt. Da saß er trauernd vor der Hütte, in seiner schwarzen Rüstung, und die Purpurbinde, die er sich aus Guttas Hand, als Preis der Tapferkeit errang, hing schimmernd auf der grambewegten Brust.

Der herannahende Winter, der den Schmuck der Blätter raubte, der den Bach erstarren machte — hemmte seine Gänge nicht; und der Schmerz in seinem Busen glüh'te, und wollte nicht erstarren.

So kam der junge Lenz und goß die Blüthenkränze auch in das stille Thal; Hoffnung weh'te in den grünbelaubten Zweigen, Freude rauchte in dem Wellentanz' der Quelle; aber seine Hoffnung rief kein junger Frühling wach.

Still und trauernd saß er eines Abends vor der Hütte, und der leise Hauch des Lenzes zog an ihm vorüber, ohne ihn aus seiner Trauer zu erwecken. Die Blicke starr auf den Pfad geheftet, den des Köhlers Mühe, durch den dichtbewachsenen Felsenhang bahnte, um dem Kloster seiner Meiler schwarze Früchte zuzuführen — sah er in der Ferne zwei weibliche Gestalten, langsam auf dem Pfade in das Thal herniedersteigen.

Sie kamen näher, ungestüm pochte sein Herz, — er glaubte seine Gutta zu erkennen, — da verbarg das neidische Gebüsch sie seinen Blicken. Noch kämpfte er mit sich selbst, ob er fliehen oder bleiben sollte. Unschlüßig, die Hand auf's Herz gedrückt, wo die Liebe mit der Pflicht um die Entscheidung rang, verrieth ihm das Rauschen der Zweige die Nähe der Kommenden. Eben wollte er den edleren Gefühlen seines Herzens folgen und entfliehen, da traten die Gestalten aus den letzten Rosengebüschen, die die Hütte des Köhlers umzogen.

Gutta war es, mit einer Freundin. Der schöne Tag hatte sie weiter als gewöhnlich, von einem Spaziergang in das kühle Thal gelockt, um noch einmal am Busen der Natur, in der Heimath ihres Rudolphs, in der Vergangenheit zu leben und ihrem schönen Traume auf ewig zu entsagen.

Da stand der junge Held, zitternd — keines Wortes fähig. Milde Thränen traten in sein Auge, seine Arme hoben sich, seine Lippe bebte: — „Gutta!" und sie lag an seinem Herzen und verbarg das schmerzbewegte Gesicht in der Purpurbinde, die sie ihm im Wonnerausch der ersten Liebe gab.

Wie viel hatten sie sich nun zu sagen, wie froh und immer heller wurde ihr Auge, als die Freundin sie verließ, um bei dem Köhler vorzusprechen, als sie sich es sagten, was sie gedacht, gelitten und gehofft.

Jetzt waren sie ja wieder vereint, — jetzt, wo die Natur ihren blühenden Schleier um sie schlug, wo das Auge der Vorsicht freundlich aus der blauen, unbewölkten Himmelsferne auf den schönen Bund ihrer reinen Herzen herabzublicken und den Wahn der Menschen, als freue sie das nutzlos abgehärmte Leben in den Klostermauern, durch die tausend Stimmen froher Liebe, die der Lenz erzeugte, zu widerlegen schien, — jetzt erblühete die Hoffnung grün und leuchtend aus dem bleichen Kranze der Entsagung.

„Laß uns fliehen!" rief der Jüngling, „Gutta, laß uns fliehen! Sieh', deine Eltern haben dir entsagt; — sie brachten ihrem frommen „Glauben ja das Opfer, das ein falscher Wahn „erheischte. Du thatest willig, was die Pflicht „von dir verlangte. Auch ich habe mein Wort „nicht gebrochen. Wir würden uns nicht wiedergesehen haben, wenn uns nicht hier der „Himmel auf eine wundervolle Art zusammengeführt hätte. Laß uns seinem Winke folgen. „Der Tag, der dich auf ewig von mir trennt, ist „nahe. Zögere nicht Gutta; hier an meinem „treuen Herzen sollst du alles wiederfinden, und „ein Zufall versöhnt uns vielleicht mit deinen „Eltern, die ja auch die meinigen sind!"

Wie konnte das liebende Mädchen den stürmischen Bitten des geliebten Rudolphs widerstehen? — An seinem Herzen, in seinem Besitze lag das Paradies, das ihre Phantasie sich seit der frühesten Kindheit schuf; mit seinem Entsagen war ein freudenloses Leben verbunden, wo sie getrennt war, von allem was sie liebte, sogar von ihren Eltern; denn die Braut des Himmels mußte sich von allem trennen, was der Erde angehörte.

Noch wankte sie und forderte Bedenkzeit; aber der feurige Rudolph widerlegte alle ihre Zweifel, und ihre Freundin, — die Tochter des Gärtners im Kloster Escher, die so oft eine Zeugin, und dann endlich Theilnehmerin des Grams der allbeliebten Gutta war — vereinte ihre Bitten mit den seinigen, und schilderte ihr diesen Augenblick als den günstigsten und vielleicht den einzigsten zur Flucht. „Ich will „ins Kloster eilen," sagte sie, „und das Gerücht verbreiten, daß ihr durch verkappte Männer von meiner Seite geraubt würdet. Man „wird mir glauben. Ihr verbergt euch in diesem Thale, denn ich gebe eine andere Gegend „an, wo der Raub geschah. Hier sucht euch „keiner, der Zorn eures Vaters wird sich legen, „wenn er hört, daß seine Tochter glücklich ist. „Das laßt ihn wissen, wenn ihr sicher seyd!" und hiermit enteilte sie den Blicken der unentschloßnen Gutta, die weinend an der Brust des frohen Ritters lag.

Schon stand das treue Mädchen oben auf der Höhe, und winkte noch den letzten Gruß hinab, da erst erwachte Gutta aus der Trunkenheit, in die sie Schmerz und Freude versetzten.

„Es ist geschehen," seufzte sie, „o Rudolph, „jetzt bin ich dein!" Lange hielten sie sich umfaßt, bis sie den Köhler, ein Abendlied singend, aus der Hütte treten hörten.

Jetzt erst drängte sich Rudolph die Frage auf: wohin er fliehen wollte. Der Köhler liebte seinen jungen Ritter treu, er würde sein Leben gewagt haben, wenn er ihm hätte helfen können, wie er Tagelang vor seiner Hütte saß, mit bleichem, träuerndem Gesichte. Ihm konnte sich der Jüngling anvertrauen. Das erröthende Mädchen an der Hand, trat er vor ihn hin:

„Hier, Alter, bringe ich dir meine Braut. „Frage nicht, wer sie ist. Ihre Feinde verfol„gen sie, ich kann sie nicht allein beschützen. „In deiner Hütte wird man sie nicht suchen. „Dir vertraue ich sie an, vielleicht auf lange „Zeit. Willst du sie mir bewahren, als das „Einzige wovon mein Glück und meiner Seele „Frieden abhängt?" —

„Ja Herr, das werd' ich wohl," erwiederte der Alte, „wie sollt' ich Euch denn nicht bewil„ligen, was ihr von mir verlangt. Es wird „ja kein Verbrechen seyn, was ihr von mir be„gehrt, denn fromm und gut wie ihr, sind we„nig nur im Lande. Ich will das zarte Frän„lein wohl bewahren, daß ihr kein Leid geschehe, „meine Gertrud soll es pflegen, wie meines „jungen Herrn Geliebte, wenn anders ihm mein „armes Hüttchen nicht zu winzig ist." Und somit führte er das junge Paar ins kleine, düstre Bretterhaus.

(Der Schluß folgt.)

Der blaue Montag.

Man weiß, daß die Handwerker jeden Montag Nachmittags feiern und diesen Tag den blauen Montag nennen. Sonst hatten die Handwerker weit mehr Ansehen und besaßen auch mehr Reichthum als gegenwärtig. In die Zünfte ließen sich sonst, wie noch jetzt in Eng-

land, die vornehmsten Personen einschreiben, allein im 16. Jahrhunderte verlor sich das große Ansehen derselben und die Handwerker wurden das, was sie heut zu Tage sind. Im Anfange des 16. Jahrhundert findet man auch die erste Spur von dem blauen Montage und über seinen Ursprung melden Nachrichten Folgendes.

In Deutschland wurden in den Fasten die meisten Kirchen nach der Nationalsitte des 16. Jahrhundertes blau ausgeschmückt und um eben diese Zeit fingen die Handwerker an, die Fastenmontage durch Unterlassung aller Arbeit zu feiern. Dies thaten nicht bloß die Meister, sondern sie gaben diese Erlaubniß auch ihren Gesellen. Diese machten sich lustig, aßen und zechten und riefen: „heute ist blauer Montag!" Eine Sitte, die bloß Fastnachtslustigkeit seyn sollte, dehnte sich bald auf alle Wochen, auch außer der Fastenzeit, aus; die Meister zeigten sich bei dieser Gelegenheit um so nachgiebiger, da ihnen ebenfalls ein zweiter Ruhetag behagte.

Der blaue Montag ward bei den Handwerkern bald allgemein üblich, aber nicht lange darauf traten auch schon Mißbräuche ein, welche in die gröbsten Ausschweifungen, in Tumulte und Todtschläge ausarteten. Die Regierungen erließen daher Verordnungen gegen ihn, aber er behauptete sich. Selbst der Reichstag berathschlagte über seine Mißbräuche und so kam in den Jahren 1771 und 1772 ein Beschluß über seine Abschaffung zu Stande. Indessen beging man ihn fortdauernd und auch jetzt wird er mehr oder weniger noch gefeiert.

Einige wenig bekannte Züge zu Wallensteins, des Herzogs von Friedland, Charakteristik.

(Von A. v. Schaden.)

Mit Wallenstein gleichzeitige Schriftsteller behaupten: dieser merkwürdige Kriegesheld habe sich als Jüngling durch eifriges Studiren zu sehr angegriffen, so daß sich während seiner ganzen Lebenszeit öfters Spuren von Geistesverrücktheit an ihm hätten wahrnehmen lassen.

Als Wallenstein nur erst gemeiner Reitersmann war und sich eines Nachts schlaflos und unruhig auf dem Lager wälzte, fragte ihn sein Kamerad, der mit ihm in demselben Bette schlief: „Nun, Herr Bruder! was fehlt ihm?" — worauf Wallenstein geantwortet haben soll: er denke immer darüber nach, wie und auf welche Art er noch General werden könne. Lachend rief sein Kamerad nun aus: „General wohl nicht, aber ein kompleter Narr wirst Du noch werden!" — Daher mochte es wohl kommen, daß viele Jahre nachher Dr. Hülsemann zu Leipzig auf öffentlicher Kanzel Wallensteinen den Schiefer-General nannte.

Als Wallenstein durch den Collegialtag der deutschen Churfürsten zu Regensburg im Jahre 1630 sein Generalat verlor und die Freiherren von Weidenberg und Gunstenberg ihm diesen Beschluß ankündigten, nahm der Friedländer schweigend ein Stück Kreide zur Hand und schrieb mit derselben folgende Worte an die Thür der Stube: —

„Der Pfarrer Reformation
Bringt den Kaiser um Zepter und Kron,
Und mich um meine Reputation;
Die Churfürsten werden bekommen ihren Lohn."

Von den Jesuiten pflegte Wallenstein häufig zu sagen: „Man sollte sie als Aufrührer und Friedensstörer aus dem Römischen Reiche verjagen, und es wäre besser, wenn sie ihre Nasen von Staatssachen abhielten, und ihren Kirchen und Kathedern allein vorstünden.

Als der Friedländer einst in Schlesien mit Schwedischen und Sächsischen Generalen an der Tafel saß, wagte er folgende kühne Worte auszusprechen: „wenn der Kaiser die projectirten Friedenspunkte nicht beliebe will, muß man ihn zum Teufel jagen.“

Nachdem Ferdinand II. des Herzogs von Friedland Ermordung erfahren hatte, rief er schmerzhaft aus: „Ach mein Wallenstein! mein armer Wallenstein!“ —

Wallensteins Leichnam wurde in der Schloßkirche zu Gitschin beigesetzt, die Jesuiten aber ließen bei dessen Gruft einen Altar errichten, auf dessen Blatt der Streit des Erzengel Michael mit dem Drachen abgebildet war, mit der Inschrift: „monumentum ingratitudinis.“ Als aber des Herzogs nachgelassene Familie sich hierüber bei dem Kaiserlichen Hof zu Wien beschwerte, mußten die Worte ausgelöscht und an deren Stelle bloß das einfache: „Altare Privilegiatum“ gesetzt werden.

Nach Wallensteins Ermordung fertigte zu Wien ein erbärmlicher H — sch — e folgende erbärmliche Grabschrift für den Helden:

„Hier liegt und fault mit Haut und Bein,
Der große Kriegsfürst — Wallenstein.
Der groß' Kriegsmacht zusamm' gebracht,
Doch nie geliefert recht ein Schlacht.
Groß Gut thät er gar Vielen schenken,
Dageg'n auch Viel unschuldig henken.*)
Durch Sterngucken und lang tractiren,
Thät er viel Land und Leut verlieren.
Gar zart war ihm sein Böhmisch Hirn,
Kount nicht leiden der Sporn Kirrn.
Hahn, Hennen, Hund er bandisirt,
Aller Orten, wo er loschirt:
Doch mußt er gehn des Todes Straßen,
D' Hahn krähen und d' Hund bellen lassen.“

Ein kürzeres, wenn schon nicht minder possirliches Epitaphium hat Herr von Ziegler in seinem täglichen Schauplatze der Zeit dem Friedländer gesetzt. Es lautet:

„Der Hoffahrt liebster Sohn, des Glückes Wechsel Balg,
Der Hoffnung Mißgeburt bedeckt hier Stein und Kalk;
Und bittet, ihm ja nicht die Ruhe zu verstören:
Weil er so Hund als Hahn und Sporne nicht kann hören.“

Aphorismen.

Die ganze Natur treibt ihren Spott mit dem Menschen. Die Welt betrügt ihn, das Leben vergeht, das Glück foppt ihn, die Zeit entflieht, der Tod ergreift ihn, die Erde hüllt ihn in ihren Schooß, und die Vergessenheit vernichtet seinen Namen; wer gestern noch ein Mensch war, ist heute nichts mehr.

*) Wallenstein hielt auf strenge Disciplin im Kriege ungemein; wurde ihm ein Verseyen im Dienste gemeldet und angefragt: welche Strafe der Säumige erleiden sollte? — so hieß des Generals Antwort sogleich: „ich will, daß die Bestie henket.“

Es ist nicht schwer, den rechten Weg zum Ziele aufzufinden; aber nie von ihm abzukommen, das ist schwer, sehr schwer.

Es kann ja nicht anders seyn! Je reicher das innere Leben wird, je mannigfaltigere Blüthen es treibt, um so mehr muß die arme, blüthenleere Welt mit ihren wandelbaren Erscheinungen in Schatten zurücktreten.

Um uns genaue Rechenschaft von unserm Glauben zu geben, ist es sichrer, sich zu fragen: was und wie glaube ich? als: was und wie glauben wir: denn gerade in Sachen des Glaubens versteckt sich das Ich am liebsten hinter das Wir.

Der Unglaube ist weit öfter eine Krankheit des Herzens, als des Verstandes.

---

* Können wir an jenem Tage sagen: „die „Du mir gegeben hast, die habe ich bewahrt;" so können wir ihm ruhig entgegen gehen. — Glaube, Liebe und Hoffnung — also das Christenthum — gehen aber dann gewöhnlich verloren, wann Hunger, Kummer und Unmuth überhand nehmen. Unser Aller vornehmste Pflicht ist daher: die Quelle des Verlorengehens zu stopfen, und ist dies mit dauerndem Erfolge geschehen; dann laßt uns „Menschen fahen." Zeit, Recht und Kräfte fordern dann dazu auf! —

Diesem Verlorengehen arbeiten wir aber auch nicht pflichtmäßig entgegen, so lange wir noch so viel auf Tücher, Hüte, Prätiosen und Spiel u. s. w. verwenden, ohne einmal daran zu denken, daß dies heillose Verschwendung ist. Denn wem ist eigentlich damit geholfen? — Wir selbst werden nicht glücklicher und verführen sogar andere — Kinder — Gesinde und Handwerker — dadurch. — Jene wollen uns — mit vielleicht dem fünften Theil des Vermögens und Verdienstes — nachleben, diese uns, es koste was es wolle, nachäffen.

Laßt uns auf diesem verkehrten Wege umkehren und unsere stille Zufriedenheit — das größte Glück des Himmels zu retten und zu sichern suchen. —

Ehre dem Ehre gebührt.

Ein Kosack kam in Frankreich in einem Städtchen zu dem Maire des Orts. Er fand denselben eben bei Tische, wo ihm ein dampfender Braten und eine Flasche Wein entgegenlächelte.

Den Maire machte der Schreck sehr gastfreundlich, und der Kosack ließ sich nicht lange nöthigen. Er ließ sich den Braten und den Wein trefflich schmecken.

Nach aufgehobener Tafel zog er aber einen Beutel mit Geld hervor, um seine Zeche zu bezahlen. Der Maire lehnte dies standhaft ab.

„Ei was!" rief der Kosack: „Kosack ist kein Lumpenhund; Kaiser Alexander bezahl' alles." —

Der Maire beharrte bei seiner Weigerung.

Da griff der Kosack hastig in seine Tasche, nahm ein Kreuz der Ehrenlegion heraus und hing es dem Maire mit den Worten um:

„Du bist brav Mann, Du den Orden verdient."

---

* An die Sonnenjungfrau.

(Die blonde M — n.)

Rosiges, sonniges Antlitz, wie strahlst du voll Milde und Güte!
Und wie sonn' ich mich gern in deiner labenden Gluth!
Aber du bist nicht die Sonne, die leuchtet am Zelte des Himmels,
Ewig nur gehst du mir auf, unter gehst du mir nie!

Bremen am 30. Jan. — n.

* An Hannchen.

Sag', wer gab dir den Namen „Johanna" liebliche Hanne?
Seltsames Wunder, wie doch trefflich der Name dir paßt!
Bist du nicht leiblich die rüstige, feurige Kriegerin Frankreichs?
Die voll Muth das Geschoß schleudert entgegen dem Feind?
Bist du nicht gewappnet, gepanzert mit siegreichem Glanze,
Und was dir nahet, trifft du's nicht mit dem tödtlichen Wurf?
Ach, wohl trifft du! Auch mich trafst du mit durchbohrenden Pfeilen,
Und ich fühle noch tief hier in dem Herzen den Schmerz.
Grausame, Schadenfrohe, ha! tödte mich nicht mit der Waffe,
Die dir so leicht und so frei steht zu Gebot und Verderb!
Wisse, auch ich bin gestählt, an der Wunde noch nicht ersterb' ich,
Noch bin ich Mann, und ich zeig' dir's, daß du furchtsam entfliehst.
Denn hier brennt es wie Glut und dich wird die Flamme verzehren,
Die im Busen hier tobt, die dich lebendig erreicht,
Wie sie Johannen von Orleans strafend und tödtlich erreichte,
Als sie verzaubernde Kunst in ihrem Herzen verrieth.
Dich wird die Flamme verzehren, ich schwör' es, weil du mit Arglist,
Eine Zaub'rin, voll Kunst mich zu dem Abgrund gelockt.

* Treffende Bemerkung.

Ein Columbianer zeigte bei Gelegenheit eines Statt gehabten Brandes, seinem europäischen Correspondenten an: „daß sämmtliche ihm in Commission zum Verkauf eingesandte Eisen-Geräthschaften verbrannt seyen." Durch gutes Glück — wovon er schwerlich träumte — bekam er, einige Zeit nachher, einen Orden, welches sehr auffiel. Ein anderer Europäer machte die Bemerkung:

Wie Er — zum Orden kam, die Ursach wollt ihr kennen? —
Wißt, er erfand die Kunst; selbst Eisen zu verbrennen!

* Beim Tode eines Verläumders.

Der Schwätzer starb. Vergiftet war die Leber und die Lunge.
Woher kam das? — Von seiner — Zunge!

Berichtigung.

In Nro. 8 S. 61. Sp. 2. Z. 4. von unten lies wieder statt wird es.

Auflösung der Charade in Nro. 2.

Schadenfreude.

Auflösung der Charade in Nr. 9.

Donau.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 11.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 6. Februar 1820.

* An Nanny.

Bist Du fern auch von mir, sieht Dich mein Auge nicht,
Horcht mein Ohr Dir umsonst: bist Du mir dennoch nah',
Und ich fühle die Nähe,
Die mit Wonne die Brust mir hebt.

Im Gewühle der Stadt, zarter Empfindung feind,
Bei der Schwelger Gelag bist Du mir freilich fern
Und ich fühle die Nähe
Deiner liebenden Seele nicht.

Geh' ich aber allein über die blühende Flur,
In dem Schatten des Hains, oder am Murmelbach,
Wenn der Abend mir winket,
Dann, dann fühl' ich's, Du bist mir nah.

Jede Blume begrüßt, lächelt mich heiter an,
In den Tropfen des Thau's spiegelt Dein Bildniß sich,
Auf den glänzenden Blättern
Strahlt Dein Name, strahlt Nanny mir.

Vögel singen ihr Lied, aber nur Nanny hört
Froh mein lauschendes Ohr, Nanny nur aus dem Lied
Und sie singen's so herzlich,
Daß das Herz mir voll Wonne schlägt.

In den Stunden der Nacht, zärtlicher Liebe hold,
Wo der Himmel vom Heer glänzender Sterne strahlt,
Wo ich einsam oft wandle
In Gedanken an Dich vertieft.

Da erscheinst Du mir droben am Himmelszelt;
Bald Dein Name, Dein Bild bald, aus der Sterne Pracht
Welche wandelnd sich bilden
Zu der lieblichen Form gewebt.

Aber mehr noch als dies, lauter noch spricht mein Herz,
Daß Du nahe mir bist, daß mich Dein Geist umschwebt
Fern aus ländlichen Triften,
Hergezogen zum Freund' — zu mir.

Sogrefine.

* Die Capelle bei Sorsum.

(Fortsetzung.)

Schöner blühten alle Blumen in dem dunkeln Thale, melodischer sang das Chor der Waldbewohner, milder wehte der West, und die Nachtigal am Quellenrande wollte nicht verstummen, seit die Liebe in der kleinen Hütte wohnte.

Nur selten sah der junge Ritter seine Gutta, die in den Kleidern ihrer Wirthin ihm reizender erschien, als sonst. Späher erschienen um seine Burg und Nachfragen geschahen in der ganzen Gegend nach dem geraubten Fräulein. Der Graf hatte dem Entführer seiner Tochter blutige Rache geschworen, und schien nicht zu ermüden, in den vergeblichen Streifereien, die er zu ihrem Wiederfinden anstellte.

Behutsam nur, — im Schleier finsterer Nächte, flog Rudolph durch unwegsames Dickigt zu der Köhlerhütte, wo Gutta seiner unter bangen Schauern harrete. Wohl sahen beide ein, wie unbedachtsam sie gehandelt — doch schwiegen sie — und nur wenn in der Jungfrau Auge eine Thräne glänzte, wenn sich des Jünglings Brust mit einem schweren Seufzer hob, dann schien der eine es dem andern zu verrathen, was tief verborgen bleiben sollte, um nicht den Frieden des geliebten Gegenstandes zu zerstören.

Doch einst, als Rudolph seine Gutta überraschte, und sie in Thränen fand, als er mit heißen Bitten in sie drang, ihm ihren Kummer zu entdecken, da brach des Mädchens Kraft, und leise sagte sie: „O Rudolph, zürne nicht; — „ich müßte glücklich seyn, wie je ein Mensch es „war; du bist so gut, du bist mir theurer als „das Leben, doch froh kann ich nicht seyn, seit „uns der Fluch der Eltern traf. So, mit dem „Herzen, wo die Reue wohnt, wo das Bewußtseyn meiner Schuld verborgen liegt, und „unaufhörlich nagt, so kann ich dich nicht glück„lich machen!“

„O meine Gutta!“ rief der Jüngling, „o daß ich nie dieß Thal betreten hätte, wo ich „dich wiederfand, und jetzt da ich dich zu besitzen „wähnte, auf ewig dich verlieren soll. Ich kann „dich nimmer lassen, es komme wie es wolle. „Ich war es, der den Frieden deiner Seele störte; „ich will es seyn, der ganz dein Glück begrün„det. Leb' wohl Geliebte. Versöhnen will ich „das Geschick. Erwarte mich an dieser Stelle, „wo wir so glücklich waren, und kehre ich in „Jahresfrist nicht wieder, dann eile in dein Klo„ster, beweine deinen Freund, und bleib ihm „treu bis jenseits, wo das Verhältniß nicht mehr „waltet. Vertraue auf Gott und auf die heilige „Jungfrau!“ — Noch einmal zog er sie an sein Herz, und Gutta hielt ihn fest umschlossen, als dürfe sie ihn nicht lassen; aber der Jüngling ließ sich nicht halten; — ein großer Gedanke wogte in seiner Seele. Noch ein Kuß, und das Gebüsch raubte ihn den bethränten Blicken des holden Mädchens.

Das Schicksal, das auf diese Art den Kranz der Treue und der Liebe in dem kleinen Thale brach, trat schrecklicher im Sturme eines wilden Bürgerkrieges, in den Mittelpunkt des deutschen Reiches, und zerstörte blühende Provinzen, und das Lebensglück so vieler tausend guter Menschen.

Ein gewisser Tilo Kolop auch Peter Holzschuh genannt, trat im Volke auf, und gab sich für den todtgesagten Kaiser Friedrich den II. aus. Ueberredung, und ein Zusammentreffen besonderer Umstände, nahmen die Menge für die Wahrheit seiner Aussage ein. Ehe der Kaiser die Gefahr ahnete, stand sein Gegner mit einem furchtbaren Heere streitfertig ihm gegenüber und streckte seine freche Hand nach Deutschlands Krone.

In dieser Lage schrieb der Kaiser einen Heerbann aus, und rief die Edlen seines Reiches zu den Waffen. Innere Fehden und der unerwartete Ruf verzögerten die ersehnte Hülfe.

Auch auf die Winzenburg gelangte Rudolphs Aufgebot. In Benno's Brust erwachte jene Thatengluth, die in der Brust des Helden nie erstirbt, und selbst im Greisenalter noch aus Flammenblicken spricht.

Sein Sohn lag auf dem Siechenbette; er konnte seiner Grafschaft Banner nicht zum Heere führen. Da trat der alte Graf in blanker Rüstung an die Spitze seiner Mannen, die sich nach langer Ruhe, längst zum Kampfe sehnten.

Gerührt empfing ihn der Kaiser. — „Auch „Ihr, mein grauer Waffenheld," so sprach er, „auch ihr wollt noch einmal das gute Schwert „erproben im Dienste Eures Herrn und Freundes? „Wohlan, ich gebe Euch das Reichspannier zu „tragen! Ihr trugt es oft im Kampfe mit den „Sarazenen, zum Wohl der Christenheit, so „tragt es jetzt zum Wohle Eures Kaisers. In „solchen Händen weht es nur zum Siege!"

Das Heer brach auf, es war an Zahl nur sehr gering; doch ächte Helden bildeten die Reihen. Das feindliche bestand aus einem Schwarme feiler Knechte, Verbannter und von Habsucht verblendeter Kämpfer. Es hatte seinen Zug durch alle Arten von Gräueln und Zügellosigkeiten bezeichnet, denn auf diese Art nur konnte sein Führer sich Anhang verschaffen.

Es war ein trüber Sommerabend, als sich die beiden Heere trafen. In einem weiten Thale breiteten sie sich aus. Die Nacht warf ihren Schleier über die nahenden Schrecken, und alles Leben schien erstorben. Mord in der Brust, stand Bruder gegen Bruder, Mensch gegen Mensch, von eitlem Wahn verblendet, des jungen Tages harrend.

Er kam, und blutig war sein Morgengruß. Fest wie die Eichen standen Rudolphs Mannen; doch wie der Sturm mit stets erneuter Wuth, vom Widerstand verstärkt, sich um die Stämme kreis't und sie entwurzelt, so stürzte sich des Feindes Uebermacht auf die gedrängten Haufen. Mit Blut ward jeder Schritt erkauft, und müßte jeder ländersüchtige Eroberer sich jedes Fleckchen so erkaufen, es würde bald an Menschen fehlen, die Leichen zu bestatten.

Hoch schwenkte Benno sein Pannier. — „Drauf, wackre Degen, drauf! — der Kaiser und das Reich!" — das war die Losung, mit der er den gesunkenen Muth der Seinen zu erneuen suchte. Da wankte hier ein kaiserliches Häufchen, dort floh ein andres führerlos dem Walde zu. Hoch wehte sein Pannier und „vorwärts!" — rief er; auf der Feinde dichten Haufen warf er sein Roß und seine Tapfern folgten muthig ihrem greisem Führer.

Wie wenn ein Fels sich losreißt von des Berges Gipfel und zum Meere niederrollt — wie sich die Wogen theilen, und dann wiederkehren, schaumbedeckt und brüllend, — so spaltete die kleine Schaar des Feindes dichte Menge; doch auf die Uebermacht vertrauend, zog sich ihr Schwarm um dieses Helden-Häufchen, und drang ermuthigt auf ihn ein. „Schützt das Pannier!" so rief der tapfre Führer, und tödtlich sanken seine Streiche auf der Frechen Häupter. Doch immer kleiner ward die kühne Schaar, und an die Stelle der gefallenen Feinde traten neue Rotten.

Der Kaiser hielt auf einem Hügel, von wenigen Getreuen nur umgeben, und sah mit banger Sorge wie die Seinen unterlagen. Noch wehte das Pannier des Reichs; doch fast unmöglich schien die Rettung dieser wackern Kämpfer.

*

Da drang's wie Hörnerschall aus dem Gebüsche, und dröhnend flog ein Haufen schwarzer Reiter durch die Ebene. Wie ein Gewittersturm, der Hagelschwanger durch die Haine zieht, so bahnte sich der dunkle Zug die blutgetränkte Bahn, durch die erstaunten Feinde. An seiner Spitze sah man einen hohen Ritter, das Schwert gezückt, mit schimmernder Purpurbinde auf der schwarz bepanzerten Brust. Er blickte sich nicht um, ob auch die Seinen folgten; mit Blitzesschnelle flog er zu dem Orte, wo eben das Panier versank. Und nun begann der Schrecklichste der Kämpfe. Als ob der Tod an dieses Reiterhaufens Schwertern hinge, als ob die Rosse ihrer Lenker Kühnheit theilten, so schien es dem erstaunten Kaiser. Wo einer von den schwarzen Helden auf die Schaar der Feinde sprengte, da flohen sie und rissen die entfernten Haufen mit sich fort. Das kaiserliche Heer vereinte sich von neuem, und um die Schmach zu rächen, warf es sich wieder auf den Feind. „Der schwarze Ritter kämpft mit uns!" — so lief es durch die Reihen, und jeder war gewiß, daß nun der Sieg entschieden sey.

(Der Schluß folgt.)

---

*Beantwortung der Anfragen im 9. Stück des Bürgerfreundes.

Die Lage der Haupröhren bei der neuen Anstalt zur Versorgung der Altstadt mit Weserwasser, kann bisjetzt noch nicht bestimmt angegeben werden, weil die Interessenten der meisten Pumpereien noch nicht ihren Beschluß angezeigt, ob sie das Wasser von der neuen Anstalt verlangen, oder nicht. Es ist also noch nicht mit Gewißheit anzugeben, welche von den zu den Pumpereien gehörigen Haupröhren, mit benutzt werden können.

Dem entworfenen Plane zufolge wird eine 8 Zoll weite Röhre vom Altenwalle bis an das westliche Ende der Faulenstraße gelegt werden. Mit dieser sollen die Haupröhren des Wasserrades, und der Pumpereien welche auf diesem Wege liegen, verbunden werden. Auch die auf der Langenstraße und Schlachte liegende nicht zum Wasserrade gehörige Haupröhren, sollen unter sich und mit einer der Haupröhren welche das Wasser von der 8 Zoll weiten Röhre erhält, verbunden werden.

Die große 8 Zoll weite Hauptröhre würde zu liegen kommen: in der Osterthorstraße, an der Domsheide, am Dom, am Rathhause, an der Börse, in der Obernstraße, Langwedlerstraße, Hutfilterstraße, am Brill, am Neuenwege, Faulenstraße.

Die Interessenten beim Wasserrade und von zwei Pumpereien bei St. Ansgarii Tränkpforte, haben sich erklärt daß sie an der neuen Anstalt Theil nehmen wollen.

Die zu diesen Anstalten gehörigen Haupröhren liegen: in der Wachtstraße, am Markt in der Mitte des Domshofes, auf dem Domshofe vor dem Hause Nro. 8 bis vor das Haus Nro. 14 im Schüsselkorbe, in der Catharinenstraße bis an die Queerenstraße, in der Queerenstraße, in der Hakenstraße, großen Waagestraße, Obernstraße vom Hause Nro. 44 bis Nro. 57 in der Langenstraße, von der Stintbrücke bis vor das Haus Nro. 46, an der Stintbrücke, in St. Martinistraße, in der 2. Schlachtpforte, auf der Schlachte zwischen der ersten und zweiten Schlachtpforte, in der Breedenstraße, in der Kirchenstraße, hinter dem Schütting, auf der Tiefer von der Wachtstraße bis an das Haus Nro. 27, in St. Ansgarii Tränkpforte, Heerenstraße, von dieser in der Molkenstraße bis an die Obernstraße, in der Papenstraße bis vor das

Haus Nro. 8, in der großen Hundestraße bis an das Packhaus hinter Nro. 21 auf der Obernstraße, in der Starkenstraße, in der kurzen Wallfahrt, in St. Ansgaritthorstraße, in der Molkenstraße vor den ersten Häusern von der Starkenstraße nach dem Brill.

Die Hauptröhren der übrigen Pumpereien welche mit denen der neuen Anstalt verbunden werden, wenn die Interessenten es verlangen, liegen: in der Marterburg, in der Buchtstraße von der Osterthorstraße bis vor das Haus Nro. 13, in der ganzen Sögestraße und Pelzerstraße, in dem Theile der Langenstraße wohin die Röhren des Wasserrades nicht reichen, in der Glockenstraße, vor dem Hause Nro. 41 in der Molkenstraße bis an den Neuenweg, in der Nicolaistraße, Wenkenstraße, Hankenstraße, Jacobistraße, bis vor das Haus Nr. 27, am Fangthurm, in der Borgstraße, Oehlmühlenstraße, von der Oehlmühlenstraße bis vor das Haus Nro. 12 in der Neuenstraße, und bis vor das Haus Nro 5 am Neuenwege, auf dem Geeren vom Fangthurm bis an die kleine Fischerstraße, in der großen Fischerstraße, in der kleinen Rosenstraße, von da bis vor das Haus Nro. 28 in der Neuenstraße, auch liegt noch die Hauptröhre der im Jahre 1812 weggenommenen Pumperei; welche mit benutzt werden kann. Diese Röhre liegt in Payeken Gang, in dem gegenüber befindlichen kleinen Gange, von dort bis an die Depenau, in der Depenau, in der Doventhorestraße bis vor das Haus Nro. 8.

Indem die Gesellschaft des Wasserrades oder einer Pumperei inskünftige das Wasser von der neuen Anstalt verlangt und erhält, übergiebt sie ihre bisherigen Hauptröhren an dieselbe. Diese hat alsdann die Unterhaltung dieser Röhren, ohne daß diejenigen welche das Wasser an oder in ihren Häusern nehmen, deshalb einige Kosten haben. Sie haben jährlich nicht mehr zu entrichten als was in der herumgesendeten Aufforderung angegeben, also ausser dem bemerkten jährlichen Beitrage nur die Unterhaltung der von der Hauptröhre bis an ihr Haus führenden Nebenröhre oder Abstecher, und wenn sie bisher keine Interessenten einer der jetzigen Anstalten sind, auch die Anlage-Kosten derselben.

J. Gildemeister.

---

* Ein Wißbegieriger wünscht folgende Frage beantwortet zu haben.

Welches ist der Sinn der neulichen Warnung in der Bremer Zeitung wegen bevorstehender Wasserhöhe?

---

* Denk- und Preß-Freiheit in Bremen.

Unter dieser Aufschrift befindet sich in Nro. 9. dieser Blätter ein Aufsatz, dessen Verfasser oder Einsender sich darüber wundert, daß man den Zweck einer Anstalt habe tadeln dürfen — er meint, bitter und beißend — welcher die ersten Männer unsers Freistaats verstehen.

Abgesehen davon daß der Zweck jener Anstalt, — das Missions-Geschäft — gar nicht angegriffen ist, was wohl nur blinder Eifer glaubte, indem eigentlich nur der Bremer vindicirte was seinen armen Mitbürgern gehört, — weiß man nicht recht, ob jener Aufsatz Compliment oder Satyre ist; denn für ein Lob unsrer Verfassung, oder der Männer, die jener Anstalt vorstehen, kann er nicht wohl gelten, da man entgegen fragen müßte: „was zu denken wäre, wenn sie die öffentliche Erörterung der Frage betreff jener, Bremen an sich nichts angehenden Angelegenheit, gehindert hätten, wenn Sie es konnten?“

Das größte Lob, welches unsrer Verfassung werden kann, ist wohl, daß, wenn es gilt die Wahrheit zu sagen, unsre Bürger sich nicht scheuen, und daß es ihnen gar nicht einfällt zu fragen: „ob sie dürfen?!“ —

Jene ehrenwerthen Männer, die wir mit gerechtem Stolz unser nennen, wissen zu gut,

daß auch abweichende Meinung Anderer Sie nicht tadelt, wenn der Kreis Ihres Wirkens in einzelner Hinsicht auch nicht allen Mitbürgern zusagt. — Hier gilt die Sache, der Mann nicht. — Frei sey das Wort, wenn es für das Wohl der Menschheit, so oder so, gilt! Nur wer selbst zwängen möchte, kann sich hier den Zwang möglich denken.

---

* Theater.

Ueber den öfteren Verfall unserer Bühne und die Möglichkeit diesem jetzt zuvorzukommen.

Schon seit dem Verlauten einer von dem Director des Theaters Herrn Ringelhardt unternommenen Reise, um dieser Direction sich zu entäussern, war in den geselschaftlichen Kreisen des gebildeten Publicums die Beurtheilung des Zustandes unserer Bühne der Gegenstand mannigfacher Unterhaltungen. Die Vermehrung dieser durch die am 30. Januar an das Publicum gerichtete Theater-Anzeige, die Vergleichung der verschiedenartigen Ansichten, Urtheile und Wünsche, welche daraus hervorgegangen, besonders aber die Sage, daß mehrere Freunde der dramatischen Kunst, welche Bremen zu seinen angesehensten und geachtetesten Bürgern zählt, zusammentraten, um dem von jeher schwankenden Zustand unserer Bühne einen festeren Gehalt zu geben, machen es verzeihlich, vielleicht willkommen, wenn ich als stiller Beobachter des Standes, des Fort- oder Rückwärtsschreiten unserer Bühne diese Blätter zur Aufnahme einiger Gedanken über jenen Gegenstand anspruchlos benutze, um meinen Mitbürgern zur Erwägung sie vorzulegen.

Der nach früheren Mittheilungen des Herrn Directors R. hin und wieder geäusserte Zweifel über die Wahrheit pecuniairen Verlustes in seiner Unternehmung scheint nirgends mehr obzuwalten. In wiefern der Charakterzug des Bremers, auch über mißlungene Speculationen, der selbst geführten Rechnung Vertrauen zu schenken, in wiefern die eigne Ueberzeugung von dem Ungemach, womit die Direction in den letzten Monaten, hauptsächlich während des Freimarkts kämpfte, in wiefern die entschiedenen Schritte zur Entäusserung der Bühne an dem völligen Heben jenes Zweifels ihren Antheil haben, mag, da er nun gehoben, unerörtert bleiben. Entstanden schien er lediglich aus den glücklicheren Verhältnissen, unter denen — angeblich oder wahr — die beiden letzten Directionen, nach Maaßgabe verschieden, begünstigt durch mehr oder minder ungewöhnliche Zeitereignisse und Verhältnisse abgetreten seyn sollten. Die Erinnerung an die nächstvergangene Zeit hatte wohl jene an eine frühere erlöscht, in der ohne Ausnahme Theaterdirection und Insolvenz in der engsten Ideenverbindung standen. Der Aufzählung von Beispielen bedarf es nicht; die Hinweisung auf die Geschichte unserer Bühne seit 40 und mehreren Jahren genügt. War die Unternehmung des einen oder andern mühsam einige Zeit hingeschleppt und ohne Betheiligung mehrerer Hiesiger zu Grunde gegangen, so geschah dieses Anfangs auf Kosten einzelner sich aufopfernder Privatmänner, späterhin auf Kosten der oftmals unbezahlt gebliebenen Theater-Mitglieder. Ueber die Gründe, warum eine Stadt, wie Bremen, die an Bildung und an Wohlhabenheit sich in den Rang der ersten Städte Deutschlands stellen darf, ein Theater nicht zu erhalten vermag, während es doch in weit unbedeutenderen besteht, ward oft und vieles gesprochen. Doch möchten die Hauptgründe vielleicht und wahrscheinlich sogar in folgenden beiden bestehn:

1. Daß die Unternehmung durch den allzu hohen Belauf der ersten und nothwendigen Bedürfnisse gelähmt, ja in sich zerstört wird.
2. Daß die gemeinsame Mitwirkung des ganzen wohlhabenden Publikums ermangelt, und die Unternehmung auf die Mittel eines Einzelnen verwiesen ist, die doch nur durch allgemeines Interesse und Theilnehmen zu erlangen sind.

Des ersteren Grundes werde hier nur höchst oberflächlich gedacht, da er zu sehr in Privatverhältnisse eingreift, die hier der öffentlichen Beurtheilung nicht unterworfen werden sollen. Genug, daß der positive und negative Betrag für das Local der Bühne, welcher in den wenigsten Städten der Direction

zur Last fällt, hier hinreicht, auch bei der mäßigsten Theateröconomie, wie sie namentlich jetzt geführt zu seyn scheint, das Deficit zu verursachen, welches die hiesige Bühnenunternehmung jedesmal zu Grunde richtete. Nicht zu gedenken der anderweitigen, in den meisten andern Städten der Unternehmung ersparten Kosten für Wache, Orchester u. s. w. deren erstere ohnehin unsere öffentlichen Abgaben, deren letzteres, in andern Beziehungen, zum großen Theil mindestens, die Freigebigkeit unserer wohlhabenderen Mitbürger, also auch vieler Theater-Abonnenten, unterhält.

Den zweiten Grund, welcher das ganze gebildete und kunstsinnige Publicum ohne einzelne Berührung betrifft, näher zu beleuchten, ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen. Möge diese Beleuchtung als eine durchaus anspruchlose Ansicht aufgenommen werden, die wo möglich nur dazu dienen soll, eine reifere Ausbildung zu erwecken, und hierin erst einen lang gehegten Wunsch unseres zu einem vollkommenen Genuß der Kunst berechtigten Publicums zu erfüllen.

Um dieses Publicum gegen die Schmach zu schützen, unwürdig der Entweihung dramatischer Kunst durch wandernde Gesellschaften Preis gegeben zu seyn, muß es seine eigene Bühne sich sichern. Zu einem solchen Ziele mit weiser Berechnung der Mittel zu gelangen ist Pflicht; die Möglichkeit dazu scheint jetzt mehr als je vorhanden. Es ist bekannt geworden, und von Hrn. R. nicht widersprochen, daß er gegen Erstattung der von ihm zur Erlangung des Theaterapparats und des Privilegiums aufgewendeten Kosten, vielleicht mit Einschluß seiner ferneren Auslagen für die würdigere Verschönerung des inneren Hauses und der Garderobe seine Direction mit höherer Genehmigung niederzulegen bereit sey. Das Gerücht schlägt seine Forderung auf 6 — 7000 Rt. an. Sollte es bei Annahme der letzteren Summe einer Schwierigkeit unterliegen, unter Bremens wohlhabenderen und wahrhaft kunstsinnigen Bürgern so viele zu finden, welche durch Uebernahme von 100 Actien zu 70 Rt. eine Anstalt als eignes vaterstädtisches Unternehmen begründeten, dessen Bremen auf dem Standpunkte seiner Bildung kaum mehr entbehren kann? Gewiß nicht, wenn man erwägt, daß für andere Unternehmungen, welche den höheren Genuß weniger ansprechen, größere Opfer gebracht sind, wie wir z. B. in der ihren Begründern sehr zu dankenden Reitbahn es bewahrheitet sehn. Möchte denn auch der reelle Werth des erlangten Eigenthums einigermassen hinter seinem Preise zurück bleiben, wie reichlich würde das Mangelnde — für jeden Einzelnen unbeträchtliche — ersetzt durch den gänzlich veränderten Stand unserer Bühne, da der Mangel dieses Capitals den einzelnen Unternehmer aus der Zahl darstellender Künstler jederzeit in der Unmöglichkeit erhalten muß, allen unseren Erwartungen zu entsprechen. Durch die thätige Vermittelung und Verwendung einiger unserer angesehenen Mitbürger, welche diesem Gegenstand früher schon und vielleicht jetzt noch ihre Aufmerksamkeit widmeten, würde sicherlich die erforderliche Anzahl von Actien bald übernommen seyn. Hiedurch wäre zunächst der schwankende Zustand, in dem unser Theater diesen Augenblick sich befindet, gehoben. Um aber uns gänzlich sicher gegen den Ueberfall einer in jeden offnen Tempel Thaliens freudig einziehenden Truppe sogenannter Künstler zu stellen, und den Rang zu behaupten, den Bremen bereits im Gebiete der Kunst eingenommen, bedarf es einer noch geringeren Anwendung der Kräfte derer, denen Geschmack, Bildung und die zu Gebote stehenden Mittel die Fürsorge für den eigenen und des Ganzen Kunstgenuß empfehlen. Unter der völligen Ungunst der in obigem ersten Grunde angeführten Umstände, vereint mit den durch den ersten Einschuß des Privatunternehmers beschränkten Mitteln, hat in den letzten Jahren die Direction vielleicht jährlich die Einbuße von beiläufig 2000 Rt. erlitten. Eine dritte Ursache dazu lag in der minder angesprochenen Theilnahme des Publicums, und diese mindere Theilnahme mochte wieder in dem unausgesetzten Verbleiben der Bühne allhier sich finden. Es sey Bedingung, daß, wie auch die letzte Theater-Anzeige schon erklärt, im Sommer die Gesellschaft Bremen verlasse, wodurch die Kosten der Abonnenten, die ohnehin in den Sommertagen das Theater ungern besuchen, um $\frac{1}{12}$ sich verminderten. Dagegen würde sich durch thätige Verwendung einiger Kunstfreunde gewiß eine reiche Anzahl von Liebhabern des Theaters und Beschützern der Kunst finden — da schon mehrere sich dazu bereit erklärten — die willig wären den etwanigen jährlichen Ausfall des Ertrages, wenn selbiger überhaupt noch statt fände, bis zum Belauf von ein paar Tausend Thalern durch einen sehr geringen Beitrag nach Maaßgabe zu decken. Die Direction, wie sie jetzt besteht, hörte auf. An ihre Stelle träte ein erwählter Ausschuß der Interessenten, unter deren oberer Leitung ein mit der Führung einer Bühne vertrauter praktischer Künstler stände, der das Innere der-

selben, die Anordnung, das Rechnungsfach und nach Verfluß des Ausschusses die Annahme tüchtiger und die Entlassung unzulänglicher Mitglieder besorgte. Für die Wahrnehmung eines solchen Postens möchte vielleicht nicht besser gesorgt werden können, als durch eine Verbindung mit dem gegenwärtigen Director des Theaters. Schwerlich wird dem jetzigen Director einer, der ihn unbefangen in seinen öffentlichen und besonderen Verhältnissen beobachten konnte und wollte, ihm das Zeugniß der Sachkenntniß, der Ordnung, des Vertrautseyns und Fortschreitens mit dem Geiste der dramatischen Kunst und der Fähigkeit einer solchen Anstalt vorzustehen, versagen. In der nicht widersprochenen Rechtlichkeit seines Charakters und seines Privatlebens mag der Wunsch liegen, gerade ihn einem Publicum anzuschließen, dessen Charakterzug Rechtlichkeit ist. Soll irgend ein Tadel ihn in seiner Direction treffen, so endet dieser doch jedesmal in den beschränkten Mitteln, die ihm nicht gestatteten, allen verschiedenartigen Anforderungen zu genügen. Dem also würde durch vereinte Kraft abgeholfen, und nur mit seinen Vorzügen als mehrjähriger Regisseur und Director zweier bedeutenden Theater, träte er in Berührung zum Publicum. Dennoch, beiläufig bemerkt, sprechen billige Beurtheiler und selbst Fremde, die Deutschlands Bühnen gesehen, unserm Schauspiel, das einige ausgezeichnete, und mehrere brave Künstler und Künstlerinnen zählt, einen genügenden Werth nicht ab. Die Oper erklärt Hr. R. selbst durch einige unvermeidliche Unfälle für den Augenblick zerrissen. Ihre Wiederherstellung soll uns einstweilen durch Hrn. Gerstäckers liebe Erscheinung und nochmals durch die Wiederbesetzung des Tenors und der etwa mangelnden Rollenfächer erfreuen. Die Gewißheit liegt in dem Bedürfniß, die Theilnahme der Theaterfreunde zu erhalten.

Der Mangel dieser Theilnahme, vereint mit den entgegengesetzt würkenden unmäßigen Kosten, welche die hiesige Direction unterschiedlich von andern Städten zu bestreiten hat, legten, wie schon gesagt, den Grund zum Untergange fast jeder Unternehmung. Der als gewiß anzunehmende Gewinnst des Hrn. Pichler, der angebliche des Hrn. Gerber werde hier nicht eingeworfen. Der erstere verdankt nach dem Urtheile aller näher damit bekannten Personen, seinen Gewinnst hauptsächlich den Jahren 1813 und 1814, in denen Bremen von fremdem Militar überschwemmt war, welches stets baare Einnahmen brachte. Das höchst bedeutende Abonnement des Hrn. Gerber ward lediglich durch die thätige Verwendung hiesiger angesetzener Männer zu Stande gebracht, es deckte die Ausgaben vollauf, gewährte anfänglich einen Ueberschuß, und ehe dieser wieder ganz zugesetzt seyn mochte, zog Hr. G. sich von der Direction zurück. Ohne diese fernere Verwendung der einflußreicheren Kunstfreunde verblieb sie in den Händen der jetzigen Direction, die schon durch den ersten baaren Ankauf des Theaterapparats geschwächt werden mußte, und in dieser Lähmung durch das immer mehr mangelnde Eingreifen der Beschützer der Kunst erhalten ward. Dennoch, unter dieser Ungunst bestand sie fast 2½ Jahr. Das Verwenden der disponiblen Mittel zur Unterhaltung und Verbesserung der Theaterbedürfnisse, deren ursprünglicher Werth dennoch wohl den jetzt fühlbar werdenden Mangel an zu zahlenden Kosten decken mag, führt die Möglichkeit herbei, eine Bühne und mit ihr uns liebgewordene Künstler zu verlieren, wie Bremen sie fordern darf. Es würde sie nur mit einer, seiner Bildung unwürdige vertauschen, und auch diese bald zu Grunde gehn sehn, wenn nicht werkthätig eingegriffen und vorgearbeitet wird. Der Zeitpunkt scheint gerade jetzt da, gegen diese Unbill und mit geringer Aufwendung von Mitteln auf immer zu sichern. Das schnelle Hinzutreten von nur wenigen Beschützern der Kunst und ihrer Stätte, die um Bremens Kunstwürde und seinen geistigen Genuß sich verdient machen wollen, würde jetzt leichter als je, sich den Dank ihrer gebildeten Mitbürger erwerben. Ihrem Einfluß auf ihre nächsten Freunde und Bekannten und wieder deren gleichmäßiger Einwirkung würde die Begründung einer dauernden vaterstädtischen Kunstanstalt um so weniger fehlen, da schon viele Stimmen sich dafür ausgesprochen, daß es nur der ersten Anregung zu bedürfen scheint, um der Sache Leben und Gestalt zu geben. Doppelt wohlthätig müßte, besonders auch in Berücksichtigung des kaum eröffneten Abonnements, welches den Mitgliedern ihren Unterhalt geben soll, Schnelligkeit auf die jetzt schwankenden Ansichten, die lediglich aus den verschiedenartigen Gerüchten hervorgehn, würken. Hierauf das größere Publicum aufmerksam zu machen, und Denjenigen, zuzuarbeiten, die vielleicht jetzt schon mit reger Thätigkeit Hand ans Werk legen, um ihrem und Bremens Kunstsinne ein ehrenwerthes Denkmal zu stiften, ist der Zweck dieser Zeilen, die in ihrem schnellen Entwurfe, in ihrer mangelhaften und durch den Raum beschränkten Ausführung auf eine freundliche und nachsichtsvolle Aufnahme des einsichtsvollen Publicums vertrauen müssen.

— p - e —

Anzeige.

Das dritte Heft der Blumen-Zeichnungen hat die Steindruck-Presse verlassen und ist in die Kunsthandlung der Herren Comolli und Dreyer geliefert. Sollten Liebhaber diese Blumen-Zeichnungen illuminirt verlangen, so ersuche ich keine andere als diejenigen welche mit der eigenhändigen Unterschrift des Herrn Jacquerye bezeichnet sind für Originalien anzuerkennen. — Auch sind einige Sorten deutscher Wechsel und Frachtbriefe in Steindruck von mir verfertigt, und 100 für 36 Grote in meinem Bureau Papenstraße Nr. 22 zu haben, um dessen gütige Abnahme ich gehorsamst bitte.

G. Jönßen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 12.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 10. Februar 1820.

* Die Capelle bei Sorsum.

(Schluß.)

Das Schlachtfeld hallte wieder von dem Siegsgeschrei des Heeres, der falsche Friedrich lag getödtet auf der Wahlstatt, und seine Bündner flehten um des Kaisers Gnade. Da stand der tapfre Ritter Guita's — denn Rudolph war es, der den Sieg mit Hülfe seiner Freunde auf des Kaisers Seite neigte — auf's Schwert gelehnt, mit trübem Blicke, am Fuße einer Eiche in des Feldes Mitte, wo sein zweiter Vater, Benno, noch immer das Pannier mit starrer Hand umfassend, erblaßt am Boden lag. Zu spät kam seine Hülfe; er konnte sich des Wortes nicht entbinden, das er der lieben Herrin scheidend gab. Des Vaters Auge, das Versöhnung lächeln sollte, war geschlossen, und seine Lippe, die den raschen Fluch, durch sanfte Worte widerrufen konnte, war vom Todeskusse blaß und starr.

Der Kaiser kam, umgeben von den Führern, seiner tapfern Heldenschaar zu danken. Er fand den Jüngling trauernd, vor dem gefall'nen Pannerträger knieen. Und nun erkannte er die Züge, das langvermißte Bild des jugendlichen Freundes. „O, du mein Hohenstein!" so rief er mit bewegter Stimme, „du hast mir heute mehr „gethan, als ich dir jemals lohnen kann."

„Nicht Euch, mein theurer Herr und Kai„ser, nicht Euch galt meine Hülfe," so sprach der junge Held aus seiner Träumerei erwachend. „Für diesen hier, für meinen theuren Vater „zog ich mein Schwert, das Schicksal zu ver„söhnen, das mich so hart befeindet. Nicht mir „gebühr't der Dank von meines Kaisers Munde. „Verzweiflung führte heut' mein Schwert, und „ihn — ihn konnt' ich nicht retten!

Von einem Freunde Rudolphs ließ sich jetzt der Kaiser des Ritters hohe Liebe und sein Verhältniß zu dem Grafen Benno schildern; — und bitter fühlte er, wie hülflos Fürsten sind,

wenn sie mit aller ihrer Macht des Schicksals kleinste Laune nicht versöhnen können.

Doch wie von einem langen Schlafe sich ermannend, erhob sich plötzlich Benno, das Pannier mit starkem Arm erhebend. Verwundert blickte er umher auf all' die fremden und befreundeten Gestalten. Der unverhofften Hülfe sich erinnernd — denn in dem Augenblicke, als der Schlag ihm die Besinnung raubte, sah er die kühnen Reiter nahen — rief er mit matter Stimme: „Wo ist der Retter meiner Ehre, wo „ist der schwarze Reiter mit dem Flammen„schwerte?" —

Da sah er seinen Rudolph — sprachlos durch den schnellen Uebergang vom Schmerz zur Freude — neben sich im Grase knieen. Mein Sohn! — Mein Vater! — und der Jüngling lag bewußtlos an des Greises Brust. Das Kaiserauge schwamm in Thränen, und in jeder Brust klang es laut: Versöhnung! —

Der Frühling war entwichen mit seinem Kranze tausendfarbiger Blumen, mit seinen Nachtigallen und seinem Balsamhauche. Das Veilchen war verblüh't und nur das blaue Blümchen der Erinnerung erglänzte an der Quelle Rande. Da saß Gutta trauernd vor der Köhlerhütte, und wob dies Blümchen zum Kranze, den sie gedankenlos entblätterte, ehe er vollendet war. Drei Monden waren ihr unter Thränen entwichen, seit sich Rudolph von ihr trennte, sie wußte nicht, wohin er sich gewendet und eine finstre Ahnung sagte ihr: — du wirst ihn nimmer wiedersehen!

So saß sie eines Tages vor der Hütte, und der alte Köhler neben ihr, mit gutgemeintem Troste, im Vertrauen auf die weise Fügung Gottes. Gutta's Auge hob sich, um am blauen Himmelsbogen die Bestätigung der schönen Worte aufzusuchen — und mit einem lauten Angstrufe zeigte sie zum Berge, wo der Pfad ins Kloster führt. Hell und glänzend kam ein Zug von hohen Rittern und geschmückten Frauen von der Höhe in das Thal herab.

Hörnerschall zog durch die Thäler, Purpurfähnlein wehten durch das dunkle Grün des Waldes, und das überraschte Mädchen wußte nicht, ob es die Flucht ergreifen oder weilen sollte.

Doch da rauschte das Gebüsch, eine Rüstung glänzte durch die Zweige, und der hochgeliebte Rudolph sank zu Gutta's Füßen, mit dem Ausruf': Ewig treu! — Versöhnung! —

Eng umarmt, im Taumel frohen Wiedersehens — und den Köhler knieend, im Gebet begriffen, fand der später eingetroffene Zug die Gruppe. Benno schloß die theuren Kinder an sein Herz, Gutta's Mutter flehte Segen von der Vorsicht, und die Zeugen dieser Scene sagten leise einer zu dem andern: — „Treue findet ihren Lohn."

Der Vater gab schon auf dem Schlachtfelde Rudolph seinen Segen, und die sanfte Bertha, Gutta's Mutter, freute sich des Glückes ihrer Kinder, da durch die Vermittlung des Kaisers der Ausspruch des Pabstes sie ihres Gelübdes entbunden hatte. Der dankbare Kaiser belehnte Rudolph mit vielen schönen Burgen und Gauen, die er mit seiner geliebten Gutta abwechselnd bewohnte.

Doch am liebsten weilten sie in dem engen Thale, wo die Treue ihren Lohn fand. An der Stelle, wo die Köhlerhütte stand, ließ Rudolph die Capelle bauen, die noch heute im Schatten der drei Eichen steht, und jedes Mal, wenn der Lenz seine Blüthenflocken in das stille Thal streuete, verlebten sie einige Tage in seiner Mitte.

im frommen Gebete; Gutta in dem ärmlichen Gewande der Köhlerfrau, und Rudolph in der schwarzen Rüstung, mit der Purpurbinde auf der treuen Brust. A. Daeves.

---

* Gegenerinnerung.

In der Bremer Zeitung Nro. 16. bittet der Verfasser des Aufsatzes über die Missionen, einen Freund, zu erklären, warum er keinen Antheil an die Missions-Anstalt nehmen wolle und glaubt, Gutes werde dadurch befördert und Uebel vermindert, wenn er seine Ansichten allgemeiner mache. Mit nichten! Denn ist Beförderung des Christenthums, auch unter die Heiden, ohne Ansehn der Farbe der Menschen und unter welchem Himmelsstrich es sey, nach dem Gebote Jesu Christi an seine Jünger: „Gehet hin in alle Welt, und lehret und taufet alle Völker," ist ein solches Wollen und Wirken nicht gut, was mag denn gut genannt werden? Und ist ein Widerstreben gegen so heilige Zwecke, wie die Ausbreitung des Christenthums in sich faßt, worin man das Gemeingut der Welt als ein National-Gut verwahrt wissen will und welches den heiligsten Endzwecken des Evangeliums, daß Jesus sey das Licht der Heiden, das Licht der Welt, so grade zu und irrig verständig entgegen spricht, ist das: Gutes befördern?

Denn was thun die Missionaire noch jetzt, als daß sie den Weg gehen, den zuerst die Apostel gingen, und auch nicht ausschließlich zu den rohesten Heiden, sondern zu solchen vornehmlich, die in der Nähe civilisirter Völker bereits Schrift kennen und lesen, wie z. B. die Hindus u. s. w. Bei andern z. B. in Labrador geht ein christliches Schulwesen mit der Ausbreitung des Christenthums in gegenseitiger Wechsel-Wirkung Hand in Hand.

Bürgerliche Gesetze sind ein Staats- und National-Gut, aber die Wahrheit ist ein Gut der Menschheit und es ist Pflicht jedes Menschen, der Wahrheit besitzt, sie dem Menschen jeder Nation mitzutheilen, denn die Erde ist überall des Herrn und der Mensch überall Gottes. Das Verlangen der Heiden nach dem göttlichen Worte, womit sie z. B. dem durchreisenden Buchanan in einem Dorfe nachriefen: „Gieb uns Bibeln, gieb uns Bibeln, Brod haben wir, Brod brauchst Du uns nicht zu geben, gieb uns Bibeln," ist wahrlich nicht zu überhören.

Der unbekannte Herr Verfasser nennt das bestrittene Werk: „Ausbreitung des protestantischen Christenthums" (richtiger wohl des Christenthums, weil alle Trennungen und Unterschiede in der Kirche hier sich brüderlich vereinigen) und gleich darauf vergleicht er den Eifer in dieser protestantischen Missions-Gelegenheit mit dem Illuminatismus. Aber welche Vergleichung. Das heißt Irrlichter der Nacht, die aus der Tiefe aufsteigen, mit der Sonne am Himmel vergleichen. Dann wären wohl gar Luther und Weishaupt in der gemeinschaftlichen Idee der Weltbürgerlichkeit zur Weltherrschaft gute Freunde geworden; nur Schade, sie hätten sich nicht gekannt — Luther, der sein Werk als Gottes Werk so frei hielt von aller politischen Einmischung und gegen alle Zuthat weltlicher Macht und Strafen protestirte. Der Protestantismus hätte jemals an Weltherrschaft gedacht!?

Es wäre zur Unzeit das Missions-Werk zu empfehlen? Freilich jedem, der es nicht im Geiste des Evangeliums thut und treibt, oder auch da, wo es nicht fruchten kann. Es ist empfohlen und befohlen in den heiligen Urkunden des Evangeliums und es gilt nur, das wieder und weiter Verkündigen. Was wahr und gut ist, muß sich nicht nach den Zeiten richten, sondern die

*

Zeiten oder der Zeitgeist nach ihm, denn jenes ist aus Gott und dieses aus den Menschen.

Auch wird der richtige Zeitpunkt für die Missionen von dem Herrn Verfasser doch gar zu verschieden bezeichnet, einmal es sey zur Unzeit in unserer Lage und in unsern Jahren, ein andermal, wann kein Unchristenthum mehr in unsrer Nähe erscheint, möge man an die Ferne denken, das heißt wohl nie, und am Schluß heißt es, erst denkt an die Armen und dann an die Missionen, wo der weit und ganz hinausgeschobene Zeitpunkt wieder freundlich angenähert wird und mit Recht. Die Religion Jesu Christi setzt auch nicht grade gebildete Begriffe voraus, aber allerdings Verstand und Herz, und mit diesen sind auch die Heiden versehen, wie wohl keinem Zweifel unterliegt. Wo sie Verstand und Herz findet, — da beginnt ihre Wirksamkeit und besser als bei den Verbildeten und Ueberklugen der civilisirten Welt. Man lese Matth. 11, 25. Solcher Unmündigen finden christliche Prediger unter den Heiden viele, sehr viele.

Auch predigten die ersten Jünger Jesu, sind damit die Apostel verstanden, nicht in Aegypten, sondern in Athen und Rom u. s. w.

Und nun gar soll ein Pestalozzischer Lehrsatz, der in der christlichen Welt richtig ist, wo es nicht Anbau, sondern Aufbau bedarf, auf die Heiden Anwendung finden. Die Mütter sollen die Lehrer auch dort seyn und die armen Heiden sollen so ganz ihren Müttern zur Bildung gelassen seyn, der junge Kamtschadale der Kamtschadalin, und die Mütter sollen sie dem Christenthum entgegenbilden. Warum sollte es denn nicht besser seyn, daß beide, Väter und Mütter von christlichen Lehrern lernen, was Bildung und Bilden sey.

Ferner, was für das Christenthum geschieht, wie noch das Wort durch die Welt geht, frei und wahr, in Liebe und Frieden, in Geduld und Kampf, unter Leiden und Beschwerden, im Geiste seiner ersten Verbreiter, das sollte nicht rein christlich seyn? Man lese nur die Missions-Berichte, insbesondre auch Buchanans herrliche Schrift, und verstehe den Missions-Eifer.

Gesetzt der arge Geist der Welt, der von Anfang an sich allem Heiligen beimischte, wäre bei einzelnen Theilnehmern der Missions-Angelegenheit in England, sollte er das Heilige darum unheilig machen können? Dann müßte man auch die Sonne dunkel nennen, weil sie Flecken hat, und allem Guten, das Gemeingut geworden ist, wäre der Stab gesprochen. Was aus den lautersten, christlichsten Absichten hervorgeht, wie der Herr Verfasser halb zugiebt, sollte zu bedauern seyn, weil es den Strom der Wohlthätigkeit in Seiten-Canäle leitet? Was ist denn Hauptsache: Absichten, die Christus der Menschheit zum Heil aufstellt und seinen Jüngern vertraut, oder ein Strom menschlicher Ansichten, dem der Mensch seine Bahn weisen und brechen will. Während das Eine geschieht, braucht's am Andern nicht zu fehlen.

Auch ist wohl ohne Zweifel, wird nur der christliche Geist zu geben, auch für die Bekehrung der Heiden zu geben, mehr geweckt und befördert, so werden auch die Gaben für die Armen vielfältiger und größer. Die Hülfequellen für diese fließen reicher, so wie die Quellen reiner und besser werden und jene Beiträge erschöpfen nicht, sondern sind Uebung und Kraft. Der Geist thut Wunderdinge. Die irdischen Mittel erschöpfen sich wohl am Uebermuth des Reichthums, aber nicht an jährlicher, frommer Gabe, die größentheils aus dem Ueberfluß dargeboten wird. Das Armen-Institut wird keinen Man-

gel leiden, wenn es so wenig am Willen als an Geld gebricht.

Bei den Engländern, Spaniern, Holländern sollen die Missions-Anstalten gleichwie die Bibel-Gesellschaften mit politischen und Handels-Systemen zusammenhangen. Zugegeben, daß die Regierungen und Individuen nicht frei davon sind. Aber wie viele Edle, ein Wilberforce, ein Bischof von Gloucester u. s. w. würken für sie, doch gewiß nicht im Dienste der Regierung. Schon der Ursprung der Bibel-Gesellschaften in England, daß man nämlich in dem District Wales große Armuth an Bibeln mit ihrem ganzen Gefolge antraf und eine kleine Gesellschaft im Jahre 1804 zusammentrat, dieser Armuth abzuhelfen, zeigt die Reinheit der Grundlage und deutet auf die Wege der Providenz, deren Weise es ist, daß sie klein anhebt, groß fortgeht und herrlich vollendet. Kein Wunder, daß man in einem Lande, wo viele neue Kirchen gebauet werden, weil ein neues religiöses Leben im edelsten Theil des Volkes erwacht ist, und die alten Kirchen die Volksmenge nicht fassen, von einer großen Idee sich ergriffen und begeistert fühlt. Theorien verschwinden, aber Ideen bewegen die Welt. Die Bibel-Gesellschaften und die Ausbreitung des Christenthums unter die Heiden, für welchen Zweck das göttliche Wort bereits in 55 Sprachen übersetzt ist, sind in Wahrheit Englands größester Ruhm, und wenn die gewühlvollen, glänzenden Erscheinungen des Tages verhallt und verglänzt sind, wird dieser Ruhm festgegründet stehen, denn er hat Grund und Leben in Christus und das Werk umfaßt wie die entlegensten Länder so die fernste Zukunft.

In jenem Aufsatz unterscheidet der Herr Verfasser: der Christ und der Bürger. Es heißt da: so fragt freilich der Christ nicht, aber der Bürger u. s. w. Wie, hat das Bürgerthum seinen Stand ausser dem Christenthum? Sind die Bürger in unsern christlichen Staaten nicht ebensowohl Christen, wenigstens dazu verpflichtet, als umgekehrt die Christen Bürger sind? Begegnen sich die christlichen und bürgerlichen Pflichten feindseelig, oder stehen sie nicht friedlich miteinander und in einander verschlungen, so daß die bürgerliche Pflichttreue in der christlichen Pflichttreue Basis und Gehalt findet? Wo sind die gerühmten Bürger, die nicht Christen sind, oder auch es nicht für höher halten, Christen zu seyn? Gott behüte die christlichen Staaten vor solchen Bürgern.

Freilich, wie es da heißt, sollen Christen barmherzige Samariter am Wege seyn. Doch können sie auch noch etwas mehreres seyn und thun, Gesandte Jesu Christi an die Heiden, oder solchen, die der Geist und Wille treibt, mit Gott und seinem Wort in ferne Länder zu gehen, dazu helfen, daß mehr und mehr sich das Wort erfülle, wie an unsern heidnischen Vorfahren, so in allen Theilen der Welt: „Das Reich Gottes soll den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen."

Wir wollen darum mit unsern Beiträgen jenen Land- und Meer-Beherrschern nicht neue Unterthanen civilisiren helfen, nur thun, was das Evangelium fordert und mitwirken, daß es Licht werde und in der reinen Absicht diejenigen unterstützen, welche in alle Welt gehen, die Völker zu lehren und zu taufen, auf der Apostel Weg und Weise. Das ist sicher keine erkünstelte Erweiterung des Protestantismus, wie der Herr Verfasser meint. Uebrigens nur gehandelt. Der Luxus kann viel den Armen geben und bleibt doch noch Luxus, und grade an dem ist's, zu geben und diesen oder jenen Artikel zu entbehren, wenn er mag. Missions-Anstalten geben, indem sie nehmen, und vermehren, indem sie sammeln.

Wir wollen Maria, deren Gedächtniß allezeit bleiben soll, nicht tadeln. „Es hätte mögen den Armen gegeben werden." Sie hat eine starke Fürsprache und ihre Liebe steht in hoher Hut.

Was Jesu Christo zu Dienst und Ehren geschieht in seinem Geiste, das ist christlich und viele theilen die Ueberzeugung, zumal die, welche wissen, „sein Reich ist nicht von dieser Welt," das heißt nicht ein irdisches Reich, aber ein geistliches Reich in den Herzen der Menschen und soll es und wird es immermehr seyn bis an das Ende der Erde.

Gott gebe nur der Zeugen viele und lasse der Gegenzeugnisse so viele aufstehen als nöthig ist, daß die Wahrheit aus dem Kampf der Meinungen immer heller hervorgehe und das bescholtene Gute sich bewähre.

---

* Theater.

Der Aufsatz in Nro. 11. des Bürgerfreundes über die hiesige Bühne verdient die Aufmerksamkeit des Publicums... Der Bürgerfreund erfüllt seinen Beruf und entspricht seinem Namen in der Aufnahme solcher Aufsätze; sie dienen, den Bürger — wenigstens den gebildeten — auf die Höhe seiner Bildung und seines edleren, geistigen Genusses freundlich hinzuweisen; sie zeigen die Gefahr, welche dieser erreichten Stufe droht, und beides ziemt dem Bürger-Freunde... In einer Zeit, wo für Verbreitung moralischer und physischer Wohlthaten viel geschrieben und mehr noch gehandelt ward, braucht darum des erheiternd ansprechenden nicht vergessen zu werden. Auch der strengste Eiferer gegen Vergnügungs sucht wird dem gewerbfleißigen Geschäftsmann, woran Bremen so reich ist, Erholung von seinen Geschäften nicht absprechen. Weise Erholung ist Ausspannung von seinem Berufe, gepaart mit Belehrung... Wo bietet sich dazu eine würdigere und würkungsvollere Veranlassung, als in einer würdig gestalteten Bühne? Die Ereignisse des Lebens, des realen sowohl als des idealen führen sich schnell und kräftig an unserm inneren Sinn vorüber. Im Witz, wie im Ernst, in der Lust, wie im Schmerz findet jeder den Ton, der ihn anspricht, und im Gebiete der höheren Kunst, der Dichtung und der Harmonieen, werden alle edleren Gemüther vereinigt...

Die Mittheilung über unsere Bühne im letzten Bürgerfreunde kann dazu dienen, mitten unter unsern vielfachen Vergnügungsweisen uns die edelste zu erhalten; sie wird es, wenn Bremens Kunstfreunde sie in seinem ganzen Geiste auffassen... Unter der Wärme und unter der Bescheidenheit des Vortrages hat die Gründlichkeit nicht gelitten, und aus richtig aufgestellten Grundlagen folgern sich richtige Ableitungen. Daß es mit den angegebenen beiden Hauptgründen sich so verhalte, bezeugt die Aussage glaubwürdiger Männer, die an der Quelle nachgeforscht; daß ihnen nur vorgeschlagenermassen abgeholfen werden könne, geht aus der Billigung hervor, mit der ausser ihnen das Publicum diese Vorschläge aufnehmen zu wollen scheint. Haben doch auch andere Städte, in denen die Beihülfe eines Hofes fehlt, dieses längst gefühlt, und, wie z. B. Frankfurt, Braunschweig u. s. w. danach gehandelt. Hier bedarf es noch geringerer Anstrengungen, und um so eher werden sie hoffentlich gelingen, wenn hin und wieder genannte Beschützer unserer edelsten Vergnügungen, unsers heimisch gewordenen Kunsttempels dieses Verdienst sich erwerben wollen.... Die Anregung mögen sie nicht scheuen, auch wenn sie eine anfängliche Mühe heischte. So viel belohnender wird ihnen die Erfüllung seyn. Bremen stand

nie zurück, wo es einem guten Werke galt. Den Bedürfnissen des Auslandes hat es zugewürkt, warum sollte es nicht einem eigenen — und das ist unserm Kunstsinn die Bühne geworden — aufhelfen?

Ohne den Motiven nachzuspüren, die in jenem Aufsatze eine nähere Berührung des ersten Grundes zum jedesmaligen Verfall unserer Bühne unterdrücken, sey doch hier einiges darüber gesagt, oder vielmehr gefragt. Was wird unter dem allzu hohen Belauf der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse verstanden? Etwa die Anschaffung der Theater-Utensilien als positiv, und deren Zinsenbetrag und Abnutzung als negativ? Vielleicht! Vielleicht aber auch nicht, da dieses nur in die Verhältnisse der Direction greift, und überdem Vorschläge zur Abstellung dieses, die Kunst gleich anfänglich lähmenden, Mißstandes gemacht werden. Nach der sich vielfach verlautenden Meinung des Publicums schwächt sich der Werth unserer darstellenden Bühne zum großen Theile in dem Orte, dessen sie, um darzustellen, nicht entbehren kann? Was aber ist da positives, als der Miethpreis für ein Gebäude, das einst auf fünf Jahre gebaut ward, und vielleicht später den doppelten Belauf für die damals ausser Acht gelassene Befestigung erfordert haben mag? Was könnte davon an Capitalwerth durch angeblich sehr reichlich genossene Zinsen abgerechnet werden? Was kommt an Capitalwerth wieder hinzu durch innere Verschönerung oder Anschaffung von Decorationen? Was hat dazu das Publicum an Beiträgen, wie z. B. zur Errichtung der Säulen am Eingange, zur Anschaffung des letzten sinnigen (?) Vorhanges, und was die Direction oder Schillers Todtenfeier geliefert? — — — Was heißen hier negative Unkosten? Sind mit dem Miethpreise noch andere öffentliche Auferlegungen verknüpft, welche den Bedarf für die Kunst schmälern, die Kräfte für die darstellende Bühne beschränken? . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Vorstehende Fragen mögen Eine Hauptfrage herbeiführen. Welcher Capitalwerth kann in dem Schauspielhause und dazu gehörigem Utensile nach Abrechnung des bisherigen Ertrages — besonders der letzten 6 Jahre — noch stecken, wenn selbst der Zinsenbetrag für eine solche Benutzung eines Hauses zu 6 oder 7 Procent angenommen wird? Höchstwahrscheinlich ein so geringer, daß dessen Verzinsung zu 6 oder 7 Procent durch die Miethe hinreicht, unsere Bühne künftig gegen finanziellen Verfall zu sichern.

Ob aber Bremens kunstsinniges Publicum wohl thue, länger, als die erste Zeit es nothwendig macht, auf einen Schauplatz Rücksicht zu nehmen, welcher prospectivisch, akustisch, architektonisch und local uns nicht zu befriedigen scheint, ist eine Frage, die mit der folgenden in unmittelbarer Berührung steht.

Sollte es in Bremen unmöglich oder nur schwierig werden, durch rege Theilnahme der Begüterten Thalien einen Tempel zu errichten, der ihren Verehrern genügte, und an gelegenerem Orte unsere Vaterstadt mit einem schönen öffentlichen Gebäude bereicherte, deren es noch wenige zählt? Zu Bremens an sich mit Dank erkannter Verschönerung werden so viele Mittel aufgewendet. Diese dürfte freilich nicht aus dem Staats-Eigenthume geschehn, aber unsere gebildete, wohlhabende und patriotische Classe ist wohl groß genug, dieses ausführen zu können. Patriotismus sprach sich von jeher in der Errichtung schöner Denkmäler der Kunst aus. . . .

Möchten auch diese Zeilen dazu dienen, den Beschützern der Kunst die Erhaltung der nächsten Angelegenheit derselben nach den Vorschlägen in Nro. 11. dieser Blätter zu empfehlen, und sie auf fernere Erwägungen zu ihrem Fortschreiten hinzuleiten.

S — e —

---

* Der eilftägige Landtag in Westfruchtland 1719.

Des Landtagsdauer — Forscher! denkt —
Ist auf eilf Tage hold beschränkt.
Wer pretset nicht die große Gunst
Der neuesten Regierungskunst.

---

* Anfrage.

Es giebt in Bremen viele Kinder, die von den Eltern verlassen oder verwahrloset, durch die beschränkten Geldmittel des Armen-Instituts weder zur Schule noch zur Arbeit können angehalten werden. . Wäre es nicht höchst nöthig für diese zu sorgen? — Wäre es nicht gut für die Errichtung etwa eines Spinnhauses eine Subscription zu eröffnen, damit diese armen Geschöpfe zu guten Christen und Bürgern erzogen würden? —

Räthsel.

Ich bin ein Ding von wunderbaren Kräften,
Vielfach bedeutsam; dem selbst wohlbekannt,
Der mit des Lebens ärmlichsten Geschäften
Nur etwas geistige Cultur verband.

Man will mich nicht, und dennoch unentbehrlich,
Bin ich bei Jedermann. Bald groß, bald klein
Erschein' ich Dir; doch bin ich nie gefährlich,
Obschon ich muß bei allen Giften seyn.

Der Letzte bin ich, wie der Erste immer
Wenn es die Ehre gilt; denn jederzeit
Erschein' ich doppelt Dir in Rosenschimmer,
Und bin zu schneller Rettung Dir bereit.

Ich war bei jedem Zwiste, jedem Morden,
In allen Kriegen alt und neuer Zeit,
Die je von Deutschen sind geführet worden,
Und dennoch lebt' ich stets in Einigkeit.

Dem Fußvolk durft' ich mich nicht einverleiben,
Doch bei den Reutern man mich immer fand.
Zur Heerschau mußt' im ersten Glied ich bleiben,
In Schlachten stets ich nur im zweiten stand.

Du willst ein Dichter seyn? Dem bin ich eigen,
Denn ohne mich kann nie ein Vers entstehn.
Zur Prosa unnütz, muß ich wohl ihr weichen,
Doch nur durch mich wirst du den Redner sehn.

Bei Juden wirst Du niemals mich vermissen;
Ich bin der Ursprung jeder Edelthat;
Doch merke Dir (denn dieses mußt du wissen!):
Ein Christ mich nie bei sich gesehen hat.

Von Deines Gleichen bin ich ausgegangen,
Trotz dem werd' ich in Ewigkeit noch stehn.
Die Erde selbst hat durch mich angefangen,
Wird auch gewiß durch mich zu Ende gehn.

Im Brautstand wird man immer mich vermeiden,
Als Braut küßt man ja nur den künft'gen Mann!
Doch still! das Weib wird schon mich gerne leiden,
Wer weiß, ob das nicht Gründe haben kann.

Wirst Du nun eifersüchtig seyn, und meinen,
Für Julchens Treue fürcht' ich gar zu sehr!
Sogleich werd ich klein hinter ihr erscheinen! —
Du lächelst dann und fürchtest mich nicht mehr.

Beim Essen, Trinken, Scherzen, Küssen, Lachen
Bin ich mehr klein, als groß, bald dort, bald hier.
Ja, ohne mich vermagst Du nichts zu machen,
Und dennoch war ich nimmermehr bei Dir.

Bei Tag und Nacht — willst Du mich je ergründen —
Siehst Du mich nicht; doch, wenn es Dir gefällt,
Kannst Du und wirst mich stets im Zwielicht finden;
Dem Abendsterne bin ich zugesellt.

Stolz bin ich nicht, denn jeder Branntweinflasche
Häng' ich mich an, gefüllt und ganz geleert;
Ich bin sogar in Deiner eignen Tasche,
Drum, mein' ich, wär ich wohl des Suchens werth.

* * *

Zuletzt giebt Schreiber dieses das Versprechen:
Ein Tausend Thaler biet' ich Jedem an,
Der, was gemeint ist, ohne Kopfzerbrechen,
In Monatsfrist erräth und finden kann.

Berichtigung.

In der vorigen Nro. sind S. 85. Sp. 2. Z. 15. von oben, nach Missions-Geschäft, die Worte: — Verbreitung der Lehre Jesu — ausgelassen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 13.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 13. Februar 1820.

Erden-Zweck.

Angehaucht von lindem Geisterwehen,
Träumt' ich Jüngling meinen süßen Traum;
Eine schön're Welt sah' ich vor mir erstehen,
Nur für Götter war im ird'schen Busen Raum:
Hingeworfen zu der Heil'gen Füßen,
Thaut' der kalte Stein in meinen Thränen auf,
Stillen Blicks sah ich die Himmlischen mich grüßen,
Zu sich hoben sie den Betenden hinauf;
In dem innern, idealen Leben,
Mocht' ich nicht nach äusserm Tande streben,
Nur die Geisterwelt bot würdigen Gewinn,
Nur zu ihr strebt' ich mit leichten Schwingen hin. —

Mittag zeigte bald der höh're Stand der Sonne,
Und die Erde forderte ihr Recht;
Spärlicher ward mir des höh'ren Schauens Wonne,
Aus dem Freien ward ein Knecht
All' der niederen Gewalten,
Die der ird'sche Leib gebiert,
In die Ferne zogen die Gestalten,
Und zu Zweifeln ward das dürst'ge Herz verführt,
Ob in der Erinn'rung kargem Reste Wahrheit,
In der schwankenden Gesichter Fülle Klarheit,
Ob vor trügerischem Wahne frei,
Der verklungnen Töne Nachhall sey?

„Jüngling! einer Doppelwelt gehöret
„Gleicher Zeit dein irdisch Streben an,
„Und ein falscher Wahn hat die bethöret,
„Die sich lästig nur der Einen nah'n;
„Zeigt dein Genius dir als Knabe sich gewogen,
„Von dem Manne fordert er den Mann,
„Streng' ist zum Genuß die Arbeit abgewogen,
„Und ein sehnend Herz hat's nicht allein gethan:
„In der Erde Staub sollst du die Kräfte üben,
„Ungerührt sieht sie die heitre Stirn sich trüben,
„Nur erst wenn die Müh' der Erde abgethan,
„Beut der Himmel dir den rechten Eingang an."

Von der ros'gen Phantasie verlassen,
Wandt' ich, ernste Pallas! mich an dich:
Meines Lebens Früh-Roth sah ich bald verblassen,
Nimm du, Göttin! zum Getreuen mich;
Opfer, die die Erde fordert, muß ich bringen,
Bin ich mein, gehör' ich einzig dir,

Flügel fehlen mir, in's Geisterreich zu dringen,
Reiche du die Mittel mir,
Dieses Lebens Lücken zu erfüllen,
Diesen glüh'nden Durst zu stillen,
Der mein schmachtend Herz verzehrt,
Dem kein Trunk aus ird'schen Quellen wehrt.

Gütig Lächeln in den ernsten Mienen,
Ließ die Göttin sich zu mir herab,
Dankbar mocht' ich nur der Ernsten dienen,
Die dem Kranken wieder Spannkraft gab;
Unermüdet in dem neuen Streben,
Folgt' ich der Natur geheimnißvollen Bahn,
Zu der Sphären Tanz wollt' ich Gesetze geben,
Ihren Lauf wies ich des Himmels Sternen an,
Muthig rang ich mit den Geistern um das Wissen,
Gern verzichtend ließ ich Menschen das Genießen:—
Reich an Formeln, arm an redlichem Gewinn,
Ahnd' ich jetzt des Daseyns wahren Sinn.

„Einer Doppelwelt, o Mensch! gehöret
„Gleicher Zeit dein geistig Streben an,
„Und ein falscher Wahn hat die bethöret,
„Die sich irrend nur der Einen nah'n;
„Nur vereinet schwebt der Charitinnen Reigen
„Um den Glücklichen, der den Verein versteht;
„Alle wollen sich dem treuen Liebling zeigen,
„Der um den Genuß zu Allen wechselnd flieht:
„In dem ird'schen Kampf sollst du die Kraft erringen,
„Ihnen Allen Opfer darzubringen,
„Abschied lächelnd grüßt dich dann erst ihr Verein,
„Und dein Genius führt zu höh'rer Lust dich ein."

Die Eroberung von Mexico.

Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts.

Von Van der Velde.

In seinem Kabinet zu San Yago saß der Statthalter von Cuba, Don Diego Velasquez, vor einem Tische voll Seecharten und Schiffstagebücher. Am Schreibepult im Fenster stand der königliche Schatzmeister, Don Amador de Tares, der mit Andreas Duero, dem Secretär des Statthalters, die Blut- und Goldrechnungen der Antillen durchsah. Aber beide schauten mit listig spürenden Blicken über die Zifferbogen weg auf den grämlichen Gebieter, der, den Spitzfinger seiner Linken gleich einem Stationsschiffe zwischen Amerika's Continent und die Insel San Juan d'Ulua postirend, mit der Rechten scheltend gegen den armen Hauptmann Grijalva focht. Dieser stand, auf seinen großen Stoßdegen gestützt, ein Bild der Resignation, mitten im Gemache. Kaum merklich zuckte der Stutzbart auf der Oberlippe, wenn wieder ein neues Scheltwort der Galle des Despoten Luft machte, und er schien es darauf ankommen lassen zu wollen, ob seine Geduld, oder Velasquez Ungebehrdigkeit länger aushalten werde. Zwischen dem Keifen hindurch erklangen versöhnend aus dem Nebenzimmer der Guitarre Saiten, auf der Don Juan Velasquez de Leon, ein frisch aus Spanien gekommener Neffe des Statthalters, Isabellen, der reizenden Tochter des widrigen Oheims, mit rühmlichem Eifer Unterricht ertheilte.

Kein besserer Platz auf der ganzen Tierra firma zu Gründung einer Colonie, als dieser! rief der alte Velasquez grimmig. Das Land, wie Ihr selbst meldet, so reich als schön, die Indier, so dumm als man nur wünschen kann. In den wenigen Tagen für ein Paar Glaskisten achthalbtausend Pfund Gold einzutauschen, und doch immer weiter nach Norden zu fahren, und sich um sonst und um nichts mit dem Heidengesindel herumzubalgen, bis die Gegenströme, vernünftiger als der Herr Admiral, die Schiffe zurückjagen! — Ich glaubte den Küstenzug, die Mündungen der Flüsse untersuchen, neue Entdeckun-

gen machen zu müssen — begann Grijalva sich zu entschuldigen. — Entdeckungen? sprudelte Velasquez. Was gab es noch zu entdecken? Land für den König, unsern Herrn, Heiden für das Taufbecken, Gold für uns Alle. Das hattet Ihr hier, wo ich den Finger habe, schon gefunden. Das solltet Ihr festhalten, Euch häuslich niederlassen, die Indianer zinsbar machen, so viel Gold zusammenscharren als möglich, mir schleunigst Bericht erstatten, und Euch um nichts in der alten und neuen Welt weiter bekümmern, statt wie ein Narr in's Blaue hinein zu segeln, um Abenteuer aufzusuchen, bei denen nichts als Beulen zu holen waren! —

Hätte Don Christoval Colon auch so gedacht, erwiederte Grijalva schon wärmer: die Tierra firma wäre für uns vielleicht noch heute Terra incognita.

Don Christoval Colon war der Vater meines großen Gönners, Don Diego, sprach der Statthalter: und von Todten soll man nichts Böses reden, aber daß Ihr Euch in ihm ein sehr närrisches Vorbild gewählt habt, geht schon daraus hervor, daß der gute Mann das Glück, das ihm der blinde Zufall zugeworfen, so wenig, wie Ihr, zu nutzen verstand, und am Ende aus dem Goldlande nichts als ein Paar Eisenschellen mitbrachte, die er mit in's Grab nahm. Das scheint auch Eure Speculation zu seyn, und wenn Ihr so fortfahrt, so stehe ich nicht dafür, daß Ihr nicht noch am Ende dazu gelangt, obgleich Ihr die unverdiente Ehre habt, mein Vetter zu seyn. — Da rief Grijalva, dessen Ankertau von Geduld gerissen war: Ihr vergeßt, Herr Adelantado, oder wollt vergessen, daß Ihr beim Abschied mir streng befohlen, nur zu entdecken, und Handel zu treiben, daß Ihr ausdrücklich verboten, mich irgendwo niederzulassen. Wie mögt Ihr nun den Untergebenen schelten, daß er den Befehlen seines Vorgesetzten gehorcht, selbst gegen die Stimme der Equipage und gegen die eigne Ueberzeugung? — Von diesem Einwurf eben so überrascht, als durch seine Wahrheit überwältigt, blieb Velasquez lange im stummen Zorne sitzen, sprang dann auf, um auf den kecken Hauptmann mit dem ganzen Ansehn des Statthalters loszudonnern; aber das Bewußtseyn, daß seine früheren Befehle mit seinem jetzigen Unwillen im schneidendsten Widerspruche standen, schloß ihm den Mund, er begann sich vor Grijalva zu schämen, und dieß Gefühl vollendete, wie gewöhnlich bei schlechten Menschen, seine Erbitterung gegen den armen Subalternen. Mit höhnendem Stolze warf er den Kopf in die Höhe, und sprach, nach der Thür zeigend, kalt: Ihr seyd entlassen, Herr Hauptmann! — Ich fühle das ganze Gewicht dieses Wortes aus Eurem Munde, rief Grijalva, der nun nicht länger an sich hielt: und ich sehe den Stab gebrochen über mein Glück in der neuen Welt. Ihr waret nur um einen Vorwand verlegen, um mich auszuschließen von dem Commando der neuen Expedition, das mir nach der Stimme von ganz Cuba von Gottes und Rechtes wegen gebührt. Jetzt seyd Ihr froh, daß Ihr ihn gefunden, und ich müßte mich selbst verachten, wenn ich noch einen Schritt thäte, Euch die Gerechtigkeit als eine Gnade abzubetteln. So ernennt denn den neuen Admiral, wenn Ihr einen zu finden wißt, der Euch treuer und besser zu dienen vermag, als ich, durch des Blutes Bande an Euch geknüpft. Giebt es hienieden noch eine Vergeltung, so muß der neue Günstling Euer Vertrauen eben so schmäh-

*

lich mit Verrath belohnen, als Ihr meinen redlichen Eifer mit Undank bezahlt habt. Er sprach's und verließ stürmisch das Gemach. Velasquez aber ließ sich von seinem Secretär die Liste der Hauptleute reichen, die er sich zu wichtigen, lohnenden Aufträgen auserlesen, zog durch Grijalva's Namen einen dicken Federstrich, setzte noch zum Ueberfluß ein Kreuz dabei, und sprach dann: — Der ist gestorben und begraben. Wen schicke ich aber nun nach dem schätzereichen Neuspanien? Das rathet Ihr mir, Freund Schatzmeister. — Wählt mich, Herr Oheim, wenn Ihr keinen bessern wißt: rief lachend Don Juan, den der laute Wortwechsel von der Guitarre-Lection weg an die offne Kabinetthüre gelockt hatte. — Euch? fragte spöttisch der Oheim: Wenn erst die Wolle auf Lippe und Kinn sich bei Euch zu einem wirklichen Bart entschieden, wenn Ihr anfangen werdet, Euch auf nützliche Dinge zu legen, statt einfältiger Weise den Exkribano der Indianer zu machen, dann meldet Euch einmal gelegentlich eine Compagnie Ersatzmannschaft nach Neuspanien zu führen. Bis dahin seht vor allen Dingen, daß Isabella auf der Guitarre keine falschen Töne greift, und Ihr bei Euerm Unterricht Ehre einlegt. Mit flammenrothem Angesicht verstummend, zog sich der Neffe zurück, und Velasquez fuhr gegen Amador fort: Die Sache will wahrlich wohl überlegt seyn. Ich brauche einen Mann von unerschrocknem Muth, von bewährter Tapferkeit, dabei muß er sich aber ohne die geringste Widersetzlichkeit, im Größten wie im Kleinsten, meinem Willen unterwerfen. — Mein Vorschlag wird wunderlich klingen, und partheiisch obendrein, sprach der Schatzmeister mit affectirter Treuherzigkeit: aber ich bin bei meinem Freunde Velasquez vor jeder Mißdeutung sicher, und so nenne ich Euch denn kühn unsern Alkalde Cortez. — Seyd Ihr rasend? fragte ihn erschrocken Velasquez. — Es ist nicht zu läugnen, fiel der gewonnene Geheimschreiber ein: daß sich gegen Don Hernandez Cortez in dieser Beziehung viel einwenden läßt, aber ich muß aufrichtig bekennen, daß ich auf allen Antillen keinen tauglichern Mann für Eure Pläne weiß, wenn Ihr nicht etwa, was ich beinahe lieber vorschlagen möchte, Don Grijalva wieder zu Gnaden annehmen wollt. Da schnaubte Velasquez den Frechen, der eine solche Inconsequenz bei ihm nur für möglich halten konnte, grimmig an; mit kläglichen Gebehrden, wie zerknirscht durch den Zorn des Gebieters, den er mit schlauer List erregt, entwich der Secretär aus dem Kabinet, und ruhig fuhr Don Amador fort: Cortez ist aus einer edeln, wenn gleich armen, Familie, wissenschaftlich gebildet, dabei ein tüchtiger Offizier, in allen kriegerischen Uebungen sehr geschickt, riesenstark, für jede Beschwerde abgehärtet, uneigennützig, durch seine Leutseligkeit, sein aufgewecktes Gemüth bei den Spaniern beliebt, groß in Plänen und Handlungen, sinnreich in Anschlägen, vorsichtig beim Unternehmen, standhaft im Ausführen, geduldig bei Widerwärtigkeiten, bescheiden im Reden. — Doch daran denkt Ihr nicht, Herr Schatzmeister, unterbrach Valasquez das lästige Inventarium der Vorzüge des Candidaten: daß dieser rühmliche Cortez vor fünf Jahren an der Spitze der Mißvergnügten stand, die mich bei der königlichen Audienz zu San Domingo verklagen wollten, daß ich ihn gefangen nehmen, zum Tode verurtheilen ließ, und nur auf Euer Fürwort begnadigt? Wer bürgt mir dafür, daß der wüste Mensch meine Großmuth erkannt, daß ich eine so wichtige Unternehmung wirklich einem versöhnten Feinde anvertraue?

Seit jener Unvorsichtigkeit sind fünf Jahre verstrichen, antwortete Amador: Cortez jugend-

liche Wildheit ist unermüdete, ordentliche Thätigkeit, die Hitze seines Temperaments soldatischer Freimuth geworden. Sein Gemüth, der Großmuth geneigt, wird ewig die, welche Ihr ihm damals bewiesen, dankbar erkennen, und selbst, wenn ich Euch einräumen möchte, daß in ihm ein unruhiges, empor strebendes Element vorwalte, so sollte eben dieß ein entscheidender Grund für Euch seyn, ihm das Commando zu geben. Das Richteramt, das Ihr ihm vertraut, kann diesem Geiste nicht genügen! Das ruhige, sitzende Leben des Gelehrten paßt nicht zu seiner Lebhaftigkeit, und könnte ihn eher zu gefährlichen Unternehmungen verleiten, als die Führerstelle, die ihn dem ruhelosen, gefährlichen Kampfe mit dem wilden Meere, mit dem verderblichen Klima und mit den Wilden, grausamer als beides, weiht. — Alles sehr schön, wandte Velasquez ein: aber wer bürgt dafür, daß Cortez nicht, wenn er nur erst Neuspanien erobert hat, der Abhängigkeit von mir müde, auf den Einfall kommt, selbstständig zu werden? Dann hat er das Glück und den Triumph, und mir bleibt nichts, als die Schmach, durch meine Anstrengungen einen Nebenbuhler groß gemacht zu haben. Nein, Freund Amador, ich wünsche wohl, daß man in meinem Namen große Thaten verrichte, aber die Ehre und den Nutzen davon will ich für mich behalten. — Ihr seyd Herr, zu entscheiden, erwiederte Don Amador, beleidigt scheinend. Ich halte zwar Cortez für unfähig, Eure Besorgniß zu rechtfertigen, aber wenn Ihr nun einmal kein Vertrauen zu ihm gewinnen könnt, so muß ich Dueros Rath beipflichten. Der arme, unterwürfige Grijalva wird Euch die Hände küssen, wenn Ihr ihm noch das Commando gebt. Was von einem treuen Knechte zu fordern ist, mögt Ihr von ihm erwarten, von seiner übertriebenen Subordination habt Ihr keinen Widerstand zu besorgen; aber ob zu Eurer Unternehmung ein Knecht hinreicht, ob sie nicht vielmehr einen selbstdenkenden, schnell entschlossenen Geist will, das möge Eure Weisheit selbst erwägen. — Er ging. Velasquez blieb in tiefen Gedanken sitzen, und das Bedürfniß des Augenblicks stritt heftig mit der Abneigung, die ein Gemüth, wie das seine, gegen die Energie eines Cortez empfinden mußte. Da fielen, Rath suchend und nicht findend, seine Blicke auf Juan und Isabella, die ihre Lection beendet hatten, und nun in's Kabinet traten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein künstliches Gericht.

Der berühmte Maler und Bildhauer zu Florenz, Franzesco Rustici der im 16. Jahrhunderte lebte, bildete mit andern Künstlern daselbst eine wöchentliche Zusammenkunft, wo man sich auf die angenehmste und sinnreichste Art bewirthete. Hieronymus Grandis setzte unter andern einst seinen Gästen einen aus Pasteetenteig verfertigten Kessel vor, in welchen Jason seinen Vater Pelias eintauchte. Alle Figuren waren von Capaunenfleisch.

Als Leonardo da Vinci die Reihe der Bewirthung traf, brachte er alle Gerichte in der Form eines achteckigten Tempels auf den Tisch. Der Boden desselben bestand aus einer dickgeronnenen Galerte, die Säulen aus Cervelatwürsten, die Balken aus Parmesankäse, die Schwibbogen aus gebrannten Mandeln und der Chor aus Marcipan. Das Pult darin war eine gebratene Kalbsbrust, das darauf liegende Buch ein blätteriger Butterkuchen und die Chorschüler waren gebratene Krammetsvögel und Schnepfen.

Diese Zusammenkünfte fanden so viel Beifall, daß daraus die Gesellschaft der Mauerkelle entstand, in welcher alle Mitglieder in einem Maureranzuge erschienen und denen, die darin aufgenommen wurden, mit einer silbernen Kelle der Mund mit Milchrahm bestrichen ward, um sie dadurch zum Schweigen zu verbinden. Viele vornehme Herren, besonders die Fürsten aus dem Hause Medicis, ließen sich darin aufnehmen.

Interessant und Interessirt.

S***, der sich im Kriege durch Lieferungen ein großes Vermögen erworben und sich darauf den Titel Commissionsrath gekauft hatte, glaubte nun auch, daß es nöthig sey, ein Haus zu machen, wo er die feine und gebildete Welt bei sich sähe. In diesem Vorsatz bestärkte ihn hauptsächlich seine Gattin, die eine Art neumodischer Bildung erhalten hatte, welche ihrem Mann, einem rohen Glückspilze, ganz abging.

Dieser Mangel an Bildung zeigte sich sowohl in seinem Benehmen, als auch in seiner Art sich auszudrücken. Er verwechselte oft, wie der gemeine Mann, ähnlich lautende Wörter, mit welchen er ganz falsche Begriffe verband. Hierüber gerieth er oft mit seiner Frau in Streit, wenn sie ihn darüber zurechtweisen und belehren wollte. Von ihm kam das Vermögen her, er glaubte daher alles besser zu verstehen, als sie, die er, ohne große Aussteuer, geheirathet hatte.

Bei ihm waren z. B. die Wörter interessirt und interessant Synonyme, und darüber erhob sich zwischen den beiden Eheleuten ein heftiger Streit, als eben der Herr Professor M*** dazu kam.

Nun, sagte die Frau: der Herr Professor mag unsern Zwist entscheiden. Mein Mann behauptet, daß interessirt und interessant gleichbedeutende Wörter sind. Seyn Sie doch so gut, und machen Sie ihn mit dem Unterschied bekannt.

„O, das ist nicht schwer," versetzte M...: „Sehen Sie, Herr Commissionsrath! wenn Ihnen Jemand Geld zahlt, so ist das sehr interessant; wenn er aber von Ihnen Geld ausgezahlt verlangt, so ist das interessirt.

* An den Herausgeber des Bgfds.

Der Verfasser der „treffenden Bemerkung" in Ihrer 10. Nummer scheint an die Unmöglichkeit der Verbrennung von Eisen-Geräthschaften zu glauben; denn sonst würde seine Bemerkung keine Deutung zulassen. Will er sich indessen vom Gegentheil der sich eingebildeten Ueberzeugung versichern, so mag er nur einige solcher Eisen-Geräthschaften, wie er nach Columbia gesandt hat, während etwa 12 Stunden in ein Feuer legen, dessen Hitze ohngefähr der gleich kommt, die ein paar hundert brennende hölzerne Häuser hervorbringen. Wenn er dann seine Eisen-Geräthschaften wieder zu Gesicht bekommt, so wird er sehen, daß er sich richtiger ausgedrückt haben würde, wenn er seine „treffende Bemerkung" eine vorüberfliegende Bemerkung genannt hätte.

Der Unterzeichnete, welcher glaubt, daß der Punkt, der durch die vorüberfliegende Bemerkung getroffen werden sollte, in Bremen zu erkennen ist, versichert hier blos: daß ihn der Columbianer durchaus nicht näher angeht, wie der ungenannte vorüberfliegende Bemerker und Epigramm-Dichter. Doch da der Unterzeichnete in Columbia selbst einige Brände von einigen hundert Häusern gesehen hat —

so wie auch die Ueberreste von Eisen-Geräthschaften, die beim Löschen daraus hervorgeholt wurden, so glaubt er dem vorüberfliegenden Bemerker und Epigram-Dichter den obigen Versuch anrathen zu müssen, damit er sich über die Natur und Beschaffenheit der Gegenstände, womit er nach Columbia handelt, besser unterrichten kann, wenn er will.

Bremen, am 3. Febr. 1820. S.

Anklänge.

Schön ist das Leben! Gottes Hauch beseelt es unter aller Gestaltung. — Eines Baches kochende Wellen schaukeln den Menschen zwischen blumigen Gestaden dahin. Der Eine weilt, allmächtig angezogen, bei einem traulichen Vergißmeinnicht, und das Bächlein fließt ruhig vorüber, und rieselt aus des Urquells heiliger Grotte ihm immer neue Kühlung zu. Ein Anderer strebt nach dem Brausen des Meeres, und verschmäht die stillen Blümchen, und das Bächlein führt ihn pfeilschnell fort, und wächst im Augenblick zum Fluß, zum Strom, zum Meere — und begräbt ihn donnernd unter seinen Fluthen. — O, zeigt auch mir, ihr Blumen, daß ich aus eurem Blau den Himmel sauge, ehe mich des Stromes unwiderstehliche Gewalt hinabreißt in jene fürchterliche Nacht des Grabes!

Schön ist das Wissen! Denn es ist unendlich. Ihr Kurzsichtigen, die ihr des Wissens Grenze an eurem Horizonte wähnt, wendet die Augen zu des Himmels ewiger Mechanik, und sehet — oder erblindet!

Schön ist der Gedanke! Er fliegt dem Wissen vorauf zu den Sternen, ja bis zur Ewigkeit. Der Mensch ist frei durch den Gedanken, denn er ist über Zeit und Raum und über deren Fesseln.

Schön ist das Wort! Es ist der Körper des Gedankens. Das Wort ist mächtig, denn es bringt die That hervor. Das Wort ist heilig, denn es ist unwiderruflich. Das Wort befruchtet den Keim zum Guten in tausend Herzen, daß er lieblich aufschießt zur Pflanze, zum Kühlung sendenden Baum. — Darum ist das Leben süß, und das Ruhen im Schatten selbst gezogener Bäume!

Schön ist der Dreiklang! Dunkler als das Wort, ist er unverständlich der niedern Sinnlichkeit. Geistiger als das Wort, weckt er süße Gedanken tief in der Seele des Lauschenden. — Wenn der Ton den rhythmischen Saiten entschwebt, reißt er die Seele mit sich empor, bis er leiser und leiser dahinzittert, und, endlich verhallend, nur sehnende Wehmuth zurückläßt in dem verödeten Busen. — O, heilige Harmonie der Töne, wie der Farben, weihe mich ein durch deinen entzückenden Hauch zur ewigen Liebe!

Schön ist die Liebe! Allumfassend labt sie Millionen mit heil'gem Blute, und zieht zugleich den engsten Zauberkreis um zwei überglückliche Herzen. Sie äußert sich in tausend lieblichen Gestalten: doch immer überfliegt die wahre Liebe mit der Seele Tod und Grab. — Mag auch ein Tod uns nach dem Tode treffen; die Liebe muß der Seele bleiben, denn ohne Liebe ist die Seele todt!

Schön ist der Glaube! Eng verbunden mit der Liebe, schlingt er innig seinen Arm um seine holde Schwester. Ein mächtiger Führer, steht er auf der Grenze zwischen den befahrnen Schachten des Wissens, und den ungeprüften Urgebirgen, welche jenseits liegen. Drei Dinge hält der Glaube heilig: Gott, die Tugend und ein ew'ges Leben!

Schön ist die Hoffnung! Wenn der Seele die Vergangenheit den Kelch der Wehmuth,

wenn die Gegenwart den Kelch des Schmerzes ihr bietet, dann schmiegt die schwache Hoffnung, wie die schwesterliche Rebe, sich fest an den schwankenden Stamm, umstrickt ihn süß mit ihren Ranken, und rasch emporwachsend über seinen Gipfel hinaus, kettet die Stärke ihn an des Himmels Blau, bis die perennirende Pflanze verdorrt und eine andere, nicht minder schöne, ihre Stelle ersetzt.

Schön ist der Traum! Lieblich spielt er, ein Friedensengel, mit dem reinen Herzen. Furchtbar fliegt er, ein Rachedämon, daher, und stößt sein flammend Schwert tief in das Herz des Bösewichts! — Möchte unsere Schlummer nur der Traum beleben, von dem wir wünschen würden: o, daß er doch hinüber dauern könnte bis in das Land, wohin der Tod uns führt.

Schön ist der Tod! Des Traumes Wirklichkeit, beseelt durch Hoffnung, gestützt vom Glauben, begleitet von der Liebe, reicht er die Hand dem Wissen, dem Gedanken; und löst, das schönste Intervall, des Lebens Dissonanzen auf zur reinen, ewigen Harmonie.

Neue Erfindung.

Ein Künstler hat eine Doppelflinte verfertiget, welche die erste und einzige ihrer Art ist, und wodurch die Erfindung, mit Knallpulver zu schießen, erst ihren wahren Werth erhält. Diese Flinte hat weder Hahn noch Batterie und man kann aus derselben 90 — 100 Mal schießen, ehe man einmal wieder Zündpulver aufzuschütten nöthig hat; auch ist die Stelle der Entzündung gegen Wind und Regen ganz geschützt. Die Flinte übrigens mit wahrem Fleiß und in jeder Hinsicht musterhaft gearbeitet. Zu Gotha will auf besondere Anfrage, das Nähere die Expedition des allg. Anz. d. D. mittheilen.

* An Herrn B....

Was kümmert Dich, Batull, die Dichterin?
Du kennst sie nicht und sie mag Dich nicht kennen;
So lang' sie wirket mit bescheidnem Sinn
Muß Deine Zunge spöttelnd sie nicht nennen. —

Vermagst Du Schein und Wesen nicht zu trennen:
Was nützt es Dir, ob dumm, ob klug ich bin? —
Du magst dem Hermes ewig Dich bekennen,
Fürwahr! das bringt handgreiflichen Gewinn.

Und da ich einmal bin nun wie ich bin,
So bitt' ich Dich: — Du wolltest mich ertragen
In dieser, leider, mängelvollen Welt; —

Du selber bist ja noch kein ganzer Held,
(So ahndet's mich) und in den Jugendtagen
Spielt Zephyr schmeichelnd Dir noch um das Kinn. —

Das Heilmittel.

Mich hat vor wenig Wochen
Ein Bienchen hart gestochen,
Mit Schmerz hab' ich's gefühlt;
Da sprach mein Freund: „Zur Stunde
Leg' Erd' auf deine Wunde,
Daß sich die Flamme kühlt!"

Jetzt brennen mir im Herzen
Des Lebens bittre Schmerzen
Viel mehr als Bienenstich';
O, wenn ich auf der Erde
Nicht bald geheilet werde,
Legt in die Erde mich!

Auflösung des Räthsels in Nro. 8.

Die Buchstaben E. e.

Anzeige.

In der Steindruckerei von G. Jöntzen hat das vierte Heft der Blumenzeichnungen die Presse verlassen, und ist in die Kunsthandlung der Herren Comolli und Dreyer geliefert.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 14.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 17. Februar 1820.

* Die Traumerscheinung.

Eingewiegt in süßen Schlummer,
Durch der Flöte Zauberton
Der vom nahen Walde schallte,
Fand ich schön der Liebe Lohn.
Es erschien mir, ach! mit Thränen
Mach' ich's Euch, ihr Freunde, kund —
In der Unschuld Schwanenkleide,
Lächeln auf dem Rosenmund

Aus Elisiums Gefilden
Eine Göttin — lieblich schön.
Fänd' ich Schillers Ideale,
Schöner könnt' ich sie nicht sehn.
Denn die blonden Locken wehten,
Um die Rosenwangen her;
Ach ich schwamm zu dieser Stunde
In des Blickes Wonnemeer.

Und des Auges hehres Schauen
Lachte mich so freundlich an,
Durch der Hände leises Winken,
War ich Bidder bald ein Mann;
Ich erhob mich von dem Rasen
Stürzte ihr zu Füßen hin —
Bat mit thränenvollem Blicke
Ewig bei mir zu verziehn.

Aber ach! zu bald entschwunden
War des Traumes goldne Zeit,
Seelenvoll sah sie nach oben
Hin — wo höh're Seeligkeit.
Zeigte dann mir jene Sterne,
Die da droben ewig ziehn;
Sprach mit leisen Silbertönen:
„Jüngling, schau nach oben hin!

„Keines Weilens auf der Erde,
„Ist mein großes schönes Loos.
„Sieh — auf jenen goldnen Sternen
„Schwebst du, deckt dich einstens Moos;
„Hoffe nichts auf dieser Erde,
„Denn vergebens hoffest du.
„Droben finden wir uns wieder
„Und genießen Engelruh."

Und sie schwebte hin! — vergebens
Sah das Auge bange nach.
Harfentöne hört' ich schallen,
Vom erhabnen Himmelsdach.

Sehnend warf ich meine Arme
Zitternd auf — sie war entflohn
In ätherische Gefilde.
Das war schöner Liebe Lohn.

Kann ich dich nicht mehr erreichen,
Theures, schönes Schattenbild?
Rief ich weinend — und erwachte,
Ach! mein Herz blieb ungestillt.
Nichts auf Erden will ich hoffen
Denn der Wunsch bleibt unerfüllt,
Nein! die Arme will ich breiten
Nach dem theuren Schattenbild.

Droben finden wir uns wieder
Und genießen Engelruh.
Ach! nun wünsch ich abzuscheiden;
Eil ich der Erscheinung zu.
Seht, schon röthet sich der Morgen
Und die Thore öffnen sich.
Ha! was winkt in blauer Ferne? —
Zeigst du schon, Erscheinung, dich? —

G —

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Aus dem Munde der Kinder und Thoren hört man oft die Wahrheit, sprach er unzart, drum sagt mir Kinderchen, was Ihr zu der Streitfrage meint, die ich hier bei offnen Thüren verhandelt habe?

Verschont mich mit dem Ansinnen, Vater, sprach, bis über die Stirne hinauf erröthend, die Tochter: über Don Cortez irgend ein Urtheil zu fällen. Die Ausschweifungen dieses Wüstlings sind so landkundig, daß eine edle Spanierin fast Anstand nehmen muß, ihre Lippen nur mit seinem Namen zu entweihen. — Ach Du meinst die Paar Galanterieen, wegen deren er einige Mal Händel bekam, lachte Velasquez. Die sind gar nicht der Rede werth, und am wenigsten ein Grund ihn zu verwerfen. Im Gegentheil könnten mich solche Temperamentsfehler für den Menschen stimmen, da von einem Wollüstling weniger tiefe schwarze Pläne zu befürchten sind. Ihr Weiber seyd in dem sogenannten Blüthenalter der Empfindung immer ein wenig verrückt. Ihr wollt, daß jeder Mann ein Seraphkopf ohne Körper seyn soll, und haltet ihn gleich für den leibhaftigen Satan, wenn die arme Menschlichkeit ein bischen zum Vorschein kommt. Du bist also in meinem geheimen Rathe nicht stimmfähig; was sagt aber Sennor Escribano zu der Sache?

Es ist hier schwer zu rathen, antwortete dieser: denn die Vereinung alles dessen, was Ihr von Euerm Admiral fodert, scheint mir ein Ding zu seyn, was wir auf der hohen Schule zu Salamanka eine Contradictionem in adjecto hießen. Eigentlich solltet Ihr, um die Ehre und den Vortheil der Unternehmung allein zu genießen, Euch auch allein ihren Gefahren aussetzen.

Das will ich aber nicht, brummte Velasquez.

Oder, fuhr der Neffe fort: Ihr müßt Euch um einen Mann von bewährter Rechtschaffenheit bemühen, mit diesem aber auch alle Vortheile der Expedition theilen. — Das will ich auch nicht, rief der Oheim mit gerunzelter Stirne. — Dann, sprach Juan achselzuckend, bleibt freilich nichts übrig, als es mit dem kühnen Cortez zu versuchen, der allerdings nach meiner Ueberzeugung dazu am tüchtigsten ist. Und schmückt diesen Mann nur die Großmuth die Don Amador an ihm rühmte, so dürftet Ihr wohl ziemlich sicher mit ihm gehn, wenn Ihr ihn durch ein nie wankendes Vertrauen an Euch zu fesseln wißt. Dadurch allein kann ein solcher Character für Euch gewonnen werden, so wie der klein-

ste Beweiß von Mißtrauen ihn zu Eurem entschiedensten Gegner machen muß.

„Der Alkalde, Don Cortez," meldete jetzt der verschlagne Duero mit schüchterner Demuth, und Velasquez, der in dieser Meldung Gottes Finger zu erkennen glaubte, kam dadurch rasch zum Entschlusse, winkte freundlich den Secretär zu sich, gab ihm das schon ausgefertigte Patent für den Feldherrn der neuen Expedition, und befahl ihm den Namen des Gemeldeten in den offen gelassenen Raum einzurücken.

Die Freude über den gelungenen Plan hinter einer bedenklichen Miene verbergend, gehorchte Duero, und ging dann, den Alkalde zur Audienz zu rufen. — Während Isabella mit verächtlichem Kopfwurf das Kabinet verließ, trat der schöne, kräftige Mann mit königlichem Anstande herein und wollte aus einem Aktenbündel, das er entfaltete, dem Statthalter vorzutragen beginnen. — Bindet Eure Papiere nur wieder zusammen, Don Cortez, sprach Velasquez im Tone stolzer Großmuth: Uebergebt sie dem Don Gernika, den ich zu Eurem Amtsnachfolger ernannt, und empfangt zum Ersatz für die verlorne Richterstelle diese Bestallung, um Neuspanien in meinem Namen für den König unsern Herrn, zu erobern. — Nach einem kurzen Schweigen froher Bestürzung rief Cortez im Gefühl seines Werthes: Bei meiner Ehre, Adelantado, Ihr habt wohl gethan und ich werde Euer Vertrauen rechtfertigen.

Das hoffe ich, sprach Velasquez: und zum Beweise, daß ich mich nicht täuschte, müßt Ihr das große Unternehmen mit geringen Mitteln vollbringen. Grijalva's Schiffe sind frisch kalfatert, mit denen, die ich dazu gekauft, erhaltet Ihr eine Flotille von zehn Segeln. Dazu gebe ich Euch zehn Feldstücke und besolde hundert Lanzenknechte aus meiner Tasche. Höher kann ich mich nicht erstrecken. Was noch zur Ausrüstung fehlt an Mannschaft, Rossen, Munition, Wehr und Waffen, das ist Eure Sache, doch mögt Ihr Euch in Neuspanien für Eure Auslagen entschädigen. Ueber die eroberten Länder bleibt mir, wie sich von selbst versteht, das Regiment ausschließlich. Seyd Ihr damit zufrieden? — Gern! rief Cortez fröhlich, obwohl mit einem spöttischen Lächeln über den Geiz des reichen Statthalters, der sich in diesem Abdingen so deutlich aussprach: Zwar ist die Rüstung für einige Millionen Heiden etwas schwach, aber ich habe Geld, Credit und Freunde, und Ihr sollt mit meinen Anstalten zufrieden seyn. Ich beurlaube mich, mit Eifer daran zu gehen. In vier Wochen bin ich segelfertig, und werde dann kommen, Eure Abschiedbefehle zu vernehmen. Er verbeugte sich leicht und ging. Mit Theilnahme sah ihm Juan, kopfschüttelnd sah ihm Velasquez nach und murrte: Die Ehrerbietigkeit des neugebackenen Herrn Generals ist nicht sonderlich; wenn seine Treue nicht besser ist, so habe ich einen Wolf in meinen Schafstall gelassen, der am Ende auch den Hirten zerreißen kann!

Bald wehte vor Cortez Quartier die Fahne der neuen Expedition. Das Kreuz, das sie mit der Umschrift: In hoc signo vinces, führte, sprach zugleich den Vorwand aus, unter welchem die armen Indianer unterjocht werden sollten. Lauter als der Werbung muthiger Trommelschlag, der durch San Yagos Straßen rasselte, sprach Cortez Name, durch die glänzendsten Eigenschaften bei Freunden und Feinden berühmt, die golddurstigen, bekehrungslustigen, Abenteuersuchenden Spanier an, die schaarenweise herbei eilten, sich zu dem Feldzuge einschreiben zu lassen. Mit vollen Händen verschwendete der neue Feldherr sein und seiner Freunde Ver-

*

mögen, die Ausrüstung zu beschleunigen. Hundert Soldaten bewaffnete er auf seine Kosten. Den ärmern Edelleuten, die ihm folgen wollten, schenkte er Pferde aus seinem Stalle und gewann durch diese weise Freigebigkeit vollends alle Herzen. Das Kopfschütteln des alten Velasquez ward immer bedenklicher, je näher der Tag der Abfahrt kam. Denn Cortez Thätigkeit füllte die kleine Residenz mit einem so lauten, fröhlichen Leben, daß aller Blicke sich nur auf ihn wendeten, und die Bedeutsamkeit des stolzen Adelantado mächtig in den Schatten zurückgedrängt ward; und war des Tages Geräusch verhallt, so erklang die Nacht von den lustigen Liedern der Geworbenen, die, weinberauscht, mit Musik vor dem Pallast des Statthalters vorüber zogen, um dem allverehrten General ihr Viva zu bringen. Das wurde doch Velasquez kleiner Seele zu viel; schon begann er seine Wahl zu bereuen, und nur noch seine alte Unentschlossenheit, und die Furcht, für wankelmüthig zu gelten, hielt ihn ab, sich durch Zurücknahme des kaum gegebenen Auftrages lächerlich zu machen.

Während so der alte Oheim in seinem Kabinet von dem verjährten Hasse, von der Besorgniß für die Zukunft, und von dem frischen Neide über Cortez glückliche Werbung gefoltert wurde, begann der junge Neffe, der nichts Besseres und Freudigeres zu thun wußte, mit keckem Jugendmuthe seine Werbung um das Herz der holden Base, deren Schönheit und Geist das seine entzückte, und deren Stolz und Sprödigkeit ihn, statt zurückzuschrecken, nur noch mehr reizte, sein gutes Glück bei ihr zu versuchen. Die nahe Verwandtschaft und die Wohnung, die der Adelantado ihm in seinem Pallaste eingeräume, gaben ihm bei der schönen Tochter, ohne das Loos der drei Könige der Christnacht und des Sylvester-Abends, die Rechte eines Estrecho, Santo und Anno zugleich, und berechtigte ihn zu Vertraulichkeiten, um welche ihn die Blüthe des spanischen Adels auf Cuba beneidete. Dazu spielten ihm die Musikstunden, die er nach Kräften verlängerte und versüßte, Waffen in die Hände, mit denen er, wie er meinte, die Palme des Ziels, das volle, reizende Cortejat von der freien Wahl seiner Göttin in kurzem erkämpfen mußte. Mit diesem felsenfesten Vertrauen auf sich, saß er jetzt in Isabellens Closett, ihr gegenüber, mit möglichster Lieblichkeit eine zärtliche, mohrische Romanze flötend, und die zierliche Stellung, in der er die Guitarre nachlässig zu halten suchte, ja selbst die wohlberechnete Haltung der fein geformten Füße, suchte den Angriff der Flammenblicke zu unterstützen, die, auf der Töne Siegesfittigen getragen, zündend in das Herz der schönen Base eindringen sollten.

Aber die stolze Donna, die jede Eitelkeit haßte, der sie anderswo, als in der eignen Brust begegnete, begann sich über diese Siegessicherheit zu ärgern, sah den Vetter, um ihn dafür zu bestrafen, mit dem gleichgültigsten Gesichte an, das ihr nur zu Gebote stand, hielt dann die kleine, weiße Hand vor den gähnenden Rosenmund, neckte sich mit ihrem Papagay, und bemerkte endlich, als das alles nicht helfen wollte, daß die Romanze doch sehr lang sey. Diese Kritik tauchte des armen Juan's warmes Herz in ein Bad von Gletschermilch, er sah die unbarmherzig Gähnende kläglich an, doch noch einmal siegte die Selbstliebe und er sprach mit leichter Empfindlichkeit: Die Romanze ist so schön, daß man sie noch länger wünschen möchte. Da es der holden Isabella nicht an Geschmack fehlt, das, gleich mir, zu erkennen, so muß ich glauben, daß dieser Tadel nur geheuchelt war, um mich ein wenig zu ärgern. Doch lasse ich mir

diese kleine Neckerei freudig gefallen, deren man gleichgültige Gegenstände in der Regel nicht zu würdigen pflegt. — Nun bei allen Heiligen! rief das grausame Mädchen mit spöttischem Gelächter: Die Eitelkeit der Männer hat doch ein ganz eigenes Talent, alles zu ihrem Vortheile auszulegen. Sogar in der Langeweile, die sie machen, finden sie Stoff zu Triumphen! —

Ihr zwingt Euch, mir weh zu thun, Base, sprach Juan, zu ihr tretend und mit Zärtlichkeit ihre Hand ergreifend: und Ihr beschleunigt dadurch selbst den Augenblick, in dem Euer eigenes Herz Euch drängen wird, die kleinen Schmerzen mir überschwenglich zu vergelten. Einem Gemüthe, wie das Eure, ist diese feindliche Kälte nicht natürlich. Bald wird die reine Götterglut die starre, eherne Rinde schmelzen, und unserer Herzen Doppelflammen werden dann, ein schönes Brandopfer auf dem Altar der Liebe, in einer Feuersäule zum Himmel empor wallen. — Aber ich glaube wahrhaftig, es ist Ernst! rief Isabella unmuthig, das rothgedrückte Händchen betrachtend, das sie dem stürmischen Ritter entzogen. — Wie? Ihr zweifeltet an der Wahrheit meiner Gefühle für Euch, göttliche Isabella? declamirte Juan mit Pathos, stürzte zu ihren Füßen und war im Begriff, durch die glänzendsten Betheuerungen ein Meisterstück liebender Beredsamkeit zu liefern, und der bevorstehenden Catastrophe dadurch die letzte Hülfe zu geben. Aber Isabella fiel ihm in die Rede. — Ehe Ihr mich mit Euren Schwüren erstickt, sprach sie: die ich in unsern alten Ritterromanen zu Dutzenden nachlesen kann, will ich Euch lieber auf Euer ehrliches Gesicht glauben, daß Ihr Euch im Ernst um meine Gunst bewerbt. Aber ich könnte es Euch beinahe übel nehmen, daß Ihr sie so wohlfeil zu erkaufen hofft. Ihr seyd mein guter Vetter, und bis auf das Gefühl der Unwiderstehlichkeit, ein recht leidlicher junger Mensch, aber noch habt ihr nichts gethan, das Herz zu verdienen, auf das Ihr schon, wie auf eine gute Beute rechnet. Fragt Eure Romanzen, durch welche Thaten die edeln Spanier ihre Gebieterinnen zu gewinnen wußten. Ich fühle es, daß ich gegen den hohen Eid nicht lange die Grausame spielen könnte, aber dem Lieutenant Velasquez, dessen Degen noch kein Blut gesehn, muß ich vor allen Dingen den Rath wiederholen, mit dem vor kurzem erst mein Vater seine anmaßenden Wünsche zurückwieß. — Diese Antwort, erwiederte Juan, seinen heißen Schmerz verbergend: beweißt, daß wir eben so verschieden denken als fühlen. Ich liebte Euch mit dem Feuer meines jungen Herzens und hoffte des Euern nicht unwerth zu seyn. Die Liebe erkannte ich für der Liebe Preis; doch nie hielt ich es für möglich, daß sie noch mit etwas anderm zu erkaufen sey, als mit sich selbst. Für eine Himmelsspende nahm ich sie, die ohne Müh' und Opfer aus der Götter freier Gunst dem glücklichen Erwählten in den Schooß sinkt. Ihr erniedrigt sie zur Waare, Euch nur gegen Ruhm und Waffenthaten feil, und beweißt dadurch, daß sie Eurem Herzen ganz fremd geblieben. Ich hielt dies Herz zärtlicher Gefühle fähig. Die Rückkehr von diesem Irrthum befreiet Euch für immer von dem lästigen Werber, dessen einziges Bestreben fortan seyn wird, Euch zu beweisen, daß er mindestens Eure Verachtung nicht verdiente. Er verbeugte sich höflich und ging. Isabella, die ihn grade jetzt zum erstenmale achtete, sah ihm lange nach. Dann rief sie, mit Spott eine bittere Empfindung zu übertäuben suchend, ihrem Papagay zu: Ich habe das Kind böse gemacht, aber es wird schon wieder gut werden; nicht wahr, Yago? — Nein, armer Juan, nein, nein! plauderte der Papagay

Juan's oft gehörte Seufzer, und die Antwort, die die Gebieterin dem Bittenden gegeben, mit gellendem Geschrei in einem Athem wiederholend. Meinst du? flisterte sie erröthend, und drückte mit einem traurigen Seufzer das grüne Köpfchen des Propheten an den schönen unruhig wogenden Busen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Einige Worte in Betreff der Auswanderung nach Amerika.

(Auszug eines Briefes aus Germantown, Pensylvanien.)

August 25. 1819.

Schon lange Zeit ist die Auswanderung von Europäern nach Amerika, als eine der günstigsten Gelegenheiten angesehen, um Glück, Ansehn und Reichthümer in kurzem zu erlangen, wähnend, die dazu von Seiten der Amerik. Staaten verstatteten Begünstigungen, seyen so groß, und vortheilhafte Aussichten und Erwerbsquellen im Lande so reichhaltig, daß sie nie besser ihr Glück, wie sie es nennen, machen könnten. Ferner war und ist auch jetzt noch die fast allgemeine Meinung in Europa, daß dies Land einen wesentlichen Mangel an Künstlern und Handwerkern habe und daß neue Ankömmlinge nicht allein mit offenen Armen empfangen, sondern auch eine augenblickliche Anstellung, mit großen Einkünften verbunden, erhalten würden.

Sie irren sich aber, denn Künste und Wissenschaften, sind hier, wenn gleich nicht grösser, noch eben so weit vorgerückt wie in Europa; indem die freie Verfassung des Landes, Jedermann das Recht giebt, die Kunst oder das Handwerk auszuüben, wozu ihn seine Kenntnisse berufen, daher denn Jeder im Stande ist sein Fach zu der größt möglichsten Vollkommenheit zu bringen und zum allgemeinen Nutzen anzuwenden.

Das Gouvernement bekümmert sich um keine solche Privat-Angelegenheiten und wenn ein Mann Fähigkeit und Fleiß beweißt, kann er gemächlich leben, aber auf keine Weise anders. Daß das zu cultivirende Land den Emigrirten gratis zugewiesen wird, ist ebenfalls irrig, denn seit meinem dreijährigen Aufenthalt, habe ich nie von einem ähnlichen Fall dieser Art gehört. Es ist wahr, man kann für eine mässige Summe eine ziemliche Strecke Landes von circa 100 Acres kaufen, aber diese besteht lediglich in wildem Boden, wobei man mit vielen Schwierigkeiten in Hinsicht der Wegräumung des Gehölzes zu kämpfen hat, und man sich selbst auf lange Zeit mit den nöthigen Lebensbedürfnissen versehen muß, ehe man den geringsten Nutzen davon ziehen kann.

Es ist daher Jedem wohl zu rathen, sich nicht nach Amerika einzuschiffen, der kein genügendes Capital hat sich anzukaufen, oder sich, auf sich lediglich allein stützend, etabliren kann; denn das Gelddarleihen auf gekaufte Grundstücke ist hier sehr ungewöhnlich. Gewiß sind die vereinigten Staaten groß genug um Unterhalt Allen gewähren zu können, die dahin kommen, eben so wenig wird man sie zurückweisen; aber es ist zu bedauern, daß es so viele Irregeführte giebt, welche hierher auswandern, ohne weder die Passage bezahlen zu können noch zu wissen wie und was ihr Schicksal seyn wird. Es bricht mir das Herz, wenn ich Hunderte sehe, selbst solche, die im Stande waren, die Kosten der Ueberfahrt zu bestreiten, mit oder ohne Kenntniß von Kunst oder Handwerk, in den Straßen umhergehen die öffentliche Mildthätigkeit ansprechend! Ist es nicht schrecklich? Für solche, die die englische Sprache nicht verstehen, ist es am schwierigsten fortzukommen, indem selbige überall gesprochen, dagegen die deutsche weniger verständlich ist.

Wenn in Europa die Zeiten schlecht sind, so ist es hier auch nichts besser. Die ärmeren Volksclassen müssen unter vielen Anstrengungen ihr Brod verdienen, aber es ist doch gewiß für sie besser im Vaterlande zu dulden (denn die Zeiten werden wohl besser) als nach einem fremden Lande gebracht zu werden, wo ihnen ungewisses oft trauriges Loos ihrer harrt, und sie in Ermangelung der gehörigen Mittel zur Bestreitung der Ueberfahrt, oft auf drei bis vier Jahre dienstliche Verpflichtungen zur Tilgung dieser Schuld eingehen müssen, in welcher Zeit sie ihren Gläubigern überlassen bleiben.

Es wäre wohl zu wünschen, daß eine genaue, allgemeine, richtige Ansicht über die innere Lage und Beschaffenheit dieses Landes von denen zur Auswanderung geneigten, aufgefaßt würde, um sich vorher zu überzeugen, was sie bei ihrer Ankunft hier erwarten dürfen, indem es hier hinlänglich bekannt ist, daß in diesem Augenblick keine Aussichten für einen Europäer sich darbieten. Es streitet mit meinen Gefühlen eine andere Schilderung zu machen, als was mir täglich begegnet, und indem ich glaube, daß in

mir noch deutsches Blut verblieben, um kein anderes Verlangen zu haben als die Wohlfahrt und das Glück meiner Landsleute zu sehen, hoffe ich auch, daß das Gegenwärtige nur als von solchen Beweggründen geleitet aufgenommen werden möge.

Ein Deutscher.

Denksprüche.

(Nach dem Lateinischen.)

1.

Religion und Gesetz.

Religion und Gesetz sind beide im innigsten Bunde:
Jene bezähmet das Herz, dieses die frevelnde Hand.

2.

Fürstenwürde.

An dem Gesetze vergeht sich der Unterthan wie an dem König;
Aber der König, als Fürst, sündigt allein nur dem Herrn.

3.

Andacht.

Rein sey die Brust bei'm Gebet; der Geist beflügle die Rede;
Was dem Herzen entströmt, werde der Inhalt des Fleh'ns.

4.

Todeserwartung.

Möge sie nahe schon seyn, sey fern noch die Stunde des Todes:
Sünder bist du, der sie wünscht; Sünder auch du, der sie scheu't!

5.

Gemüthserhebung.

Lenke das Auge zurück auf den Anfang des irdischen Lebens;
Sende die Blicke voraus, denkend der nahenden Gruft,
Hebe sie glaubend empor zu dem Lande vollendeter Geister;
Würdig der himmlischen Höh'n, schau' auf die Erde hinab!

---

* Monolog an meine Holde.

(Fragment.)

— — —

Wie zittert nicht des Freundes Hand, die ängstlich schreibt,
Was er dir lang bestimmte, was er sorgsam wählt;
Wie sinnt sein Blick, wie bebt sein schwankend Herz! — —
Kommt dieses Blatt in deine Hände, oder kommt es nicht —
Das ist die Frage. Ob's der Zufall, ob's die List vermag,
Ob Güte nicht, und freundliche Gefälligkeit — —
Ob Muth und Kühnheit besser sey, als langes Zögern —
Das alles wälz' ich im Gemüth! — — sieh, sieh —
Bald trägt's der leichte Vogel in dein offnes Fenster,
Mit zartem Schnabel vom Balkone aufgepickt —
Bald findet es die treue Zofe an der Pforte —
Bald führt's vielleicht des Windes Flügel hin zum Ziel —
Sieh — alles das träumt ängstlich meine Seele!
Die forscht, was räthlich, was zu lassen sey. —
Ob es in deine Hände kommen darf, das sagte längst
Dein Auge mir. Nur — wie? das macht uns sorgenvoll.
Und doch bist du noch fühllos, giebst kein Zeichen

Der Gegenlieb' von dir, täusch'st schadenfroh mich noch!

Und doch verlang' ich ungestüm nichts — fordre nichts —

Und bitte nichts — nur ruhig liegt des Lebens Landschaft

Vor mir, du bist die Sonne drin, die mich erwärmt,
Du bist der Quell, der mich erquickt, die heitre Wiese,
Die mit dem sanften Grün mein Auge labt — du Bächlein,

Du Quell, der all mein Dürsten stillt, du Quell der Wonne,

Du Quell des Lebens, der Zufriedenheit! —
Ob du mich liebst, du meine Herrin und Gebieterin,
Ob nicht — ich will nicht fragen — Frag' ist schon nicht Liebe mehr.

Liebst du mich nicht — 's giebt eine Elegie, ein traurig Lied!

Ich sage dir's — das meine Seel' umdüstert,
Und dich mit fortzieht zu der Oede, glaub' es nur. —
Ein Trauerspiel giebt's, liebst du mich nicht — Weißt du noch —

Wie Ferdinand — den Becher — weißt du? — wie Louise —

Ihn leert — ein traurig Spiel — wie Hamlet und Ophelia — dies Spiel,

O Mädchen, Theure, Herrliche — willst du's — willst du es spielen?

---

* An — — —

Die Liebe ist der Zauberstab durch's Leben,
Der Zufall nicht — ein Gott hat ihn gegeben.
Nehmt grausam ihr dem Wandrer diesen Stab,
Fällt seines Lebens beste Blüthe ab.

Vom Pallast hin zu altbemoosten Hütten,
Vom Feuerländer bis zum stolzen Britten,
Sehnt alles sich mit liebevollem Sinn,
Nach dieses Lebens Zauberstabe hin.

Er bringt Licht in die Nacht bei trüben Stunden,
O wohl mir! So hab' ich den Stab gefunden.
Mir immer heilig — immer Kronen werth,
Im Sinne wie der Göttlichste dies lehrt.

Einst war der Stab entheiligt und verloren,
Da wurde hehr der Gottmensch uns geboren,
Vor ihm ging durch die Welt ein neu Gebot
Der Liebe, schön wie Himmels-Morgenroth.

Nun bleibt der Liebe Zauberstab durch's Leben
Der Zufall nicht — ein Gott hat ihn gegeben,
Nimmst guter Engel du mir diesen Stab
Fällt meines Lebens beste Blüthe ab.

*

---

* Zweisylbige Charade.

Der Argliſt Bild, des Schmeichlers Leben,
Verführungskunst und falschen Freund;
Es kann nichts hassenswerth'res geben,
Du trifft es üppig hier vereint.

Drei Zeichen nimm, und Deinem Leben,
Dem Kranze der Zufriedenheit,
Sey es vom Himmel zugegeben;
Doch nimmer eine sich's dem Leid'.

Dann laß noch ein's der Zeichen schwinden,
Es spricht Dich gallisch — freundlich an,
Ein reines Wesen wirst Du finden,
Das Dich schon hier beglücken kann.

A. Daeyes.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 15.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 20. Februar 1820.

* Anna's Grab.

(Begebenheit aus der Smuggelzeit.)

Sah't ihr nicht den Felsenbogen
Einsam steh'n am Küstenrand,
Wo die Nordsee ihre Wogen
Schäumend roll't um Helgoland? —
Sah't ihr wie die Brandung stürmte,
Wenn der Nord das Fluthenreich,
Welle, hoch auf Welle, thürmte,
Einer Reihe Hügel gleich? —

Ewig wogt's — die Fluthen schäumen,
Stürmen an das Klippenland;
Bis es in den öden Räumen,
Einst — ein Raub der Brandung schwand.
Und der Schiffer flieh't die Stelle,
Schroffe Riffe birgt die Fluth;
Und des Meeres krause Welle
Deckt das Grab, wo Anna ruh't.

Lieb und schön — wie Rosen blühen,
Wie die Abendsonne lacht;
Wie Aurorens Flügel glühen,
Wenn der junge Tag erwacht,
Keusch und fromm — war sie im Kreise
Stiller Häuslichkeit erblüh't;
Einfach — nach des Landes Weise,
Wo noch Sinn für Tugend glüh't.

Mild — im Schooße lauer Lüfte,
Zog der Frühling auf das Land;
Streute Blumen in die Klüfte,
Primeln an den Felsenrand,
Blumen, die der Frühling streu'te,
Wob zum Kranz' sich Anna's Hand,
Die im Schmuck' der jungen Bräute,
Unter den Gespielen stand.

Und sie saß am Felsenhange,
Blickte sehnend auf die Fluth,
Die im ew'gen Wogendrange
Nimmer rastet, nimmer ruht:
Blickte nach dem Küstenlande,
— Nur aus Sagen ihr bekannt —
Wo im blühenden Gewande
Ihres Sehnens Eden stand.

Schöner war es dort zu wohnen,
In der grünen Frühlingswelt;

Unter schlanker Bäume Kronen,
Auf dem lenzumblümten Feld'.
Wo die Silberströme wallen
Durch der Berge kühnes Thor,
Wo die Haine wiederhallen
Von der Vögel buntem Chor';

Wo die reichen Heerden weiden
An des Hügels sanftem Saum';
Wiesenteppiche sich breiten,
Düfte streu't der Blüthenbaum.
Wo von freier Städte Zinnen
Noch der Hansa Wimpel wehn,
Bäche durch die Thäler rinnen,
Quellen von den grünen Höh'n.

Schöner war es dort zu wohnen,
Eh' der Knechtschaft herbes Band,
Sich um freier Reiche Kronen,
Um der Hansa Wimpel wand —
„Kannst wohl sehnend hinwärts schauen,
„Siehst doch nicht die Thränenfluth,
„Nicht das trüb' umflorte Grauen,
„Das auf allen Fluren ruh't!

Anna blickte auf die Wogen:
Weiße Segel tauchten auf,
Nahmen zu dem Felsenbogen
Ihren vorgeschriebnen Lauf;
Und ein Wald von stolzen Masten
Wogte um das Felsenland,
Vieler Schiffe reiche Lasten
Trugen Kähne an den Strand.

Durch die graufe Wasserwüste
Wogte sich des Seemanns Muth,
Schaffte zu der fernen Küste
Das verbot'ne fremde Gut;
Zagte vor der Späher Heere,
— Das am Ufer lauernd stand —
Mehr, als vor dem falschen Meere
Und der Fluthen Wogenbrand.

Des Gewinnstes goldner Hügel
Schimmerte auf Helgoland.

Hoffnung trug mit Windesflügel
Ihre Söhne an den Strand.
Fremde, unglückschwang're Sitte,
Ehrsucht, Streben nach Gewinn,
Scheuchten aus des Völkchens Mitte
Bald den harmlos frohen Sinn.

„Keusch und rein soll zum Altare,
„Brautgeschmückt die Jungfrau geh'n,
„Und der Kranz in ihrem Haare
„Soll im Glanz der Unschuld weh'n!
„Und der Mund des Volkes sagte:
„Solchen Kranz trug jede Braut,
„Bis der graufe Morgen tagte,
„Dem das fremde Gift vertrau't!

„Traue nicht dem süßen Worte,
„Das der falsche Fremdling spricht;
„An des Abgrunds finstrer Pforte,
„Rührt dein Schmerz den Harten nicht.
„Anna, sieh' die Natter schleichen,
„Traue nicht der bunten Haut,
„Nicht den blühenden Gesträuchen,
„Wo sie gift'ge Netze baut.

„Trau' ihm nicht! wenn im Gewande
„Süßer Zärtlichkeit er nah't,
„In des Blickes dunkeln Brande
„Liegt der Spiegel seiner That;
„Ruhig sieht er dich vertrauern,
„Ueberhört des Warners Ruf,
„Sieht das Flammenschwert nicht lauern,
„Das die finstre Schuld erschuf!

„Wehe! -- deine Lippen beben,
„Deiner Wange Rose bleicht;
„Deiner Unschuld stilles Leben
„Hat sein gift'ger Hauch erreicht.
„Lächelnd sieht er deine Schmerzen,
„Eilt von neuem zum Genuß:
„Aus dem ausgebrannten Herzen
„Tilgt dein Bild der Wollust Kuß."

Wehe! — die Gespielen weichen
Wo die Trauernde erscheint;

Keine darf die Hand ihr reichen,
Und die alte Mutter weint.
Anna darf zu Gott nicht beten;
Anna, die sein Wort verhöhnt'
Darf nicht in die Reihen treten,
Die der Leib des Herrn versöhnt.

Und sie saß am Felsenhange,
Kalt hinstarrend auf die Fluth,
Die im ew'gen Wogendrange
Nimmer rastet, nimmer ruh't;
Lockend klang es aus der Tiefe,
Wie des Falschen Schmeichellaut,
Und es war, als ob es riefe:
„Komm herab, du holde Braut!"

Starr zum Abgrund hingebogen,
Sah sie in des Meeres Schlund:
„Nein, es hat mich nicht getrogen,
„Eine Stimme that sich kund,
„Rief mich freundlich zu sich nieder,
„Und das erste sanfte Wort,
„Hörte die Gefall'ne wieder:
„Mächtig, mächtig reiß't mich's fort.

„Ha, es tagt! — ihr finstern Mächte,
„Die die düstre Schuld erschuf,
„Daß ich euch ein Opfer brächte,
„Mahn't ihr mich mit leisem Ruf.
„Wohl! — die Falschheit brach die Blüthen
„Aus dem heitern Jugendreich',
„Falschheit darf den Kranz nur hüten,
„Nehmt den welken Blüthenzweig! —

Und mit fliegendem Gewande
Schwang sie lautlos sich hinab,
Zu dem wilden Wogenbrande,
In das falsche Fluthengrab.
Und der Schiffer flieht die Stelle,
Wo die holde Anna ruh't;
Bei des Mondes Silberhelle
Schwebt ihr Schatten auf der Fluth.

A. Daeves.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

In seines Gemüthes innersten Tiefen verletzt, taumelte unterdeß der arme Juan durch die Straßen San Vagos. Da that ihm plötzlich der Orgelklang kund, daß er sich der Kirche gegenüber befinde. Des Busens Stürme durch des Gotteshauses Frieden zu besänftigen, trat er herein. Dort war eben Cortez mit seiner Equipage versammelt, den Herrn der Heerschaaren um Segen für den beginnenden Feldzug anzuflehn. Die Musik des hohen Chores goß ein reiches Meer begeisternder Töne in das Schiff der Kirche herab. Durch die Donnerwolken der Pauken zuckten die Trompetenstöße, wie Blitze, versöhnend flogen, wie Engel der Liebe, Flötenklänge durch den Aufruhr, und gleich einer Götterstimme durchgreifend schuf die majestätische Orgel in dem scheinbaren Chaos Klarheit und Rythmus und löst'e die Dissonanzen auf in einem rauschenden Lobchoral. Juan fühlte sein Herz schwellen, und heldenmüthige Entschlüsse verdrängten den heißen Liebesschmerz mindestens auf Augenblicke. Da bestieg Bartholomäus de Olmedo, Cortez Feldpriester, die Kanzel, den Kriegern die Heiligkeit des neuen Berufes und die Pflichten, die er von ihnen fodere, einzuschärfen.

Nicht bloß einen Welttheil dem Zepter unsers Kaisers zu unterwerfen, rief er mit frommer Begeisterung, nicht bloß dieses Welttheils reiche Quellen dem Mutterlande zuzuführen, folgt Ihr über Meere zu Sieg oder Tod dem neuen Panière. Das heilige Zeichen, mit dem es sich geschmückt, spricht einen höhern Zweck aus. In jenen gesegneten Gegenden schmachten Millionen Heiden in des Aberglaubens dunkler Nacht, in die noch nie ein Strahl der ew'gen Glaubens-

*

sonne drang. Vor elenden Götzen, ihrer Hände Werk, den Nachbildern höllischer Geister knieen sie, zum Opfer den eigenen Körper zerfleischend, und tausende ihrer Brüder unter langsamen Qualen schlachtend. Aus diesem tiefen Elend sie zu reißen, des einzigen lebendigen Gottes Macht und Güte sie zu lehren, der keine Menschenopfer braucht und will, des eingebornen Sohnes Opferung, die diese Bußen für Zeit und Ewigkeit vernichtet, des Geistes Heiligung zu verkünden, der sich mit feurigen Zungen auf die Apostel ausgoß, sie zur Erleuchtung ihrer blinden Brüder einzuweihen; das, Ihr Streiter Gottes, ist Euer höchster Zweck. Doch um ihn zu erreichen, müßt Ihr selbst durch Wort und That den Namen Christi ehren, durch Liebe entzünden das Licht des Evangelii in den finstern Gemüthern. Nicht Raubsucht, nicht Mordbegier noch Sinnenlust beflecke die Krieger, die sich der Herr zu seinen Werkzeugen ausersehn. Denn Schwerdt und Feuer zwingt die Körper nur, die Herzen wollen mit geistigen Fesseln gebunden werden. Was hälf' es Euch, die Götzen von ihren blutbesprützten Altären herabzustürzen, wenn Ihr nicht in den Herzen das Bild des wahren Kreuzes zu erhöhen vermögt. Dazu gelobt Euch, dafür vergießt, so es Noth thut, freudig Euer Blut, und die schöne Hoffnung, tausendmaltausend Seelen auf den Pfad des Heils zu leiten und im Schooße des ewigen Vaters zu versammeln, begeistere Euch, wenn die irdische Leidenschaft dem schwachen Willen allzumächtig werden will. Wenn Ihr mit solchen Entschlüssen den großen Kampf zu kämpfen geht, dann mögt Ihr getrost ihn mit dem Feldgeschrei beginnen, mit welchem einst der heilige Einsiedler den Kreuzzug weihete, der unsers Heilands Grab den Christen wiedergeben sollte: Gott will es! — Gott will es! rief der hohe Cortez mit edlem Feuer. Gott will es! jauchzte der Krieger Haufen, der das Kirchenschiff füllte, Gott will es! scholl's freudig von den Chören herab, und überall flogen die Klingen aus den Scheiden, und ihr muthiger Schwung streute tausend Blitze durch das dunkelnde Gewölbe, und überall umarmten sich die Männer entzückt, während sie die Degen hoch emporstreckten zum Schwur, freudig für den Willen ihres Gottes zu streiten und zu sterben. Verschwunden war in diesem Augenblick jeder Beweggrund der kleinlichen Ichsucht, nur das eine Höchste, das sie erkannt, füllte die Herzen, und Bartholomäus, von der Wirkung der eignen Beredsamkeit mächtig ergriffen, vermochte nichts mehr, als aus dem vollen bewegten Herzen noch einmal zu rufen: Gott will es! Amen.

Amen! rief der begeisterte Juan ihm nach, und durch das starke Wort zur starken That entflammt, mit dem unerschütterlichen Entschlusse im Busen, stürzte er aus der Kirche.

Um diese Zeit saß der Statthalter finster in seinem Gemache und schaute mit bitterm Lächeln dem Diego d'Ordaz, seinem besten Freunde, nach, der ihm so eben die Erlaubniß, Cortez Expedition mitzumachen, abgetrotzt hatte. Neben ihm saß Isabella, die sich vergebens mühte, mit ihren neuerlernten Lautentönen, wie mit Davids Harfenspiel, des Neides und des Hochmuths Quälgeister von dem neuen Saul zu verscheuchen. — Da trat der Hauptmann Pamphilo Narvaez herein, ein eben so hochmüthiger als tapferer Degen, Cortez geheimer Feind und Isabella's offner Verehrer. — Velasquez fragte ihn mürrisch: ob er etwa auch komme, ihn um Urlaub zum Feldzuge nach Neuspanien zu bitten? — Nein, Adelantado, antwortete dieser höhnisch: Da alles dem neuen Messias zuströmt,

so müssen ja doch noch einige Officiere in Cuba zurückbleiben, damit wenigstens in der Residenz die Wachen bezogen werden können. — Das ist wohl eine herbe Uebertreibung, Don, rief Isabella, die den übeln Willen, der aus ihm sprach, durchschaute, und trotz ihrer Abneigung gegen Cortez verachtete. — Wenn Ihr mir die Ehre erwiesen, meinen Character näher zu prüfen, erwiederte Narvaez so heftig, als es ihm die spanischritterliche Galanterie gegen die angebetete Dame zuließ: so würdet Ihr überzeugt seyn, daß schon mein Stolz mir jede Unwahrheit unmöglich macht. Daß ich nicht übertrieben, mag Euch das Verzeichniß der Edelleute beweisen, die an dieser Expedition Theil nehmen. Ganz neuerdings haben sich Franzisco de Morla und Bernal Diaz del Castillo einschreiben lassen. Aus Trinidad werden Escalante, Sanchez Farfan, Mexia, Pedro Alvarado mit vier Brüdern und Alfonso Davila zu dem Zuge stoßen, Portocarrero, Sandoval und Rangeli sind auch schon so gut, als entschlossen, und — Jetzt stürmte Juan in's Gemach und auf Velasquez losstürzend, rief er: Eine Bitte an den Adelantado, die mir der Oheim gewähren muß. O sagt sie mir zu! — Ehe ich vernommen, was ich gewähren soll? fragte Velasquez strenge: Ihr traut mir große Uebereilung zu, Juan, und gebt mir zugleich Argwohn, daß Euer Gesuch eine Jugendthorheit betrifft, die ich nicht erlauben darf. Drum bittet zuvor und erwartet dann, wie es sich geziemt, meine Entscheidung. — Laßt mich mit Cortez ziehn, bat flehentlich der Jüngling. — Auch Du Brutus?! spottete Narvaez, und fragte dann triumphirend Isabellen: Bezüchtigt Ihr mich jetzt noch der Uebertreibung, Sennora? Aber diese blieb ihm erbleichend die Antwort schuldig, während der Statthalter den Neffen zornig fragte: wie er so plötzlich auf den tollen Einfall gekommen sey? — Ich habe den herrlichen Bartholomäus gehört, ergoß sich Juans Suade im reißenden Strome: Er hat es mir klar gemacht, was in Neuspanien und wie es gewirkt werden kann. Ich fühle Muth und Kraft in mir, Christi Ritter zu werden, und freue mich darauf, im Kampfe für ihn, die heilige Märtyrerkrone zu erringen. Lange schon empfand ich ein unbestimmtes Drängen und Treiben in meiner Brust, das ich thörig für eine andere Neigung hielt. Jetzt ist das Räthsel meines Innern plötzlich mir gelöst. Es war die Sehnsucht nach einem höhern Wirkungskreise. Drum sprecht freundlich Euer Ja, Herr Oheim, Ihr macht mich dadurch unaussprechlich glücklich! — Wenn ich ein Thor wäre, wie Ihr, polterte Velasquez: So ist es also dem Schlaukopf sogar gelungen, den nächsten Anverwandten mir zu verführen, vielleicht um ihn dereinst zur Geissel oder zum Werkzeug gegen mich zu brauchen. Zum Glück für Euch und mich seh ich ein wenig weiter und sage mit dem vollsten Entschluß des Mannes: Nein! — Ihr seyd mein zweiter Vater und mein Vorgesetzter, Herr Oheim, sprach erschüttert, doch gefaßt, der Jüngling: Ich weiß, was ich Euch schuldig bin, drum thuts mir weh, Euch frei erklären zu müßen, daß ich Euch dießmal nicht gehorchen kann. — Wenn der Adelantado einmal seinen Willen ausgesprochen hat, mein Kind, grollte Velasquez mit verbissenem Grimme, so steh'n ihm, Gott sey Dank, noch Mittel zu Gebote, diesen Willen durchzusetzen. Ihr zieht nicht nach Neuspanien! — Ich muß! sprach Juan bittend aber fest. Was Ihr müßt, das sollt Ihr gleich erfahren, schrie aufspringend der Statthalter: Hauptmann Narvaez, nehmt ihm seinen Degen ab. Er hat Arrest bis auf weitern Befehl. Betäubt stand Juan, während Narvaez mit höhnischem Lächeln den Degen aus

dem Bandelier zog, und das Gemach verließ, um die Wache zu rufen. Noch ehr' ich den Verwandten in Euch, tobte Velasquez fort, Isabellen, die ihm fürbittend um den Hals fallen wollte, unsanft zurückstoßend, aber noch einen Beweiß der Insubordination, der leiseste Versuch der Haft zu entrinnen, und Euer Haupt fällt als Opfer der beleidigten Majestät des Herrn, in dessen Namen ich auf Cuba herrsche. Das merkt Euch und lernt gehorchen! Er sprach's und entfernte sich mit ächt spanischen Schritten.

Isabella aber näherte sich, wunderbar verwandelt, mit schüchterner Zärtlichkeit dem versteinerten Vetter, ergriff mit ihren zarten Händen seine, wie zum Kampf geballte, Rechte, drückte sie sanft und frug mit süßen Schmeicheltönen: Ist die Rache, die Ihr an der eitlen Thörin nehmt, nicht zu hart, Juan? — Gott, welcher Ton! rief der Jüngling, den diese Worte von der Folterbank der erlittenen Kränkung auf Windesflügeln in ein Paradies trugen. Sein Auge verschlang die Strahlen des ihren, dessen Stolz in der reinen Thauperle untergegangen war, die in ihm glänzte, die trotzigen Falten seiner Stirn glätteten sich, die straffen Sehnen der geballten Faust spannten sich unter dem warmen Drucke ab, und ihre Hand an sein Herz ziehend, jauchzte er: Isabella! — Nicht wahr, jetzt bleibt Ihr? flisterte, hold erröthend, das liebliche Mädchen. — Dafür hat ja bereits der Adelantado gesorgt! antwortete er bitter, und die Stirn-Adern schwollen von neuem an. — Doch wenn mein Vater, von meinen Bitten erweicht, Euch die Freiheit wieder giebt? fragte sie furchtsam weiter. — Dann, dann betet für mich bei der Jungfrau Mutter, rief Juan mit Erhebung: für deren göttlichen Sohn ich streiten will, und sollt' ich in dem heiligen Kampfe fallen, so schenkt dem Todten freundlich dann die Achtung, die er im Leben nicht zu verdienen verstand. — Nein, Juan, nein, Ihr dürft uns nicht verlassen, schluchzte Isabella an seiner Brust, und fuhr mit einem lauten Schrei zurück, denn eben trat Narvaez mit drei Hellebardieren von der Leibwache des Statthalters in's Zimmer, um den Gefangenen abzuführen, und sein dunkles Gesicht ward noch dunkler, als er die schöne Gruppe sah, die sein Erscheinen zerriß. Doch gewaltsam zwang er die verzerrten Züge in die Miene des ruhigen Triumphes zurück, und gebot dem Jüngling mit wichtiger Gravität, ihm zu folgen. — Der Auftrag scheint Euch Freude zu machen, Don Narvaez, sprach Isabella, der sein Mienenspiel nicht entgangen war, mit bittrem Spotte: und es giebt auch wirklich für einen Ritter kein sichreres Mittel, sich bei seiner Dame in Gunst zu setzen, als den Alguazil zu spielen gegen einen Waffenlosen. Da schaute Narvaez die Spötterin mit rollenden Augen an, und öffnete schon den Mund zur heftigen Gegenrede. Aber er besann sich noch, verschlang die schnöde Antwort, die ihm auf der Zunge schwebte und sprach, auf die Thür deutend: Ist es Euch gefällig, Don Velasquez? Dieser würdigte ihn aber keiner Antwort, sondern sprach, zu Isabellen gewendet: Auch auf des Unglücks Dornenfelsen kann der Freude Himmelsblume blühen. Das fühle ich in diesem bittersüßen Augenblicke. Eure großmüthige Theilnahme giebt mir ein holdes Götterbild in meinen Kerker mit, um meines Kummers Nacht mit wildem Rosenglanze zu erhellen. Dafür nehmt meines Herzens heissen Dank, und lacht dem armen Juan einst die Freiheit wieder, so vergönnt ihm, daß er seine ersten Waffenthaten auf Eures Busens heiligem Altar zum Opfer niederlege. Er drückte seine heißen, trocknen Lippen auf ihre Hand und stürzte fort. Narvaez verbeugte sich ernsthaft,

und folgte ihm mit den Trabanten, und Isabella, ihm mit gerungenen Händen nachblickend, rief mit sanftem Weinen: Ich habe ihn nur wieder gewonnen, um ihn auf ewig zu verlieren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf Abschlag!

Der *** Rath *** war sehr verschuldet. Er traf ein Abkommen mit seinen Gläubigern, und sie erhielten in bestimmten Fristen abschlägige Zahlungen von seinem Gehalte.

Einer seiner Gläubiger, ein angesehener Kaufmann, den er lange von einer Zeit zur andern vertröstet hatte, und der bei diesem Abkommen sehr zu kurz kam, ging zu ihm, und machte ihm deshalb Vorwürfe. Der *** Rath *** gerieth noch mehr in Hitze als sein Gläubiger, und der Wortwechsel endete damit, daß der Erstere dem Letztern eine Ohrfeige gab.

Der Kaufmann beschwerte sich deshalb bei dem Minister ***, dem Chef des *** Raths ***.

Geben Sie mir Ihre Schuldverschreibung, sagte der Minister ***, ich werde die Sache abmachen.

Nach einiger Zeit wies der Minister *** dem *** Rath eine außerordentliche Gratification an, ließ ihn zu sich rufen, machte ihm dies bekannt, und sagte zu ihm:

„Hier ist aber noch eine Schuldverschreibung von Ihnen an den Kaufmann N***, den Betrag davon werd' ich diesem zahlen, und Ihnen diese Schuldverschreibung als baares Geld anrechnen lassen.„

Ich glaube, Ew. Exzellenz, der Kaufmann N*** hat schon etwas auf Abschlag erhalten.

„O ja," versetzte der Minister ***, „eine Ohrfeige."

Anekdoten.

Eine junge, schöne Künstlerin wurde in der Rolle der „Sena" in Salamons Urtheil gerufen. Sie dankte sehr naiv in folgenden Worten: „Salomons Urtheil war gerecht und weise, aber das Ihrige ist noch weit gerechter!"

Ein Spanier suchte einst mit heftigen Worten die Vorzüge seiner Nation gegen einen Portugiesen geltend zu machen, und brüstete sich mit der Versicherung, daß das Haupt der Kirche, der heilige Petrus, ein Spanier von Geburt gewesen sey. Allein der Gegner wollte den Heiligen seinem Vaterlande eben so wenig abstreiten lassen, und verpflanzte dessen Geburt erst nach Portugal. Der Streit wurde heftiger. Beide Theile beschlossen endlich, in dem ersten, der ihnen begegnete, einen Schiedsrichter zu finden. Zufälligerweise war dieß auch ein Portugiese, und sperrte der Spanier sich auch ein wenig, so unterwarf er sich doch seinem Urtheil. Wie groß war sein Erstaunen, als ihm das Recht zugesprochen wurde; der Portugiese wurde von seinem vaterländischen Freunde mit Vorwürfen überhäuft. Dieser rechtfertigte aber seine Meinung, indem er behauptete: „Der heilige Petrus müsse ein Spanier gewesen seyn, denn als Portugiese würde er seinen Herrn nie verläugnet haben."

So war es nicht gemeint.

Hans verlor die einz'ge Kuh,
Ihm entriß der Tod sie plötzlich,
Seine Frau grämt sich entsetzlich;
Bald geht sie auch ein zur Ruh.

„Hört, Gevatter!" sprach der Weber:
„Kümmern wir uns nicht um Gräber,
„Laßt die Todten friedlich ruhn,
„Nehmt Euch meine Liese nun." —

Nein, Gevatter! meine Hanne
Gönn' ich solchem braven Manne!
Unterbrach ihn drauf der Schmidt.
„Meiner Greten," rief der Schneider:
„Geb' ich Bett' und Leinen mit."
Meine Dore hat Euch Kleider
Bett' und Leinen superfein. —
Hört man einen Andern schrei'n.
„Lieber Nachbar, meine Klare
„Müßte, dächt' ich, für Euch seyn;"
Fällt der Meier Lorenz ein.

„Gott bewahre!"
Sagte, so bestürmet, Hans:
„Denkt Ihr denn schon an den Hochzeitstanz?
„Bräute bringt Ihr mir in Fülle,
„Aber stille!
„Als die Kuh mir flöten ging,
„War es ganz ein andres Ding;
„Keiner sprach; gebt euch zur Ruh,
„Hier ist eine andre Kuh!"

Sonett.

Die Ihr der Kinder zartes Jugendleben
von Gott empfinget, schirmend es zu lenken:
O mögt Ihr doch des Pfandes Werth bedenken,
das die Natur in Eure Hand gegeben!

Ein ewig rastlos, unvermeidlich Streben,
dem äuß'ren Glanz den höchsten Sinn zu schenken,
dient häufiger dazu, der Kinder Glück zu kränken,
als auf den stolzen Gipfel es zu heben.

Hat Eigensucht den bessern Sinn bethört,
habt frevelnd Ihr der Kinder Glück zerstört:
So wird die Reu' an Euren Fersen hangen.
Noch ist es Zeit, daß Ihr die Warnung hört!
bedenkt, ein Gott wird Rechenschaft verlangen,
und Wehe! muß Euch vor dem Richter bangen.

Toast.

Die dem Vaterlande nur leben —
Vor Schurken nicht beben —
Nach dem Höchsten nur streben —
Das Gläschen oft heben —
Ein Küßchen gern geben —
Ueber Grillen nur schweben —
Sie sollen leben!
Möge die Zeit ihnen immer nur weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben!

* Zweisylbige Charade.

Die Führer einer kleinen Bande,
Die siegend durch die Länder bringt,
Der Freundschaft Gruß zum Heimatlande,
Und Dir dieß Räthsel freundlich bringt,
Siehst Du die erste Sylbe tragen,
Und hörst sie oft zu Kindern sagen.

Die Zweite ist ein Maaß der Länge,
Im seeumspülten Nebelland',
Das gern den deutschen Fleiß bezwänge,
Und streng bewacht den eig'nen Strand;
Willst Du das fremde Maaß mir nennen,
Mußt Du des Landes Sprache kennen.

Das Ganze stand im Frankenheere!
Ein Ritter — groß und ruhmbekränzt;
Im Liebesarm', im Kampf' der Speere
Hat mancher Lorbeer ihn umglänzt,
Und auf die bunte Bretterwelt,
Hat ihn ein Dichter hingestellt.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nr. 14.
Schlange, lange, ange.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 16.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 24. Februar 1820.

*Abendgedanken.

Sternenschriften seh' ich flimmern
Am erhabnen Himmelszelt.
Luna's blasse Strahlen schimmern —
Schön, o Gott ist Deine Welt!

Schön die Erd' im Sterbekleide,
In dem weißen Leichgewand,
Schön im grünen Kleid der Freude;
Rosen blühn am Felsenrand.

Und durch dichtverwachsne Räume
Lacht die bunte Freudenflur.
Nein, es sind nicht immer Träume —
Auch malt Freude Deine Spur!

Trockne denn die bange Zähre
Von dem blassen Angesicht,
Glaube des Erlösers Lehre:
Dort strahlt ein noch schön'res Licht! —

Bleicht sich auch einmal die Wange,
Schwindet auch der letzte Stern,
Währt Dein bittres Leiden lange,
Scheint Dir Hülfe noch so fern:

Blick' hinauf zu jenen Höhen
Wo der große Vater wohnt —
Der Dein Leiden längst gesehen
Und dich bald durch Freude lohnt!

G —

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

In seinem einsamen Gefängnisse saß der arme Juan in dumpfes Brüten versunken. Drei lange Hafttage hielten die fröhliche Jugendlust verschlungen, und sein edles Gemüth verzehrte sich in brennendem Durst nach den Heldenthaten, die nun ohne ihn vollbracht werden sollten. Narvaez Eifersucht hatte nur zu gut dafür gesorgt, daß die Liebe der schönen Isabella keinen Trostſtrahl in des begünstigten Nebenbuhlers

Kerker senden konnte. Der Wachtposten vor der Eisenthür war immerdar mit den ältesten, verdrießlichsten, eisenfestesten Spaniern besetzt, die weder dem süßen Weine, noch sogar dem Zauberklange des allbezwingenden Goldes zugänglich waren, und mit Greisenblicken die Pforte hüteten. Die Gitterfenster gingen in einen öden Hof des Palastes, zu dem die Wache des hintern Schloßthores, die Narvaez dahin verlegt, jede Annäherung unmöglich machte.

So hatte der Aermste den 18ten des Weinmonats heran geseufzt, als ein lauteres Treiben im Palaste verkündigte, daß an diesem Tage etwas Wichtiges vorgehe. Des Volkes Freudengeschrei, das Jauchzen der Feldmusik, das in verworrenen Klängen zu ihm herüber scholl, der Donner des Geschützes machte es ihm bald klar, daß Cortez Armada heute aus dem Hafen von San Yago auslief. — Und ich darf nicht dabei seyn! rief er schmerzlich zürnend, und die Geringschätzung, die der theure Oheim ihm längst abgerungen, wurde zum bitteren Hasse. So saß er, den Kopf in die Hand geworfen, mit Gott und der Welt grollend, bis zum Abend. Da hörte er die Hinterpforte des Palastes knarren, und zwei Männer, in Mäntel gehüllt, schlichen in den Hof. Der erste von ihnen, den der steingeschmückte Federhut als einen spanischen Offizier bezeichnete, gab der Schildwache die Loosung, und unangefochten gingen beide über den Hof. Als sie bei Juan's Fenster vorbei kamen, erkannte dieser bei dem Schein des Feuerkorbes, der den Hof erleuchtete, in dem Offizier seinen Feind Narvaez und in der gelbbraunen, grinsenden Fratze, die ihm folgte, den Mauren Abderraman, der, einem ernsthaften Mißverständnisse mit der heiligen Inquisition auszuweichen, aus dem Mutterlande entwichen war, und sich auf Cuba einzuschwärzen gewußt hatte, wo er von der Sterndeuterei und andern dunkeln Künsten sein Leben fristete. Wie zwei verbrüderte böse Gewissen gingen sie mit leisen Schritten an ihm vorüber, zu der Thüre, von der eine verborgene Treppe nach des Statthalters Kabinet führte. Jetzt hustete Narvaez. Leise öffnete sich die Pforte, leise schloß sie sich hinter ihnen. — Wunderlich! sprach Juan zu sich selbst, und warf sich auf sein Lager, wo er sich bis lange nach Mitternacht, mit vergeblichem Sinnen über die möglichen Ursachen dieser seltsamen Erscheinung quälte, und als endlich bei dem ersten Grauen des Morgens der Schlaf auf seine müden Augenlieder sank, umgaukelten ihn seltsame Träume. Er sah den hämischen Abderraman, wie er den Oheim mit sich fortzog, und ihm die Stellung der Gestirne zeigte und deutete, bis er ihn an eine finstere Tiefe geleckt, in die er ihn hohnlachend hinabstieß. Und aus der Tiefe stieg Cortez strahlende Heldengestalt, das Haupt mit Lorbeeren gekrönt, und eine seltsam gestaltete Goldkrone, von bunten Federn umweht, in der Linken haltend, und reichte dem träumenden Juan freundlich die Rechte, und zog ihn zu sich. Unten heulte der alte Velasquez und raufte sich die Haare aus, und oben rang Narvaez die Hände, und zog dann verzweifelnd das Schwert, den Helden grimmig anfallend. Noch war der Kampf unentschieden, da zerflossen die Bilder in dem ersten Sonnenstrahl, der durch das Kerkergitter fiel, und Juan erwachte, die Stirn in Schweiß gebadet. Mit Mühe ermunterte er sich nach und nach so, daß er einen Entschluß zu fassen vermögend war. Ein schauriges Gefühl sagte ihm, daß das, was er gesehen, weit eher ein Gesicht, als ein Traum genannt werden könne, und daß dem irregeleiteten Oheim irgend eine Gefahr drohe, und er be-

schloß, so wenig es dieser auch um ihn verdiente, ihn zu warnen. Er rief den Corporal der Wache an das Fenster, und bat ihn, dem Statthalter zu melden, daß er ihn etwas Wichtiges zu sagen habe. Der Corporal ging, aber Narvaez kam ihm entgegen, und wieß ihn nach kurzem Gespräch in seine Wachtstube zurück, und Juan mußte sich mit seinem guten Willen und der Unmöglichkeit, ihn durchzusetzen, beruhigen. Erst einige Tage später rasselten die Schlüssel in der Kerkerpforte, die Riegel klirrten, und der Alkalde Gernika selbst erschien, den Gefangenen vor den Stuhl des Statthalters zu führen.

Vom wilden Kampfe der wildesten Leidenschaften entstellt, gebleicht und ermattet, saß der Alte da und murrte dem Kommenden entgegen: Wenn ich gestraft habe, weiß ich auch zu verzeihen. Ihr seyd frei, Juan! und zum Beweise, daß ich keinen Groll hege, und daß Eure Jugendnarrheit Euch nicht um mein Vertrauen gebracht hat, will ich Euch mit einem wichtigen Auftrage beehren. Cortez hat meine Abneigung, ihm das Commando zu geben, nur zu sehr gerechtfertigt. Als ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich mit der Führerstelle meinem ärgsten Feinde das Schwerdt gegen mich in die Hand gegeben, schickte ich durch einen Courier meinem Schwager Verdugo den Befehl, dem Herrn General die Bestallung abzunehmen, sobald er sich in Trinidad blicken ließe.

Das habt Ihr gethan, Herr Oheim? rief Juan erschrocken: Nun, dann ist alles verloren!

Es war schon alles verloren, rief Velasquez zornig: und das, was auf meinen Auftrag erfolgte, bewieß nur zu klar, daß ich volles Recht gehabt, ihn zu ertheilen. Cortez verweigerte den Gehorsam, und er hatte sich in der kurzen Zeit schon so bei seinen Leuten einzuschmeicheln gewußt, daß mein Schwager sein Amtsansehn auf das Spiel gesetzt hätte, wenn er es gewagt, Gewalt zu brauchen. Er mußte ihn geduldig abreisen lassen. Allein noch ist der Rebell im Bereiche meiner Macht. In diesen Tagen wird er zu Havannah landen, um Soldaten und Kriegsbedürfnisse einzunehmen. Don Gernika wird noch in dieser Stunde zu Lande dahin abgehn und dem Commandanten Barba meinen Befehl bringen, den General gefangen zu nehmen und nach San Yago zu schicken, wo ich kurzes Kriegsrecht über ihn halten will. Doch während Gernika als Civilbeamter handelt, bedarf er eines kriegerischen Begleiters, der nöthigen Falles die Arbeit der Feder mit dem Degen unterstützt. Dazu habe ich Euch erlesen, Juan, von dessen Jugendkeckheit ich den nöthigen Muth, von dessen Verwandtschafts- und Dankbarkeitspflichten ich mindestens Treue erwarte. Ihr habt so oft von Eurer Thatenlust geschwatzt. Jetzt gilt's zu zeigen, daß Ihr handeln könnt. Damit Ihr übrigens dort mit der gehörigen Würde erscheinen mögt, wird Euch mein Geheimschreiber das Hauptmanns Patent zustellen. Und nun geht mit Gott und laßt mich bald gute Nachrichten von Euch hören!

Das ist ein unglückseliger Auftrag, mit dem Ihr mich beehrt, Herr Statthalter, rief Juan: und offenbar besser für Don Narvaez geeignet, der die Bolzen, die er gespitzt, auch am füglichsten selbst abschießen könnte.

Wenn der Statthalter befiehlt, unterbrach ihn Velasquez finster: so darf der Subaltern nur gehorchen, nicht raisonniren! Dankt Gott, daß ich Eure erste Widersetzlichkeit vergessen will, und reizt mich nicht von neuem.

Um aller Heiligen Willen, Herr Oheim, rief Juan, vor dessen Erinnerung jetzt plötzlich

*

der finstre Traum trat: Hört meine ehrliche Meinung und handelt nicht so rasch! Ich verpfände Euch mein Ritterwort, daß Cortez wenigstens da noch unschuldig war, als Ihr ihn ohne gerechte Ursache zu Trinidad absetzen wolltet. Sein Ungehorsam seitdem hat schwere Rechtfertigungsgründe und noch kann vielleicht alles gut werden, wenn Ihr diesen Feuergeist durch Verzeihung und erneutes Vertrauen beschämt. Aber das, was Ihr jetzt durch mich thun wollt, muß den Bruch unheilbar machen zwischen Euch und ihm.

Ohne gerechte Ursache, brummte Velasquez dazwischen: Ihr schwatzt, wie man es von einem jungen Menschen ohne Erfahrung erwarten kann. Die Gerechtigkeit meiner Gründe ruht nicht auf irdischem Boden, die steht am Himmel mit Flammenschrift bewiesen, und die ewigen Gestirne sind mir Bürgen dafür.

Und wer bürgt dafür, fragte Juan vorlaut: daß Euch der verworfene Maure die Constellation der himmlischen Lichter recht gedeutet, daß er nicht, von den Neidern des Helden bestochen, ein falsches Orakel Euch verkündet hat, daß nicht der Schritt, zu dem man Euch verleitet, Euch selbst in den Abgrund stürzt, der Euerm General gegraben wurde? O, ich beschwöre Euch, hört den Traum, der mich in jener Nacht geängstigt, als Euch der Hölle Gaukelspiel getäuscht! Ihr werdet dann gewiß den schrecklichen Befehl zurücknehmen, dessen Vollstreckung Ihr tausendmal bereuen würdet.

Seyd so gut, Neffe, sprach Velasquez strenge: mich mit Euren Träumereien unbehorchen zu lassen und denkt lieber darauf, die neue Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Und daß Euch nicht etwa im Augenblicke der Entscheidung ein thörigtes Mitleid darin hindere, so hört zum Abschied noch mein ernstes Wort: Ihr kehrt zurück mit dem gefesselten Cortez oder nie! Denn bei San Yago und meiner Ritterehre: mißlingt mein Plan, so höre ich keine Entschuldigung, und habt Ihr meinen Auftrag nicht blind und pünktlich vollstreckt, so blutet Ihr selbst für den Verbrecher als Opfer der Gerechtigkeit! Er winkte zum Zeichen der Entlassung. Juan stürzte hinaus, um in seinem Gemache zur unerwarteten, verhaßten Abreise alles zuzurüsten. Da sprang die Thür auf und die weinende Isabella flog an seinen Hals. So wollt Ihr dennoch mich verlassen, böser Mensch? rief sie mit tiefem Schmerze. — Bei den Sonnen dieser Augen, Sennora, rief Juan, durch ihre Trauer zugleich betrübt und geschmeichelt: Hier ist nicht mehr von meinem freien Wollen, nur von dem ehernen Müssen die Rede. Mich zwingt Eures Vaters unwiderruflicher Befehl zu einem Zuge, gegen den mein Herz sich empört und dessen Mißlingen nur zu wahrscheinlich ist. — Das ist des schändlichen Narvaez Werk, klagte das Mädchen: Er kann den Spott nicht vergessen, durch den ich bei Eurer Verhaftung ihn verletzte. Drum hat er, um mich in Euch zu kränken, dießmal Euch die traurige Häscherrolle aufgedrungen, die, sie falle oder glücke, Euch Leben oder Ehre kosten muß. Ach erst, seit es mir klar geworden, Juan, wie ich Euch liebe, fühle ich es recht lebendig, wie ich den stolzen, hämischen Prahler hasse. — Auch er wird seinen Richter finden, tröstete sie Juan: Laßt uns des Abschiedes heilige Stunde durch keinen Gedanken an ihn entweihen, daß sie immerdar rein unserer Erinnerung vorschwebe und der Engelsfittig werde, der mir Kühlung zuweht, wenn das feindliche Geschick mir heiß macht, im Lebenstreiben. Die Gefahr, die Euer schönes Herz an mich verrathen, ist mir lieb geworden. Ich gehe, das Unmöglichscheinende zu versuchen. Er

reiche ich das Ziel nicht, das Eures Vaters harter Wille mir vorgesteckt, so sehn wir nie uns wieder! Dann gelte dieser Trennungkuß dem Abschiede für dies dunkle Leben! Und schwelgend in der Schmerzenslust riß er das schöne Mädchen an sich. Auf ihren heiß entgegenschwellenden Lippen brannte sein Scheidekuß wie die Sonne auf den Purpurgluten des Abends und er verschwand. Ihm nach streckte Isabella die schönen Arme, sein Name erstarb in einem Seufzer auf ihrem Munde und vor dem Madonnenbilde, das im Gemache hing, sank sie auf die Kniee und flehte: Schütze ihn, heilige Mutter und zürne mir nicht darum, daß er allein meines Herzens Raum so ganz erfüllt, daß alle meine Gebete nur Gedanken werden an ihn, und Bitten für sein Glück!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Kaiser Paul I. und Lieutenant Iwan.

Wie in allen großen Städten, so gilt auch in St. Petersburg das Polizeigesetz, daß man auf den Straßen nicht zu rasch fahren soll. Kaiser Paul der I. hatte es von neuem einschärfen lassen, weil kurz zuvor einige Personen übergefahren worden waren.

Zufällig fuhr der Monarch eines Nachmittages in einer leichten Droschke über den Isaaksplatz. In der Ferne sah er einen Offizier, der sich auf einer einspännigen Droschke selbst fuhr, in gestrecktem Trabe über den Platz jagen. Der Unmuth überwallte den Kaiser; er befahl dem Kutscher den Offizier einzuholen.

Als der Offizier den Kaiser hinter sich herkommen sah, wollte er ihm ausbiegen und fuhr nach der blauen Brücke. Der Monarch folgte ihm. Er lenkte rechts in die Morski-Perspective. Der Kaiser hinter drein. Jetzt erst merkte der Offizier, daß es auf ihn gemünzt sey. Er ahndete nichts Gutes und ohne eigentlich zu wissen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen hatte, suchte er demselben möglichst zu entgehen und ließ nun seinen Kosacken wacker auftreten. Je schärfer er fuhr, desto schneller folgte ihm der Kaiser. Er war nur noch 30 Schritt hinter ihm. Eine panische Furcht überfiel den Offizier. Erreichte ihn der Kaiser, so glaubte er sich verloren. Jetzt galt es sein Glück, sein Leben; auf seinen Kosacken konnte er sich verlassen. Er ließ dem Renner den Zügel, er jagte die Meilenlange Straße wie ein Rasender hinab; die leichten Räder flogen wie Windeswirbel über das feuersprühende Pflaster. Des Kaisers Droschke war dicht hinter ihm. Es schrie auf das Pferd, er gab ihm jetzt erst den ersten Hieb, und nun flog gleichsam das Thier durch die Luft mit ihm. In wenig Minuten war er dem Kaiser aus dem Gesicht. Er fuhr langsam durch das Thor und eilte nun noch eine große Strecke auf dem Wege nach Strina weiter.

Der Kaiser, als er den Flüchtling nicht erreichen konnte, wendete sehr übel gelaunt um, ließ augenblicklich Generalmarsch schlagen und gab Befehl, daß der Offizier, der auf dem Sammelplatz seines Regiments fehlen würde, arretirt und Morgen früh um 10 Uhr ihm vorgeführt werden sollte.

Bei den sämmtlichen Regimentern der Residenz fehlten 27 Offiziere. Sie waren im Augenblick des Lärmschlagens, ausserhalb der Stadt gewesen und wurden, so wie sie in das Thor kamen arretirt und dem Monarchen am folgen-

den Morgen im Winterpallast vorgestellt; unser Flüchtling stand mitten unter ihnen.

Der Kaiser trat in den Saal; sein Blick war dunkel; selbst der Unerschrockenste mußte zittern, wenn er diesen unumschränkten Herrn von 40 Millionen Menschen im Augenblick der Verstimmung in das Auge sah.

Der Kaiser ging die ganze Reihe der Offiziere durch; er musterte, ohne ein Wort zu sprechen, jeden genau, er erkannte den Gesuchten nicht wieder.

Noch verstimmter durch das Fehlschlagen dieses Versuchs, stellte er sich vor die Fronte der Vorgeforderten und hob im strengen Tone an: Es ist Einer unter Euch, der gestern meinen gerechten Unwillen gereitzt hat. Ich habe verboten, auf den Straßen zu rasch zu fahren, dieser Eine jagte, meinem kaiserlichen Befehl zum Trotz, wie ein Besessener durch die Stadt, zum Thor hinaus. Ich lasse die Regimenter sich versammeln, um zu sehen, wer der Fehlende ist, und es fehlen sieben und zwanzig. 27 Offizier einer Garnison sind nicht auf ihrem Platze! Ich will ein Exempel statuiren, das den Offizieren meiner Petersburger Regimenter gewiß im Andenken bleiben soll. Ihr Alle sollet, bis auf weiteres, nach Siberien; die Kibitken stehen zu Eurem Transport bereit. Marsch! —

Die ganze Fronte stand vor Schreck wie eingewurzelt. — Da trat ein junger, schlanker Mann aus der Reihe, legte die Hand auf die wogende Brust und sagte mit bebender Stimme: Ew. Majestät Ungnade falle auf mich, auf mich allein. Meine Kameraden sind schuldlos; bis jetzt war es noch keinem Offizier untersagt in dienstfreien Stunden ausserhalb den Linien der Stadt zu seyn. Ich, ich allein bin der schuldige Theil. Mehr konnte der junge Mann nicht sagen. Er hatte keinen Athem, keine Luft mehr in der gepreßten Brust; durch seinen ganzen Körper flog ein leises Zittern, das Blut wich ihm aus dem Gesicht.

Der Kaiser maß ihn von oben bis unten; im ganzen Saale herrschte eine schöne, große Stille.

Nach einer langen Pause fragte der Kaiser: „Wer bist Du?“ —

„Ich heiße Iwan.“ —

Der Kaiser schwieg wieder eine Weile; sein Blick ruhte auf dem schönen Jüngling. „Wo hast Du den Kosaken her? —

„Von meinem Vater; er hat ihn selbst groß gezogen und ihn mir geschenkt.“ „Dein Vater, hub der Monarch lächelnd an und legte die Hand auf die Schulter des Lieutenants, „Dein Vater hat einen braven Kosaken gezogen, aber einen noch braveren Sohn. Du scheuest meinen Zorn nicht, Du vertheidigst Deine Kameraden; das ist brav, sehr brav. Um deinetwillen erlaß ich Deinen Kameraden die Strafe. — Iwan, was willst Du für Deinen Kosacken?“ —

„Mein Kaiser! rief der junge Mann, von der milden Güte des Monarchen gerührt, — und sank zu seinen Füßen nieder; „das Pferd hat mir das Theuerste meines Lebens, Ew. Majestät Gnade, gerettet. Für diesen hohen Preis gehört es Ew. Majestät!“ —

„Steh auf, Major! von einem Lieutenant nimmt ein Zaar kein Geschenk an; ich danke für das Pferd.

Wenn der Kaiser gab, gab er kaiserlich: nach diesem Maasstab ward die Equipage des neuen Majors eingerichtet, die ihm der Monarch den folgenden Tag schenkte. —

* Nachruf an C. W. Mindermann.

Von seinen Freunden im freundschaftlichen Vereine.

Ausgerungen — mit des Lebens Leiden,
Ausgeweinet — bei der Erde Schmerz;
Sanft verstummet — bei der Jugend Freuden,
Still entwichen — aus vertrautem Scherz';

Ahndungsvoll — aus einer Welt voll Mängel,
Schnte Psyche sich in's Vaterland,
Wo im Kreise lichtumstrahlter Engel,
Ew'ger Jugend schönes Eden stand.

Und die Mutter fordert ihre Rechte,
Bettet sanft das Kind in ihren Schooß;
Doch getrenn't vom irdischen Geschlechte,
Reißt geläutert sich das Ew'ge los.

Eine Rose — anspruchlos erblühet,
Kaum entfaltet bei des Frühlings Weh'n,
In Aurorens reiner Fluth erglühet:
Sah'n wir Ihn in unf'rer Mitte stehn.

Rosen welken! — tief im Kelch' verborgen,
— Wo das Leben quillet — nag't der Wurm;
Mit den Blättern spielt am nächsten Morgen
Schonungslos ein wild empörter Sturm!

Ruhe sanft! — und zeug't der Schlummer Träume
Mögen sie nur still und heiter nah'n,
Denn Erinnrung folgt in jene Räume
Dir auf reiner, unentweih'ter Bahn.

Wiedersehn! — im himmlischen Vereine,
Wo der Tugend Erndtekränze blüh'n;
Wiedersehn! — der Trennungstag erscheine
Uns so ruhig, wie er Dir erschien!

Häuslichkeit.

Von meines Häuschens kleinen Raum umfangen
Ist meine kleine Zauberwelt so wunderbar;
Da strahlet nur mein Himmel blau und klar,
Da stillt sich nur des Herzens heiß Verlangen.

Von holden Liebesarmen süß umschlungen,
Im Hochgenuß der treu erfüllten Pflicht,
Da nahet sich der finstre Erdgeist nicht
Der reinen Brust, vom Himmelsstrahl durchdrungen.

Und zieht nach Außen mich das bunte Leben,
Wie kehr' zum Häuschen ich so gern zurück!
An keiner Stelle blüht der Gattin Glück,
Sucht sie es nicht im häuslich frommen Streben.

Friederike.

---

* Schreiben an den Herrn Verfasser des Räthsels in Nro. 12 des Bürgerfreundes, aus

W..... den 17. Febr. 1820.

Mein Herr!

Nur abgezählt gefälligst die versprochenen Ein Tausend Thaler. Ihr Räthsel in Nro. 12 des Bürgerfreundes vom 10. dieses Mon. meint: — E, e, da Sie es bald klein bald groß nehmen. Unter oder innerhalb Monatsfrist fand ich's, das zeigt schon der Kalender vom Tage der Bekanntmachung, wie sichs gebührt angerechnet. Ich fand es bald und wahrlich ohne Kopfzerbrechen. Das Blatt lag auf meinem Pulte, als ich gestern Abend um 7 Uhr von einem Amtsgeschäfte zu Hause kam, mein Mitleser hatt' es während meiner Abwesenheit geschickt. Von dem Räthsel hatte ich Sonntags und Dienstags gute Freunde als von etwas Schwierigem sprechen hören. Ich las es zweimal, doch mußte ich's Geschäfte wegen weglegen; beim Schlafengehen fiel mir's wieder ein. Mehrere der frappantesten „ein Christ nie bei sich gesehen" „in deiner eignen Tasche" erlaubten der Contradiction wegen nicht an etwas sachlich reales zu denken; die Züge „Tasche" „Flasche" „Abendstern" ließen eben so wenig etwas menschlich physisches oder ideales zu. Es blieb nur ein pur verbales oder literales übrig, und da zeigten die Wörter: Ehre, Zwist, Juden, Essen ꝛc. sofort das literale was ihnen gemeinschaftlich und wieder den andern als „man" ꝛc. nicht eigen ist. Sie sehn, ein wenig Methode macht die Aufgabe wirklich leicht. Doch Ihrem Willen ist Genüge geschehen, und so erwarte ich natürlich mit umgehender Post die Tausend Thaler, welche Sie versprochen, ganz steif und fest, wenn Sie nicht beweisen können, daß Sie solche schon

einem andern, der früher als ich Ihrer Aufforderung folgte, bereits ausgezahlt haben; und bin in dieser Erwartung unbekannter Weise mit aller Achtung

Ihr ergebenster
E. C. G.

* An den Räthseldichter.

(Siehe Nro. 12 des Bürgerfreundes.)

Das Ding von wunderbaren Kräften,
Traun, aller Welt ist es bekannt;
Sein Augenmerk darauf zu heften,
Belust'gend ist's für den Verstand.

Es liegt gleich jedem in der Nähe,
Daß er's mit Händen greifen kann;
Nur auf den Platz worauf ich stehe,
Trifft man nicht klein, nicht groß es an.

Gleichviel, ohn' alles Kopfzerbrechen,
Errathen ward das Räthsel bald. —
Wie steht es nun mit dem Versprechen
Der Tausend Thaler? — Sag, wer zahlt?

Mein Freund, der's Räthsel hat entbunden,
Er sodert nun mit Recht den Preis;
Bestimme Ort und Tag und Stunden
Zu dem Empfang, daß er es weiß.

Baar, oder auch in Staatspapieren,
Ihm gleich, wenn nur ihm Zahlung wird;
Man braucht es auch nicht zu frankiren,
Wird ihm das Geld per Post spedirt.

Nur Wechsel, auf zu lange Sichten,
Sie werden, nein, nicht acceptirt;
Man kommt da leicht mit den Gerichten
In Kollision — und das genirt.

Acht Tage will man sich gedulden,
Aus Billigkeit sind sie verliehn.
Hier zahlt man prompt stets seine Schulden,
Der Dichter mag den Schluß draus ziehn.

Nicht Monatsfrist hat zum Errathen,
Nein, nur Minuten man benutzt;
Dafür, mit Recht, blühn goldne Saaten
Im Preis, der uns entgegen blitzt.

Ausflüchte können nun nicht retten,
Nicht Deuteln schützt, nicht Wortverdrehn;
Setzt man für Räthsel, Spiel und Wetten
Sein Geld — sieht man's bald flöten gehn.

* Antwort.

Da mir der geehrte Herr Verfasser des in Nro. 12 dieser Wochenschrift befindlichen Räthsels aufgetragen hat, einem Jeden, der die Auflösung desselben in Monatsfrist errathen und deuten kann, die ausgelobten 1000 Thaler auszuzahlen, so zeige ich nicht allein den Einsendern obigen Briefes und Gedichtes, sondern auch allen Denen, welche sich hier sowohl schriftlich als persönlich zur Empfangnahme erwähnter tausend Thaler gemeldet und die Buchstaben E, e, — als Auflösung angezeigt haben, hiemit an: daß der Buchstabe e in Monatsfrist weder zu finden noch zu enträthseln ist; die Eintausend Thaler also nur an denjenigen bezahlt werden können, der die Auflösung erwähnten Räthsels, nämlich den Buchstaben e in dem Worte: Monatsfrist errathen und finden kann. D. Red.

Auflösung der Charade in Nr. 14.

Bayard.

Diejenigen, welche ein Titelblatt zum vierten Jahrgange des Bürgerfreundes zu haben wünschen, wollen solches gefälligst in der Papenstraße Nro. 22 unentgeldlich abholen lassen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

No. 17.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 27. Februar 1820.

* Schwermuth.

Mir lächelten liebliche Freuden,
Und froh war mein fühlendes Herz.
Ich kannte nicht bittere Leiden,
Empfand keinen nagenden Schmerz.

Doch bald entflohn war diese Blüthenzeit,
Die mir die Freudengöttin bot.
Sie war entschwunden mir ins Meer der Ewigkeit,
Ach! hin ist ewig hin, und todt ist todt.

Der Freundschaft so liebliche Tage,
Sie schafften der Freuden mir viel;
Durch sie schon verstummte die Klage,
Ich sehnte mich nicht nach dem Ziel.

Ach! aber dies war nur ein schönes Morgenroth,
Und bald verschwand es in düstere Nacht.
Und Klage: hin ist ewig hin, und todt ist todt,
Sie tönte traurig durch die Nacht.

Mit sanfter, bezaubernder Wonne
Erschien eine Himmlische mir —
Die Liebe — und unter der Sonne
War alles ein Blumenrevier.

Bald aber schwand auch sie in Lethes Strom dahin
Ich stand allein im Lebensboot,
Und keine Freude rührte jetzt den trüben Sinn!
Ja, hin ist ewig hin, und todt ist todt.

So ist denn auf ewig entschwunden
Dem Wandrer die liebliche Zeit.
Wohl hab' ich dich innig empfunden
Oft hast du das Herz mir erfreut.

Und nun ist alles hin, ein dunkler Nebel hüllt,
Die Bahn zum ew'gen Morgenroth!
Nichts ist nun mehr was meines Herzens Sehnen stillt,
Ach! hin ist ewig hin, und todt ist todt.

G —

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Juan und Gernika waren nach Havannah gekommen, hatten dem Commandanten Barba die Befehle des Statthalters überbracht, und erbleichend und kopfschüttelnd begleitete sie dieser

zu dem Feldherrn, dessen Amt, Freiheit und Leben es jetzt gelten sollte.

Im Kreise seiner Hauptleute stand, gleich einem Könige, der majestätische Cortez, mit gebietendem Ansehn und gewinnender Hand seine Befehle ertheilend, als die Gesandten Velasquez zu ihm eintraten. Ein Blick, den er aus seinen Adleraugen flüchtig auf die Kommenden warf, reichte hin, ihm zu sagen, wovon hier die Rede sey, und an welchem gefährlichen Wendepunkt seines Schicksals er stehe, aber kein Zug seines Gesichtes änderte sich deßhalb. So freundlich, als wären sie seine geladenen Gäste, schüttelte er den Ankömmlingen die Hand zum Willkommen, gebot dann dem Diego d'Ordatz, die Flotte segelfertig zu machen, flisterte dem Pedro d'Alvarado eine geheime Ordre zu, und entließ die übrigen Offiziere mit der Weisung, daß alles bei seinen vorigen Befehlen bleibe.

Jetzt war er mit den Dreien allein, ging mit seiner seelenerobernden Freundlichkeit auf Juan zu, umarmte ihn herzlich und sprach: Doppelt seyd mir willkommen, junger Held, wenn die Ahnung mich nicht täuscht, daß Ihr mir nachgereiset, um an meiner Seite Neuspaniens Lorbeeren zu brechen! — Der Jüngling, so liebreich von dem Manne angeredet, den zu verderben er gekommen war, schwieg betroffen, und für ihn das Wort nehmend, sprach der bedächtige Gernika: — Wollte Gott und San Yago, daß der Zweck unsers Besuches ein so friedlicher wäre, aber nicht immer läßt sich die Pflicht mit den Wünschen des Herzens vereinen, und Ihr mögt es dem unsern zutrauen, daß es uns tief schmerzt, Euch keine bessere Bothschaft bringen zu können, als die, welche ich Euch auf Befehl des Adelantado zu lesen ersuche. Zugleich überreichte er ihm den offenen Brief Velasquez, wonach der Feldherr lebendig oder todt nach der Hauptstadt geliefert werden sollte. Cortez las; eine dunkelrothe Flamme wehte über sein Gesicht, als deren Kohle ein Zug der tiefsten Verachtung zurück blieb. Dann trat wieder die alte, ruhige Heiterkeit siegend hervor, und er sprach: — Die Zeit drängt und läßt mir nicht Raum zu langen Unterhandlungen, drum muß ich kurz und ehrlich Euch sagen, daß ich nicht gesonnen bin, diesem elenden Befehle zu gehorchen. Bestürzt trat auf dieß Wort Gernika zurück, und er und Barba sahen sich unentschlossen und fragend an. Nur Juan erkannte, was hier Noth sey, und schrie, mit entblößtem Degen — So gilt es denn Leben um Leben! Vertheidigt Euch General! — Steckt Euern Degen ein, sprach Cortez mit väterlicher Milde. Ich schlage mich nicht mit einem Jünglinge, den ich lieben muß, schon wegen dieser ritterlichen Ankündigung im unritterlichen Geschäfte. — Ich kann es mir nicht denken, rief Juan heftig: daß Don Cortez einen Vorwand suchen wird, mir die Ehre seines Schwertes zu versagen. — Junger Mann, antwortete der Held mit freundlichem Lächeln: Als Ihr noch ein Kind waret, habe ich es schon bewiesen, daß ich Wunden und Tod nicht scheue. Das erspart es mir jetzt, meinen Muth durch ein Klingenspiel zu beglaubigen, das unserm König einen so braven Edelmann kosten würde, als ich in Euch achte. Auch ziemt es dem Feldherrn, an dessen Haupt das Schicksal von sechshundert tapfern Spaniern gebunden ist, keineswegs sich in diesen verhängnißvollen Augenblicken in einen Zweikampf einzulassen. Wenn ich Neuspanien für unsern Herrn erobert und Ihr Euch dann noch veranlaßt findet, mir den Handschuh zuzuwerfen, so gebe ich Euch mein Ritterwort, daß ich ihn aufheben will. — Ihr zwingt uns zum Aergsten! rief jetzt Gernika, durch die Furcht vor

dem Despoten Velasquez zum Muthe der Verzweiflung gestachelt. Dabei riß er den Degen heraus, Barba auf seinen Wink ebenfalls, und Beide schrieen: Ergebt Euch, oder wir stoßen Euch nieder! — Halt! donnerte Juan, vor den Feldherrn springend: Vor's Gericht will ich den Helden führen, aber meuchelmorden lasse ich ihn nicht. — Gerührt betrachtete Cortez den Jüngling und sprach: Velasquez hat, wie es ihm bisweilen geht, seine Werkzeuge zum Theil sehr übel gewählt, und es freut mich, daß ich mich in diesem frischen, reinen Jugendgemüthe nicht geirrt habe; aber laßt mich meine Fehde allein ausfechten, mein junger Freund. Damit drängte er ihn sanft zurück und schritt, ohne den Griff seines Schwertes zu berühren, mit solcher Hoheit auf seine Gegner los, daß diese schnell zurückwichen. — Seht, sprach er mit unerschütterlicher Ruhe, und öffnete das Fenster, vor dem sich unterdessen in unbemerkter Stille seine Truppen mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten in Schlachtordnung aufgestellt hatten: der Meuchelmord, den Ihr begehen wolltet, hätte Euer Todesurtheil gesprochen. Meine Leute lieben mich, und hätten sie nur eine Ahnung der Gefahr, womit Ihr mich bedroht, so wäret Ihr schon von dem wüthenden Haufen in Stücke zerrissen. Darum hoffe ich, daß Ihr desto eher meinem Vorschlage Gehör geben werdet. Ihr seyd in diesem Streit Partei wie ich, und darum steht uns allen kein Urtheil zu, ob ich Velasquez Blutbefehl mich unterwerfen soll. Darum entscheide mein Herr, dem ich den Fall in Eurer Gegenwart vortragen werde. Folgt mir hinab, und habe ich gesprochen, so mögt Ihr selber bei den Truppen Eure Sache führen. — Um als Opfer ihrer blinden, von Euch entflammten Raserei zu fallen? fragte Gernika bitter. — Daß Ihr das fürchter, find' ich in der Ordnung, rief Cortez verächtlich: doch Don Juan hegt, wie ich überzeugt bin, ein besseres Vertrauen, aus seinem reinen Herzen geschöpft. Ist diese Quelle bei Euch getrübt, so wird er Euch gewiß gern für mich Leben und Freiheit verbürgen. — Mit meiner Ehre! sprach Juan. Alle stiegen jetzt schweigend hinunter zu dem Herrn, und Cortez begann vor dessen Fronte mit fester, leidenschaftloser Stimme also:

„Wie Euch bekannt ist, Waffenbrüder, hat mich Velasquez zum General der Expedition nach Neuspanien ernannt, und die Bestallung im Namen des Kaisers, unsers Herrn, vollzogen. Seinem Befehle zu gehorchen, bin ich von San Yago abgesegelt. Seitdem ist es meinen Neidern gelungen, mich bei ihm zu verläumden; plötzlich hat er mich meines Commando entsetzt, und da ich mich geweigert, zu gehorchen, soll ich jetzt als Gefangener nach der Hauptstadt gebracht werden, natürlich um dort zu sterben."

Ein Gemurmel, dem brausenden Meere gleich, das den beginnenden Sturm verkündet, lief durch die Schaaren. Aengstlich sahen Gernika und Barba einander an, aber Cortez winkte nur mit der Hand, und das Gemurmel schwieg, und er konnte fortfahren: „Wodurch ich diese Behandlung verschuldet, ist mir unbekannt."

So wie uns Allen, General! unterbrach ihn der heftige Alvarado. Velasquez müßte es Euch denn auf diese Weise vergelten wollen, daß Ihr auf der Fahrt vom Hafen des heiligen Geistes bis hierher durch Eure Unerschrockenheit und Geistesgegenwart Euer Schiff mit sechzig Spaniern gerettet habt, das auf einer Sandbank stranden wollte.

Das war Feldherrn-Pflicht, Don Alvarado, und gehört nicht hierher! antwortete Cortez mit ernster Würde, und sprach dann weiter: — Ich glaube nicht, daß der Adelantado zu diesen

*

Machtsprüchen berechtigt ist! Er hätte mir meine Anklage bekannt machen, meine Verantwortung hören und mich dann richten sollen. Die Würde, die ich Kraft meiner Bestallung bekleide, ist so lange unauflöslich, bis ein unpartheiisches Gericht sie mir wegen erwiesener Frevel in der Form abgesprochen hat. Aber Velasquez selbst darf mich jetzt nicht richten. Er hat seine ungerechte Erbitterung gegen mich durch die That ausgesprochen, und kann nicht Kläger, Audienz und Henker in einer Person seyn. Darum halte ich mich nicht für verpflichtet, mich seinem, gewiß schon im Voraus abgefaßten, Bluturtheile zu unterwerfen, und appellire an die Gerechtigkeit unsers Kaisers, dem ich den Vorgang treu berichten werde. Bis dieser erhabene Monarch entschieden, halte ich mich verbunden, das Commando zu behalten. Ich bin das meinen tapfern Kriegsgefährten schuldig, die mir den Eid der Treue geleistet, die ihn von mir empfangen haben, die unter meiner Anführung Schätze und Ruhm zu erndten gehofft, die an diese Hoffnung und an das Vertrauen auf mich ihr Vermögen gewagt, um die unentbehrlichste Ausrüstung zu erschwingen, die des Statthalters Sparsamkeit uns verweigerte. Ich bin es dem Kaiser schuldig, in dessen Namen diese Expedition unter Segel ging, dessen Zepter wir den neuen Welttheil unterwerfen sollen. Ich bin es dem Erlöser schuldig, dessen heilige Lehre wir den Heiden verkünden werden. Doch unter meiner Würde halte ich es, Euch durch des Feldherrn noch unerschüttertes Ansehn zu einem Schritte zu zwingen, an dessen Rechtmäßigkeit mancher unter Euch zweifeln könnte. Darum lasse ich Euch freie Wahl. Euer eigenes Gefühl für Recht und Ehre entscheide! Spricht Euer Mund gegen mich, so will ich des Volkes Stimme für Gottes Stimme halten, und mit diesen Männern nach San Yago gehen, um dort mein Haupt auf den Block zu legen! Selbst dann noch wird mein letzter Gedanke ein Gebet für Euch seyn, daß ein anderer würdiger Feldherr Euch auf der Bahn, die ich so gern mit Euch gegangen wäre, zu Sieg und Glück führe.

Jetzt brach plötzlich, alle Banden zerreissend, der Sturm des Aufruhrs in dem Heere los. Schmähungen auf den elenden Statthalter, der seinem erbärmlichen Neide nicht nur die Ehre des Generals, sondern auch die Hoffnungen des Heeres opfern wolle, brauf'ten mit einem schallenden Lebehoch für Cortez in die Lüfte. Die Reihen verlassend, drängten sich in wildem Getümmel Offiziere und Soldaten um ihn her, seine Hände und Kleider küssend, seine Kniee umfangend, flehten ihn an, sie nicht zu verlassen, und schworen, ihren letzten Blutstropfen für die Erhaltung seines Ansehens zu vergießen. Dann wendete sich ihre Heftigkeit gegen die Vollstrecker von Velasquez Befehlen. Schon drang die Menge gegen diese vor und hochgeschwungen leuchteten Hellebarden und Schwerdter und einzelne Mousqueten lagen schon im Anschlage. Da hatte Don Barba nichts eilfertiger zu thun, als mit lauter Stimme auf das feierlichste zu versichern, daß er durchaus nicht gesonnen sey, den Befehl des Adelantado, von dessen Ungerechtigkeit er sich überzeugt! zu befolgen. Vor Don Gernika trat Cortez selbst, ihn mit seinem Körper schützend. Mit Mühe wurden durch ihn die Offiziere, durch diese endlich die Soldaten besänftigt, und diesen Augenblick benutzend gab Cortez den Befehl zum Einschiffen. Mit einem abermaligen Viva zogen die Schaaren zum Hafen. Cortez winkte, daß man sein Pferd bringe, und im Begriff aufzusitzen, bot er Juan freundlich die Hand zum Lebewohl. Aber dieser, von der Größe des Helden gerührt,

von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, rief mit edler Hitze: Mein General, so scheiden wir nicht! Ich fühle es zu tief, daß ich hier viel gut zu machen habe. Von einem Velasquez habt Ihr Unerhörtes erduldet. Ein Velasquez muß den edlen Namen wieder bei Euch zu Ehren bringen. Ich ziehe mit Euch nach Neuspanien. — Aber, mit inniger Liebe ihn betrachtend, rief Cortez: Der Entschluß freut mich herzlich, mein edler, junger Freund, weil er mir Euer Herz so schön entfaltet, aber ich darf Euer Opfer nicht annehmen, darf es nicht gestatten, daß Ihr, nur Eurem warmen Gefühl gehorchend, die Bande zerreißt, mit denen Euch Verwandschafte und empfangene Wohlthaten an den Adelantado fesseln. An Euch hab' ich kein Recht, und so schwer es mir dießmal wird, der strengen Pflicht zu gehorchen, so gebe ich Euch dennoch Eurem Oheim zurück. — Mit meinem Oheim bin ich für dieses Leben fertig, antwortete Juan mit entschlossener Kälte. Ich könnte ihm nicht anders danken, als durch Gehorsam, und dem, den ich verachten muß, vermag ich nicht zu gehorchen, wenn nicht mein besseres Ich zu Grunde gehen soll. Drum bitt' ich Euch noch einmal, General, laßt mich, sey's als gemeiner Lanzenknecht, an Euren Siegen Theil nehmen, damit ich doch endlich einmal dazu gelange, dem zu gehorchen, der zu befehlen verdient. Weißt Ihr mich dennoch zurück, so schwöre ich Euch, daß ich das erste beste Canoe besteige und durch die brausenden Wogenberge Eurem Schiffe nachschwimme, bis Ihr mich einnehmt oder in Grund bohrt. — Seyd Ihr ein solcher Trotzkopf, sprach Cortez lächelnd: so muß man sich wohl fügen, doch mit dem Lanzenknechte ist es nichts. Denn was Ihr auch vom Gehorchen gesprochen, so glaube ich doch, daß diesem kühnen Auge das Befehlen besser anstehen wird. Zum Glück ist noch die Hauptmannsstelle der eilften Compagnie unbesetzt. Drum stellt Euch der Equipage des San Pedro als ihren Capitän vor. Für Roß und Rüstung werde ich selbst sorgen. Drauf schwang er sich, ohne Juans Dank abzuwarten auf's Pferd, gab ihm die Sporen und flog die Straße nach dem Hafen hinab. Glückwünschend und umarmend umringten die Offiziere den neuen Waffenbruder. Doch er suchte sich bald von ihnen loszumachen, sprang zu dem erstarrten Gernika und flüsterte ihm zu: Bringt Isabellen mein Lebewohl und sagt ihr für mich: Bei ihrem heiligen Herzen: Juan konnte nicht anders! — Er verschwand im Getümmel, welches den Schiffen zuwogte. Jammervoll sahen Gernika und Barba einander an, bis dieser sich so weit ermannte, daß er jenen in sein Quartier einladen konnte, um dort den nöthigen Bericht an den Adelantado mit ihm gemeinschaftlich aufzusetzen, eine Arbeit, deren Schwierigkeit beiden mit gleicher Stärke einleuchtete. Wie ich geahnt, seufzte dieser, wie ich vorausgesehn, stöhnte jener. Wie wird der Adelantado rasen! riefen beide zugleich, und schlichen trübselig davon, das eherne Joch, das ihren Nacken wunddrückte, verwünschend, ohne die Kraft zu haben, es zu zerbrechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Anfrage.

Auf einigen nicht fälligen Wechsel-Briefen hat es sich zeither gefunden, daß Endossenten über ihre Namen „in Zahlung," oder auch „pr. Aquit" geschrieben haben. Was soll das bezwecken, und glaubt man etwa sich dadurch seiner Verbindlichkeit, hinsichtlich des Wechsels, entschlagen zu können??

---

* Wohlfeiles und bewährtes Mittel wider die Drusen bei Pferden.

2 Pf. Wachholderbeeren	à	6 — 12	Gr.
2 Pf. Küchensalz	à	3 — 6	"
1 Pf. Fenchel	à	— 12	"
1 Pf. Annies	à	— 12	"
½ Pf. Spiesglanz	à	12 — 6	"
6½ Pf., kommen höchstens			48 Gr.

Anmerkung. Will man dieses Drusenpulver sich so wohlfeil, wie hier angegeben, verschaffen, wobei alle Ingredienzen aufs Theuerste angenommen sind, so muß man die Mischung selbst verrichten, indem ein Materialist k. W. für jedes Pf. dieses Pulvers 48 Gr. rechnet, folglich für das Ganze 4 Rt. 24 Gr., wofür sich wohl eine solche kleine Mischung selbst vornehmen läßt.

---

* Gegenkritik des Epigramms, wegen in Columbia verbrannter groben Eisen- und Stahl-Waaren.

In Nro. 15 des Bürgerfreundes.

Der Verfasser hat sein Epigramm — wozu er eigentlich nicht durch das vorgebliche Verbrennen der Eisen- und Stahl-Waaren, sondern durch andere, jenen Columbianer sehr gravirende Umstände veranlaßt ward — natürlich nicht mit der Benennung: treffende Bemerkung überschrieben. Es ist ohne sein Wissen geschehen. Von wem es übrigens auch gekommen seyn möge, er kann, bei strenger Unpartheilichkeit — das benannte Verhältniß erwägend — das Treffende, welches anscheinlich der Herr Kritiker nicht ertragen kann, nicht unstatthaft finden. Sichtbar liegt bei der, in Unpartheilichkeit gehüllten Kritik, die Absicht zum Grunde; den vermeintlich Betroffenen und Consorten von allem Verdacht zu reinigen; ohne zu erwägen, daß gerade durch solche unstatthafte, indiscrete Deutungen geschadet wird. Der Herr Kritiker, um seinen vermeintlichen Zweck zu erreichen, versichert, ohne Umstände: nicht blos einen Brand von ein paar hundert hölzernen Häusern in Columbia angesehen, sondern auch die Ueberreste von Eisengeräth, welche beim Löschen heraus geholt wurden, gesehen zu haben. Das Wort Ueberreste soll gewissermaßen die Vernichtung andeuten, der Herr Kritiker hat aber nicht bedacht, daß, wenn er den Sinn des Epigramms oder das ihm nicht treffend scheinende darin einigermaßen widerlegen wollte, er gründlich beweisen mußte: daß alle grobe Eisen- und Stahlgeräthe, welche man aus dem Schutt verbrannter Häuser herauszieht, ganz ohne allen Werth seyen — von, auf solche Art, der Vernichtung unterworfenen Artikeln, als Nähnadeln u. s. w. war die Rede nicht — jeder Schmiedebursche wird dies belachen. Schon die Benennung: Ueberreste, ist von vielen solcher Eisen- und Stahl-Waaren, als: Hammern, Aexten, Beilen, Zangen, Schauffeln u. s. w. unpaßlich.

Wer sah sie nicht, vielfach nach heftigem Feuer, zwar verletzt und vermindert an Werth, aber doch noch von einigem Werth, oft noch brauchbar aus dem Schutthaufen hervorziehen? Haben wir nicht, leider, im eigenen Vaterlande viele und darunter große Brandschäden; bedarf es, uns hier darüber aus Columbia belehren zu wollen?

Der Herr Kritiker hätte doch wenigstens, ehe er kritisirte, sich unterrichten sollen: welche Gattung Eisen- und Stahlgeräth die angeblich Verbrannten gewesen; auch das hat Er nicht gethan — das Hörensagen trügt — und schon dadurch klar bewiesen, daß es ihm nur um Widerspruch oder um Abwehrung des Präjudizes vom Eisen- und Stahl-Verbrennen zu thun sey.

Möge Er sich in Deutschland unterrichten, welche heftige, künstliche Feuergluth von mehreren Tagen dazu gehört, bloß Eisen zu schmelzen, und auch dann hat es ja noch Werth! Möge er die Natur und Beschaffenheit vom Eisen und Stahl, welches, drollig, er dem Verfasser des Epigramms zu studieren empfiehlt, sich vom nächsten Schmiedeburschen erklären lassen! Es war Pflicht jenes Columbianers; er mußte sich gedrungen fühlen, zu seiner Legitimation von der bedeutenden Parthei Eisen- und Stahlgeräth — wenn er anders davon nichts gerettet — nach Möglichkeit aus dem Schutt zu sammeln, öffentlich zu verkaufen; oder, zur Verfügung der Eigenthümer aufzubewahren, um denselben dieserhalb die nöthige Beruhigung zu geben und allen Argwohn zu benehmen, welcher bei Verlusten der Art nur zu natürlich und verzeihlich ist. Das hat er nicht gethan, und sich dadurch, noch mehr aber durch anderweitige, gravirende Vorgänge in Prejudice gebracht. Er machte so z. B. unter andern auch dem Verfasser des Epigramms die auffallende Anzeige: daß ein Saldo, welchen er diesem seit zwei Jahren hätte pflichtmäßig remittiren müssen — wozu sich öftere Gelegenheiten darboten — zur selben Zeit, Knall und Fall, in Retouren, deren Ankauf er nie erwähnt, verbrannt sey! ꝛc. Folglich nicht aus Witzdrang, etwas Treffendes zu schrieben, sondern aus gerechten Unmuth entstand das Epigramm. Wer, so, durch bereicherte Brandmeister schmerzlich gekniffen wird, dem ist es wohl zu verzeihen, wenn er einmal schreiet

S.

---

* Die Geburt der Spencer.

Ein Haufen Jaks,*) dem strengen Schiffer Tau' entfloh'n,
— Der oft verübten Bubenstück' gerechten Lohn —
Eil't pfeilschnell drob nach Plymouths Strande,
In jenem stolzen Mode-Lande,
Und irr'te in Gebüsch und Feldern,
Gleich wilden Rehen, in den Wäldern.
Ein feister Lord, durch Portwein stark erhitzt;
Nach Wildprett jagend, daß er schwitzt';
Entdecket bald mit Vollmonds-Angesicht,
Den schüchtern'n Knaben-Schwarm, am hellen Tageslicht,
Und glaubet gar, Orang-Outangs zu sehen; —
Getrau't sich kaum d'rauf los zu gehen; —
Ermannet sich; — Ziel't nach der Knaben einen,
Und streckt zu Boden ihn, daß, zappelnd er mit beiden Beinen,
Den Geist aufgiebt; — das hag't dem edlen Lord;
Er schleppt den Leichnam mit sich nach der Hauptstadt fort.
Um nun, als Waldmensch-Ueberwinder, sich zu unterscheiden,
Eilt er, sich in Jak's kurzes Kamisol zu kleiden.**)
— Die Jury, wovor als Mörder er bald ward gestell't,
Fäll't der Geschwornen Spruch; die ihn wahnsinnig hält. —
Kaum mag sich unser Wicht auf Londons Straßen zeigen,
Sieht Peers und Lords man ehrerbietig vor ihm neigen,
Und alle tragen stracks üb'r ihren langen Röckchen,
Ein kurzes Kamisol — zum Gehen kurze Stöckchen —
Segar der Deutsche will, Jak's Würgengel zu ehren,
Der Britten Thorenzahl, die Spencer-Träger, mehren,
Und wandelt ohne Schaam, in Schiffer-Buben-Tracht,
Daß jeder, der ihn sieht, ihn mitleidsvoll belacht.

*) So werden alle Kajüten-Jungen auf englischen Schiffen genannt.

**) Es ward natürlich weiter gemacht.

Anekdote.

Der Lieutenant S —, bei einem Commando, das zu der Fouragefassung in eine zurückgelegene Stadt von dem Vorposten abging, schickte einen Dragoner — einen Wenden — der außer seiner militärischen Dressur ohne Bildung war, auf die Post, um Briefe für ihn dort abzuholen.

Der Dragoner kam zurück und überbrachte einen Brief.

„Wie viel hast Du Porto bezahlt?“

„„Höllisch viel! ich mußte acht Groschen geben; aber erschrecken Sie nur nicht, Sie sind nicht zu kurz gekommen, denn, wie der Postschreiber wegsahe, habe ich ein ganzes Packet Briefe weggenommen, die bringe ich mit! denn wer betrügen will, muß wieder betrogen werden; acht Groschen für das kleine Ding wäre unerhört, unter den andern aber, sind recht große, und so, denke ich, kommen Sie Ihrem Schaden wieder bei.““

„Kerl“ — sagte der Lieutenant unter Lachen und Aerger — „glaubst Du denn, daß man die Briefe wie die Würste verkauft? Gleich setz' Dich wieder auf und bringe die weggenommenen Briefe auf die Post!“

„„Nu, wenn Sie es so befehlen, muß ich es freilich thun; aber einen, das müssen Sie mir erlauben, einen behalte ich für mich, denn beim Abmarsche sagte der Richter, als ich in M — auf Urlaub war: „Michel, schicke auch bald einen Brief zurück!“ — Das will ich denn jetzt thun und den ersten besten behalten und mit dem Armee-Boten nach M — zurückschicken.““

* An Manche.

Wer wird mit so düstren Blicken
Um sich schau'n!
Der kann nicht mit Hochentzücken
Gott vertrau'n!

Gott vertraun, die Menschen lieben
Wie sie sind;
Keines Wesens Daseyn trüben
Denn es rinnt
Schnell der Sand — das Leben nieder,
Ach zu schnell!
Drum sey jeder gut und bieder!
Dort wird's hell
Was hier Finsterniß umzogen: —
Aus der Nacht
Bricht der Morgen! — keiner wird betrogen
Der hier wacht! —

H — l l —

* Epistel an einen Neidhart.

O gönne doch dem braven Mann
Was er durch Thätigkeit sich selbst erwerben kann!
Brodneid ist immer ein verzerrtes Bild;
Wohnt nur im Herzen das vor Mißgunst schwillt.
Bist Du doch schon geschmückt mit Silberhaaren
Und magst ein so verkehrtes Herz bewahren? —
Ein Herz das selbst den besten Freund berückt
Durch Ueberredung — wenn der Plan nur glückt
Den Du zum eignen Vortheil ausgesponnen! —
Doch, was gesponnen kömmt auch an der Sonnen,
Wenn's noch so fein! Dies Sprüchwort wirst Du kennen;
Ich wollte bloß zur Warnung es Dir nennen. —

* Charakteristik eines gewissen Jemand.

Von Witz, Talent und jeder Tugend ist er frei;
Dem Aeußern nach ein Mensch; doch weiter nichts dabei.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 18.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 2. März 1820.

*Abschied.

Lina.

Willst Geliebter, ewig von mir gehen,
Soll vergebens seyn mein heißes Flehen,
Diese Thränen sind umsonst geweint?
Ach! mein Auge wird dich nimmer finden! —
Unter diesen schattenreichen Linden
Saßen oft wir — Rudolph — schön vereint.

Rudolph.

Lina trockne deine bange Zähre
Kampf — auf jenem ungestümen Meere
Sieg — das ist mein großes Losungswort.
Und gekrönt mit Palmen kehr ich wieder —
Hörst du jene muth'gen Siegeslieder?
Lina lebe wohl — jetzt muß ich fort! —

Lina.

Wirst du, Rudolph, Liebe mir erhalten?
Wird sie nicht in deiner Brust erkalten —
Wirst im Kampfe Linas Bild noch sehn?
Werden nicht die Wogen dich mir rauben,
Oder Feinde dich mit giftgem Schnauben
Morden? — Willst du ewig von mir gehn? —

Rudolph.

Dieses Herz wird, Lina, für dich schlagen —
Stets will ich dein Bild im Busen tragen,
Leben will ich, sterben auch für dich!
Fall ich — fließt des Vaterlandes Zähre
Tapfrer wird der starken Helden Wehre
Lina! — starb für's Vaterland und dich! —

G —

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Es war am neunzehnten Februar des Jahres 1519, als Cortez Flotte aus der Havannah auslief. Trotz allen Aufopferungen des Feldherrn und seiner Freunde, war die Ausrüstung sehr armselig. Auf eilf Schiffen, von denen das Admiralschiff nur hundert Tonnen hielt, waren sechshundert siebzehn Mann vertheilt, unter denen sich nur sechszehn Reiter und bei der Seltenheit des Feuergewehrs nur dreizehn Arkebusiere befanden. Außer zwei und dreißig Arm-

brustschützen waren alle übrigen Soldaten nur mit Spieß und Schwert bewaffnet. Die Artillerie bestand aus zehn kleinen Feldstücken und vier Falkonets und konnte nur durch ihren Commandeur Franzisko d'Orazko, schon in den italienischen Kriegen mit Ruhm gekrönt, für bedeutend gelten. Sogar an der Vertheidigungswaffe jener Zeit, an den Harnischen, hatte gekargt werden müssen, denn weil es an Eisen fehlte, trugen die Krieger, sich gegen die Pfeile der Indier zu schützen, statt der Panzer Wämser von gesteppter Baumwolle. Mit diesen erbärmlichen Mitteln wollte Cortez seinen Riesenplan ausführen, ein Reich, größer als alle Besitzungen des Königs von Spanien zusammen, zu unterjochen!

Nach einer stürmischen Fahrt vereinigte sich die Flotte bei der Insel Cazumel. Hier hielt der Feldherr eine allgemeine Heerschau, und suchte den feurigen Durst nach Ruhm und Ehre, der in seiner Seele brannte, auch in seinen Kriegern durch eine kräftige Rede zu entzünden, die, von der Muse der Geschichte aufbewahrt, den Helden charakterisirt, dessen Klugheit seiner Kühnheit auf eine bewundernswürdige Weise die Waage hielt.

Wenn ich das Glück betrachte, sprach er: was uns auf dieser Insel vereint, wenn ich die Verfolgungen, denen wir entronnen, die Schwierigkeiten, die wir bezwungen, überdenke, so muß ich mit Ehrfurcht und Dank die Hand des Höchsten erkennen, die uns dadurch auch einen glücklichen Ausgang verbürgt. Der Dienst unsers Herrn, der Eifer für Gottes Ehre treibt uns, diese unbekannten Länder zu erobern, und Gott streitet nur für seine eigne Sache, indem er für uns streitet. Ich will Euch die Hindernisse, die sich uns entgegenstemmen werden, nicht verhehlen. Blutige Gefechte mit zahllosen Heidenschaaren erwarten uns, und Ihr werdet alle Eure Tapferkeit brauchen, um nicht zu unterliegen. Dazu wird die Entbehrung der nöthigsten Lebensbedürfnisse, das fremde Klima mit seinen offenen und heimlichen Gefahren, der Mangel an gebahnten Heerstraßen Eure Standhaftigkeit, die man die zweite Tapferkeit nennen kann, auf harte Proben stellen. Ausharren macht oft im Kriege das möglich, was der offenen Waffengewalt nicht gelingt. Dadurch allein hat sich Herkules den Namen des Unüberwindlichen erworben, und das ist's, was seinen Thaten den Namen Arbeiten verschafft hat. Schon auf den unterworfenen Inseln habt Ihr im Streiten und Leiden Euch geübt, aber unsere Unternehmung ist wichtiger, und da die Entschlossenheit mit den Gefahren wachsen muß, so bedürfen wir hier eine weit größere. Unsere Zahl ist gering; aber Einigkeit ist die wahre Stärke der Waffen, die sie zu vermehren scheint. Wir müssen bei unsern Entschlüssen nur eine Seele, bei der Ausführung nur eine Hand haben für Ehre und Vortheil, bei unsern Eroberungen nur eine gemeinschaftliche Erndte. Jedes Einzelnen Tapferkeit muß unser aller Stärke und Sicherheit seyn. Ich bin zwar Euer Feldherr, aber ich würde der Erste seyn, mein Leben für den geringsten Soldaten zu wagen. Ihr sollt meinem Beispiele noch mehr, als meinen Befehlen gehorchen. Mit diesem Selbstvertrauen fühle ich Muth in mir, an Eurer Spitze die ganze Welt zu erobern, und mein Herz verheißt mir mit einer ahnenden Gewißheit, die alle Prophezeihung übertrifft, den glänzendsten Erfolg. Genug des Wortes! Jetzt ist es Zeit durch Thaten zu reden. Haltet meine frohe Zuversicht nicht für Tollkühnheit. Sie hat ihren festen Ankergrund in Allen, die hier um mich versammelt sind, und was ich von meinen eigenen Kräften nicht hoffen darf,

erwarte ich von der Tapferkeit meiner Waffenbrüder!

Das einstimmigste Beifallgeschrei des Heeres antwortete der wohlberechneten Rede, durch welche zugleich der Nationalstolz und die Eitelkeit, der Fanatismus und Goldhunger der Spanier, kurz alle die Federn in Bewegung gesetzt wurden, durch welche auf diese Gemüther zu wirken war. Jubelnd schifften sich die Krieger zur letzten Fahrt nach der Tierra firma ein. Ein günstiger Wind blähte die Segel der Flotte und führte die Begeisterten dem unglücklichen Neuspanien zu, dessen neue Aera nun bald mit blutigen Zahlen in die Bücher der Geschichte geschrieben werden sollte.

Schon der erste Landungsversuch der Spanier bei dem Flusse Tabasko war ein gräßlicher Prolog zu dem großen Trauerspiele, dessen Vorhang jetzt aufrauschte. Cortez, welcher hoffte, hier so gastfreundlich, wie einst sein Vorgänger Grijalva, empfangen zu werden, segelte ruhig stromaufwärts, und ob ihm gleich eine unzählige Menge Piroguen entgegen ruderten, so verbot er dennoch den Seinen streng jede Feindseligkeit. Allein ein entsetzliches Geschrei der nahenden Indianer verkündete ihm bald, daß er hier nicht ohne Blut werde vordringen können. Vergebens brachte der Dechant, Hieronymus D'Aguilar, den er auf Cozumel aus achtjähriger Heidenknechtschaft befreit, den Wüthenden in ihrer Muttersprache die Friedensvorschläge des Feldherrn. Sie antworteten mit einem unermeßlichen Pfeil- und Steinhagel, gegen den sich die Spanier nur mit Mühe zu schützen vermochten. Da gab Cortez das Zeichen, und zugleich von allen Schiffen schleuderte das schwere Geschütz den feurigen, brüllenden Tod in die Massen der unglücklichen Indier. Die Wirkung entsprach der Erwartung. Die Heiden durch den Donner, den sie zum erstenmale hörten, und durch den Tod so vieler Gefährten entsetzt, sprangen aus den Kähnen in das Wasser und suchten sich schwimmend zu retten, und die Schiffe konnten ungehindert landen. Als aber die Spanier ausgeschifft waren, versuchten es die armen Eingebornen doch noch einmal, sich dem Eindringen der wilden, ungeladenen Gäste in ihr Vaterland mit gewaffneter Faust entgegen zu stemmen. Doch der unerschütterliche Cortez ließ sich nicht irre machen. Während des Angriffs der Indier, umbrüllt von ihrem fürchterlichen Geschrei mitten im Hagel der Pfeile und Steine, fuhr er ruhig fort, sein Heer in Reihe und Glied zu stellen, bis es in geschlossener Schlachtordnung da stand. Dann stellte er sich zu Fuß vor die Fronte, zeigte mit dem Degen nach der befestigten Stadt Tabasko, die hinter dem feindlichen Heere lag, und sein lakonischer Zuruf: „Freunde, seht da, unser Nachtquartier!“ reichte hin, die Seinen zu dem wüthendsten Angriff zu entflammen. — Die Feinde wurden geworfen, und Cortez drang mit unwiderstehlichem Heldenmuthe nach Tabasko vor. Noch einmal hielten die Indianer ihm hier mit einem Muthe Stand, der wohl eines bessern Erfolgs werth gewesen wäre. Der Eingang der Stadt, wie ihre Straßen, waren mit Pfählen verrammelt, hinter denen sich die Einwohner noch einmal setzten. Aber auch diese schwachen Bollwerke waren bald überwältigt, und jetzt stürzte Cortez, noch immer zu Fuß fechtend, nur mit einem Schuh bekleidet, da er den andern beim Durchwaden eines Morastes verloren, auf den Marktplatz der Stadt. Hier galt es den letzten entscheidenden Kampf. Er ward, trotz der Heiden hartnäckiger Gegenwehr, zum Vortheil der Christen entschieden. — Aber, mals besiegt, flohen die Indier heulend in ihre

Wälder; das Nachtquartier war erobert und die Schlacht zu Ende.

Aber nicht der Krieg. Denn Juan, den Cortez mit einigen Reitern auf Kundschaft ausgesandt, brachte bald die Schreckenskunde: Ein ungeheures Heer Indier, das wenigstens auf vierzigtausend Mann geschätzt werden könnte, habe sich versammelt, um, wie es sich schmeichele, die Spanier auf einmal bis auf den letzten Mann auszurotten. Diese Nachricht erschütterte den eisernen Cortez, denn jetzt galt es den Vertilgungskampf mit einer seinem Heere hundert Mal überlegenen Menge, die auf das Aeußerste gebracht und gezwungen war, für ihr Vaterland, ihre Freiheit und ihr Leben zu fechten. Er übersah das Gefährliche seiner Lage, aber, Herr über sich, nahm er eine so ruhige, heitere Miene an, als ob hier von einer bloßen Waffenübung die Rede sey. Sein Beispiel beseelte die Spanier mit gleicher Unerschrockenheit, und getrost folgten sie ihm noch vor dem Anbruch des Tages zur neuen heißen Blutarbeit.

Am Fuß eines Hügels stellte er sein Heer in Schlachtordnung, und harrte im Dunkeln des Feindes, dessen unermeßliches Heer mit dem ersten Strahl der Morgensonne aus den Wäldern in die Ebene vorrückte. Die ungeheure Menge der nackten, olivenfarbnen Gestalten, Gesicht und Leib mit allerlei Farben entstellt, das Haupt mit hohen Federmützen geschmückt, mit Bogen und Pfeilen, Schleudern und Wurfspießen, Streitkolben und großen steinernen Schlachtschwertern bewaffnet, bot einen fürchterlichen Anblick dar. Der Rüstung der Heiden entsprach ihre Feldmusik. Dumpf dröhnten ihre Trommeln aus hohlen Baumstämmen, schmetterten die großen Seemuscheln, und mit grellen Mißtönen schrien die kleinen Rohrpfeifen dazwischen. So rückte die gigantische Masse in viele kleine ungeordnete Haufen vertheilt, auf die geringe Christenschaar an, die still und geschlossen, gleich einer Mauer, den Angriff erwartete. Jetzt waren die Heiden auf Bogenschußweite herangekommen, jetzt ertönte ihr gräßliches Kriegsgeschrei und eine Pfeilwolke fiel auf die Spanier nieder. Zum Gegengruß schickten ihnen diese eine Salve aus den Musqueten und Armbrüsten, und vom Hügel hinter ihnen herab krachten die Kanonen, deren Kugeln den dichtgedrängten Feind haufenweise zu Boden schmetterten. Doch dadurch ließen sich die kühnen Indianer nicht abschrecken; sie füllten die Lücken in ihren Schaaren jauchzend aus, warfen Sand in die Luft, um ihren Verlust hinter einer Staubwolke zu verbergen und eilten, zum Handgemenge zu kommen. Die Spanier stemmten sich zwar gewaltig gegen die Uebermacht, aber lange vermochten sie dennoch der Menge und Wuth der Feinde nicht zu widerstehn. Schon war ihre Mauer hier und da durchbrochen und der Anfang einer gänzlichen Niederlage gemacht. Da gab ein Trompetenstoß das Signal, und Cortez und Juan an der Spitze, sprengten die sechszehn Reiter aus ihrem Hinterhalte, mitten durch der Feinde Gewühl sich eine gerade blutige Bahn brechend. Dieß entschied. Die armen Indier, die noch nie einen Mann zu Roß gesehn, hielten beide für ein einziges Ungeheuer von halb thierischer, halb menschlicher Gestalt, und dieser Wahn entsetzte sie so, daß ihnen vor den heranjagenden Centauren die Waffen aus den zitternden Händen fielen. Dadurch gewannen die Spanier Zeit, sich wieder zu ordnen. Von neuem würgten Kanonen und Musqueten, und so von allen Seiten gedrängt, vom Schrecken halb entseelt, ergriffen die Heiden bald haufenweise die Flucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alligatoren (Krokodill-Art).

In englischen Blättern befindet sich über eins dieser Thiere und den gräßlichen Raub desselben folgender Brief aus Bogundie bei Calcutta, vom 25. Mai 1819. „Es war am 20sten des Nachmittags um 5 Uhr, als meine Dienstboten voll Bestürzung in's Zimmer eilten, und schrieen, daß so eben ein Alligator einen Knaben von 14 Jahren aus einer Wiese ohnweit des Hauses hinweggeholt habe. Jeder in der Nähe eilte dahin und ich auch, um vielleicht noch helfen zu können. Kurz nachdem wir am Flusse angekommen waren, rief einer aus der versammelten Menge aus, daß er den Knaben sehe, und in der That erblickten wir, als wir den Fluß herab sahen, in nicht weiter Entfernung, ganz deutlich den Alligator mit dem Knaben im Rachen. Bald darauf verschwand er, kam aber wieder in die Höhe, und hob sich 3 bis 4 Fuß hoch mit dem Kopfe aus dem Wasser, hielt aber den Knaben immer noch bei der Hand im Rachen, und warf ihn mit der größten Heftigkeit in der Luft von einer Seite zur andern. Dann schlug er ihn mit gleicher Gewalt auf die Oberfläche des Wassers, um, wie es schien, ihm die Knochen zu zerbrechen, und ihn dann leichter verschlingen zu können. Er wiederholte dieß mehreremale; leider konnten wir aber in diesem Augenblicke nichts weiter thun. Wir sandten nach Fischern, die sich in der Nähe dieser Gegend aufhielten, aber es verging fast eine Stunde, ehe sie mit Booten und Haken mit Lienen ankamen. Endlich geschah es, und wir zogen mit den Lienen den Fluß auf- und abwärts, so daß wir in der That den Alligator und den Knaben herauf bekamen. Der erstere aber entwischte dennoch und ließ uns bloß den Leichnam des Knabens zurück, welcher gräßlich verstümmelt war, indem ihm Kopf und Schulter fehlten. Die Boote fingen noch einmal an und faßten den Alligator wieder. Als man ihn aber nun auf die Oberfläche des Wassers brachte, um ihn zu harpunieren, zerrissen die Lienen und er entwischte abermals. Unterdeß war es spät geworden, und die Fischer konnten nichts weiter vornehmen. So viel wir es beurtheilen konnten, mochte der Alligator 12 bis 14 Fuß lang seyn.

Würdigung der Schmeichelei bei den Neugriechen.

„Mein Gänschen!“ ist das hauptsächlichste Liebkosungswort, das man einer schönen Athenienserin, ohngefähr so, wie bei uns, „mein Täubchen, mein Hühnchen“ zuruft. Nur dieser Hausvogel wird so hoch in Ehren dadurch gehalten, denn außerdem haben die Neugriechen eine höchst merkwürdige Abneigung gegen jede Schmeichelei. Uebertriebenes Lob, welches ihre Vorvordern schon fürchteten, wird auch bei ihnen für höchst gefährlich gehalten.

Dodwell bemerkte dies zuerst auf seiner Reise in Corfu. Er zeichnete eine Ansicht bei einer Hütte, in welche er freundlich eingeladen und mit Wein und Früchten bewirthet ward. Zwei wunderschöne Kinder, die Söhne des Besitzers, spielten vor der Hütte, und um den Eltern eine Artigkeit zu machen, hielt er sein Lob der Kinder nicht zurück. Als er aber zwei- bis dreimal seine Bewunderung der holden Kleinen ausgesprochen hatte, gerieth eine alte Frau, die er für deren Großmutter hielt, darüber so in Unruhe, daß sie aufsprang, die beiden Kinder zu ihm hinriß und heftig von ihm begehrte, er solle ihnen in's Gesicht spuken. Dieses sonderbare

Verlangen kam Dodwell so seltsam vor, daß er glaubte, die arme Alte habe den Verstand verloren. Aber ihre Andringlichkeit ward auf der Stelle von dem Vater sowohl, als von der Mutter der Kinder, aufs Lebhafteste unterstützt. Glücklicherweise begleitete Dodwell ein Grieche, der ihm sagte, daß das einzige Mittel, um die Nachtheile, die Dodwells übertriebene Lobeserhebungen für die Kinder haben könnten, zu vermindern, dies sey, den Kindern in's Gesicht zu spuken. Dodwell konnte endlich dem heftigen Begehren der Eltern nicht länger widerstehen und erfüllte ihren Willen so anständig, als er es nur vermochte. Doch auch damit waren die abergläubigen Landleute noch nicht zufrieden gestellt, und zu bewundern war es, mit welcher vollkommnen Ruhe die Kinder, die nun folgende, häßliche Operation duldeten, zu welcher ihre ausgezeichnete Schönheit gewiß schon oft Veranlassung gegeben hatte. Die Mutter machte nämlich Staub von dem Boden auf, vermischte ihn mit Oel aus einer Lampe, die vor einem Gemälde der Madonna brannte und beschmierte ihnen damit die Stirn. Darauf schieden sie als gute Freunde auseinander, die Landleute baten ihn aber dringend, nie wieder so vieles Schöne von ihren Kindern zu sprechen.

Persisches Mittel, Minister arm zu machen.

Wenn der Persische Schah merkt, daß einer seiner Großwürdenträger zu reich zu werden anfängt, so macht er von folgenden Mitteln Gebrauch. Entweder schickt er ihm ein Paar Wochen oder Monate lang, täglich eine Schüssel aus der Hofküche zu, wofür jedesmal tausend Dukaten zu entrichten sind, oder er trägt ihm die Bewirthung einer fremden Gesandtschaft auf; oder er spielt täglich einige Parthieen Schach, die Parthie zu 700 Dukaten, mit ihm; oder er wettet um 6, 8, 10 und mehrere tausend Dukaten mit dem scheinbaren Günstling, der natürlich verlieren muß. Will er aber seinen Mann auf einmal, und in der möglichsten Geschwindigkeit ruiniren, so ladet er sich zu einem Mittagsmahle bei ihm ein. Diese Ehre ist so groß, d. h. so kostspielig, daß auch der Reichste dadurch zum Bettler wird.

* Sonderbare Begnadigungen.

Im Jahre 1524 ertheilte Kaiser Karl der V. den Dr. Stockamar in Nürnberg das Vorrecht sich des blauen Wachses zum Siegeln bedienen zu dürfen. Siehe J. M. Heinecci syntagma de veteribus sigillis. Francof: et Lips: 1719. Fol. * p. 55. (das Merkwürdige hiebei ist, daß es derzeit kein blaues Wachs gab, selbst bis 1782 verstand man es nicht zu machen, ob man es nach dieser Zeit gelernet hat, ist Schreibern dieses unbekannt.)

1704 erhielten die Gewerke im Fürstenthum Halberstadt und der Grafschaft Reinstein, die Erlaubniß ausser anderen Mineralien auch Indigo zu bauen. Gewiß konnten die Gewerke so wenig Indigo in der Erde finden als der Doctor blau Wachs zum Siegeln.

Aphorismen.

Wir haben alle ein Lüstchen, die Welt reformiren zu helfen; aber die Reform an uns anzufangen, wozu wir alle berufen sind, fällt so Wenigen ein, daß man schon um deswillen am

Besserwerden in vielen Dingen zweifeln muß, weil hier die Menschen das Ende suchen, ohne den rechten Anfang zu wollen.

Das Glück ist ein stärkerer Nebenbuhler des Verdienstes, als das Verdienst selbst.

Das glücklichste Ehepaar würde unfehlbar das einseitigste und unbrauchbarste Buch über die Ehe schreiben. Die feinsten Bemerkungen über sie verdanken wir Leuten, die entweder nie oder nicht glücklich verheirathet waren.

Man sagt fast immer zu viel, wenn man von sich selbst spricht.

Es giebt Menschen, die eine so starke Fertigkeit, sich zu accommodiren, besitzen, daß sie kaum noch durch irgend etwas incommodirt werden können, selbst nicht durch Rippenstöße und Fußtritte.

Vom Wünschen zum Glauben ist nur ein Sprung, der uns gewöhnlich im Dunkeln am leichtesten wird.

„Es ist leichter — wie Lessing in seinem Nathan sagt — andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln;" aber wahrlich auch leichter, gut zu handeln, als gut zu seyn.

Es giebt Menschen, denen die Natur in ihrem ganzen Wesen einen offnen Creditbrief gegeben hat, Kraft welchem sie uns wehe thun, aber nie eigentlich beleidigen können.

---

* Die verbannten Epaulets 1811.*)

Manch' Ritter, Hofrath, Consul, — Maitre de plaisir
— Auch manch' Genie am Kutschenschlage, an der Thür —
Wähnte durch sie sich wichtig, hochgeehret;
Sie fragen seufzend, seit das Steckenpferd verwehret;
„Was sollen wir fortan auf unsern Achseln tragen?" —
Die Last die euch — bestimmt! hört man das Schicksal sagen.

---

* Falsche Hoffnung eines Verläumders.

Der staar-geschwätzige Rubin,
Der stets die Fehler Andrer rüg't;
Wenn er nichts weiß, gar gröblich lüg't;
Schiel't nach der kleinen Henriette
Und wünsch't sie sich in's Ehebette.
Es trüget ihm sein eitler Sinn;
Ich wette, wird sie sich besinnen,
Sie wählet kein Gesicht — voll Finnen.

---

* Das dem Herrn Friedrich N.. zurückgesandte Geschenk von einigen Buch Velin-Papier.

Zwei Thaler, ein Geschenk, so niedrig,
Vermehrte nicht der Karschinn Glück;
Sie sandte sie dem großen Friederich
Mit Unmuth und Verdruß zurück.
So ich, wollt' man so freundlich denken,
Mir ein paar Buch Papier zu schenken;
Ich sag': „es ist, fürwahr, zu niedrig!" —
Send' sie zurück dem kleinern Friedrich.

---

*) Ein französisches Decret verbot allen und jeden Nicht-Militär das Tragen der Epaulets auf's strengste.

Lieben und Leben.

Nur Leben mit Liebe zum Leben verbunden,
hat lebendes Lieben und Leben gefunden;
und was du dir denkst, und was du beginnst,
es hat dieses Leben nichts was du gewinnst,
so groß auch hienieden das irdische Gut,
beginnt's nicht zum Leben mit liebendem Muth.

---

* Anfrage.

Warum trägt man jetzt Trauerschnallen an den Hüten.

---

* Andeutung.

Die alten Bäume, welche auf dem Walle von der Bischofsnadel bis nach dem Osterthore stehen, werden abgängig, und in einigen Jahren ganz unbrauchbar. Wenn alsdann junge angepflanzet werden, so machen diese gegen die andern einen Uebelstand. Wäre es daher nicht gut, wenn in diesem Frühjahr schon die alten mit jungen vertauscht würden?

---

* Der Wurm und der Schmetterling.

(Eine Fabel.)

„Du bist auch immer in den Lüften,
(Sprach einst der Wurm zum Schmetterling,)
Ich suche still mein Heil in Grüften
Dir folg' ich nicht — der Lohn ist zu gering!" —
Darob erwiederte bescheiden
Der frohe Sylphe: „Lieber Wurm,
Verschieden sind des Lebens Freuden;
Mich trägt der Zephyr auf den Thurm,
Und in den Schooß der jungen Rose,
Du weilest drunter, — o gewiß
Du wühlst dich durch der Särge Riß
Und schmauset dort, indeß ich koste. —
Laß beide uns die Freiheit nützen:
Du Schwingenloser kriche fort;
Wer wird auch dich für Tadel schützen?
Drum nimm zurück dein schmähend Wort!
Nie wird es mich in deine Sphäre zwingen
Dich keine Erden-Macht beschwingen!" — —

H — ll —

---

* Charade von drei Sylben.

Der Holden sanft schwebendem Gange
Folgt' liebend, doch zagend ich nach,
Die Sehnsucht, sie blich mir die Wange,
Es war mir im Herzen so bange;
Da ward mir ein wonniger Tag.

Sie sandte aus himmlischer Bläue
Der Ersten die Letzte mir zu,
Den rosigen Boten der Treue,
Daß er mir den Frieden erneue,
Erneue dem Herzen die Ruh.

Doch schnell, wie das Ganze, so jagen
Schon wieder sich Seufzer und Schmerz;
Nun Freunde, sagt, darf ich es wagen?
Soll ich es der Lieblichen sagen?
Wie sehr sie erfüllet mein Herz.

B — r m — — r.

---

* Erklärung.

Die in der vorigen Nummer S. 134. Sp. r. Z. 13 von oben befindlichen Buchstaben lt W. bedeuten: laut Wochenblatt. D. R.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 19.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 5. März 1820.

An die Meinen.

Als Krankheitstoffe wüthend mich umwanden
und Fieberträume ängstigten mein Seyn,
kein Mittel linderte der Schmerzen Pein,
die Freunde weinend um mein Lager standen;

Wähnt' ich bald frei mich von des Körpers Banden,
sah schon die Palme weh'n im Siegesschein. —
das Leben hüllte sich in Dunkel ein,
die Kräfte floh'n — und meine Sinne schwanden.

Da nahtest Du, der liebend ich verbunden,
die früher Tod dem Himmel längst geweiht —
der Myrthe Grün in's gold'ne Haar gewunden
sprachst Du, im Blick der Trennung banges Leid:
„Noch nicht ist's Zeit zur Heimath einzugehen,
„weil Gott erhört' der Deinen heißes Flehen.

Und freier fühlt' ich meine Brust sich heben,
als wieder neu zum Daseyn ich erwacht —
ach! was den Tod so bitter mir gemacht,
war nicht das Scheiden von dem süßen Leben.

Wohl von den Theuern, die mir Gott gegeben,
die manches Opfer ihrer Lieb' gebracht,
mir freundlich hellten meiner Leiden Nacht,
durch ihrer Liebe immer reges Streben.

Gehörten mein die Güter aller Welten
und Crösus Schätze, Indiens reicher Thron,
wär' doch zu arm, den Theuern zu vergelten —
In Liebe nur besteht der Liebe Lohn.
Drum sey fortan geweihet Euch mein Leben,
Das Gottes Huld mir neu zurück gegeben.

T.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Abermals war der Sieg gewonnen. Cortez, zufrieden, den Indiern seine Uebermacht gezeigt zu haben, gebot die Fliehenden zu schonen, und ließ nur einige lebendig fangen, um durch sie den Friedenschluß mit ihrer Nation vorzubereiten. Juan erhielt von ihm den Auftrag, die Leichen zu zählen. Der Jüngling ge-

horchte, mit Schauer und heimlicher Reue über die Heldenthaten, die sein Arm vollbracht. Nur zwei Spanier waren geblieben. Dafür deckten achthundert todte Indier den Wahlplatz. Eine schöne Thräne trat in Juans Auge, als er nach Beendigung des traurigen Geschäfts noch einmal das Schlachtfeld überschaute. Ihr zwangt uns dazu, Unglückliche! rief er bewegt: Wir mußten morden, um nicht gemordet zu werden, aber daß wir mußten, das verzeihe uns der Gott, dessen Friedenslehre zu verbreiten, wir in dieses Land gekommen sind!

Diese Worte würden mir ein wenig ketzerisch klingen, sprach mit leiser Bedächtigkeit der Kapellan Vincentio, der unbemerkt neben Juan getreten war: wenn ich nicht wüßte, daß der edle Don Velasquez, die Blume der spanischen Ritterschaft, ein so guter altkastilianischer Christ ist, als einer. Die überkühige menschliche Vernunft irrt jederzeit, wenn sie sich an die Geheimnisse unserer heiligen Religion wagen will. Gott hat uns armen Sündern zwar immerdar etwas zu verzeihen, aber bei der Opferung dieser Heiden kann davon gar nicht die Rede seyn. Es ist dieselbe vielmehr unter diejenigen guten Werke zu rechnen, wodurch für begangene Sünden Absolution erworben werden kann. Der Zweck heiligt das Mittel. Christus sprach: Ich bringe nicht den Frieden, sondern das Schwert. Gott hat es so gewollt. Das haben uns, wenn unser Glaube dazu zu schwach wäre, unsere leiblichen Augen gelehrt, welche den Apostel San Yago, unsern Schutzpatron, auf einem weißen Rosse mitten in unsern Reihen für uns, seine Landsleute fechten sahen, — Ich habe ihn nicht gesehn, fuhr Juan ungeduldig heraus, und Vincentio fragte ihn dagegen mit einem Hyänenblick: ob er also an den Wundern der Heiligen zweifle? Da mischte sich Bernal Diaz de Castillo, der unterdeß hinzugekommen war, in den beginnenden Wortwechsel und sprach begütigend: Ich gestehe, daß wir alle unsere Siege unserm Herrn Jesu Christo schuldig sind. In dieser Schlacht haben so viele Indianer gegen uns gestanden, daß sie, wenn nur jeder eine Handvoll Erde auf uns geworfen, uns ohne Gottes besondere Gnade lebendig begraben haben würden. Es kann seyn, daß die Person, von welcher der sehr ehrwürdige Herr Kapellan erzählt, der Apostel Sennor San Yago, oder der Sennor San Pedro gewesen, und daß ich als ein großer Sünder nicht würdig gewesen, ihn zu sehen. Das weiß ich, daß Don Franzisko de Morla in der Schlacht auf einem Schimmel geritten, aber als ein unwürdiger Uebertreter habe ich keinen von den heiligen Aposteln gesehn. Es kann Gottes Wille seyn, daß es sich so zugetragen, wie der Herr Kapellan sagt, aber ich habe von keinem meiner Waffenbrüder etwas davon gehört.

Grimmig schaute Vincentio den ehrerbietigen Widersprecher an, aber, mit seinen eignen Waffen angegriffen, vermochte er nichts zu erwiedern und schlich beschämt davon.

Ihr seyd ein so wackerer Soldat, Diaz, rief Juan jetzt unmuthig: und windet Euch so jammervoll, wie eine getretne Otter, um dem nichtswürdigen Heuchler nicht gradezu zu sagen, daß er gelogen hat, um sich wichtig zu machen. — Maria und Joseph, Don Velasquez, raunte ihm Diaz, sich bekreuzend, zu: Wer wird jemals einem Manne gradezu widersprechen, dessen Anklage auf den Scheiterhaufen führen kann. Habt Ihr die heilige Hermandad vergessen? Sie wird sich nicht auf's Mutterland beschränken. — Seyd des gewiß! Sie findet über das Meer auch den Weg nach Neuspanien!

Von der Wahrheit dieser Bemerkung ergriffen, starrte Juan den blutgetränkten Boden

an, und rief schmerzvoll: Wenn Spaniens schreckliches Glaubensgericht mit seinen Ketten und Foltern und Fackeln zugleich mit der neuen Lehre in diese Länder dringt, dann freilich ist sie mit diesem Blute zu theuer erkauft und wehe mir, daß ich ersehen bin, es vergießen zu helfen!

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

---

* Antwort auf die Gegenkritik in Nro. 17 d. Bgfds.

Der Herr Gegenkritiker beschuldigt den Unterzeichneten, „er habe klar bewiesen (?) daß es ihm nur um Widerspruch, oder um Abwehrung des Präjudizes vom Eisen- und Stahlverbrennen*) zu thun sey.

Keineswegs Herr Gegenkritiker! Der Unterz. kennt den bezielten Columbianer, so wie er manchen andern frühern Bekannten kennt, kennt ihn als einen in jeder Hinsicht unbescholtnen, rechtlichen, musterhaften kaufmännischen Charakter, hat die bezielten Feuersbrünste dort erlebt, hat auch dadurch verloren und hat hier mitunter manch schiefes, einseitiges, dummes und hämisches Urtheil darüber fällen hören.

Jetzt tritt in Nro. 10 d. Bgfd. ein vorübersliegender Bemerker und Epigramm-Dichter auf und will den Charakter eines Mannes, der sich nicht vertheidigen kann, öffentlich angreifen, indem er glauben mochte, die Satyre worin er seine Schmähung kleidete, überhebe ihn auch der Beweisführung. Doch nicht also!

Der Unterz. ist in der Sache rein unpartheiisch, möglich so genau dem Epigramm-Dichter*) als dem Columb. bekannt, und da dieser sich im Bgfd. nicht vertheidigen kann, so vertheidigt der Unterz. die Sache.

Der Gegenkr. sagt „der Columb. mußte — aus dem Schutt sammeln und verkaufen," und darin urtheilt er nach seiner eignen beschränkten Ansicht. Es sind doch wohl hier und in Hamburg mehrere Leute, die ihm für ehrlich gelten und die auch bei jenen Feuersbrünsten gewesen sind; diese frage der Gegenkr., wenn er dem Unterz. nicht glauben will, dann wird er hören, daß an jenem Orte niemand einen Heller würde gegeben haben, für den größten Theil der Eisengeräthe die im Feuer gewesen waren, daß kein Schmidt dort sie würde verarbeitet haben, wenn sie ihm geschenkt wären, weil dort das Arbeitslohn zu theuer ist.

Der einzige Weg sie vielleicht zu nutzen war der, sie nach Europa zurückzusenden auf die Hütte, als altes Eisen; dann hatte der Eigenthümer Arbeitslohn und Fracht zu bezahlen. Hätten sie in Columbia gelagert werden sollen, so wäre nie und nirgend so viel dafür zu lösen gewesen, als Arbeitslohn und sechsmonatliche Lagermiethe, zu jener Zeit, betragen hätten, der Columbianer hätte sie lagern mögen wo er auch wollte.

---

*) Da dieser Satz unverständlich, wenigstens sehr undeutlich ist, so ist hier nur gesucht den Sinn, den er vermuthlich ausdrücken soll, zu fassen; das nämliche gilt von den Ausdrücken S. 134 Sp. 1 Z. 5 „natürlich nicht — überschrieben." Z. 9 „bei strenger Unpartheilichkeit" (wessen?) Z. 15 „und Consorten." Sp. 2 Z. 4 „ohne Umstände" (wozu denn Umstände?) S. 135 Z. 7 u 8 „sich vom Schmiedeburschen erklären lassen! Es war Pflicht jenes Columb." entweder ist dies unverständiges, unverständliches Zeug, oder der Sinn liegt so tief darin, daß der Kritiker ihn nicht hat herausbringen können.

*) Der Unterz. kennt seinen Namen nicht, will ihn auch nicht kennen; nur mit der Sache, nicht mit der Person hat er zu thun.

*

Daß der Gegenkr. dies nicht berücksichtigt hat, wie er in Nro. 10 anfing zu schreiben, kommt offenbar daher, daß er jenen Platz nicht hinlänglich kennt und sich Manches dort so vorstellen mochte wie hier; war es ihm aber wirklich nur um Aufklärung und Bestimmtheit über seinen Verlust zu thun, den er auf Glauben annehmen sollte, warum fragte er denn nicht Leute, die bei jenen Bränden gewesen waren und ihm vieles deutlich machen konnten, wenn er's nur begreifen wollte. Allein man will ihnen nicht glauben, man hat einen großen Verlust erlitten, und deshalb ist der Columb. ein Betrüger, der Unterschleif gemacht und beim Brande Geld erübrigt hat — und wer dagegen, allem Argwohn zum Trotz, die Wahrheit behauptet, der ist „Consorte."

In Kaffee-Häusern kann dergleichen nun wohl vorgetragen werden, wer wollte alle das unverständige Zeug widerlegen. Läßt man aber so etwas drucken, dann muß man sich auch hinterher nicht wundern, wenn man auf verdiente Art zurecht gewiesen wird.

Wenn der Gegenkr. verlangt, der Unterz. „hätte sich erst von der Gattung Eisen- und Stahlgeräth unterrichten sollen," warum denn nannte sie der Gegenkr. nicht in Nro. 17, was soll solche leere Wortfechterei?" er nenne sie noch, dann läßt sich beurtheilen ob sie durchs Feuer werthlos werden konnten oder nicht.

Nach dem Gesagten wird der Gegenkr. vermuthlich einsehen, daß er keinen Grund hatte in Nro. 17 von „unstatthaften, indiscreten (?) Deutungen" zu schwatzen; die Schimpfworte „bereicherte Brandmeister" u. s. w. sind so pöbelhaft als niederträchtig, deshalb kann der Unterz. sie auch nicht beantworten.

Will der Gegenkr. den Unterz. überführen, so bringe er Beweise. „Unmuth" aber, wenn er sich in ehrenrührige Satyre, oder in Schmähungen äußert, wird verdientermaßen abgefertigt, „Geschrei" nicht beantwortet werden.

Bremen, am 29. Febr. 1820. H. S.

Unser Sonnensystem.

Die Capität Burney hat in einer englischen kleinen Schrift einen Satz zu beweisen gesucht, der zu der Entdeckung unerwarteter astronomischer Erscheinungen führen dürfte. Er leitet nämlich eine fortgesetzte Bewegung unsers ganzen Planetensystems aus der fortschreitenden Bewegung der Sonne selbst her, eine Eigenschaft, welche nach seiner Behauptung allen Himmelskörpern ihrer Natur nach eigen seyn muß, und aus den allgemein angenommenen Gesetzen der Schwere oder der allgemeinen Anziehungskraft nothwendig folgt. Er schließt nun a priori, daß aus fortschreitender Bewegung Rotation folgt, und a posteriori, daß ein Körper, der in freier Luft sich befindet, wenn er Rotation um seine eigene Axe hat, er nothwendig auch in fortschreitender Bewegung seyn müsse. Dieß wird noch durch die, jetzt fast durchaus angenommene und aus überzeugenden Beobachtungen hervorgehende Meinung, daß unsere Sonne nebst ihren Planeten nach der Constellation des Herkules hin vorrückt, bestärkt.

(Aus engl. Blättern.)

* Olim meminisse juvabit.

Die großen alten ehrwürdigen Bäume, welche auf dem Wall von der Bischoffsnadel bis nach dem Osterthore stehen, werden so lange nicht unbrauchbar, als sie Herz und Sinn ergötzen und angenehm unterhalten. Einen andern Gebrauch machen wir nicht von Bäumen auf unserm Wall und in unsern Anlagen, welche

zum Handel und Geld zu machen, keinesweges da sind. Man hüte sich doch vor dem fernsten Hindeuten eines solchen fatalen Winkes, wodurch die sentimentale Seite des Publikums empfindlich berühret wird. Man verkleinerte doch will's Gott nicht auch deswegen bisher so manche schöne Parthie in den Anlagen, um nebst Verdrängung des größeren Charakters der Stelle, welche aus der Kleinlichkeit des Prospectes in den landschaftlichen Styl übertrat, um auch noch Geld zu machen?

Ein junger Baum ist dann nur ein Uebelstand, wenn er einem alten den Platz nimmt, und wer will es zugeben, wenn das Würdige unwürdig verdrängt werden soll.

Würdig ist dem ächten Bremen jedes schöne Ueberbleibsel der Vorzeit, es stellt ihm seine Ahnen lebhafter vor Augen, und wenn er früh oder spät in der Dämmerung unter der Baumhalle, welche im Falle liegt, wandelt, dann mag sich der Enkel des geliebten Vaters oder Großvaters auch der früher Verschiedenen sprechender erinnern, und sich in ihrer Nähe dünken, als wenn abermal eine an Stecken gebundene Baumlinie, mit weißen Pfählen auch etwa versehen, entlang gezogen stehet. Die Phantasie kann so freilich leichter zu dem Wolkendunst kommen, und wird dann nicht mehr durch's Gewoge der alten Aeste jener Bäume aufgehalten. Haben wir noch nicht Alleen und junge Bäumchen und Pappeln genug? es wird nicht lange mehr dauern, so wird Bremen berühmt werden, durch seine Grundflachheit und seine Pappeln.

Reite oder fahre doch einmal durch Oberneuland und bringe in Erfahrung, was sinnlose Anlagelust und Gefühllosigkeit für Wunder thun kann. Wenn Du den schönen Ort früher kanntest, so stähle vorher Dein Herz, auch der Held kann weinen und schämt sich der Thränen nicht, wo er die Unschuld, und ihre Schwester die Schönheit leiden sieht.

Ganze Heerden wilder Säue hätten noch in einem halben Säkulum nicht so viel Schönes verwühlen können, als hier von weniger Menschen kalten Händen in wenig Jahren geschehen ist.

Und diese sagten auch, daß das Schöne unbrauchbar würde, und hatten weil es Privat-Eigenthum war, auch mehr Grund dazu.

Wenn die nach und nach auf einem großen Mühlstein wohnenden Bewohner des bremischen Gebiets in der Folge ihren Kalbsbraten verzehren können, sind sie freilich auch Genußreicher, als wenn sie unter Eichenhallen nur ein Butterbrod hatten.

Der Du aber Deine Fleischmahlzeit dort eingenommen hast, wandle nun weiter, und suche über die Grenze hinaus Unterhalt und Nahrung für den Gast in Dir, der sich nach ewiger Schöne und himmlischer Grenze umsiehet.

Was wir hier so scheußlich entstellen und vernichten, könnten wir all dieses Schöne in Schiffe packen, und nach England hinüberfahren, die Engländer würden es mit großem Gelde kaufen, und wir, um englisch zu scheinen, nehmen gerade das weg, was der Engländer wünscht und will. Hätten die Lords unsre Eichen- und Buchen-Haine! wie würden sie frohlocken: sie haben diese nicht, und helfen sich mit andern Bäumen, die geschwind wachsen, als Surrogat jener. Wir aber pflanzen nun auch junge Bäume, weil's der Engländer thut, und vertilgen den Hain, den Wald, der seit der Sündfluth stand. So hauen wir auch der deutschen Stute den Schwanz ab, um einen Engländer daraus zu machen: so sitzen wir auch dem Pferde auf dem Hintern, um wie ein Mylord auszusehen! —

Die Barden der Vorzeit haben keine Lust in den hellen Regionen solcher Afteranlagen zu wandeln, sie meiden auch die Chausseen. Räthsel aber in Versen, und Charaden, wird Bremen fortan in noch viel größerer Menge, und unübertreffbar liefern, und der moderne Sänger schickt sich besser auf dem geradelinigten Wege, und scheint (aber nur des Rocks wegen mit dem Schwalbenschwanz) noch ganz jung, und selbst ein Schüler zu seyn. So verstehen wir das Düstre zu verdrängen, heiter zu seyn, und heitre Leute zu bilden; so kann der Gärtner die Landschaft, und der Schneider den Mann machen und so ist in Folge des Sprichworts freilich der Bock zum Gärtner bestellt.

Es schien mir längst, daß die Weser in ihrer stillen Fluth röther geworden sey, seitdem wir im Vertilgen des ehrwürdigen Alten, und in Restaurationen aller Art so heroisch geworden sind; ist's innere Gluth der Theilnahme unsers lieben Flusses an den großen Neuerungsthaten, oder schämt die Weser sich? ihr Puls schlug vergebens schneller, seitdem ihr Schiller in den Xenien das große Lob gab!

(Wird fortgesetzt.)

---

* Mittel gegen Brandschaden.

Dieses Mittel, welches sehr zu empfehlen, da es vor allen andern den Vorzug hat, sogleich den Schmerz zu stillen und daher für Kinder unschätzbar ist, da diese, durch den Schmerz zum beständigen Schreien gereizt, mehr von dessen Folgen als an der Brandwunde sterben, besteht in Folgendem.

3 Pf. frisch gebrannten, ungelöschten Kalk, noch in Stücken, thut man in einen neuen irdenen Topf ohne Glasur, gießt 6 Maaß fließend Wasser darauf und läßt dies zugedeckt 24 Stunden stehen. Alsdann rührt man es stark um und gießt nach wieder 24 Stunden das klar gewordene in Bouteillen, stopft diese fest zu und hebt sie so auf, daß der Inhalt nicht frieren kann, aber nicht im Keller.

Das Mittel ist dann gleich zum Gebrauch gut und bleibt es mehrere Jahre.

Zu dessen Anwendung nimmt man halb von diesem Wasser und halb Baumöl, schüttelt es recht durch einander und bestreicht mit einer Feder die gebrannte Stelle und wiederholt dieses öfters. — Geschieht es sofort, so kommt gar keine Blase; ist schon eine da, so schneidet man sie durch und fährt mit dem Bestreichen fort, selbst wenn es schon eine Kruste gesetzt hat, welche dann allmählig abfällt. Nie muß man aber etwas auf die Brandstelle legen, nur sie bestreichen und bloß lassen. —

Sinngedichte.

(Nach dem Lateinischen.)

1.

Der epigrammatische Dichter auf sich selbst.

Man spricht, daß ich unrecht den Namen „Dichter" trage.
Ich geb' es zu! — Warum? — weil ich die Wahrsage.

2.

Star.

Star ist so schlecht als dumm! Dieß zeigen seine Thaten:
Was er mir schuldig ist, zahlt er dem Advokaten.

3.

Frage und Antwort.

Du fragst; „was ist der Tod?" — So mußt du todt mich fragen!
Komm einst an meine Gruft; vielleicht kann ich's dir sagen.

---

* Der Luftschmaus.

Schakabak, der Bettelmann,
Geht durch Bagdads Gassen,
Fleht um Brod, so laut er kann,
Pocht an zwanzig Thüren an,
Wird nicht eingelassen.
Alles heißt ihn weiter gehn,
Kummervoll und hungrig schleicht er,
Einen Pallast jetzt erreicht er,
Dessen Pforten offen stehn.
Auf dem Hofe, groß und weit,
Steht der Diener bunte Menge.
Schüchtern naht er dem Gedränge,
Spricht den Spruch und klagt sein Leid,
Bittet um Barmherzigkeit.
Guter Mann, antwortet einer,
Bald wird euch geholfen seyn.
Geht nur immer dreist hinein,
Grad' ins Haus; es wehrt's euch keiner.
Wendet euch an unsern Herrn
Seyd getrost, er hilft euch gern,
Denn er ist ein Barmezide,
Und wird nie des Wohlthuns müde.
Schakabak, man darf nicht fragen,
Ließ es sich nicht zweimal sagen,
Faßt' ein Herz und ging in's Haus.
Alle Pförtner wichen aus.
Offen standen alle Zimmer;
Durch das eine trat er immer
In ein andres, dessen Pracht
Goldesglanz und Silberschimmer,
Der ihn halb erblinden macht,
Schöner ihm entgegen lacht.
Durch Gemächer ohne Zahl
Tritt er endlich in den Saal,
Wo der Herr des Hauses wohnet,
Und auf seidnem Sopha thronet.
Schakabak verneigte tief
Bis zur Erde sich und rief:
Friede sey mit diesem Hause, Friede! —
„Was begehrt ihr?" Spricht der Barmezide.
„Herr, ich bin ein armer Mann,
Euer Mitleid fleh ich an,
Schenkt mir eine milde Gabe,
Denn ich bin des Hungers Beute.
Laßt des Armen
Euch erbarmen.
Herr, ich schwöre, daß ich heute
Annoch nichts gegessen habe."
Und der Barmezide sprang
In edler Hitze
Vom goldnen Sitze,
Indem er staunend die Hände rang:
„Ist es Wahrheit, was ich höre?
Wie? ich wohn' in Bagdads Mauern,
Und ein Armer will verschmachten?
Ist es möglich? Nun ich schwöre,
Das vernehm ich mit Bedauern,
Zu vergüten will ich trachten.
Ach der arme, arme Mann!
Nichts gegessen, Hungers sterben?
Nein, ich laß ihn nicht verderben.
Holla, Sclave, komm heran!
Bringe Becken, Wasserflaschen,
Daß wir uns die Hände waschen.
So! — gieß auf — ganz recht — noch mehr!
Gieb ein Tuch zum Trocknen her.
Kommt nun, Gast, und folgt dem Brauch,
Wascht die Hand zur Mahlzeit auch."
Schakabak versank in Staunen,
Denn kein Sclave war erschienen,
Nirgend stand ein Becken da.
„Große Herren haben Launen,
Denkt er still; doch kann ich ja
Leicht mit solchem Scherze dienen.
Stellt den Herren Barmeziden
Man durch Gaukelspiel zufrieden,
Mach' ich's, wie ich's machen soh."
Und er eilt die Hand zu strecken
In das nicht vorhandne Becken,
Wäscht und reibt und nimmt in Acht,
Wie's der Herr des Hauses macht.
„Tragt nun auf, fuhr jener fort.
Hurtig Sclaven, nichts vergessen!
Setzt euch Gast. Wir wollen essen.
Seht ihr nicht die Schüsseln dort?
Ist das Brod nicht weiß und fein?
Thut, als wäret ihr zu Hause.
Freund, ihr müßt bei meinem Schmause,
Nicht so blöd und schüchtern seyn." —
Schakabak haut tapfer ein,
Langt zur Schüssel, führt zum Munde,
Käut und schluckt mit vollem Schlunde,
Schmaust so recht mit Wohlbehagen,
Streichelt sich den leeren Magen.
Und der Herr des Hauses spricht:
„Immer fleißig! feiert nicht!
Hunger mag die Eßlust wecken.
Laßt euch die Bewirthung schmecken."
„Nun ihr Sclaven, nicht gesäumt!
Diese Schüsseln abgeräumt!
Bringt die Fische, bringt den Braten.
Ist der Kuchen wohl gerathen? —
Eine gute Tafel lieb ich,
Doch die Pflicht des Wohlthuns üb' ich,
Hab es gern, daß wackre Gäste
Fröhlich sind bei meinem Feste."
Nun beginnt der seltne Schmaus,
Immer neu wird eingehauen,
Beiden geht der Athem aus,
Von dem leeren Luftzerkauen.
„Sclaven, neue Schüsseln her!"
„Nein mein Herr, ich kann nicht mehr.
Zwar es schmeckt mir unvergleichlich,
Doch die Ladung wird zu reichlich.
An den Hals bin ich gestopfet,
Bis zum Platzen voll gepfropfet,
Haltet ein, ich bitte sehr."
„Nun, so bringt den Nachtisch her! —
Kostet, bitt' ich, diese Mandeln,
Eben frisch vom Baum gepflückt." —
Schakabak läßt mit sich handeln,
Thut als nehm' er, beißt und drückt
Mit den Zähnen beider Backen,
Bis die Schalen aufzuknacken
Endlich dem Bestreben glückt.
Spricht der Wirth: „Mein lieber Gast,
Weil wir nun gegessen haben,
Soll uns auch ein Wein erlaben,
Der zu solchem Schmause paßt.
Bringt die Gläser, schenkt uns ein." —
„Herr, den Wein

Möcht' ich wohl für mich verbitten.
Wasser ist mir gut genug.
Bei dem Wasser bleibt man klug,
Und bei Herren wohl gelitten;
Tränk ich Wein, ich armer Tropf,
Stieg es mir vielleicht zu Kopf,
Und ich könnt' im Rausch begehen
Dinge, welche übel stehen."
„Eitle Sorge! Muth gefaßt!
Seyd ihr heute doch mein Gast,
Und so müßt ihr mit mir trinken.
Seht, wie schön die Gläser blinken.
Auf Gesundheit! — Wißt ihr was?
Könnt ihr auch ein Liedchen singen?
Schakabak ergriff das Glas,
Das nicht da war. Schlecht gelingen
Will das Lied bei trockner Kehle,
Denn die Zunge wird nicht naß.
Dennoch folgt er dem Befehle.
„Schön! Nun trinkt! — Wie schmeckt der Wein?" —
„Etwas stärker könnt er seyn,
Lieber Herr, auch etwas nässer."
„Seht den Kenner! Meint ihr das?
Sclave gieb vom ält'sten Faß."
„Der ist stärker, der ist besser!"
Also geht es lustig fort.
Endlich schwillt des Bettlers Galle,
Er verwünscht den Narrenort,
Und die Barmeziden alle.
„Ist es recht, mich so zu quälen?
Denkt er still ergrimmt bei sich.
Warte nur mein schöner Herr!
Länger bleib ich nicht dein Narr,
Und die Rache soll nicht fehlen;
Nicht vergebens warnt' ich dich." —
Plötzlich fängt er an zu lallen
Wie im Rausche, taumelt schwer
An den Wänden hin und her,
Stellt sich an, als müßt' er fallen,
Ficht und schlägt mit Fuß und Hand;
Drauf dem Wirthe zugewandt,
Streicht der schelmische Geselle
Dem ans Ohr die derbste Schelle,
Daß ihm fast der Sinn entschwand.
Wieder hebt er auf die Hand —
Doch es ruft der Barmezide,
Laut auflachend! „Halt doch Friede!
Alter Narre, bist du toll?"
„Lieber Herr, ich warnt' euch wohl.
Warum zwangt ihr mich zum Trinken?
Wird der Bauer und Bettler voll,
Läßt er gern die Fäuste sinken."
Spricht der Wirth: Mein schlauer Knecht,
Was du thatest sind' ich recht.
Es war Zeit den Scherz zu enden."
Darauf klatscht' er mit den Händen;
Rasch erschien ein Dienerhauf,
Trug nun wirklich Speisen auf;
Und was man beim Mahl der Possen
Aus der Luft vorweggenossen,
Ließ sich nun in Wahrheit sehn,
Ach, und schmeckte doppelt schön.
„Lange sucht' ich solchen Mann,
Hub der Barmezide an,
Der in meine krausen Grillen
Sich so geistreich schicken kann.
Thue ferner mir den Willen:
Bleibe bei mir, bis ich sterbe,
Dann sey meines Reichthums Erbe.

Räthsel.

Das ganze Weltall ist mein Haus;
Hier wandl' ich ewig hin und wieder.
Mich späht, Dir nah', Dein Blick nicht aus,
Doch fühlst Du meines Flug's Gefieder.
Nur wenn Dein Auge sich erhebt
Vom Staube zu des Himmels Sternen,
Dann siehst Du, wie in weiten Fernen
Mein Fittig um die Wolke schwebt.
Doch wohn' ich auch im kleinsten Raume;
Ein Element im Bau der Welt,
Beweg' ich bald das Aehrenfeld,
Bald wieg' ich mich im Fluthenschaume.
Bald bin ich ruhig, sanft und mild,
Kann leis' an Dir vorüberwallen,
Bald hörst Du, ungestüm und wild,
Wie Donner meine Stimme schallen.
Das Herz, das Dir im Busen schlägt,
Wird nur von meinem Hauch bewegt;
Denn ich bin alles Lebens Quelle,
Und keiner war, der mich nicht trank;
Doch mischt sich Gift in meine Welle,
Dann droh'n Dir Tod und Untergang.

Auflösung der Charade in Nr. 18.

Augenblick.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 20.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 9. März 1820.

* Abendempfindungen.

Abend ist's — gesunken ist die Sonne,
Luna strahlt im Silberglanz.
So entflieht des Lebens schönste Wonne,
Bald verblüht ist ja ein Rosenkranz.

Auch des Sängers Töne — sie verhallen
Bald im letzten Harfenklang.
Klagetöne seiner Freunde schallen,
Dumpf erklingt der bange Grabgesang.

Aber dann, dann bin ich hingezogen,
In ein schönes Friedenland.
Und des Lebensstromes stille Wogen
Bringen das mir, was ich hier nicht fand.

Doch mein Grab, umgeben von Zypressen
Wird der Geist noch sanft umwehn.
Nein — die Erde werd' ich nicht vergessen,
Werde noch der Freunde Denkmal sehn.

Wird dann die Geliebte Veilchen sammeln,
Weinend auf mein Grab sie streun,
Und in Thränen sanfte Worte stammeln:
„Ewig, sel'ger Jüngling, ewig dein!" —

Säuselnd schwing ich dann auf Engelsflügeln
Mich zur schönen Erde hin!
Und auf den bemoos'ten Sterbehügeln
Flöß ich Trost dem schwermuthsvollen Sinn.

Und in Klarheit sieht ihr Blick nach oben
Hin — wo blaue Wolken ziehn.
Dann, dann schwing ich mit zurück, und droben —
Bet' ich: Vater laß auch sie der Erd' entfliehn!

Und ruht einst auch ihre irdische Hülle
Unter kühlem, weichem Moos,
Schweben wir — in Seligkeiten-Fülle
Hin zum Friedenland — von Erdentrauer los.

G —

Die Schulen, oder: die Stufen des Daseyns.

Es herrscht, in einem weiten Reiche, ein weiser und trefflicher Fürst, dem besonders die Bildung und das Glück der Jugend sehr am Herzen liegt.

„Bei der Jugend müssen wir anfangen — sagt er — „wie ich es immer schon gemacht habe, wenn meine Unterthanen wachsen sollen an Tugend und Wahrheit! Denn, wie wir es an den Alten sehen, sie gleichen irdenen Gefäßen, welche in der Gluth des Feuers eine unbiegsame Härte und Sprödigkeit angenommen haben. Sie fallen in Scherben zusammen, ehe sie eine gefälligere Form annehmen. Aber die Jugend gleicht dem weichen Thone, ist bildsam und fügt sich, jede Gestalt annehmend, in den Händen des Töpfers! Da ihr Eltern es nun nicht begreift, wie nützlich euren Kindern es ist, wenn sie früh eine Bildungsanstalt besuchen, mir aber die Sorge für die geistige Fortbildung und den Wachsthum meiner Völker, in allem was gut und löblich ist, obliegt, so werde ich durch einen meiner Diener, den ich dazu bestellt habe, eure Kinder abholen und in die Schule führen lassen.“ Dies geschahe.

Nachdem die zarten Kindlein einige Zeit in dieser Bildungsanstalt gewesen waren, gefiel es ihnen dort sehr wohl! Denn sie hatten einen freundlichen Lehrer, der ihnen oft kleine Geschenke machte und ihnen Fleiß und Gehorsam mit solchen Gaben belohnte, woran die Kinder große Freude hatten. In den Feierstunden spielten sie in einem schönen Garten, und sie fühlten in ihren Herzen schon die ersten Regungen der Freundschaft für so manchen ihrer Spiel- und Schulgenossen. Aber das Schmerzlichste war ihnen, das unvermuthet, von Zeit zu Zeit, ein fremder, ernster Mann zu ihnen kom, der einen nach dem andern aus der Schule wegführte, ohne daß solcher je wiederkehrte. Da flossen Thränen dann, und keiner wollte gerne den Kreis seiner Freunde verlassen. Aber es half kein Widerstreben.

„Seyd doch keine Thoren“ — sagte der Lehrer zu den Zurückgebliebenen — „denn so ist es ja eure wohlthätige Bestimmung einmal! Ihr könnt hier bei mir nicht ewig weilen! Wollt ihr immer als kleine Kinder behandelt seyn? Sehet, da kommen Andere schon wieder, die dazu bestimmt sind, die entstandenen Lücken auszufüllen. Hier empfangt ihr nur die erste Muttermilch des Unterrichts; aber jene bedurften kräftigerer Nahrungmittel schon, darum mußten sie euern Kreis verlassen, um, zur weitern Fortbildung ihres Geistes und Herzens, einer höheren Anstalt übergeben zu werden.“

Ohne durch diese vernünftigen Gründe sich beruhigt zu fühlen, stillte endlich die Macht der Zeit und der Gewohnheit den empfundenen Schmerz. Auch selbst die heilige Versicherung des Lehrers: „ihr findet sie dort wieder, wenn ihr meine Schule verlasset!“ beruhigte sie nicht.

Die Abgehenden aber mußten ihre Kleider in der Schule zurücklassen; denn für jede höhere Bildungsanstalt war eine kostbarere und feinere Tracht bestimmt. Auch durften sie ihre Spielsachen nicht mitnehmen, sondern sie mußten Alles, woran sie ihre Freude gehabt hatten, zurücklassen, durch deren Besitz denn Andere beglückt wurden. Die Kleider aber wurden von den Zurückgebliebenen, mit feierlichem Gepränge, einer weiten, großen Kammer übergeben. Hatte ein Abgehender viele Freunde, sich erworben; so ward sein Andenken durch Reden gefeiert, und man sprach von der Wonne des Wiedersehens auf einer höhern Bildungsanstalt, um sich zu trösten über den Verlust des theuren, geliebten Freundes!

Wenn nun die Abgegangenen bei dem Vorsteher der höhern Bildungsanstalt angelangt waren: so wurden sie geprüft, und man wies ih-

nen ihren Platz an. Mit unaussprechlichem Vergnügen erblickten sie dann, wenn sie eintraten in den großen Versammlungssaal, so viele ihrer früheren Bekannte und Freunde, und sie eilten an ihren Busen und freuten sich, sich wieder zu finden, die sich ehemals als verloren beweint hatten.

„Wie habe ich doch getrauert" — sprachen sie dann — „als ich meinen guten Lehrer, meine Freunde und Alles, was mir lieb war, verlassen mußte; aber wie glücklich fühle ich mich nun, euch hier, Freunde, wieder zu finden, und einen Lehrer, aus dessen Auge Milde und Güte strahlt!"

Vergiß deinen Gram hier, wo du glücklicher und freier lebst, als dort! Denn größer und schöner ist unser Garten, und in edlern reichern Formen waltet hier die Natur! Hier fürchten wir den Augenblick nicht, wenn die Zeit da ist, daß wir unser Gewand ablegen und den Kreis unserer Freunde verlassen müssen, um höhern Schulen entgegen geführt zu werden!

„Bleiben wir hier nicht immer?"

Es wäre für uns nicht gut, wenn wir hier ewig weilen sollten! So viel wissen wir, daß wir endlich herangewachsen, hinlänglich ausgerüstet mit Erkenntniß und mit Weisheit, als Lehrer und Erzieher der Jugend einmal werden angestellt werden von unserm großen und edlen Fürsten, um unter seiner Leitung an seinem großen und wohlthätigen Erziehungsplan zu arbeiten; damit Gerechtigkeit und Friede sich küssen in seinem Lande, und Glück und Wonne allenthalben sich ausbreite!

Benjamin Constant's 14. Brief: „Ueber die hundert Tage."*)

In einer andern Schrift habe ich erzählt, was Buonaparte von der Pairschaft sagte, und wie schwer es nach seiner Ansicht seyn werde, die Nation zu ihrer Annahme zu bewegen. Da aber die Pairschaft der Theil seines Additional-Akts ist, den man am bittersten getadelt hat, so muß ich hier Napoleons eigene Worte wiederholen, um alsdann zu erläutern, aus welchen Gründen er seine persönliche Meinung den Rathschlägen seiner Umgebung aufopferte.

„Die Pairschaft," sagte er, „steht im Mißklang mit dem gegenwärtigen Stand der Gemüther, sie wird den Stolz der Armee verletzen, die Erwartung der Anhänger der Gleichheit hintergehen, und tausend Ansprüche der Einzelnen gegen mich aufregen. Wo, meinen Sie, daß ich die aristokratischen Elemente, welche die Pairschaft voraussetzt, finden sollte? Die alten Vermögenheiten sind mir feindselig, viele der neuern schimpflich erworben. Fünf, sechs berühmte Namen sind nicht genug. Ohne Erinnerungen, ohne geschichtlichen Glanz, ohne große Besitzthümer, — worauf soll meine Pairschaft begründet werden? Die englische ist ganz etwas anderes, sie steht über dem Volke, ist aber nicht gegen dasselbe gewesen. Die Edlen sind es, die England die Freiheit gegeben haben. Die Magna charta kommt von ihnen, sie sind mit der Verfassung gewachsen, sind eins mit ihr, meine Pilze von Pairs dagegen werden nach dreißig Jahren nur Soldaten oder Kammerherren seyn; man wird nur ein Lager oder eine Antichambre in ihnen sehen."

Es würde schwer seyn, glaube ich, die Hindernisse, wegen deren sich die Pairschaft in uns

*) Dieser interessante Brief, findet sich zuerst übersetzt in den „Originalien," woraus ich solchen entlehnte. D. R.

seren neuen Institutionen nicht nationalisirt, stärker und kürzer zu bezeichnen.

Allein, kann man wohl eine constitutionelle Monarchie fest begründen, ohne in ihr eine erbliche Magistratur zuzulassen, die ihr Element der Dauer der ewig neuernden Thätigkeit der Volkswahlen entgegensetzt? einer Thätigkeit, die, eben weil sie das vorbereitet, was werden soll, beständig Gefahr läuft, die Festigkeit dessen was ist, mehr oder weniger zu erschüttern.

Ich gestehe, daß ich an dieser Möglichkeit lange gezweifelt habe. Durch meinen Charakter geneigt, mich mit allem, was zuläßlich (tolérable) ist, zufrieden zu stellen, wurde ich durch das Beispiel der brittischen Verfassung, von Montesquieu's Ansehen in meinen Augen noch unterstützt, stark verleitet.

Gegenwärtig aber wankt meine Meinung, der Theorie nach wenigstens, sehr. Ich sage: der Theorie nach; daß man nicht eins oder das andere meiner Worte brauchen möge, mir Absichten, die der Charte entgegenständen, beizulegen. Fürwahr, ich bin weit entfernt, in einem ihrer wichtigsten Theile diese Charte angreifen zu wollen, deren kleinfügigste Bestimmungen sogar ich erhalten wünschte, weil, wie mich däucht, unter unseren Umständen die Unverrückbarkeit allem vorgehen muß.

Speculativ geredet aber, kann ich nicht läugnen, daß Betrachtungen, die nach und nach in mir entstanden sind, und Ueberlegungen, die ich aus vielen Erfahrungen geschöpft habe, mich in große Unsicherheit versetzt haben, weniger vielleicht über die Nothwendigkeit als über die Möglichkeit der Pairschaft. Bei unseren volksthümlichen Neigungen, unserer Liebe zu fast unbedingter Gesetzlichkeit, der Vertheilung des Eigenthums bei uns, dessen immerwährenden Beweglichkeit, dem stets wachsenden Einfluß des Handels, der Industrie und der Capitalien im Portefeuille, was wenigstens eben so nothwendige Elemente der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, und sicherlich für die Regierungen noch unentbehrlichere Stützen als das Grundeigenthum selbst, geworden sind, hat eine erbliche Macht, die nur den Boden repräsentirt, und auf der Vereinigung desselben in einer geringen Anzahl Hände braucht, etwas widernatürliches. Die Pairschaft kann, wenn sie da ist, bestehen, das sieht man wohl, denn wir haben eine; allein wenn sie nicht da wäre, möchte ich fast fürchten, daß sie nicht möglich wäre.

Es fehlt viel, daß sich im Anfang 1815 meine Meinung auf diese Weise gesetzt hatte.

Als mich daher Buonaparte um dieselbe in Rücksicht auf die Einführung der Pairschaft bei seinem Additionalakt befragte, so fiel mir, gestehe ich, nur die unanstößige Erinnerung unserer Pairie von 1814 ein, deren kaum bemerktes Daseyn weder den Neid erregt, noch zum Aerger gereizt hatte. In einer erblichen Magistratur erblickte ich nur eine Schranke mehr wider das Gewicht Eines Menschen, und auf Schranken war ich ja überall aus. Meine Aeußerung war also der Institution, über die berathen wurde, günstig, und hatte, wie ich Ursache gehabt zu glauben, auf Napoleon's Stimmung um so mehr Einfluß, da mich kein persönlicher Grund bestimmte. Ich habe nie begriffen, wie man Geschenke des Mächtigen gegen die Wahl eines Volkes auf die Schaale legen könne, und würde, so lange es mir auf dieser Erde würde zufallen können, gewählt zu werden, dies dem Ernanntwerden vorziehen.

Was ich Buonaparte unpartheilich und aus Ueberzeugung sagte, wiederholten ihm andere aus Interesse. Es ist betrübt zu sagen, aber man kann es nicht läugnen: die Leidenschaft für

die Gleichheit verträgt sich in vielen Menschen mit dem Geschmack an Auszeichnungen für sich selbst, und durch das Kaiserliche Regiment waren zu Viele verwöhnt, die Bevorrechtungen zu dulden, wenn sie nur ihnen wurden.

Wir alle werden den Nachschmack dieser ihrer Verwöhnung noch lange zu genießen haben. Die Proben davon haben wir in dem, was täglich vorgeht, und daß die Freunde der Freiheit sich so häufig getäuscht finden, kommt aus keiner andern Quelle. Man muß es sagen, denn es muß alles gesagt werden, und eine Nation, die noch nicht im Hafen ist, die man wieder aufs hohe Meer wirft, sollte von allen Klippen Kunde haben. Es giebt Oppositionen, die aus der Stellung, andere, die aus den Grundsätzen kommen. Die letztern allein geben eine Garantie ab. Die andern hören auf, wie die Stellung sich ändert, die Stellung aber ändert sich, wenn die Autorität es so will. Bündniß des kaiserlichen Despotismus mit den gegenrevolutionären Vorrechten ist das schöne Ideal, was die mit Gewalt Bekleideten anstreben, und sie haben recht. Der Seide eines Eroberers kann sehr gut der eines Ministers werden, wenn dieser ihm die Vorzüge wiedergiebt, die er durch den Sturz des Eroberers einbüßte. Mancher, der unterm Küraß die Geißel der überwundenen Völker war, wird in der Toga, sich nider seine Mitbürger wendend, die Zuchtruthe der Freiheit in seinem Vaterlande seyn. Glücklicherweise ist das Bündniß zu schwierig, um vollständig zu werden. Es giebt eine heilsame Unverträglichkeit der Ansichten zwischen dem alten und neuen Regiment; wir können die Insolenz der einen und die Eitelkeit der anderen unter unsere Schutzwehren rechnen.

Man begreift aber wohl, daß, als es zu entscheiden war, ob die Pairschaft in die Wirklichkeit treten sollte, oder nicht, alle auf Titel, Bänder, Hermelinmäntel Begierigen, diese Institution sehnlichst herbeiwünschten. Es war Buonaparte etwas ungelegen, die Hoffnungen seiner Umgebung täuschen zu sollen. Er sagte mir eines Tages, die Worte Monseigneur und Altesse betreffend: „Es giebt Leute, für die das seit zehn Jahren ein Genuß ist; sie erhielten ihn durch mich; es würde sie betrüben, wenn ich sie dessen beraubte; es sähe aus, als bestrafte ich sie."

Ueberdem hatte Napoleon, so fein und genau er auch die Schwierigkeiten, welche einer Pairschaft entgegenstehen würden, zergliederte, eine heimliche Neigung für sie: er meinte, eine starke Aristokratie erleichtere den Gang der Regierung, (die er sich dachte) und bediente sich zu diesem Zweck einer ziemlich sinnreichen Vergleichung, die ihm so lieb geworden war, daß er sie wohl hundertmal gegen mich angebracht hat.

„Eine Constitution, die sich auf eine kräftige Aristokratie stützt, gleicht einem Schiffe," sagte er. „Eine Constitution ohne Aristokratie ist nur ein Ballon, der sich in den Lüften verliert. Man lenkt ein Schiff, weil in demselben zwei Kräfte einander das Gegengewicht halten; das Steuer findet einen Stützpunkt. Allein ein Ballon ist Spielzeug einer einzigen Kraft, es fehlt ihm der Stützpunkt. Der Wind führt ihn fort, es ist unmöglich ihn zu lenken."

Während seiner ersten Regierung hatte er unaufhörlich gestrebt, eine Aristokratie zu Stande zu bringen. Seine Wahlkollegien, seine sechshundert Meistbesteuerten, seine Possidenti in Italien waren Versuche der Art. Er wußte nicht, was die Gewalt nie weiß, daß keine Schöpfung künstlich geschieht. Die schöpferische Kraft in der Staatskunst, wie die Lebenskraft

in der Natur, ist durch kein Wollen, durch kein Gesetz zu ersetzen: die Zeit, Gewohnheiten, Bedürfnisse, die Meinung, sind die einzigen Elemente aller Organisation. Die Handlung der Gewalt ist bloß mechanisch, ihre Erzeugnisse sind rein künstlich. Es ist ihr so wenig gegeben, irgend etwas ohne diese Elemente wirklich zu instituiren, als dem Bildhauer durch Meißelschläge ein lebendes Wesen hervorzubringen. Constutitionen lassen sich schreiben, wie man Bildsäulen meißelt; sie bleiben aber unanwendbar, wie die Statuen unbeseelt bleiben.

Endlich hegte Buonaparte, abgesehen von seiner Theorie von der Nothwendigkeit eines aristokratischen Gegengewichts, für die Aristokratie der alten Regierung eine Neigung, und so zu sagen eine Schwäche, die nicht ohne Einfluß auf seine Entschließungen war. Man erzählt, daß Mirabeau, den seine stürmische Jugend eine Zeitlang von dem, was man die gute Gesellschaft nennt, ausgeschlossen hatte, einem seiner genauen Freunde, zur Zeit, als die Macht der Volksgunst und des Genies ihm alle Thüren geöffnet hatte, gestand: er könne es nie ohne ein heimliches Vergnügen sehen, wenn sich ein Kutschenschlag für ihn aufthäte. So war es auch für Buonaparte eine Art Genuß, wenn einer unserer vormaligen großen Herren in seinen Dienst trat. Er schien sich etwas legitimerer Herrscher zu seyn, wenn die Säulen der Legitimität um seinen Thron standen, und sein Vergnügen daran hat sich bis zum letzten Augenblick nicht abgestumpft, ob sich schon der Reiz bei der Vielheit solcher Genüsse etwas hätte legen sollen.

Die Patrschaft schien ihm daher ein Mittel, zu irgend einer künftigen Zeit, jenen Adel wieder an sich zu ziehen, den er ungern vermißte, von dem er gesagt hatte: er allein wisse mit Anmuth zu dienen, und der ihn auch, man muß gerecht seyn, nicht eher verlassen hatte, als bis es aus mit ihm war. Er war sogar in Versuchung, eine große Anzahl alter Adlichen sofort in seine Patrschaft einzubegreifen, und erst nach langem Bedenken rief er, nicht ohne Bekümmerung aus, „Man wird doch darauf zurückkommen müssen, das eine mal oder das andere — aber die Erinnerungen sind noch zu jung. Wir wollen das aussetzen bis nach der Schlacht, bin ich der stärkste so kriege ich sie wohl. Einstweilen wollen wir ihnen eine Thüre offen lassen, sie machen einige Umstände, und am Ende kommen sie doch immer herein."

---

* Der Deutsche in Nord-Amerika.

(Aus der in Newyork erscheinenden Zeitschrift: „der Deutsche Freund," 1. Stück.)

Ein Werk mit diesem Titel ist neulich in Stuttgard und Tübingen erschienen, und uns durch einen Freund zugesandt worden. „Freiherr von Gagern" ist der Herausgeber; „Freiher von Fürstenwärther" ist eigentlich der Verfasser; denn dieser wurde durch Ersteren mit einer sehr reichhaltigen „Instruction" nach Amerika gesandt, um Berichte über die „Begebnissen der Deutschen" in diesem Lande, für den Edlen Herrn Verwandten auszufertigen. Dieses Werk bezieht sich nur dann auf den Deutschen in Nord-Amerika, wenn man annimmt daß Philadelphia, oder höchstens Pennsylvanien, Nord-Amerika ist!

Damit unsere Leser sich eine Vorstellung machen können von dem Geist dieser Schrift (worüber wir bei einer andern Gelegenheit mehr sagen werden) heben wir zur Beherzigung eine Stelle aus. Seite 89, macht der Beobachter seinem Verwandten folgende Entdeckungen bekannt:

„Bei so großen Vorzügen der vereinigten Staaten, die ein jeder Unpartheiische mit mir

anerkennen wird, bei aller Leichtigkeit, vorzüglich des materiellen Lebens, darf ich einige Mängel und Schattenseiten nicht verschweigen. Man hat in diesem Lande keinen Begriff, ja nicht die Ahnung eines höhern und feinern Lebens, wenigstens auf dieser Erde. Man vermißt Alles, was es verschönern und veredeln kann; jede Mannigfaltigkeit des bessern Genusses und der Unterhaltung. Grober Materialismus und Interesse sind der Charakter und das leitende Princip der Bewohner. Ungeselligkeit, verächtlicher Stolz, Zurückhaltung und Grobheit zeichnen sie in der Maße aus, und stoßen den Europäer von Bildung und Gefühl zurück. Dieser wird sich daher in demselben zuerst äußerst unglücklich und isolirt fühlen, es kann ihm unmöglich gefallen. Wenn er auch dort Vieles nicht loben kann und mag; Vergleichungen, die er täglich zu machen Gelegenheit hat, nöthigen ihm das laute oder innere Geständniß ab, daß gleichwohl Vieles dort besser sey. Wenn die Amerikaner mit Recht auf ihre bürgerliche Freiheit, auf ihre Freiheit im Glauben, Sprechen, Drucken und im gesellschaftlichen Leben stolz sind, so kennen sie doch jene höhere Seelenfreiheit nicht, welche nur in Europa, und ich sage es dreist, am meisten in Deutschland zu finden ist; jene sind bei aller ihrer Freiheit dennoch Sclaven ihrer Beschränktheit, ihrer Unwissenheit in Allem, was nicht local und practisch ist, und ihrer National-Vorurtheile."

Wahrlich, wo solche „Mängel nnd Schattenseiten" wahrzunehmen sind, muß alles schlecht bestellt seyn. Aber wie dankbar sollen wir Amerikaner seyn, daß wir doch noch keine Maulwürfe sind. Tröstlich muß es uns Armen auch seyn, daß man in Deutschland doch auch ächte Schilderungen des amerikanischen Charakters hat. Dort weis man sehr wohl daß hier der Adelstand „vermißt" wird; dort häufen sich aber auch die Beweise daß man „in diesem Lande" „Begriff" und „Ahnung eines höhern und feinern Lebens" hat. Ja, Gott sey Dank, wir haben auch Manches hier, was auf dieser Amerikanischen „Erde" das Leben „verschönern und veredeln kann." Den Adelstand aber haben wir nicht. In Amerika ist man edel ohne das Wörtlein „Von."

---

* Warnung gegen Sorglosigkeit.

Im Jahre 1784 hielt das Frostwetter fast ununterbrochen den ganzen Monat März bis zum 10. April an.

Das Eis der Weser stand 2 Monate und 11 Tage bis zum 5. März.

Im Jahre 1785 war anhaltender, selten auf ein oder zwei Tage unterbrochener Frost vom 5. December 1784 bis 12. April 1785.

Am 17. März stand der Fahrenh. Therm. 4° am 30. noch 16° über Null.

Das Eis der Weser stand 3 Monate und 4 Tage vom 26. December bis 22 März hier an der Stadt und am 1. April war die Weser erst unten vom Eise frei. Am 16. April sah man noch einen Menschen auf dem Eise der kleinen Weser gehen.

Im Jahre 1786 blieb auch im März der Frost anhaltend.

Am 7. März stand der Fahrenh. Therm. 4° Am 28. Februar schloß sich das Eis der Weser oberhalb der Brücke und ging erst am 20. März wieder fort,

---

* Ist gegenwärtig für Bremen eine Nationalbühne wünschenswerth?

Mehrere Theaterfreunde haben dem Publikum den Plan zu einer Nationalbühne vorgelegt, die sich auf 200 Actien zu 50 Rt. also auf einen Fond von

10,000 Rt. gründen soll. Ueber die Hälfte dieser Actien ist in kurzer Zeit unterzeichnet, der Plan hat im Ganzen Beifall gefunden, nur einige Stimmen haben sich dagegen erhoben:

1. Eine Stimme sagt: Bremen ist nicht groß und reich genug, um ein gutes Theater zu unterhalten, und es ist besser gar keines, als ein mittelmäßiges zu haben. Diese strenge Stimme hat Recht, wenn sie nur das Berliner und Weimarer Theater gut nennt, und alle übrigen mittelmäßig oder schlecht. Unter einer guten bürgerlichen Direction wird das hiesige mit den übrigen wetteifern können, denn die Erfahrung lehrt, daß das bisher hieselbst bestandene, oft so scharf beurtheilte, in seiner unvollkommenen Form ohne alle Unterstützung der Bürger, wenigen auswärtigen nachstand, und viele übertraf. Es hat schon jetzt vielen guten Menschen eine würdige Freude gewährt, und kann durch eine kräftige Unterstützung die Anstalt werden, die durch Erweckung des Schönheitssinnes bei einer sehr großen Volksklasse, deren Sitten reinigt und veredelt.

2. Eine andere Stimme sagt: 10,000 Rt. reichen nicht hin, etwas Vorzügliches zu schaffen, und diese Stimme hat Recht, in sofern man auf einmal etwas sehr Glänzendes sehen will. Muß aber nicht alles Gute organisch wachsen? muß nicht das Große aus dem Kleinen entstehen? 200 Actien sind als das Minimum festgesetzt, und es ist zu vermuthen, daß, wenn das Interesse für die Sache geweckt ist, sich der Kunstbeförderer immer mehrere finden werden, bis endlich das gewünschte Ziel erreicht wird. Vergrößert sich der Fond, so wird man entweder das gegenwärtige Schauspielhaus ankaufen, oder ein neues bauen können. Dieser vielfach geäußerte Wunsch läßt sich aber auf einmal nicht erreichen, denn wie man vernimmt, hält es schon schwer, die geringere Summe bei den jetzigen nicht glänzenden Handlungsverhältnissen zusammen zu bringen.

3. Andere sagen: Die Bühne muß eine geraume Zeit, wenigstens ein paar Winter hindurch, ganz aufhören, um durch das Entbehren die erschlaffte Neigung aufzuwecken. Dies läßt sich hören — aber viele tausend Thaler werden dadurch weggeworfen. Eine neue Gesellschaft zu organisiren, kostet an Reise- und Wartegeldern bedeutende Summen, sie bedarf eines Vierteljahres, um sich einzuspielen. Eine neue Garderobe, neue Bücher- und Stimmensammlung, neue Decorationen kosten das zehnfache mehr, als die vorhandenen, um nur eben so gut zu seyn. Warum sich also diesen Verlust machen? Warum leichtsinnig das Gegenwärtige aufgeben, ehe man etwas Besseres wieder hat? Zudem würde sich ohne Zweifel gegen nächsten Winter ein Abentheurer finden, das uns den Karren des Thespis zuschöbe, und wir würden von neuem die Litaney dieses Winters nur noch eine Octave tiefer hören, und der Vortheil einer Pause ginge sicher verloren.

4. Viele sind gegen die jetzige Direction, und glauben, man wolle dieser nur unter die Arme greifen. Einsender erfährt aber aus sicherer Quelle, daß Herr Ringelhardt keineswegs die Bedingung macht, Regisseur bleiben zu wollen, sondern die Wahl desselben ganz den Actionairs anheim stellt, wie dieses sich denn auch wohl von selbst versteht.

5. Einige vermissen in dem Plane das Ende der Unternehmung, und allerdings hätte wohl etwas darüber gesagt werden können. Es müßte Grundbedingung seyn, daß nicht ein Einzelner aus der Gemeinschaft treten, und auf Theilung des Gemeingutes dringen könne. Eine solche Auflösung muß nur durch Stimmenmehrheit möglich seyn. Es versteht sich aber, daß nach dem gegenwärtigen Plane den Actionairs solche Bestimmungen zu machen unbenommen ist. Daß eine Actie transportabel und nicht persönlich ist, liegt in deren Begriffe.

Das Theater ist seit dem Flore des alten Griechenlands und Roms eine bürgerliche Anstalt, ohne die eine größere Stadt nicht seyn kann. Sie ist zu wichtig für die Sitten, als daß man sie der Leitung eines Einzelnen, der sie nur als Nahrungsquelle betrachtet, überlassen darf. sie ist so wichtig, daß selbst der Staat sie nicht mit gleichgültigem Auge betrachten sollte. In Bremen ist kürzlich so viel Nützliches zur Reife gekommen, sollte die bedeutendste unter den schönen Künsten, die das Menschenleben malet, und alle übrigen Künste zu Gehülfinnen hat, unter uns betteln gehen? Soll das Schöne darben, während der Luxus noch vollauf hat? Ein Procent von dem, was die Wohlhabenden für überflüssige Kleider, Mobilien und Eß- und Trinkwaaren ausgeben, kann der Masse der Einwohner ein seelenerhebendes Vergnügen, eine süße Erholung von Geschäften, einen Ableiter schädlicher Thorheiten, eine Warnung vor dem Gemeinen und Bösen wohlthätig verschaffen. Das Fromme, Gute und Schöne ist ewig verwandt.

— p — s.

---

* Charade.

Die Ersten entfliehen
Gar ängstlich dem Licht;
Indessen sie weilen
Im Finstern auch nicht.

Die Dritte hat leider
Nur Schaden zum Ziel;
Doch dringt sie des Nutzens
Dem Baumeister viel.

Das Ganze nur schwärzlich
Unscheinend und klein,
Kann oft doch ein Kleinod,
Unschätzbar uns seyn.

B — r m — — r.

Auflösung des Räthsels in Nro. 19.

Luft.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 21.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 12. März 1820.

* Nachtigallen-Töne.

Seinem Freunde W. Schultheiß geweiht.

1.

Auge, nächtlich und kalt, nicht wahr du suchest den Sommer,
da nur der herrliche Strauß blühet der Sterne so fern?
Aber, was du nicht schaust, vergessen? Es fließt der Erinnerung
murmelnder Bach im Gemüth; ach und er frieret nicht zu!
Nachtigall singt um den Bach, wie sie sang die Freuden des Mayes,
als der glänzende Tag müd' in die Nächte verblich.
Fern mir Verbannten ist Nacht: doch vergessen den Tag, da ich liebte?
Nachtigall singet den Tag: aber sie singt in der Nacht!

2.

War denn der Sommer dahin, und zogen frostig die Berge
Nebel-Mützen schon an, Regen und Winden zum Trotz?
Aber am Hange blühte der Strauch auf der Wiese Primel:
fort doch hab' ich gemußt! fort in die Fremde hinaus
riß mich der Wagen; zurück — ach heimwärts — flohen die Berge,
und ich reichte den Arm weinend den fliehenden nach!
Dort, wo auf Höh'n, im Geklüft das Echo lebte und nachrief,
trauert mein Lieb, das, geliebt, liebte, und küßte, geküßt.
Hier im ebenen Land', erstickend zwischen den Bäumen
ruf' ich, es rufet kein Laut, lieb' ich, es liebet kein Herz.

3.

Halt' hier, der du so hart die keuchenden Pferde dahintreibst,
halt' hier, es flehet der Baum, Bettler am offenen Weg',
Reichst nicht vergebens den nackten Ast; in den tiefesten Busen
greifst du mir, Dürftiger du, Bettler mit schweigendem Mund'.

Sieh es hat dir der Gott der mit blitzender Wimper hereinzog,
grünes Kleid abgestreift, silbernes Blüthen-Geschmeid'?
Stehst nun beschämt, wo zum Feste geschmückt, im herrlichen Mayfeld
Alles gekommen, und zeigst, auf zu dem Räuber-Gewölk.
Fliehen auch kannst du nicht, fest im Boden, aber dich fliehet
alles Geflügel: es dräun Wolken durch's off'ne Geäst.
Flucht ist kein Glück, wo der Flüchtling zurück läßt heimischen Boden;
was da gedieh, es gedeiht jährlich in frischem Gedeih'n.
Ausgezogen, die Aeste verdorrt, sie reissen mich fremdlings.
Traure nicht, daß du da stehst, Flucht ist mir Trauer, nicht Trost.
Hätte mir Bleibenden auch ein zürnendes Wort der Geliebten
Alles geraubt, wie dir zürnendes Wetter gethan:
nicht so lange entblößt der lieblich blühenden Blicke
hätte die Treue gefleht, wie du nicht jährlich so stehst. —

Fort hier, treibe nur hart, der die keuchenden Pferde dahintreibst!
Bettler sammeln des Baums Laub, mich beneidet kein Blick!

4.

Duftender Schnee vom blühenden Baum' und farbige Flocken
weh'n vom Gesträuch', und mich friert, tiefesten Schauern zur Qual.
Denn so süßes Geflöck von liebeduftenden Küssen
hat mich verwöhnt, und es fehlt, fern von der Liebsten der Kuß,
Zugluft ritzt mir den Mund, es büßet blutig das Lachen,
Dürre wohl ritzt auch das Beet: aber die Wolken sind nah.

5.

Draußen dem schattenden Laub', den kühl gewundenen Gängen,
die dort ein blühender Busch deckt, dort ein athmender Wald,
glänzt das heitre Gebäu, es laden die offenen Bogen
Tänzer hinein, der Tanz, woget so fröhlich heraus.
Aber ich flüchte zurück, ich sitze weinend im Dunkel.
Jubel klinge mir her, Zechender, Tanzender auch!
Denn einst tönte mein Tag so, hundertfreudig und farbig
blühte; so klang mir der Nacht schäumender Huldenpokal.
Bleibet doch fern, die ihr naht, ihr Frauen, mit hellen Gewändern:
und mit Freudengekos mich, wie die Nachtigall scheucht.
Euch ist der Tag, ihr Frohen, mit allen goldenen Strahlen!
Eine bringt ihr nicht mit: laßt mir die thauende Nacht!

6.

Ueber den Strom hintaumelt der Kahn, er taumelt herüber:
fröhlich im rauschenden Naß holt er den lechzenden Gast.
Montag ist, der lustige Mann ist müde vom Schlemmen;
führet das Liebchen, die Frau fröhlich zum fröhlichen Dorf.
Misch' ich mich auch ins Gelag, und betrete, traurig, die Fähre?
Hält mich das Drängegewühl, hält mich der Jubel nicht ab?
Stell ich mich unter den Baum, der da nackt, der waldigen Hülle
ledig, Bänder und Kranz schüttelt am buschigen Haupt?
Geh' nur, und liebst du den Gram, so gönn' ihm das Fest der Erinnrung;
fließt auch beim Reigen-Gewog' häufige Wehmuth herab!

Harry.

* Missions Angelegenheit.

Den hiesigen Freunden und Beförderern des sich am Ende vorigen Jahres unter uns gebildeten protestantisch-evangelischen Hülfsvereins für Missionen, möchte es nicht unlieb seyn, die ungetheilte, wörtliche Erwiederung aus der Ober-Post-Amts-Zeitung Nro. 48 vom 17. Febr. d. J. auf einen früheren Aufsatz in der Br. Zeitung zu lesen, welche in Nro. 58 der letzten, vom 27. Febr., nur im Auszuge mitgetheilt ist. Sie lautet folgendermassen.

„Frankfurt, vom 16. Februar.

Mit großen Lobeserhebungen wird in der Speyerer Zeitung (Nro. 11 Jan. 25. 1820.) ein Aufsatz über die Missionsvereine in protestantischen Ländern angepriesen. Ein heller Lichtstrahl, heißt es dort, ist in einem unsrer besten Blätter, der trefflichen Bremer Zeitung, ausgegossen worden, der zugleich erwärmt und aufklärt.

Wir müssen bekennen, daß wir diese gerühmten Eigenschaften nicht darin gefunden haben. Zum Erwärmen ist er zu kalt, zum Aufklären zu unordentlich und ungründlich. Darum hat er unser Vertrauen auf den uneingeschränkten und allweisen Regierer der Welt und der Völker nicht im Mindesten geschwächt; wir sind immer noch überzeugt, und werden dieser Ueberzeugung stets treu bleiben, daß Gott in der Erziehung der Völker zum Christenthume nicht auf einen oder einige Wege eingeschränkt sey. Ja die Geschichten unseres eignen Volks und mancher anderer Völker beweisen es genugsam, wie unter dem Beistande des Allmächtigen ein Heidenvolk sich an die Heerde der Christen anschliessen und den guten Hirten dieser Heerde verehren könne, ohne zuvor die Stufe griechischer Bildung erstiegen, oder Gott in einem Tempel nach israelitischer Form angebetet zu haben. Und wer will es läugnen, daß auch bei diesen Bekehrungen mehr oder weniger politische Absichten der Menschen mitgewirkt haben. Wir loben das nicht, aber wir lernen daraus, daß Gottes Hand überall höchst wohlthätig einzugreifen und das Verkehrte und Falsche der Menschen recht zu richten und zur Erreichung liebevoller Absichten zu benutzen weiß.

Demnach ist das Bekehren der Heiden durchaus kein gefährliches Spiel, wobei, wie die Sp. Zeit. sagt, die Seelenruhe zu Grunde gehe. Wer mit dem edlen Vorsatze hingeht in das ferne Land, um dort zu erfüllen das Wort des Herrn, der da spricht: — „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker;“ — „Ihr sollt das Leben für die Brüder lassen;“ — wahrlich, dem wird der Herr auch seinen Frieden geben, der höher ist, denn alle menschliche Vernunft. Daß die edlen Missionäre einen schweren Beruf und oft mit Gefahr und Noth zu kämpfen haben, wollen wir nicht läugnen; aber sie sind so engherzig nicht, daß sie meinen, man dürfe um des Nächsten willen kein Opfer bringen. Hätten sich die guten Apostel des Herrn durch Leiden und Beschwerden wollen abschrecken lassen, das Evangelium zu verkünden, so wären wir vielleicht selbst noch Heiden. Denn wahrlich, die gebildeten Griechen haben ihnen das Leben sauer genug gemacht, und mancher gebildete Israelite hat sie steinigen helfen. Das darf indessen den nicht muthlos machen, dessen Nächstenliebe etwas weiter geht, als es jener Aufsatz fordert, welcher sagt: „das Christenthum muß im eigenen Hause und in der nächsten Umgebung wirken.“ Der gute Christ erkennt auch den rohen Heiden für seinen Nächsten,

*

und zwar für einen ärmern, als der ist, dem es an Brod oder an einem warmen Gefängnisse gebricht; der gute Christ scheut keine Beschwerden, keine Leiden, wenn er Gutes wirken kann, sondern vertraut auf den Ausspruch des Herrn: „daß alle Leiden dieser Zeit nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll."

Sehr lobenswerth ist es übrigens, daß jener Aufsatz die Armen in Schutz nimmt, und um warme Gefängnisse bittet; nur hätte dies auf eine andere Weise geschehen sollen. Oder glaubt etwa der Herr Verfasser jenes Aufsatzes, man müsse den Eifer für die Beförderung des Reiches Gottes erkalten, damit die Herzen desto mehr zur Wohlthätigkeit entflammt würden? Ach, wären nur alle Christen recht von jenem Eifer erfüllt, wahrlich dann würden wir auch weniger Hungrige und Nackte unter uns finden.

Zuletzt bemerken wir hier noch einige Sätze, welche Theile jenes Lichtstrahles sind. Es heißt dort unter andern: „es ist nicht Pflicht, den rohen Heiden das unverstandene Christenthum aufzupropfen." — „Der gewissensfreie Protestantismus wird dann einige Jahrhunderte später auch dahin dringen und seine Kraft durch die Köpfe auf die Herzen beweisen." — Die Otaheiter sind auf dem Wege, englische Unterthanen zu werden, seitdem sie englisch lesen und beten gelernt haben." — Dem bloßen Verstandesmenschen mögen diese Sätze gefallen; aber ein religiöses, christliches Herz wird anders urtheilen, und überhaupt wünschen, daß dergleichen Lichtstrahlen von Christen, die so hoch über den rohen Heiden zu stehen glauben, nicht mehr ausgehen möchten.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung von Nr. 19.)

Alle Zwecke des gräßlichen Gemetzels waren erfüllt. Die Schwerter und Donnerröhre der weißen bärtigen Fremdlinge, die Hufe ihrer muthigen Rosse hatten es den Indianern unwiderlegbar bewiesen, daß sie Unrecht gethan, ihr Vaterland zu vertheidigen. Zitternd bot der Herr von Tabasko die Friedenshand den Mördern, deren Fäuste noch vom Blute seiner besten Unterthanen rauchten. Großmüthig kündete ihm Cortez die Verzeihung der erfüllten Herrscherpflichten an. Freilich war der Preis die Selbstständigkeit des Landes, das sich der Krone Spanien unterwerfen mußte. Vor der Fronte seines Heeres nahm der Feldherr die Huldigungen der Edeln Tabasko's an, schritt dann mit ernster Majestät auf eine hohe Zeder zu, die am Eingang der Hauptstadt stand, stach dreimal mit seinem Degen hinein, und erklärte feierlich, daß er das Land für Don Carlos, seinen Kaiser und Herrn in Besitz nehme, und gegen jeden Widersprecher mit seinem guten Schwerte vertheidigen wolle. Trompeten und Pauken fielen ein, und eine allgemeine Salve des Geschützes, vor der die Indier zu Boden stürzten, sprach den letzten Beweißgrund der Könige so kräftig aus, daß auch der leiseste Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Besitznahme verschwand. — Wunderbar! flüsterte Diaz dem finster drein schauenden Juan zu. Da sieht man es doch deutlich, wie viel darauf ankommt, daß man studirt hat. Wie zierlich und anständig hat Don Cortez das alles einzurichten gewußt! Ich als ein roher unwissender Kriegsmann wäre in meinem Leben nicht darauf gefallen, daß man mit drei Schwertstößen ein ganzes Land erwerben könne. — Das war das Privilegium des Schwertes, mein guter Ber-

nat, raunte ihm Juan zurück, seit man Schwerter zu schmieden gelernt, aber es sey allen Heiligen geklagt, daß es so ist!

Jetzt winkte, die heiligste der übernommenen Vasallenpflichten zu erfüllen, der Fürst von Tabasko den Dienern, und seine Geschenke wurden herbeigebracht. Sie waren arm, wie das Land, das sie zollte. Wenige goldene Zierrathen, einige Ballen grobe Leinwand entsprachen der Habsucht der Eroberer schlecht. Der Spende köstlichster Theil waren zwanzig junge Indianerinnen, die der Fürst dem Feldherrn zum Bereiten des indischen Brodes schenkte, ohne zu ahnen, daß er mit dieser Gabe die Unterjochung seines unglücklichen Vaterlandes entschied. Unter ihnen befand sich eine junge Schöne, die bald bei Neuspaniens Eroberung eine bedeutende Rolle spielen sollte. Frühes Unglück hatte die arme Malazin früh gereift. Ihr Vater, Herr von Painalla, einem Dorfe in der mexicanischen Provinz Coatzacualco, hatte sie durch seinen Tod der Tyrannei ihrer Mutter Preis gegeben, die, dem Sohne der zweiten Ehe ihr ganzes Vermögen zuzuwenden, die Tochter mit arger List für todt ausgegeben, und, um die Lüge wahrscheinlich zu machen, an Kaufleute von Xicallanco verkauft hatte, durch die sie nach Tabasko gekommen war, um durch des Himmels wunderbare Fügung fremden Waffen und einem fremden Glauben den Weg in ihr Vaterland zu bahnen.

Flüchtig glitten Cortez Kennerblicke über die armen Geschöpfe hinweg, welche schüchtern die Befehle ihres neuen Gebieters erwarteten. Plötzlich haftete sein Adlerblick auf einem der Mädchen, deren liebreizende Züge, deren schönes geistvolles Auge, deren edler Anstand sie vor ihren Gefährtinnen mindestens eben so auszeichnete, als Cortez Heldengestalt unter seinen Waffenbrüdern hervorstrahlte. Es war Malinzin. Meine Officiere mögen die andern Dirnen unter sich theilen, rief plötzlich der Feldherr, und sein Auge brannte. Ich wähle diese, sie mag, so bald Don Bartholomäus sie getauft, meine Tafel beschicken! Emsig dollmetschte Aquilar die Entscheidung, und lachend bemächtigten sich die Officiere ihres Eigenthums. In Tabasko, wie überall auf dem Erdenrunde, gegen junge Fremdlinge im glänzenden Waffenschmuck schwach, ließen sich die Mädchen geduldig fangen, und schmiegten sich bald zärtlich an ihre Herren, deren Liebkosungen sie für das Entbehren des freundlichen Worttausches entschädigten. — Nun Juan, wollt Ihr nicht auch wählen? fragte Cortez diesen lächelnd. Aber Juan, dessen Seele ein entferntes Bild erfüllte, schüttelte verneinend das Haupt. Mit Zärtlichkeit und Würde näherte sich Cortez Erwählte dem Feldherrn, berührte die Erde mit der Hand, die sie dann küßte, und sah ihn mit den schönen Augen so freundlich an, daß er schon die Arme ausstreckte, um sie an seine Brust zu ziehn. Aber schnell besann er sich auf das, was dem General zieme, ergriff sie bei der Hand, und führte sie dem ehrwürdigen Olmedo zu, um sie durch Unterweisung in den Lehren der Christen erst seines nähern Umganges würdiger zu machen.

Während dem waren die spanischen Rosse, die schon so lange ruhig stehn mußten, ungeduldig geworden. Sie schütteltey mächtig die Mähnen, hieben mit den gewaltigen Hufen in den Boden, warfen die Köpfe in die Höhe und wieherten ungestüm. Furchtsam blickten die Indier nach ihnen, und der Herr von Tabasko fragte die Spanier schüchtern, was diesen furchtbaren Mächten doch fehlen möchte? — Sie zürnen, rief der wilde Alvarado, daß wir Euch und Euer Volk nicht strenger bestraft für die

Vermessenheit, Euch uns zu widersetzen. — Da ließ, die furchtbaren Mächte zu versöhnen, der arme Fürst schleunig Decken holen, worauf sie ruhen sollten, und Geflügel zu ihrer Speise. Als er aber gewahr wurde, daß die furchtbaren Mächte, die dargebotne Mahlzeit verschmähend, an den beschäumten Gebissen kauten, so wähnte er, daß sich diese wunderbaren Wesen von Metall nährten, und das letzte Gold seines Schatzes ward vor ihren Hufen niedergelegt. Dann näherte er sich ihnen demüthig, bat sie kläglich wegen der verübten Ungebühr um Verzeihung und versprach ihnen unter heiligen Betheurungen, daß er den Christen in Zukunft beständig ergeben bleiben wolle. Hohnlächelnd nahmen die spanischen Reiter, als natürliche Bevollmächtigte ihrer Gäule, die Geschenke der Einfalt in Empfang, um sie in den eignen Nutzen zu verwenden, und Juan, von einem finstern Gedanken ergriffen, verließ schnell die Versammlung. Ihm folgte der treue Diaz, der ihn fragte, was ihn so plötzlich angewandelt habe. — Eine Kleinigkeit, guter Freund, antwortete er bitter: Diese Pferdebewirthung, so lustig sie Euch vorkommen mag, hat mich empört; es dünkt mir so unwürdig, auf solche Weise der Heiden Unwissenheit zu mißbrauchen. Ach diese ganze Landung scheint mir ein prophetisches Symbol der Gräuel, die in dunkler Zukunft auf uns harren! Das Wort des Friedens und der Wahrheit wollten wir nach Neuspanien bringen, und wir haben ihm Mord und Brand, Unrecht, Knechtschaft und Täuschung gebracht. Sobald es uns ganz kennen gelernt, muß es uns verabscheuen, wie die heilige Lehre, die, gleich dem edeln Weine in unreine Gefäßen verderben muß, wenn sie aus unserm Lügenmunde ertönt. O daß ich den Schritt nicht zurückthun kann zu dem mich das Vertrauen auf das Bessere in uns begeisterte, aber es ist zu spät, und mich mit mir selbst zu versöhnen, bleibt mir nichts, als Trostlose unfruchtbare Reue! Traurig ging er nach den Schiffen, und bedauernd murmelte Diaz ihm nach: Der Don hätte freilich auf keinen Fall die Expedition nach Neuspanien mit machen sollen. Es fehlt ihm durchaus das Gemüth und Geschick dazu!

(Die Fortsetzung folgt.)

Lob der deutschen Sprache.

(Aus der amer. Zeitschrift, „der Deutsche Freund.")

„Wozu irgend man sich der deutschen Sprache bedienen, in welchen der vielen ihrer Natur angemessenen Gestaltungen man sie erscheinen lassen, welche Gesinnungen man in derselben aussprechen will; allen schmiegt und bequemt sie sich leicht an, um das Gemüth nach Beschaffenheit des Gegenstandes in ernsten oder milden Anspruch zu nehmen.

Sie ahmet, erforderlichen Falls, das Krachen des Donners nach, und das Flöten der Nachtigall, das wilde Brüllen der empörten Fluthen und das sanfte Murmeln der Quellen und Bäche, das fürchterliche Getöse der Windwirbel und Stürme, so wie das leise Gesäusel der Frühlings-Abend-Winde, das Toben eines entrüsteten und die Seufzer eines trauernden Gemüthes. Man lasse Könige, lasse Götter deutsch reden, sie werden königlich, werden göttlich sprechen."

Ursprung des Wortes Pfaff.

Das Wort Pfaff ist jetzt ein Schimpfwort, mit dem man recht gehässige Nebenvorstellungen auf einen Prediger überträgt, und doch entstand es nur aus sehr unschuldigen andern lateinischen Worten. Als die Geistlichen noch die einzigen waren, die schreiben und

lesen konnten, fertigten sie auch alle Urkunden aus und unterschrieben sie mit ihrem Namen. Unter denselben pflegte man denn die Worte zu setzen: Pastor fidelis animarum fidelium (Treuer Hirte gläubiger Seelen). Meistens aber kürzte man sie ab und schrieb sie nur mit ihren Anfangsbuchstaben, und so entstand P. f. a. f. Gerade so setzt man noch jetzt das Actum ut supra so unter die Protokolle: a. u. s. Der Ununterrichtete macht diese Buchstaben zum Worte und lieset nun: Das Protokoll ist aus.

(Der Deutsche Freund.)

Wider die Unfruchtbarkeit der Obstbäume.

Ein gutes Mittel dawider ist, wenn man die obere Erde bis zur Wurzel wegräumt, eine der stärksten Wurzeln aussuchet, sie mit einem scharfen Meißel abstößt, und die Erde wieder darauf deckt. Hierdurch wird verhindert, daß der Saft nicht so stark als sonst zugeführt wird, und es kann daher bei vermindertem Triebe auch kein so starkes und untragbares Holz wachsen. (Der Deutsche Freund.)

Anekdote.

Ein Edelmann heirathete ein Bauermädchen, das aus dem Niedersächsischen gebürtig war. Einst wollte sie Geld von ihrem Manne haben, und sagte zu diesem: Gieb mir doch mal Dien Geldbütel." Der Mann belehrte sie zuerst, daß man nicht Geldbütel sondern Geldbeutel sagen müsse, und erfüllte dann ihren Wunsch. Nach einigen Tagen erschien sie in Gesellschaft und wurde hier gefragt, woher sie gebürtig wäre? „Nicht weit von Wolfenbeutel," meinte sie.

* Aus dem Stammbuche auf der Wartburg.

Sey gegrüßt mir du, der Vesten Teutoniens erste,
Du hochberühmteste und edelste der Burgen Cheruskens,
Himmelanstrebende, göttliche, hocherhabene Wartburg!
Sey heilig mir! Ehemaliger Größe und Hoheit graues Denkmal!
Du — Heldenstamms edler deutscher Fürsten, frühester Vorzeit, Wiege!
Aufenthalt der ersten Verehrer gereinigter Christus-Religion,
Und Asyl des großen, freien, deutschen Mannes,
Des Unsterblichen, Unerreichbaren, Einzigen — Luthers,
Des Leitsterns — der Sonne — seines Jahrhunderts, —
Sey mir gegrüßt in deinen erhabenen Mauern! —
Die mit der hohen Würde — ein Deutscher zu seyn,
jetzt meine Seele erfüllen,
Laß die Geister, der in dir gelebten großen deutschen Männer
Ach laß sie jetzt das Innerste meiner Seele durchschauen,
Daß ich nimmer vergesse der Wonne — jenes hohen Genusses
Da gewandelt zu haben, wo sie einst wandelten,
Und wo deutscher Sinn noch deutsche Kraft gebahr! —
Wo stolzer noch Herrmanns Enkelu die Brust sich hob,
Ob des Gefühls — daß urkräftiges, unentweihetes Blut
Ihre Adern, als freie Männer, durchrollet! —
Leb' wohl! und ob auch gleich das unerbittliche Schicksal mich zwingt
Dich verlassen zu müssen, so bleibst unvergeßlich und ewig doch du meinem Geiste,
Als Vorbild deutscher Geistes- und Körperkraft,
Und als Markstein deutscher Größe, Hoheit und Würde!

Steitz
von Frankfurt am Main, im Sept. 1809.

* Aus demselben Stammbuche.

Richte dich auf, du deutsches Herz, und blicke voll Muth in die Ferne.
Tief ist die Nacht, und groß ist der Schmerz; doch einzeln schon zeigen sich Sterne,
Und die Hoffnung regt sich, es spricht das Vertrau'n,
Es wird — es muß ein Morgen graun!!!

Laß toben die Woge im wilden Streit, der Sturm und die Woge verschwindet,
Denn ewig im Wechsel der flüchtigen Zeit, steht das Heilige fest gegründet.
Müßte Deutschland auch fallen und untergehn,
Der Deutsche wird dennoch für sich bestehn.
Doch die Frucht unsrer Anstrengung, Sorgen und Mühen —
Unsern Nachkommen wird sie erst segenvoll blühen.

Wartburg, von Sydow.
den 7. Juny 1810.

Der Tempel der Häuslichkeit.

Ein heiliges Gebäu im Lebensthale steht,
Das zieren Säulen nicht — nicht goldne Zinnen —
Prunklos und schlicht von außen, wie von innen,
In seinen Mauern nie der Geist des Luxus weht,
Und doch — fehlt dem Gebäu gleich Säulengang
Und andre Tempelzier — hat es doch Tempelrang;
Denn es ertönt darin der Freiheit Hochgesang,
Für Freud' und Leid, das kommt von oben,
Den weisen Geber stets zu loben. —
Auch schirmet dies Gebäu vor Sturm und Ungewittern,
Ob selbst der Erde Festen zittern,
Es stehet fest. — Nur wenn Freund Hain
Daran mit seiner Hippe schlägt —
Wird es bis auf den Grund bewegt
Und stürzet, unter Thränen der Bewohner, ein;
Doch schlägt dies ihren Muth nicht nieder,
Denn jenseits — jenseits finden sie sich wieder.
Wie auch die Weg' im Lebensthal sich winden,
Dies heilige Gebäu ist doch sehr leicht zu finden —
Ein Führer, schön und gut, mit ewig heiterm Sinn —
Die Liebe — weis't gern jeden Pilger hin. —

Darf wohl dies Heiligthum, das alle Gute kennen —
Das selbst ein guter Gott zum Paradies geweiht —
Darf ihn mein schlichtes Lied erst nennen
Den Tempel stiller Häuslichkeit? — —

---

* An den Gegenkritiker des Columbianers.

O Wunder, über Wunder!
Man zankt sich jetzt sogar um Plunder,
Um altes Eisen und verbrannte Sachen,
Sehr muß ich wahrlich d'rüber lachen.

Die Kunst, sich schnell groß und reich zu machen,
Liegt wahrlich nicht in Eisen und Plundersachen;
Mein schönes Leinen, verkauft vor mehrer'n Jahren,
Mußt erst den Brand in Sanct Thomas erfahren.

Verkauf-Rechnung ist so viel leichter zu machen;
Was weiß der Bremer von gescheh'nen Sachen;
Ob's Leinen, oder Eisenwaaren,
Das würd' sich schon zusammen paaren.

In C..... nur schleunigst beschworen,
So hat man sie All' bei den Ohren;
Complimente, Ehr', Geld und Land
Erhält man von einem Sanct Thomas Brand.

Bremen, H....
am 6. März 1820.

Auflösung der Charade in Nr. 20.

Schattenriß.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 22.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 16. März 1820.

* Wagniß.

Still auf wunderklaren Seen,
um der duft'gen Insel Küsten
zog mein Traum mit gutem Wehen.

Uepp'ge Gärten ohne Wüsten
auf kristallenen Gestaden,
viele Nymphen, die nicht grüßten.

Doch ich wünscht' mich eingeladen!
Und wie wunderbar — bei Allen,
die da standen auf den Pfaden,

keine Wahl blieb dem Gefallen:
denn sie alle sah'n wie Eine,
und die Eine glich auch Allen.

Faßt' ich nun beim holden Scheine
mir die nächste an dem Kleide;
sah ich sie nur, und sonst keine.

Traum — du quälst mit hoher Freude;
wär sie freundlich mir an Tagen,
o wie wär' ich frei von Leide!

Schweiget, schweigt vorwitz'ge Klagen!
Träumend wagt' ich sie zu fassen:
Wachend nicht ein Wörtchen wagen?
Heiß Geliebte darf sie hassen?

Harry.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Das goldarme Tabasko hatte die goldgierigen Spanier nicht lange gefesselt. Nach einer neuen, kurzen und glücklichen Fahrt der Küste von Coatzocualco entlang, an der Mündung des Pagaloogan vorbei, landeten sie, der Insel San Juan d'Ulua gegenüber, zum zweitenmal auf Amerika's Continente. Während sie hier, ohne die Herren der Gegend um Erlaubniß zu fragen, sich mit Waffen und Geschütz ausschifften, und, als wären sie in die Heimath gekommen, gleich am Ufer Baracken bauten, um sich häuslich niederzulassen, wurde dem Feldherrn eine Gesandtschaft von dem mächtigen Gebieter Mexico's angemeldet, und bald nahete sich dem Lager ein langer Zug bewaffneter Mexikaner, deren Menge und trotzige kriegerische Haltung die sonst so kecken Spanier unruhig machte. Cortez ließ die Truppen unter das Gewehr tre-

ten, und umringte sich mit seinen Offizieren, denen er, um sich ein majestätisches Ansehn zu geben, in ehrfurchtvoller Stille um ihn zu stehn gebot. So erwartete er die Bothschaft. An ihrer Spitze schritt ein hoher Mann, mit dem vielfarbigen Heerführerkleide Tlotchquruhjo und mit Gold und Juwelen, dem ausschließlichen Schmuck des Adels, geziert. Der Haarschopf mit rothen Schnüren gebunden, von denen Baumwollenlocken herabhingen, machte ihn als den Würdenträger der höchsten Reichsdecoration, Quauhtine oder Fürstenorden genannt, das buntgefleckte Steinschwert als Ritter des Tygerordens kenntlich. Mit einem Stolze, der diesem Schmucke entsprach, redete er den Feldherrn in Mexikanischer Sprache an, in der, zu Cortez großem Schreck, der Dollmetscher Aquilar seine völlige Unwissenheit bekennen mußte. Da mischte sich die schöne Malinzin, die schon die Taufe empfangen, und unter dem neuen Namen Marina ihrem Gebieter mehr als zu theuer geworden war, in die babylonische Verwirrung, und übersetzte des Gesandten Anrede in die Majasprache, deren Aquilar mächtig war. Von diesem empfing sie Cortez spanisch, und erfuhr endlich auf diesem langwelligen Umwege, daß Montezuma Rokojotzin, oder der zornige Herr, unumschränkter Gebieter von Mexico, den Teuhtile, seinen Tlakachkalkatl oder Bewohner des Hauses der Pfeile, mit einem Wort, seinen Oberfeldherrn, und seinen Statthalter Cuitlalpitok an den Hauptmann der Weißen abgesandt, um ihn zu fragen, in welcher Absicht er in sein Land gekommen, und um ihm den zur Fortsetzung der Reise nöthigen Beistand anzubieten.

So höflich diese Anrede klang, so machte sie doch dem muthigen Cortez banger um das Herz, als das Schlachtgebrüll eines angreifenden Wildenschwarmes, denn er schloß daraus, daß er hier gegen seine Erwartung mit einer großen cultivirten, wohlorganisirten Monarchie zu schaffen bekomme, die, durch die Bande künstlicher Bedürfnisse und geregelter Herrschaft vereinigt, seinen fernern Unternehmungen einen Damm entgegensetzen könnte, an dem seine erbärmliche Waffenmacht zerschellen müßte. Allein er war der Mann nicht, den irgend ein unerwartetes Ereigniß außer Fassung bringen konnte, und sprach durch seine Organe Aquilar und Marina zu dem stolzen Tlakachkalkatl mit noch größerm Stolze also:

Als Gesandter Don Carlos von Austria, Königs von Spanien und Herrschers der Morgenlande, bin ich in Euer Gebiet gekommen. Ich bringe Aufträge von der größten Wichtigkeit, die ich aber niemandem, als Euerm Könige selbst mittheilen darf. Ihr werdet mich daher ohne Zeitverlust zu ihm bringen, wo ich mit der Achtung empfangen zu werden hoffe, auf welche die Größe meines Monarchen gerechte Ansprüche hat.

Kaum hatte die kühne Rede in mexikanischen Klängen das Ohr der Gesandten erreicht, als sich in ihren Gesichtern die grenzenloseste Verlegenheit malte. Der Civilbeamte Cuitlalpitok war ganz außer Fassung und starrte ängstlich bald den kecken Fremdling, bald seinen Collegen an, und selbst dieser, durch sein Blutthandwerk an Entschlossenheit und Trotz gewöhnt, brauchte Zeit sich zu sammeln. Endlich winkte er seinem Gefolge, und dreißig Mexikaner schleppten eine Masse köstlicher Geschenke, feine baumwollne Tücher, bunte Federn und goldene und silberne Kleinodien zu Cortez Füßen. — Nimm, o Herr, sprach er hierauf mit Würde zu diesem: das Geschenk, das Dir zwei Sklaven des erhabenen Montezuma darbringen, gütig an. So ist uns

befohlen, vornehme Fremden, die in das Gebiet unsers Herrn kommen, zu empfangen, aber unter der Bedingung, daß sie sich nicht lange darin aufhalten, sondern ihre Reise ungesäumt weiter fortsetzen. Das Vorhaben, unsern Gebieter selbst zu besuchen, ist so schwierig, daß ich Dir rathe, ganz davon abzustehn.

Da nahm Cortez einen noch höhern Ton an, und versicherte den General, daß die Ehre des erlauchten Herrn, dem er diene, ihm nicht gestatte, einen solchen Rath anzunehmen, er vielmehr fest entschlossen sey, sein Schiff nicht eher zu besteigen, bis er Montezuma gesprochen. Diese Erklärung, in der der kluge Heide aus der diplomatischen Form leicht die Drohung und den Entschluß heraus fand, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen, vernichtete seines Widerstandes letzten Rest. Bestürzt und demüthig bat er Cortez, nichts zu unternehmen, bis auf den neu zu erstattenden Bericht die Antwort des Hofes anlange, und versprach ihm allen Beistand, den er in dieser Zwischenzeit nöthig haben werde. Cortez war so gütig, diesen Aufschub, der ihm selbst erwünscht war, zu bewilligen, und nahm jetzt wahr, daß einige Maler aus dem Gefolge der Gesandten sich emsig bemühten, Schiffe, Pferde, Soldaten, Geschütz und was ihnen noch sonst bei den fremden Gästen auffiel, auf weiße baumwollne Tücher zu zeichnen, welche als Surrogat schriftlicher Mittheilungen den Bericht nach Hofe begleiten und dem mexikanischen Despoten einen anschaulichen Begriff von den neuen Wunderdingen geben sollten.

Immer bereit, die Gelegenheit bei dem Stirnhaar zu fassen, ehe sie vorüberflog, benutzte der Feldherr dieß, um dem Heidenkönig eine glänzende Idee von der Christen Macht zu geben. Auf seinen Wink hauchte das Schmettern der Trompeten dem kriegerischen Gemälde Leben ein. Rasch traten die Truppen in Schlachtordnung und lieferten einander ein Scheingefecht, das die Mexikaner mit Bewunderung anstaunten. Die Gestalt, der muthige Stolz, die Gelehrigkeit und der Gehorsam der Rosse war ihnen eben so neu als unbegreiflich, und als die Musketen knallten, die Kanonen donnerten, als ihre Kugeln die Bäume eines entfernten Waldes niederschmetterten, da ward das Erstaunen zum Entsetzen. Die Mexikaner flohen oder stürzten zur Erde, Cuitlalpitok zitterte jämmerlich, Teuhtile verbarg seinen Schrecken noch gut genug hinter unwilliger Befremdung, und ließ sich nur mit Mühe überreden, daß das, was er sah und hörte, kein feindliches Beginnen gegen die Gesandtschaft, sondern nur ein Spiel zu ihrer Belustigung seyn solle, und mit bebenden Händen zeichneten die Maler das Fürchterliche und Zerstörende der europäischen Kriegskunst auf ihre Tücher.

Jetzt waren die Gemälde vollendet; sie wurden begleitet von einigen Geschenken Cortez, die, aus europäischen Spielereien bestehend, nur durch Neuheit einigen Werth haben konnten, durch Schnellläufer nach Tenachtitlan, der Hauptstadt des Landes, geschickt, und die Gesandtschaft verließ unter vielen Höflichkeitbezeigungen, die von der Politik vorgeschrieben, und darum von beiden Seiten gleich aufrichtig gemeint waren, das Lager der Spanier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Entstehung der Rose.

Paramythie.

(Aus dem Französischen.)

Jeder in der deutschen Literatur nicht ganz unbekannte Freund des Schönen und Guten, der

eben deswegen nicht blos bei den neuen ephemeren Erscheinungen im Gebiete der Literatur stehen bleibt, kennt unsers Herders Paramythien. Er war, so viel wir wissen, der erste, welcher die deutsche Literatur mit dieser Gattung der Poesie bereicherte und herrliche Dichtungen lieferte. In der Vorrede zu der ersten Sammlung seiner (inhaltsreichen) Zerstreuten Blätter, die in ein Gespräch eingekleidet ist, giebt er einzelne Erklärungen und Andeutungen über die Paramythien. Paramythion heißt eigentlich eine Erholung, und wie Guys (in seiner Literarischen Reise nach Griechenland; in Briefen. Aus dem Franz. Leipzig 1772. Th. 2. S. 1. Ein und zwanzigster Brief,) erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. Herder gab den seinigen den Namen auch aus dem Grunde, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebauet sind und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen, wodurch manches zu oft gebrauchte Mährchen der alten Mythologie neu belebt wird. Auch auf andere Gegenstände z. B. in der Natur hat Herder diese Dichtungen ausgedehnt, mit Beibehaltung des Namens; denn mit einer Dichtung aus alten Zeiten und im Geiste der Griechen werden sie gleichsam verwandelt. Zugleich thut da Herder den wohlberechneten Vorschlag, wie schon Leßing bei der Aesopischen Fabel gethan hat, auch Kinder in diesen Dichtungen zu üben. Dadurch würde ihnen, meint der das Nützliche mit dem Schönen so gern verbinde Dichter, die alte Mythologie lieb werden, ihre Einbildungskraft würde geschärft werden, und, setzen wir dazu, unter der Hülle einer lieblichen Dichtung würden sie schöne Lehren der Weisheit, wie bei der Aesopischen Fabel, lernen, gesetzt, daß stets die Herderschen Paramythien zum Muster genommen werden. — Herders Beispiele sind Mehrere nachgefolgt und gewiß nicht ohne Nutzen würden die Paramythien eine Lieblingslectüre des feinfühlenden Publicums seyn. So erinnern wir uns in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, 1818 Nro. 118 eine Paramythie; der Ursprung der Dämmerung, gelesen zu haben und auch in dieser Wochenschrift 1819 Nro. 41 findet sich eine: der Rose Entstehen, über welche letztere wir uns hier die Bemerkung erlauben, daß darin die griechische Mythologie mit der deutschen Sprache so seltsam vermischt ist, daß die der griechischen Sprache Kundigen durch die Anmerkung, daß das griechische Wort für: Rose ῥόδον sey, die Paramythie aller ihrer innern Wahrscheinlichkeit berauben könnten. Doch: Manum de tabula! Folgende Paramythie — denn dafür kann man sie ansehen, — ist aus einem 1805 in Amsterdam erschienenen französischen Almanache übersetzt worden. —

Besorgend ihre Roselia schon in der Wiege zu verlieren, weiheten die beunruhigten Eltern sie von ihrer Kindheit an, dem Dienste der Artemis*) und bald opferte sie, als Priesterin,

*) Für die mit der griechischen Mythologie unbekannten Leser, stehe hier die Bemerkung, daß nach der schon in den homerischen Gedichten allgemein angenommenen Vorstellungsart, Artemis die Frauen mit ihren Pfeilen tödtet, daher auch von ihr gesagt wird, Zeus habe sie den sterblichen Frauen zur Löwin gestellt. Eigentlich tödtet die mit der Geburtshelferin (Ilithyia) verwechselte Göttin der Jagd (Artemis) nur die schwangern Mädchen, die ihre Jungfrauschaft nicht bewahrt haben. Wie passend daher, daß die Eltern in der Fabel die Tochter gerade der Artemis weihen, die sie von ihrem Zorn ausnehmen kann, aber dann — ganz im Geiste der alten Mythologie — tödtet!
d. E.

dieser Göttin Weihrauch und brachte ihr die Wünsche der Sterblichen dar. Aber noch nicht sechszehn Jahr alt, raubte sie die Mutter aus dem Heiligthum, um sie mit dem schönen Cymedoras zu vereinigen. Was? — so sprach oft die Mutter, wenn sie die holde Roselia betrachtete und eine Stimme im Innern ihr ihre That vorwarf — was? meine Tochter sollte nie die Süßigkeiten einer beglückten Ehe kennen lernen? die Flammen des Holzstoßes sollten diese Schönheit ganz verzehren, und sie sollte nicht leibliche Kinder zurücklassen, als treue Bewahrer ihrer Züge, die ihr Andenken segneten? — So wurde denn Roselia vom Altar der Artemis zu dem des Hymen geführt. Hier schwur sie mit zitternder Stimme strafbare Eide; aber Roselia ahnete nichts von der ihr bevorstehenden Gefahr. Cymedoras indessen eilt, von dunkler Ahnung der Rache der Göttin verfolgt, den Tempel des Hymen mit seiner jungen Gemahlin zu verlassen. Aber sie sind kaum aus der Pforte getreten, als die zürnende Artemis die Verderben bringende Fackel erhebt und wie sie einst die Kinder der Niobe mit rauchendem Pfeile tödtete, sandte sie mit unsterblicher Hand einen Pfeil in Roselias Herz. Ein Seufzer, erzählt die Fabel, ging über ihre Lippen, und dies war der einzige Vorwurf, der die Göttin anklagte. Roselia wankte, mit brechenden Knien sank sie von den Stufen des Heiligthums herab auf das grüne Rasenlager. Hingerissen von Schmerz und Liebe eilt Cymendoros ihr zu Hülfe und will sie aufrecht halten, aber seine betrogenen Arme halten einen Strauch, der sich — die Reue der Artemis und die Thränen des Eros hatten ihn erzeugt — bald mit blühenden Rosen bedeckte. In dieser Gestalt bewahrt Roselia ihre Grazie und Unschuld; Liebe und Schaam erröthen ihre Stirn, aber Dornen beschützen ihren schönen, Wohlgerüche duftenden Busen. So entstand die Rose und ist ein liebliches Symbol der Liebe und Schaam, der hoffenden Jungfrau, wie der jungen Gattin, theuer. — n.

---

* Gesindewesen.

Im Septemberheft von Pohls Archiv für deutsche Landwirthschaft, steht ein Aufsatz über die Verschlechterung des Gesindes, zu dem wohl jeder deutsche Hausvater einen reichen Commentar liefern kann.

Mit Recht schiebt der Herr Verf. einen Theil der Schuld dieser Verschlechterung auf die Herrschaften selbst. Er sagt, daß diese nur darauf dächten, das Gesinde zu benutzen, es wäre vielmehr ihre Pflicht, auf die Moralität ihrer Dienstboten zu sehen und alles Mögliche anzuwenden, um dasselbe während des Dienstes nicht blos gut zu erhalten, sondern auch noch zu verbessern. Wir stimmen ihm hierin bei; wie viele Haushaltungen aber sind nicht zur Verschlechterung des Gesindes mehr, als zu dessen Verbesserung eingerichtet? — wie gleichgültig sind die meisten Herrschaften über die Moralität und über die sittliche Aufführung ihres Gesindes? und wie ist binnen den letzten Jahrzehenden jenes patriarchalische Verhältniß der frühern Zeit zwischen Herrschaft und Gesinde fast bis auf die letzten Spuren erloschen? — Uns scheint es, als wenn der Hauptgrund hievon in der ganzen Ansicht, die man dem Gesindewesen zum Grunde legt, und die zuerst von den modernen Rechtstheorien ausgegegangen ist, läge. — Man sieht das Gesinde als bloße Miethlinge an, dessen Wechselverhältniß zur Herrschaft durch den bloßen Miethsvertrag bestimmt wird. Das Gesinde aber ist ein organischer Bestandtheil

und ein eigenthümliches Glied des Familienwesens und sein Wechselverhältniß zur Herrschaft wird nicht durch den Miethsvertrag, sondern durch die Natur des Familienverbandes bestimmt; jenes ist mithin seiner innersten Natur nach ein patriarchalisches, und daher gehört die Gesindegesetzgebung ganz in die Familiengesetzgebung, von der uns leider die ersten Elemente fehlen, oder verloren gegangen sind, und mit denen wir die ersten Grundvesten der Sittengesetzgebung verloren haben. Gesindeordnungen können hier wenig helfen, da das Uebel tiefer liegt. Es ist von Innen herausgehend und äussere Mittel werden kaum eine nothdürftige Pailliativkur bewirken.

Ein Hauptgrund der Verschlechterung des Gesindes scheint uns noch nicht gehörig hervorgehoben und wird von dem Verf. jenes Aufsatzes gar nicht berührt. Er liegt in der übermäßigen, aus der ungezügelten Heirathslust hervorgehenden Vermehrung der niedern Volksclassen, und der gleichmäßig fortschreitenden Verminderung des eigentlichen Mittelstandes. Das Gesinde ist in seiner innersten Masse, in der Masse der Individuen selbst, die es bilden, schlechter geworden und muß mit jedem Tage schlechter werden. Eigentlich gutes Gesinde kann man in der Regel nur aus dem Mittelstande, aus dem eigentlichen Bürger- und Bauernstande erwarten. — Von den Häuerlingen aber, und noch weniger von der unter den Häuerlingen stehenden Masse des Pöbels kann man wenig Heil erwarten. Gerade diese Classe aber vermehrt sich in einem Furcht erweckenden Grade mit jedem Tage. Die nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, und wo den andern Tag das Brod hernehmen, die heirathen heutiges Tages am meisten, und da ihnen alle Sorge für die Zukunft und die Kinder entnommen, so hecken sie ärger wie die Kaninchen. Ihre Kinder gehen gewöhnlich in den Dienstbotenstand über, und da sie den Begriff alter bürgerlicher Sitte, Zucht und Ehre gewöhnlich nicht mitbringen, wo sollten sie ihn dann während des Dienstes erlangen können?

Der Hauptgegenstand, den der Verf. jenes Aufsatzes sich vorgesetzt, ist auf den nachtheiligen Einfluß der in den Städten und Dörfern überzahlreich vorhandenen und immer stärker anwachsenden Schenken auf die Moralität des Gesindes aufmerksam zu machen, und hierin hat er vollkommen recht. Er erwähnt unter andern eines Engländers, der an seinem Ort zwei Schenken aufgehoben habe, weil durch ihr Vorhandenseyn das Gesinde verdorben wurde.

„Ein jeder," sagt er, „wird mit mir die „Erfahrung gemacht haben, daß überall, wo „Schenken dem Gesinde Gelegenheit geben, sich „an Sonn- und Festtagen, und selbst zu Abends„zeit an Werktagen, aufzuhalten, dasselbe eine „eigene Art von Verwilderung, die an Liederlichkeit gränzt, annimmt. Jeder Grote wird „gewöhnlich hieher getragen und in Brandtwein „vertrunken. Das verdiente Lohn will dann „zum Anschaffen der benöthigten Kleidungstücke „nicht zureichen, und unrechtmäßig, hauptsächlich durch Betrug der Herrschaft, erworbene „Mittel müssen den Mangel ersetzen. In der „Schenke machen sie Bekanntschaften, die sie zu „diesem Verfahren aufmuntern, und ihnen die „nothwendige Hülfe dazu darbieten. Oft wird „hier Parthei gegen die Herrschaft gemacht, man „beredet hier das Gesinde zur Widerspänstigkeit „und hält verabredeter Weise zusammen, so daß „zuletzt die Herrschaft nachgeben muß."

Mehrere Beispiele giebt der Verf. an, die dieses bestätigen. Jeder Land- und Hauswirth von einiger Beobachtung wird dazu eine Menge

anderer anführen können. — Hauptsächlich sind jene kleinen Kneipen, die sich in immer vermehrender Zahl an den Landstraßen lagern, gefährlich, nicht aber die ordentlichen Wirthshäuser und mit ordentlichen Wirthen versehenen Dorfschenken, in welchen sich das Gesinde selten verirrt. Dem Unfuge zu steuern aber wird dringend Noth. Was sich dagegen sagen läßt, weiß ich recht gut. Man hat einmal in der neuern Zeit die Kunst erfunden, mit allgemeinen Sätzen, wie mit Zaubersprüchen, die Ansprüche der bestimmtesten Thatsachen und offenbarsten Erscheinungen niederzuschlagen. Aber wenn der göttliche Menschenkenner uns selbst: — Führe uns nicht in Versuchung: — täglich zu beten gelehrt hat, und wenn selbst der höher Gebildete, der selbst den harten Kampf mit der Versuchung bestanden, den tiefen Sinn und die Nothwendigkeit jener so menschlichen Bitte erkennt, dann frage ich, wohin müssen die Versuchungen führen, die sich überall für diejenigen Classen der Menschen, die in der Kraft ihrer geistigen oder sittlichen Bildung keinen Widerstand gegen die Versuchung finden kann, anhäufen? — Und welch ein denkbarer Vortheil könnte aus jenen zahllosen Brandtweinkneipen für das Gemeinwesen hervorgehen, der nur einigermassen in Verhältniß zu dem Verderb stünde, den sie unläugbar auf die Moralität einer ganzen so großen und wichtigen Menschen-Classe haben?! —

Auf dieser Erde knüpft sich immer an dem Guten das Böse an; das ist Folge der menschlichen Freiheit, die in steter Wahl zwischen dem Guten und dem Bösen steht. Ein altes tiefsinniges Sprichwort sagt: „Wo der liebe Herrgott „sich eine Kirche baut, da baut der Teufel sich „eine Kapelle." — Aber wenn die Kapellen des Teufels den Weg zum Kirchlein des Herrn verbauen, wenn die Versuchung auf allen Straßen lauert und die Lockungen der Sünde gewaltsam die spärlich ertönenden Warnungen der Religion und der Tugend übertönen, dann ist die sittliche Ordnung des Lebens verkehrt und es ist nöthig, daß die höhere Gewalt des Staats eintrete, um sie wieder in ihre Fugen zu rücken.

Um aber über den Hauptgegenstand, die Verschlechterung des Gesindes selbst, im Allgemeinen unsre Meinung zu sagen, so halten wir sie für ein Zeichen jener innern Auflösung des Lebens, welche sich stufenweise durch alle Zweige desselben verbreitet, und indem sie das schöne hausväterliche Wechselverhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde angreift, in das Innere der Familien einzudringen droht, damit, wenn alle Schranken vernichtet, die altes Gesetz, alte Sitte und Zucht im Leben gebildet, nichts übrig bleibe, was den Strom des Verderbens in seinem Laufe aufhalte!

---

* Bemerkung.

Das ehemalige blaue Kinder-Haus an der Großenstraße hat ein sehr schlechtes Aeussere; man sieht kaum eine ganze Scheibe darin, auch ist es sonst überall spolirt, unbewohnt, und dient nur den Ratzen zum Aufenthalt. — Es ist, wie wir hören, das Eigenthum einer Station geworden; sollte es deren Administration nicht möglich seyn, dieses Gebäude auf irgend eine Art und Weise nutzbar zu machen, oder zu vermiethen? — dem Staate möchte dadurch leicht tausend Thaler jährlich erhalten werden, und wir Nachkommen würden den Sinn und Zweck unsrer Vorfahren bei Errichtung dieses Hauses, wenn nicht ganz, doch einigermassen mehr entsprechen, wenn wir solches benutzen, als es ganz in Verfall gerathen lassen.

---

* Fluch dem Mörder!

Lucifers verruchte rechte Hand!
O, verworffne arge Kains-Brut!
Ungeheuer! lechzend nur nach Blut,
Von der Hölle Geistern ausgesandt,
Einen edlen Fürsten frech zu morden;
Lohne Teufel Dich, der Hölle Orden! —

---

* Drei Charaden im Zusammenhange.

1. Drei Sylben.

Die Erste hab' ich für mein Leben,
so wie auch du, gewiß sie gern,
doch muß das Ganze so sie geben,
daß alle Kränkung bleibet fern.

Im Haine sah die beiden Letzten
ich jüngst, und blieb still lauschend stehn,
o Freund, wie sie mich da ergötzten,
ich wußte nicht, wie mir geschehn.

Doch hört' ich schnell das Ganze kommen,
das stets zur Ersten ist bereit;
die Freude wurde mir genommen,
die ich genoß in Einsamkeit.

Denn ach, die Letzten eilten weiter
nach einem mehr entlegnen Ort.
Das Ganze wurde mein Begleiter,
wir gingen mit einander fort.

Wir kehrten heim, im Freundeskreise
erzählte da das Ganze jetzt
in erster ganz ihm eignen Weise.
„Es hätt' sich über mich ergötzt,

„Belauschet mich im dunklen Haine,
„wo ich so oft und gerne sey,
„ich wär gewesen dort alleine
„mit" — nun es hat der Sylben drei.

Und wie die Freunde da es baten,
zu nennen her das Wörtchen doch,
da sagte es „das könnt ihr rathen,
„bezeichnen aber will ich's noch."

2. Drei Sylben.

„Die Erste müßt ihr alle kennen,
„ihr brauchet alle Tage sie,
„und sollt ihr euch von dieser trennen,
„so kostet's oft nicht wenig Müh.

„Auch kann als eine Frucht ich zeigen
„sie euch, sie wächst auf einem Baum,
„und hängt herunter an den Zweigen,
„geschlossen in sehr engem Raum.

„Die Letzten werdet ihr wohl kennen
„sie wählten sich zum Lieblings-Ort,
„den Baum, und deshalb wir sie nennen
„so wie's besagt mein ganzes Wort"

„Ich hab das Wort" rief jetzt mit Lachen
ein Mitglied der Gesellschaft aus,
du wollt'st den Freund erröthen machen,
und hast es selbst in deinem Haus. —

Du wohnst mit ihm in einem Zimmer,
Der Freund hat's nur im Hain gesehn.
Nun meinetwegen lieb es immer —
ich will dir nicht im Wege stehn.

Doch sollst zur Strafe du nun lösen
ein Wörtchen, das drei Sylben faßt,
Ich zähl' es grad' nicht zu den Bösen,
obgleich es mir ist sehr verhaßt.

3. Drei Sylben.

Die Erste Sylbe die kann richten
viel Schaden und viel Unheil an,
in einem Augenblick vernichten,
was man durch Fleiß und Müh gewann.

Es kamen leider schon viel Leute
durch sie in eine große Noth,
und mancher wurde dann die Beute
von einem schauderhaften Tod.

Doch Mancher weis nichts anzufangen
wenn ihm die Erste Sylbe fehlt,
und wird deshalb nach ihr verlangen
wenn sie sich mal nicht eingestellt.

Mühsam sind oft die letzten Beiden
von einer schönen Hand gemacht,
und von der Geberin bescheiden
zum Angebinde dargebracht.

O möchten sie doch in sich fassen
für Jeden recht viel innern Werth,
dann wird man sie nicht gerne lassen,
und hält sie doppelt hochgeehrt.

Vom Ganzen giebt es aller Orten.
und daß die Zung' ihm gut gelöst't,
das hört man an den vielen Worten,
die's unaufhörlich von sich stößt.

Man kann sich nicht darauf verlassen,
weil oft es vieles nur ersann,
und deshalb wird es immer hassen
gewiß ein jeder Biedermann.

Ein Hannoveraner.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 23.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 19. März 1820.

*Erinnerung.

Lieblich sanft; in reinem stillen Glanze
Schwebet Luna durch das Sternenchor.
Hebt sich — schwingt sich mit im Reihentanze
An dem Firmamente hoch empor.

Tiefe, feierliche Stille schwebet
In der großen schlummernden Natur.
Einsam weil' ich! — ihr Gedanken, schwebet
Jetzt durch der Vergangenheiten Spur! —

In dem großen irdischen Gewühle
Trafen Freuden, trafen Leiden mich.
Ihr, des Herzens leiseste Gefühle
War't bald bitter — bald auch wonniglich.

Freundschaft, Liebe traten mir zur Seite,
Ach! sie schafften süße Freuden mir! —
Die Gedanken schwebten in die Weite,
Und sie sagten: Alles hold ist dir! —

Schnell entschwanden aber frohe Tage
Gerne hielt ich sie an meiner Hand.
Sie entflohn — es tönte bittre Klage,
Rosen Stelle nahm ein Todtenband.

Die Natur erschien in düsterm Schimmer,
Und mir strahlte nicht der Freude Stern.
Meinen Ohren tönte nur Gewimmer,
Meine Hoffnung — ach! sie war so fern!

Und sie ist es noch! — auf Erden finde
Ich doch nie vollkommne Seligkeit.
Hier, wo niemals fest mein Glück ich gründe,
Sehn' ich stets mich nach der Ewigkeit.

Darum, Luna, möcht ich gerne ziehn,
Nach dem friedevollen Ruheland.
Möchte gerne den Planeten fliehen,
Der mir immer doch bleibt unbekannt.

G.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Hauptstadt sechszig Stunden von der Küste entfernt war, so kam doch Montezuma's Antwort, durch die Schnelligkeit der von Station zu Station bereitstehenden Post-

läufer, schon in sieben Tagen zurück. Teuhtile und Cuitlalpitok waren abermals die Ueberbringer. Da die Freude der Spanier an den ersten Geschenken ihnen ihre Habsucht verrathen, so hatten sie klüglich beschlossen, dem unangenehmen Theile ihres Auftrages die neuen Spenden als eine Captatio benevolentiae, voranzuschicken. Feine baumwollne Decken wurden auf die Erde gebreitet, und die unermeßlich reichen Geschenke in schöner Ordnung darauf gestellt. Dreißig Ballen Tücher von der feinsten Baumwolle, mit bunten Federn und goldnen Sinnbildern prächtig durchwebt. Schildereien von Thieren, Bäumen und andern Gegenständen aus vielfarbigen Federn mit so großer Kunst geschaffen, daß sie mit den feinsten Gemählden wetteifern konnten. Hirschhäute, reich mit Gold und Silber ausgeziert, goldne Ringe, Ohrgehänge, Hals- und Armbänder mit Perlen und Juwelen geschmückt, Löwen, Tyger, Affen, Vögel aus Edelsteinen geschnitten und künstlich gefaßt, metallne Spiegel in goldnen Rahmen, goldne Helme mit Goldstaub gefüllt, Kästchen voll Edelsteine, Perlen und Goldkörner, so wie Meer und Land sie roh geliefert, blitzten den zudrängenden Spaniern in die gierigen Augen, und, gleichsam, als ob Mexico alles aufbieten wollte, der Fremdlinge Habsucht zu entflammen, wurden zuletzt noch zwei ungeheure Scheiben hergetragen, die, wie Sonne und Mond die kleinern Lichter des Himmels, die übrigen Kostbarkeiten überglänzten. Die eine, von Silber, in der Mitte mit dem Bilde des Mondes, am Rande mit den wunderlichen Emblemen der achtzehn mexicanischen Monate geziert, war das Symbol des mexicanischen Jahres; die andere, von Gold, zehntausend Dukaten schwer, von der, umgeben von zwei und funfzig Hieroglyphen, von einer endlosen Schlange umwunden, das Bild der Sonne stralte, stellte die zwei und funfzigjährige Epoche vor, nach der die Mexicaner ihre größern Zeiträume berechneten. Alle diese ungeheuren Schätze waren bloß für Cortez und sein Heer bestimmt. Für den König der Weißen brachten die Gesandten, außer zahllosen Kunstarbeiten von Gold und zehn Ballen Federkleidern, durch des Materials Seltenheit und der Arbeit Kunst kostbarer als die edelsten Metalle, und nur Mexico's Königen zu tragen erlaubt, noch vier Edelsteine, jeder eine Mannslast Gold werth.

Nach diesem lieblichen Eingange ging Teuhtile beklommen an den unlieblichen Text, an die ernste Verkündung des Willens seines Herrn, wobei er jedoch, mit einer, von einem rohen Heiden nicht zu erwartenden Gewandtheit, den Honig freundlicher Redeformen mit dem Wermuthessig des Königlichen Neins zu vermischen wußte, damit das Getränk nicht gleich anfänglich dem verwöhnten Geschmack der stolzen Weissen zu herbe vorkomme. Der zornige Herr, sprach er, wünsche dem Feldherrn Glück zur bestandnen Reise, er freue sich über die Ankunft so tapferer Männer in seinem Reiche, und über die Nachrichten, die sie von ihrem großen Monarchen ihm gebracht; da es aber der Würde des Herrschers von Mexico nicht gezieme, fremden Truppen den Zutritt in die Hauptstadt oder langen Aufenthalt innerhalb den Grenzen des Reichs zu gestatten, so könne der König die gewünschte persönliche Zusammenkunft nicht bewilligen, die ohnedem beschwerlich und gefährlich zu erreichen sey, weil der Weg nach Tenochtitlan durch Wüsteneien und feindliche Länder führe. Montezuma erwarte vielmehr, daß die Weißen, sobald sie sich von den Beschwerden der langen Fahrt erholt, die Rückreise in ihr Land antre-

ten würden, wozu ihnen alles Erforderliche mit Vergnügen gereicht werden solle.

Es war aber nicht zu läugnen, daß die Rede des Mexicaners sehr vernünftig und bescheiden, daß sein Verlangen durchaus rechtlich war, aber Cortez durfte dieß nicht einräumen. Er spielte vielmehr den Schwerbeleidigten, und Marina, der die Liebe in kurzer Zeit die spanische Sprache gelehrt, dollmetschte unmittelbar aus seinem Munde die Worte seines Unwillens also:

Die Krieger des Herrn der Morgenlande haben nicht darum den Beschwerden der Meeresfahrt getrotzt, um sich durch den Eigensinn des Herrn von Mexico, gleich Bettlern und Landläufern, an der Küste zurückweisen zu lassen. Die Gefahren des Marsches nach der Hauptstadt sind für uns nicht vorhanden. Wir brennen vor Begierde, uns mit ihnen zu messen, denn wir haben schon größere bezwungen. Euer Land ist in den Schlamm des Heidenthums versunken. Als Christ halte ich mich verpflichtet, meine unwissenden Brüder in der Religion zu unterrichten, die uns allein den Weg zur wahren Glückseligkeit zeigt. Der Kaiser, mein Herr, hat mich hieher gesandt, um Mexico's Fürsten und Volk aus einem Irrthume zu reißen, der sie in Zeit und Ewigkeit verdirbt, und worin ich sie ohne mitleidiges Grauen nicht länger sehen kann. Dazu ist aber eine Zusammenkunft mit Montezuma unbedingt nöthig, und deshalb will und muß ich ihn sprechen!

Das war für die, zur tiefsten Unterwürfigkeit gegen ihren Herrn gewöhnten Mexicaner zu viel. Cuitlalpitok blickte schaudernd den Mann an, der es wagen konnte, auf einem Verlangen zu bestehen, das ihr unumschränkter Herrscher ihm geradezu abgeschlagen. Bei dem heftigen Teuhtile aber brach aus dem Entsetzen über den unerhörten Gräuel dieser Widersetzlichkeit, bald die Flamme des Zornes siegend hervor. Wüthend sprang er auf und schrie: Da er sehe, daß des Gesandten milde Vorstellungen bei den frechen Gästen kein Gehör fänden, so werde der Tlakachkalcatl den Willen des zornigen Herrn auf eine kräftigere Weise geltend zu machen wissen. Hastig rannte er, ohne dießmal die Abschiedhöflichkeiten zu beobachten, davon, ihm folgten Cuitlalpitok und alle Mexicaner, die ihn begleitet, ihm folgten die Bewohner des Dörfchens, das sich in des Lagers Nähe aufgebaut, um die Fremdlinge mit Lebensmitteln zu versehn, und in einer Stunde war die Gegend ringsum von allen Eingebornen verlassen.

Dieser Zwist war schon an sich unangenehm genug, weil sich in ihm der Unmuth der Landeskinder gegen das Eindringen der Fremden mit so feindlicher Entschlossenheit aussprach, aber er ward schrecklich durch seine leicht zu berechnenden Folgen, deren erste, das gänzliche Ausbleiben der Zufuhr von Lebensmitteln, die Spanier, und selbst ihren unerschütterlichen Feldherrn, in grenzenlose Verlegenheit setzte. Einem Theile des Heeres entsank der Muth ganz, und des Statthalters Velasquez alten Freunde, die bisher nur die gewisse Aussicht auf einen glücklichen Erfolg und auf eine reiche Erndte von Ruhm und Schätzen vermocht hatte, dem beneideten Führer zu gehorchen, benutzten, als diese Hoffnungen sich verdunkelten, die Stimmung der Furchtsamen, um auch diese gegen den Feldherrn aufzuwiegeln. Laut tadelten sie die übermäßige Verwegenheit des Generals, der durchaus sechshundert Christen zur Schlachtbank der Heiden führen wolle, um sich einen unsterblichen Namen zu machen. Laut behaupteten sie: man müsse ihn allenfalls zwingen, das Heer, das zur Unterjochung eines so mächtigen

*

Reiches viel zu schwach sey, nach Cuba zurückzuführen. An der Spitze der Europäer standen Diego d'Ordaz und Juan Eskudero. Sie suchten auch Juan, als den Neffen von Cortez grimmigstem Feinde, in ihr Bündniß zu ziehn, aber in diesem kräftigen Gemüthe hatte gerade die drohende Gefahr die Lust nach der Bestehung des Abentheuers neu entzündet, und es dünkte ihn obendrein unritterlich, den Helden, dessen Fahnen er bisher gefolgt war, in der Noth zu verlassen. Er schlug also jede Theilnahme mit festem Sinne ab und erklärte, daß sein Platz neben dem Feldherrn seyn werde, wenn es zur blutigen Entscheidung komme. Unterdeß hatte Cortez Scharfblick die beginnende Gährung entdeckt, und sobald er durch seine Anhänger erforscht, daß nur die geringere Zahl der Truppen gegen ihn sey, ließ er, gewohnt, immer die kühnsten, durchgreifendsten Mittel zu wählen, unter Trommelschlag im Lager verkünden, daß es jedem seiner Waffenbrüder frei stehe, sich mit seinen Klagen an ihn zu wenden. Da strömten die Mißvergnügten vor seinem Quartier zusammen, und Ordaz, der sich zu ihrem Sprecher aufgeworfen, trug ihm die Beschwerden und Forderungen seines Heeres auf eine so bittere, kalte, entschlossene Art vor, daß klar zu erkennen war, man erwarte nicht bloß, sondern man wünsche das Nein des Feldherrn, um dann den hellen Aufruhr losbrechen zu lassen. Aber schon oft siegten große Geister dadurch allein, daß sie das Gegentheil von dem thaten, was der Haufen als unumstößlich gewiß von ihnen voraussetzte. Cortez ruhige Antwort, daß er zwar die Gefahren nicht sähe, vor denen sie zitterten; daß er aber dennoch ihren Wunsch erfüllen und sie nach Cuba zurückführen wolle, schlug den Redner so nieder, daß er, keines Wortes mächtig, die Versammlung verließ, die sich unter verdrüßlichem Kopfschütteln und Murmeln zerstreute. Den Mißvergnügten auf dem Fuße folgten die Boten des Feldherrn, die es im Lager ausriefen, daß sich alle Soldaten bereit halten sollten, sich den folgenden Tag zur Rückfahrt nach Cuba einzuschiffen.

Die Folgen dieses Aufrufs waren genau die, welche Cortez Klugheit vorausgesehn. Die Spanier, seit ihrer Landung auf dieser Küste von nichts als Gold, Silber und Juwelen träumend, standen, wie vom Donner gerührt, als sie hörten, daß sie allen ihren süßen Hoffnungen entsagen, und ohne Lohn für die bisherigen Mühseligkeiten, ärmer als sie ausgefahren, wieder heimkehren sollten. Dieser Gedanke ward selbst denen unerträglich, deren Muthlosigkeit kurz vorher sich so laut ausgesprochen, und ein unwilliges Murren über den Wankelmuth des Feldherrn verbreitete sich bald durch das ganze Lager. Mit geheimem Vergnügen hörte Cortez das erste Grollen des Sturmes, der bald das Ungewitter einer Gegenrevolution an seinem Horizont heraufreiben sollte. Auf sein Geheiß mischten sich seine Freunde unter die Unzufriedenen, billigten ihre edle Hitze, tadelten das Beginnen des Generals noch schärfer als sie, klagten noch lauter als sie, daß man die Soldaten mitten auf der Bahn zu Ehre und Reichthum aus bloßer Feigheit aufhalten wolle, und bliesen so die Unzufriedenheit, die noch unter der Asche glomm, zur hellen Flamme auf. Als nun das Heer offen und heftig erklärte, daß man dießmal dem Willen des Feldherrn nicht gehorchen dürfe, so drangen seine Vertrauten darauf, daß man ihn wenigstens noch einmal sprechen, ihm den Entschluß des Heeres kund thun und seine letzte Antwort vernehmen müsse. Der Vorschlag gefiel. Ohne des Feldherrn Befehl zu erwarten, marschirten die Soldaten, von

ihren Hauptleuten angeführt, vor sein Quartier, und begehrten tobend, daß er vor ihnen erscheine. Freudig gehorchte er dem ungestümen Rufe, den er unter andern Verhältnissen streng geahndet haben würde. Mit der Miene der Verwunderung erkundigte er sich nach der Ursache dieser neuen Unzufriedenheit, da er so eben erst einen Beweis gegeben, wie er die Wünsche seiner Waffenbrüder selbst gegen seine eigene Ueberzeugung zu erfüllen bereit sey. Diese unerwartete, der Mehrzahl unbegreifliche Frage, steigerte das Geschrei der Menge bis zum zügellosen Gebrüll, und nur mit Mühe konnte Alvarado so viel Ruhe erkämpfen, als nöthig war, um, vom Feldherrn vernommen, für den tollen Haufen das Wort zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Reise von Bremen nach Nord-America, i. J. 1816.

(Aus dem Tagebuche eines Bremers.)

Der Frühling des Jahrs 1816 erschien und löste der Weser eisige Bande. Schiffe segelten ein und aus, und mehr als je wurde meine Neigung rege, einen fremden Welttheil zu besuchen; über das Wann und Wie ward vielfach berathen, mehrere Pläne wurden entworfen und wieder vernichtet, bis ich mich endlich entschloß, mit dem in Ladung liegenden americanischen Schiffe, ... Capitain ...., nach Newyork zu segeln.

Am 16. Mai 1816 verließ ich das gute Bremen und ging am folgenden Tage bei sehr günstigem Winde, unter Segel; Gestendorf, Wremen, die Bremer Baake, die Inseln Wangeroog, Spiekeroog, Helgoland, wechselten mit einander ab und waren bald meinen Augen entschwunden. — Durch den Canal zu segeln, wollte der Wind nicht gestatten, weshalb wir uns nordwärts hielten, um Schottland zu umsegeln, welches übrigens die Nord-Americanischen Capitains gern, besonders im Sommer, thun.

Am 20. Mai befanden wir uns Edinburg gegenüber, kamen bald darauf in die Nähe mehrerer holländischer Fischerfahrzeuge, von denen wir einige große Kabilliaue gegen Genever und Brod eintauschten. — Einige Tage darauf kamen wir zwischen den Shetländischen und Oekney Inseln durch; kaum waren diese aus dem Gesichte, als das Wetter sehr unangenehm und stürmisch wurde, welches mehrere Tage bei ungünstigem Winde anhielt; wir sahen die Ferröe Inseln und kamen bis zum 63. Grade, also 10 Grad nördlicher als Bremen; wegen des in dieser Gegend befindlichen Felsen Rockal mußten wir sehr vorsichtig seyn.

Am 5. Juni waren wir wieder mit Bremen in einer Breite; von mehreren Schiffen, welche uns in diesen Tagen begegneten, sprachen wir nur das Schiff Patriot, von Philadelphia nach Liverpool bestimmt.

Das gegenseitige Aufziehen der Flaggen, ist beim Begegnen der Schiffe das Zeichen, daß man sich zu sprechen wünsche, man erkundigt sich dann vermittelst eines Sprachrohrs nach dem Namen des Schiffs und Schiffers, dem Orte der Abfahrt und Bestimmung und vergleicht die Breite und Länge, worauf man sich zu befinden glaubt.

Mein Befinden auf der See war äusserst schlecht, schon wenige Stunden, nachdem wir unter Segel gegangen waren, wurde ich so seekrank und übel gestimmt, daß ich es oft verwünschte, zur See gegangen zu seyn und das Leben mir gleichgültig war; ich schäme mich nicht dies zu gestehn; die Krankheit bringt dies mit sich, und jeder, der so schlimm und lange, näm-

lich 42 Tage krank gewesen, als ich es war, wird mir Recht geben, das es nichts Unangenehmeres giebt, als seekrank zu seyn. Der ungünstige Wind, den wir fast auf der ganzen Reise hatten, trug nicht wenig zu meiner übeln Stimmung bei.

Am 18. Juni war Windstille; der heitre Himmel, mehr noch das Andenken des Tages von Belle Alliance, machte mich sehr froh; der Capitain war den Engländern sehr abgeneigt und mit Mühe bewog ich ihn, die Matrosen vom Arbeiten ruhen zu lassen; ich tractirte diese mit Rum ꝛc. und gab, so schwach ich auch war, einige Freudensalven.

Die folgenden Tage stürmte es wieder heftig aus Westen; wir setzten nun alle Hoffnung, daß der Wind sich drehen würde, auf den nächsten Mondwechsel und freuten uns nicht wenig, als am 26. Juni der Wind aus Nordost kam; Abends leuchtete die See ungemein stark. Die Meinungen über die Ursache des Leuchtens der See sind sehr verschieden; einige glauben, es rühre von Fischen, andere, vom Meeresgrunde, andere, von elektrischen Dünsten her. Tags darauf wähnten wir uns, wegen der grünen Farbe des Wassers, auf der großen Bank von Newfoundland, fanden indessen bei 120 Faden oder 720 Fuß keinen Grund.

Am 29. Juni machte der Wind die ganze Runde des Compasses, blieb endlich fest in Westen; als Mittags der helle Mondschein zur Messung der Länge sehr günstig war, ward dazu geschritten und gefunden, daß wir uns im 55. Grade, also 19 Grad von Newyork befänden; dabei ward die Höhe des Mondes und der Sonne vom Horizonte aufgenommen. — Das Wasser hatte wieder die Farbe der tiefen See (bläulich) und wir dünkten uns über die Bank,

Nach und nach ward ich wohler, besser gestimmt und nahm Antheil an der Reise; die letzten Wochen brachte ich vorzüglich mit Lesen, Fischen und Vogelfangen zu. Vögel wird man auf der See durch eine an einem langen Faden befestigte, mit einem Stückchen Speck versehene Nadel habhaft. Ausser einer Menge kleiner schwarzer Vögel umgaben auch Habichte und Möven das Schiff auf der ganzen Reise, die Habichte gehen nicht zu Wasser, sondern suchen den andern Vögeln die gemachte Beute abzujagen.

Am 3. Juli begegnete uns das von Boston kommende und nach Cadix segelnde Schiff six brothers. Beim Austausch der Länge fand sich's leider, daß wir sehr verschiedener Meinung waren, indem der fremde Capitain 46 und der unsrige 58 Grad hatte; daß wir Unrecht hatten, bestätigte sich bald darauf durch das von Newyork nach Belfast segelnde Schiff Mercator, welches wir ansprachen.

In diesen Tagen kamen uns mehrere fliegende Fische und Delphine zu Gesicht; erstere sind von der Größe der Häringe, womit sie auch viele Aehnlichkeit haben, sie fliegen aus dem Wasser, wenn sie von den Fischen verfolgt werden, allein in der Luft werden die armen Thiere oft von den Vögeln gefangen; letztere, die Delphine, der erstern Todtfeinde, sind wegen ihren schönen Farben bekannt. Diese Fische, so wie die Menge auf der Meeresfläche treibender Kräuter, das Wetterleuchten am Abend und die 70 Grad Wärme des Wassers, ließen uns, als bewährte Zeichen, keinen Zweifel übrig, daß wir im Gulfstrom seyen. Eine üble Stimmung bemächtigte sich nun Aller, unsere Lage wurde bedenklich, da wir bei dem ungünstigen Winde mehr rück- als vorwärts kamen und zu fürchten hatten, uns sobald aus dem Strome nicht hin-

aus arbeiten zu können; schon wurden Wasser, Brod und andere Bedürfnisse eingetheilt, als ein günstiger Wind uns erlaubte, nördlich zu steuern, wodurch es uns endlich gelang am 7. Juli die Bank von Newfoundland zu erreichen; wir fanden auf 60 Faden Grund; das Wasser, vor wenigen Stunden 70 Grad warm, hatte jetzt nur 48 Grad. Durch diese so große Abweichung und geringe Entfernung ist auf den Bänken in der Nähe des Golfstroms gewöhnlich sehr neblichtes Wetter.

Einige Stunden Windstille benutzten wir zum Fischen; mehrere große Kabiliaue hatten die Güte unsren Lockungen zu folgen, und wurden mit vielem Appetit verzehrt. Die geringste Tiefe dieser Bank ist 120 Fuß. — Am 10. Juli hatten wir sie passirt; das Meer war heute so ruhig, daß ich mit dem Capitain in einem Boote zu dem neben uns segelnden Schiffe Fame fuhr, solches war ebenfalls nach Newyork bestimmt, und nur 35 Tage von Hamburg unterweges; wir lasen die neueren Zeitungen, speiseten zu Mittag und kehrten dann wieder nach unsrem Schiffe zurück. — Am 14. Juli hatten wir einen günstigen Sturm aus S. S. O. so, daß wir 10 Seemeilen, oder 2½ deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegten. — Durch's Sekundenglas und eine auf einer Rolle gewickelte Liene, wovon der Anfang, der an einem dreieckigten Holze befestigt ist, ins Wasser geworfen wird, berechnet man, wie schnell das Schiff durch das Wasser läuft.

Im Sturme sind die Wellen selten höher als 12 Fuß über die gewöhnliche Meeresfläche. —

Leider drehte sich der Wind bald wieder nach Westen, seinem alten Loche. — Ein Wallfisch zeigte sich, er sprützte das Wasser wohl 20 Fuß in die Luft und ließ ein dumpfes Pfeifen von sich hören; auch sah ich 2 Hayfische, welche zu fangen, die Matrosen sich vergebens bemühten, indessen gelang es, einen dogfish (ant Haifisch) an Bord zu holen, dieser hatte 7 lebendige Jungen bei sich.

Am 20 July erreichten wir die 350 Seemeilen von Newyork liegende George-Bank; von jetzt an hatten wir stets Grund, mußten aber wegen der in der Nähe liegenden Felsen sehr vorsichtig seyn.

Am 25. July ertönte aus dem Maste das süße Wort: Land!

Darf ich meinen Ohren trauen?
Ist's kein Phantasieenbild?
Darf ich's wagen hinzuschauen
Nach Amerika's Gefild'?

Land erschallt's — Land tönt es wieder!
Deutlich kann man es erblicken;
Stimmet an die frohen Lieder
Voller Freude und Entzücken.

Meine Wünsche sind erfüllet,
Denn das Ziel ist jetzt erreicht;
All' mein Sehnen ist gestillet
Freier athme ich und leicht.

Ein und siebzig lange Tage
Bracht' ich auf dem Meere zu;
Westwind war stets meine Plage,
Mir fehlt' Tag und Nacht die Ruh!

So, und so weiter sang ich; freudvoll vergaß ich das gehabte Leidvoll und war glücklich allein im Anschauen des ersehnten Landes, welches sich immer deutlicher entwickelte. — Es war der östliche Theil von Long-Island. (die Insel, worauf Newyork liegt.)

Am folgenden Morgen kam ein Lootse an Bord, viele Schiffe waren im Gesichte, Bäume, Getreidefelder und Häuser wurden an den Ufern immer sichtbarer; die Ufer gewährten einen schönen Anblick; wir passirten den Leuchthurm auf Sandy-hook, dann die Batterien, welche den

Eingang des Hudson-Stromes beherrschen, Newyork lag nun deutlich vor uns; beim Quarantaineplatze mußten wir eine Weile anhalten; ausser dem Doctor, der uns aber bald passiren ließ, kam auch ein Zeitungsdrucker an Bord, der sich nach Neuigkeiten erkundigte und sich die Namen des Schiffs, der Passagiere und der Schiffe die uns begegnet waren, aufschrieb. Gegen Abend stiegen wir in Newyork an's Land.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Anekdote.

Als Christian der V. im Jahr 1686 Hamburg vergebens belagerte, ließ ein dasiger Kaufmann in Holland eine Denkmünze auf jene Begebenheit prägen, und zwar mit folgender Inschrift in Holl. Sprache.

„Der König von Dännemark ist vor Hamburg gewesen,
„Was er da ausgericht't, ist auf der andern Seite zu lesen."

Auf der andern Seite stand .... Nichts! weil sie gar keine Inschrift hatte.

* Zwei Anfragen.

1. In der Stadt Genf ist es ein Gesetz, daß nach jedem Glatteis, Asche oder Sand vor jedes Haus gestreut werden muß, bei Strafe eines Krouthalers wenn es nicht geschehen ist. Warum wird dieses Gesetz nicht allenthalben befolgt?

2. In Elberfeld müssen die Wägen, sobald ein zu hoher Schnee das Rollen derselben verhindert, so, daß der Fußgänger es nicht hören kann, mit einer Schelle versehen werden, wodurch man dessen Annahen vernimmt. Sollte dieses Gesetz nicht an mehreren Orten nachgeahmt werden können? Lucian.

Erlaubter Kuß.

Da von der Mutter niemals ich einen Kuß kann erhalten,
Sie mein Flehen verschmäht, nimmer den Wunsch mir gewährt;
Nehm' ich mit liebender List, den kleinen lieblichen Engel,
Den auf dem Schooße sie wiegt, den an den Busen sie drückt,
Den sie mit Küssen bedeckt, oft auf den Arm ihn zu küssen:
Und so küß ich in ihm dennoch das sträubende Weib.

* Nach Swift.

Zu einem hochehrwürdigen Dechanten
Sprach Clara: was ist für ein Grund vorhanden
Daß man im Himmel keine Ehen kennt,
Da man doch etwas Heiliges sie nennt?
„Es sind dort keine Frauen," sagt er ihr.
Schnell giebt sie ihm den Scherz zurück dafür:
Nicht Frauen fehlen, doch ich furcht' aus Gründen,
Man kann zum Trau'n dort keine Priester finden.

Henriette Schubart.

* Anzeige und Bitte.

Zum Besten der Familie Marschall wird morgen, am 20. dieses im hiesigen Schauspielhause ein Concert veranstaltet werden, wozu zu 24 und 12 Grote Einlaßkarten in deren Wohnung zu erhalten sind. —

Dieser Anzeige wird es hoffentlich nur bedürfen, um bei meinen geehrten Mitbürgern keine Fehlbitte zu thun, dieser Achtung und Unterstützung verdienenden Familie, bei den eingetretenen traurigen Verhältnissen der hiesigen Bühne, keine kleine Einnahme zu verschaffen.

D. R.

Auflösung der Charaden in Nr. 20.

1. Spaßvogel.
2. Buchfinke.
3. Windbeutel.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 24.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 23. März 1820.

* Abschied an . .

Ach! seyd ihr hingeschwunden süße Stunden
Da mir der Liebe schönes Glück geblüht? —
Mit welcher Wonne hab' ich euch empfunden!
Nun kehrt ihr nimmermehr zurück — ihr flieht!

Wollt ihr denn ewig treulos von mir scheiden?
Von nun an bis in Ewigkeit mich fliehn?
Soll niemals ich empfinden neue Freuden? —
Ach! könntet ihr auf immer mit mir ziehn!

So hall denn mein Dank Euch nach! Mit Schmerzen
Seh' ich die öde Zukunft vor mir stehn.
Nichts heilt die Wunde des zerrißnen Herzens
Und ach! umsonst ist jedes heiße Flehn.

Und du, o Ideal der reinsten Liebe
Mein treuer Segenswunsch begleite dich! —
Und werden deine Tage auch zuweilen trübe,
Bald zeige schöner dir die Sonne sich.

Dein süßes Bild wird ewig mir im Herzen leben;
Und naht die Stunde meines Scheidens sich:
Von bleichen Lippen werden noch die Worte schweben:
Nun öffnet mir die Aussicht schönrer Liebe sich.

G.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Es schmerzt mich tief, sprach Alvarado, daß ich im Namen des Heeres meinem bisher so tapfern General den Vorwurf des Kleinmuths machen muß. Denn nur Kleinmuth kann am glücklichen Ausgange einer Unternehmung verzweifeln, welche die Ausbreitung der wahren Religion, welche des Vaterlandes Ruhm und Glück bezweckt, und bereits so glänzend begonnen hat. Jetzt, nachdem wir von den unermeßlichen Schätzen, die dies Land in seinem Schooße verbirgt, die kostbarsten Proben in den Händen haben, jetzt willst Du alle Deine Hoffnungen, alle Deine Riesenpläne aufgeben, und uns nach Cuba zurückführen, wo, seit dem Auftritt zu Havana nur Untersuchung und Strafen, vielleicht der Tod unser aller harren! Nimmermehr! Dein Heer erklärt Dir durch meinen Mund, daß es Dir dießmal nicht gehorchen kann. Willst Du nach Cuba, so magst Du

Dich allein einschiffen. Wir sind fest entschlossen, kühn fortzuschreiten auf der einmal betretenen Ehrenbahn, und wir werden uns einen andern Feldherrn wählen, wenn Du, vom oft bewiesenen Heldenmuthe verlassen, Deine treuen Waffenbrüder so schmählich aufgeben willst.

So beleidigend diese Worte des Untergebnen gegen den Heerführer waren, so klangen sie doch wie Sphärenharmonie in den Ohren des Beleidigten. Wie aus den Wolken gefallen stand er da, und schien sich erst von einem unaussprechlichen Erstaunen erholen zu müssen. Endlich ward er wieder des Wortes mächtig. Den Mißverständnissen, sprach er: die auf eine mir unbegreifliche Art zwischen mir und meinem Heere gesäet worden, will ich die formlose Art verzeihen, in welcher die Wünsche meiner Soldaten zu mir dringen. Ich kann Euch meine große Befremdung über das, was ich jetzt gehört, nicht bergen. Nicht im Traum ist es mir eingefallen, meine Pläne, die eben so groß als wohlbegründet sind, freiwillig aufzugeben. Aber man hat mir vorgestellt, daß mein ganzes Heer, in Muthlosigkeit versunken, auf den Rückzug dringe, und da ich ohne seinen tapfern Arm, ohne seinen einstimmigen Heldenwillen, nur ein Haupt ohne Glieder seyn würde, so habe ich mit tiefem Schmerz den Entschluß gefaßt, der gebieterischen Noth zu gehorchen, und Euer Verlangen — nicht das meine zu erfüllen.

Hier unterbrach ihn der vereinte Zuruf seiner erhitzten Krieger und Alvarado schrie mit gut gespieltem Zorne: Man hat Dich betrogen, General, einige wenige Furchtsame haben ihre Feigheit dem ganzen Heere angedichtet. Wir alle sind weit entfernt, in dem Kleinmuth dieser Memmen unsere Gesinnung zu erkennen. Wir sind bereit, Blut und Leben an die Ausführung unsers großen Vorhabens zu setzen. Wir sind entschlossen, Dir durch jede Beschwerde, durch jede Gefahr bis in den Tod zu folgen. — Bis in den Tod! riefen Cortez Vertraute, die Degen hoch schwingend, bis in den Tod! schrieen die Muthigen im Heere; bis in den Tod! brüllten am lautesten die Mißvergnügten, die kurz vorher die Rückfahrt nach Cuba ertrotzen wollten, weil es jetzt darauf ankam, ihren persönlichen Haß gegen den General, dessen Sieg nun entschieden war, zu verbergen und dem Verdachte der Feigheit bei den Waffenbrüdern zu entgehn. Nun stand Cortez am Ziele. Mit einem Gesicht, durch Freude und Zuversicht verklärt, lobte er die rühmliche Standhaftigkeit seiner Krieger, versprach ihrem Wunsche zu gehorchen, in dieser Gegend eine Niederlassung anzulegen, und dann mit des Heeres größtem Theil in das Herz des Landes einzudringen. Es lebe unser Heldenführer, Mexico's Vizekönig, Don Hernandez Cortez! rief Alvarado. Er lebe! jauchzte das Heer ihm nach, und zerstreute sich, über den wiedergebornen Hoffnungen, die Furcht vor dem drohenden Hungertode und den noch ärgern Mexicanern vergessend, fröhlich lärmend in seine Hütten.

Ohne sichtbare Theilnahme, den Kopf in die Hand geworfen, diese an einen Granadillo gestützt, hatte Juan der Scene beigewohnt, und zeichnete jetzt mit dem Beschlage seiner Degenscheide ein J. nach dem andern in den Sand der Küste. Ihm näherte sich Diaz, der ihn, den Finger an die Nase gelegt, mit pfiffigem Lächeln fragte, was er zu dem allen meine? — Wenn in Salamanka, antwortete Juan bitter, ein Licentiat in doctorem promoviren wollte, der seiner Sache nicht sonderlich gewiß war, so arbeitete er vorher mit seinen Opponenten die ganze Disputation, wie den Auftritt eines Schauspiels,

gemeinschaftlich aus. Da wurde jeder denkbare Einwurf gemacht, erwogen, im voraus widerlegt, und die Widerlegung gut auswendig gelernt. Dafür ging aber auch das Wortgefecht bei der Promotion Schlag auf Schlag, die Opponenten schrieen sich braun und blau. Jedes Argument ward von dem Respondenten ohne Präsesshülfe zu Boden gedonnert, bis es hieß: Concedo! und Doctori doctissimo von seinen rechtschaffnen Gegnern ex intimo cordis gratulirt wurde. — Maria und San Yago! rief Diaz, was sollen mir denn Eure gelehrten Hahnenkämpfe? Ich fragte Euch, was Ihr zu der Unterhandlung des Heeres mit dem General meint, von der wir eben Zeugen waren? — Nun, das war eben eine solche Disputation, spöttelte Juan. Alvarado war mit den andern Opponenten trefflich eingeübt. Der General war ebenfalls Gedächtnißfest, und der Doctor geschwind fertig. Ich aber, Diaz, bekenne es frei: für einen Arzt, der es so ward, kann ich, schon der frechen Täuschung wegen, keine Achtung haben, und nimmer werd' ich Leib und Leben ihm anvertrauen.

Er ging; mit offnem Munde sah ihm der ehrliche Diaz nach. Ein gelehrter Hidalgo! sprach er zu sich selbst: wenn man es nur immer ganz verstünde, was er sagt, man würde herrliche, gediegene Sachen darin finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Reise von Bremen nach Nord-America, i. J. 1816.

(Fortsetzung.)

Was ich nun über die vereinigten Staaten Nordamerica's mir bemerkt habe, ist, wie ich sie im Jahre 1816 fand, denn Manches hat sich seit dieser Zeit verändert.

Newyork, im Staate gleiches Namens, hat 115.000 Einwohner, liegt auf der kleinen Insel Manhattan, oder Yorkinsel am Hudson, und ist schön gebauet.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die City-hall aus, welches 500.000 Dollars gekostet hat und wo die Gerichte gehalten werden; ausserdem verdient das Schauspielhaus, das Gefängniß, die Banken ꝛc. Erwähnung. Folgendes war mir theils neu, theils auffallend: — das Wandern der Schweine auf den Straßen, welche sich Tags vom Abfall nähren und Nachts heimkehren; das ungenirte Leben; das wenige Hutabnehmen; die schwarzen Dienstboten; das Leichenbegängniß der Neger; das Erfrischen der Butter durch Eis; das theure Leben; das weitläuftige Trauern bei Sterbefällen; die Einfachheit der Kirchen; die Einförmigkeit der Sonntage, indem an selben zu singen, und Instrumente oder Karten zu spielen, für unanständig gilt; das Sperren der Straßen durch eiserne Ketten während des Gottesdienstes; der gänzliche Mangel an geschlossenen Gesellschaften; das Besuchen der Familien unter einander am Abend; das Aushängen einer Fahne vor demjenigen Hause, in welchem ein öffentlicher Verkauf Statt findet; die vielen reichen, Abends schön erleuchteten Boutiken; die vielen Feuersbrünste und deren herrliche Löschanstalten.

Sechs Märkte versorgen die Einwohner; der Mann geht gewöhnlich früh Morgens dahin, schickt seiner Frau das für den Tag Benöthigte zu Hause und geht dann an's Comptoir oder seinen sonstigen Geschäften nach. — Die Verbindung Newyork's mit Long-island und dem Staate New Yersey wird durch Dampf- und Pferdeböte unterhalten; bei letzteren werden die Räder durch 24 Pferde in Bewegung gesetzt; sie gehen langsamer, sind aber weniger kostspielig

als die Dampfböte. Während meines Aufenthalts in Newyork hatte ich das Vergnügen die dort erbaute Dampffregatte zu besehen; sie ist nach dem Erfinder der Dampfböte Fulton 1. benannt, kann wegen der Maschinerien nur 30 Kanonen führen, und ist ganz bedeckt; 5 Fuß dicke hölzerne Seitenwände schützen die Besatzung vor dem feindlichen Feuer. — Dies Fahrzeug ist eine herrliche Küstenbatterie, auf offener See ist sie weniger nützlich, da sie höchstens 6 englische Meilen in einer Stunde zurücklegen kann, während andere Kriegsschiffe mehr als noch einmal so schnell segeln.

Im Staate Newyork wohnt ohngefähr 1 Million Menschen; Holländer waren die ersten Ansiedler; sie nannten die Stadt New Amsterdam; man findet hier noch Dörfer, wo nur Holländisch gesprochen wird und deren Bewohner ihren alten Sitten sehr treu geblieben sind. Deutsche und Holländer werden von den Americanern im Allgemeinen Dutch genannt; zum Unterschiede werden die Deutschen auch high-Dutch, die Holländer low-Dutch benennet.

Von Newyork besuchte ich den Staat New-Jersey, dieser hat auf 8300 Quadratmeilen 250,000 Einwohner, liegt zwischen den Flüssen Hudson und Delaware, besitzt bedeutende Eisenminen, welche jährlich circa 550 Tonnen Stangeneisen liefern; ausserdem giebt es hier ansehnliche Segeltuchfabriken, Baumwollespinnereien ꝛc. Der Hauptort Trenton liegt am Delaware, hat 4000 Einwohner; Newark ist die größte Stadt hierin und zählt 9000 Einw.; den Fluß Hockinsoc passirte ich über eine 1000 Fuß lange Brücke, und gelangte nach dem Orte Patterson, welcher wegen seiner schönen, mit Elberfeld Aehnlichkeit habenden Gegend viel besucht wird, besonders wegen des sich in seiner Nähe befindlichen Wasserfalls, des Passaic, welcher Fluß sich perpendiculär vom Felsen stürzt; man erzählte, daß kürzlich eine junge Frau an der Seite ihres Gatten vom Felsen todt zu Boden gestürzt sey.

Von Newyersey kömmt man nach Pensylvanien; von dem Orte Easton bis Philadelphia glaubt man in Deutschland zu seyn, hört nur Deutsch sprechen, sieht deutsche Zeitungen, hört Deutsch predigen und sieht bei dem schönen Geschlechte deutsche rothe Backen, welche sonst den Americanerinnen fehlen. — In den Oertern Nazareth, Bethlehem, Emaus ꝛc. wohnen meist Herrnhuter oder Mährische Brüder, eine achtungswerthe Religionssecte, welche schon vor Luthers Zeiten existirte; sie duzen sich unter einander, dürfen sich nach ihren Grundsätzen weder zu sehr freuen noch betrüben; stirbt einer, und wäre es ein Freund oder naher Verwandter, so dürfen sie nicht weinen, sondern müssen vielmehr froh seyn. In Nord-America giebt es 8000; die Ländereien und Gebäude derselben sind bedeutend, gehören indeß der Hauptgemeinde in Deutschland, der die Americaner Renten bezahlen. In Bethlehem, wo der Hauptsitz ist, wohnt der Bischoff Reichel. Ungern trennte ich mich von diesen Leuten, die mich so sehr gastfreundlich aufnahmen; bei der Nachmittagspredigt ward während des Singens Caffee und Kuchen herumgegeben.

Ich kam über einen Theil der Alegharii Gebürge, von wo ich eine schöne Aussicht nach dem blauen Gebürge hatte. Die Berge der nordamericanischen Freistaaten sind nicht höher wie die Weserberge; sie haben das Eigenthümliche, daß man auf den Gipfeln weniger tief nach Wasser zu graben braucht, als am Fuße. — Pensylvanien ist eine schöne, fruchtbare Provinz, welche täglich mehr angebauet wird. Der König Karl II. schenkte sie an Wilhelm Penn, Sohn des Admirals Penn, wegen der von letzterem der Krone erzeigten wichtigen Dienste; die,

ser Staat ist 46800 □ Meilen groß und zählt 900,000 Einwohner, seine Ausfuhr betrug 1800 er 12 Mill. Dollars und 1810 belief sich der Betrag der Producte und verschiedener Manufacturen auf 44,200000 Dollars. Philadelphia, die Hauptstadt, am rechten Ufer des Delaware, ward 1683 von Penn angelegt, in welchem Jahre sie nur 80 Häuser hatte, 1805 besaß sie deren schon 13461: die Zahl der Einwohner beläuft sich jetzt auf circa 120,000. Nie sah ich eine so regelmäßig gebaute Stadt von der Größe. Ueber den Schuylkill, ein nahe fließendes Wasser, führen 2 schöne bedeckte Brücken, die eine ist 550 Fuß lang, hat 300,000 Dollars gekostet, die andere besteht aus einem Bozen, dessen Sparre 343 Fuß ist und circa 695000 Pfund wiegt.

Von den verschiedenen Banken der Stadt haben die Bank of Pensylvanie und die des reichen Kaufmanns Stephan Girard, dessen Vermögen auf 10 Millionen Dollars geschätzt wird, die schönsten Gebäude. — Von den vielen Kirchen hat nur eine einen Thurm, womit indessen die schön gebaute Loge der Freimaurer auch versehen ist.

Das im Staathause ausgestellte Museum des Herrn Peale ist sehenswerth; es enthält viele seltene Sachen und nützliche Erfindungen, besondere Aufmerksamkeit erregt das ungeheure Skelett des merkwürdigen, nicht mehr existirenden Mammuths, es ist 14 Fuß hoch und 15 Fuß lang, die Spuren dieses von der Erde verschwundenen Thieres wurden zuerst 1703 bei Albany im Staate Newyork entdeckt; ausser einer großen lebendigen Klapperschlange sieht man hier auch eine Menge ausgestopfter, seltener Vögel. Unter den Arbeiten der Künstler ist ein durch den Galvanismus hervorgebrachtes Perpetuum mobile zu merken in dem sich zwischen 2 gläsernen, mit verschiedenen Metallen angefüllten, oben jede mit einer Glocke versehenen Säulen, ein langer, messingener Stift von einer Glocke zur andern bewegt, welche jede den Stift klingend von sich stößt. — Auch findet man hier einen Stuhl, sich selbst zu wiegen; je schwerer man ist, desto mehr senkt er sich zur Erde und zeigt durch einen damit in Verbindung stehenden Stift an einem Zifferblatte das Gewicht an; über einem andern Stuhl ist ein Fächer, der sich durch einen leisen Tritt auf ein am Fuße des Stuhls befindliches Holz schnell hin und her bewegt; an Schmuck und Waffen aus Asien und Süd-Indien fehlt es hier ebenfalls nicht. Abends wird dieses Museum mit Gas erleuchtet und Herr Peale pflegt den Besuchendn mehrere Experimente zu zeigen; als ich da war, zeigte er unter Anderen die Kraft des Gasfeuers. —

Ausser dem Schauspielhause, dem Circus und dem Zuchthause, verdient das schöne, geräumige Pensylvanie-Hospital Erwähnung, es besitzt eine Bibliothek von 2000 Bänden medicinischer Werke; im Garten dieses Hospitals steht eine Statüe von Bronze, W. Penn vorstellend, welche dessen jetzt noch lebender Ur-Enkel vor einigen Jahren aus England sandte. —

Philadelphia wird durch eine große Dampfmaschine aus dem Schuylkill mit Wasser versorgt. Auf einem Dampfboote fuhr ich in Gesellschaft des Generals Rowbell, (der 1809 den Herzog von Braunschweig-Oels bis Bremen verfolgte), den Delaware hinunter zum Staate Delaware, welcher 2100 □ Meilen und 76000 Einwohner hat. Wilmington und Newcastle sind die vorzüglichsten Oerter darin. Dann gelangte ich zur Chesapeake-bay. Es ist der größte Meerbusen der vereinigten Staaten und hat mehrere Ausflüsse, bei Havre de Grace fließt die Susquahanna (ein Meerbusen) hinein; er ist meist

vom Staate Maryland umgeben. Diese Provinz hat 14000 □ Meilen mit 400,000 Einwohnern, und bringt bekanntlich viel Toback hervor, wovon Baltimore allein jährlich circa 25000 Fäßer versendet. Annapolis ist die Hauptstadt von Maryland. Die größte Stadt darin ist aber Baltimore, 110 englische Meilen von Philadelphia, 200 von Newyork; kein Ort ist so schnell emporgekommen, indem er 1790 nur 13000 Einw. besaß, jetzt aber 50,000 zählt. Viele Deutsche wohnen hier. Man war beschäftigt eine Börse zu erbauen und ein Denkmal zu Ehren Washington's zu errichten.

Von Baltimore fuhr ich Morgens 4 Uhr in der Postkutsche zwischen großen, mit Toback bepflanzten Feldern, und durch Hölzungen, in welchen eine Menge gutschmeckender wilde Weintrauben und chinkepin (eine Art kleiner, auf Stauden wachsender Castanien) wuchsen, nach Washington, wo ich Nachmittags 4 Uhr anlangte. Es ist die Hauptstadt der vereinigten Staaten und die Residenz des Präsidenten, der damalige war Madison, der jetzige ist Monroe. — Washington ist auch Hauptort des Districts Columbia, an einer schönen Lage am linken Ufer des Potownoc; hat 10000 Einwohner. Der Ort ist sehr weitläuftig angelegt und noch sehr im Werden, hat wegen der vielen großen Plätze und der zerstreut liegenden Häuser mehr das Ansehen eines Dorfs als einer Stadt; die Verheerungen der Engländer im Jahre 1814 waren noch bemerkbar, auch das Capitol, wo sich jährlich der Congreß versammelt, wurde von ihnen verbrannt, welches ihnen ein großer Nachtheil gewesen, indem sich der Haß der Americaner dadurch verdoppelte. — Das Capitol war beinahe wieder hergestellt, und wird jetzt, da es vollendet, das prächtigste Gebäude in den vereinigten Staaten seyn; es liegt sehr schön auf einer Anhöhe, an deren Fuße Georgetown liegt, eine Stadt von 16000 Einwohnern in einer freundlichen Lage am Potownoc: — Alexandria mit 8500 Einw. 7 Meilen von Washington, liegt ebenfalls am Potownoc und ist die dritte Stadt des Districts Columbia, der an den Staat Virginien gränzt. Washington liegt im 38°, 55′ der westlichen Breite und im 77°, 45′ der Länge von Greenwich. — Ich kehrte nach Baltimore zurück, begab mich dort an Bord des Dampfschiffs Eagle, um wieder nach Philadelphia zu reisen; kaum waren die Räder in Bewegung, als der Kessel zersprang und dicker Dampf mich umhüllte: zum Glück wurde nur ein Mann leicht dabei verwundet; an Weiterfahren war nun nicht zu denken und das Boot war für einige Tage unbrauchbar; ich fuhr daher zu Lande über Havre de Grace und Newport nach Philadelphia. Durch Wilmington wollte man mich, weil es Sonntag war, nicht fahren lassen, alles Bitten half nichts und als ich den Leuten wegen ihrer närrischen Frömmelei Vorstellungen machen wollte, hätte es beinahe Schläge gegeben; ich bequemte mich daher ganz ruhig, einen Umweg zu nehmen.

Am 18. October, welchen wichtigen Tag ich gern in der lieben Vaterstadt zugebracht hätte, fuhr ich auf einem Dampfboote den Delaware hinauf; unter den links liegenden schönen Landhäusern zeichnete sich das dem Exkönige Joseph Bonaparte gehörende aus; derselbe hat die Spanische Krone durch Feuer und Schwerdt verloren, indem kürzlich dieses Landhaus abgebrannt und dabei die Krone ein Raub der Flammen geworden ist.

Am folgenden Tage befand ich mich wieder in Newyork.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die schlechteste aller männlichen Eitelkeiten.

Unter den mannigfaltigen Eitelkeiten die den Mann lächerlich machen, giebt es nur Eine die ihn vollkommen schlecht macht; nämlich: das prahlerische Großthun mit weiblichen Gunstbezeugungen, die entweder in seiner Einbildung bestehen, oder auch wirklich gegeben sind.

Nichts kann empörender seyn als Augenblicke, die zu Dankbarkeit, Achtung und Liebe verpflichten sollten, mit Undank in eitler Schwatzhaftigkeit zu entweihen und zu entehren.

Es giebt eitle Thoren, die da meinen, wo sie sich nur blicken lassen, da sey die ganze Weiberwelt in sie verliebt. Ihre Phantasie dünkt sich Wirklichkeiten die nicht vorhanden sind, und im eitlen Geschwätz geben sie Liebes-Fabeln für Liebes-Wahrheit.

Es giebt aber auch Männer, die keine Scheu tragen weibliches Vertrauen mit Füßen zu treten, — diese mischen in die Eitelkeit viel Bosheit, oder richtiger: Ihre Eitelkeit entsteht aus Bosheit: Diese sind es, welche ich meine.

Ich habe vor einiger Zeit Lebens-Regeln gelesen, womit ein verständiger Hofmeister seinen Zögling, der in die Welt ging, entließ, und ich kann mich nicht enthalten die Stelle, welche unsern Gegenstand betrifft, daraus mitzutheilen. Nachdem er ihm überhaupt Vorsicht und gutmüthiges Mistrauen im Umgange mit Menschen empfohlen hat, sagt er:

Vor Allem bleib' in Liebe hold und gut,
wie sie dir kommt? und wo? ist ungewiß:
Der Erdensohn vermag's nicht zu bestimmen,
ein Zufall kann den ew'gen Zug entscheiden
und hin wo er's nicht träumte muß er gehn.
Doch merke dir: Sie wird nie dich beglücken,
wenn Ird'sches nicht dem Göttlichen sich paart.
Nur so giebt sie dir stille Seligkeit.
Und — brüste nie damit. Verschwiegenheit
nur diese bürgt das Heil'ge trauter Stunden,
wo immer Liebe ihren Altar baut.
Die beste Wonne ist oft halb verbei,
wenn das Gerücht dem Müßiggange sagt,
woher das Heez sie nimmt. Von allem Schlechten
was Männer schänden kann, ist dies das schlechtste:
Die heilige Natur der schönen Gunst
durch frevelhafte Deutung zu entweihen,
und prahlerisch die stille Liebe schänden.
Wer Liebes Glück nicht stumm bewahren kann,
Ist schlecht — steht tief — es ist kein deutscher Mann.

Ich schließe dieser Warnung gegen die schlechteste aller Eitelkeiten, die einen männlichen Character verunehren können, eine alte Geschichte an, worin die ernsthaften Folgen, die daraus entstehen können, sich spiegeln.

Ein junger Engländer reisete in Italien und hielt sich eine Zeitlang in Neapel auf. Er hatte hier eine Liebesgeschichte angesponnen, die ihm gefährliche Verfolgungen zuzog: Er kannte diese und ging nie unbewaffnet. Als er einst bei nächtlicher Weile zu Hause ging, wurde er von einem Banditen angefallen. Er vertheidigte sich tapfer und stieß den Meuchelmörder zu Boden. Um den augenblicklichen Verfolgungen zu entgehen, floh er und verbarg sich in der Vorhalle einer Kirche. Er lehnte sich an die Thür der innern Kirche und erstaunte, als er sie offen fand. Er blickte hinein und sah ein Licht schimmern. Zu seinem Entsetzen kam eine weiße Gestalt aus einem Grabe emporsteigen — die blutigen Hände mit einem Messer bewaffnet. Die Gestalt entdeckte ihn, kam mit furchtbaren Blikken auf ihn zu, ihn anredend: Mensch, wer bist du? was willst du? du bist in meiner Gewalt! Mit Schauer gestand er: Ich bin eben ein Mörder geworden aus Nothwehr und suche hier einen Zufluchtsort. Starr sah ihm die Gestalt ins Gesicht, fragend: Ist das wahr? Glaub's, so ist's, antwortete immer ängstlicher der Fremd-

ling. Ha! sonderbar, sprach die Gestalt — es war eine weiß gekleidete Nonne — auch ich bin eben Mörderin geworden aus Nothwehr. Du bist der einzige auf dieser Welt der meine Geschichte aus meinem Munde erfahren soll. Die Zeit ist dringend: Ich will es kurz machen. Nun öffnete sie eine ihrer blutigen Hände: Sieh, sagte sie, dies ist das Herz eines Verräthers. Ich liebte den Unmenschen, er heuchelte mich zu lieben. O der Unmensch! er verließ mich. Das mochte er; ich hätte mich am Ende wohl getröstet. Aber was ich ihm gewesen war, damit trieb er höhnend öffentlichen Spott, und stieß so den Dolch in meine Seligkeit. Darum habe ich ihn hieher in diese schauerliche Stille gelockt; habe ihn gemordet; dies ist sein Herz: Mit diesen Worten warf sie das Herz zur Erde und trat es mit Füßen. Dann hub sie an: Gott sey Dank! nun bin ich wieder frei und froh: Folge mir, Fremdling, ich will für deine Sicherheit sorgen.

* Anekdote.

Ein Irländer fragte auf der Post nach Briefen, die er erwartete. Es war keiner für ihn da. Können Sie mir nicht sagen, fragte er den Post-Secretär, ob morgen einer für mich ankömmt?

* Der Magnet.

Ein Schluck Philosophie im Hörsal eines Weisen
Hat jämmerlich Paulinens Kopf verdreht;
Doch liebt sie Paul und sagt: ihm sey sie ein Magnet.
Da der nur Eisen zieht, so ist wohl Paul von Eisen
Und mag darob sein Schicksal preisen;
Denn spannt er einst mit ihr ins Ehejoch sich ein
Wird eiserne Geduld ein guter Hausrath seyn.

Langbein.

* Alter Wahlspruch.

O ließe sich ein Mädchen sehn,
Wie die aus Erfurt schlank und schön,
An Frohsinn ein Berlinisch Kind,
Doch fromm wie die zu Dresden sind,
Reich wie man sie zu Braunschweig hat,
Gefühlvoll wie aus Halberstadt,
Wie die aus Weimar ganz Natur
Und klug, wie die aus Helmstädt nur,
Mit Häuslichkeit wie die aus Bremen,
Die möcht ich frein, die möcht ich nehmen.

St. Schütze.

* Anfrage.

Als in einer stürmischen Nacht die Gallier das Capitol erklimmt hatten, retteten die Gänse durch ihr Geschnatter dasselbe. Welchen Nutzen aber, bringt wohl das Geplauder einiger Demoiselles in Concerten hervor?

Lucian.

Der neueste Zucker.

Aus Lumpen will man Zucker machen —
Die Zeitung sagt's — Ist das nicht etwa Spott
Auf die Chemie, und dann bei Gott!
Verbeißt sich wohl das Lachen.
Vom Ekel ob des Zuckers will ich schweigen —
Doch kommt — zuletzt wohl gar in jeder Haushaltung —
Die Zuckerfabrication so recht in Schwung,
Wie werden Lump und Compagnie an Ansehn steigen. —

* Logogryph.

Mit a ist's unentbehrlich
Im Handel und Verkehr;
Mit e oft sehr beschwerlich
Dem Wandrer und dem Heer;
Mit ie ist's ersonnen,
Des Säuglings Welt zu seyn;
Mit o ist's schon zerronnen,
Trat kaum in's Leben ein.

B—rm——r.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 25.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 26. März 1820.

* An den Mond.

(Melodie: auf beikommendem Steindruck.)

Du blickst so sanft aus deiner Strahlen-Wolke,
So mitleidsvoll auf mich herab;
Und lächelst Friede zu dem Menschenvolke,
Und Ruhe über jedes Grab!
Du siehst und kennst des Schicksals Jammerscenen —
Des Menschen wechselndes Geschick;
Und spiegelst dich in den Empfindungs-Thränen,
In Mädchens naßgeweintem Blick!

Auf armen Hütten — Menschen Wohlstands Trümmern —
Wie auf Palästen ruht dein Schein;
Und grausend prangt dein blasser matter Schimmer
Am Todtenkreutz und Leichenstein.
Du birgst dich unter Wolken — kehrst zurücke
Zum Aug', das lang nach dir gesehnt,
Und siehst so sanft, als hättest du die Blicke
Von einem Mädchen dir entlehnt.

Zum Eichenhain, in tief verwachsnen Linden,
Winkst du dem Jüngling zur Natur;
Und hilfst ihm da die jüngst Verlobte finden,
Die Freundin die ihm Liebe schwur.

Nur mir allein stehst du so schön vergebens
Ach! die Entfernte sind ich nie,
Und alle Freuden dieses Erdenlebens —
Sind Höllenschmerz mir ohne sie!

Nur dann einst kannst du mir auch Ruhe lächeln
— Doch dann ist es vielleicht zu spät —
Wenn durch die Kirchhofs-Linde Zephir' fächeln;
Die Halme meines Grabes weht.
Wenn Todtenschädel, modernde Gebeine
Einst die Verwüstung morscher frißt;
Und manche Thräne in dem Grabeshaine
Des Menschenelends Zeuge ist.

So scheine mir, wenn auch auf meinem Hügel
Des Freundes fromme Thräne fällt,
Und Gottesfrieden auf der Nächte Flügel
An meinem Grabe Wache hält.
Ist von der Hülle dann der Geist geschieden
Im Land der ungestörten Ruh!
So lächle den Zurücklaßnen Frieden
Und Freuden deiner Heimath zu!

Sch.....

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

So weit war das Drama, das Cortez mit seinem Heere zu spielen für nöthig fand, mit großer Wirkung und lautem Beifall aufgeführt. Nur der letzte Akt war noch übrig, die Klippe, an der so manche Trümmer gescheiterter Stücke warnend hängen. Cortez war zwar General geblieben, aber sein ganzes Ansehn hing doch allein von dem guten Willen seiner Untergebnen ab. Eben die Eigenmacht seiner Prätorianer, die ihn jetzt abermals für ihren Herrn erklärt, konnte ihm, wenn sein gutes Glück zu lächeln aufhörte, wenn der Volksgunst trügerischer Wind, der jetzt frisch in seine Segel bließ, sich umsetzte, den Führerstab wieder aus der Hand reißen. Dem vorzubeugen, berief er eine Versammlung seiner Offiziere. Hier ward die Anlegung der verheißenen Colonie näher festgestellt und geordnet. Sie erhielt den deutungschweren Namen der reichen Stadt des wahren Kreuzes, (Vera-cruz) der die zwei Haupttriebfedern der Unternehmung, Golddurst und Bekehrungwuth, zugleich aussprach. Der Gerichtshof der neuen Niederlassung ward, dem Beispiele der Engländer und Franzosen folgend, nach den Formen des Mutterlandes organisirt, und mit des Feldherrn treuesten Anhängern besetzt, die, seinen Achates Sandoval als Alkalde an ihrer Spitze, dem Könige von Spanien allein, ohne des Statthalters auf Cuba zu gedenken, den Eid der Treue schwuren. Juan war aus kluger Vorsicht übergangen worden.

Bei der ersten Versammlung dieses Gerichtes ließ Cortez demüthig um Gehör bitten, und als es ihm gnädig bewilligt worden, erschien er, den Commandostab in der Hand, verbeugte sich tief und ehrerbietig und sprach:

„Eure Versammlung, Sennoren, die wir durch Gottes Güte gewählt, stellt unsers Königs heilige Person vor. Ihm, unsern Herrn, müssen wir unsere Gedanken, das Innerste unserer Herzen ohne Verstellung öffnen, ein Opfer, das jeder, der die Ehre liebt, ihm willig bringen wird. Ich stehe also vor Euch, als wenn ich vor ihm stände, ohne Zweck, als den Vortheil seines Dienstes. Ihr seyd versammelt, um über die Mittel zu rathschlagen, wodurch unsere Colonie festgegründet werde. Vergönnet, Sennoren, daß ich Euch hierüber meine Meinung mittheile. Die reiche Stadt des wahren Kreuzes, die unter Eurer Regierung empor steigen soll, wird in einem unbekannten, volkreichen Lande angelegt, wo wir schon Widerstand genug gefunden, um uns zu überzeugen, daß wir an ein gefährlich Unternehmen uns gewagt, bei dem vereinte Macht ausführen muß, was Klugheit schlau ersonnen. Eure erste Sorge muß die Erhaltung Eurer einzigen Schutzwehr, des Heeres, seyn. Die Pflicht des bisherigen Generals ist es, Euch zu sagen, daß dieß Heer nicht so fest ist, wie unsere Sicherheit, unsere Hoffnung es fordern. Die Soldaten wissen, daß ich sie unter keinem andern Titel, als durch Velasquez Ernennung commandire, die dieser, kaum ausgesprochen, schon widerrufen hat. Es ist hier nicht der Ort, die Gerechtigkeit dieses Verfahrens zu prüfen, aber man kann nicht läugnen, daß das Ansehn eines Feldherrn, dessen wir so nöthig bedürfen, sich nur wider den Willen dessen, der es mir ertheilt, in meiner Person befindet. Es ruht also auf einem schwachen Grunde, und das Heer kennt diesen Mangel. Ich halte es unter meiner Würde, ein zweifelhaftes, kraftloses Ansehn auszuüben, und die begonnene Unternehmung läßt sich mit Kriegern, die nur aus Gewohnheit, nicht aus Gründen gehorchen,

nicht fortsetzen. Euch, Sennoren, gebührt es, diesem Uebel abzuhelfen. Ihr könnet im Namen des Königs, den Ihr vorstellt, mit dem Commando auch die gesetzliche Macht ertheilen, die dazu unentbehrlich ist. Jeder meiner Hauptleute ist dieses Amtes werth, und Ihr mögt es geben, wem Ihr wollt, so wird er es, von Euch empfangen, rechtmäßiger verwalten, als ich. Ich entsage allen meinen Rechten darauf, die ich in Eure Hände gebe, um Euch völlig freie Wahl zu lassen. Mein Ehrgeiz beschränkt sich auf den glücklichen Ausgang unserer Unternehmung. Diese Hand, die den Feldherrnstab geführt, wird, ohne sich Gewalt anzuthun, eine Hellebarde ergreifen; denn ich habe durch Gehorchen befehlen gelernt, und im Befehlen den Gehorsam nicht vergessen."

Hierauf legte er Velasquez Patent auf den Tisch, küßte den Commandostab, übergab ihn dem Alkalde Sandoval, verneigte sich tief und ging in sein Quartier zurück, von dem, auf seinem Befehl, die Schildwachen, des Feldherrn Ehrenzeichen, sogleich weggenommen werden mußten.

Unterdeß setzte der Gerichtshof die begonnene Gaukelei fort. Er nahm Cortez Abdankung an, rathschlagte lange, schritt endlich zur neuen Führer-Wahl, und Cortez ward mit allen Stimmen vor neuem zum Feldherrn und zum Haupte der Colonie erwählt. Trommeln und Trompeten riefen das Heer zusammen. Eine Deputation des Gerichthofes holte den Heerführer vor dessen Fronte. Die vorangegangene Verhandlung ward den Soldaten durch den Notar der Armee vorgelesen. Sie genehmigten alles mit Freuden, und erfüllten die Luft mit dem Namen Cortez, dessen Wahl sie mit ihrem Blute zu besiegeln gelobten.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Idee eines, mit unserm Armeninstitute zu verbindendem Arbeitshauses.

(Schreiben der Frau A. Z. an ihre auswärtige Freundin.)

Bei Ihrem letzten Besuche, meine Theure, wiederholten wir oft, in Hinsicht der vielen traurigen Beispiele, welche sowohl das Alter, als die höchst verwahrlosete Jugend unsrer hiesigen Armen liefert, das bekannte, so wahrhafte Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang;" und jedesmal war das Resultat unsers Gesprächs, die Wahrheit: daß alle, noch so reiche Beisteuer an milden Gaben für unser Armeninstitut, die Verschuldung desselben nicht auf den Grund abhelfen könne, wenn nicht zugleich ein Arbeitshaus dabei errichtet würde; daß, ohne Befriedigung dieses unentbehrlichsten Bedürfnisses bei dieser Anstalt, sie, neben der so wohlthätigen Unterstützung für Hülflose und Kranke, zugleich eine Schule der verderblichsten Unthätigkeit, ja, eine Vorschule des Zuchthauses für Kinder schlechter Eltern bleiben würde, wie es bisher war; wovon leider so viele traurige Belege zeugen. Ein längeres Nachsinnen über diesen höchst wichtigen Gegenstand, hat verschiedene Ideen in meinem Kopfe aufgeregt, die ich Ihnen gerne mittheilen möchte, da Sie sich, wie ich, so sehr für diese Sache interessiren.

Sollte eine solche Einrichtung denn so ganz unausführbar für uns, nach der jetzigen Lage der Dinge, seyn? Sollte es so sehr in das Reich der Unmöglichkeiten gehören, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich allerdings von so vielen Seiten dabei zeigen? Lassen Sie uns untersuchen.

Sie werden mir hier gleich bemerken: eine solche Einrichtung erfordere viel Geld. Ich sage:

*

nein; nicht so viel als man beim ersten Anblicke es sich denkt; nach meiner Ansicht, nicht mehr als was wir bis jetzt dem Institute geben. Ein Beispiel wird die Sache deutlicher machen. Nehmen wir an: es sind zehn Arme da, die von dieser Anstalt Hülfe begehren; fünfe von ihnen sind krank oder unfähig zur Arbeit, die andern fünfe gesund und Arbeitsfähig. Die erstern erhalten baare Unterstützung; für das Geld was den andern Gesunden gegeben werden würde, kauft man Materialien zur Arbeit, giebt ihnen dieselbe, und sie erhalten nun durch den Verkauf des Verfertigten, dasselbe, was sie früherhin an Geld von dieser Anstalt erhalten haben würden. Dieses Beispiel im Kleinen, auf das große Ganze angewendet, muß meine Ansicht berichtigen, daß das Institut in Kurzem, zum Theil durch sich selbst, müße bestehen können.

Der Staat würde freilich ein Haus zu dieser neuen Einrichtung anweisen; und sollte dazu nicht Gelegenheit sich finden? Unser ehemaliges Zeughaus steht ja noch leer, und so ist auch das alte Waisenhaus auf Stephani, wie ich meine, bisher unbenutzt.

Eine der größten Schwierigkeiten die man hierbei macht, ist die: welche Art der Arbeit sollen die Armen verfertigen, ohne daß wir dabei in Kollision mit unsern Zünften kommen? Und wie sichert man einigermassen den Absatz derselben?

Ausser dem Spinnen von Leinen-Garn, was hauptsächlich von der Beschaffenheit seyn müßte, daß es für den gewöhnlichen Hausgebrauch, für die Bekleidung der Armen selbst, und vielleicht für die unsrer Züchtlinge, tüchtig wäre; könnte, wie es mir scheint, auch durch Arbeiten in Wolle, auf einen wahrscheinlich guten Absatz gerechnet werden. Denn mir ward vor einiger Zeit erzählt: ein gewisser bekannter hiesiger Fabrikant, mit wollenen Waaren handelnd, habe sich geäußert: „er könne täglich 300 Menschen in Nahrung setzen, durch Wollekratzen, Spinnen und Stricken; er habe es oft versucht, Arme zu beschäftigen, aber die Menschen wollten nicht arbeiten." Das Warum, dieses nicht arbeiten wollens, lassen Sie uns nicht untersuchen, da es zu unserm Zweck nicht gehört. Aber angenommen, daß die Aussage dieses sehr reellen Mannes richtig sey; welche schöne Aussicht gebe dies auf unser projectirtes Arbeitshaus, daß bei diesem einen Fache, täglich so vielen Menschen Beschäftigung angewiesen werden könnte. Veranstaltete man dann eine Anzeige im Wochenblatte, daß ein Jeder Strümpfe, Röcke, Kinderkleider, Winterkamisöler u. s. w. dort bestellen könne, so würde dies sicher ein Antrieb für patriotische, und noch mehr für christliche Frauen seyn, diese nothwendigen Kleidungsstücke, dort machen zu lassen, und dadurch nicht allein der Armuth abzuhelfen, sondern auch Mittel zu werden, unsterbliche Seelen von dem Wege des verderblichsten Lasters zurückzuhalten. Im Lippischen, wo eine solche schöne Anstalt existirt, werden dann alle Vierteljahre die Arbeiten, die ausser dem Bestellten verfertigt worden sind, öffentlich versteigert, gemeinnützige Bürger beeifern sich diese Sachen zu kaufen, und so bleibt gewöhnlich nichts von Vorräthen liegen.

Mit diesem Arbeitszweige könnte vielleicht die Einrichtung verbunden werden, die in Baierschen, in den Werkhäusern vorhanden ist; wo nämlich das Militair, durch Beschäftigung der Züchtlinge, gekleidet wird. Wäre dies bei unserm kleinern Militair nicht anwendbar, so könnte es doch für die Bekleidung der Armen selbst benutzt werden.

Ein andrer Vorschlag wäre die Verfertigung von Schuhen und Pantoffeln aus Tuch-Leisten; welches von den ältesten und schwächsten

Personen verrichtet werden könnte. Ohne Zweifel würden diese bequemen und warmen Winterschuhe, bei unsern, das Gute so gern befördernden Frauen, Mode werden.

Eine dritte Art der Beschäftigung bestände im Strohflechten zu Hüten. Hierzu müßte man freilich erst ein kleines Stück Land kaufen oder pachten — was ja wohl für geringe Kosten zu erhalten wäre — da das Stroh hierzu unreif abgeschnitten und also eigens zu diesem Gebrauch gebauet werden muß. Ich hörte kürzlich, das uns nahe gelegene Dorf Twistringen, sey früherhin sehr verarmt gewesen, aber allein durch dieses Geschäft, wieder zum Wohlstande gekommen. Wir schicken jährlich vieles Geld nach dem Auslande für Strohhüte; sollte unsre Industrie mit der Zeit nicht dahin kommen, daß dies, wenigstens zum Theil, unterbliebe?

Noch eine Art des Erwerbs wäre das Verfertigen von hölzernen Uhren, die, wie ich weiß, auf eine höchst einfache Art zusammengesetzt werden. Ferner auch das Schneiden der Holzschuhe.

Endlich könnten die Männer, und auch wohl Weiber, beim Straßenbau angestellt werden. Dies ist eine Arbeit die immer fortgeht, und wobei der Müßiggang so an der Tagesordnung ist, daß der Staat ja wohl Vortheil davon haben würde, wenn dies zum Theil von unsern Armen, unter Aufsicht geschähe.

Das bisher Gesagte enthält lauter Vorschläge, wobei keine unsrer hiesigen Zünfte in Kollision kömmt.

Wollte man dem Ganzen den rechten Nachdruck und die höchste Zweckmäßigkeit ertheilen, so müßten wir neben dem freiwilligen Arbeitshause, auch ein Zwangsarbeitshaus haben. So ist es im Lippischen, wo bekanntlich die Armenanstalten in hoher Vollkommenheit sich befinden; und zwar in folgender Einrichtung: Derjenige Arme, der den ganzen Tag dort arbeitet, bekömmt Mittag- und Abendessen von Rumfordscher Suppe; welche Suppenanstalt zugleich damit verbunden ist. Wer nur bis zum Mittag bleibt, erhält nur Mittagessen. Die Armen haben also, wenn sie wollen, im Winter weder für Feurung noch Licht zu sorgen, und ihre Arbeit wird ihnen dazu bezahlt. Doch bekommen sie diesen Lohn nicht selbst in die Hände, sondern es wird erst so viel davon zurückgelegt, als sie zu ihrem Hauptbedürfnisse, der Miethe, gebrauchen. Das Uebrige wird ihnen für den Sonntagsunterhalt, und für etwanige nöthige Kleidungsstücke ausbezahlt; sie können also nie in dem Fall der höchsten Noth des Lebens kommen. Für Diejenigen aber, die nicht arbeiten wollen, ist das Zwangsarbeitshaus da; sie bekommen dort schlechteres Essen, so wie die Arbeit ihnen auch nicht bezahlt wird. Und, wahrlich! dies Zwangsarbeitshaus, wird schwerlich neben dem Freiwilligen zu entbehren seyn, bei dieser so sehr am Müßiggang gewöhnter Menschenclasse.

Sollte die Anstalt zu noch mehrerer Vollkommenheit reifen, so müßte auch eine Einrichtung vorhanden seyn, welche die Entschuldigung beseitigte: daß Mütter, welche noch kleinere Kinder haben, durch diese vom Arbeiten abgehalten werden. Hiernach wäre ein Zimmer erforderlich, wohin die kleinen Kinder alle Morgen gebracht, ihre unreinen Kleider, mit dort aufbewahrten reinen gewechselt und, sie — etwa durch eine täglich abwechselnde Anzahl großer Mädchen aus den Waisenhäusern — gehütet, vielleicht auch in den ersten Leseübungen unterrichtet würden. Diese hätten den Nutzen davon, daß sie frühzeitig lernten mit Kindern gut umzugehen, als Vorübung des künftigen Berufs eines Theils derselben. Bei der schon mehr angeführten Armenanstalt, erhalten solche kleine

Kinder täglich Klumpermilch mit Rockenbrod, auch wohl abwechselnd mit Rumfordscher Suppe.

Endlich wäre, um den Entwurf einer solchen wohlthätigen Anstalt zu vollenden, für erwachsene Kinder, eine Industrie-Schule hier sehr an ihrem rechten Platze; in welcher sie auf der einen Seite an nützlicher Thätigkeit durch eine, ihren Kräften angemessene Handarbeit gewöhnt; auf der andern Seite im Lesen, Schreiben, Rechnen, (wo möglich auch im Zeichnen) und im Christenthum Unterricht erhielten; und worin alles in Anspruch genommen würde, um sie für Fleiß, Ordnung, Sittlichkeit und Gottesfurcht zu gewinnen. Ausführlich findet man diesen Gegenstand erörtert in einem Buche: Lachmann, über Industrie-Schulwesen; und in einem andern von Vangerow, über Industrie-Schulen; wie ich mir habe sagen lassen.

Fehlte es zu der Einrichtung einer so vervollkommneten Armenanstalt, für den ersten Augenblick an Geld, diesem nothwendigsten Erfordernisse bei allen menschlichen Unternehmungen; so kann ich es mir nicht anders denken, als daß eine neue Sammlung zu Stande kommen würde, die meine Erwartung rechtfertigte: daß nämlich Viele, zu einem solchen Heilbringendem Zweck, dessen Nothwendigkeit jedem gesund urtheilenden Menschen anschaulich ist, gerne und willig, und Manche vielleicht eben so viel geben würden, als sie jetzt, zu der so wenig befriedigenden Einrichtung unsers Armenwesens, beitragen.

Die genannten letztern Vorschläge zu dessen Verbesserung, liegen nur in meiner mir so wohlthuenden Idee, der größern Vollkommenheit einer so wichtigen Sache; gerne bescheide ich mich aber, nicht bestimmen zu wollen, was, und auf welche Weise, einiges davon anwendbar für uns ist. Sachkundige müssen dies beurtheilen. Dagegen scheinen mir die erstern Vorschläge allerdings auch für unser Bedürfniß geeignet, und werth des Nachdenkens und der ernsten Ueberlegung. Denn, was soll das Armeninstitut retten für die Dauer, wenn kein Arbeitshaus damit verbunden wird; wenn dieser fressende Krebs, des Ausartens der Kinder, durch Müßiggang, zu Bettlern und Dieben, immer an seinem Aufblühen nagt? Es ist ja sonnenklar, daß Müßiggang Armuth vermehrt; (beherzigen wir nur das eine bekannte Beispiel, da ein, durch öffentliche Armengelder schlecht auferzogenes Mädchen, mit 16 Jahren im Dienste ging, und nun mit 18 Jahren, nebst ihrem Kinde, dem Institute wieder zur Last fällt,) so müssen wir ja immer mehr an milden Gaben unterzeichnen, je ungestörter der Arme seine Tage in träger Ruhe hinbringen, und sich vom Staate frei ernähren lassen darf. Betrug und Lüge wird dadurch auf eine schanderhafte Weise gepflegt; und so kann ja Gott an unsrer Wohlthätigkeit keinen Gefallen haben, durch welche wir zwar dem niedrigsten Theile des menschlichen Wesens, dem Leibe, kümmerlich durchhelfen; aber den edlern Theil, die Seele, verloren gehen lassen. Bei dieser klaren Ansicht der Sache, was wollen wir da unserm künftigen Richter antworten, wenn er uns einst, in Hinsicht unsrer Armen, die Frage vorlegt: Waren es nicht meine Worte: „was „hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze „Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner „Seele; oder was kann der Mensch geben, damit „er seine Seele wieder löse?"

So weit spricht das reine menschliche Gefühl. Der Kluge, der Kaufmann, beseelt vom warmen Trieb der Menschenliebe, mache die weitere Berechnung. Sollte es denn gar nicht sich ergeben, daß, bei guter Einrichtung und Aufsicht — wenn auch bei dem gänzlichen Verlust

des ersten oder der ersten Jahre — nach und nach, die Sache sich, mehr oder weniger, durch sich selbst erhalten könnte? Unmöglich kann es anders seyn! Werfen doch Dampfschiffe und ähnliche große Unternehmungen, nach der ersten Auslage, ihre Zinsen ab; warum sollte es bei dieser edlen, Gottgefälligen Anstalt anders seyn? Mein, Liebe und Religion schlingen hier ein schönes Band und vereinigen sich zu einem Zweck, den wir noch in der Ewigkeit segnen werden, bei dem Zurufe des Jubels der Tausend dadurch geretteten Seelen!

Doch, wohin versteigt sich meine Phantasie? ich spreche ja zu einer einzeln mich vernehmenden Freundin. Leben Sie wohl; mein Herz ist zu warm in diesem Vorgefühle der Zukunft geworden, um noch etwas hinzuzusetzen.

---

* Reise von Bremen nach Nord-America, i. J. 1816.

(Fortsetzung.)

Im November rüstete ich mich zu einer Reise nach Havana.

Während dieser Zeit besuchte ich noch die Kirche der Quäker, oder wie sie es nennen: meetinghouse. Alles saß mit bedecktem Haupte auf Bänken, Männer auf der einen, Frauen auf der andern Seite, ernst und still vor sich nieder sehend; manche schienen sehr vertieft zu seyn, wobei sie die Augen verdrehten. Man nahm mich freundlich zwischen sich. — Orgel und Gebetbücher fehlten. — Schon saßen wir so nachdenkend ¾ Stunden da, und ich dachte die Versammlung würde aus einander gehen, ohne daß Jemand ein Wort gesprochen habe, welches oft der Fall ist, als einer von den Beiden, welche vor der Gemeinde auf einer Bank, höher als die Anderen saßen, die mir besonders vertieft schienen und oft den Mund öffneten, als wollten sie etwas sagen, aufstand, den Hut abnahm und eine Rede hielt, mehr singend als sprechend; als er geendet hatte, setzte er sich wieder und eine halbe Stunde blieb alles ruhig, dann erhob sich der Andere und hielt ebenfalls eine Rede. Hierauf war wieder Pause; ein junger Mann trat mit einem jungen Mädchen vor die Versammlung und machte bekannt, daß er dasselbe zu seiner Frau erwählt habe und sie stets lieben wolle, welches das Mädchen erwiederte, sagend, sie habe diesen jungen Mann zum Gatten gewählt; (dieses ist die ganze Ceremonie der Ehe, welcher ein großes Mahl folgt) die Versammlung ging dann auseinander.

Wilhelm Penn ist Stifter der Quäker; sie haben mehrere lobenswerthe Grundsätze, dulden keine Sclaverei, nehmen keine Waffe in die Hand, kleiden sich einfach, doch nicht mehr so einförmig als sonst. Der ächte Quäker lernt keine Musik, Gesang wird indeß geübt, auch das weibliche Geschlecht darf bei ihrer religiösen Versammlungen reden, die Taufe findet nicht statt, sie schwören nicht, führen keine Processe unter einander, die Streitigkeiten werden durch die Vorsteher, Aelteste genannt, geschlichtet; wer eines Betruges überwiesen werden kann, wird ausgestoßen, eben so der, welcher Bankrott macht; sobald er indessen seine Schulden bezahlt hat, wird er wieder aufgenommen.

Meine Abreise wurde durch ungünstigen Wind sehr verzögert; ich konnte daher noch einem Nationalfeste beiwohnen, indem am 25. November der Jahrestag der Räumung Newyork's von den Engländern im Jahre 1783 durch Schießen von den Batterieen, Flaggen aller Schiffe und eine Musterung der Miliz, Infanterie, Cavallerie und Artillerie gefeiert wurde; die Infanterie hatte blaue Uniform mit weißen engen Beinkleidern; die Haltung, das Marschiren und Exerciren dieser Miliz war erbärmlich, trotz dem stand auf ächt americanische Art den andern Tag in den Zeitungen; jeder habe sie bewundert und sie den Truppen, die unter Bonaparte und Wellington gesiegt hätten, gleichgestellt; die Revüe endete mit Freudensalven, die öffentlichen Gebäude waren Abends mit schlechten Transparenten versehen; im Schauspielhause wurden die beiden Opern: die Belagerung von Belgrad und Johann von Paris aufgeführt, auch unter vielem Hurrah mehrere patriotische Lieder gesungen und gespielt.

Am 29. November war der Wind günstig, allein es wurde nicht gesegelt, weil es Freitag war, an welchem Tage die americanischen Capitaine ungern unter Segel gehen, weil Jesus an selbem gekreuzigt worden; am liebsten segeln sie Sonntags ab. — Am folgenden Tage war der Wind zu meinem größten Leidwesen wieder ungünstig. Nachts war ich Zeuge einer schrecklichen Feuersbrunst, 40 Häuser, worunter einige große, mit Waaren angefüllte Packhäuser, lagen in kurzer Zeit in Asche, zwei Menschen kamen dabei um's Leben; mein Capitain wäre beinahe für verzögerte Abfahrt hart bestraft worden, indem sein Schiff,

welches dem Feuerplatze nahe lag, Feuer fing und nur mit großer Anstrengung gerettet ward.

Endlich am 5. December stachen wir mit günstigem Winde in See; mein altes Leiden, die Seekrankheit, fing gleich wieder an, dauerte indessen nur 5 Tage. — Von Tage zu Tage wurde es wärmer; am 12. December befanden wir uns im 30. Grade; ohngefähr in dieser Breite bis zum Aequator, weht fast das ganze Jahr Nordostwind, dagegen vom Aequator bis zum 30. Grade südlicher Breite stets Südost. — Am 16. December sahen wir die Insel Abaco oder Luckajo, eine der größten Bahama oder Luckaischen Inseln, deren es mehrere hunderte giebt, es sind meist nackte Felsen; die vorzüglichste ist New-Providence, deren Hauptort Nassau als Zufluchtsort den Schiffern bekannt ist; der englische Gouverneur hat hier seinen Sitz. — Abaco ist 40 Meilen lang, von gefährlichen Klippen umgeben, an welchen schon manches Schiff scheiterte; daher Abends alle Segel bis auf eins eingezogen und der Kurs verändert wurde.

Am andern Morgen war es sehr dunkel, ein heftiger Sturm erhob sich und plötzlich sahen wir die Klippen von Abaco dicht vor uns, ein starker Wetterstrom, (so nennt man einen Strom, der sich verändert und nicht berechnen läßt,) hatte uns hieher getrieben; Alle legten Hand an, schnell Segel zu machen, um Wind und Strom zu widerstehen und es gelang nur mit genauer Noth, die Richtung zu verändern; furchtbar thürmten sich die Wogen an den Felsen, der Sturm legte sich und bald war Abaco hinter uns. Nachmittags erreichten wir die Berry-Inseln. Wir bogen nun aus dem Canal von Providence links ab zur großen Bahama-Bank, wohin wir Abends gelangten, den Grund dieser Bank, welche ein gefährliches Fahrwasser ist, kann man bis 5 Faden Tiefe sehr deutlich sehen. — Nachts ward ich durch heftige Erschütterung des Schiffs geweckt, ich sprang auf den Deck und fand das Schiffsvolk in großer Verwirrung; der Capitain rang die Hände und schrie „God Almighty! we are lost!" (Allmächtiger Gott! wir sind verloren.) wir hatten nur 14 Fuß Wasser, das Schiff ging 12½ Fuß; es wehte heftig und durch das starke Schwellen des Wassers, welches hier ganz ungewöhnlich ist, wurde das Schiff während einer Stunde oft heftig an den felsigen Boden geworfen, so, daß wir jeden Augenblick befürchteten, einen Leck zu bekommen, doch es lief gut ab, tiefer Wasser ward erreicht und die Bank bald passirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* An N. N.

Correspondent Hamburger Blätter hier.

Nro. 2.

Du sagst: was Alle angeht, sey das Rechte,
Und willst um dieses nur allein Dich kümmern;
Schickst anders Denkende zu Schutt und Trümmern
Der ärmsten Aermlichkeit ärmlichste Knechte.

Ei, Trautel, wie die blanken Schellen flimmern!
Man sollte glauben schier es seyen ächte.
Dein schönstes Sternlein aber im Geflechte
Der Herrlichkeiten ist erborgtes Schimmern.

Kennst Du das Ding im Raume aller Welten
Das Keinen angeht? Einer möcht es kennen,
Ihm leicht auch so viel Werth wie Du Dir gönnen;

Als Glied des Ganzen möcht's dem Ganzen gelten.
Nun sprich: wie willst mit Recht Du Jenen schelten? —
Viel Gutes ist was Thoren nicht erkennen. *)

*) Obiges Sonett erscheint später, als es mir vom Herrn Verfasser mitgetheilt worden, welches zu entschuldigen bittet d. R.

* Bitte.

Die Leser des Bürgerfreundes werden ersucht: nicht zu glauben, daß ein in Nro. 21 befindliches gereimtes Producte, welches die Ueberschrift führt: „An den Gegenkritiker des Columbianers" von mir sey.

H — ll —

* Beantwortung der Anfrage, in Nro. 24.

Den Nutzen, den die Eule bei der Krähenhütte verschafft.

Berichtigung.

In der vorigen Nro. ist gefälligst in der letzten Zeile der 2. Sp. S. 189 anstatt: Meerbusen Fluß und auf der folgenden Seite 190 Potownac statt Potownoc in verschiedenen Abdrücken zu lesen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 24.

Wage. Wege. Wiege. Woge.

(Hiebei ein Musikblatt in Steindruck.)

A. Töpken jr. — Redacteur.

An den Mond.

von SCH.

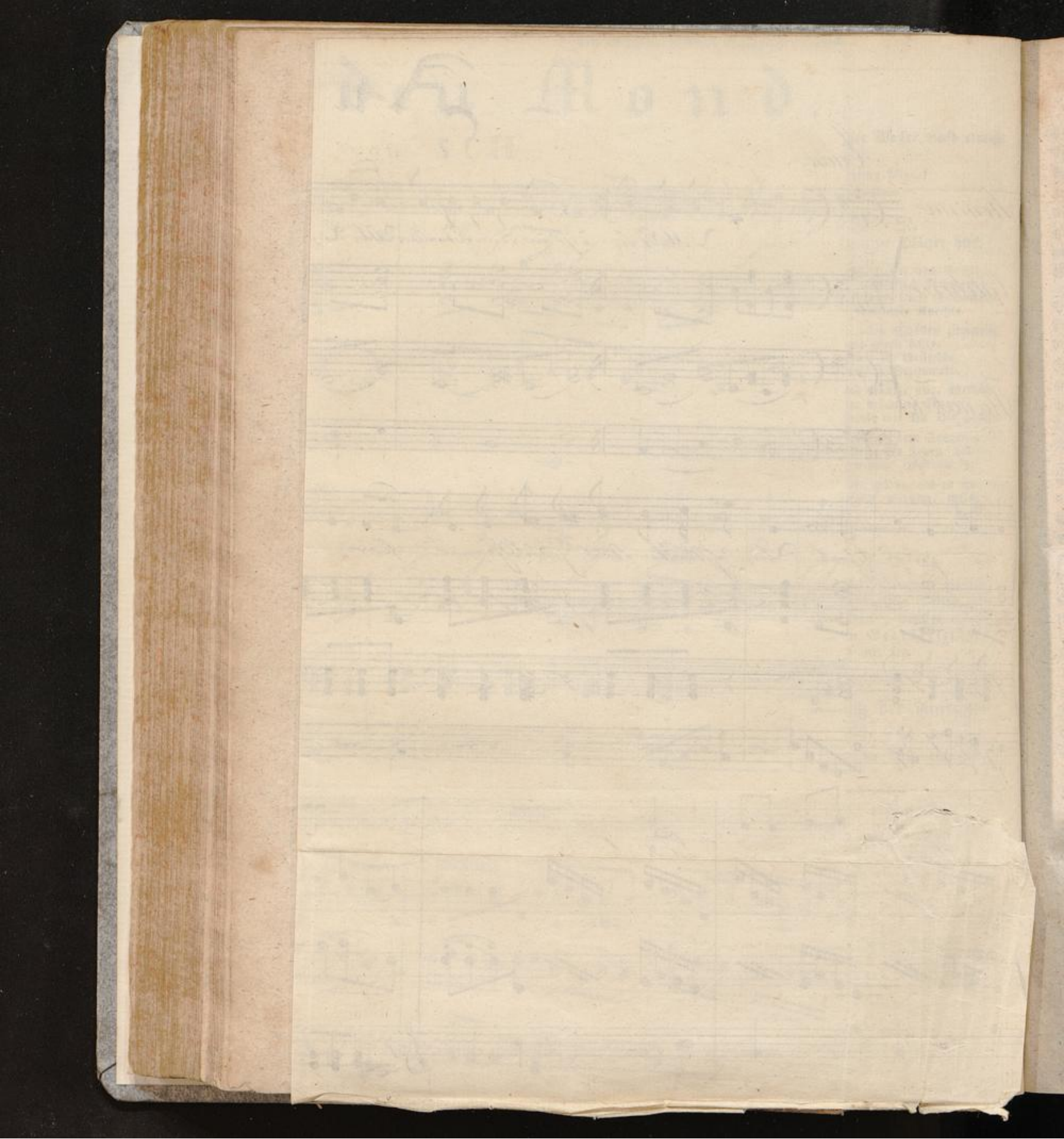
Comp.r Hinkel.

Canz.

Stimme

Guitarre

Pianoforte



Nro. 26.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 30. März 1820.

* Probe

aus einer romantischen Erzählung

von

Wilhelm Ernst Schultheiss.

Kennst du das Land, wo goldene Früchte reifen,
Die purpurfarb durchschau'n der Blätter Grün?
Wo — mögen auch die Blicke weit hin schweifen —
Doch stets so voll die würz'gen Stauden blüh'n!
Ich könnte noch des Schönen Vieles häufen —
Doch sag' ich's gleich wohin die Wimpel flieh'n:
Italien ist's, das Land der Lieb' und Freude
Wohin ich dich im sanften Lied geleite!

1. Gesang.

Der Lenz erwacht, und mit den lauen Lüften
Hebt sich die Brust — des Geistes Fessel sinkt;
Die Wonne jauchzt auf grün bewachsnen Triften,
Wo perlengleich der Thau auf Palmen blinkt!
Wie schön ist's da, wenn mit den holden Düften
Die Blume still des Westes Küsse trinkt!
Doch süßer ist's von rosig vollen Lippen
Mit zarter Schaam den ersten Kuß zu nippen.

Hoch klopft das Herz — ein nie gefühltes Leben
Durchdringt dich da; kaum bist du dir bewußt
Daß ausser dir noch andre Wesen leben,
Die gleich Gefühl erfüllt mit Götterlust.
Du möchtest gern zu jenem Lichte schweben
Das sich erschließt der lieb'beglückten Brust!
Das Wort verstummt; — wie unter Blüthenzweigen
In süß'ster Lust oft Nachtigallen schweigen!

O! ewig möcht' im Arm der Lieb' sich wiegen,
Wer einmal nur der Holden Gunst errang!
Wie Blätter sich an ihre Aestchen schmiegen,
Und wie ein Lied sich reihet Klang an Klang —
So möcht' ich stets am zarten Herzen liegen
Das strahlengleich mit Liebe mich durchdrang.
Kaum aber ist der schöne Kranz gewunden
So flieh'n sie schnell die seel'gen Götterstunden.

So sprach Alphons, als bei der Abendröthe
Die Laut' im Arm er nach dem Dörfchen schlich,
Wo Engeln gleich, doch ach! für ihn so blöde
Ein Mädchen blüht', dem keins von Allen glich.
Oft hatt' er ihr im süßen Ton der Flöte
Den Schmerz geklagt, wenn schon der Abend wich;
Doch einmal nur, mit heißem Gluth-Entzücken
Gelang es ihm, sie an sein Herz zu drücken.

Da fühlt' er sich in seines Busens Tiefen
So selig, froh, so überhoch beglückt.
Die Wünsche all' die in dem Herzen schliefen
Erwachten jetzt, da ihn ihr Kuß entzückt'.
Und sie nur war's die seine Lieder riefen
Wenn schon im Hain das Chor der Sänger nickt'!
Nun eilt er hin, um mit dem Ton der Saiten,
Mit zartem Wort' ins theure Herz zu gleiten.

Sie war so schön, sie war so fromm wie Tauben;
Ihr Auge strahlt' wie Thau im Mondeslicht,
Wenn auf der Flur, auf blüthgeschmückten Lauben
Er sich in tausendfachem Glanze bricht.
Sie war so gut! — Sie lebt im süßen Glauben
Daß: „Liebe nur der Tugend Kränze flicht."
Und auf den keusch und fein gemalten Wangen
Sah' man die Schaam in zarter Röthe prangen.

Der Busen war der Blume*) zu vergleichen
Die in dem Bach wie Liljen weiß erblüht,
Und wenn der Sonne goldne Strahlen weichen
Die Blätter dicht um sich zusammenzieht.
Sie ist es, die mit liebevollem Neigen
In süßer Scheu dann unter Wellen flieht.
Da ruht sie still, bis purpurfarb'ne Strahlen
Mit gold'nem Saum den Morgenhimmel malen.

Doch nun ihr Aug'! Ach, unter allen Bildern
Wählt' ich umsonst, ich finde kein's so schön,
Das würdig wär' das geist'ge Licht zu schildern,
Ihr müßt es selbst in seiner Anmuth seh'n,
Wenn es, den Glanz für Sterbliche zu mildern,
In Thränen ruht, die auf zur Gottheit fleh'n!
Da werdet ihr es demuthsvoll bekennen:
„Es könne nichts des Auges Liebreiz nennen."

Der Abend war nun sanft herangekommen,
Die Luft so schwül — und Alles ruhte schon.
Der Purpurschein im Westen war verglommen,
Ein Grillchen nur zirpt' in dem bunten Mohn.
Da trat Alphons wie er sich vorgenommen
Zum Hüttchen hin. — Mit liebeweichem Ton
Bat rührend er, wie leises Geisterwehen,
Nur um die Gunst sie eines Blicks zu sehen.

*) Nymphea alba.

Er sang so zart; so süße Melodieen —
Der West trug treu und schmeichelnd sie empor;
Dort lauschte sie, und konnte nicht entfliehen,
Obschon sie wußt' daß sie ihr Herz verlor.
In hohem Roth fühlt' sie die Wange glühen —
Doch trat sie still, gesenkten Blicks hervor,
Der Rose gleich, auf bunt durchblühten Auen,
So stand sie da, die schönste der Jungfrauen!

Darf ich es denn in kältern Zonen wagen,
Wo man die Lieb' oft nur im Bilde kennt —
Mit wenig Worten schüchtern es zu sagen
Wie dort im Süd' ein zartes Herz entbrennt,
Wenn es gerührt von süßen Liebesklagen
Das theure Herz „Sein eigen" wonnig nennt?
Nichts störet dort die festbeschworne Liebe —
Denn Aller Herzen huld'gen diesem Triebe!

Wer malt sie nun, die sel'ge Götterstunde,
Wo Herz an Herz, und Lipp' auf Lippe sinkt;
Und hochentzückt von rosig warmem Munde
Der Glückliche des Odems Nectar trinkt?
Wer singt es mir, wenn durch die süße Wunde
Wie Perlen rein, der Zähne Reihe blinkt? —
Ein Gott vermag's — bescheiden schweigt der Dichter,
Er fand sie nicht des Bildes Zauberlichter!

Und eh' sie noch ein Wort zu ihm gesprochen —
Sie war sich selbst, nicht, wie es kam, bewußt —
Lag sie entzückt, mit freudig hohem Pochen,
In frommer Schuld an seiner keuschen Brust.
So schnell hatt' Amor sich an ihr gerochen,
Doch sucht' er Rache nur in beider Lust.
Wer möchte nicht um solche süße Freuden
Der Sehnsucht Schmerz, der Liebe Qualen leiden?

Doch ach! Alphons, er konnte ihr nichts bieten
Als nur ein Herz, das treu für Tugend schlug —
In dem stets Hochgefühl und Ehre glühten
Die er mit Gott im tiefsten Busen trug;
Das, wenn auch nicht des Glückes Rosen blühten,
Doch sich erhob zu hehrem, schönem Flug.
Dies hatte sie, die Holdeste der Feen
In zarter Huld vom Strahlenthron gesehen.

Hast du nun schon in freundlich sanfter Milde
Den Schwan erschaut, der durch die Wellen zieht,
Wenn hell der Mond in's blaue Fluth-Gefilde,
In lauer Nacht vom heitern Himmel sieht? —
So rein, so leicht schwamm auch das Huldgebilde
Durch Luft und Licht, von Sternen hold umglüht!
Und wie ein Blatt vom losen West getragen
So sank er leis', der Göttin goldner Wagen.

Sie stieg heraus! — Ein Kranz von Hyacinthen
Umschlang ihr Haar, das schön in Locken fiel!
Nur Götterkunst kann solche Kränze winden —
Ihr ist ja selbst das schwerste — leichtes Spiel.
Sie mochten auch ihr hohes Glück empfinden,
Denn o! es schien als hätten sie Gefühl,
Und hegten stets das immer neue Streben
Nur süßen Duft und Wohlgeruch zu geben.

O! könnt' ich doch die hellsten Farben wählen,
Und fänd' ich schnell dazu den würd'gen Laut;
Mit Wahrheit es — mit Feuer zu erzählen
Wie schön sie war, wie zaubervoll gebaut.
Doch darf ich nicht die Schwäche hier verhehlen,
Denn wer hat je das Göttliche erschaut?
So magst du selbst die schönste Form dir denken
Und dann den Blick znm Hüttchen wieder lenken.

Dort saß Alphons, süß träumend an der Quelle,
Die, murmelnd, hier das Gärtchen halb umfloß;
Nicht merkt' er nun die ungewohnte Helle,
Die sich auf ihn und jeden Strauch ergoß.
Er sah es nicht, wie gaukelnd die Libelle
Vom Glanz erwacht, sich wiegt' auf Blüth' und Moos,
Er dacht' an sie — und alle Bilder schwanden,
Im Zauberschein' — er lebt' in schönern Landen!

Da weckt' sie ihn aus seinen goldnen Träumen!
Mit sanftem Blick, mit schmeichelnd holdem Ton
Entrückt' sie ihn den selbstgeschaffnen Räumen
Indem sie sprach: „Erwach' mein lieber Sohn!"
„Nicht wirst du fort dein höchstes Glück versäumen,
„Wenn du nicht sprichst der Göttin frev'len Hohn.
„Die That nur kann den Mann vor ihr bewähren,
„Durch sie nur darf der Kräft'ge sich erklären."

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Aber mitten durch das Jubelgeschrei ertönte doch hier und da ein leises Murren von Velasquez Anhängern über diese neue Scene, deren Künstlichkeit jedem Unbefangenen in die Augen springen mußte, und als der erste Lärm vorüber war, traten Ordaz und Eskudero öffentlich gegen den Erkornen und die Führer auf. Die neuen Gerichtsräthe, sprach Ordaz mit herbem Spotte, üben nur die heilige Pflicht der Dankbarkeit, wenn sie den zum Feldherrn machen, der sie zu Räthen gemacht hat, dem sie also ihr Scheinwahlrecht allein verdanken. Das ganze Verfahren ist nichts als eine gegenseitige Höflichkeitsbezeigung, durch welche nur gutmüthige Thoren sich täuschen lassen. Cortez ist im Zirkel mit uns herumgelaufen, damit wir schwindlig werden sollen, und hat sich eigentlich die Bestätigung im Amte nur selbst ertheilt. Hatte er, wie er durch seine Abdankung endlich ein wenig spät eingestanden, durch Velasquez widerrufene Bestallung keine Rechte auf den Feldherrnstab, so war er auch nicht befugt, im Namen des Königs einen Gerichtshof zu ernennen, und die neuen Rechte, die er durch die Wahl dieses Gerichtshofes erworben, zerfließen von der Fackel der Wahrheit beleuchtet, in Nebel. Darum widerspreche ich hiermit öffentlich dem Verfahren des Gerichtshofes von Veracruz, erkläre es für unrechtmäßig, und muß, so willig ich die Verdienste unsers vormaligen Generals anerkenne, doch den Ehrgeiz tadeln, mit dem er sich auf eine so gesetzlose Weise von dem Statthalter auf Cuba unabhängig machen will, ohne dessen Unterstützung er doch nie daran denken konnte, hier den unumschränkten Herrn zu spielen. Das ist auch meine Meinung, sprach Eskudero. Und

*

die meinige, rief Juan, sich zu ihnen drängend: Einem Gebieter, der sich mir durch solche Mittel aufdringen will, kann ich nicht ferner gehorchen, ohne meine Selbstachtung zu verlieren. Drum auf, meine Waffenbrüder! zu uns trete, wer noch die Ehre liebt, und das Joch zerbrechen will, das arge List uns schmiedete. Wer es meint, wie wir, der ziehe gleich uns sein Schwert für die gute Sache! — Und hier und da erscholl in den Schaaren ein beistimmender Zuruf und hier und da blitzte eine Klinge empor; aber die die Mehrzahl war und blieb auf der Seite des Feldherrn. Dieser hatte schon heimlich seinem Alvarado gewinkt, und plötzlich schlugen die Mousquetiere auf die drei Protestirenden an. — Gebt Euren Degen ab! donnerte Cortez ihnen zu. Indem ich Euren Aufruhr mit der vollen Strenge des Gesetzes strafe, will ich Euch zeigen, daß mir mit der neuen Würde nicht blos das Recht, sondern auch die Gewalt ward, das Recht zu vertheidigen. Legt sie in Ketten und bringt sie auf die Schiffe, sie sollen ihre Empörung mit ihren Köpfen bezahlen! Des Haufens Beifallgeschrei bestätigte den kühnen Befehl. Velasquez Anhänger, niedergeschmettert durch die Entschlossenheit des Heerführers, in dem Gehorsam gegen ihn eingeübt, schwiegen zitternd. Ordaz und Eskudero, von ihnen verlassen, in die bedenkliche Mündung der Mousqueten und auf die glimmende Lunten der Schützen schauend, wichen der überlegenen Macht und ließen sich ohne Widerstand verhaften und abführen. Doch Juan, durch diesen neuen Gewaltstreich rasend gemacht, stürzte mit gezücktem Degen auf Cortez los. — Juan! rief dieser mit dem alten, Herzen gewinnenden Tone, ohne an Gegenwehr zu denken. Einen Augenblick blieb der Jüngling auf diesen Zuruf bewegungslos stehn, aber bald siegte die Ueberzeugung in ihm, dem, was er einmal für Recht erkannt, auch des geliebten Helden Leben opfern zu müssen, und er erhob das Schwert zum entscheidenden Streiche. Schon öffnete Alvarado den Mund, um Ferer zu commandiren, da sprang der treue Diaz hervor, umschlang mit der Kraft der Angst den wüthenden Jüngling, und riß ihn, festumklammernd, mit sich zur Erde. Jetzt stürzten Cortez Trabanten herzu, überwältigten leicht den am Boden liegenden und schleppten ihn nach den Schiffen. — Verräther, knirschte er dem begleitenden Diaz zu; aber dieser sprach mit geduldigem Schmerze: Schmäht mich, wie es Euch gefällt, Don Juan. Als Gott mir helfe und unsere Frau, ich habe es aus Liebe gethan. Besser doch gefangen, denn todt. Wenn der gährende Most ausgebrauset hat, werdet Ihr mir es wohl noch einmal danken!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Reise von Bremen nach Nord-America und Westindien i. J. 1816 und 1817.

(Fortsetzung.)

Am 20. December passirten wir den Wendecirkel des Krebses; es traf sich sonderbar, daß grade heute die Sonne im Wendecirkel des Steinbocks war; diese Wendecirkel sind im 23°, 27′ nördlicher und südlicher Breite. — Die Matrosen hatten erfahren, daß dies die erste Linie sey, welche ich passirte, weshalb sie die übliche Verschwörung anzettelten. Neptun an der Spitze, verkleidet und bemalt, mit Knüppeln versehen, umzingelten sie mich, verbanden mir die Augen und setzten mich auf ein Stück Holz; nachdem ich mehrere Fragen beantwortet und geschworen hatte: keinen schlechten Wein zu trinken, wenn mir guter angeboten würde, kein verschimmelt

Brod zu essen, wenn besseres zu haben wäre ꝛc. schob man das Holz unter mir weg, ich stürzte in ein großes, mit Wasser angefülltes Faß und mußte meine Peiniger obendrein mit Rum tractiren.

Denselben Tag sahen wir den Pan von Matanzas, ein 1400 Fuß hoher Berg auf der Insel Cuba, deren Küste wir nun entlangs segelten. Früh Morgens des andern Tages, den 17. unsrer Abfahrt, erblickten wir die Festungswerke von Havana und liefen nach wenig Stunden in den Hafen ein. Bald darauf erschienen mehrere königl. Böte mit Officianten, welche sich nach Ladung, Passagieren, Schiffspapieren und Pässen erkundigten und zwei Soldaten mit dem Befehle an Bord ließen, keinen von uns an's Land zu lassen, bis der Gouverneur nach gehöriger Untersuchung der Pässe Erlaubniß dazu ertheilt hätte. — Als die königlichen Böte fortfuhren, erschienen and're Böte, aus welchen mich ein deutsches Willkommen! erfreute; mehrere Bremer waren darin, welche mich mit sich an's Land nahmen, oder mich vielmehr hinanſmuggelten, da der Gouverneur wegen des Sanct Thomas Toges keine Erlaubniß ertheilen wollte.

Cuba, Spanien gehörend, ist nicht allein die größte Insel in Westindien, sondern auch eine der fruchtbarsten; wäre sie unter einer and'ren Regierung, würde sie noch weit mehr hervorbringen; ihre Länge beträgt 700 engl. Meilen und die Breite 70 — sie hat 1,500,000 Einwohner, wovon 500 000 freie, die andern aber Sclaven sind. Man rechnet auf dieser Insel nach Leguas, deren eine circa 1¼ Stunde ausmacht; solcher 600 hat die Insel im Umfange, 17½ Leguas machen einen Aequatorgrad. — Alles ist hier Jahr ein Jahr aus grün, die Bäume blühen und tragen reife Früchte zugleich; pflanzt man Citronen, so hat man in 16 à 18 Monaten reife. Der Aufenthalt auf den Plantagen gewährt viel Vergnügen; hier erst gewahrte ich recht daß ich in einem fremden Welttheile, in einer andern Zone mich befand; auf der Plantage des Herrn Brune, eines Deutschen, von dem ich äusserst freundschaftlich aufgenommen wurde, verweilte ich mehrere Tage und hatte Gelegenheit die Producte des Landes näher zu beobachten, von denen ich jetzt eine kleine Beschreibung zu machen, versuchen werde.

Caffee.

Man läßt den Baum nur 5 bis 6 Fuß hoch werden, das Blatt ähnelt dem des Citronenbaums; die einer länglichen Kirsche ähnliche Beere ist anfangs grün, dann roth und bei der Reife braunroth, im Durchschnitt giebt jeder Baum 1 Pf., (einige auch 6 Pf.) er wird gewöhnlich durch Ableger gepflanzt und dauert 30 bis 40 Jahre; er wurde im Jahre 1690 durch Holländer von Arabien nach Java gebracht und dann 1720 nach Westindien. — Die Erndte auf Cuba beginnt Anfangs October und dauert mehrere Monate. — Um die beiden Kerne der Beere befindet sich ein weißer, schleimiger Saft. — Die Beeren werden, nachdem sie gepflückt sind, in eine große steinerne Küfe geworfen, mit Wasser begossen, dann auf großen steinernen Vierecken an der Sonne ausgebreitet, wo sie oft zwanzig und mehrere Tage liegen bleiben, dann bringt man sie zweimal unter eine von Pferden getriebene Walze, wodurch sich die Schaalen lösen, hierauf werden sie ausgesiebt oder durch eine Art Wanne ausgestäubt, dann durch die Neger sortirt, (der Ausschuß wird Triage genannt) und endlich in Säcken gepackt; die Pflanzer ziehen die von Campeche kommenden Bastsäcke den leinenen vor, obgleich sie theurer sind, bloß der Stärke wegen und weil sie nicht so leicht

von Ratzen angefressen werden, welche dem Caffee und Zucker viel Schaden thun.

Die Bearbeitung des

Zuckers

macht den Negern weit mehr Mühe als Caffee; in der Erndte, welche im December beginnt, wird Tag und Nacht gearbeitet, weil das Rohr durch langes Liegen leicht austrocknet; die Neger haben während der Erndte Erlaubniß so viel Rohr auszusaugen, als ihnen beliebt, weil dieß gesund und stark macht. — Das Zuckerrohr ähnelt dem gewöhnlichen Schilfe und erreicht eine Höhe von 6 bis über 12 Fuß; beim Pflanzen, welches in der Regenzeit geschieht, wird ein Stück Rohr mit ohngefähr 6 Angen (Knoten an den Ansätzen) in die Erde gelegt. In der Erndte wird zuvor der oberste Schuß abgeschnitten, dessen Blätter ein sehr schönes Futter für das Vieh geben und auch zum Bedecken der Negerhütten gebraucht werden; dann wird das Saft enthaltende Rohr bis an's Ende abgeschnitten und zur Mühle gebracht, die von Pferden und Ochsen, auch durch Dampf getrieben wird. — Die Mühle enthält drei aufrechtstehende eiserne Walzen, das Rohr wird zwischen die erste und zweite Walze gesteckt, hölzerne Rollen treiben es zwischen die 2te und 3te Walze; der ausgepreßte Saft, Rohrwein genannt, läuft von der Mühle in einer Rinne zu einem großen Gebäude in einen weiten Böttich und von da zum ersten Siedekessel; beim Kochen wird Kalk hinzugethan, wodurch der Zucker seine Unreinigkeit in Schaum abwirft, der dann abgenommen wird. Der nur einmal gekochte Zucker wird Muscovade genannt, ihn verpackt man nach geschehener Abkühlung in Fäßer. Will man nun eine bessere Gattung gewinnen, so leitet man den einmal gekochten Zucker in andere Kessel, worin er noch zwei bis dreimal gekocht und geschlagen wird, dann thut man ihn in große, hölzerne Kühlungsgefäße, worin er sich in Crystallen ansetzt und eine feste Masse wird. Diese wird im Zubereitungshause in irdene mit durchlöcherten Böden versehene Töpfe gethan, worin sie circa vier Wochen bleibt, während welcher Zeit der Sirob durch das Loch der Töpfe in eine große hölzerne Cisterne läuft; durch eine, aus einer Art Thonerde bereitete Schichte, welche man auf die Töpfe legt, wird der geringere oder braune Zucker nach unten gebracht, von dem nachher der obere weiße Zucker abgeschlagen wird; ist man beim Abschaumen sorgsam gewesen, so erhält man $\frac{3}{5}$ weiß und $\frac{2}{5}$ Theil braun. — Will man Brandtwein, Aguadiente, Kafa oder Rum genannt, haben: so läßt man den Sirob 10 Tage in Oxhöften gähren und distillirt ihn dann. Der gute probehaltende Rum wird zweimal distillirt. — Das ausgepreßte Zuckerrohr ist als Brennholz sehr nützlich. —

Baumwolle

wächst auf Cuba wenig, da man aus Caffee und Zucker mehr Vortheil zieht; es ist dies eine ansehnliche, 6 bis 8 Fuß hohe Staude, mit haarigten Zweigen und schönen gelben, geruchlosen Blumen; die ovale Frucht hat die Größe eines kleinen Hühnereies; ist diese Kapsel reif, so öffnet sie sich und es zeigt sich die Baumwolle, in deren Mitte in Abtheilungen schwarze Körner von der Größe einer Caffeebohne eingehüllt liegen, wodurch die Baumwolle fortgepflanzt wird. Die Baumwolle begnügt sich mit einem dürren, steinigten Boden. Man bringt sie mit den Kernen zur Absonderungs-Maschine, welche aus zwei runden, hölzernen, circa 18 Fuß langen, Stäben besteht, hierin sind 2 Linien, eng verbunden, ausgehöhlt, welche die Baumwolle fassen; der Saame geht nicht durch und fällt zu Boden, hierauf wird die Baumwolle von Blät-

tern oder zerbrochenem Saamen gereinigt und verpackt.

Rocko oder Annato, bei uns unter dem Namen

Orleans

bekannt, wächst auf einem Baume, der die Größe eines Pflaumenbaumes hat. Die Saamenkapsel ist länglicht rund, auswendig mit Borsten bedeckt, wird beim Reifen braun und springt auf; in einer zählte ich 41 rothe Körner; dieser Saame wird in Wasser gekocht, wobei sich alle rothe Theile am Boden setzen, welche Masse dann in Tafeln geknetet und verschickt wird. Die Neger und Indianer färben sich damit, indem diese Farbe mit Castoröl, (auch Palm- und Christiöl genannt), vermischt, gegen die Insecten schützt und die Haut geschmeidig macht. — Orleans wird in Europa von den Malern und Fabrikanten benutzt; es giebt der Wolle und Seide eine Orangenfarbe.

Der Baum, welcher erwähntes

Castor- oder Palmöl

liefert, ist so groß wie oben beschriebener; die Kapseln, welche die Kerne enthalten, aus denen jenes Oel gepreßt wird, sitzen in großen Büscheln wie Kletten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Siesta

nennen die Spanier die drei oder vier heißesten Stunden des Nachmittags, welche sie gewöhnlich verschlafen. Eine Anekdote, die Dalrymple *) erzählt, liefert hiernach einen starken Zug zum Charaktergemälde dieser Nation. Bei dem Aufruhr im Jahr 1766 zu Madrid, hielt der Pöbel ordentlich seine Siesta und ging dann wieder nach seinen Sammelplätzen. Die Regierung that das nämliche; so daß täglich zwischen ihr und dem Volke, einige Stunden lang, ein Stillstand zu seyn schien. —

*) S. dessen Reisen durch Spanien und Portugal. S, 55.

Anekdote.

Ein armer Edelmann hatte für hundert Thaler Tuch ausgenommen und versprochen: die Schuld in einem Jahre zu berichtigen. Das Jahr verging, und er sah kein Mittel dazu. Er blieb mehrere Tage zu Hause und zerbrach sich den Kopf darüber. Umsonst. Endlich ward die Einsamkeit ihm unerträglich; er ging daher wieder aus, und kam, wie sonst, öfters vor dem Laden des Kaufmanns vorbei, von dem er das Tuch gekauft hatte. Der Kaufmann, der zu leben wußte, sah das einige Wochen hindurch ruhig an. Endlich, da sein Schuldner weder das Geld brachte, noch einmal ihm deßhalb das Wort vergönnte, trat er ihn eines Tages an und sagte: Mein Herr! Sie haben wohl vergessen, daß unser Termin schon beinahe seit einem Monate verstrichen ist, ohne daß Sie die bewußte Summe bezahlt haben? — Da erwiederte der Edelmann auf der Stelle ganz ruhig: „Ich habe es nicht vergessen, und habe eine ganze Weile nachgedacht, wie ich die Bezahlung ins Werk richten könnte. Da ich aber kein Mittel fand, so beschloß ich endlich, Ihnen das weitere Nachdenken darüber anheim zu stellen."

* Stummes Dulden.

Feige Sterbliche nur und aberwitzige Schwärmer
Schrei'n von den Dächern ihr Weh, Mitleid erbettelnd vom Volk;
Klage geziemt nicht dem Starken. Im Kampf mit dem eisernen Schicksal,
Siegt nur die ruhige That; Worte sind Beute des Sturms.
Schlägt ihm ein ähnlich Herz, so geb' er sich ganz und auf ewig;
Bleibt ihm dies Kleinod versagt, werd' er sich selber die Welt.

von Matthisson.

* An B. und B.

Erinnerung an Hausen, geschrieben auf der Anhöhe bei H.
Hanau den 28. Febr. 1809.

Fern dem Kreise meiner Theuern,
Fern der Stadt, die sie umschließt,
Will ich diese Stille feiern,
Die mich hier so ernst umschließt.

Von dem Saume nackter Wälder,
Wo kein Grün der Hoffnung glänzt;
Schweift der Blick auf öde Felder,
Die ein Hochgericht begränzt.

Wo das dürre Land sich breitet,
Mir kein Wesen liebend naht,
Nicht von Freundeshand geleitet,
Irr' ich einsam meinen Pfad.

Sehnsucht, die mein Herz umwunden,
Ruft mir das vergangne Glück
Froh mit Euch verlebter Stunden
Eu'rer Freundschaft neu zurück.

Nie kann ich den Wunsch bekämpfen
Der in meinem Busen glüht,
Diese Sehnsucht niemals dämpfen
Die zu Euch mich hinwärts zieht.

Hohes, seliges Erinnern
Glücklicher Vergangenheit!
O sie lebt in meinem Innern
Ewig jugendlich wie heut.

Dort, wo die Gebürge ragen,
In des Aethers freien Raum;
Seh' ich von verlebten Tagen,
Blühender Gefilde Saum.

Fern, ich wähn's, das Dach der Hütte,
Wo mit Euch ich Freundschaft pflog
Nicht mehr dort, in Eurer Mitte,
Tönt mein lebet! lebet hoch.

Darf nicht mehr die Freude herzen
Bis der Liebe Stern erglänzt
Wo mit launenvollen Scherzen
Ihr socratisch Becher kränzt.

Nicht wo holder Mädchen Reihen
Auf des Rasens Grün sich schwang,
Darf ich mich des Lebens freuen
Bei der Freunde Hochgesang.

Wo des Frohsinns Jubel schallte,
Bis erglüht vom Göttertrank
Froh der Zug zur Heimath wallte,
Wenn im Westen Sol versank.

Doch zurück von dieser Scene;
Bilder weg, die mich umwehn
Nie soll't ihr der Sehnsucht Thräne
Mir unmännlich rinnen sehn.

Ruhig leb' ich meinem Harme,
Bis von meinem Fleh'n gerührt
Mich zurück in Eure Arme
Eine milde Schickung führt.

F. Rhode,
in Frankfurt a. M.

---

* Logogryph.

Schlicht und klein und ohne Zier
Bin ich, doch dir unentbehrlich; —
Bist du unachtsam, — gefährlich,
Tödtlich kann ich werden dir.

Schneidest du mein Haupt herab:
Selber wirst du vor dir stehen;
Denn was lebet muß vergehen,
Wär' es dieß nicht bis ans Grab.

Wirf mein letztes Zeichen fort:
Bleiben wird sodann ein Wesen,
Rückwärts wie von vorn zu lesen,
Ein gar heißer, heißer Ort.

Und es zeigen sich dem Blick
Aufgehäuft der Schätze Menge,
Reges Leben, viel Gedränge, —
Giebst du mir das Haupt zurück.

Auch mein Ende knüpfe an,
Mußt jedoch die Mitte streichen —
Und, wenn alle Mächte weichen,
Niemand bändigt, siehst du dann.

B — r m — — r.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 27.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 2. April 1820.

Anzeige.

Da mehrere der resp. Leser des Bürgerfreundes den Wunsch geäussert haben, diese Wochenschrift auf besserem Papier zu erhalten, und ich gern diesen Wunsch erfüllen will, so zeige ich Denselben hiemit an: daß ich mit diesem Quartal mehrere Abdrücke auf schönem Schreibpapier und in größerem Format wie das Bisherige verfertigen, auch die Beilagen in Steindruck in Zukunft häufiger und auf besserem Papiere liefern werde.

Um aber die ohngefähre Anzahl der Abdrücke auf besserem und schönem Schreibpapier bestimmen zu können, ersuche ich die resp. hiesigen Leser des Bürgerfreundes mir gefälligst in 8 Tagen wissen zu lassen: ob Sie geneigt sind, mit dem nächsten Quartal den Bürgerfreund auf Schreibpapier gegen Vorausbezahlung von Vier Thalern per Jahrgang in vierteljährigen Raten zu Einem Thaler (unter welchem Preise es mir nicht möglich ist, solchen auf großem Schreibpapier zu liefern) zu empfangen? Hiezu nicht Geneigte, erhalten nach wie vor den ganzen Jahrgang für Zwei Thaler unter Vorausbezahlung von einem halben Thaler in Golde per Quartal.

Auswärtige, welche von diesem Vorschlage Gebrauch machen wollen, werden solches gefälligst zeitig ihren resp. Buchhandlungen und Postämtern anzeigen, um mich mit der Auflage dieses Quartals danach richten zu können.

Bestellungen (sowohl auf Schreib- als Druckpapier) auf diese, wöchentlich zweimal, nämlich Sonntags und Donnerstags Morgens, einen Bogen stark unter dem Titel: „Der Bürgerfreund" erscheinenden Wochenschrift, zur Unterhaltung und Belehrung für den Bürger, wobei auch von jetzt an mehrere Steinabdrücke von Compositionen und Zeichnungen als Extra Beilagen unentgeldlich geliefert werden, werden fortwährend in meiner Wohnung, Weidestraße Nro. 10, an meinem Comptoir, Papenstraße Nro. 22 und von der Redaction, Schüsselkorb Nro. 28 angenommen.

Ergebenst

Bremen, am 2. April 1820. Georg Jöntzen.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsezung.)

In der Kajüte des Admiralschiffs saß Juan in dunkeln Todesgedanken, mit den Ringen seiner Kette spielend. Da klirrten die Riegel der Thür, tief in einen Mantel gehüllt trat eine hohe Männergestalt zu ihm herein. Hinter ihr fiel die Thür wieder zu, der Mantel sank ihr von den Schultern, und: Cortez?! rief der Jüngling mit zornigem Staunen. Ordaz und Eskudero sind zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, sprach der General, sich wie zum freundschaftlichen Gespräch auf den Sessel neben Juan niederlassend, mit der gewohnten heitern Ruhe. Oeffentlich haben sie die Rechtmäßigkeit meiner Würde anerkannt, ihren Fehler bereut und meine Verzeihung erfleht. — Wenn Ihr glaubt, brauf'te Juan auf: daß ich diesem elenden Beispiele folgen werde, so hat Euch Eure sonst so scharfe Menschenkenntniß dießmal doch getäuscht. Es kommt nun, fuhr Cortez, ohne die Bitterkeit zu beantworten, fort: darauf an, ob Ihr, mein junger Freund, der Vernunft noch einiges Gehör schenken, oder lieber, blos um nicht Unrecht gehabt zu haben, auf einer Uebereilung beharren wollt, zu der Euch, wie ich gern anerkenne, nicht blos der Jugend ungestüme Hitze, sondern auch ein Irthum Eures tüchtigen Gemüthes hingerissen. Das soll denn entscheiden, ob wir ferner auf der Bahn des Ruhms vereint fortschreiten, oder uns heute auf ewig trennen werden. Sagt mir, wie ich es von Euch erwarte, offen und ohne Schminke: Zu welchem Zweck habt Ihr Euch gegen mich empört? — Ihr fordert Wahrheit von dem Eingekerkerten, rief Juan wild: dessen Leben von Eurem Winke abhängt, das scheint mir eine Art von Seelenfolter, die Eurer wie meiner unwürdig ist. — Ihr habt Recht, sprach Cortez, stand auf und winkte zur Thür hinaus. Ein Soldat kam, entfesselte Juan, gab ihm seinen Degen wieder und entfernte sich. — Ihr seht, daß ich waffenlos, also jetzt mehr in Eurer Gewalt bin, als Ihr in der meinen, fuhr Cortez fort, jetzt antwortet mir.

Lange brauchte Juan Zeit, um sich von der Ueberraschung zu erholen, in welche diese unerwartete Behandlung ihn gestürzt. Endlich stammelte er: Die unedle List, durch welche Ihr den Feldherrnstab an Euch gerissen, hatte mich mit vollem Rechte entrüstet. — Für einen ehemaligen Studiosen aus Salamanka antwortet Ihr mir sehr unlogisch, rief Cortez lachend. Ich will es Euch gern glauben, daß eine Mißdeutung meines Thuns Euch zu Euerm Vergehn gereizt, aber ohne einen bestimmten Zweck könnt Ihr doch nicht gehandelt haben, weil das kein gesunder Menschenverstand zu thun pflegt. Drum antwortet mir klar und bestimmt: Was sollte geschehn, wenn Eure Parthei in dem begonnenen Kampfe obgesiegt hätte? Auf diese Frage blieb der arme Juan stumm, denn die Antwort darauf hatte er, bloß dem Sporn seines Gefühls gehorchend, sich noch nicht Zeit genommen, gründlich zu prüfen. — Wolltet Ihr das Heer wirklich gegen den Willen der Mehrzahl nach Cuba zurückführen? fragte Cortez weiter: dieß reiche Goldland Euerm Oheim Preis geben, der eben so wenig selbst zu herrschen, als brauchbare Hauptleute in der Treue gegen sich zu erhalten versteht, dessen feige Tücke, dessen niedriger Geiz, dessen zwecklose Grausamkeit allein hinreichen würde, diesen Völkern die spanische Herrschaft verhaßt zu machen, und dadurch den neuen kostbarsten Edelstein unserer Krone noch schneller zu verschleudern, als er errungen wurde? — Nein, bei Gott, das war mein Zweck nicht! rief Juan hastig. —

Was wolltet Ihr denn also eigentlich? fragte der unbarmherzige Frager weiter. In Neu-pas nien bleiben, und statt des abgedankten Cortez aus Eures Oheims Anhängern einen andern Feldherrn für den Zug nach Tenachtitlan wählen? Da hättet Ihr doch vor allem erst darüber einig seyn sollen, wer dieser Ehre am würdigsten sey? Ordaz und Eskudero sind gute Hauptleute, aber sie würden schlechte Generale vorstellen. Ihr wäret am Ende, die große Jugend abgerechnet, noch am ersten der Mann dazu gewesen. Bei Tabasko's Erstürmung, in der Schlacht am Hügel, habt Ihr durch Muth und Führer-Geist Euch ausgezeichnet, und als der Neffe des Statthalters von Cuba sogar eine Art von Recht auf die Feldherrnwürde. Daran habt Ihr wohl auch gedacht, nicht wahr? — Ihr kränkt mich tief, rief Juan mit schmerzlicher Scham. Mein Wille war rein, ich wähnte für Recht und Ehre zu handeln, als ich gegen Euch aufstand, und glaubt Ihr, daß das, was ich that, für mich geschah, so verkennt Ihr mich grausam. — Nein, Juan, ich habe Dich nicht verkannt, sprach Cortez mit einer Rührung, die dem stol-zen Gesicht einen neuen, seltenen Reiz gab: selbst da nicht, als Du das Schwert auf mich zücktest. Dein Gemüth ist so krystallhell, daß man ihm leicht auf den Grund schauen kann. Ich wollte Dich bloß durch meine beschwerlichen Fragen zwingen, Dir selbst zu gestehn, daß Du nicht recht gewußt hast, was Du gewollt, wie das jungen Hitzköpfen bisweilen zu gehen pflegt. Daß Du jetzt zu dieser Erkenntniß gekommen bist, sagt mir Dein niedergeschlagenes Auge und Dein Erröthen. Ein Wortbekenntniß verlange ich nicht, weil ich meinen Freunden gern eine Beschämung erspare. Doch damit Du mich nicht länger verkennen mögest, so höre meine Rechtfertigung. Mexico soll für unsern König erobert werden; wir haben das Unternehmen begonnen, und müssen es zum Ende führen. Aber die Aufgabe ist schwerer zu lösen, als Ihr Alle meint. Wir haben es nicht mit einer Horde roher, einfältiger Wilden, wir haben es mit den Millionen Unterthanen eines ungeheuren policirten Staates, wir haben es mit zahlreichen, waffengeübten Kriegsheeren, mit dem Fanatis-mus eines blutdürstigen Priesterschwarmes zu thun. Das Uebergewicht, das Kriegeszucht, Rosse und Geschütz uns geben, wird bald durch Gewohnheit seine Furchtbarkeit verlieren. Und wehe dann dem kleinen Christenhaufen, wenn an seiner Spitze kein Führer steht, der den dürftigen Nachen mit Entschlossenheit über Klippen und Untiefen in den Hafen zu führen weiß. Ich fühle es, daß ich, und ich allein der Mann dazu bin, und darum war ich es dem König, der Religion und Euch schuldig, mir das Commando zu sichern. — Auch durch Volks-Betrug? fragte Juan schüchtern. — Das durftest nur Du mich fragen, sprach Cortez ernst: und nur Dir mag ich darauf antworten. Was nennst Du Be trug? Als auf Jamaika der große Colon die Indianer, die ihn aushungern wollten, durch die prophezeihte Mondfinsterniß zur Unterwerfung schreckte, täuschte er sie da nicht auch? Oder sollte er lieber seine Getreuen, die seinem Haupt ihr Schicksal anvertraut, die in der äußersten Noth bei ihm ausgehalten hatten, einem über-triebenen Zartgefühle opfern? Entscheide Du selbst! Sollte ich das Heer noch länger den ge heimen Umtrieben der Creaturen Deines Oheims und dadurch der innern Zwietracht Preis geben, damit es eine leichte Beute der Heiden werde? oder war es besser, des Volksfanes ungetreue Wogen durch listige Beschwörung zu fesseln? Du schweigst, und ich will mich mit dem Be ständnisse begnügen, das abermals in diesem

Schweigen liegt. Jetzt zur Entscheidung Deines Schicksals. Du wirst es gleich mir fühlen. Nach dem, was zwischen uns vorgefallen, müssen wir uns entweder von neuem auf das innigste an einander schließen, oder für immer uns trennen. Dein sey die Wahl; Du bist frei, Puerto Carrero und Montijo segeln in kurzem von hier unmittelbar nach Spanien, um dem Könige Nachricht von den für ihn entdeckten Ländern und Proben von ihren reichen Schätzen zu bringen. Du kannst dich dieser Gelegenheit bedienen, um, wie es Dir am räthlichsten scheint, Dich in Cuba aussetzen zu lassen, oder in unser Vaterland zurückzukehren. Dein Antheil an der bisherigen Beute und die Abschiedgeschenke, durch deren Zurückweisung Du Deinen Freund nicht beleidigen darfst, werden Dir überall die goldene Unabhängigkeit sichern. Sollte es Dir aber einst auf dem Lebenswege nicht nach Wunsch gehen, so vergiß nicht, daß in dem fernen Neuspanien Cortez lebt, dessen Herz Dir ewig nahe bleibt, und dessen Arme Dir immer offen stehen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Reise von Bremen nach Nord-America und Westindien i. J. 1816 und 1817.

(Fortsetzung.)

Manioc oder Manihot

ist ein Gesträuch, aus dessen knolligen Wurzel, nachdem sie gerieben, und ihr weißer, süßlichter Saft, der roh genossen ein starkes Gift ist, ausgepreßt ist, die Casave gebacken wird, eine Art Brod in großen, runden Tafeln, eine gesunde Speise und Hauptnahrung der ärmern Classen Westindiens; selbst aus dem giftigen Safte gewinnt man durch mehrere Stunden Kochen und häufiges Abschäumen dabei eine kräftige Brühe an Speisen; 1 Acker Manioc giebt so viel Nahrung als 6 Aecker Korn.

Plantanen oder Bananen;

dieser Baum hat sehr große Blätter, die zum Bedecken der Häuser gebraucht werden; seine schöne Frucht, die wie unsre große Bohnen gestaltet, nur größer ist, schmeckt trefflich und wird gewöhnlich geröstet beim Frühstück genossen; eine Abart dieser Bananen ist dicker und runder und wird gewöhnlich Feigenbananen genannt.

Die Palme,

ist ein hoher, schlanker Baum, mit großen, schilfartigen Blättern, welche indessen nur oben (wie die Krone des Baumes) wachsen, daher man in seinem Schatten nicht gemüthlich ruhen kann; das Holz ist zu Nichts zu gebrauchen, da es aus lauter Fasern besteht. Es giebt zwei Arten, die Weinpalme und die Cocuspalme, welche die bekannten Cocosnüsse liefert.

Orangen- und Citronenbäume

giebt es hier in solcher Menge, daß die meiste Frucht unbenutzt bleibt; die Hecken der Caffee- und Zuckerplantagen bestehen größtentheils aus Limonen, wovon nur einige Früchte benutzt werden, um sie mit Zucker einzukochen.

Die Myrthenbäume

sind voll der kleinen bittren Orangen.

Calabasen oder Kalabaschen,

eine nützliche Frucht, woraus die Neger Trinkgefäße verfertigen, wachsen wie Kürbisse und sind auch so gestaltet, nur ungleich größer.

Tamarinden, Arokaten, Mango, Brodfrucht, Affenbrod, Canehläpfel, Granatäpfel, Zapatos ꝛc. sind Baumfrüchte, welche ich hier zum ersten Male sah

und roh aß. Ananas giebt es in großer Menge; dies dornige Gewächs wird circa 2 Fuß hoch und in der Mitte sitzt die Ananas wie ein Kohlkopf.

Die Cakos, ein Unkraut, welches man bei uns in Gewächshäusern findet, bilden undurchdringliche Hecken.

Das Bambusrohr wird oft 100 Fuß hoch und vielfältig zu Röhren benutzt; aus der Rinde des Seidel- oder Bastbaums macht man schöne Stricke, Körbe, Säcke ꝛc.

Ich sah, wie sich auf Blättern von Caffeebäumen Cochenille gesetzt hatte, sah den Baum, welcher den Gummy Senegal liefert, welchen man aus Afrika gebracht hatte.

Reis und Mais wird nur so viel gebaut, als man bedarf. — Dagegen vermißt man hier die meisten europäischen Früchte. Aepfel, Birnen, Pflaumen, Pfirschen, Apricosen, Kirschen, Stachel- und Johannisbeeren, Nüsse u. dergl. sucht man vergebens.

In den Holzungen ward ich eine Menge Papagayen gewahr, auch soll es kleine Affen darin geben. Wilde Enten und Gänse geben dem Jäger reichlichen Lohn für seine Mühe.

Havana die Hauptstadt von Cuba liegt am Meere im 82°, 19′ der Länge und 23°, 9′ der Breite, ist der Sitz des spanischen Gouverneurs und eines Bischofs. Die Stadt hat über 100,000 Einwohner und ist sehr schlecht gebaut; man glaubt sich zwischen lauter Gefängnissen; alle Häuser, einzelne ausgenommen, sind ohne Fenster und haben Gitter, die meistens aus runden, hölzernen Stäben bestehen; mit Balkons ist jedes Haus versehen. Merkwürdigkeiten sucht man hier vergebens an Gebäuden, Anstalten oder Sammlungen; die bedeutenden, von der Natur begünstigten Festungswerke haben ungeheures Geld gekostet, so, daß der König bei Vorlegung der Rechnung fragte: ob die Mauern aus spanischen Thalern bestänben? — Das Schauspielhaus ist sehr groß und schön; in der Oper zeichnet sich die Frau Galliva durch ihre schöne Stimme aus, das Orchester ist gut und besteht größtentheils aus Schwarzen.

Havana's Vorstadt heißt Salud, hier sind die besuchtesten Spatziergänge, Passeo genannt, wo sich die schöne Welt zu versammeln pflegt, indem sie in Volanten auf und nieder fährt; diese Volante, eine Art Cabriolet mit einem Maulesel, selten mit einem Pferde, worauf zugleich der Calecero oder Kutscher reitet, ist das einzige Fuhrwerk was man hat; man fährt bequem und sicher darin; mit 2 Maulthieren oder Pferden zu fahren, ist eine besondere Vergünstigung. Kutschen haben nur der Gouverneur und der Bischoff.

Der Sonntag wird bei weitem nicht so strenge gefeiert als in Nord-America; täglich, Abends 6½ Uhr schlägt die Betglocke, während dem muß Jeder, er mag seyn, wo er wolle, den Hut abnehmen, jeder Fahrende muß anhalten, jeder Spielende aufhören bis die Glocke zu läuten aufhört; dann begrüßt man sich mit buenos noches und geht weiter. — Zieht der heilige Geist durch die Straßen, wobei die beiden in der Volante sitzenden Priester von vier Soldaten und klingelnden Chorknaben begleitet werden, so fällt Alles auf die Kniee, ist es Abend, so erscheint man mit Lichtern vor den Thüren oder auf den Balcons und kniet; ist ein Protestant dem Ende nahe, so macht erst ein Priester mehrere Ceremonien mit ihm, der arme Leidende muß Buße thun und bekennen: daß

nur der Katholik wahrer Christ sey; *) er wird dann in ein Priester-Gewand gehüllt, mit dem er begraben wird.

Am 24. December Abends 11½ Uhr wohnte ich zur Feier des Weihnacht-Abends der großen Messe in der schönen Cathedralkirche bei, welche mit vielen hundert Kerzen erleuchtet war. Das weibliche Geschlecht war in vollem Putze, aber wenig andächtig; manches knieende, sich bekreuzigende Mädchen liebäugelte mit jungen Herren. — Mit dem Schlage 12 Uhr ward die Ankunft Jesu durch ein furchtbares Lärmen angezeigt; die Versammlung und die Musik wetteiferten, wer am meisten lärmen konnte, doch beide wurden von einer Menge Chorknaben, welche mit Glocken klingelten, überstimmt.

Die schönste Jahrszeit ist auf Cuba vom November bis März; die Luft ist dann stets rein und gesund und die Wärme nicht drückend. Vom Mai bis October ist die Hitze zwischen 90 und 100 Grad Fahrenheit; in dieser Zeit herrschen die Fieber, welche hauptsächlich durch die häufigen Regen entstehen.

Hier sowohl wie in ganz Westindien glänzen Mond und Sterne weit heller als in Europa; die Venus gleicht einem kleinen Monde; mit unbedecktem Kopfe im Mondschein zu gehen ist sehr schädlich und Fleisch, dem Mondschein ausgesetzt, verfault schnell.

Havana hat stets Ueberfluß an baarem Gelde. Man rechnet nach spanischen Thalern und Realen. 8 Reale machen 1 Dollar, ½ Real oder circa 6 Grote ist die kleinste Münze. Der Handel ist sehr bedeutend, der Zoll hoch. Rückzoll findet nicht, wie in Nord-Amerika statt. Die Behörden, groß oder klein sind leicht zu bestechen. — Die Polizei ist erbärmlich, und des Morgens ermordete Menschen auf den Straßen liegen zu sehen, ist nichts Seltenes. Abends, nach 6 Uhr, allein ohne Waffen zu gehen, ist sehr gefährlich; statt dem Angefallnen zu Hülfe zu kommen, verbirgt man sich und verschließt sein Haus, um nicht als Zeuge auftreten, denn die Zeugen werden verhaftet und haben viele Kosten. — Um die Strafe eines erwischten Negers, der seinen Herrn ermordet und beraubt hatte, wurde ¾ Jahr processirt, — endlich — was geschieht mit dem Neger? — zur Erstattung der Gerichtskosten wird er wieder verkauft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist schwer zu glauben, daß Lutheraner und Reformirte dieses Bekenntniß kurz vor ihrem Tode ablegen; oder sollte dieses nur von den gebornen Havanern geschehen? wie schwach ist dann deren Christen-Glaube!

Anm. d. Red.

Heirathen auf Trinidad.

Auf Trinidad giebt es eine sehr große Menge freier Neger, welche sich als Tagelöhner, wie die in Europa, vermiethen. Da aber alle diese Neger keine Frauen haben, so fürchtete man auf der Insel einen Raub der Sabinerinnen. Das Glück wollte, daß im vorigen Jahre man ein Schiff nahm, welches heimlich Sclavenhandel getrieben und nichts als junge Negerinnen an Bord hatte. Diese, zufolge des Gesetzes, frei geworden, wurden nach Trinidad geschickt. Die freien Schwarzen wurden eingeladen, sich um sie zu bewerben, und man versprach jedem ein Stück Land als Heirathsgut. Dieser Vorschlag war beiden Parteien sehr angenehm, und gleich Tages darauf war man überall einig. „Ich will dies niedliche

Mädchen haben," sagte ein Heirathslustiger, „„ich will diesen großen Jungen"" antwortete dieses, und so war bald alles Braut und Bräutigam. Als der Hochzeittag herankam, hatten einige der jungen Mädchen, die ihnen als Verlobungsringe gegebenen Halsketten verloren, und viele junge Männer konnten diejenige nicht wieder ausfindig machen, die sie den Tag zuvor erkoren hatten. Der Geistliche hatte große Lust, das Geschäft abzukürzen, und sie sammt und sonders auf einmal zu verheirathen, mittelst der Formel: „diese Männer hier, nehmen jene Weiber dort zu ihren gesetzmäßigen Frauen." Aber der Gouverneur, Hr. Wrodford, nöthigte ihn, jedes Paar einzeln zu copuliren, womit er vier Stunden hinbrachte. Während der Dauer dieser Ceremonie sahen mehrere Bräutigams diejenige, welche sie den Tag zuvor sich auserwählt hatten, in die Arme eines andern gelangen; allein die Würfel waren nun einmal geworfen, und die unvorhergesehene Veränderung zog kein Unglück nach sich. Ein kürzlich von der Insel nach Europa gekommener Reisender, der Zeuge der Heirathen gewesen, hat sie einige Monate nachher sehr zufrieden mit ihrem Loose gefunden.

---

* Gut gemeinte Erinnerung an meine Mitbürger.

Ein neues Krankenhaus zu bauen, soll, wie es heißt, auf dem nächsten Bürger-Convent in Vorschlag gebracht werden, und jeder gute Bürger wird gewiß seine freudige Zustimmung dazu geben, da die Unzulänglichkeit des alten Krankenhauses, und die Kostspieligkeit, das ehemalige blaue Waisenhaus auf der großen Straße dazu einzurichten, ohne dadurch etwas völlig Zweckmäßiges zu erhalten, hinlänglich bekannt sind. Wir können jene Zustimmung obendrein geben, ohne besondere Opfer zu bringen; Dank unseren guten frommen Vorfahren!

Aber ist es wohl Recht, daß wir, was das Krankenhaus betrifft, seit einigen Jahren fast gar Nichts thun, diese wohlthätige Stiftung zu unterhalten? Unsere guten Alten kamen ihr durch öftere Geschenke und Vermächtnisse zu Hülfe. Wir sind daran, ihre gesammelten Wohlthaten aufzuzehren, und vermehren dadurch jährlich das Mißverhältniß der Einnahme zu der Ausgabe. Soll das Armen-Institut mehr zahlen für die kranken Armen welche aufgenommen werden, so kommt dieses wieder so viel mehr in Rückstand. — Und wie gern würden wohl mehrere Arme aufgenommen wenn die Mittel hinreichten!

Darum, wer sich seiner Gesundheit freuet, sowohl als der die Leiden der Krankheit empfindet, aber doch die Wohlthat guter Pflege auf seinem weichen Bette genießet, der denke an das Krankenhaus. — Mancher Arme ist schon genesen, indem Er nur von seinem harten Strohlager erlöset wurde, und stärkende Nahrung bei guter Pflege erhielt. — Es ist gewiß nicht Mangel an gutem Willen unter unsern wohlthätigen Mitbürgern; nur Unbekanntschaft mit den unzureichenden Mitteln des Krankenhauses hat wahrscheinlich die Gaben in den letzten Zeiten zurück gehalten, und Vermächtnisse so selten gemacht. Deshalb diese gut gemeinte Erinnerung, von einem Freunde der Hülfsbedürftigen.

---

* Vorschlag.

Das Hutabnehmen ist durch Theilweise, mehr aber noch durch stillschweigende Vereinbarung unter den Männern in unserm Bremen in Abnahme gekommen. Wie wäre es, wenn sich nun auch auf eben diese Weise die Vormittagsbesuche besonders bei den Frauen, von 11 bis 12 Uhr beschränkten? In andern Städten ist dieses üblich und Jedermann richtet sich darnach.

---

* Amor und Hymen.

Amor der tändelnde Gott und Hymen der ernstere Jüngling —
Jener mit strotzendem Köcher, voll wundender Pfeile belastet
Und mit dem Bogen bewehrt; mit goldig besiederten Schwingen;
Lockenumkoseten Haupt's; — und dieser die lodernde Fackel
Tragend, des heiligsten Bund's der staubgeborenen Menschen.
Beide in Aether gehüllt, getragen von schmeichelnden Lüften
Und von Düften umwallt; vom Aeol'sharfen-Gelispel
Sphärischer Töne umspielt — sie nah'ten sich schwebend der Erde.
Und der gepriesenste Gott, der nie alternde Knabe von Paphos,
Welcher den Donnerer selbst, den nimmer Bezwungnen, verwundet
Dort in dem Wolken-Pallast am Sonnenumstrahlten Olympus
Wo Aphrodit' ihn gepflegt in nimmer verblühender Schöne;
Rosenumduftet die Stirn, die Königin jeglicher Reize
Sanft ihn im Schooße gewiegt und mit Götterkost ihn gespeiset; —
Sprach nun also zu dem Gott, den alle Völker verehren,
Welchem das sanfteste Licht: die Sitte der heiligen Ehe
Freundlich die Pfade erhellt: so sind wir hier nun im Thale,
Hoher Gefährte! nun sage mir an, was den Blitze-Bezwinger
Zeus den erhabensten Gott bewog, dich hernieder zu senden
Mich zu geleiten fortan auf dieser umnebelten Erde? —
Immer ja sandte mich sonst der Gewaltige ohne Bedeckung
Immer auch kehrte ich siegend und ohne Verletzung zur Heimath.
Wenn ich den Söhnen und Töchtern der Erde ein Eden bereitet
Trugen mich Hymnen des Danks bis zu dem Gipfel der Wolken. —
Drauf erwiederte sanft und freundlich der ernstere Jüngling
Hymen, dem tändelnden Gott, auf Paphos Höhen geboren:
Wohl, o lieblicher Gott! war glänzend dein Siegen auf Erden
Und es opferten dir am willigsten immer die Herzen.
Doch — so hört' ich, im Rath der versammelten Götter zugegen,
Zeus den erhabensten Gott einst ernster die Stimme erheben
Als du entfernt vom Olymp noch schwärmend hienieden verweiltest: —
„Klagen dringen herauf, es seufzen so Viele auf Erden
Welche von Amors Pfeil im tiefsten Busen verwundet,
Er nun, getroffen vom Strahl der nimmer verglühenden Liebe
Grausam sie marternd verläßt, um nimmer ein Sehnen zu stillen
Das mit verführendem Zauber er nur zu wecken sich mühte.
Darum geleite du ferner — so sprach nun der Blitze-Bezwinger,
Zeus der Erhabne zu mir — den schalkhaften Schwärmer von Paphos;
Dir nun ertheil' ich die Macht daß du sie nur fester vereinest,
Herzen, von Amors Geschoß gleich süß und verwundend getroffen!" —
Und seitdem nun wandeln die Götter der Liebe und Ehe
Einig auf Erden die Bahn, zum ewigen Segen der Menschheit!

H — ll —

Auflösung des Logogryphs in Nro. 26.

Messer. Esser. Esse. Messe. Meer.

A n z e i g e.

Das fünfte Heft der beliebten Blumenzeichnungen, nach der Natur gezeichnet von G. Jaquerye, hat in der Steindruckerei von G. Jöntzen die Presse verlassen, und ist in der Kunsthandlung der Herren: Comolli & Dreyer, schwarz und illuminirt zu haben.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 28.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 6. April 1820.

*Die Osterfeier.

Ein Jüngling in dem reinsten Lichtgewande
Gesandt von oben aus dem Heimathlande,
Geschmückt mit Blumen in dem blonden Haar,
Das Antlitz froh, das Auge sonnenklar. —

So tritt der Frühling her aus bessern Höhen
Und durch die Schöpfung wehet: Auferstehen!
Die Erde lag verhüllt im Todtenkleid'
Und neu tönt hohe Freude weit und breit.

Seht, wie sich alles froh begrüßt in Liebe,
Dem Schöpfer huld'gen Alle ihre Triebe
Und laut ertönt: Hallelujah, dem Herrn!
Es glänzt aus Grabes Dunkelheit ein Stern!

O schönes Bild, des Heilands Auferstehen!
Die Seele kehret aus den Friedenshöhen
Zur ird'schen Hülle noch einmal zurück.
Und sieh! es lebt — es regt sich! hohes Glück!

Verschlossen in des Hauses dunkeln Hallen,
Hört man der Jünger Loblied erschallen,
Da kehret Jesus: „Friede sey mit Euch!"
Entrückt sind alle nun ins Himmelreich.

„Nehmt hin den Geist des Friedens und der Wahrheit
Es leuchte Euch des ew'gen Vaters Klarheit!"
„Der Herr ists!" rufen alle freudig aus,
„Der Herr iste!" schallt es laut durch's ganze Haus.

Ach! schweige, meine Seele, staune, bete!
Ja, wenn auch ich der Tugend Pfad betrete,
Dann ruft es: Friede sey mit dir! mir zu
Und mich umschattet hohe Himmelsruh!

Ja, schweige, meine Seele, staune, bete!
Wenn ich als Christ, der Tugend Pfad betrete,
Tönt die Posaune einst mir: Auferstehn!
Und froh werd' ich vor meinem Richter stehn.

Drum soll der Geist zum Himmlischen sich heben,
Dem Himmel sey geweiht dies Erdenleben,
Laß, Vater! dieses Fest gesegnet seyn,
Der Auferstehung innig mich zu freun.

G.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Ich habe diese Strafe verdient, rief Juan, dessen stolzes Herz unter dieser Großmuth brach, und stürzte unter gewaltsam hervorbrechenden

Thränen an Cortez Brust. Ich habe sie verdient, aber sie ist sehr hart! Verzeiht mir großer Mann und nehmt zum Sühnopfer mein ganzes Ich dahin. Was fester Wille und Tugendkraft vermögen, ist Euch fortan geweiht, so lang ich athme, und nie, nie soll ein Rückfall mich entehren und Euch Reue bringen. Ihr habt meine Seele zerrissen, und ich lege Euch ihre innerste Tiefe dar. Jetzt erst wird es mir selbst deutlich, daß die letzten Ereignisse meinem Unmuth, der schon seit Tabasko's Unterjochung in mir tobte, nur einen Vorwand zum Ausbruch gaben. Mich peinigten Selbstvorwürfe, daß ich eines der Werkzeuge seyn sollte, den glücklichen Frieden eines unschuldigen harmlosen Volkes zu zerstören, das nichts verbrochen hat, als daß es reich genug ist, die Raubgier kultivirter Barbaren zu reizen. Dieß Verhältniß war mir so drückend, daß ich begierig jedes Mittel ergriff, um es zu zerstören. Meine Empörung gegen Euch sprach nur den Aufruhr aus, der in meinem Herzen gährte. Aber fortan will ich dieß widerspenstige Herz zwingen, Euch zu gehorchen, ohne zu grübeln, und sollte es auch darob verbluten! — Immer heftig und übereilt, sprach Cortez, den Jüngling auf die Stirne küssend, aber ich liebe Dich auch wegen den Fehler meiner eigenen Jugend, die ich in Dir wiederfinde, und ich will gern diesen guten, unruhigen Herzen den Trost bringen, den es bedarf. Wer hat Dir gesagt, daß das Volk, das wir uns unterwerfen wollen, unschuldig und harmlos ist, daß es in Glück und Frieden lebt. Diese Mexicaner, denen unser Zug gilt, sind die grausamste, blutdürstigste und unglücklichste Nation der alten und neuen Welt. Gleich den Räubern, die die Siebenhügelstadt gründeten, siedelten sich ihre Ahnen als eine wandernde Horde auf einer Insel des Sees Tezkuko an, und, anfänglich den Nachbarvölkern zinsbar, dann durch glückliche Kriege ihre Tyrannen, breiteten sie gleich den frechen Römern von Jahr zu Jahr ihre Herrschaft weiter aus, so daß jetzt ein halber Welttheil unter ihrem Joche seufzt. Noch mehr aber als ihre Eroberungskriege, hat sie ihr scheußlicher Götzendienst zu Ungeheuern vollendet. Ihnen gnügt nicht, den eignen Leib zu zerfleischen, den teuflischen Blutdurst ihrer Abgötter zu stillen, achten sie zahllose Menschenopfer nicht für hinreichend. Kinder, zur Ehre der Götter im See ertränkt, in Höhlen zum Hungertode eingesperrt, Männer und Weiber lebendig verbrannt, oder zu Hunderten auf dem großen Altarsteine geschlachtet, sind Opfer, die, gleich unsern heiligen Zeiten alljährlich wiederkehren. In der Hauptstadt allein sterben auf diese Weise jährlich zwanzigtausend Menschen. Und fehlt es je an Unglücklichen für diese geweihte Schlachtbank, dann klagen die Götter durch ihrer Priester Mund über Hunger, und nie verlegen um einen Vorwand zum Kriege, brechen Mexico's Heere wie Tygerschaaren in das nächste Land, und Feuer und Schwert verheeren die unglückliche Gegend, bis eine hinreichende Anzahl Kriegsgefangne den Zweck des Kampfes erfüllt hat, und von dem Mörderheer unter jubelnden Siegesgesängen zur Opferung heimgeschleppt wird. — Allzu gräßlich! rief Juan schaudernd, und drum gewiß übertrieben! — Wollte Gott, sprach Cortez, aber daß mich meine Dollmetscherin Marina, eine Eingeborne des Landes, nicht mit Mährchen getäuscht, das verbürgt mir eine Gesandtschaft des Fürsten von Chempoalla, die heute in unser Lager kam. Sie brachte mir die bittersten Klagen ihres Herrn über Montezuma's fürchterlichen Despotismus und flehentliche Bitten um Befreiung von dem unerträglichen Joche. Nicht zufrieden, sich als

Gott verehren zu lassen, behandelt dieser Tyrann seine Unterthanen mit solcher Grausamkeit, daß alle ihm fluchen. Unter ihm hat die Raserei der Menschenopfer ihren höchsten Gipfel erstiegen. Besonders fühlen die eroberten Provinzen seine Geißel. Indem er sie durch ungeheure Erpressungen zu Grunde richtet, raubt er ihnen erbarmenlos ihre Kinder, die Töchter zur Befriedigung seiner Begierden, die Söhne, um sie seinen Götzen zu opfern. — Und wir zögern noch, die gepeinigten Nationen von diesem Ungeheuer zu erlösen, rief Juan mit rascher Begeisterung an den Degen schlagend: Auf Feldherr, nach Tenochtitlan, um die Hyäne in ihrer Höhle zu erwürgen! — Gemach Juan, sprach Cortez ruhig: Dieß Heldenfeuer, das so plötzlich in Dir auflodert, freut mich zwar, weil es mir beweiset, daß Du jetzt den Standpunkt erkannt hast, auf den Mexico's Eroberer sich stellen müssen, aber die kühne That darf erst der klugen Ueberlegung folgen. Uns genüge für jetzt, daß das große Reich, welches wir angreifen, so wenig in sich einig ist, als seinen Herrscher liebt. Die Unzufriedenheit Chempoalla's kann so wenig, als ihre Ursache auf eine Provinz sich beschränken. Jeder, den Montezuma's Joch wund drückte, wird der Fahne willig folgen, die dem Kampf gegen den Despoten vorgetragen wird. Mexico selbst muß uns Mexico unterjochen helfen. Dieß ist der einzige Lichtstrahl, der mich das Gelingen meiner Pläne hoffen läßt. Entwürfe kreuzen sich in meinem Kopfe mit Entwürfen, doch freilich bedarf ich zu ihrer Ausführung treuer Freunde, deren Herzen mir nicht bloß gehören, die es auch wissen, warum sie mir gehören, die entschlossen sind, mir immer anzuhängen. Darf ich zu diesen Freunden fortan meinen Juan zählen? — Laßt diese Frage die letzte Ahndung meiner Verirrung seyn, bat der Jüngling, Cortez Hand an sein Herz drückend: Heute wie nie ist mir der Rede Allmacht über das Gemüth klar geworden. Ihr habt das Herz im Busen mir verwandelt, und ich bin der Eure geworden, auf Leben und Sterben!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Reise von Bremen nach Nord-America und Westindien i. J. 1816 und 1817.

(Fortsetzung.)

Nachdem was ich darüber hörte und selbst zu bemerken Gelegenheit hatte, haben es die Sclaven auf Cuba recht gut, ja, ich möchte sagen; „sie leben besser und haben weniger Sorgen als der europäische Arbeitsmann und Bauer. Das sich beim ersten Anblicke dieser Menschen empörende Gefühl wird besänftigt, wenn man erfährt, daß strenge Gesetze sie vor den Ungerechtigkeiten ihrer Herren schützen; sie arbeiten unter den Augen eines Aufsehers, der mit einer Peitsche umgürtet ist; schlägt er sie unverdient, so können sie sich beklagen und er wird gezüchtigt. Nach Sonnenuntergang und bei Festtagen brauchen sie wenig zu arbeiten; sie sorgen dann für ihre Schweine, Geflügel und die von ihrem Pflanzer erhaltenen kleinen Ländereien, womit sie sich Geld verdienen; auch für das, was sie bei Zwangsarbeiten mehr liefern als ihnen aufgetragen worden, giebt man ihnen etwas; für das Erübrigte kaufen sie sich von den die Plantagen besuchenden Landkrämern kleine Bedürfnisse und Putzsachen. Ich sprach Neger, welche sich soviel erworben hatten, daß sie sich hätten frei kaufen können, es aber vorzogen als Sclaven bei ihren Herren zu bleiben und als Freiwillige zu arbeiten. Einige Negergesetze begünstigen die Sclaven mehr als die Herren.

*

Die Neger haben beim Entlaufen das Eigenthümliche, daß sie sich stets dahin wenden, wo die Sonne untergeht; einige gehören zu einer besonderen Kaste und pflegen sich unter einander zu tödten, im festen Wahne, sie würden in ihrem Vaterlande wieder aufstehen. — Jährlich gehen von Havana mehrere wohlbewaffnete Fahrzeuge mit Geld, Manufacturen, Spiegel ꝛc. nach der africanischen Küste, um dafür Neger einzutauschen, auch pflegen wohl Fürsten aus Africa selbst mit einer Ladung zu kommen. Auf einer Auction, welcher ich beiwohnte, wurden gesunde Männer bis 400 Dollars, Negerinnen bis 360 Dollars bezahlt; Kinder und Schwächlinge geringer. Der Transport von Africa ist das Traurigste des Sclavenhandels; je näher die armen Menschen ihrer Bestimmung kommen, desto besser werden sie gepflegt, damit sie einen guten Preiß holen; ehe man sie an's Land setzt, werden die Köpfe geschoren, der Leib mit Palmöl gerieben und jeder mit einer Schürze versehen; dann werden sie in die zum Verkaufsplatze bestimmten Hütten gebracht, wo man sie beständig tanzen sieht und singen hört, wozu einige auf eine Art Trommel mit den Händen schlagen.

Der Sclavenhandel kam 1517 auf, indem ihn las Casas zur Schonung der Americaner vorschlug. Viel ist seit einigen Jahren für die Abschaffung geschrieben und gethan worden und jeder brave Mann wird wünschen, daß die menschliche Gesellschaft bald von diesem Schandfleck gereinigt werden möge. Daß er aber auch seine gute Seiten habe, ist nicht zu läugnen, denn die meisten Neger werden als Sclaven gekauft und würden es in Africa während ihres ganzen Lebens bleiben, auch ohne von Europäern geholt zu werden; daß sie in ihrem Vaterlande grausamer behandelt werden als in den Colonien der Europäer ist eben so gewiß, als daß sie durch diese eine höhere Bildung erhalten. — Wäre wohl aus St. Domingo ein Haiti geworden, wenn keine Sclaven dort gewesen wären? Das gebildete Europa schreit über das Schändliche des Sclavenhandels und vergißt, daß Tausende der Seinigen mit blutendem Herzen den väterlichen Heerd aus Nahrungssorgen verlassen und nach America oft eben so eingeengt, wie die Neger aus Africa schiffen, um dort verkauft zu werden! —

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Ruhmeslast.

Mancher wähnete leicht zu tragen, was er sich wünschte,
Aber ach! er versank unter der drückenden Last!
Die ihr strebet nach Ruhm, wohl wäget zuvörderst die Kräfte,
Ob des Ruhmes ihr auch, stark zu tragen, vermögt.

* Von den Canal-Arbeiten.

Forts. von Nro. 4 d. Bl.

Mersey- und Irwal Schifffahrt.

Diese Schifffahrt ist mittelst Durchstiche und Aufräumung der genannten Flüße zu Stande gebracht. Sie zieht sich in östlicher gebogener Richtung 50 Meilen weit von der Grafschaft Chester hin bis zur Grafschaft Lancaster: Sie nimmt drei Meilen unterhalb Liverpool ihren Anfang und endigt sich bei der Brücke zwischen Mancheſter und Smalfeld.

Coventry- und Oxford Canal.

Dieser Canal hat eine Länge von 82 Meilen, und steht mit dem Canale in Communication, der die Häfen von Bristol, Liverpool und Hull mit einander verbindet. Seine Richtung geht mit 87 Fuß steigender Wasserhöhe von

Fazely nach Atherstone. Von da zieht er sich mit 76 Fuß steigender Wasserhöhe auf Coventry ꝛc. Auf den letzten 36 Meilen beträgt sein Gefälle 180 Fuß. Von Birmingham nach Fazely ist der Canal mittelst eines Aquaduckts queer über den Fluß Täme geführt und hier beträgt das Gefälle auf einem Wege von 16½ Meilen 248 Fuß. Aus diesem Haupt-Canale sind verschiedene Seiten-Canäle theils schon zu Stande gebracht, theils noch im Werke.

Canal von Stroud in die Severn.

Nach verschiedenen Versuchen, welche durch die Opposition der Müller fruchtlos wurden, ist nunmehr ein Canal von Stroud bis in die Severn zu Stande gebracht worden, wobei das alte Flußbette möglichst vermieden ist. Der Canal zieht sich von Stroud durch eine Heerstraße bei Stoancroß, neben Framload in die Severn. Seine Länge beträgt 8 Meilen und sein Gefälle 102 Fuß.

Canal von Droitwich.

Dieser Canal nimmt in der Stadt Droitwich seinen Anfang, und zieht sich von da durch verschiedene Gegenden und durch die Heerstraße von Worchester in die Severn. Seine Länge beträgt 5 Meilen und sein Gefälle 65 Fuß. Dieser Canal wurde von dem Ingenieur James Brindley zu Stande gebracht und man behauptet daß alle Theile desselben sowohl durch gefällige Ansicht als feste Bauart ein Muster für Canalwerke darbiete. Durch den starken Einfluß der Salzquellen von Droitwich ist es ein Salzwasser Canal in welchem kein Flußfisch leben kann.

Canal-Verbindung der Themse und Severn.

Die Themse und die Severn sind bekanntlich die wichtigsten Ströme in England. Auf jener wird die Schifffahrt von London aus 138 Meilen tief ins Land, jedoch durch Schleusen Hülfe bis Lechlade getrieben: Auf der Severn geht die Schifffahrt von Bristol aus, ohne Hülfe von Schleusen 160 Meilen weit ins Land bis Schrewsbury.

Die Canal Verbindung zwischen beiden Strömen zieht sich aus dem kleinen, in die Severn sich ergießenden Fluße Stroud bei Lechlade in die Themse, wo, wie bemerkt ist, diese anfängt schiffbar zu werden.

Durch diese Canal Verbindung ist eine Schifffahrt durch das Innere des Landes zwischen London und Bristol so wie zwischen allen Plätzen an der Themse von Lechlade bis London, und den Plätzen an der Severn von Bristol bis Welsch Pool 20 Meilen über Schrewsbury hinaus, also im Ganzen über 300 Meilen weit möglich gemacht worden.

Es mag einiges Interesse haben über beide Ströme und über die inländische Schifffahrt auf solchen hier einige Bemerkungen mitzutheilen.

Die schöne Themse entspringt zwei Meilen südwestlich von Circester in Gloucestershire. Eine Meile tiefer treibt sie die erste kleine Mühle. In dieser Gegend ist die Themse im Sommer nur 9 Fuß breit. Doch im Winter setzt sie Wiesen und Weiden Meilen weit unter Wasser. Im Sommer ist das Flußbette beinahe trokken. Man sieht darin wenig Wasser aber eine Menge fortgetriebener Steine und Hölzer. Von da bis Lechlade, 10 Meilen tiefer, nimmt die Themse verschiedene Bäche auf. Bei diesem Orte fließen die Lech und die Cole zusammen, und so

sieht man zuerst die schiffbare Themse. Von hier aus bis 50 Meilen aufwärts der Londoner Brücke ist die Schifffahrt auf der Themse nur durch Schleusenwerke möglich gemacht worden. Die Erhaltung dieser Werke ist aber so kostbar, daß eine beladene Barke, die von Lechlade nach London fährt 13 L. 15, 6 d, so wie von dem tiefer an der Themse liegenden Oxford 12 L. 18 Schleusen-Geld zu entrichten hat. Die Fluth steigt die Themse 70 Meilen hinauf, bis zu dem schönen Richmond. Die Severn entspringt aus einem großen Sumpfe auf dem Berge Plinlimmon in Nord Wales; von diesem Berge stürzt sie im schnellen Laufe herunter, vereiniget sich mit vielen kleinen Bächen, wird bald bedeutend und bei Welschpool schiffbar. In ihrem Laufe ist sie mannigfaltig durch Berge, Felsen und Wälder eingeengt, wo sie schnell fließt und sehr malerische Prospecte bildet. Es werden jährlich gegen 100,000 Tonnen Kohlen auf der Severn verschifft, die auf Canälen von den Kohlengruben eingehen. Große Quantitäten Getraide, Pöckelfleisch, Stangen Eisen, Eisenwaaren, Erdenzeug, Wolle, Hopfen und Cyder, die von den Plätzen an der Severn nach Bristol gehen und die Rückfrachten an Colonialwaaren, machen den Handel und die Schifffahrt auf diesem Strome sehr lebendig. Im Jahre 1756 betrug die Anzahl der auf der Severn fahrenden Schiffe 376. Seit dieser Zeit haben die von der Trent, der Mersey, Strout und Themse zu der Severn führenden Canäle, die Anzahl dieser Fahrzeuge verdoppelt. Der Canal, welcher die Themse und Severn verbindet, hat im Boden 30 und in der Uferhöhe 42 Fuß Breite. Um ihn zu speisen ist eine gewölbte Wasserleitung von Mauerwerk 2½ Meile lang von Saperton aus dahin gezogen worden.

Canal zwischen der Themse und Medway.

Dieser Canal zieht sich aus der Themse bis Medway in einer Länge von 8½ Meilen durch die Grafschaft Kent, mit einer Wasserhöhe die der gewöhnlichen Fluth in der Themse gleich ist. Man hatte dabei die Absicht die oft beschwerliche Fahrt von Gravesand nach Chatam um die Nore zu vermeiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Charakter-Schilderung.

Unter dem Schutze eines guten Königs lebte einst ein Volk glücklich und zufrieden. Die weise Regierung verschaffte dem Lande Wohlstand, und der Handel zeigte sich überall in der schönsten Blüthe. Mit kindlicher Liebe verehrten die dankbaren Unterthanen den edlen Fürsten, und die Erhaltung seines Lebens war die einzige Bitte, deren Erfüllung sie vom Himmel erflehten. Zwar erreichte dieser geliebte König ein hohes Alter, allein endlich zerriß der Tod das Band, wodurch er an das Irrdische gefesselt war, und rief ihn in das Reich der Unsterblichkeit. Tief fühlten seine Verehrer diesen harten Verlust, und allgemein verbreitete sich große Trauer. Jede Familie glaubte ihren Freund, ihren Beschützer, ihren Vater verloren zu haben. Die Alten falteten die Hände zum Himmel und riefen aus: nie wurde ein Volk mit einem solchen Könige beglückt, nie wird sein Ebenbild die Erde wieder betreten. Gott! warum zeigtest Du ihn der Menschheit, wenn Du ihn wieder zu Dir nehmen wolltest? oder warum müssen wir ihn überleben und uns, durch seinen Verlust so tiefe Wunden schlagen lassen? Die Jünglinge beneideten das Glück ihrer Väter, welches diese

unter dem guten Könige genossen hatten, und sagten: wir haben ihn nur gesehen, um seinen Verlust desto inniger zu fühlen.

Traurig war die Lage des vom Schicksal niedergebeugten Volks; allein das Maas ihrer Leiden war noch nicht voll, sie mußten noch größere Aufopferungen erdulden.

Der neue König zerstörte die weisen Einrichtungen seines Vaters, verwickelte das an Ruhe und Frieden gewöhnte Land in Kriege, führte, zur Befriedigung seiner Herrschsucht, die Unterthanen zur Schlachtbank, und stürzte dadurch sein sonst glückliches Volk in's Verderben. Mit Hohnlächeln wieß er die Klagen des Volks zurück, und gleich dem Tiger, labte er sich an den letzten Tropfen ihres Bluts. Nur Schmeichlern und Feinden des menschlichen Glücks schenkte er seine Gunst, und ließ sie mit dem Wohl und Wehe des Landes eigenmächtig schalten.

Geduldig trugen die Unterthanen das auferlegte Joch, und beruhigten sich bei dem Gedanken, daß der fortdauernde Genuß heiterer Tage den Menschen leicht verwöhnen, und ihn zur Verletzung seiner Pflichten verleiten könne; daß die brausenden Stürme die verdorbene Luft wieder reinigen, und der eintretende Sonnenschein die Natur in einen schöneren Glanz versetze. Sie sahen sich auch nicht getäuscht in ihren Erwartungen; denn ein neuer Krieg, der gegen ihre Nachbaren beginnen sollte, mußte grade dazu dienen sie aus ihrem Elende herauszuführen, und sie wieder in eine beneidenswerthe Lage zu versetzen. Der König rief die Jünglinge zu den Waffen, die willig seinen Befehlen folgten, und ihr Blut der Herrschsucht ihres Tyrannen opferten. Der Krieg nahm seinen Anfang. Die Feinde kämpften darin mit Lö-

wenmuth, weil sie das Elend voraussahen, worin sie durch eine Besiegung verfallen würden; errangen eben dadurch den entscheidendsten Sieg und setzten selbst das Leben des blutdürstigen Königs, der sich an die Spitze seiner Armen gestellt hatte, in Gefahr. Jetzt zeigte sich der günstige Augenblick, wo das besiegte Volk seinen König zur Selbstkenntniß bringen konnte; sie strengten ihre letzten Kräfte an, ihn aus der drohenden Gefahr zu retten und in Sicherheit zu bringen, und erreichten glücklicherweise ihren Zweck. Der König, welcher ungeachtet seines grausamen Verfahrens, die Liebe und Achtung seiner Unterthanen gegen ihn jetzt wahrnahm, und ihnen die Erhaltung seines Lebens verdankte, wurde dadurch gerührt, und bereuete innig sein begangenes Unrecht. Welcher böse Geist! rief er aus: regierte mich und machte mich zur Geißel eines Volks, das eine weise und milde Regierung verdient? Vergebt mir, Kinder! meine früheren Fehler, ich werde ferner nur für euch leben, und euer Wohl befördern; die Schmeichler, die mich zeither umgaben, werde ich von mir stoßen, und mit den Weisen des Landes euer Glück befördern. Er erfüllte sein Versprechen, und die Sonne des Glücks stieg jetzt wieder über den Häuptern der frommen Unterthanen empor.

Bornemann.

---

* An die Staatsmänner Bluff und Blaff.

Wahrlich, ihr seyd Staatsmänner, zum Staat geschaffen wie keiner; —
Wäret, o wäret ihr doch Vaterlandsmänner dafür!

Noeldeke.

---

* Auf Matz Pump.

Matz Pump, der harte, seelenlose Rentner,
Den Dürftigen bekannt als Zwölfprocentner,
Besitzet Tausende! — besitzt? — Nein, wohl ermessen
Besitzt nicht, wird von Tausenden besessen.

Roeldeke.

* Logogryph von acht Zeichen.

Die ersten zween wollen nicht viel sagen,
Doch doppelt, haben sie uns oft getragen,
Gesorgt für uns mit liebevoller Pflege,
Drum bleibe Dankbarkeit stets in uns rege.

Die ersten drei, doch doppelt sey das dritte,
Verhindern uns zu machen schnelle Schritte,
Man wünscht dem Gegner beim gewissen Spiele
Dies-Wörtchen, denn sonst käm' man nicht zum Ziele.

Nimm jetzt die Fünfe, die noch sind geblieben
So nennt ein Thierchen du, das wir nicht lieben.
Es schadet uns, und wenn wir ihm nicht steuern,
So leert es bald die Kammern und die Scheuern.

Das Ganze ist willkommen sehr dem Müden,
Und hat er es, dann ist er gern zufrieden,
Den Alten pflegt es nicht recht zu behagen,
Denn öfters hört' ich sie darüber klagen.

Ein Hannoveraner.

* Theater-Anzeige.

Der nächste Sonntag wird allen Theaterfreunden einen hohen Genuß verschaffen, indem die Schuld von Müllner und Pygmalion von Rousseau, mit Musik von Benda, auf unsrer Bühne zum Vortheil der Herren Gaßmann und Clausius aufgeführt werden wird.

Ich mache das kunstliebende Publikum vorzüglich deshalb auf diese Darstellung aufmerksam, weil das erstere Stück durch die zweckmäßigste Rollen-Vertheilung uns alle Hoffnung giebt ein schönes Ganze dargestellt zu sehen, und die so lang entbehrte Darstellung des Letzteren uns ebenfalls einen Genußreichen Abend verspricht.

D. Red.

Anzeige.

Da mehrere der resp. Leser des Bürgerfreundes den Wunsch geäussert haben, diese Wochenschrift auf besserem Papier zu erhalten, und ich gern diesen Wunsch erfüllen will, so zeige ich Denselben hiemit an: daß ich mit diesem Quartal mehrere Abdrücke auf schönem Schreibpapier und in größerem Format wie das Bisherige verfertigen, auch die Beilagen in Steindruck in Zukunft häufiger und auf besserem Papiere liefern werde.

Um aber die ohngefähre Anzahl der Abdrücke auf besserem und schönem Schreibpapier bestimmen zu können, ersuche ich die resp. hiesigen Leser des Bürgerfreundes mir gefälligst in 8 Tagen wissen zu lassen: ob Sie geneigt sind, mit dem nächsten Quartal den Bürgerfreund auf Schreibpapier gegen Vorausbezahlung von Vier Thalern per Jahrgang in vierteljährigen Raten zu Einem Thaler (unter welchem Preise es mir nicht möglich ist, solchen auf großem Schreibpapier zu liefern) zu empfangen? Hiezu nicht Geneigte, erhalten nach wie vor den ganzen Jahrgang für Zwei Thaler unter Vorausbezahlung von einem halben Thaler in Golde per Quartal.

Auswärtige, welche von diesem Vorschlage Gebrauch machen wollen, werden solches gefälligst zeitig ihren resp. Buchhandlungen und Postämtern anzeigen, um mich mit der Auflage dieses Quartals danach richten zu können.

Bestellungen (sowohl auf Schreib- als Druckpapier) auf diese, wöchentlich zweimal, nämlich Sonntags und Donnerstags Morgens, einen Bogen stark unter dem Titel: „Der Bürgerfreund" erscheinenden Wochenschrift, zur Unterhaltung und Belehrung für den Bürger, wobei auch von jetzt an mehrerere Steinabdrücke von Compositionen und Zeichnungen als Extra Beilagen unentgeldlich geliefert werden, werden fortwährend von der Redaction, Schüsselkorb Nro. 28, in meiner Wohnung, Weidestraße Nro. 10 und an meinem Comptoir, Papenstraße Nro. 22 angenommen.

Ergebenst

Bremen, am 2. April 1820.

Georg Jönken.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 29.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 9. April 1820.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

In einer lachenden, fruchtbaren Gegend lag die Stadt des Herrn von Chempoalla, welcher sich jetzt das Heer der Spanier näherte. Die wohlgebauten Häuser, von stolzen Pallästen und hohen Tempelthürmen überragt, der weißglänzende Kalk, mit dem alle Gebäude bevorfen waren, und den die metallgierigen Soldaten anfänglich für gediegenes Silber hielten, gaben dem Orte ein überaus stattliches Ansehn, und erinnerten die Spanier an des Mutterlandes größere Städte. Bei dem Einzuge in Chempoalla wogten alle Straßen und Marktplätze von einer ungeheuern Menschenmasse, die unbewaffnet und in ruhiger Stille die Fremden neugierig angaffend, ihnen einen friedlichen Empfang verbürgte. Jetzt war der Pallast des Fürsten erreicht, und, von einigen Edeln unterstützt, wälzte sich den Ankömmlingen ein kolossaler, olivenfarbner Fleischklumpen entgegen, den baumwollenen Mantel reich mit Juwelen besäet und Juwelen in den Ohren, der Nase und den Lippen. Es war der Fürst von Chempoalla, dessen unförmliche Dicke und Unbehülflichkeit so auffallend war, daß Cortez Mühe hatte, dem schallenden Gelächter seiner Leute Einhalt zu thun, und sich selbst in den Schranken ernster Würde halten. Aber die Anrede, mit welcher der dicke Herr den General empfing, entsprach der plumpen Form keinesweges. Sie war eben so verständig als verbindlich, und schloß mit den bittersten Klagen über Montezuma's unerträgliche Tyrannei, die das ganze Land Anahuak zur Verzweiflung bringe, vor allem aber das freie Gebirgsvolk der Totonako's, zu denen Chempoalla gehöre, und die seit undenklichen Zeiten durch ihre eigene Fürsten unumschränkt beherrscht worden. Die Erinnerung an die entrissene Macht und Herrlichkeit, vermöge der ehedem Chempoalla's Herren ihr Land bloß auf eigene Hand

drücken durften, machte in der mediatisirten Hoheit so lebhafte Empfindungen rege, daß ihr die hellen Zähren des Unwillens und Schmerzes aus den Augen stürzten. Cortez, seinen Zweck unverrückt im Auge behaltend, ergriff freudig diese Veranlassung, um, nach seiner Gewohnheit, viel von den Gräueln der Abgötterei zu sprechen, die die Gerechtigkeit des einzigen wahren Gottes durch die eben geschilderten Leiden bestrafen müssen. Dann ging er auf die Größe und Macht seines Königs über, der ihn vorzüglich zu dem Zwecke in das Land Anahuak gesandt, um die Klagen der Unterdrückten zu hören, gegen ihre grausamen Unterdrücker aber das strengste Recht zu handhaben, und schloß mit der ächt spanischen Versicherung, daß ihn die große Macht des Despoten am wenigsten kümmere, weil seine eigene, vom Himmel selbst unterstützt, unwiderstehlich sey.

Mit Entzücken hörte der Herr von Chempoalla das verkündete Evangelium, als in dem Menschenmeere ein unruhiges Drängen entstand, welches die Aufmerksamkeit des Fürsten und Feldherrn erregen mußte. Sie blieben auch nicht lange über die Ursache ungewiß, denn fünf Tribut-Einnehmer des Herrschers von Mexico, kostbar gekleidet, wurden auf Tragsesseln durch Chempoalla's Straßen getragen. Sclaven gingen vor dem Zuge her. Sclaven hielten den stolzen Großbeamten Sonnenschirme von Federn über die Häupter, Sclaven folgten ihnen. So zogen sie bei den Spaniern vorüber, und warfen so verächtliche Blicke auf diese, und so grimmige auf den armen Fürsten, daß die Soldaten nur durch das ganze Ansehn des Generals von Gewaltthätigkeiten abgehalten werden konnten. Schrecken und Todesangst auf dem Gesicht, rief der dicke Fürst nach seiner Sänfte, um sich den erzürnten Satrapen eines unversöhnlichen Gebieters auf der Stelle nachtragen zu lassen, und sie, wo möglich, zu besänftigen. Unterdeß quartierte sich das spanische Heer in den ihm angewiesenen Gebäuden ein, in denen sie Lebensbedürfnisse jeder Gattung im Ueberflusse, und eine Menge junger Chempoalleserinnen zur Bedienung fanden, die sich um die Ehre drängten, die weißen Fremdlinge für die Beschwerden des Marsches zu entschädigen. Während die Untergebenen des Lebens Freuden so gierig und hastig genossen, wie es Kriegern am ersten zu verzeihen ist, die nicht einmal auf die nächste Stunde mit Gewißheit rechnen können, hörte der Heerführer mit ernstem Sinnen den Bericht der treuen Marina, die er auf Kundschaft ausgesendet. Dieser Bericht war nicht tröstlich. Die mexikanischen Beamten hatten dem Fürsten wegen des ungeheuern Staatsverbrechens, die feindlichen Fremdlinge bei sich aufzunehmen, die bittersten Vorwürfe gemacht, und ihm, zur Strafe seines Hochverrathes, über den gewöhnlichen Tribut, noch zwanzig Jünglinge zum Opfer für die beleidigten Gottheiten abgefordert, damit, wie es überall auf der Erde gebräuchlich, auch hier das Volk für die Mißgriffe des Regenten büße. Diese Anmaßung mußte Cortez doppelt entrüsten, weil sie zugleich seinen Stolz und seine Religiosität angriff. Sein Machtgebot rief den Fürsten von Chempoalla herbei, von dem er verlangte, daß dem Blutbefehl des Tyrannen der Gehorsam versagt, und die Ueberbringer verhaftet werden sollten. Der Fürst, zur Unterwürfigkeit gegen den zornigen Herrn gewöhnt, erschrack nicht wenig über dieß Ansinnen, und schwankte kläglich zwischen der alten Achtung für Montezuma und der neuen Furcht vor den fremden Eindringlingen. Aber der Feldherr, in dessen Plan es lag, den Bruch zwischen Chempoalla und Mexico unheilbar zu machen, bestand

so gebieterisch auf seiner Forderung, daß der Fürst nicht zögern durfte, zu gehorchen, und die Tribut-Einnehmer Montezuma's wurden — ohne sichtbaren Antheil der Spanier — durch des Fürsten Leibtrabanten gefangen genommen. — Jetzt war einmal der Ehrfurchtdamm zerrissen, und wie ein verheerender Strom brach der lang verhaltene Groll der Chempoalleser gegen ihre Peiniger hervor. Ueberzeugt, daß Montezuma doch das, was einmal geschehen, nie verzeihen könne, wollten sie ihre Rache so vollständig als möglich befriedigen, und der Fürst, Cortez freudige Zustimmung voraussetzend, verkündete ihm mit wilder Freude, daß noch in dieser Nacht, im Haupttempel der Stadt, an den fünf Mexikanern das geschehen werde, was Montezuma mit den geforderten zwanzig Jünglingen gethan haben würde. Aber wie erschrack er, als Cortez ihm mit großem Abscheu und furchtbarem Ernst erklärte: daß eine Stadt, die durch ein Bündniß mit Christen geehrt sey, sich durch kein Menschenopfer beflecken dürfe. Erstaunt sah der Heide den Christen an, der so entschieden auf der Rettung seiner grimmigsten Feinde bestand, aber dieser blieb bei seinem Verbot, und, theils um dem neuen Bundesgenossen den Ungehorsam unmöglich zu machen, theils aus einer andern, tiefer liegenden Absicht, befahl er, die Gefangenen aus dem fürstlichen Kerker in das spanische Quartier zu bringen, wo er sie durch seine eigenen Leute bewachen ließ.

Die tiefe Nacht lag über Chempoalla, als zwei der unglücklichen Mexicaner aus ihrem Gefängnisse geholt und nach Cortez Gemache gebracht wurden. Schon wähnten sie, daß man sie zu dem verheißenen, nächtlichen Tempelopfer schleppe, und bereiteten sich mit heldenmüthiger Fassung zum Tode. Aber Cortez, welcher in Geheim erwogen, daß es gut sey, so lange als möglich den Schein des Friedens zwischen ihm und dem mächtigen Montezuma zu erhalten und wenigstens offenbare Feindseligkeiten zu verhüten, kündigte ihnen die Freiheit an, trug ihnen auf, dem Gebieter sein Mißfallen über das Betragen der Chempoalleser gegen sie zu bezeigen und versprach ihnen ihre Gefährten nachzusenden. Von der ungehofften Milde des fremden Heerführers entzückt, schieden sie. Am andern Morgen berichteten die spanischen Schildwachen dem Feldherrn, in Beiseyn des Fürsten, befohlnermaßen mit großer Aengstlichkeit die Flucht der beiden Gefangnen. Cortez stellte sich über die Nachlässigkeit seiner Soldaten höchst aufgebracht, und ließ die noch vorhandnen Mexicaner, um sie sichrer zu bewahren, in Fesseln auf seine Schiffe bringen, von wo sie um so leichter und unbemerkter ihren Brüdern folgen konnten.

So geschah es. Cortez hatte, das gutmüthige Vertrauen seines Verbündeten mißbrauchend, ihn auf ewig mit seinem Herrscher entzweit, und sich diesen zugleich zu großer Dankbarkeit verpflichtet. Sein Doppelzweck war erreicht, aber, durch diese unwürdige kleinliche Betrügerei, der Glanz seines Heldenruhmes in einem Grade verdunkelt, den sein sonst rechtliches Gemüth noch schärfer erkannt haben würde, wenn er nicht das Hauptziel seines Thuns, die Verbreitung der christlichen Religion und den schrecklichen Grundsatz, daß dieses Ziel jedes Mittel heilige, vor Augen und im Herzen gehabt hätte.

Die Saat der Kühnheit und List reifte, wie fast immer hienieden, rasch zu des glücklichen Erfolges Segensernte. Pfeilschnell hatte sich das Gerücht durch alle Gebürge der Totonako's verbreitet, daß sie durch der Weißen Entschlossenheit von dem Tribut für Mexico befreit und berechtigt worden, jeden Beamten Montezuma's,

*

der sich blicken lasse, zu verhaften. Der Freiheithoffnung süße Täuschung lebte in der ganzen hartbedrückten Nation auf, und die Herren und Edlen der Provinz strömten in Chempoalla zusammen, um ihren vermeintlichen Befreiern zu danken. Cortez war nicht der Mann, eine solche Gelegenheit ungenützt entfliehen zu lassen; durch seinen Clienten, den Fürsten von Chempoalla, hatte er den von Chiahuitzla gewonnen, beide mußten jetzt die Notabeln der Totonako's bearbeiten, und obgleich einige Furchtsame oder Weitersehende meinten: es sey am zuträglichsten, den, diesmal wohl mit Recht zornigen, Herrn zu versöhnen, so siegte doch der Mehrzahl Begeisterung. Die Stände beschlossen, Mexico's Joch völlig abzuschütteln, sich zu diesem Zweck mit den Spaniern zu verbünden, und ihren König als Oberschutzherrn anzuerkennen. Dieser Akt ward aus einer wunderlichen, mit sich selbst im Widerspruch stehenden Gesetzlichkeit des Feldherrn in dem fremden Welttheil, durch den Notar der spanischen Armee, mit allen spanischen Formen, von denen natürlich die guten Totonako's nichts verstanden, vollzogen, und ohne näher zu prüfen, ob hier nicht die Geißel mit dem Scorpion vertauscht werde, huldigten die einfältigen Heiden mit Jubelgeschrei dem neuen Regimente.

Jetzt hatte Cortez festen Fuß im Lande gefaßt, und nun dachte er mit Ernst an die Gründung der reichen Stadt des wahren Kreuzes, die bisher nur in der Idee existirt hatte. Er bedurfte eines festen Punkts an dieser Küste, um bei Unglücksfällen eine sichere Zuflucht, für die Ersatzmannschaft einen Landungplatz, und hauptsächlich eine Zwingburg für den neuen Vasallen zu haben, wenn dieselben etwa in der Folge, die Segnungen der spanischen Herrschaft verkennend, einen Versuch wagen sollten, das Notariatssiegel von der Huldigungsurkunde zu reißen.

In einer fruchtbaren Ebene, von prächtigen Wäldern umgeben, zwischen Chiahuitzla und dem Meere, wurde der Grund von Villarika de la vera cruz abgesteckt, das ganze Heer mußte Hand anlegen, um nur erst die Ringmauern und die nöthigen Gebäude aufführen zu helfen. Niemand durfte sich ausschließen, und Cortez selbst, mit eigenen Händen Kelle und Hammer führend, ging seinen Officieren mit gutem Beispiel voran. Die Totonako's, nicht gewohnt, die entfernten Folgen ihres Thuns zu berechnen, ließen sich sehr bereitwillig bei dem Kerkerbau ihrer Freiheit als Handlanger brauchen, und bald trotzte die neue Stadt, mit Wall und Mauern umgeben, und gegen der Indier dürftiges Kriegsgeräth hinreichend gesichert.

Eben stand Cortez auf dem Marktplatze von Veracruz, seine schnelle und wohlgerathene Schöpfung beifällig betrachtend, als Juan, gleich einem Rasenden von Chempoalla daher gesprengt kam, und, ohne vom Pferde abzusteigen, athemlos vom Rut und Zorn dem Feldherrn zuschrie: Zu Hülfe, General, die Ehre der Krone und der Religion Spaniens stehet auf dem Spiele. In der Hauptstadt unserer neuen Provinz wagen es die Vasallen eines christlichen Königs ein Menschenopfer zu bereiten; um von ihren teufilschen Götzen Glück zu erkaufen, zum Widerstande gegen den Tyrannen, wollen sie sechs zarte Kinder im Haupttempel schlachten. — Blase Allarm, donnerte Cortez im heiligen Zorn dem Trompeter zu, der neben ihm hielt, und während das Schmettern des ehernen Heroldes der Schlachten ganz Veracruz in die Waffen rief, sprach Cortez, vom Rosse springend, in geflügelter Eile zu seinem Juan: Zurück nach Chempoalla! Dein Pferd ist überjagt, nimm das meine und jage

es in Gottes Namen todt. Olid und Alvarado besetzen mit ihren Compagnieen den Tempel. Dem Fürsten sage: Aufschub des Opfers, bis ich komme, oder ich vernichte die Stadt. Schon saß Juan auf dem stolzen Andalusier des Feldherrn, und ihn gegen das Thor herumwerfend, rief er freudig: Komme ich mit dem Rosse lebendig nach Chempoalla, so sind die Kinder gerettet, und bald verschwand er in der Staubwolke, die des ausgreifenden Hengstes Donnergalloppschlag geschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Canal von Leeds und Liverpool.

Dieser Canal zieht sich aus der Mersey bei Liverpool in verschiedenen Wendungen bis Leeds in einer Länge von 130 Meilen mit 838 Fuß Gefälle.

Thonnets Canal.

Dieser Canal wurde auf Kosten des Grafen Thonnet gegraben: er ist ½ Meile lang und steht mit dem Canale von Leeds und Liverpool in Verbindung. Der Zweck dabei war, zu den Kalkbrennereien des Grafen die nöthigen Steinkohlen zu führen und Kalk zum Düngen und als Baumaterial zu verschiffen.

Lancaster Canal.

Dieser Canal wurde im Jahre 1805 vollendet; seine Länge beträgt 76 Meilen mit 222 Fuß steigender Wasserhöhe und 56 Fuß Gefälle. Der Hafen von Lancaster wird dadurch in schiffbare Verbindung mit einem großen Theile des Inlandes gesetzt, wo Manufacturen aller Art blühen; überdem sind an dem südlichen Ende desselben ausgedehnte Kalkbrüche vorhanden, aus welchen mittelst der Schifffahrt auf diesem Canale verschiedenen Gegenden, die Mangel an diesem Artikel haben, die Bedürfnisse davon wohlfeil zugeführt werden.

Basingstoke Canal.

Dieser Canal nimmt bei Basingstoke in Hampshire seinen Anfang und zieht in verschiedenen Richtungen sich fort bis in den Fluß Wey, nahe dem Flecken Woolsley. Er wurde im Jahre 1788 angefangen und mit einem Kostenaufwande von 160,000 L. im Jahre 1796 beendiget. Seine Länge beträgt 37 Meilen, mit 195 Fuß Gefälle auf den letzten 15 Meilen.

Süd Hampton und Salisbury Canal.

Dieser Canal zieht sich in zwei verschiedenen Abtheilungen, welche durch den Andover Canal mit einander in Verbindung gesetzt sind, 17 Meilen lang nordwestlich von Süd Hampton bis Salisbury.

Schifffahrt auf dem Itchin Fluße.

Dieser Fluß wurde von Winchester bis Süd Hampton von den Vorfahren des James d'Arcy schiffbar gemacht um das gegenseitige Verkehr dieser beiden Städte zu erleichtern; vorzüglich aber um Winchester mit Kohlen und Süd Hampton mit Getraide und Lebensmitteln aus dem Inlande zu versorgen. Bis zum Jahre 1795 war James d'Arcy der einzige Eigenthümer dieser Schifffahrt, und trieb solche für eigene Rechnung. Als aber die Klagen über zu hohe Frachten bei dieser Schiffahrt mannigfaltig wurden, ernannte das Gouvernement eine Commission, welche ein gewisses Tonnen-Geld für den Eigenthümer des Canals festsetzte. Gegen Ent-

richtung desselben wurde darauf gedachte Schiffahrt jedem frei gegeben.

Shaenclife und Rye Canal.

Dieser Canal wurde im Herbst 1804 von Königlichen Militair Ingenieurs entworfen, um zugleich als Vertheidigungs Linie auf der Küste von Kent zu dienen. Die Breite und Tiefe des Canals macht eine Schiffahrt von 200 Tonnen groß darauf möglich. Seine Länge beträgt 18 Meilen, an welcher eine Militair Straße sich fortzieht, die durch starke Batterien gedeckt ist. Die Wasserhöhe des Canals ist allenthalben gleich, deswegen sind keine Schleusen dabei nöthig geworden. Doch sind an beiden Enden desselben Fluth-Schleusen angelegt. Ausser dem Vertheidigungszweck dient der Canal noch dazu, die Marsch Gegend von Romney zu entwässern, Kohlen einzuführen, Kies-Sand vom Ufer zum Wegbau zu transportiren und die Producte der Landwirthschaft zu exportiren.

Der große Surry Canal.

Dieser Canal wurde im Jahre 1801 beschloßen und durch eine Parlaments Acte genehmiget. Der Plan geht dahin ihn über Deptford u. s. w. nach Portsmouth zu leiten.

Andaver Canal.

Dieser Canal ist 22½ Meilen lang und sein Gefälle beträgt 176 Fuß. Der Handel von Andaver, vorzüglich der Getraide Handel, war sehr in Verfall gekommen. Seitdem aber durch diesen Canal eine schiffbare Communication von Andaver über Winchester bis in das Fahrwasser von Süd Hampton geschaffen worden, hat sich der Handel von Andaver außerordentlich gehoben.

Croydon Canal.

Durch diesen Canal von 9½ Meilen Länge ist eine Schifffahrt zwischen den Grafschaften Kent und Surry zu Stande gebracht worden. Er nimmt seinen Anfang aus dem großen Surry Canal bei Deptford und endigt sich in dem neuen Bassin bei der Stadt Croydon. Dieser Canal wurde im Jahre 1809 vollendet und für die Schifffahrt geöffnet.

Chester Canal.

Dieser Canal wurde im Jahre 1772 angefangen und in kurzer Zeit vollendet. Er zieht sich mit 170 Fuß steigender Wasserhöhe 18 Meilen lang von Chester durch verschiedene Gegenden, und gewährt dem Handel von Chester mit der Gegend wohin der Canal führt, großen Nutzen.

Birmingham Canal.

Dieser Canal beginnt bei Birmingham und zieht sich durch verschiedene Gegenden in den Staffordshire Canal. Seine Länge beträgt 22 Meilen. Auf einem kurzen Tractu, nämlich von Birmingham bis Smethwick, steigt die Wasserhöhe 18 Fuß; von da bis Wolverhampton ist ebener Wasserspiegel; von hier bis Alderley aber hat der Canal auf 2 Meilen 114 Fuß Gefälle. Aus diesem Canale sind mehrere Neben-Canäle vorzüglich zum Betrieb des Steinkohlen Handels gegraben, und dadurch die Canal Schifffahrt in jener Gegend sehr ausgebreitet worden.

Staffordshire und Worcestershire Canal.

Dieser Canal setzt die obengenannten Grafschaften auf 46½ Meilen mit einander in schiffbare Verbindung; er nimmt seinen Anfang aus der Severn bei Stourpart und endigt sich mit dem Eingange in den Trent und Mersey Canal.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vorschlag.

Die Feuerassecuranz-Compagnie hat dieser Tage berathschlaget, auf welche Art am besten das Geld, welches durch die Prämien zusammen gebracht ist, benutzet werden könne. Sie gebrauchte dabei den Ausdruck: Herrenloses Geld. Ich bin der Meinung: daß man dieses Geld wohl für Staatseigenthum ansehen könne, denn die Theilnehmer der Assecuranz haben für dasselbe Sicherheit genossen u. s. w. Eine gute Löschungs-Anstalt ist ein wesentlicher Vortheil für Versicherer, und Wasser dazu das erste nothwendigste Bedürfniß; wie wäre es nun, wenn die Compagnie sich entschlöße, das durch die Prämien zusammengebrachte Geld, zu der in Vorschlag gebrachten neuen Wasserleitung herzugeben? Durch eine gute und zweckmäßig eingerichtete Wasserleitung hätte die ganze Stadt Vortheil. Die Assecuranz-Theilhaber würden Ehre davon haben solche anzulegen, ohne daß es ihnen die geringste Aufopferung kostete; denn das Geld dazu haben sie schon ausgegeben, und hätten sie auswärts versichern lassen, erhielten sie die Prämien auch nicht zurück. S —

---

* An ein anspruchloses Landmädchen.

In jenem Kranz, den um dein stilles Leben
Bescheidner Sinn und zarte Sanftmuth wand,
Wo Rosen Purpur unter Silber weben,
Durchschlungen von der Unschuld Zauberband,
Vom Morgenroth der Liebe mild umgeben,
Erhaben über allen Erdentand; —
In jenen Kranz flecht' ich den Wunsch der Seele,
Daß ihm des Lebens Blüthe nimmer fehle.

Noeldeke.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 28.

Mama, matt, Matratze.

* Thalia, an ihre Kinder.*)

Epilog.

So ist's denn wahr, daß Ihr in diesen Hallen
Mir fernerhin kein freundlich Opfer bringt?
So ist denn meiner Kinder Loos gefallen,
Von bittren Sorgen seh' ich Euch umringt;
Vergebens ist's daß Eure Klagen schallen
Und Euer Flehn in edle Herzen dringt. —
Kein Helfer naht — kein Retter meinen Kindern
Und ich — kann ihren Untergang nicht hindern! —

Hier, wo man mir Altar und Tempel baute,
Wo Alt und Jung oft mit entzücktem Sinn,
Mit Freudigkeit auf meine Kinder schaute,
Hier ist nun all' ihr treues Streben hin! —
Verklungen sind des Beifalls helle Laute
Des Künstlers ewig süßester Gewinn;
Wär's nur ein Schall des flücht'gen Augenblickes? —
O, harter Schlag, des härtesten Geschickes!

Hier stürzt mein Tempel? — unter seinen Trümmern
Begräbt er grausam meiner Treuen Glück;
Kein Stern will durch die Wolken-Hülle schimmern;
Die Nacht verschleiert ihren Trostes-Blick.
Die mir sich weihten, müssen nun sich kümmern! —
Mit Wehmuth sehnt sich jedes Herz zurück,
In die vergangen frohe Zeit des Lebens;
Doch ach! — ihr Sehnen ist und bleibt vergebens!

Denn: wie im wilden Sturm sich Wolken jagen,
Wenn schnell den Sommertag ein Wetter schreckt;
Wenn, ungesehn im Wolken-Schoos getragen,
Ein Hagelschlag die Aehren niederstreckt,
Die lange schon des Säemanns Behagen
In seinem Busen Hoffnungen geweckt;
So trat das Schicksal jetzt in Euer Leben
Und in die Zukunft schau' ich nur mit Beben! —

---

*) Dieses Gedicht war früher bestimmt, von einer hiesigen Schauspielerin im Character der Thalia, als Abschiedswort an die Mitglieder der hiesigen Bühne und an das Publicum, bei der letzten Vorstellung gesprochen zu werden, welches aber durch Umstände verhindert worden. — Seiner innern Gediegenheit wegen theile ich es, mit Erlaubniß der Verfasserin, den Lesern des Bürgerfreundes mit. D. Red.

Denn hier ist, ach! nicht ferner Eure Hütte,
So will es ja das wechselnde Geschick;
Ihr müßt aus dieser edlen Bürger Mitte,
Verlassen von dem launevollen Glück. —
Der eine lenkt nach Osten nun die Schritte,
Nach Westen der — und Jenes düstrer Blick,
Er scheint, so stumm er ist, doch laut zu sagen:
O, möchte man von hier ins Grab mich tragen! —

Euch ist so manche holde Freuden-Blume
Im Schutz der edlen Kunst hier aufgeblüht,
Und Ihr — ich sag' es laut zu Eurem Ruhme —
Habt schöne Seelen freudig oft durchglüht.
Des Dichters Werk ward Euch zum Eigenthume
Wenn Ihr es treu zu geben Euch bemüht;
Wenn Ihr die Tugend mit dem Sternen-Kranze
Im Bild' erhoben zu dem reinsten Glanze.

Vollkommen ist ja nichts auf diesem Sterne,
Wie konntet Ihr denn frei von Mängeln seyn? —
Vollendung liegt nur in dem reifen Kerne
Und wo es reifen soll muß Wärme seyn;
Und daß der Gärtner recht sie pflegen lerne,
Die Pflanze, muß der Sonne milder Schein
Zu Hülfe kommen mit dem goldnen Segen
Dann wird kein Wurm in ihrem Keim sich regen. —

O weinen möcht' ich, daß aus Bremens Thoren
(Wo ich so gern' Euch mochte weilen sehn)
Ihr wandern müsset mit den flücht'gen Horen!
Wie wird es Euch nun anderswo ergeh'n? —
Ist denn der Hoffnung heller Stern verloren?
Kann sich des Glückes Rad nicht wieder drehn? —
O, könnt' ich doch von jenen Himmels-Höhen
Für meine Kinder dieses Heil erflehen!

(An das Publicum.)

Und sollte doch mein innig Flehn verhallen
Wie Saitenklang in öd' gewordnen Raum;
Und müssen sie aus Bremens Mauern wallen
Wo sie geträumt so manchen süßen Traum; —
So dank' ich jetzt, in ihrem Namen, Allen! —
O, möchte doch an Eures Himmels Saum
Aurora jeden Tag verschönert steigen
Und segenreich sich auf Euch nieder neigen! —

H — ll —

Theater-Anzeige und Bitte.

Am Donnerstag den 13. dieses wird auf hiesigem Theater die bekannte schöne Mozartsche Oper „Die Entführung aus dem Serail, und das verlorne Kind," Schauspiel in einem Act von Kotzebue gegeben werden.

Die Einnahme ist zum Vortheil unsers braven Bassisten, des Herrn Zschischka, so wie seiner, als Schauspielerin beliebten Frau, geb. Rüdinger und des von der bisherigen Direction hieher berufenen, uns schon früher durch angenehmen Gesang bekannten Tenoristen, des Herrn Hanstein bestimmt. —

Einem geehrten Musik und Gesangliebenden Publico, welchem die vielen Bewühungen, denen sich Herr Zschischka während seines langjährigen hiesigen Aufenthalts, bei so mannigfaltigen Gelegenheiten zu Erhöhung dieses Kunstgenusses oft unterzogen hat, in Erinnerung seyn wird, und dem durch die Aufführung obiger Oper, vor der Auflösung der hiesigen Bühne, noch ein, vielleicht auf lange Zeit unterbrochenwerdender, Hochgenuß zu Theil werden wird, diese erfreuliche Anzeige zu machen, und um thätige Unterstützung für diese unsrer Achtung und Dankbarkeit so werth seyenden Künstler zu bitten, erlaubt sich

d. Red.

Anzeige.

Im Comptoir für Buch- Stein- und Kupfer-Druck von G. Jöntzen Papenstraße Nro. 22, sind zu jeder Stunde fürs billigste zu haben: mehrere Sorten in Kupfer, Stein und mit Englischer Schreibschrift gedruckte Wechsel, Anweisungen und Zinsquittungen das 100 zu 18, 36 und 54 Grote, mehrere Sorten Frachtbriefe, mit Bremer Wappen und sonstigen passenden Attributen, Deutsche, Holländische, Französische und Englische Connoissemente mit passenden Handlungsattributen; mehrere Sorten Obligationen, Declarationen, Aufgabezettel, Vollmachten, Rechnungen, Wasch-Tabellen, Schema's zu viertel und achtel Loosen der Bremer und auswärtigen Lotterien, Anschläge von Vermiethung und Verkauf von Häusern, Miethcontracte, Commandierzettel für Feldwebel und Unteroffiziere der Bürgerwehr, Bilder in und auf A B C Büchern, A B C Tafeln besonders für Schulen brauchbar, mehrere Sorten gebundene Hanseatische Taschenbücher, Sedez- Tafel- und Comptoir-Kalender, in Stein gedruckte Kränze, Vasen, Blumen, Guirlanden und Bilder, mehrere Sorten Schulbücher, Glückskarten, Planeten und Lieder und andere gedruckte Artikel, welche zu gewöhnlichen Geschäften gebraucht werden.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 30.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 13. April 1820.

* Das Blümchen.

Es blüht ein Blümchen sanft und mild,
Im schönen Erdenthale.
Es trägt der hohen Gottheit Schild
Und blüht beim ärmsten Mahle.
Wer's Blümchen pflückt und lieben kann,
Den lacht der Erde Schönheit an.

Es blüht Dir, Freund, zu jeder Zeit,
Und auch an jedem Orte.
Die Menschen kennen's weit und breit,
Es rühmen ihre Worte.
Sie schmücken sich den Busen gern,
Wär' auch die Freude noch so fern.

Klagst Du die Hand des Schicksals an,
Murrst wider die Beschwerden
Der öden, rauhen Lebensbahn, —
Bald wirst Du ruhig werden. —
Wenn Du mein Blümchen freundlich pflückst,
Und liebend an das Herz es drückst.

Und quälen bange Sorgen Dich,
Siehst Du die Zukunft finster —
Wann alle Freude von dir wich,
Und's traurig ist und düster,
Nimm's Blümchen — heller Morgen scheint
Dir, dessen Auge Thränen weint.

Und naht der Todesbote sich,
Dir reichend Friedenspalmen, —
Siehst ihm entgegen wonniglich
Und singest hohe Psalmen,
Wenn dir mein Blümchen sterbend blüht,
Und dann mit Dir zur Heimath zieht.

Nun wollt Ihr, Freunde, doch wohl gern,
Mein liebes Blümchen kennen,
Es ist Euch wirklich gar nicht fern,
Doch will ich es Euch nennen.
Mein Blümchen hoher Seligkeit
Es nennt sich nur — Zufriedenheit.

G.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Um Chempoallas hohen Haupttempel wogte der Heiden unzählbare Menge. Aus den Thürmen der obern Terrasse scholl gräßlich, begleitet von der kleinen Tempelflöten schneidendem Geschrei, der

der blutdürstigen Priester heulender Gesang. Endlich kamen, in schwarze Scapuliere gehüllt, Gesicht und Fäuste schwarz gefärbt, die Ungeheuer paarweise in Prozession hervorgeschritten, und hielten ihren Umzug auf der Terrasse, und von den kolossalen Rauchfässern wirbelten Dampfwolken des Copals in geraden Säulen hinauf in das klare Blau des milden Himmels. Jetzt stiegen die Priester singend den langen Treppenweg von Terrasse zu Terrasse herab bis zum Fuße der ungeheuern Steinmasse, wo die Väter und Mütter der zum Opfer bestimmten Kinder, die armen Kleinen mit stiller Ergebung in das, was sie für der Götter Willen hielten, für ihren Ehrentag mit Edelsteinen schmückten, und mit blutigen Thränen zum Tode weihten. Eben ließ sich Chempoalla's Fürst von seinem Tragesessel herabheben, um durch eigenhändige Uebergabe der Opfer an ihre Schlächter seinen Herrschereifer für die Religion des Landes thätig auszusprechen. Da kam Juan auf dem tollen Andalusier angejagt und stürzte mit ihm zu des Fürsten Füßen nieder. Noch am Boden liegend schrie er zu dem Erschrockenen hinauf: Aufschub des Opfers, oder Vertilgungskampf mit uns!

Entsetzt über die Frechheit des Fremdlings, der, einzeln und wehrlos, sogar den Göttern zu gebieten sich unterfing, hob der Fürst die Hände zu den Wolken, und die Priester verhüllten zornig die schwarzen Gesichter in ihre Gewänder. Unter dem Kriegergefolge des Fürsten aber erhob sich ein unwilliges Murmeln, und einige schnürten sich schon ihr Steinschwert fest um die Faust und schwenkten es drohend über dem Haupte. Da rasselten Trommeln, und festgeschlossen, im harten einförmig abgemessenen Tritt, kamen, wie ein Mann, Olids und Alvarados Compagnieen heranmarschirt und besetzten mit finsterm Schweigen die Eingänge des Tempels, und hinter ihnen dröhnte der Boden von der Kanonen dumpfem Gerassel, die, von Chempoalleßschen Lastträgern gezogen, von Spaniern mit brennenden Lunten begleitet, sich drohend näherten, hielten und abprotzten. Da erkannte der Fürst mit Entsetzen den schweren Ernst in Juans Zuruf, und winkte den Priestern, mit dem Opfer inne zu halten. So harrete alles in schauerlicher Stille zum Aergsten gerüstet, bis die Trompeten von dem Thore herjauchzten, das gen Veracruz schaute, und auf schaumweißem Rosse der Feldherr an seiner Reiter Spitze angesprengt kam. Gleich des Cherubs Flammenschwerte funkelte, dießmal für eine ganz reine Sache gezogen, sein gutes Ritterschwert im Sonnenscheine. — Halt! schrie er schon von weitem, und bald hielt er neben dem Fürsten, der zitternd auf seiner Hofleute Schulter sich lehnte. — Vasall von Spanien! herrschte ihm Cortez mit majestätischem Zorne zu: Wie mögt Ihr es wagen, in Eurer Hauptstadt ein Menschenopfer zu bereiten, das, wie Euch nicht mehr unbekannt seyn kann, Euerm obersten Lehnsherrn ein Gräuel ist. Augenblicklich laßt die unglücklichen Schlachtopfer frei, oder Ihr seyd Eurer Fürstenwürde entsetzt, Chempoalla ist in Aufruhrstand erklärt, und Feuer und Schwert soll schonungslos unter den schändlichen Götzenknechten wüthen! — Ich gehorche, seufzte der Fürst, sich vor dem neuen, strengen Gebieter demüthigend; auf sein Gebot traten die dunkeln Priesterlarven zurück, die schon wieder die schwarzen Mörderfäuste nach den zitternden Kleinen ausgestreckt. Die Kinder flohen zurück in die Arme ihrer trauernden Aeltern, die, noch immer an der nie gehofften Rettung zweifelnd, sie ängstlich betrachteten, dann plötzlich empor hoben und schnell, damit nicht etwa den Fürsten das schwer ausgesprochene Gnadenwort wieder reue, mit ihnen forteilten.

Dieser willige Gehorsam hat Euch Verzeihung der verübten Eigenmacht erworben, fuhr Cortez mit milderem, aber immer ernstem Tone fort. Wenn Euch jedoch an der Wiederkehr meiner vorigen Gunst etwas liegt, so müßt Ihr sie um höhern Preis erkaufen. Oft schon habe ich Euch die Abscheulichkeit Eures Götzendienstes bewiesen, oft schon Euch freundlich ermahnt, von Euerm eben so unsinnigen als verbrecherischen Aberglauben abzustehn. Länger darf ich es nicht dulden, daß meine Worte ungehört verhallen, daß die Unterthanen des katholischen Königs den Teufel anbeten. Darum entsagt zum Pfande der neuen Sühne sammt Euerm Volke Eurer falschen Religion, zertrümmert diese scheußlichen Abbilder verdammter Geister, die gotteslästerlich Ihr Eure Götter nennt; wascht im heiligen Taufwasser die Heidengräuel von Euch ab, nehmt die alleinseligmachende Lehre an, die Christi Knechte Euch bringen. — Ein allgemeiner Schauder ergriff die Chempoalleser bei dieser entsetzlichen Rede. Heulend und knirschend zerrauften die Priester sich die Haare, zerrissen ihre Gewänder und ritzten sich, den Zorn der Götter abzuwenden, Gesicht und Brust mit scharfen Kieselmessern blutig. Verzweifelnd rang der Fürst im Kampfe zwischen der angebornen Ehrfurcht vor seinen Götzen und der aufgedrungenen Furcht vor den frechen Weissen die Hände. Doch endlich siegte in ihm der stolze Fürstensinn. Er trat kühn dem Zorn des Feldherrn entgegen, und sprach mit Würde: Zwar schätze ich die Freundschaft der Spanier sehr hoch, wie ich durch große Opfer bewiesen, aber Eure neue Forderung kann ich nicht erfüllen. Aus den gütigen Händen unserer Götter empfangen wir Gesundheit, Reichthum, Sieg über unsere Feinde und jedes Glückes Fülle. Ihnen sind wir dafür nicht bloß Liebe und Dank, sondern auch äußere Verehrung schuldig. Und hätten wir auch für unsern Undank keine Strafen von ihrem Zorne zu befürchten, so geziemt es doch tapfern Männern, das, was sie im Herzen fühlen, offenkundig auszusprechen, ohne Furcht vor irdischer Uebermacht.

Da rollten Cortez Augen im grimmigsten Zorne, und er rief seinen Kriegern zu: Auf Soldaten! was zaudern wir? Wollen wir es dulden, daß Männer, die sich unsere Freunde nennen, falschen Götzen die Ehre geben, die sie dem wahren Gott schuldig sind. Jetzt ist es Zeit, als Spanier uns zu zeigen, die von ihren Heldenahnen den feurigsten Eifer für ihre Religion erbten. Laßt uns die Schandbilder zerbrechen, daß wir durch Vernichtung der Gegenstände des Aberglaubens, den verblendeten Heiden das Beharren in der Sünde unmöglich machen. Dadurch dienen wir unserm Gott, das will und sollen wir im heiligen Werke, so wird am Throne des Herrn die ewige Märtyrerglorie unsere blutigen Schläfe krönen!

Gott will es, schrieen die Soldaten, und drangen nach der Tempeltreppe vor. Aber wuthschäumend warfen sich ihnen die Priester entgegen, entschlossen, für ihre Götzen, durch die sie so hoch geehrt und so gut genährt waren, auch ihr Leben zu wagen. Mordlust brüllte aus dem versammelten Chempoalla, und der Fürst, dessen Zorn über den Uebermuth der Fremdlinge seine Furcht bezwungen, winkte seinen Kriegern, den Kampf zu beginnen. Rings spannten sich Bogen, hoch hob sich der Maquahiutl, ward der Tlakochtli geschwenkt. Aber Juan stürzte grad auf den Fürsten los, packte ihn mit Löwengrimm an der Kehle, und setzte ihm die Spitze des Degens auf die Brust. Mitten in die Haufen der drohenden Krieger sprengte Cortez und donnerte ihnen zu, daß der erste Pfeil, den sie ab-

zuschließen wagten, ihrem Fürsten das Leben kosten, ihrer ganzen Nation den Untergang bringen solle. Mit kläglichen Tönen übersetzte Marina, die den geliebten Helden auch auf diesem gefährlichen Zuge begleitet, dem erbleichenden Volke diese Drohungen in ihrer Landessprache, und setzte mit weiblicher Feinheit noch die Besorgniß hinzu daß die Weißen bei dem Ausbruch der Feindseligkeiten, statt den Chempoallesern gegen die Mexicaner beizustehen, sich mit diesen gegen sie verbinden, und dadurch ihre Vernichtung entscheiden würden.

Dieser Grund war siegreich. Der Haß gegen die Mexicaner überwog Fürstenstolz und Götterfurcht. Mit einem Winke beschwor der Herr von Chempoalla den Sturm des Volksaufruhrs, und erklärte mit matter Stimme: die Spanier möchten nach Willkühr handeln, da seine Unterthanen es nicht wagen dürften, ihre Hände zu so entsetzlicher Tat zu mißbrauchen.

Darf ich? fragte Juan fröhlich den besänftigten Feldherrn, und als dieser gewährend sein Haupt geneigt, sprang der Jüngling die hohen Tempeltreppen hinauf. Ihnen folgten funfzig der streng gläubigsten Spanier. Mit einem Fanatismus der dem der Heiden wenig nachgab, drangen sie in die Tempelthürme der obern Terrasse ein. Schonungslos wüthete Schwert und Beil und Kolbe unter den Götzenbildern. Bald wurden die gräßlichsten Unformen, wildphantastisch aus scheußlichen Menschen- und Thiergestalten zusammengesetzt, reich geschmückt mit Gold und Juwelen, hinaus auf die Plateform geschleppt, und von dort die Treppen herabgestürzt, bis sie zerschmettert am Fuße der Steinmasse anlangten.

Ein Freudengeschrei der Krieger unten begleitete jeden Fratze Sturz, während die Totonaka's Thränenströme vergossen, sich die Augen bedeckten, um den Gräuel nicht mit anzusehen, und die Götter mit klagender Stimme baten, die Nation nicht zu strafen für der Fremdlinge Verwegenheit, die sie nicht hindern könnten, ohne ein Opfer der Mexicaner zu werden. Die Priester brüllten Flüche hinauf zum Himmel, dessen Feuer sie auf die Häupter der frechen Tempelräuber herabbeteten. Aber der Himmel hatte keine Blitze für ihre Ehre, er strahlte fort und fort in seiner heitern Bläue, und unverletzt und triumphirend gingen die Bilderstürmer vor aller Augen herum; die Meinung, daß Götter, die sich selbst nicht zu rächen wüßten, keine Anbetung verdienten, griff um sich, und machte bald ganz Chempoalla in seinem alten Glauben irre, und sogar die Priester geriethen auf den Wahn, daß die Spanier selbst eine Art Gottheit, mächtiger als ihre Götzen, seyn müßten. Jetzt trugen sie kein Bedenken mehr, selbst Hand anzulegen, und die bisher so heilig gehaltnen Torso's, mit Verachtung in das Feuer zu werfen, das auf Cortez Gebot vor dem Tempel angezündet worden. Das Menschenblut, das, ein gräßlicher Schmuck, rings an den Tempelwänden klebte, ward abgewaschen, ein christlicher Altar errichtet, und das Bild der holden Jungfrau Mutter, blickte bald segnend von der Höhe herab, von der sonst scheußliche Larven in die Qualen unglücklicher Opfer gegrinset hatten. Der alte Torres, ein invalider spanischer Soldat, ward als Sakristan zum Hüter des Heiligthums ernannt, vier chempoallesische Götzenpriester, rasch bekehrt, vertauschten ihre schwarzen Gewänder mit weißen, um seine Gehülfen zu werden, und durch die Taufe von acht edlen Jungfrauen, die der Fürst den spanischen Offizieren, als Pfänder der wiedergebornen Freundschaft, geschenkt, weihte der ehrwürdige Olmedo den neuen Christentempel ein, also glänzend der

der neuen Lehre glorreiches Siegesfest krönend. Als er die Menge mit dem Segen der Kirche entlassen, ergriff, von religiösem Entzücken berauscht, der schwärmende Juan seine Hand und fragte ihn hastig: Nicht also? Euch geht es, wie mir? Heut ist der Tag, an dem es Euch zum ersten Mal mit begeisterndem Entzücken klar wird, weshalb wir in Neuspanien gelandet. Ich fühle mich so selig stolz, daß ich in einer Stunde eines ganzen Volks Aberglauben vertilgt und seine Seele dem wahren Gotte zugeführt habe. Mein guter junger Degen, sprach Olmedo freundlich, zutraulich die Hand auf Juans Schulter legend, mit einem Lächeln, in das sich eine gutmüthige Ironie mischte: So glaubt Ihr also wirklich mit diesen elenden Bildern des Volkes Abgötterei vernichtet, und Gott einen Dienst gethan zu haben? Wohl Euch, wenn Ihr das treulich meint und dieser Glaube Euch in Zukunft zu größern Thaten begeistert. Ich würde ihn Euch nicht rauben, denn wollte Gott: der Spanier roher Haufe theilte nur erst diesen frommen Wahn mit Euch! Doch scheint Ihr mir würdig im Rausche der Schwärmerei ein warnend Wort der Wahrheit zu vernehmen, was ich schon im Gotteshause zu San Yago zu tauben Ohren sprach: Durch Schwert und Feuer zwingt Ihr der Heiden Körper nur zu knechtischem Gehorsam, durch Eurer Tugend Beispiel allein könnt Ihr ihre Herzen gewinnen für unsers Heilands segensreiche Lehre!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Stourbridge Canal.

Dieser Canal nimmt aus dem vorhin erwähnten seinen Anfang, und zieht sich östlich in krummer Richtung durch die Grafschaft Stafford fort. Drei kleine Neben Canäle von 1, 2 und 3/4 Meilen sind aus dem Stourbridge Canal nach verschiedenen Gegenden abgeleitet worden.

Erewash Canal.

Dieser Canal wurde im Jahre 1777 angefangen um verschiedene ganz nutzlos liegende starke Kohlenlager für den Handel zu bearbeiten. Er ist deshalb nahe den Kohlen Gruben vorbei, parallel mit dem Fluß Erewash in einer Länge von 11 Meilen bei 180 Fuß Gefälle, zum Theil auf einem Aquaduct queer über die Heerstraße, die von Nottingham nach Derby geht, in den Fluß Trent geführt worden.

Nottingham Canal.

Dieser Canal wurde im Jahre 1802 vollendet. Er zieht sich in krummer Richtung nordwestlich aus der Trent nahe bei Nottingham bis in den Cremford Canal 15 Meilen fort. Nahe bei Answorth ist ein Reservoir zur Speisung des Canals zu Stande gebracht. Die Schleuse dieses Reservoirs bewegt sich für den Zweck von selbst und ergießt in jeder Stunde gegen 3000 Cubicfuß Wasser, sowohl zum Gebrauch für einige Mühlen, als auch zur Füllung des vorher erwähnten Erewash Canals.

Chesterfield Canal.

Dieser Canal kam im Jahre 1776 zu Stande. Er nimmt bei Chesterfield seinen Anfang und zieht sich in einer Länge von 45 Meilen durch verschiedene Gegenden bei Stockwich in die Trent, und zwar von Chesterfield bis Norwood mit einer steigenden Wasserhöhe von 45 Fuß und von Norwood bis in die Trent mit 535 Fuß Gefälle.

Market Weighton Canal.

Dieser Canal zieht sich in seiner 11 Meilen Länge durch die Grafschaft York aus der Humber bis Market Weighton. Es werden auf demselben vorzüglich Kohlen, Getraide und tannene Bauhölzer transportirt. Auch ist der Zweck damit verbunden die Sümpfe, durch welche der Canal gezogen ist, auszutrocknen.

New-Castle Canal.

Zur Erleichterung des Kohlen Handels ist ein Canal von 3 Meilen Länge aus den Trent- und Mersey Canal bis New-Castle gegraben. Ein zweiter Canal von einigen Meilen lang steht mit diesem in Verbindung und zieht sich zu dem Canal der Herren Niger Grasly und Sohn fort.

New-Chapel Canal.

Dieser Canal zieht sich in einer Länge von $3\frac{1}{2}$ Meilen, in der Grafschaft Glamorgan durch Sümpfe hin. Der Hauptzweck bei diesem Canale war die Austrocknung dieser Sümpfe, deswegen er auch von den Grundbesitzern dieser Gegend zu Stande gebracht wurde.

Canal der Herrn Niger Grasly und Sohn.

Im Jahre 1775 wurden die Herren Niger Grasly und Sohn durch eine Parlaments-Acte ermächtiget, einen Canal von ihren Kohlen Gruben zu Ayredale bis New-Castle in der Grafschaft Stafford zu Stande zu bringen. Sie übernahmen dagegen die Verpflichtung, aus ihren Kohlen-Gruben zur Stadt New-Castle für den Zeitraum von 20 Jahren die Kohlen zu dem Preise von 5 shill: per Tonne von 20 Centnern, zu liefern, desgleichen in den folgenden 20 Jahren das ähnliche Gewicht zu 5/6 d°. Auch verpflichteten sie sich in New-Castle beständig ein Kohlen Magazin in solcher Quantität vorräthig zu haben, daß daraus die Kohlen Consumtion dieser Stadt stets befriedigt werden könne und zwar bei Strafe von 40 L. Und wenn von Jemanden weniger als eine Tonne Kohlen begehrt werden würde, verpflichteten sie sich solche zu $3\frac{1}{2}$ d. per 100 ℔ zu liefern.

Herford und Glouceſter Canal.

Dieser Canal nimmt bei Herford seinen Anfang und endiget sich mit dem Eingange in die Severn, Glouceſter gegenüber. Auf seiner 35 Meilen Länge zieht er sich einmal durch den Fluß Lugg, dreimal durch den Fluß Leadan, und noch einmal durch einen Arm der Severn. Der Canal hat 225 Fuß Schleusenstau, und wird in 3 verschiedenen Gegenden durch 3 Röhren gespeiset, die zusammen genommen eine Länge von 8000 Fuß haben. Für die Gegend, durch welche der Canal hingezogen worden, ist die Schifffahrt von hoher Wichtigkeit. Viele Kohlen-Gruben und Kalkbrüche sind dadurch nutzbar geworden, so daß die Producte davon nach den Häfen von London, Briſtol, Liverpool und Hull wohlfeil transportirt werden können. Auch ist der Nominalwerth der Ländereien in der Grafschaft Hartford seit der Existenz des hier erwähnten Canals sehr gestiegen.

Kington und Leominſter Canal.

Dieser Canal nimmt zu Kington in der Grafschaft Herford seinen Anfang und zieht sich in seiner 45 Meilen Länge durch die Flüße Lugg, Teme und Rea in die Severn bei Stourport in der Grafschaft Worceſter. Der Canal hat 544 Fuß Schleusen Stau, nämlich 496 Fuß Gefälle und 48 Fuß steigende Höhe. Zur Speisung desſelben dienen zwei Röhren, deren Länge 10,000 Fuß beträgt. Es ist auch durch diesen Canal eine schiffbare Verbindung mit den Häfen

von London, Bristol und Hull für den Transport von Kohlen, Kalk, Eisen und Quadersteinen geschaffen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seltsame Gemüthsruhe.

Im Jahr 1793 wurde zu Paris in der damaligen Schreckenszeit ein ehemaliger Grenadier des Regiments Artois, mit Namen Gosnay, als des Auswanderns verdächtig, in die Conciergerie gebracht. Er war eben 27 Jahr alt, von einnehmendem Aeußern und einer unerschütterlichen heitern Laune. Ein junges hübsches Mädchen, das täglich regelmäßig in die Conciergerie kam, um einen dort sitzenden schwindsüchtigen Oheim zu pflegen, nahm vielen Theil an ihm, und sorgte so viel als möglich, daß es ihm in seiner Gefangenschaft an nichts gebrach. Gosnay rührte diese Theilnahme, und es entspann sich zwischen Beiden eine zärtliche Neigung, so daß der Erstere ihr versprach, falls er wieder in Freiheit kommen sollte, wolle er sie heirathen. Doch bei aller seiner Munterkeit und seiner Liebe zu diesem Mädchen, hegte er noch eine größere Sehnsucht nach dem Tode.

Als man ihm seine Anklageakte hinreichte, nahm er sie mit kalter Gleichgültigkeit hin, rollte sie zusammen und zündete seine Pfeife damit an. Seine ehemaligen Kameraden stellten ihm vor, daß es eine Thorheit sey, in seinem Alter muthwillig den Tod zu suchen, da es ihm nicht an Mitteln fehlen könne, seine Unschuld zu beweisen. Gosnay schien ihren Ermahnungen Gehör zu geben, aber er blieb in seinem Innern fest entschlossen, nicht länger zu leben. Ehe er vor dem Tribunale erschien, trank er eine Flasche Wein, aß mit seinen Unglücksgenossen Austern, rauchte gelassen seine Pfeife und unterhielt sich mit ihnen über die Nichtigkeit des irdischen Daseyns.

„Es ist nicht genug," sagte er: „daß wir jetzt gut gefrühstückt haben, ich muß auch auf ein gutes Abendbrod hernach Bedacht nehmen; gebt mir daher eine Adresse an einen Restaurateur in jener Welt, damit ich für Euch auf den Abend in derselben ein gutes Abendbrod anrichten lassen kann."

„Als man ihm vor dem Tribunal die Anklage wider ihn vorlas, sagte er: „Ja, alles, was man wider mich angezeigt hat, ist völlig wahr," und als sein Vertheidiger die Richter darauf aufmerksam machen wollte, daß es in seinem Kopfe nicht richtig sey, rief er aus: „Nie ist es in meinem Kopfe richtiger gewesen, als gerade in diesem Moment, wo er mir am meisten wackelt. Ich verbiete Dir, allzudienstfertiger Vertheidiger, mich zu vertheidigen, man führe mich nur, ohne alle weitere Umstände, zur Guillotine."

Als er zum Tode verurtheilt worden war, ging er über den Hof eben so heiter, wie gewöhnlich, grüßte alle Bekannte ohne die mindeste Spur von Furcht oder Angst. Bei seiner Ankunft in das Zimmer der Verurtheilten aß und trank er mit großem Appetit, und beim Aufsteigen auf den Karren sagte er zu einem der Knechte des Kerkermeisters, mit dem er in einer Art von freundschaftlichem Verhältnisse gestanden hatte: „Freund Roiere! wir müssen noch erst zusammen aus Deinem Glase einen Schnaps trinken, denn sonst spuk' ich bei Dir nach meinem Tode." Der Gefangenwärter brachte das Glas Branntwein, und Gosnay trank es mit Vergnügen. Bei dem Wegführen zum Richtplatze verfolgten ihn einige von dem versammelten Pöbel mit höhnen-

dem Gezische. Kalt sagte er zu ihnen: „Ihr seyd rechte Schufte, daß Ihr mich noch höhnen könnt. Wer von Euch würde wohl so muthig seinem Tode entgegen gehen? Antwortet!"

Am Blutgerüste rief er: „Endlich bin ich an das so lange gewünschte Ziel!" — Ruhig legte er sein Haupt auf die Guillotine.

---

* Chinesischer Oelrettig.

Dieser Oelrettig kommt in unserer Gegend gut fort, und liefert eine große Menge Saamen, aus dem man sehr vieles gutes Oel erhält, welches man als Baumöl gebrauchen kann. Da der Anbau dieser Rettige so vortheilhaft ist, indem er mehr Saat und Oel, als der bekannte Rapp liefert, so machen wir diejenigen, welche Rapp bauen, darauf aufmerksam.

---

* Auf den Rücken eines Exemplars des Corpusjuris geschrieben.

Körper des Rechts heißt deutsch, in Corpus juris verunbeutscht,
Dies vierschrötige Werk; — wahrlich, der Körper hat Recht!

Noeldeke.

* An das Schicksal.

Wie schenkst Du, o Schicksal, mit ungleicher Hand,
Dem Einen hier Glück und dem Andern Verstand!
Zwar Glück ist verständigem Sinne nur Tand,
Doch Pinseln des Glückes gilt Glück für Verstand.

Noeldeke.

* Der Polizeybeamte Kuriokrokowskykenskikanski-Kullaka und sein Dummkopf.

„Wo ist, rief lärmend und mit angestammter
Hohlköpfigkeit ein Polizey-Beamter,
Mein Dummkopf?" — Der Gerufne war sein Knecht.

Noch eh' er sich den großen Filz zurecht
Auf kleinem Haupt gesetzt, sprach — „Herr, Sie fragen? —
Ein Weib; — da zwischen Ihrem Hut und Kragen."

Noeldeke.

* Zweisylbige Charade.

Die Erste nennt dir einen Ort,
Zum Spiel, zum Tanz und Caffeetrinken,
Die Zweite findest du nicht dort,
Du mußt ein wenig weiter hinken;
Dann siehst du darauf Bäume wachsen,
Und Früchte und Kräuter darauf stehn,
Das Ganze findest du in Sachsen,
Drum reise hin, willst du es sehn.

B... den 15. März 1820. S....

Anzeige.

Auf Verlangen ist das Gebet des Herrn, Vater Unser, wie es von Herrn Prediger Uhlhorn vorgetragen wird, auf Velin-Papier bei mir gedruckt und in meinem Comptoir, Papenstraße Nro. 22, für 12 Grote zu haben.

Georg Jöntzen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 31.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 16. April 1820.

* Winter und Frühling.

Der Winter.

Wie bebt der stolze Hügel,
Wie murmelt leis der Bach,
Wie rauscht des Windes Flügel
An meines Schlosses Dach!
Um die krist'll'nen Säulen,
Und um mein weißes Zelt,
Seh ich den Boten eilen,
Aus einer fremden Welt.

In meinen kalten Armen,
Auf meiner starren Spur,
Sollst nimmer du erwarmen
Ohnmächtige Natur.
Mit meinem mächt'gen Schleier
Will ich dich überziehn.
Da soll dein stolzes Feuer
Unschädlich mir, verglühn.

Im eisigen Geschmeide
Im glatten Panzerhemd',
Im weißen Festtagskleide
Bin ich dir nicht mehr fremd.

Was soll dein leises Beben? —
Machst doch mein Herz nicht warm!
Was soll dein Widerstreben? —
— Ruh' sanft in Greises Arm!

Doch weh! — die Boten eilen
Aus einer fremden Welt.
Wer schüttelt an den Säulen,
Wer raubt mein weißes Zelt? —
Ach, alle Fesseln fallen,
Die Erdenbraut ist frei!
Ich hör' es leise hallen:
„Der Retter eilt herbei!"

Der Frühling.

Du wähnst mich aufzuhalten,
Erzürnte Greisgestalt? —
Mit mächtigen Gewalten
Bin ich von Haus bestallt.
Du sollst von hinnen ziehen,
Nicht zürnend rückwärts schau'n;
Mein Reich kann nicht erblühen,
Bei deines Rückblicks Graun.

Aus meines Vaters Hause
Bin ich zum Thal' gesandt,
Wo deine finstre Klause
Als strenger Zwinger stand.
Daß es auf schöner Erde
Und in des Menschen Brust,
Ein heitrer Lenztag werde,
Ein Quell von reiner Lust.

Und Blumen soll ich streuen,
Wohin mein Weg mich führ't;
Es wird den Vater freuen
Wenn es die Menschen rühr't.
Ich soll den Hain beleben
Mit duft'gem Laub umzieh'n,
Da soll mit leisem Beben
Ihm jeder Zweifel fliehn.

Denn wenn die Haine hallen,
Am Himmel Blitze sprüh'n,
Wenn helle Thaukristallen
Am Grashalme glühn;
Wenn an dem blauen Bogen
In lauer Frühlingsnacht,
Die Sterne aufgezogen
In magisch stiller Pracht,

Wenn es mein Hauch entfaltet,
Was aus der Knospe blinkt,
Daß es sich schön gestaltet,
Und freundlich thalwärts winkt;
Wenn auf den grünen Feldern
Sich Halm an Halm erhebt,
Der Berg im Kranz von Wäldern
Im wilden Sturm erbebt;

Wenn sich auf Purpurwellen
Der junge Morgen zeig't,
Und weiße Wölkchen schwellen,
— Die Sonne aufwärts steigt;
Wenn sie die Bahn vollendet,
Am Hügelsaum versinkt,
Der Blumenkelch sich wendet
Und Abschiedsthränen trinkt.

Dann zieh't es leichten Wehens
Wohl in des Menschen Brust,
Er ist des Auferstehens
Sich so recht hell bewußt.
Mit kindlichem Vertrauen,
Nimmt er, was Vater giebt,
Gern möcht' er Ihn erschauen,
Den Vater, der so liebt.

So laß dich froh begrüßen,
Du Bote fremder Welt!
Laß mir den Kranz entsprießen,
Den ich bei dir bestell't:
Aus Liebe, Hoffnung, Treue,
Und Lohn für lange Müh'n,
Laß ihn in ew'ger Neue,
Auf Deutschlands Flur erblüh'n!!!

A. Daeves.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Die geduldige Ergebung, mit der die Totonaka's sich nach dieser gewaltsamen Bekehrung dem neuen, uns aufgedrungenen Cultus unterwarfen, bewieß es dem Feldherrn, daß sie völlig unterjocht waren, und er begann nun sich ernstlich zum Marsche gen Tenochtitlan zu rüsten. Da störte ihn ein neues Complot seiner Leute in der Ausführung seines gigantischen Planes. Juan Eskudero, durch das Mißlingen der letzten Verschwörung weniger geschreckt als erbittert, des langen Herumschweifens müde, vor den Gefahren des Zuges nach der Hauptstadt sich scheuend, hatte mit Diego Cermeno, Piloto und Gonzalez von Honprie, und Piloto und Alfonso Pilare den verzweifelten Plan entworfen, eines der Schiffe zu ersteigen, den Steuermann zu ermorden und gerade nach Cuba zu segeln, um den grimmigen Velasquez von allem zu unterrichten. Juan, von Esku-

dero zur Theilnahme aufgefordert, entdeckte alles dem Feldherrn. Die Gefangennahme der Rädelsführer, die Hinrichtung zweier von ihnen und der übrigen strenge Bestrafung folgte zwar der Entdeckung auf dem Fuße, aber Cortez konnte die bittere Ueberzeugung nicht zurückweisen, daß dadurch die Quelle der Empörung in seinem kleinen Heere nicht verstopft sey. Dieß zu erreichen, fiel der große Mann nach langem Sinnen auf ein Mittel, das zwar sicher, aber zugleich so gefährlich war, daß jede kleinere Seele davor zurückgebebt seyn würde. Es hieß — Zerstörung der Flotte, um dem Heere jede Hoffnung eines möglichen Rückzuges abzuschneiden, und sich dadurch mit ihm in die eiserne Nothwendigkeit zu setzen, entweder das mexikanische Reich zu stürzen, oder in dem Beginnen unterzugehen. Nur, wenn auch der Feigste im Heere überzeugt wurde, daß Flucht unmöglich und bloß zwischen Sieg und Tod die Wahl frei sey, durfte er auf den ausdauernden Gehorsam seiner Soldaten rechnen. Nun kam es aber darauf an, daß das Heer selbst die Nothwendigkeit dieser großen Maaßregel anerkenne und durch eignen, freien Entschluß die Ausführung bewirke, und für diesen Zweck mußte sich freilich die Schlange mit dem Löwen, unedle List mit dem edeln Muthe verbinden. Ein Steuermann, durch Cortez Vertraute gewonnen, bohrte heimlich zwei Schiffe an, die im Hafen lagen, und sprengte dann aus, daß sie, von den Würmern zerfressen, gesunken wären. Jetzt wurden rasch alle Schiffe abgetakelt, Tauwerk, Masten, Kanonen und alles Bewegliche ans Land gebracht. Die bestochnen Schiffzimmerleute untersuchten den Rumpf jedes Fahrzenges, und erklärten, daß alle, durch den langen Gebrauch beschädigt, keiner Ausbesserung mehr fähig wären. Dann trat Cortez auf, und entflammte durch eine Gluthrede seine Soldaten zu solcher Begeisterung, daß sie hinstürmten, um die Wrakke, ihre letzte Zuflucht, vollends zu zerstören. Nur ein Schiff ward erhalten, um die Capitäne Alfonso Hermandez de Portocarrero und Franzisco de Montijo noch Spanien zu führen. Der Zweck dieser Sendung war, den Beschwerden des Statthalters Velasquez am kaiserlichen Hofe zuvor zu kommen, sie zu widerlegen, und den Kaiser zu gewinnen, daß er alle bisherigen Schritte des Feldherrn gut heiße, dessen Abhängigkeit von Velasquez aufhebe, und Cortez zum unumschränkten Statthalter des eroberten Landes ernenne. Ein freimüthiger Bericht des Feldherrn, der das, was bisher geschehen, mit einer, großen Seelen eignen, Offenheit, gleich entfernt von Prahlerei und Demuth, erzählte, ein Bericht der Audienz von Veracruz, ein anderer von den 11 Hauptleuten des Heeres unterzeichnet, beide, Cortez mit den wärmsten Lobeserhebungen überhäufend und um seine Bestätigung als Feldherr und Oberrichter flehend, begleiteten die Machtboten. Da es aber Cortez klar erkannte, daß bei cultivirten Nationen, zumal an den immer bedürfenden Höfen der Herrscher, das Gold allein den wichtigsten Gründen das nöthige Uebergewicht zu geben vermöge, so galt es, um des günstigen Erfolges gewiß zu seyn, der Regierung eine Probe der Schätze zu übersenden, deren Besitz ihr verheißen ward. Sollte diese Probe ansehnlich seyn, so mußten alle von Montezuma erhaltenen Geschenke dazu bestimmt, und Offiziere, Soldaten und Matrosen auf ihren Antheil daran verzichten. Eine harte Forderung! Aber — Cortez sprach! — und jeder gab geduldig seinen Antheil her, um sich dafür die Allerhöchste Erlaubniß zu erkaufen, fernerhin unter des angebeteten Feldherrn Führung Blut und Leben in tausend schrecklichen

Gefahren zu wagen, eine Thatsache, die bei der unersättlichen Habsucht der Spanier schwerlich in der Geschichte ein Gegenstück findet, und die Zaubergewalt beweiset, die Cortez über die Herzen seiner Krieger hatte.

Das Schiff segelte ab, und Cortez gab seine letzten Befehle zum Marsche nach Tenochtitlan. Sein Heer zählte jetzt noch fünfhundert Fußsoldaten, funfzehn Reiter und sechs Feldstücke. Der Rest, etwa funfzig Invaliden, blieben unter dem Commando des Juan d'Escalante als Besatzung in Veracruz zurück. Die treuen Totonakas boten den Spaniern ihre ganze Kriegsmacht zu Hülfstruppen an, aber Cortez nahm nur funfzig Edle, die zugleich, ohne es zu wissen, ihm als Geißeln dienen sollten, vierhundert Krieger, und zum Transport des Gepäckes, in einem Lande, das den Gebrauch der Lastthiere nicht kannte, zweihundert Tlamanas oder Lastträger, von ihnen an, und mit dieser erbärmlichen Macht zog er hin durch unbekannte Länder, durch feindliche, grausame Nationen, um dem Regenten eines ungeheuren Reiches Ketten zu bringen, dessen Pallastgesinde hinreichte, das ganze Häuflein der fremden Räuber durch seine Ueberzahl zu erdrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Worcester und Birmingham Canal.

Dieser Canal nimmt bei Birmingham seinen Anfang, zieht sich in einer Länge von 31 Meilen durch verschiedene Gegenden in der Richtung auf Worcester, wo er mit der Severn in Verbindung tritt.

Canal von Manchester nach Bolton und Bury.

Die Schifffahrt auf diesem Canal fängt bei Manchester an: zieht sich anfangs parallel an den Fluß Irwall hin, darauf oberhalb Clifton hall durch diesen Fluß: berührt alsdann Bolton: zieht sich dann durch den Fluß Roach und endigt bei Bury. Die Länge dieses Canals beträgt 15 Meilen mit 187 Fuß steigender Wasserhöhe.

Leicester Canal.

Dieser Canal zieht sich südlich an der Soar hin. Seine Länge beträgt 14 Meilen. Er nimmt aus dem Schiffahrts Baßin von Loughborough seinen Anfang, und zieht sich in den Vereinigungs Canal von Leicester.

Leicester und Melton-Mowbray Canal.

In östlicher Richtung folgt dieser Canal dem Laufe der Flüsse Wraak und Eye in der Grafschaft Leicester. Seine Länge beträgt 12 Meilen, er nimmt aus dem oben erwähnten Canale seinen Anfang, und endigt sich mit dem Eingange in den Oakham Canal bei der Stadt Melton Mowbray.

Der Vereinigungs Canal von Leicester und Nordhampton.

Dieser Canal zieht sich in südöstlicher Richtung 44 Meilen lang durch die Grafschaften Leicester und Nordhampton. Er nimmt seinen Anfang aus dem erwähnten Leicester Canal und endigt sich mit dem Eingange in den Fluß Nea bei Nordhampton. Der Canal hat auf der ersten 12 Meilen Länge 160 Fuß steigende Wasserhöhe; alsdann auf 13½ Meilen ebenen Wasserspiegel; dann wieder auf ½ Meile 50 Fuß steigende Höhe darauf 5 Meilen Länge wie-

der ebenen Spiegel und endlich auf 13 Meilen 197 Fuß Gefälle. Der Canal wird auf 4 verschiedenen Punkten durch 4 Röhren gespeiset, die im Ganzen eine Länge von 6500 Fuß halten.

Arundel Schifffahrt.

Durch den Grafen Egremont wurde der Fluß Rother für kleine Fahrzeuge von 10 Lasten schiffbar gemacht, und sodann von diesem Flusse aus zwei Canäle, der eine nach dem Flusse Arun und der andere in einer entgegengesetzten Richtung gezogen, um Kreide, Dünger, Bauholz, Kohlen, Kalk, Getraide und Brennholz von einer Gegend zur andern wohlfeil transportiren zu können.

Lewis Schifffahrt.

Der Fluß zwischen Newhafen-Bridge und Lewis war ehedem nur zur Fluthzeit für kleine Schiffe fahrbar. Doch nachdem dieser Fluß durch zweckmäßige Wasserwerke und durch neue Seiten-Canäle eine stärkere Tiefe erhalten hat, kann derselbe unabhängig von der Fluthzeit beständig mit größeren Fahrzeugen beschifft werden. Es ist durch diese Wasserbaue und Durchstiche eine große sumpfige Ebene entwässert und zu fruchtbaren Aekern umgeschaffen worden, und die neugeschaffene Schifffahrt zeigt sich höchst nützlich durch den wohlfeileren Transport von allerlei Materialien zum Straßenbau, und durch das Fortschaffen von schweren Waaren, die vor Verbesserung jener Schifffahrt in mehreren Gegenden nutzlos liegen blieben.

Monmouthshire Canal.

Die Schifffahrt auf diesem Canal nimmt ihren Anfang bei der Stadt Newport durch verschiedene Gegenden zum Flusse Arun. Der Canal ist 11 Meilen lang; hat auf der ersten Meile 12 Fuß, auf den übrigen Meilen aber 435 Fuß steigende Wasserhöhe. Aus diesem Canale zieht sich ein zweiter parallel mit dem Flusse Ebwy auf 11 Meilen mit 358 Fuß steigender Wasserhöhe fort. Die ganze Länge beider Canäle beträgt also 22 Meilen mit 805 Fuß Schleusen-Stau.

Combe-Hill-Canal.

Dieser Canal ist nur 3½ Meilen lang. Er nimmt bei Combe-Hill in der Grafschaft Glocester seinen Anfang und endiget sich mit dem Eingange in die Severn.

Manchester und Oldham Canal.

Dieser Canal ist bei 152 Fuß steigender Wasserhöhe 11 Meilen lang: Er nimmt seinen Anfang bei Manchester, geht durch die Heerstraße von Ashton, nimmt alsdann seine Richtung durch den Fluß Medlok auf Oldham. Man hat die Absicht, in verschiedenen Richtungen noch 3 kleine Neben Canäle aus dem Manchester Canal abzuleiten, um die Transporte von Dünger Straßen- und Häuserbau-Materialien und Kohlen in mehreren Gegenden zu erleichtern.

Wyrley und Essington Canal.

Dieser Canal nimmt zu Wyrley seinen Anfang und zieht sich mit 264 Fuß Gefälle 34 Meilen lang durch verschiedene Gegenden in den Canal von Birmingham. Er steht mit verschiedenen anderen Canälen in Verbindung, auch sind aus demselben verschiedene Neben Canäle zu Kohlengruben und Kalkbrüchen gegraben worden. Es werden auf diesem Canale größtentheils nur schwere Artikel transportirt die keine weite Landfracht tragen können.

Harecastel Schifffahrt.

Diese Schifffahrt wurde im Jahre 1802 geöffnet. Die Unternehmer hatten sich verpflichtet das Fahrwasser des Flusses Witham durch Wasserbaue und Aufräumungen, desgleichen einen vorhandenen alten Canal in dem Maaße auszutiefen, daß dadurch eine Schifffahrt mit der Trent in Verbindung gebracht werden könnte. Es wurde ihnen zu dem Ende der halbe Zoll erlassen, und so wird jetzt eine sonst nicht vorhanden gewesene Schifffahrt von 11 Meilen in der Grafschaft Lincole getrieben.

Sleaford-Canal.

Dieser Canal nimmt ebenfalls aus dem schiffbar gemachten Fluße Witham seinen Anfang und zieht sich 12 Meilen lang durch verschiedenen Gegenden der Grafschaft Lincole. Auch hier ist den Unternehmern der halbe Zoll von Gütern, die von dem Flusse Witham kommen, erlassen worden.

Stover Canal.

Dieser Canal ist mit 50 Fuß steigender Wasserhöhe 6 Meilen lang. Er nimmt seinen Anfang aus dem Fluße Teige, da, wo dieser schiffbar wird und endiget sich an der großen Heerstraße die nach Ashburton führt. Er ist verschiedenen starken Kohlen-Minen und Lehm-Gruben von seinem Gehalt zugeführt worden, aus welchem nicht allein die bedeutenden Töpfereien in Staffordshire, sondern im ganzen Königreiche mit Töpfererde versorgt werden. Die Schiffe welche Töpfererde verfahren, bringen Kohlen in Rückfracht.

San-Cei Canal.

Dieser Canal ist mit 90 Fuß Gefälle 12 Meilen lang. Er nimmt bei den Kohlen-Gruben zu St. Helena seinen Anfang und endiget sich mit dem Eingange in den Fluß Mersey, so daß eine schiffbare Communication zwischen jenen Kohlen-Gruben und Liverpool geschaffen worden ist. Nahe bei diesem Canale liegen die wichtigen Kupferwerke der Anglesey Compagnie, auch bedeutende Glas-Hütten.

Lougborough Canal.

Dieser Canal nimmt aus dem Fluße Trent seinen Anfang, ist etwa 9 Meilen lang, folgt in südlicher Direction dem Fluße Soar und steht mit den Canälen Leicester und Northampton in Verbindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schweinspiel zu Tivoli.

Schon der Name dieses Spiels weis't darauf hin, was für ein Thier der Gegenstand und das Opfer desselben seyn müsse. Ein Schwein wird bunt bemalt, mit Bändern ausgeschmückt und ihm eine Glocke um den Hals gehängt. Nun soll es darum zu thun seyn, Jagd auf dasselbe zu machen, es zu Boden zu werfen, und dadurch seiner habhaft zu werden. Um solches den Jägern recht sehr zu erschweren, werden sie des Vermögens zu sehen und zu gehen beraubt, und zu dem Ende hin jeder in einen engen Sack von dichter undurchsichtiger Leinwand gesteckt, den man ihm über dem Kopfe also zusammenbindet, daß sich ein Bausch bildet, der ihn vor den Streichen, die er etwa erhalten möchte, sicher stellt. Zwei Löcher sind in dem Sacke angebracht, um durch dieselben den Armen freies Spiel zu lassen. Die auf solche Art vermummten Jäger werden nun in einiger Entfernung von einander in einen Kreis gestellt. Mit Stöcken bewaffnet halten sie sich in Bereitschaft, auf das Schwein, in eben dem Augen-

blicke, da es losgelassen wird, ihren Angriff zu machen. Sobald das Glöckchen die Annäherung ihrer Beute kund thut, sieht man sie sich insgesammt in Bewegung setzen und in Sätzen auf den Feind losgehn; denn da sie nicht marschiren können, so sind sie genöthiget, mit zusammengehaltenen Füßen zu hüpfen. Auch bringt sie das kleinste Hinderniß und der leichteste Stoß aus dem Gleichgewicht. Wenn sie auf einander treffen, so suchen sie sich einer den andern vom Ziel zu entfernen, und auf den Kampfplatz niederzustrecken.

Mittlerweile sucht das grunzende Thierchen, in Schrecken gesetzt durch das Geschrei, Gelächter und Bravorufen der den Kampfplatz umzingelnden Menge, in schwerfälligem Galloppe und mancherlei Zickzacks, den seine Sicherheit bedrohenden, seltsamen Gestalten zu entfliehen. Vor dem einen läuft es davon, auf den andern stürzt es los, auf den dritten haut es ein und wirft ihn zu Boden, dann biegt es neuerdings ein und sucht den Kreis der Zuschauer zu durchbrechen, von denen es unsanft in die Grenze des Kampfplatzes zurückgewiesen und den Verfolgungen der Prügelmänner Preis gegeben wird, die, angezogen durch den Ton des Glöckchens, hüpfend sich um das Thier versammeln und versuchen, es mit Stöcken zu bezwingen. Diese Stöcke aber durchkreuzen sich, hart an einander schlagend, in der Luft und verirren sich wohl etwa auch auf dem Wege, so daß sie, statt auf die Glockenträgerin zu fallen, auf den Schultern der Lanzenbrecher selbst liegen bleiben.

Die zahlreichen Zuschauer ermangeln nicht, in ein schallendes Gelächter auszubrechen, wenn sie sehen, wie diese lebendigen Säcke, im Finstern tappend, mit Erbitterung gegen einander kämpfen und fechten, wie sie stolpern, sich auf dem Sande umherrollen, nur mit der äußersten Anstrengung sich wieder vom Boden heben, und den Kampf erneuern unter mancherlei Krümmungen und Verdrehungen, die um so seltsamer werden, wenn das Schwein selbst in die Reihen der Kämpfenden eintritt und jeder sich rüstet, es zu fangen, oder ihm den entscheidenden Schlag zu versetzen.

Dieß ist der Gegenstand des Schweinspiels oder, um eigentlicher zu sprechen, des Schweinkampfes, wie er noch heut zu Tage in den Mauern des alten Tibur bestanden wird. Das arme Thier bleibt zuletzt Eigenthum desjenigen, dem es gelungen ist, seiner habhaft zu werden oder es in den Staub hinzustrecken. In der Regel ladet der Sieger seine Kampfgefährten, ja selbst die Richter des Wettstreites, zu einer großen Mahlzeit*) ein, wo jeder, das Glas in der Hand, die empfangenen Schläge vergißt und alles aufbietet, um die Gilde der Weingärtner von Tivoli, die solche Feste veranstaltet, bei ihrem Rufe zu erhalten.

---

*) Der Freund guter Mahlzeiten findet zu Tivoli hinlänglichen Vorrath, um seinen Geschmack zu befriedigen. Die dortige Jagd verschafft einen großen Ueberfluß an Geflügel und Wildpret. Ganzen Flügen, ihrer Schmackhaftigkeit wegen berühmter, Tauben dienen die Höhlen der Felsen, auf denen die Häuser der Stadt ruhen, zum Zufluchtsorte. Die Gewässer des Anio liefern, trotz dem, daß sie über ein sehr unebenes Bette hinweghüpfen, mehrere Arten von Fischen. Alle steilen Hügelabhänge sind mit Olivenstämmen, deren Zahl man im 17ten Jahrhunderte auf mehr als siebzig Tausend schätzte, so wie auch mit Obst-, zumal Birn- und sehr mannigfaltigen Arten von Feigenbäumen besetzt. Auch an Weintrauben und Rebgehängen fehlt es keineswegs. Hier wächst die Traube Pergoleze genannt, die sich bis im Januar frisch am Stocke erhält. Auch der Honig von Tivoli ist sehr geschätzt. Eine Menge geruchreicher Vegetabilien u. Blumen verschaffen dem Fleische des Gewildes einen vortrefflichen Geschmack.

Auf einem großen Fuße leben.

Die Schuhe machten schon in den Zeiten des Mittelalters einen bedeutenden Artikel auf der Toilette der Modedamen aus. Diese trugen Schuhe mit zwei Fuß hohen Korkabsätzen, die die Franzosen patins nannten; die Deutschen aber Stelzenschuhe. Daher man sich auch folgende Anecdote erzählt. Als ein Mann seine Frau nach der Hochzeit um die Hälfte kleiner wie als Braut fand, fragte er bestürzt: wo sie die andere Hälfte gelassen habe? Sie zeigte ihm ihre Schuhe und er — schwieg. Auch die Männer pflegten Schuhe mit langen, mit Schnörkeln und Schellen verzierten Schnäbeln zu tragen. Diese waren einen halben Fuß, an den Schuhen vornehmer Herren aber oft zwei Fuß lang. Daher auch hiervon die Redensart: „auf einem großen Fuße leben“ herkommt. Unter Karl V. verlor sich diese Tracht, denn er setzte eine Strafe von 10 Gulden auf dieselbe.

Glaube und Hoffnung.

Zweierlei hüte der Mensch und drücke sich's fest in den Busen:
Glauben bewahr er sich, leihe der Hoffnung sein Ohr;
Wer sich des einen entschlägt, verlieret gar leicht auch das andre
Und wer beide verlor, dünkt mich lebendig schon todt.

* Frau Loth, als Salzsäule.

Des Salzes Gabe war von Eva's Töchtern allen
So reichlich als Frau Loth, wohl keiner zugefallen.
O hätt' ihr Uebermaß für spätere Geschlechter
Sich gränchenweis vererbt auf alle Eva's Töchter!

Roeldeke.

Räthsel.

An eine alte Jungfer.

Du sprichst ja gern der Franzen Sprache,
Bist ihnen gut jusqu' à la mort!
Gieb Antwort drum auf meine Frage;
Ich lege dir ein Räthsel vor.

Gleich Anfangs mußt du dich bequemen,
Das vorderste Buchstabenpaar
Als eine Silbe anzunehmen;
Dann bieten sich noch zween dar.

Dies erste Sylbchen schließt der Reiche
In seinen wohlverwahrten Schrein.
Du hattest's nicht, drum hieß es: Weiche!
Ich will mir eine Andre frei'n.

Auch gleichst du nicht dem andren Paare
Der Sylben, und der Gecken Heer
Drob nannte dich: verlegne Waare;
Allein wie täuschten sie sich sehr!

Sie schauten nur die Außenseiten,
Und konnten so dich übergehn!
So geht's den superklugen Leuten,
Die niemals auf das Ganze sehn!

Denn ob auch Einzelnes dir fehlte,
Dem Ganzen gleichst du auf ein Haar.
Aus dem, was eben ich erzählte,
Errathe, was das Ganze war.

Auflösung der Charade in Nro. 30.

Saalfeld.

(Hiebei eine Beilage.)

A. Töpken jr. — Redacteur.

Beilage zu Nro. 31 des Bürgerfreundes.

Bremen, Sonntag den 16. April 1819.

* An Bremens Einwohner.

Meine nahbevorstehende Trennung von Bremen und seinen Bewohnern zwingt mich ein Schweigen zu brechen, welches ich im Gefühle unverschuldeten Unglücks und im Bewußtseyn unverdient mich treffender Beschuldigungen vielleicht zu lange beobachtete, um eine mildere Beurtheilung und eine gerechtere Würdigung meiner Handlungen in den Herzen derjenigen zu erwecken, die mit meinen und den Bühnen-Verhältnissen nicht genugsam bekannt, nicht frei und unbefangen darüber urtheilen konnten. An diese richte ich folgende Zeilen, die ich nicht allein meiner Rechtfertigung, sondern auch denen schuldig bin, die mit edelmüthiger Theilnahme gegen mannigfache Anfechtungen mich vertraten; es sey mir deshalb vergönnt eine Darstellung der letzt verfloßenen Zeit vorzulegen, die Schmähungen und Verfolgungen auf mich häufte.

Nachdem ich die auf ungünstige Grundlagen gebauete, jeder wirksamen Unterstützung entbehrende hiesige Bühne mit Aufopferung und Anstrengung zwei Jahre hindurch geführt hatte, wurden alle meine Kräfte plötzlich durch das Entziehen einer beträchtlichen Einnahme gelähmt, welches ich im letzten Freimarkt, der ersprießlichsten Theaterzeit, durch die Anwesenheit der Blondinischen Gesellschaft erlitt.

Als die damaligen Abonnements-Monate abgelaufen waren, legte ich dem Publicum die ungünstigen Verhältnisse der Bühne vor, mit der dringendsten Aufforderung, sie durch erhöhete Theilnahme zu stützen; doch leider entsprach der Erfolg nicht meinen Hoffnungen, als ich im Januar ein neues Abonnement eröffnete. Diese Aussichten hatten mich zu einer fruchtlosen Reise nach Münster und Hannover veranlaßt, die das Abgeben meiner Direction zum Zweck hatte. Getäuscht in meinen Wünschen ergriff ich gern den Rath einiger theilnehmenden Freunde, die Zweifel des Publicums über die Wahrheit meiner Lage zu lösen, und einer Anzahl der achtungswerthesten hiesigen Männer legte ich die Ausweisung über meine Geschäftsführung, über die Mißlichkeit meiner Lage in offner Mittheilung meiner Bücher vor. Das Urtheil dieser Männer, welches mich rechtfertigte, hat das Publicum aus deren öffentlichen Anzeigen vernommen.

Mein Wunsch, den Bühnen-Verhältnissen einige Beachtung zu verschaffen, ward mehr gnügt, als ich gefordert hatte, er ward die erste Veranlassung zu einer Vereinigung jener Männer, der hiesigen Bühne Selbstständigkeit zu geben, und eine Aufforderung dazu erging an das Publicum, die durch den angedeuteten Ankauf eines Theater-Apparats mir die frohe und sichere Hoffnung gab, meine damaligen Schulden vollkommen decken und allen meinen Verpflichtungen nachkommen zu können.

Die schnelle Theilnahme des Publicums in der Unterzeichnung von Actien berechtigte mich immer mehr zu frohen Erwartungen, da mit mir in schriftliche und mündliche Unterhandlungen wegen Abgebens der Direction getreten ward. — Wenn ich gleich gestehe, daß diese mich nicht zu Ansprüchen berechtigten, so ist es doch klar daß der gute Fortgang der Sache mich bestimmen mußte, meinerseits mit Hintenansetzung meines pecuniären Interesses der National Anstalt und dem Vortheile meiner Gesellschaft zuzuwirken. Als redlicher Mann wollte ich dieses thun und ich berief deshalb die Aeltesten der Gesellschaft, machte mit dem offensten Vertrauen sie mit meinen Verhältnissen bekannt, sagte ihnen, daß ich bei der geringen Abonnements-Einnahme nur halbe Gagen zu bezahlen vermöge, daß ich jedoch, wenn ich nach dem so deutlich ausgesprochenen dritten Artikel jener Aufforderung an das Publicum meinen Theater-Apparat nur einigermaßen zu seinem Werthe verkaufe, sechs halbe Gagen, ohne Beeinträchtigung meinen hiesigen Gläubigern, nachzahlen könne und werde. In dieser Frist hoffte ich die neue Unternehmung begründet. Meine Gesellschaft war mit diese Erklärung zufrieden. Es ward fortgespielt und im Vertrauen auf die Verwirklichung des unternommenen Werkes und der darin aufgestellten Grundzüge, belastete ich mich mit einer neuen Schuldenlast von beiläufig 1500 Rthlr. um jener Unternehmung und den Schauspielern, die ich meiner Sorge befohlen glaubte, zu dienen.

Ich gerieth in eine neue Verlegenheit, als ich einen neuen Abonnements-Monat zu eröffnen hatte, und, bereits entschlossen, ihn nicht zu beginnen, mußte ich meine Bedenklichkeiten deshalb unterdrücken, weil das Ziel der Unternehmung nunmehr nahe schien, da eine General-Versammlung der Actionairs anberaumt ward,

und binnen 8 Tagen erfolgte. Mit mir lebten die Schauspieler der Hoffnung einer günstigen Feststellung einer schwankenden Lage. — Was verläumderische Gerüchte auch sagen mögen, so kann ich doch mit schriftlichen Belegen es darthun, daß ich die Einnahme dieses Abonnements-Monats zu nichts anderm benutzt habe, als zur nachträglichen und laufenden Unterhaltung der Bühne und ihrer Mitglieder. Für mich ist nichts zur Erhaltung meines seit Auflösung der Bühne von jedem Erwerb entblößten und nur durch freundschaftliche Unterstützung hingefristeten Daseyns verblieben, und mein längeres Verweilen hieselbst lag lediglich in meiner fortgenährten Hoffnung, meiner Effecten mich zu entäußern und als ehrlicher Mann von Bremens biedern Bewohnern zu scheiden.

Als jene General-Versammlung zu keinem bestimmten Resultat geführt, freilich aber auch die Aussichten um so weniger geschmälert hatte, weil die Unternehmung immer eine festere Stellung zu gewinnen schien, mußte ich die Vorstellungen (für die ich dem Publicum verschuldet blieb, und die ich redlich auszugleichen unabläßigen Bedacht nehme, damit auch die Inhaber der noch außenstehenden Abonnementsbillets keinen Schaden leiden) darum einstellen, weil jede derselben eine tägliche bedeutende Auslage erforderte, zu deren Bestreitung ich nichts mehr hatte. — Ich überzeugte die Gesellschaft von dieser Nothwendigkeit, wiederholte jedoch auch meine Zusage, aus dem Erlös meines Eigenthums die rückständigen halben Gagen zu ersetzen, und offen lag es da, daß ich zur Erhaltung ihrer noch in diesem Augenblicke ungesicherten Subsistenz nur mich und das Meinige, in der Mehrung meiner Schuldenlast, zum Opfer gebracht hatte. Hingewiesen hatte ich sie zu ihrer Befriedigung auf eine Andeutung, die sie sich zu erklären hatten, wie ich sie mir erklärte; falsche Vorspiegelungen hatte ich nicht gemacht. — Ich schweige darüber, was die nachtheiligsten Gerüchte über mich verbreitet haben, weil die Enthüllung auf Persönlichkeiten mich führen würde, die meinen Gesinnungen für frühere Verbindungen nicht zusagen. Nähere Freunde habe ich von der Rechtlichkeit meines Benehmens überzeugt, selbst Mitglieder der Gesellschaft haben mit reinem Gemüthe mir ihre Anerkennung nicht versagt, und im vorwurfsfreiem Bewußtseyn will ich von der Zeit die Rechtfertigung vor einem biederherzigen Publicum erwarten.

Welche Schmähungen, welche Kränkungen, welche, meinem Karakter eben so fremde, als entehrende Gerüchte, welche persönliche Verfolgungen mich seitdem begleitet, angefochten und gebeugt, würde hier, wollte ich sie einzeln berühren und widerlegen, zu weit führen. Ich würde der Last des Unglücks ganz haben unterliegen müssen, wären nicht einige meiner hiesigen Freunde, edle und vorurtheilsfreie Männer, denen ich hier öffentlich den innigsten Dank meines Herzens an den Tag lege, hinzugetreten und hätten durch Vorschuß einer bedeutenden Geldsumme meine Gläubiger zu befriedigen gesucht.

Möchte das Publicum ein Tribunal haben, vor dem man sich gegen Gerüchte vertheidigt; seine Rechtfertigung und ein warmes Bedauern würde mir so wenig entstehen, als die völlige Freisprechung von unwürdigen Gesinnungen und Handlungen, und als die Anerkennung meines gänzlichen pecuniären Ruins, der um so drückender ist, da nur ich allein von allen Mitgliedern des Theaters die letzte Zeit ganz ohne Unterstützung blieb und lediglich von den Darlehen meiner Freunde leben mußte.

Habe ich auf Aussichten gebaut, die mir so nahe als gewiß zu liegen schienen und in diesem Vertrauen nur mich in eine hülflose Lage gestürzt, habe ich einen Wendepunkt nicht berechnet, der die Berücksichtigung mehr meiner Effecten als meiner selbst auf einen erst später in's Spiel gezogenen Andern hinüberlenkte, habe ich Andeutungen für Wahrscheinlichkeit genommen, so beschränke ich mich doch gern nur auf eine schmerzliche Klage gegen die Härte meines Geschickes. Und wenn ich denen, die ihre Theilnahme für mich in manchem schönen Beweiß ausgesprochen meinen nächsten Dank bringe, so bitte ich Bremens sämmtliche Bewohner in diesen Angaben der mich geleiteten Motive und Hoffnungen nichts, als den innigen Wunsch zu erblicken, gegen ihre schmerzende Verkennung auch dann in ihren Herzen eine Vertretung zu finden, wenn ich selbst fern von Ihnen, auch die Vertheidigung nicht mehr zu führen vermag, die ich außer mir selbst einer Stadt schuldig zu seyn glaubte, welche einst mit Güte mich aufgenommen, mit mancher Nachsicht mich getragen, und die, ungeachtet meines höchst traurigen Begegnißes, nie in meinem dankbaren Gedächtniße erlöschen wird.

Bremen, den 16ten April 1820.

F. S. Ringelhardt.

Nro. 32.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 20. April 1820.

* Mimer's Brunnen.

Nordische Sage.

Im dunkeln Thal', von Bergen rings umschlossen,
Entspringt ein Quell, der ewig sich erneu't,
An dessen Rande Wiesenblumen sprossen,
In dessen Fluth der Herbst die Blätter streu't:
Beschattet von der Eiche dichten Zweigen
— Der Scalde nenn't sie Weltbaum, Igdrasil —
Herrscht ewig hier ein ehrfurchtvolles Schweigen,
Und lautlos ruht das dunkle Thal, und still,

Und Lichtgestalten steigen aus dem Borne,
Drei schöne Jungfrau'n — himmlischer Natur;
Der Lauscher staunt — denn Ehrfurcht heischt die Norne,
Er ahnt die Gottheit! — flieht die heil'ge Flur.
Und auf und nieder schweben die Gebilde,
— Des Menschen Schicksal webt ihr ernster Reih'n —
Aus schönen Blüthen himmlischer Gefilde,
Und Trauerzweigen aus Walhallas Hain.

Umstrahlt von mildem, rosenfarb'nen Glanze,
Wie bei der Abendsonne letztem Glüh'n,
Steht Urda ernst, im düstern Eichenkranze,
Aus dem die Schwestern helle Fäden ziehn.

Werandi eilt aus ihrem weichen Arme,
Und gaukelt tändelnd um der Quelle Rand,
Nur kurze Zeit, — mit stummbewegtem Harme
Reicht sie der Schwester Skulda ihre Hand.

Das sind die Schwestern, die des Nordens Scalde
Die Nornen nannte, — göttlicher Natur,
Am Silberquell, im heil'gen Eichenwalde
Fand er der schönen Weberinnen Spur.
Der schwachen Nachwelt blieb die schöne Sage,
— In Urda's Schooße ruht die Scaldenzeit;
Die Schwestern leben — bis auf unsre Tage,
Ist ihrer Hand des Menschen Loos geweiht:

Die Norne Urda mit dem Eichenkranze,
Umarm't auch uns — sie ist Vergangenheit,
Und Gegenwart: Werandi — die im Tanze
Sich harmbewegt der Schwester Skulda weiht,
Der ernsten Schwester, die wir Zukunft nennen,
Die alle Fäden still und schweigend ein't:
Kein Sterblicher kann das Gewebe trennen,
Das ihm zu bald als Leichentuch erscheint!

A. Daeves.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Am sechszehnten August des Jahres 1519 setzte sich der Spanier Heer von Chempoalla aus in Bewegung. Anfänglich ging sein Weg durch Länder, die, mit den Totonak'as verbündet, die Fremdlinge mit offnen Armen aufnahmen. So kamen sie bis zur Grenze des Freistaates Tlaskala, der sich in einem Umkreise von funfzig Meilen um einen Zweig des Urgebirges Kordilleras zog. Diese kleine Republik, der alles verschlingenden Hyder Mexico so nahe, rings von unterjochten Nationen umgeben, hatte gleichwohl bis jetzt ihre Freiheit gegen die Eroberungslust fremder Tyrannen, wie gegen die Herrschsucht ihrer eignen Demagogen zu vertheidigen gewußt. Ihre Grenzen schützte an den schwächsten Stellen eine starke, meilenlange Mauer, der berühmten chinesischen ähnlich, von den kriegerischen Otomies bewacht, einer Nation, die, Mexico's Tyrannei entflohen, bei den Tlaskalanern um Sold diente. Aber stärker war dies zweite Sparta noch im Innern, durch die ungeheure Tapferkeit seiner Bergbewohner, durch ihren glühenden Freiheitdurst und durch ihre Armuth.

Eine so achtungwerthe und furchtbare Nation hätte Cortez gern unter seine Bundesgenossen gezählt, und er rüstete daher eine Gesandschaft von vier vornehmen Chempoallesern aus, die starrköpfigen Republikaner in seinem Namen in den zierlichsten Redensarten zu ersuchen, den so lange hoch getragnen Nacken unter das fremde Joch zu beugen.

In lange baumwollene Mäntel gehüllt, am linken Arm einen großen Muschelschild, in der rechten Hand einen weißgefiederten Pfeil, dessen Spitze zum Zeichen des Friedens unterwärts gekehrt, zogen die Gesandten in Tlaskalas Hauptstadt ein, um wo möglich die kaum selbst empfangenen Bande ihren guten Freunden und Bundesgenossen aufzuschwatzen.

Der hohe Rath der Republik, an seiner Spitze die vier Häupter dieser Aristokratie, der alte blinde Xicotenkatl, der Feldherr Maxikatzin und die Jaherrn Xolotzin und Citlalpokotzin empfing sie, auf Klötzern aus seltnem Holze, kauernd, in allem Glanze seiner Würde. Ehrfurchtvoll die Köpfe in die Mäntel gehüllt, die Pfeile hoch, traten die Gesandten ein, fielen auf ihre Kniee, erwarteten in dieser Stellung die Erlaubniß des Wortes, setzten sich, als sie diese erhalten, zierlich auf ihre untergeschlagnen Beine, und der, welcher Marinas wohlgesetzte Rede memorirt, begann mit ernsthafter Geberde also:

Edler Freistaat, tapfere und mächtige Herren. Eure Freunde und Bundgenossen, der Fürst von Chempoalla und die Stämme der Totonaka's der Gebirge, wünschen Euch eine reiche Erndte und Euern Feinden den Untergang. Vom Aufgang der Sonne her sind außerordentliche Wesen in ihr Land gekommen, die mehr den Göttern, als den Menschen gleichen. Auf großen Palläſten sind sie über das Meer geschwommen, in ihren Händen sind des Himmels Waffen, Blitz und Donner. Sie nennen sich Diener eines Gottes, höher als die unsern, der weder Tyrannei noch Menschenopfer duldet. Ihr Anführer ist Botschafter eines gewaltigen Monarchen, der von seiner Religion angetrieben, unsere Mißbräuche und Montezuma's Grausamkeiten abschaffen will. Schon hat dieser Gesandte die Totonaka's von der fremden Tyrannei befreit, und zieht jetzt gegen ihren Mittelpunkt, gegen Tenochtitlan. Er verlangt zu wissen, wie Ihr von dem Despoten beleidigt worden, auf daß er Eure Rechte gleich den seinen und den unsern vertheidigen könne. Er kommt

daher in friedlicher Absicht und fordert nichts von Euch, als freien Durchzug. Ihr mögt es kühnlich glauben, daß er blos Euern Vortheil sucht; daß seine Waffen, Waffen der Gerechtigkeit, daß die, die sie führen, von Natur friedliebend und sanftmüthig sind und gegen niemand, der sie nicht zuerst beleidigt, das Recht der Gewalt geltend machen.

Die Rede war zu Ende, die Gesandten erhoben sich, prosternirten sich knieend und harrten dann auf ihren untergeschlagnen Beinen der Antwort des hohen Rathes. Sie war kurz, denn Maxikatzin, der in der Physiognomie des blinden Xikotenkatl, dessen Mißtrauen in die angerühmte Göttlichkeit und Sanftmuth der Spanier las und voraussah, daß der verlangte Durchzug der Gegenstand heftiger Diskussionen werden dürfte, begnügte sich, den Totonaka's für den guten Rath und den Fremden für den angebotenen Beistand zu danken, über dessen Annahme der hohe Rath jetzt mit Musse rathschlagen wolle. Die Gesandten schieden nach den vorschriftmäßigen Kniebeugungen und die Debatten begannen.

Der Rath unserer treuen Bundgenossen, sprach jetzt Maxikatzin, ist nach meiner Meinung nicht zu verwerfen. Er kommt von den Totonaka's, den erbitterten Feinden unsers gemeinschaftlichen Feindes Montezuma. Jene Fremdlinge durch Erdbeben und Kometen verkündigt, scheinen die Helden zu seyn, die, nach den Ursagen des Landes einmal nach Anahuak kommen sollen. Sind sie wirklich unsterblich, so würde sich die Republik ihrem Durchzuge vergebens widersetzen und dem zornigen Herrn blos die boshafte Freude über ihre Niederlage verschaffen. Ich rathe daher, sie freundschaftlich zu empfangen.

Dieser Vorschlag ward von dem hohen Rathe mit dem Beifall angenommen, welchen die Achtung erwarten ließ, die der Redner sich durch Klugheit und Rechtlichkeit erworben. Da erhob sich aber gegen ihn der blinde Xikotenkatl und sprach mit der Glut, die Vaterlandliebe und Freiheitsinn in dem Greise entzündet: Unsere Gesetze fordern von uns Gastfreundlichkeit gegen Fremde, nicht aber die Aufnahme von Feinden, die unsern Staat in's Verderben stürzen können. Diese Spanier, die zu uns zu kommen begehren, scheinen mir eher Ungeheuer zu seyn, die das Meer, ungeduldig sie zu tragen, an unsere Küsten ausgespieen, als Götter, vom Himmel herab gestiegen, wie gutmüthige Thoren sich einbilden. Können wohl Götter mit so wüthender Begier nach Gold und Wollüsten ringen? Was hat unser armes Land von diesen Räubern zu fürchten? Wer da glaubt, daß Tlaskala durch eine Handvoll Ausländer bezwungen werden könne, der schändet unsre tapfre Nation. Sind sie sterblich, so werden es alle umwohnenden Völker durch unsre Waffen erfahren, sind sie unsterblich, so ist es dann noch immer Zeit, ihren Zorn durch Unterwerfung zu besänftigen und durch Reue Gnade zu erkaufen. Laßt uns also ihren Antrag verwerfen, und, wenn die Verwegnen ihn erzwingen wollen, sie mit gewaffneter Hand zurück jagen! Diese kühne Meinung theilte die Stimmen des hohen Rathes. Die Freunde des Handels und der Ruhe fielen dem friedlichen Maxikatzin, die kriegerisch Gesinnten dem kecken Blinden bei. Da trat der listige Temilotekatl auf, der, beide Partheien zu vereinigen, vorschlug, den Spaniern den Zug durch das Gebiet der Republik höflich zu erlauben, und zugleich den otomischen Grenztruppen den Befehl zu tapferm Widerstande zu ertheilen. Siegen wir, schloß Temilotekatl mit einer recht

*

europäischen Berechnung, so erwerben wir unsern Waffen einen unsterblichen Ruhm, werden wir geschlagen, so beschuldigen wir die Otamies, daß sie den Krieg ohne unsern Befehl angefangen. Dieser löbliche Plan, der der kultivirtesten Nation Ehre gemacht hätte, ging mit allen Stimmen durch, und der Feldherr Xikotenkatl, des alten Häuptlings Sohn, der des Vaters würdig, den Frieden haßte und nach Kriegerruhm dürstete, empfing den Mordauftrag, ohne erst lange über dessen Rechtlichkeit zu grübeln, mit Freuden, weil er in ihm eine herrliche Gelegenheit fand, sein Talent für das Schlächterhandwerk im Großen auf eine glänzende Weise darzulegen.

Nachdem Cortez acht Tage vergebens auf die Rückkehr seiner Gesandten geharrt, rückte er in Tlaskala ein. Außer seinen Totonakas begleiteten ihn die mexikanischen Besatzungen der Städte Xokotla und Itztakmartitlan, die, aus verjährtem Nationalhasse gegen die Tlaskalaner, sich wunderlicher Weise an die nämlichen Fremdlinge als Hülfstruppen anschlossen, die, gegen den Willen des allmächtigen Montezuma, nach dessen Residenz marschirten; und als ob sich alles vereinigen sollte, den Abenteurern den Einzug in den furchtbaren Freistaat zu erleichtern, hatte der sonst so rasche Xikotenkatl die Grenzmauer, deren Erstürmung viel Blut gekostet haben würde, unbesetzt gelassen. Erst, als das spanische Heer diese Mauer im Rücken hatte, zeigte sich ein Heer von viertausend Mann, das sich dem weitern Vordringen widersetzte, und nach kurzem Kampf in die Flucht geschlagen ward. Funfzig Otomies blieben auf dem Platze, die freilich, nach spanischer Rechnung, für die zwei Pferde, die diese in dem Scharmützel eingebüßt, ein sehr karges Sühnopfer waren. Jetzt aber langte, von zweien der chempoallesischen Gesandten begleitet, eine Gesandtschaft aus Tlaskala bei dem Feldherrn an. Diese wünschte ihm im Namen des hohen Rathes aus treuem Herzen zu seiner Ankunft Glück, brachte ihm die freundliche Erlaubniß zum Durchzuge, bezeigte ihren Unwillen über die von den Otomies ganz zur Ungebühr ausgeübten Feindseligkeiten und ihre Zufriedenheit mit dem Erfolge, der diese Verletzer des Völkerrechts mit dem Verluste ihrer tapfersten Anführer bestraft, und erbot sich zum Ueberfluß noch zur Bezahlung der getödteten Pferde. — Cortez that, als ob er alles glaube, dankte, verhieß Frieden und Freundschaft und rückte mit seinem Heere immer weiter vor. Da stürzten ihm, erhitzt und in Thränen schwimmend, die beiden letzten chempoallesischen Gesandten entgegen, die ihm bitterlich klagten, daß die treulosen und grausamen Tlaskalaner sie, ohne der Gesandtschaft heilige Rechte zu achten, gefangen, und zum Opfertode bestimmt, dem sie durch die Flucht entgangen.

Wäre jetzt noch irgend ein Zweifel über die wahren Gesinnungen der wilden Republikaner übrig geblieben, so ward er durch einen neuen Heerhaufen vernichtet, der den Spaniern die Kriegserklärung des Freistaates in einen Pfeil- und Steinregen übersandte. Noch wollte Cortez schonen, und ließ, mit Beobachtung einer seltsamen Förmlichkeit, den Feinden in Gegenwart des spanischen Notars feierlich durch drei Gefangene ankündigen, daß er nicht gekommen sey, ihnen zu schaden, und um friedliche Behandlung bitte. Aber da er sah, daß Worte hier nicht zum Ziele führten, gab er den Befehl zum Angriff.

Leicht ließen sich abermals die Helden werfen, aber nur aus arger List. Absichtlich zogen sie sich zurück, bis nach Teoatzinko, den Ort

des göttlichen Wassers, wo die Spanier in den steilen Vertiefungen ihre Pferde nicht brauchen konnten, und ein frischer Heerhaufen von vierzigtausend Mann auf sie lauerte. Jetzt wurden die Flüchtlinge zu Angreifern, und ein mörderliches Gefecht entbrannte, in dem alle Spanier ihren Untergang gefunden hätten, wenn nicht Cortez mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart den Kampfplatz durch künstliche Schwenkungen aus diesen gefährlichen Schlünden in die Ebene verlegt hätte, wo Reiterei und Geschütz mit voller Wirkung handeln konnten. Eine gräßliche Niederlage zwang die Tlaskalaner zum Rückzuge, und Cortez verwüstete ungehindert mit seinen Spaniern, Chempoallesern und Mexikanern die Umgegend mit Feuer und Schwert, um das, was er vergebens zu erschmeicheln versucht, durch die allmächtige Furcht zu erzwingen. Die Gefangenen ließ er gut behandeln, und schickte die Vornehmsten derselben mit neuen Friedensvorschlägen zu dem feindlichen Feldherrn. Aber dieser war der Mann nicht, sich schrecken zu lassen. Mit Wunden und Geißelstriemen bedeckt ließ er die Friedensboten zurück in das spanische Lager treiben, und diesen ankündigen, daß er am andern Tage mit einem unzählbaren Heere erscheinen und sie alle den Göttern opfern werde. Um zugleich zu zeigen, daß er sie nicht durch eine Schlacht zu überwinden wünsche, schickte er ihnen dreihundert Truthühner und zweihundert Körbe Tamalli, damit sie sich zum Gefechte stärken und ihre wohlgenährten Körper einen schmackhaften Opferschmaus abgeben möchten. Diese Sendung verursachte auch den tapfersten Spaniern einige Beklemmungen. Während sie alle Anstalten zu einer kräftigen Vertheidigung trafen, bereiteten sie sich ernstlich zum Tode, und Bartholomäus de Olmedo und Vincentio hatten in der Nacht vor dem Bluttage nichts zu thun, als die ganze Armee Beichte zu hören und ihr Pönitenzen, wie sie sich mit dem Drange der Zeit vertrugen, aufzulegen. Die Sonne der Entscheidung stieg empor. Von der Zinne eines Tempelthurms überschaute der Feldherr mit finsterm Blick die Ebene, in der jetzt das Heer der Tlaskalaner erschien, durch Anzahl, Ordnung und tüchtige Waffen gleich furchtbar. In zehn Abtheilungen, jede zehntausend Mann stark, rückte es langsam heran, und in der Nachhut breitete, auf hohem Speer, ein goldner Adler, die Hauptfahne der Republik, die gewaltigen Flügel aus. Jetzt gab Xikotenkatl, vom goldnen Tragesessel herab, das Zeichen zum Angriff, und mit gräßlichem Schlachtgeheule stürzten sich zweitausend der erlesensten Tlaskalaner auf die spanischen Lagerschanzen, um sie im Sturm zu ersteigen. Das Heer drückte nach. Wüthend griff die rohe Menge an, wüthend vertheidigte sich die Verzweiflung nach den Regeln der Kunst, aber durch das Uebergewicht der Masse begann der Tlaskalaner Schaale zu sinken. Hier und da wurden die Schanzen erstiegen, und die Schlacht löf'te sich in Einzelkämpfe auf, die den Spaniern nicht anders als verderblich seyn konnten. Da ward der Heiden innere Zwietracht den Christen zum Schutzengel. Der Sohn des Chichimeka Teuctli, der eine Kriegerschaar seines Vaters im Heere der Tlaskalaner führte, hatte, von dem stolzen Xikotenkatl empfindlich beleidigt, diesen vergebens zum Zweikampfe gefordert, und rächte sich jetzt im Augenblicke der Entscheidung dafür, indem er seinen Haufen vom Wahlplatze abführte, und die Völker von Tlehuexolotzin bewog, seinem Beispiele zu folgen. Dadurch ward es den Spaniern möglich, den Lagersturm abzuschlagen und das feindliche Heer im Blachfelde anzugreifen. Nach einem mehrstündigen, grimmigen Gefechte kehr-

ten sie endlich als Sieger in ihr Lager zurück, aber sechszig von ihnen waren verwundet und ein Mann geblieben. Ungeheuer war der Tlaskalaner Verlust, aber nicht zu ermitteln, weil sie, dem Kriegsgebrauche jener wilden Nationen getreu, aus einem gewissen Ehrenpunkte, noch während des Gefechts alle ihre Todten mit einer unermüdeten Thätigkeit vom Schlachtfelde weazuschaffen gewußt hatten. Jetzt begann von neuem des Landes Verheerung. Immer weiter und weiter dehnte sich der Verwüstung Flammenkreis aus, und zehn brennende Flecken sprachen mit fürchterlicher Beredsamkeit bei den unglücklichen Tlaskalanern zur Sühne. Xikotenkatl wüthete über die verlorne Schlacht, und an dem Erfolge irdischer Waffen verzweifelnd, forderte er von den Priestern seiner Götzen Rath und Hülfe. Diese durften, wenn sie den Glauben an die bisher behauptete Unfehlbarkeit nicht vernichten wollten, um keine Antwort verlegen seyn, und bewiesen deßhalb, daß die Weißen, als Kinder der Sonne, am Tage, durch den Einfluß der mütterlichen Strahlen gestärkt, unüberwindlich, aber bei Nacht, diesen göttlichen Einfluß entbehrend, so schwach wie gewöhnliche Menschen wären. Je dunkler den Tlaskalanern diese mystische Erläuterung war, um desto fester glaubten sie daran; ein nächtlicher Ueberfall und Anzündung des spanischen Lagers ward beschlossen, und funfzig Edle wurden mit Geschenken, Lebensmitteln und Freundschaftsversicherungen zu den Spaniern geschickt, um ihre Stärke und ihres Lagers schwächste Stellen zu erspähen. Aber die Chempoallesen kannten ihre alten guten Freunde zu genau, um nicht Argwohn zu schöpfen, zumal die Gesandten nicht cultivirt genug waren, ihre Mordpläne hinter ungezwungen freundlichen Gesichtern zu verstecken. Tench, einer der Vornehmsten Chempoallas, theilte dem Feldherrn seinen Verdacht mit; dieser ließ heimlich einen aus den funfzig herausgreifen, und die, in allen Zonen bekannte und mit Erfolg geübte, Schreckung führte auch hier zum Zweck und verschaffte Cortez eine vollständige Uebersicht der feindlichen Anschläge. Da der Feldherr glaubte, daß bei dieser unbändigen Nation nur eine grasse Maßregel von Wirkung seyn könne, ließ er den unglücklichen Funfzigen die Hände abhauen, und sandte sie an Xikotenkatl mit der Meldung zurück: „Er möge bei Tag oder bei Nacht kommen, so solle er es jeder Zeit erfahren, daß er mit Spaniern zu thun habe.“ Kaum waren die armen Spione heulend dem Lager entronnen, als der furchtbare Feldherr dem ganzen Heere, sich marschfertig zu halten, gebat, um die Feinde, die von der Nacht ihr Heil gehofft, gerade in derselben Nacht für ihre Verwegenheit zu züchtigen, und sobald die Dunkelheit hereinbrach, zogen die Spanier dem Lager der Tlaskalaner zu. Die Reiterei, die den Vortrab machte, hatte Glocken an ihrer Rosse Brust hängen und so ging der Zug, in der Finsterniß läutend, sonst aber so geräuschlos als möglich, fort.

Noch stand der wüste Xikotenkatl in der Mitte der unglücklichen Krüppel, die seine erbärmliche Kriegslist elend gemacht, und die ihm unter gräßlichen Verwünschungen ihre blutigen Stummel zeigten. Da ertönte näher und immer näher das dumpfe Glockengeläute, den Heiden ein ganz fremder Klang, und die Vorposten mit Jammergeschrei in's Lager stürzend, verkündeten die Ankunft des Feindes. Jetzt brach den eisernen Kriegern der Muth, einer Feuersbrunst im Sturme gleich, fraß ein panisches Schrecken in ihren Schaaren um sich, und, ein gleiches Schicksal mit jenen funfzig befürchtend, bedienten sich alle, trotz Xikotenkatls Wüthen und Drohen, um ihre Hände zu retten, ihrer Füße

mit einer so außerordentlichen Behendigkeit, daß sich der noch immer schlachtlustige Feldherr plötzlich von seinem ganzen Heer verlassen sah, auch entweichen und mit Schimpf allein nach Tlaskala zurückkehren mußte. Er that es, trotz der immer näher dringenden Gefahr, doch nicht eher, als bis er einige der Priester, deren Rath er diese Schmach verdankte, mit eigner Faust denselben Göttern geopfert, in deren Namen sie ihm das falsche Orakel verkündigt hatten. Sein Lager, mit einem unermeßlichen Vorrathe von Lebensmitteln, fiel in die Hände der Sieger, welche nun mit erneuter Wuth in das Land eindrangen, die noch verschonten Flecken angriffen und überall Ströme Blutes vergossen. Gebrannt wurde nicht mehr, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern aus kalter Berechnung, damit nicht die aufgehenden Feuer des Würgengels Bahn verrathen, und die unglücklichen Schlachtopfer warnen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ansichten über die Beilage zu Nro. 31 des Bürgerfreundes.

Der Abschied des Herrn Ringelhardt vom hiesigen Publicum ist wie es überall sich bei seinem Erscheinen aussprach, mit Beifall aufgenommen. Er hat das Gemüth bewegt und den Geist nicht unbefriedigt gelassen. Er zeigt einen dem unverschuldeten Unglück erliegenden Mann voll Fassung, Selbstbewußtseyn und Vertrauen zu einem Publicum, das er anspruchlos der Anklage seiner zerrütteten Verhältnisse zu überheben sich bemüht.

Aber es fragt sich, ist ihm das Publicum — nicht nach den Gesetzen des Rechts, sondern nach denen der Billigkeit — nichts schuldig? Es fragen sich einsichtsvolle Männer, 1stens: warum überhaupt dieser Abschied, und 2tens: warum keine Berücksichtigung der Verluste, die erklärter- und erwiesenermaßen der Mann in unserer Mitte erlitt? Es herrscht fast nur Eine Stimme, daß Herr Ringelhardt ein sehr tauglicher Vorsteher unserer neu sich begründenden National-Bühne seyn würde, ja der tauglichste wohl von Allen, die wir bisher auf einem solchen Platze kennen lernten. Es herrscht eine andere Stimme, die sich in neulicher Versammlung laut ausgesprochen, daß in Betreff des unserer neuen Unternehmung benöthigten Bedarfs, man den des Herrn Ringelhardt zunächst berücksichtigt sehn wolle, um eine mit unserm eigenen Vortheil verknüpfte Gerechtigkeit zu üben, die allein so Viele unter uns zur Theilnahme bewogen.

Warum werden mit ihrem vielseitig gebildeten auch als Künstler nicht ungern gesehenen Haupte so viele, um unsere Vergnügungen verdiente Schauspieler, die sich gleichsam bei uns eingebürgert, von uns gerissen? Warum werden zur Anschaffung unsers Theaterbedarfs nicht diejenigen Sachen genommen, die diesen Schauspielern und vielen unserer Mitbürger zugleich eine Entschädigung für mehr oder minder bedeutende Einbuße gewähren, und ohne unsern Nachtheil einen Mann redlich von uns scheiden lassen, der durch sein Talent, durch seine Geschäftsführung und durch seinen sittlichen Charakter sich unsere Achtung erworben?

Bremen sollte nicht den Vorwurf auf sich laden, daß es nach dem Neuen greift, weil es neu ist, obgleich es, wie überall verlauten will, das nicht ersetzen wird, was wir personell und materiell besessen. Es sollte dieses um so weniger thun, da so sehr Viele sich für die Erhaltung des in eigner Beurtheilung uns bekannt- und liebgewordenen und gegen eine Verbindung erklären, die früherhin Bremen nicht genügte, und die — besonders in ihren gegenwärtigen Umgebungen — jetzt vielleicht uns nicht genügen dürfte.

Von einem Actionair.

[illegible]boten.

Ein *** scher Offizier fragte eines Tages einen vor seinen Fenstern vorübergehenden Briefträger, in der Hoffnung einen Brief zu erhalten: Mein Freund, ist was an mir? Jener aber antwortete: „Nein, es ist nichts an Ihnen!"

„Wo ist mein Hund?" fragte ein Reisender im Gasthofe, wo er abstieg.

„Unterthänig aufzuwarten," versetzte der überhöfliche Wirth: „Ihr Hund liefen die Treppen hinauf und werden wohl gleich wieder herunter kommen."

---

* An einen deutschen, im Auslande angesiedelten Arzt.

Wäre Dir, Mann von Verdienst, nicht wohl auch
im Lande der Fremden,
Thue dem Stiefvaterland Gutes doch, selbst, unverdient.

Noeldeke.

* Gespräch
zwischen einem spielenden Bruder und einer liebenden Schwester.

Schwester
Bruder, wirst du ewig spielen,
Ewig spielen mit Verlust?

Bruder.
Schwester', wirst du ewig lieben,
Ewig quälen deine Brust?
Wann dein Lieben du wirst enden,
Will ich mich vom Spiele wenden.

Schwester.
Bruder nimm mein Ehrenwort,
Dann spielst du ohn' Ende fort.

Noeldeke.

Vermischte Nachrichten.

Dieser Tage wurde zu Birstal (Grafschaft York) ein Herr Whitehead, Tuchmacher, mit Miß Rose vermählt; durch diese Heirath ist die Braut Tochter, Nichte und Schwester ihrer Eltern, Tante und Base ihrer Geschwister, Nichte ihres Ehegemahls, Schwester ihrer Ohmen und Basen, und Tochter ihres Großvaters.

Nahe bei Boston wurde ein Schwein aufgezogen, welches Herrn Amos gehörte und 1105 Pfund wog. In einem Jahre hat es 510 Pfund zugenommen. Seine Länge betrug 8 Fuß und der Umfang seines Leibes 7½ Fuß. Es wurde noch nicht getödtet, weil der Eigenthümer es so lange füttern will, bis es das größte Schwein in den vereinigten Staaten wird.

---

* Räthsel.

Vereint es mit Beständigkeit und Treue,
So zeigt es Euch den Geist des männlichen Geschlechts:
Es beugt den Sinn des strengsten Rechts,
Und macht aus grade krumm;
Die Liebe giebt's der Ruh'
Dem Eh'stand die Geduld
Und reizend zeigt vereint
Mit ihm im weiblichen Geschlecht
Sich stets die Schuld.

P.

Auflösung des Räthsels in Nro. 30.

Orange.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 33.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 23. April 1820.

Der unsichtbare Sprachmeister.

Hört Ihr die Wogen am Felsenriff brausen —
Und, wenn der Himmel in Dunkel sich hüllt,
Wie aus Wetterwolken der Donner brüllt —
Hört Ihr im Forste das heilige Sausen —
Und wie Stürm' Euch umheulen — Orkan' Euch umbrausen —
Horcht Ihr gemüthlich den säuselnden Lüften,
Kühlung Euch bringend von blumigen Triften —
Horcht Ihr am Felsen der murmelnden Quelle —
Horcht Ihr am Bächlein der plätschernden Welle —
Und wie am Ufer die Ulmen und Rüstern,
Und wie vom Hügel die Birken Euch flüstern —
Ruft Euch vom Felshang der Wiederhall —
Donnert von fern Euch der Wasserfall —
Folget der Töne hochheiligen Spur —
Das ist die Sprache der Mutter Natur — —
Und steigt auf der Sprache hochheiligen Leiter
Ihr immer ein Sprößlein weiter und weiter,
Der die Sprache gelehrt, die nie zu ergründen,
Den Meister, den ihre Töne verkünden,
Den werdet Ihr finden. —

Und habt Ihr ihn funden, der also spricht,
Ach! laßt aus dem Herzen den Meister nicht,
Denn sein Wort ruft, wenn der Lebenstag sinket,
Am Firmamente kein Sternlein mehr blinket,
Durch die Nächte der Gräber zum ewigen Licht.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

So gelang es den Spaniern, schon mit Tagesanbruch eine ansehnliche Stadt im Gebiete der Republik zu überrumpeln, wo Männer, Weiber und Kinder, waffenlos und nackend, ein trauriger Anblick, mit kläglichem Geschrei auf den Straßen herumlaufend, es bewiesen, daß alles noch im tiefen Schlafe gelegen. Die schon mit allen Gräueln beginnende Plünderung wurde nur durch gänzliche, unbedingte Unterwerfung der Stadt unter die Krone Spanien, abgekauft, und Cortez gedachte sich hier durch kurze Ruhe zu neuen Anstrengungen zu stärken, als neue

Unruhen die Stahlkraft seines hohen Geistes auf neue schwere Probe stellten.

Die Spanier waren der Märsche, der Hitze, des Hungers und Durstes meistentheils herzlich überdrüssig geworden, und da die Erfahrung sie gelehrt, daß auch die siegreichsten Heidenschlachten mit Christenblut erkauft werden mußten, so wurde ihnen, je weiter sie in dem unbekannten feindlichen Lande vordrangen, je banger, und sie fingen von neuem zu murren an. Wenn Cortez, in einem gemeinen Reitermantel gehüllt, um die Lagerfeuer schlich, um unerkannt die Stimmung seiner Soldaten zu belauschen, so hörte er sich mit Peter dem Köhler vergleichen, der zwar wohl gewußt, wo er wäre, aber nicht, wie er wieder heraus kommen solle — oder gar einen Thoren scheiten, den man verlassen müsse, wenn er nicht nach Veracruz zurückkehren wolle. Endlich sprach sich die Unzufriedenheit der Menge in offenkundigen Protestationen aus, und es blieb dem Feldherrn nichts übrig, als das schon oft mit Glück versuchte Mittel, ein großer Kriegsrath im Angesicht des Heeres. Hier sprach er wieder so, wie man es von ihm gewohnt war. Alle Hebel, die diese Masse in Bewegung setzen konnten, wurden angelegt, die Gutgesinnten bei ihren Pflichten gegen Gott und den König und bei ihrer Nationalehre beschworen, die Abergläubigen durch die Versicherung, daß Gott sichtbar für Spanien streite, die Habsüchtigen durch goldne Aussichten gewonnen, die Furchtsamen durch einen Wink auf die zerstörte Flotte, die Meuterer durch Drohungen mit dem Zorne des Kaisers geschreckt, alle durch freundliches Zureden und bunte Hoffnungbilder ermuthigt, und so kam es bald dahin, daß Ordaz, als Velasquez alter Freund, abermals das Haupt dieser Insurrection, und als ein verdienter Officier, Mitglied des versammelten Kriegesrathes, von Cortez beispielloser Beredtsamkeit überwunden, aufsprang und seinen Anhängern zurief: Freunde, der General heischt Rath von uns, aber indem er uns fragt, welche Partei wir nehmen wollen, belehrt er uns, welche wir ergreifen müssen, und ich bin durch ihn überzeugt, daß unser Rückzug unser Verderben seyn würde. — So ist es! rief der leicht bewegliche, willenlose Haufen: Wir schwören Dir auf's neue Treue und Gehorsam, Feldherr, führe uns gen Tlaskala oder wohin Du immer willst, wir folgen Dir blindlings. Hoch lebe unser edler General!

Die treulose Glücksgöttin, ihr Geschlecht und ihren Character verläugnend, zeigte gleich am folgenden Tage, daß sie den Heiden zu ihrem bleibenden Lieblinge erkoren, und gleichsam um das blinde Zutrauen zu rechtfertigen, welches das Heer auf's neue seinem Führer gelobt, trat ein günstiges Ereigniß dem andern auf die Fersen. Die erste, ehrlich gemeinte Friedensgesandtschaft der Tlaskalaner erschien im Lager. Aus dem Vornehmsten des Volks gewählt, mit weißen Federkleidern, dem Symbole der Sühne angethan, näherte sie sich, zum Zeichen der tiefsten Ehrerbietung von Zeit zu Zeit stillstehend, mit den Händen erst die Erde, dann die eignen Lippen berührend, und den Lagerwall mit des Kopals heiligem Dampfe beräuchernd. Ihr folgten zitternd fünf gefesselt. Sklaven und andere, welche Weihrauch und bunte Federn, Brod und Früchte trugen.

Cortez empfing sie mit strenger Würde, und auf erhaltne Erlaubniß, sprach das Haupt der Gesandschaft folgende merkwürdige Worte:

Seyd Ihr grausame und feindliche Gottheiten, so überliefern wir Euch hier fünf Sklaven, auf daß Ihr deren Blut trinken und deren Fleisch essen möget; seyd Ihr sanftmüthige Göt-

ter, so nehmt gnädig dies Opfer von Weihrauch und bunten Federn an. Seyd Ihr aber Menschen, so sind hier Brod und Früchte, Euch zu nähren. Nicht ohne Bitterkeit warf ihnen nun Cortez die trotzige Verachtung seiner frühern Friedensvorschläge vor, entließ sie aber doch mit der Erklärung, daß er bereit sey, alles zu verzeihen, wenn sie fortan ruhig bleiben und für die verübten Frevel Genugthuung leisten wollten.

Kaum waren sie fort, so erschienen neue Gesandtschaften. Der Freistaat Huexotzinko, ehemals Vasall von Mexico, jetzt abgefallen und mit Tlaskala verbündet, der junge, unruhige Fürst Ixtlilxochitl, Gegenkönig des Landes Akolhuakan, dessen Alleinherrschaft er durch Montezuma's Einmischung verloren, ließen den Spaniern Bündniß gegen Mexico anbieten und sechs neue Gesandten von dem ängstlichen Despoten dieses Reiches, mit neuen reichen Geschenken und noch reichern Verheißungen abgeschickt, kamen, zu den erfochtnen Siegen Glück zu wünschen, und, woran ihnen am meisten gelegen zu seyn schien, den Spaniern mit zärtlichsorgsamer Freundschaft abermals die beschwerliche und gefährliche Reise nach Tenochtitlan, und jedes Bündniß mit den treulosen Tlaskalanern zu widerrathen.

Kaum hatte der Feldherr alle diese Huldigungen angenommen, für alle diese Höflichkeiten gedankt, alle diese Rathschläge, deren Quellen er nicht verkannte, wohl zu erwägen versprochen als eine zweite Friedensgesandtschaft aus Tlaskala erschien. An ihrer Spitze stand der wilde Xikotenkatl selbst. Seine große, schlanke, nervige Gestalt flößte Achtung ein, wie seine Züge, aus denen Hoheit und Muth strahlten. Ein langes, weißes Kleid, soldatisch aufgeschürzt, mit weißen Federn und Edelgesteinen geschmückt, sprach seines Erscheinens Zweck aus, dem er sich freilich nur nach hartem Kampfe mit dem angebornen Trotze gefügt. Ohne sich dazu vorschriftmäßig die Erlaubniß ausgebeten zu haben, setzte er sich neben den Feldherrn nieder und sprach mit männlichem Ernst und edler Freimüthigkeit also zu ihm:

Ich allein bin Schuld an allen Feindseligkeiten, die bisher zwischen uns statt fanden. Ich hielt Euch Weiße für Verbündete Montezumas, dessen Namen uns ein Gräuel ist. Eines Bessern belehrt, überliefere ich mich freiwillig den Händen des Siegers und wünsche durch diese Unterwerfung meinem Vaterlande Eure Verzeihung zu erkaufen. Es ist bereit, den Frieden unter jeder Bedingung zu nehmen, unter der Ihr ihn nur geben mögt. Ich bitte Euch darum ein, zwei und dreimal im Namen des Raths, des Adels und des Volkes. Ziehet als unsere Freunde in Tlaskala ein. Ihr findet dort Wohnungen für Euer ganzes Heer. Noch hat keine sterbliche Macht Tlaskala gezwungen, den Fremden seine Thore zu öffnen. In unsern Bergen führten wir ein armes, arbeitsames Leben, und waren nur auf unsere Freiheit eifersüchtig. Da wir aber durch blutige Erfahrungen Eure Tapferkeit kennen gelernt, so wollen wir das Kriegsglück nicht ferner mit Euch versuchen, sondern flehen in Demuth Euch an: Schont unserer Götter, unserer Weiber und Kinder!

Diese edle Rede mußte auf Cortez große Seele Eindruck machen. Er erklärte sich mit der empfangenen Genugthuung zufrieden, bezeigte dem jungen Helden, der sich so großmüthig zum Sühnopfer für sein Vaterland dargeboten, seine Achtung, und ob er gleich einige scharfe Vorwürfe wegen der Vergangenheit und einige Drohungen für neuen Friedensbruch nicht unterdrücken konnte, so schloß er doch mit der Verheißung, in einigen Tagen friedlich in Tlaskala einzurücken.

---

*

Kaum hatte sich Xikotenkatl entfernt, als Montezumas Gesandte von neuem ihre Beredsamkeit aufboten, den General von dem Bündnisse mit Tlaskala abzuhalten. Mit freundschaftlicher Hitze tadelten sie die Leichtgläubigkeit, mit der er diesem falschen Volke traue, betheuerten sie: dieß Scheinbild des Friedens habe nur den Zweck, ihn sicher zu machen, nach der Hauptstadt zu locken, und dort das gefahrlos auszuführen, was im Felde durch offene Waffengewalt nicht durchgesetzt werden können. Mit dem Stolze des Bewußtseyns baten sie ihn, das bisherige Verfahren des hohen Rathes von Tlaskala mit der unerhörten Milde des zornigen Herrn zu vergleichen. Jener habe ihn durch listige Freundschafts-Verheißungen in das Land gelockt, um ihn so lange zu bekämpfen, bis wiederholte Niederlagen seines Heeres der Spanier Unüberwindlichkeit bewiesen. Dieser habe ihnen überall die höchste bezeigt und die beste Aufnahme angedeihen lassen. Kurz, was nur ein Gesandter späterer Zeiten ersinnen könnte, das Kabinet, an das er geschickt ward, zu schrecken und zu gewinnen, zu täuschen und zu überzeugen, das ward von diesen Heiden aufgeboten, den General von den Tlaskalanern loszureißen. Aber Cortez blieb, wie immer, fest bei dem, was er einmal für zweckgemäß erkannt, und wieß die mexikanischen Sykophonten entschieden zurück.

Meine Absicht ist nicht, versicherte er: durch das neue Bündniß Euerm Herrn, dem ich große Verbindlichkeiten schuldig bin, zu schaden. Mein Wunsch ist, mit jedermann in Frieden zu leben. Der Tlaskalaner Feindschaft fürchte ich nicht. Mir und meinen Kriegern ist es einerlei, ob man uns in Städten oder auf freiem Felde, bei Tag oder bei Nacht angreift, denn wir verstehen es, an allen Orten und zu allen Zeiten zu siegen. Ist die geheime Absicht der Tlaskalaner wirklich die, welche Ihr fürchtet, so bin ich gerade um deßhalb begierig, in ihre Hauptstadt einzuziehn, damit ich Gelegenheit erhalte, allen Völkern dieses Landes ein schreckliches Beispiel zu geben, wie die Spanier Verrätherei zu bestrafen pflegen.

Diese Energie war den listigen Despotenknechten zu neu, um nicht niederschlagend auf sie zu wirken. Sie schwiegen mit Achselzucken, und heimlich gingen und kamen, bepackt mit Tüchern voll bunter Bilder, den Schriftzeichen der Mexicaner, Schnellläufer zwischen dem Lager und der Residenz hin und her, auf daß Montezuma, da dieser Pfeil abgeprallt, einen andern, wirksamern auf den Bogen lege. Unterdeß harrten die Tlaskalaner, die es jetzt mit den Spaniern ehrlicher als ihre Ankläger meinten, ungeduldig auf Cortez Einzug, und da es sich damit noch einige Zeit verzögerte, so argwöhnten sie bald, ihre Leute kennend, böse Dienste, die Mexico ihnen im Stillen bei dem Feldherrn erwiesen, und beschlossen, durch eine entscheidende That den letzten Schatten eines Zweifels gegen ihre Treue zu verbannen.

Voran die vier Häupter des Freistaates, ließ sich der gesammte hohe Rath in weißen Friedenskleidern auf Sesseln durch seine subalternen Beamten in das spanische Lager tragen. Der Chorag der antispanischen Parthei, der alte, blinde Xikotenkatl ließ sich auf den Sitz neben Cortez führen, betastete, um sich durch das Gefühl einen Begriff von seiner Gestalt zu machen, dessen Antlitz und Körper, und sprach dann mit edler Freimüthigkeit:

Großmüthiger Hauptmann! Du magst dem Geschlecht der Unsterblichen entsprossen seyn, oder nicht, so hast Du doch Tlaskalas hohen Rath jetzt in Deiner Gewalt, der Dir dadurch das größtmögliche Zeichen seines Gehorsams

giebt. Wir wollen nicht die Fehler unsers Volks entschuldigen, sondern auf uns nehmen, um durch unsere Aufrichtigkeiten Deinen Zorn zu besänftigen. Niemand als wir hat Krieg gegen Dich beschlossen, aber auch niemand als wir hat beschlossen, Dich um Frieden zu bitten. Wir wissen es, daß Montezuma Dich von einem Bündniß mit uns abzuhalten sucht; erinnere Dich aber, wenn Du ihn hörst, daran, daß er unser Feind ist, so fern Du ihn noch nicht als den Wüthrich kennst, unter dem Anahuak seufzt und knirscht. Wir fordern nicht, daß Du uns gegen ihn beistehest, unsere Macht reicht gegen jeden hin, Dich ausgenommen, aber es schmerzt uns, daß Du einem Manne traueſt, dessen Tücke wir kennen. Ob ich gleich blind bin, so zeigt sich mir doch in diesem Augenblicke ein helles Licht, bei dessen Scheine ich das Unglück erblicke, das Dir von Montezuma drohet. Warum gewährst Du unsere Bitte nicht? Warum willst Du unsere Stadt nicht durch Deine Gegenwart ehren? Wir sind fest entschlossen, Deine Freundschaft und Dein Vertrauen zu gewinnen, oder unsere Freiheit in Deiner Hand zu lassen. Wähle unter Beiden! Ein Drittes giebt es nicht für uns. Wir müssen, durch die allmächtigen Götter gezwungen, Deine Freunde, oder Deine Sklaven werden.

Einer solchen Rede, aus dem Munde eines solchen Greises, vermochte Cortez nicht zu widerstehen. Er nahm das angetragene Bündniß an, an welches der hohe Rath freiwillig die Unterwerfung unter Spaniens Herrschaft knüpfte und erklärte sich zum Marsche nach Tlaskala bereit, wenn er Leute zur Fortschaffung des Geschützes und Gepäckes erhalte. Da eilten gleich am andern Morgen fünfhundert Lastträger herbei, die sich um die Ehre stritten wer von ihnen das meiste tragen sollte. Cortez ordnete den Zug, und marschirte, trotz der neugebornen Freundschaft, so vorsichtig geschlossen, als ging es zur blutigsten Schlacht, auf Tlaskala zu. Ihn begleiteten sogar die mexikanischen Gesandten, deren Abneigung, sich in ihrer Erbfeinde Hauptstadt zu wagen, er durch seine Bürgschaft bezwungen. Mit freudiger Huldigung empfingen ihn die Städte Tekompantzin und Atlihuetzian, die er durchzog aber nichts kam dem Empfange gleich, der ihm in der Hauptstadt bereitet war. Als er, von dem hohen Rath, dem Adel und einer ungeheuern Menschenmasse eingeholt, dort einzog, begrüßte ihn von allen Seiten Musik und freudiger Zuruf; in allen Straßen stiegen Bögen von grünen Zweigen und Blumen empor. Jungfrauen bestreuten die Fremdlinge mit Blumen, Priester in ihren Opfergewändern beräucherten sie, als wären sie wirklich die Götter, für die des Volkes frommer Kindeswahn sie hielt, und in ganz Tlaskala erscholl so lauter Jubel, als gelte dieser Triumph der Republik, und nicht ihren Ueberwindern.

Schaut die schön geschmückte Stadt! sprach der fromme Diaz zu Juan, neben dem er in des Feldherrn Gefolge ritt: Ist es nicht, als ob die Heiden einen heiligen Ostertag feierten, um die Prozession zu bewillkommen, die ihnen den lieben Heiland bringt? — Wie sich doch in verschiedenen Gemüthern die Weltbegebenheiten verschieden abspiegeln, lächelte Juan düster zur Antwort. Mir kommt gerade des Empfanges Pracht wie ein ächtes Heidenfest vor, und das jauchzende, geschmückte Volk wie eine Heerde Opfervieh, die man in ihrer glücklichen Unwissenheit, mit Blumen bekränzt, unter freudigem Brüllen dem Beile des Opferpriesters entgegen treibt!

(Die Fortsetzung folgt.)

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Cromford Canal.

Dieser Canal wurde im Jahre 1794 mit einem Aufwande von 80,000 L. vollendet. Er ist 18 Meilen lang, hat auf 14 Meilen ebenen Wasser Spiegel und auf den letzten 4 Meilen 80 Fuß Fall. Er nimmt bei Cromford seinen Anfang läuft parallel mit dem Flusse Derwent und fällt bei Nottingham in die Trent. Verschiedene Kohlengruben sind durch Seiten-Canäle mit dem Cromford-Canal in Verbindung gesetzt.

Downington Canal.

Dieser Canal ist Privat-Eigenthum des Grafen Stafford: er ist mit ebenem Wasser Spiegel 7 Meilen lang, und wird vorzüglich genutzt um rohe Materialien als Eisen und Kalksteine nach den Eisenwerken von Downington zu führen.

Ketley Canal.

Dieser Canal war ursprünglich nur 1½ Meilen lang und im Jahre 1788 durch Herrn William Reynolds zu Stande gebracht: Im Jahre 1793 wurde er an die Unternehmer des Shrewsbury Canals, mit dem er direct in Verbindung steht, verkauft: Er endigt sich mit 73 Fuß Gefälle bei den Eisenwerken von Ketley. Hier werden mittelst dazu angebrachter Maschinerien, die man durch abgemessenen Ausfluß vom Canal Wasser in Bewegung setzt, auf einer Abdrehung des Wehrs die Fahrzeuge auf untergelegten Rollen zum Canale herauf gewunden und zugleich wieder heruntergelassen. Es war dies in England der erste Versuch dieser Art, und es wurde deshalb zum Andenken desselben eine kupferne Denkmünze geprägt.

Shropshire Canal.

Dieser Canal ist mit 455 Fuß Schleusen-Stau 7 Meilen lang. Er nimmt seinen Anfang aus dem Canale von Downington und zieht sich so durch verschiedene Gegenden. Aus der Canal-Tiefe zur Höhe werden die Fahrzeuge wie beim Ketley Canal, auf 3 verschiedenen Punkten gewunden, nämlich am ersten Punkte bei 122 Fuß Höhe auf einer Abdachung von 640 Fuß Länge, auf dem zweiten Punkte bei 126 Fuß Höhe auf einer Abdachung von 1170 Fuß Länge, und auf dem dritten Punkte bei 207 Fuß Höhe auf einer Abdachung von 600 Fuß Länge.

Glamorganshire Canal.

Dieser Canal ist 25 Meilen lang und zieht sich in nordwestlicher Richtung durch die Grafschaft Glamorgan. Er wird vorzüglich genutzt um die Producte der unerschöpflichen Eisen-Kohlen- und Kalk-Gruben dieser Grafschaft zu exportiren, und die schnell vermehrte Volks-Menge dieser Gegend mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Unternehmer dieses Canals waren ermächtigt eine successive Anleihe von 100,000 L. zum Schaffen dieses Werkes mit dem Bedinge zu machen, daß der Canal in zwei Jahren vollendet seyn müsse, und daß nach Ablauf dieser Zeit nichts weiter darauf verwendet werden solle, als was für Reparaturen nöthig sey.

Neath Canal.

Die Richtung dieses Canals zieht sich nordwestlich ebenfalls durch die Grafschaft Glamorgan. Seine Länge beträgt 14 Meilen. Er nimmt seinen Anfang in einer Verbindung mit dem Neath-Flusse, und endigt sich in einer Verbindung mit dem New Chapel Canal.

Aberduwe Canal.

Dieser Canal ist mit 40 Fuß steigender Wasserhöhe 7½ Meilen lang. Er nimmt in einer Verbindung mit dem Glamorgan-Canal seinen Anfang, und zieht sich durch eine schöne wilde Gegend parallel mit dem Flusse Cynon bis Oberdeen.

Kidwelly Canal.

Dieser Canal ist Privat Eigenthum des Herrn Keymer, und zieht sich 3½ Meilen lang durch das Grund Eigenthum desselben von der Stadt Kidwally zu den Kohlen- und Kalk-Gruben dieses Eigenthümers.

Barnsley Canal.

Dieser Canal wurde im Jahre 1799 vollendet. Er ist 14 Meilen lang, mit verschiedenen Gefällen, die 120 Fuß betragen. Er nimmt unterhalb der Stadt Wakefield aus dem Flusse Calder seinen Anfang und zieht sich Crafton vorbei nach Barnsley.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weiblicher Entschluß

In einer Stadt Nordamerika's ging vor Kurzem ein Paar zur Trauung. Schon an der Kirchthüre angelangt, blieb der Bräutigam plötzlich stehen und redete seine künftige Ehehälfte ganz unerwartet also an: „Schönste Jenny, während meiner Bewerbung um Dich, habe ich Dir zwar schon viel über meine Lebensansichten gesagt aber noch nicht alles. So höre denn vollends: „Sobald wir getraut sind, muß ich auf drei Dingen bestehn." — Und die wären? — „Erstlich werde ich allein schlafen, ferner werde ich allein essen, und drittens immer etwas zu zanken finden, selbst wenn keine Ursache dazu vorhanden ist. Kannst du diesen drei Bedingungen dich unterwerfen?" — Ei warum nicht, mein Eduard? erwiederte die Braut ganz ruhig: Recht gern! Denn wenn Du allein schläfst, werde ich es nicht thun — wenn Du allein issest, werde ich eher essen als Du — und was das Zanken ohne Ursache anbelangt, so sey nur ganz ruhig, ich will schon dafür sorgen, daß Du immer Ursache dazu haben sollst. — So einverstanden, gingen beide vollends in die Kirche, und die Trauung ward vollzogen.

* Guter Grund.

„Warum biß Adam in den Apfel?" fragte ein Schulmeister einen Bauerknaben. „Weil er kein Messer hatte!" war die gründliche Antwort.

* Der Vater und sein Sohn

auf der Flucht bei einem plötzlichen Feuerausbruch des Vesuvs.

Nach Tischbeins vortrefflicher Handzeichnung; von Noeldeke.

Vater.

Weiter nicht trägt mein Fuß, hier sink' ich auf glühenden Boden, o
Rette dich, fleuch, o Sohn, sage, was zögerst du noch?
Näher heran wälzt sich und näher das furchtbare Glutmeer,
Glühender hauchet die Luft, röther bewegt sich der Strom.
Wie sie die finstere Nacht durchzucken die bläulichen Blitze,
Nirgend ist Himmel um uns, Hölle nur leuchtet uns an.
Unter uns bebet der Grund von dumpfhinrollenden Donnern,
Selbstmord übt die Natur, selbst sich bereitend ihr Grab.

Wer vermag zu bestehn, wer hemmt die flammende Brandung,
Wenn nicht der Allmacht Arm Ufer und Schranken ihr setzt?
Fleuch, entfleuch, o Sohn, bis hieher Stütze dem Vater.
Was dir an Kraft noch blieb, brauche zu retten dich selbst.

Sohn.

Dich verlassen, von Flammen umringt, dich sollt' ich verlassen?
Der du aus wirbelnder Flut, Vater, gerettet den Sohn!
Der du ein zweites Leben mir gabst, nicht heisse mich fliehen;
Ohne dich rettungslos, geh' in den Tod ich mit Dir!

Vater.

Nein, enteile dem Tod, der naht, enteile zu leben,
Vater den Brüdern zu seyn, Schwestern und Mutter ein Stab!
Auf! gehorche noch diesem Befehl, dem letzten des Vaters,
Laß mir im Sterben den Trost, daß ich nicht sterbe mit dir.

---

* Theater-Anzeige.

Heute wird im hiesigen Schauspielhause zum Vortheil unsrer beliebten Sängerin, Madame Göcke: Die Vertrauten, Lustspiel in 2 Akten von Müllner. Der häusliche Zwist, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue und eine musikalische Abend-Unterhaltung gegeben werden, in welcher Madame Göcke unter andern eine der schönsten Arien aus Camilla vortragen wird. — Die Erinnerung so manchen Kunst-Genusses, der dem Gesangliebenden Publico während dem Hierseyn der erwähnten ersten Sängerin unsrer Oper zu Theil geworden, wird noch nicht im Gedächtniß erloschen seyn und alle Freunde des Gesanges ermuntern, die heutige Vorstellung mit ihrer Gegenwart zu beehren. —

D. R.

---

* Charade von drei Sylben.

Dem Ganzen haben wir zu danken
Die Erste, die so froh uns macht,
Die oft genesen läßt den Kranken,
Im Greise neues Feu'r anfacht.
Beim frohen Mahl ist sie willkommen,
Sie hat die Freuden oft gewürzt,
Doch Manchem auch sie wohl benommen,
Sogar das Leben ihm verkürzt

Die letzten Beiden kann man finden,
Wenn man nur zusieht einem Spiel,
Der Spieler wird es bald verkünden,
Ob er sie hat, und auch wie viel.
Er wünscht sich ihrer dann recht viele,
Bisweilen liegt ihm nichts daran,
Und er verliert sogar die Spiele,
Sobald er Letztere gewann.

Willst Du das Ganze nun noch schauen,
So such's im kalten Norden nicht;
Eil' hin nach Deutschlands wärmern Gauen,
Dort giebt der Sonne mild'res Licht
Ihm oft sehr herrliches Gedeihen,
Zum Freudenfeste wird er dann,
Und bei dem Tone der Schalmeyen,
Reiht man zum Tanze froh sich an.

Ein Hannoveraner.

Auflösung des Räthsels in Nro. 32.

Das Wörtchen un.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 34.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 27. April 1820.

*Elegie.

Denkmal großer Vorzeit, großer Tage
Alte Trümmer einer goldnen Zeit.
Hier zerfließt mein Lied in sanfte Klage,
Sanfte Klage der Vergangenheit.
Still erklingt es jetzt in blauen Fernen
Und der Blick flieht hin zu jenen Sternen:
Die da droben freundlich lächelnd ziehn,
Und nicht so, wie Erdenglück, entfliehn.

Hier — auf diesen längstbemoos'ten Steinen
Wo der Vorwelt Sagen mich umweh'n,
Will ich mich, o Harfe, dir vereinen,
Zwar verhallt mein Lied in jene Höh'n.
Mochten sonst hier Freudenlieder tönen
Mochten fließen manche Freudenthränen
Nein — der Wehmuth sey mein Lied geweiht,
Sanfter Klage der Vergangenheit.

Hier — wo schaurig Lunas Silberstrahlen
Hellen den vermimten, morschen Stein,
Wo sie dort — Vergangenheit mir malen,
Floß vielleicht sonst edler, deutscher Wein.
Und die reinen, hellen Freudenlieder,
Hallten froh das ferne Echo wieder,
Amor knüpfte hier ein festes Band
Und es flammte Hymens Fackelbrand.

Dort — wo Dorn und Distel einsam ranken,
Ruhte sonst das starke Ritterschwerdt,
Und des Helden muthige Gedanken
Waren seiner großen Thaten werth.
Nicht in Worten — nein, im tapfren Werke,
Da bewies er seines Armes Stärke,
Ach! verklungen ist sein großer Ruhm,
Sey gesegnet mir, o Heiligthum!

So kann uns das Irdische nicht bleiben,
So entflieht des Lebens Herrlichkeit.
Es entflieht mit rastlos stetem Treiben
Und die Wolke deckt's — Vergangenheit.
Gegenwart — den goldnen, hellen Schimmer
Deckt einst der Vergangenheiten Trümmer,
Und man findet deine Spur nicht mehr,
Tropfen in der Ewigkeiten Meer.

Alles was so innig hier verbunden
Trennet einst des Todes kalte Hand.
Kaum erblüht's, so ist es auch verschwunden
Geht dahin zum unbekannten Land.

und Cypressen weh'n um unsre Hügel!
Ja! in dieser Schöpfung großem Spiegel,
Seh ich nur die schnelle Flucht der Zeit,
Ach! erblick ich nur — Vergangenheit.

G.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Die Spanier lebten in dem freien Staate, der seit ihrem Einzuge aufgehört es zu seyn, herrlich und in Freuden. Die Hauptstadt, die an Größe, Volksmenge, Gebäuden und Ueberfluß, selbst das stolze Granada, zur Zeit als es den Mohren entrissen wurde, übertraf, auf dessen Markte täglich dreißigtausend Menschen wimmelten, bot ihnen alle Lebensgenüsse in schwelgerischer Fülle dar. Fünf und dreißig der schönsten Jungfraun aus den edelsten Geschlechtern wurden vergötterten Gästen als Friedensbürgen überliefert, und — um die gute Meinung der neuen Vasallen nicht zu verachten, und zugleich die Seelen der schönen Heidinnen dem ewigen Pfuhle zu entreißen, nach einigen Weigerungen recht gern angenommen. Kaum aber hatte Cortez nach seiner Ueberzeugung in dem Lande festen Fuß gefaßt, als er sein altes Lied von der Schädlichkeit des Götzendienstes und von der Verehrung des einzigen wahren Gottes zu singen begann. Er hatte deshalb mit dem alten Marikatzin eine lange eifrige Unterredung, doch ein so warmer Spanier-Freund dieser auch war, so vermochte er es doch nicht, so schnell den alten mit der Muttermilch eingesognen Glauben aufzugeben, als der stürmische Reformator es verlangte. Wir haben freudig, sprach der Heide: Euern irdischen Herrn für den unsern anerkannt, und wir wollen auch den Gott, den Ihr uns bringt, mit Ehrfurcht in unsern Mauern aufnehmen, wie es nach Anahuaks alter heiliger Sitte ein Volk thun muß, das die Obergewalt einer andern Nation anerkennt. Allein fern sey es von uns, deshalb unsere Götter zu verstoßen. Ein Gott reicht für unsere Bedürfnisse nicht hin. Wir erkennen, wie Ihr, ein höchstes Wesen, den erhabenen Teotl, der alles in sich selbst ist, und durch den wir leben, aber er ist für unsere Verehrung zu groß und kann sich nicht herablassen zu der Erde kleinen Sorgen und Wünschen. Dafür sind unsere Untergötter vorhanden. Tezkatlipoka, der ewig junge, glänzende, allsehende Spiegelgott belohnt die Rechtschaffnen und bestraft die Bösen. Dem weisen Quetzalkoatl danken wir unsere Religionsgebräuche, unsre Zeitrechnung und die Kunst, Metalle zu schmelzen. Unser Gott Kamaxtle verleiht uns Sieg über unsere Feinde. Unsere Göttin Matlalkueja giebt unsern Feldern Regen und beschützt uns gegen die Ueberschwemmungen des Flusses Zahuaxaa. Jedem unserer Götter haben wir einen Theil unsers Erdenglückes zu danken, und könnten wir je so tief sinken, dieß nicht mit Dank und Verehrung zu erkennen, so würde der verdiente Zorn der Götter schwer auf unsre Häupter fallen. Ein Opfer der Schreckniße der Natur, ein Spott unserer Feinde, würden wir kläglich enden, und in der Stunde des Todes würde gräßlich der grimmige Tlakatekololotl auf seinen Eulenfittigen heranrauschen, und uns in der Erde dunkeln Mittelpunkt stürzen, wo der finstere Herr der Hölle, Miktlanteuktli niemanden mehr losläßt, und unserer keiner hoffen dürfte, je als ein bunter lieblich singender Vogel, oder als ein edles Thier wieder auf der Erde zu erscheinen.

Jetzt wollte doch dem verständigen Cortez des frommen Unsinns zu viel werden, und um das letzte vor dem Aeußersten zu versuchen, ließ

er den herrlichen Bartholomäus kommen, der mit sanfter Suada dem Heiden das Evangelium zu predigen begann. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte dieser der neuen Lehre; aber so tief sich der Redner zu seinen Begriffen herabließ, so wollte es ihm dennoch durchaus nicht einleuchten, daß der einzige Christengott so vielerlei besorgen könne, und zuletzt bat er die beiden Bekehrer inständig, daß von allen diesen Dingen ja nirgend außer dem Quartier der Spanier gesprochen werden möchte, weil seine Götter, wenn sie etwas davon erführen, gewiß das ganze Land aus Rache zu Grunde richten würden. Nun war des heftigen Cortez Geduld zu Ende. Schon befahl er seinem Juan, ad majorem Dei Gloriam den Generalmarsch schlagen zu lassen, und das Schauspiel von Chempoalla's Bekehrung sollte, vielleicht mit einem ernstern Ausgange, in Tlaskala's Mauern wiederholt werden. Da trat der edle Bartholomäus dazwischen, und mit göttlicher Beredsamkeit bestürmte er den Feldherrn, den übereilten Entschluß zurückzunehmen. Stärker als die Worte der Duldung, die seinem Herzen entströmten, sprachen die Gründe seiner Klugheit zu Cortez Kopfe. Er begriff es endlich, daß die Anwendung der Strenge bei diesem muthigen, freiheitliebenden Volke einen Vertilgungkrieg herbeiführen würde, der auf den besten Fall die Spanier ihrer brauchbarsten Bundesgenossen berauben müsse, und der neue Friede ward durch Maxikatzins Versprechen geschlossen, die Menschenopfer abzuschaffen, und allen Gefangenen und Sklaven, die in ihren Käfigen des nächstens Schlachttages harrten, die Freiheit zu schenken.

Zwanzig Tage hatten für die Spanier zur Erholung von den erduldeten Mühseligkeiten hingereicht, und Cortez rüstete zum Weitermarsche nach Tenochtitlan. Die mexikanischen Gesandten riethen jetzt auf einmal mit seltsamem Eifer den Weg über Cholula zu nehmen, weil dort auf des zornigen Herrn Gebot alle Anstalten zur Aufnahme des Heeres getroffen worden. Dagegen beschworen die Tlaskalaner den Feldherrn, diesen Rath nicht zu befolgen, theils weil er von dem heimtückischen Montezuma komme, und darum schon an sich verderblich sey, theils weil die Republik Cholula, seit der Spanier Ankunft den Mexikanern verbündet, Tlaskala's geschworne Feindin sey, und nicht einmal gleich dem weit entferntern Huerotzinko Gesandte geschickt habe, um Spaniens Oberherrschaft anzuerkennen. Aber die Cholulaner ergänzten sogleich den vermißten Huldigungact, dessen Verspätung sie durch ihre Feindschaft mit Tlaskala entschuldigten, und Cortez, der dem Drängen der Mexikaner aus Höflichkeit nachgeben, und zugleich den Tlaskalanern zeigen wollte, wie wenig er die Macht seiner Feinde achte, beschloß den Zug über Cholula. Tlaskala's ganze Kriegesmacht, ein Heer von 150 000 Mann, versammelte sich auf Befehl des hohen Rathes, ihn zu begleiten, aber im Gefühl seiner Kraft entließ er es wieder und behielt nur sechstausend Krieger unter seinen Fahnen, die nach wenigen Tagen in der fruchtbaren Ebene flatterten, an deren Horizonte Cholula's zahllose Tempelthürme emporstiegen.

Diese Republik konnte das Rom des Landes Anahuak genannt werden. Hier hatte, nach der Väter grauen Sagen, der große Quetzalkoatl zwanzig Jahre als Mensch gelebt, und mit solcher Milde geherrscht, daß ihn nach seinem Abscheiden in das phantastische Reich Tlapalla seine

*

dankbaren Unterthanen unter die Götter versetzten. Der Tempel ungeheure Menge, vor allen der auf einem künstlichen Berge prangende Haupttempel zogen aus der Nähe und Ferne eine unzählige Menge Pilger herbei, die zur Büßung ihrer Sünden an diesem heiligen Orte ihre Andacht verrichteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Breknock Canal.

Dieser nimmt in einer Verbindung mit dem Monmouthshire Canal seinen Anfang. Seine Richtung geht dann durch den Fluß Won, ferner durch eine Anhöhe mittelst eines Trichters von 400 Fuß Länge. Er nimmt dann seine Richtung nach dem Flusse Usk, parallel mit diesem nach Breknock. Seine Länge ist 33 Meilen mit 68 steigender Höhe.

Caistor Canal.

Dieser Canal zieht sich von dem Flusse Ancholme in einer Länge von 9 Meilen bis zur Stadt Caistor.

Chelmer und Blackwater Schifffahrt.

Mittelst verschiedener Durchstiche ist der Fluß Chelmar schiffbar gemacht worden. Aus diesem Flusse geht die Schifffahrt durch Hülfe eines Canals in den Blackwater Fluß. Nachdem dieser Fluß eine Meile lang genutzt ist, wird die Schifffahrt auf einem zweiten Canale bis Maldon fortgeführt. Die ganze Länge dieser schiffbaren Wasserverbindung beträgt bei 79 Fuß Gefälle 14 Meilen. Das Werk wurde im Jahre 1796 mit einen Aufwande von 60,000 L. vollendet.

Darby Canal.

Dieser Canal ist bei 58 Fuß Schleusen-Stau 17 Meilen lang und wurde im Jahre 1794 vollendet. Er nimmt in einer Verbindung mit dem Flusse Trent seinen Anfang, hat auf seinem Wege Communication mit mehreren Flüssen, Canälen und Oertern und endigt in einer Verbindung mit dem Erewash Canal.

Dare Canal.

Dieser Canal nimmt seinen Anfang in einer Verbindung mit dem Durchstiche, der vollendet würde, um den Fluß Don schiffbar zu machen, und indem er auf seinem Wege mit dem Barnsley Canal, den Flüssen Calder und Dave, verschiedenen Eisenwerken und Ortschaften in Communication gesetzt ist, endigt er sich bei den Besitzungen des Grafen Strafford bei Wentworth Castle. Die Länge dieses Canals beträgt 10 Meilen bei 125 Fuß steigender Wasserhöhe.

Verlängerter Dudley Canal.

Dieser nimmt in einer Verbindung mit dem Dudley Canal seinen Anfang, und endigt sich, nach vielen nützlichen Communicationen mit dem Eingange in den Canal, der zwischen Birmingham und Worcester vorhanden ist. Seine Länge beträgt in ebener Wasser-Fläche 10 Meilen.

Ellesmere Canal.

Dieser sehr wichtige Canal nimmt in einer Verbindung mit dem Flusse Severn bei Schrewsbury seinen Anfang. Er zieht sich bei 537 Fuß Schleusen-Stau 57 Meilen lang, Ellesmere und andere Oerter vorbei; ist mittelst Aquaducts über

den Fluß Dee geführt, und endigt sich mit dem Eingange in den Fluß Mersey.

Der Weg dieses Canals geht durch eine Gegend, welche an Steinbrüchen, Kohlen, Kalk, Eisen u. s. w. den größten Ueberfluß hat. Diese Reichthümer mußten, ehe der Ellesmere Canal vorhanden war, aus Mangel an Wasser-Transport unbeachtet und unbenutzt liegen. Mit dem großen Nutzen, den auf diese Weise diese Gegend aus der Vollendung einer so wichtigen Canal-Schifffahrt gezogen, ist noch die wichtige Ansicht entstanden, daß dadurch eine schiffbare Wasser-Communication zwischen den Handelsstädten Bristol und Liverpool geschaffen worden.

Schifffahrt auf dem Flusse Faß.

Mittelst verschiedener Durchstiche ist eine schiffbare Verbindung zwischen den Flüssen Faß und Ouse in Yorkshire dergestalt geschaffen, daß dadurch auf 12 Meilen Länge Güter zu Wasser transportirt werden können, welches vorher nicht möglich war.

Gloucester und Berkley Canal.

Dieser Canal nimmt in einer Verbindung mit der Severn bei Berkley seinen Anfang und endigt sich bei Gloucester. Er ist 18 Meilen lang, 70 Fuß breit und hat von 15 zu 18 Fuß Wasser Tiefe. Er ist an beiden Enden mit Schleusen versehen um die Wassertiefe zu erhalten. Die Schleusen-Thüren sind so eingerichtet: daß Schiffe von 500 Tonnen Ladung ein- und ausgelassen werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bemerkung auf die gutgemeinte Erinnerung an meine Mitbürger im Bürgerfrd. Nro. 27 vom 2. April, und Aufforderung in Betreff des hiesigen Krankenhauses, in der hiesigen Zeitung vom 7. April d. J.

Wenn die Einkünfte dieser löblichen Anstalt nicht hinreichen, die nothwendigen Bedürfnisse derselben zu bestreiten, so scheint der Vorschlag, ein ganz neues Haus zu bauen, in keiner Hinsicht zu empfehlen. Da ein so großer Bau auch große Capitalien erfordert, welche von dem Fond dieser Anstalt doch nicht genommen werden können. —

Wer soll diese Capitalien hergeben? — Oder glaubt der Herr Verfasser, daß, wenn das alte Krankenhaus und das Waisenhaus an der grossen Straße verkauft werden, so viel heraus kömmt, daß davon das neue Krankenhaus fertig gemacht werden könnte? — so wäre dabei nichts zu erinnern. —

Aber! das ist sehr unwahrscheinlich, indem das alte Krankenhaus doch wohl blos zum Abbruch verkauft werden soll, und das Waisenhaus für einen Geschäftsmann gar zu weit entfernt liegt; so würde dafür bei weitem der wahre Werth nicht kommen. —

Uebrigens dürfte sich zu einem Krankenhause in der ganzen Stadt kein Platz besser eignen, als der des Waisenhauses an der großen Straße. —

Auch würden die Kosten: dieses Haus zu einem sehr guten Krankenhause einzurichten, auch so groß nicht seyn, denn das Haus ist nicht schlecht und innern Einrichtungen würden nur unbedeutend seyn können — es soll ja kein Staats-Pallast sondern ein Krankenhaus seyn — und

so würde auch wohl das, was für das alte Krankenhaus kömmt, hinreichen. —

Da nun einmal der Fond des Krankenhauses, einen neuen Bau unmöglich macht, indem dargethan ist, daß derselbe nicht einmal so viel abwirft, womit das Nöthigste bestritten werden kann, und dazu noch um Gaben angesprochen wird, so sollte man doch nicht an einen neuen kostspieligen Bau denken. —

Meines Erachtens würde der Herr Verfasser mehr Beifall gefunden haben, wenn er vorgeschlagen hätte, das Capital, was ein solcher Bau ohngefähr kostet, auf Zinsen zu verleihen und diese sodann zum Unterhalt zu verwenden. —

Oder glaubt der Herr Verfasser, daß durch große öffentliche Bauten der Noth im Allgemeinen abgeholfen werde? — so irrt er sehr, da dergleichen Bauten jetzt immer veraccordirt werden, so hat blos der Baumeister und höchstens noch Einer — Vortheil! Die übrigen Handwerker aber werden so gedrückt, daß oft, besonders dem Tischler, kaum das trockne Brod übrig bleibt.

* Vorschlag

Es ist hier in Bremen Gebrauch, daß ein Jeder, welcher Weißbrod aus einem Bäckerladen holt, von dem vorhandenen Brode so viel, als ihm beliebt, in die Hände nehmen, betasten und niederlegen darf, um sich dasjenige, was ihm am besten gefällt, auszusuchen. Wie höchst unschicklich und den Umständen nach oft ekelhaft dieses ist, leidet keinen Zweifel. Wäre es daher nicht besser, wenn (wie es auch an andern Orten üblich ist) das verlangte Brod dem Holenden in die Hand gegeben würde? — Es versteht sich übrigens, daß die Verkäufer das ungestaltete und mißgerathene Brod zurücklegen und, wenn braun- oder weiß gebackenes gefordert würde, sie auch diesen Wunsch befriedigen müßten.

B — r m — — r.

* Elegie

geschrieben auf den Trümmern des alten Roms.
Aus dem Spanischen des Quevedo
verdeutscht von Noeldeke.

Du suchst, in Rom, o Wandrer, Rom zu finden,
Und selbst in Rom kannst Du es nicht erspähen.
Leichnam' sind Mauern, die ihr Stolz ließ sehen,
Und Grab der Aventin auf eignen Gründen.
Es liegt, wo er geherrscht, in Trümmerschlünden
Der Palatin; — die Macht der Zeit gestehen
Schaumünzen selbst, Jahrhunderten Trophäen,
Mehr, als sie Latiums Ahnenglanz verkünden.
Die Tiber blieb allein, mit ihren Wogen,
Der Stadt, die sie getränkt, voll Grabesschauer,
Ein Sterbe-Lied zu weinen angezogen.
O Rom, was festgegründet der Erbauer
In deiner Größ' und Schönheit ist verflogen
Das Flücht'ge nur besteht und ist von Dauer.

Tapferkeit.

„Zieht meinen Muth nur nicht in Zweifel!
Denn komm' ich in die Schlacht, so wüth' ich wie ein Teufel!
Schon Manchem grub ich dort sein Grab.
Glaubt mir, in Strömen dann ich Blut vergieße,
Nichts scheu' ich dann. Einst hieb ich Einem beide Füße,
Dem Andern einen Arm bis an die Achsel ab,
Wofür der Fürst mir einen Orden gab"

Das nenn' ich grausam! Arm und Füße?
Warum denn nicht den Kopf? Mein Herr! —
„Ei, Köpfe hatten sie nicht mehr."

Das Oppositionsblatt liefert folgenden Vorschlag zur Güte:

Lumpen und Lumpenpapier verwandeln sich chemisch in Zucker:
Herrlicher Fund! er löst endlich das Räthsel der Zeit.
Lumpenpapier, Schriftstellern und Druckern bequeme Erfindung,
Hat mit heftigen Streits bitterem Haß uns genährt:
Zucker bereitet nunmehr anstatt Papieres, und labt euch,
Daß ihr im süßen Genuß selig des Streites vergeßt.

Vermischte Nachrichten.

Man fragte in einem Blatt, ob man zu dem merkwürdigen neuerfundenen Lumpenzucker auch die Lumpen eines Schwindsüchtigen und andren Kranken nehmen könne, und ein Chemiker antwortet darauf: Allerdings ist es gleichviel, ob für die Bereitung des Zuckers aus Lumpen, Kleidungsstücke von Kranken oder einige dergleichen, welche die Lebensfülle einer Grazie bedeckt haben, verwendet werden. Darin liegt eben das Große unserer Kunst! Wir sind die geheimen Vertrauten der Natur. Die Perle wird unter unseren Händen zum Mauerkalk, der Diamant zu Luft, der Zucker zu Essig, das Genie zum übelriechenden Spiritus, der Urin zum Gewürze ꝛc. Daher Kriminal- und Inquisitionsacten, Lumpen von Hektischen und Beleibten, selbst unter Berücksichtigung der scharfen Dinte der Schreiber und des Krankheitsstoffes — gleich geeignet zu einem Zwecke, wo die Mutter Natur ihre allwaltende umschaffende Kunst und Kraft zeigen will!

Die Mainzer-Zeitung theilt folgende possierliche Intelligenzartikel nach Originalien mit: Eine Wittwe von gesetztem Alter wünscht so schnell als möglich als Jungfer angestellt zu werden. — Eine Hundert-Gulden-Obligation in nichts eingewickelt, ist verloren gegangen; der ehrliche Finder kann Einen davon abziehen. — Eine tüchtige Köchin, die aber zugleich mit der Feder umzugehen wissen muß, wird auf feinem Backwerk gesucht.

Ein engl. Handelshaus, Namens Coates, hatte ein Faß Capwein durch Zusatz von 8 Gallonen Portwein im Geschmack verbessern wollen. Ein Accise-Inspector bemerkte diese Auffüllung und erklärte das Faß Capwein für confiscirt. Das Handelshaus Coates drang auf Aufhebung der Confiscation, da die Mischung des Portweins zum Capweine das Acciseinkommen verbessere und nicht verschlechtere, indem eine Gallone Portwein 7 Sh. 7 P. Accise zahle, der Capwein dagegen nur 2 Sh. 6 P. und ähnliche Mischungen üblich wären. — Das Acciseamt bestand dagegen darauf, daß das Gesetz jede Weinmischung untersage und daß der so beliebte Capwein des Hauses Coates die Weintrinker abhalte theurere Weine, die mehr Accise gäben, zu trinken, daß also ungeachtet des anscheinenden Vortheils in der That der Staat durch das Verbesserungsverfahren der Weinhandlung verletzt werde. Das Accisegericht erkannte, daß zwar das Verfahren der Weinhandlung, keine betrügerische Handlung, weder für den Staat, noch für das Publicum gewesen sey, weil aber das Gesetz jede Mischung der Weine untersage, so müsse es die Confiscation bestätigen und die reclamirende Firma in die Kosten verurtheilen.

Mainz, vom 11ten April. Bei Gelegenheit des am 6ten gefeierten Säcularfestes zum Andenken Raphaels von Urbino, hat ein Witzbold in das Frankfurter Journal folgendes Wind-Ey gelegt:

Einst war in Rom von seinen Jüngern — zwar
Aus Andacht — sein heiliger Schädel beschmutzt.*)
Ihr habt hochherzig ihn dies Jahr
In Mainz mit heiliger Weihe geputzt.
Sein Genius mög Euch dafür belohnen
Die Nachwelt aber Eure Schädel verschonen!

Antwort.

Laß immer uns den heil'gen Schädel putzen!
Ihn konnten fromme Pinsel nur beschmutzen.
Zum Zeitvertreibe fiel auch Dir es ein,
Ein Pinsel (zwar kein frommer) uns zu seyn.
Doch du mit deinen Pinselstrichen
Bist weit von deinem Ziel' gewichen,
Du hast den eignen Schädel nur beschmutzt,
Und der — bleibt sicher immer ungeputzt.

Wohlmeinender und wärmer, als jener Sinndichter, hat diesen Tag ein Kunstfreund zu Kreuznach gefeiert, der uns folgende Strophen zusandte:

Bei der dritten Säcularfeier des unsterblichen Raphaels.

Mit Liebes-Glut und Frühlingsluft,
Mit Dank erfülltem Herzen;
Der Schöpfung Himmel in der Brust
Und süße Sehnsuchts-Schmerzen:
Nah' ich mich deinem Bilde,
Du Musen-Liebling Raphael
Voll Göttlichkeit und Milde! — —
Wie feiert meine Seele Dich,
Es fließen süße Thränen; — —
Wer Dich erkannt muß ewig sich
Nach deinem Himmel sehnen.
O Raphael — ich feire Dich
Den heut die Engel krönen,
Heroen-Künstler neigen sich
Dem Göttlichen, dem Schönen.

J. F. Kaufmann.

*) In einem, an der Kirche S. Martina e Luca (der römischen Malerakademie gehörig) angebauten Zimmer, wird die Hirnschale Raphaels in einem verschlossenen Behältniß gezeigt. Vor dem war sie öffentlich ausgestellt, aber der Mißbrauch, den junge Leute trieben, ihre Reißfedern und Pinsel an diese Reliquie, als an ein wunderthätiges Heiligthum, zu streichen, gab Veranlassung sie einzuschließen. (Weinligs Briefe über Rom.)

Zuversicht.

(Nach dem Lateinischen.)

Zweifle, o Sterblicher, nicht an der ewigen himmlischen Zukunft,
Weil Du im Staube noch lebst, einst wie ein Schatten entfliehst. —
Hat doch die Hülle von Staub der Sieger des Todes getragen;
Gleicht auch dem Schatten Dein Geist, er ist ein Schatten von Gott!

*Logogryph.

Mit a ein Dorf nicht weit von Bremen;
Mit e des Wassers leiblich Kind;
Mit i läßt's Mancher sich nicht nehmen,
Und heißt al dann: recht steif gesinnt;
Mit o wächst es auf Baum und Thier;
Jetzt, lieber Leser, nenn' es mir.

B — r m — — r.

Auflösung der Charade in Nr. 33.

Weinlese.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 35.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 30. April 1820.

* Abschiedsworte.

An ...

Dich, Luise, Dich soll ich verlieren,
Deren Geist sich fest an meinem band?
Die mit edlen, ewig festen Schwüren,
Sich so oft schon meinem Arm entwand?
Ha! wer konnte diese Ketten brechen,
Wer den Eid der dauerhaften Treu'?
Und wer konnte heben Dein Versprechen
Rissest Du die Demantkett' entzwei?

Und Du konntest die Gefühle ändern,
Die die Liebe in der Brust erweckt?
Und mit Schwüren spielen, wie mit Bändern,
War das gleich von Dir schon abgezweckt?
Mädchen, lebe wohl, doch höre Worte,
Die der blasse Mund noch kraftvoll spricht.
Die an meines Grabes dunkler Pforte
Leise tönen, wenn dies Auge bricht.

Wie der Gottheit hocherhabne Fülle,
Hier — im dunkeln Haine — mich umschwebt,
So war all mein Denken, Wunsch und Wille,
Theures Mädchen nur durch dich belebt.

Deinen Namen fand ich in den Sternen;
Dein gedacht ich bei dem Becherklang,
Und getrennt von Dir durch weite Fernen,
Hörte ich Luisens Nachtgesang.

Ja! ich kannte Deine süßen Triebe,
Kannte Dein Gefühl, so ganz für mich!
Und — im Drang der unschuldsvollen Liebe,
Fiel ich an Dein Herz, und küßte Dich!
Ach, da sprachen Deine sanften Blicke,
Ewig, guter Jüngling, ewig Dein:
Und ich rief im namenlosen Glücke:
„Ewig, theures Mädchen, bist Du mein!“

Und ein heil'ger Bund war jetzt geschlossen,
Und ich schwur, dem Bunde treu zu seyn!
Eh die sel'ge Stunde noch verflossen,
Schwurst auch Du dem Bunde treu zu seyn!
Und beim Glanz der stillen Abendröthe,
Da durchstrichen wir die Flur, den Hain!
Und beim sanften Tone meiner Flöte,
Sprachst Du nochmals: „Ewig, ewig Dein!“

So entflohen viele schöne Tage,
So beseligt fühlte sich das Herz!
Und nun tönt die bittre Abschiedsklage,
Meine Thränen zeigen meinen Schmerz.

Freuden blühen Dir auf deinem Wege,
Blumen mögen schmücken Deinen Pfad.
Sicher geh' Dein Fuß die dunkeln Stege,
Freudig geh' ins Todesthal hinab.

Hier — nimm Alles, Alles, Theure! wieder,
Was von Dir, Geliebte, ich besaß.
Deine theuren Briefe, Schwüre, Lieder,
Die ich stets mit heil'ger Wonne las.
Nie vergeß ich Dich! ach! Deinem Bilde
Gleichet nichts von allem, was ich seh'!
Und die grünen, seligen Gefilde,
Die Dein Fuß betrat, sie rufen: Weh':

Dunkel scheinen meine letzten Tage,
Nur der Schwermuth will ich ganz sie weihn.
Nie soll tönen meine laute Klage,
Nur die Einsamkeit soll mich erfreu'n —
Wo ich denke der verflossnen Zeiten
Wo Vergangenheit mich sanft umweht.
Und Dein Angedenken soll mich leiten,
Wenn das matte Herz um Ruhe fleht.

Und wenn endlich, dieses Lebens müde,
Mich der große Vater zu sich ruft.
Dann, dann strahlt mir sanfter Engelfriede,
Dann erquickt mich schöner Rosenduft.
Selig, selig, wer das Land erringet,
Wo Verläumdung nicht die Herzen trennt.
Wo die beß're Harmonie erklinget,
Wo mein Mund noch Dich — Luise nennt!

G.

---

* Der 18. October und das Osterfest.

(Schreiben an einen Freund vom 3. April.)
(Verspätet.)

Es ist Ostern — und ungewöhnlich schön, schöner wie die noch rauhe Jahrszeit es mit sich zu bringen pflegt, ist der Himmel; auch die mondhellen Nächte waren still und bedeutungsvoll. Wie oft mußte ich Deiner dabei gedenken, theurer Freund! Wie träumte ich mir zwischen dem jungen Grün und den Knospen, Woldemar und Werther zu seyn! Schon das herrliche Wetter allein ist ein Fest, eine Frühlingsfeier, und kaum bedurfte es noch des Osterfestes. Die heilige Zeit — so nennen doch Christen die Osterfeiertage mit Recht — veranlaßt zum Blick auf Vorzeit und Zukunft. Die Gegenwart steht mitten inne, mit einer Wichtigkeit, welche unsere jetzigen Zeiten lange zuvor nicht hatten. Alles was der heiligen Sache frommt, was ihr angehört, sammelt sie um sich: Das hohe Wichtige, das Ernste — Opfer für's allgemeine Menschenwohl, Opfer für Freiheit, für aufgethauten reinen Gottesdienst, Altar und Flamme des anbetenden Herzens — Aufforderung an das innere Wesen des Gottentsprossenen Menschen, das Hohe zu erfassen, und selbst rein und frei zu seyn. Dann aber auch eine Mahnung, jede Vollkommenheit des Gegenwärtigen und, wo es seyn kann, auch des Vergangenen zu erhalten, die Anstalten bestehender Einrichtungen, die Ordnung der Regierungen zu läutern und zu heiligen, deren Ziel es ist, das Himmlische mit dem Irdischen zu vereinen. Denn was anders sollte ihr Zweck seyn? Zuletzt auch, jede sanctionirte Gewohnheit und ihre Gebräuche zu erneuern und zu ehren — nach Allem sehnt sich jenes große Herz, nach allem diesem blickt das aufmerksame Auge; unter dieses Geistes großem Flügel soll sich alles sammeln, mit dem Großen das Kleine nicht vergessen seyn!

Wie erfreulich waren uns am 18. October die Freiheitsfeuer im Bremer Gebiete, wie erfreulich waren den alten braven Bewohnern Bremens die Osterfeuer! Damals, am 18. October, wurden wir durch die Bergfeuer an die Osterfestlichkeit erinnert, und wir erwarteten sie wieder gestern Abend am ersten Osterfeiertag; aber wir vermißten sie, unsere Hoffnung wurde getäuscht. Es sey erlaubt, etwas über diesen

Gegenstand zu sagen, weil im Kleinen oft das Große gemeint ist, und weil der Kleinste des Hauses vom Hausvater nicht preisgegeben seyn darf.

Die Osterfeuer haben zwar keinen eigentlich christlich religiösen Ursprung,*) und derselbe verliert sich in alter wilder Zeit, in halbheidnische Sitte; aber Umstand, daß ein fremder oder alt deutscher Gebrauch dem christlichen nicht absprach, nicht entgegen war, nationalisirte ihn nach und nach und heiligte denselben. Uralt ist die Gewohnheit, und nach der stillen Trauer des Charfreitags tritt nach der Festfeier des Erstandenen lichtheller Jubel ein; noch gefärbt von jener Trauer wäre der Tag zu hell, zu glänzend für die Freude, welche am Abend bescheidner auflebt, auflodert und sich des Aufgangs freuet. Denn deswegen ist gerade Ostern im Frühling und nicht im Winter, weil die Auferstehung der ganzen Natur an die Auferstehung des Heilandes erinnert, eben so wie ein Feuer wieder aufersteht aus der alten Lohe, aus den scheinbar verglommenen Kohlen, zum Himmel emporglüht wie Opferfeuer, indem die züngelnden Flammen Gebete stammeln und die Gluth des brennenden Herzens darstellen. Nun feierte zwar der Mond und die Gestirne, aber unsere Erde schwieg! da sah man keines Herzens Fackel, da ertönte kein Laut.

Groß, aber doch zugleich unnöthig ist die Vorsicht, es könnte Feuersgefahr entstehen, wenn auf weitem Felde ein Freudenfeuerchen errichtet wäre. — Bei den Freiheitsfeuern des 18. Octobers waltete doch diese Gefahr auch ob — und man fand sie ganz zweckmäßig, ja recht anständig, weil — die Zeit es wollte. Wenn man aber annimmt, daß tausendmal mehr Gefahr vorhanden ist, wenn nur ein Licht oder eine Lampe in einer Hütte geputzt wird, wo Heu und Stroh umher liegt, — als ein Feuerchen auf weitem, von Häusern entfernten Raum, so kann man sich dabei wohl nicht eine Ursache denken, die uns um ein altdeutsches Herkommen bringt, das mit der Octoberfeier in genauer Verbindung steht und welches man, wenn ein Uebelstand wirklich dargethan worden gern dahin geben wird. Denn kann uns ein Kleines genommen werden, warum nicht auch das Große? Ueberschaue man doch im Regierungsplan das Gefilde menschlicher Herzen, an diese drängen sich dicht hinan des ewigen Himmels nicht zu ändernde Weltgesetze, und die Weisheit wandelt diese Straße so gern und sammelt dort ihr Volk. Wenn von diesem Punkte aus in unsrem deutschen Vaterlande die Menschen beherrscht werden, wenn die Oberen sich als Väter, und nicht als Vormünder betrachten, dann wird eine goldene Zeit vorhanden seyn. Alsdann sind sie die Pfleger der Glückseligkeit, und patriotisch mit dem Ganzen verbunden — dem ihnen zugetrauten Ganzen! wovon sie sich aber im Gegentheil so leicht absondern und dieses Ganze, das Volk, nur ansehen können wie den Schemel, auf den man tritt, um höher zu stehen.

Das waren wohl viele Worte zu Ehren der Oster- und Octoberfeuer. — Scheinbare Kleinigkeit! aber ohne Eins kommen wir nicht zu Hundert. Was empfindungsvoll manchem lieben Herzen war, das möge in unsrem Deutschland nirgendwo durch Einseitigkeit sich hinwegnehmen lassen, und nur die wahre Erkenntniß wehre dem Uebel!

---

*) Man sehe, was das Conversationslexicon und Ernestis deutsche Alterthümer darüber sagen. Auch Göthe's Faust.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Der Empfang in Cholula war dem in Tlaskala äußerlich gleich. Doch nur die Tokonakas durften den Spaniern in die Stadt folgen, die Tlaskalaner mußten als Feinde der Republik vor den Thoren bleiben, wo sie sich, nach europäischem Kriegsgebrauch, schnell verschanzten und Wachten ausstellten. Das spanische Heer ward in einigen großen Gebäuden einquartirt und in den ersten Tagen reichlich mit Lebensmitteln versorgt; aber bald langten diese spärlicher an, und am Ende lieferte die Stadt ihren so dringend eingeladnen Gästen nichts als Holz und Wasser. Stündlich wurden jetzt neue Anzeigen eines verrätherischen Planes entdeckt. Die Chempoalleser erspähten in den Straßen der Stadt hier neu angelegte Schanzen, dort tiefe Löcher mit spitzigen Pfählen, leicht mit Erde überdeckt, augenscheinlich um die Pferde zu verwunden und unbrauchbar zu machen, auf den Dächern große Haufen Steine und anderes Wurfgeschütz, und zwei Tlaskalaner, die sich aus dem Lager verkleidet in die Stadt geschlichen, berichteten, daß in der verwichenen Nacht fünf Knaben und fünf Mädchen in Quetzalkoatls Haupttempel geopfert, und eine Menge Weiber und Kinder aus der Stadt geflüchtet worden, alles drohende Vorbereitungen zu einer kriegerischen Unternehmung. Aber noch fehlte dem Feldherrn die Gewißheit, daß alle diese Rüstungen ihm gälten, eine Gewißheit, deren er bedurfte, um so kräftig zu verfahren, als es die Sorge für die eigne Sicherheit gebot. Sein gutes Glück half ihm auch dazu. Eine edle Cholulanerin, durch die Schönheit und den Verstand der Dolmetscherin Marina, eben so schnell als stark für diese eingenommen, konnte sich nicht entschließen, sie in dem allgemeinen Verderben, das den Spaniern bereitet wurde, untergehen zu lassen, und, die Stärke der Fesseln mißkennend, mit denen die treue Indianerin an ihren Helden gebunden war, vertraute sie ihr den Höllenplan, der auf nichts geringeres als auf die Niedermetzelung des ganzen Heeres abzweckte. — Der Tag des Blutbades war schon bestimmt und sehr nahe. An ihm sollten funfzigtausend Mexikaner, die in einem Walde nahe bei Cholula im Hinterhalt lagen, in die Stadt brechen, und das Zeichen der Erstürmung des spanischen Quartiers und zum allgemeinen Blutbade geben, dem keines der Opfer, rings durch gesperrte Straßen und Pfahlgruben eingeengt, durch das Wurfgeschütz, von oben herab getroffen, würde haben entgehen können.

Eine fürchterliche Falte zog sich auf Cortes Stirn, als ihm Marina diese entsetzliche Nachricht brachte. Sein Auge flammte Schlacht, und die vornehmsten Offiziere wurden auf sein Gebot in großer Stille zum Kriegesrath berufen. Alle schauderten vor dieser neuen Gefahr, die ihnen unter dem Mantel der Gastfreundschaft mit so kalter, besonnener Tücke bereitet worden, und die es so deutlich bewieß, daß Mexico sich der eingedrungenen Fremdlinge um jeden Preis entledigen wolle. Die furchtsamern Hauptleute schlugen einen Schnellmarsch nach Huexotzinko, oder den Rückzug nach Tlaskala vor, aber Cortez versicherte mit der gewohnten Bestimmtheit, daß das Heer in Tenochtitlan keinen Augenblick seines Lebens sicher seyn könne, wenn es Cholulas Frevel gegen das heilige Völkerrecht und gegen das noch heiligere Gastrecht nicht strenge bestrafe. — Ihm stimmte die kühne Mehrzahl bei; die Rollen zu dem großen Trauerspiele wurden vertheilt und die Tlaskalaner erhielten den geheimen Befehl, bei

dem ersten Kanonenschusse zum Blutgericht in die Stadt zu dringen.

Der Morgen der Vollstreckung strahlte empor. Die Spanier und Chempoalleser stellten sich auf dem großen Platze vor ihrem Quartier in Schlachtordnung auf. Cholula's Häupter wurden unter dem Vorwande des baldigen Abmarsches ihrer Gäste herbeigelockt, und jetzt hielt ihnen Cortez von seinem Hengste herab, mit Donnerworten ihren gräßlichen Plan vor. Vernichtet standen sie [illegible] und gewannen nur mit Mühe so viel Muth, die Schuld, die sie nicht läugnen konnten, auf die mexikanischen Gesandten zu schieben, welche sie, um ihrem Herrn einen erwünschten Dienst zu leisten, zum Untergange der Weißen angehetzt. Mit furchtbarem Zorn wendete sich nun Cortez zu diesen, die, vom Gefühl ihres Unrechts niedergedrückt, kein Wort zu ihrer Vertheidigung aufzubringen vermochten. Diese Bösewichter, rief er: werfen die Last ihres Verbrechens auf Euch und Euern Herrscher, aber gewohnt, immer offen zu handeln, kann ich Euch, die Friedensboten einer tapfern Nation, einer so elenden That nicht fähig halten, ich kann es nicht glauben, daß der große Montezuma mich zu eben der Zeit, da er mir so warme Versicherungen seiner Freundschaft giebt, als seinen grausamsten Feind behandelt, daß er, der sich mit offner Waffenmacht mir widersetzen kann, zu niedriger Verrätherei seine Zuflucht nehmen wird. Ich gebe Euch deßhalb mein Wort, daß ich in Euern Personen der Gesandtschaft Rechte ehren und Euch bei dem Blutvergießen schonen werde, das jetzt beginnen soll. Aber diese Verräther sollen heute sterben und ihre Stadt soll zerstört werden. Ich rufe Himmel und Erde an, daß ihre Treulosigkeit allein unsere Arme waffnet, zu einer Rache, die unsern Herzen sonst so unnatürlich ist!

Und er hob den Degen zum Zeichen der Schlacht, und das Geschütz donnerte, und die Musketen krachten auf das dichtgedrängte Volk, das waffenlos sich auf dem Platze versammelt, und die Spanier und Chempoalleser stürzten sich, wuthschnaubend, mordend in die wimmelnden Straßen. Wie hungrige Löwen brachen jetzt auch auf das gegebene Signal die Tlaskalaner in die Stadt, gleich entbrannt, den alten Haß zu sättigen und sich der neuen Bundesgenossen Achtung zu erschlachten. Unzählbare Leichen bezeichneten den Weg der Würger. Die Cholulaner, die jetzt auch rasch zu den Waffen griffen, vermochten doch, ihrer ersten Anführer beraubt, dem grimmigen Angriff nur eine kraftlose Vertheidigung entgegen zu stellen. Einige rissen zwar mit fanatischen Heldenmuthe die Mauern von Quetzalkoatls Tempel nieder, um dadurch, wie ein alter Götterspruch sie hoffen ließ, eine allgemeine Ueberschwemmung zu bewirken, und sich mit ihren Verderben zugleich zu verderben, aber die gehofften Wunderfluthen blieben aus. Jetzt drang das Mexikanerheer zu ihrer Hülfe in die Stadt, aber auch dieß ward bald geworfen, und flüchtete sich mit vielen Einwohnern, die dem Schwerte entronnen waren, auf die Tempelthürme, die bei diesen Völkern neben ihrer religiösen Bestimmung auch als Zeughäuser und Citadellen gebraucht zu werden pflegten. Mit geschlossenen Gliedern rückte Cortez auf die Thürme los und ließ ausrufen, daß er allen das Leben schenken wolle, die herab kämen und sich gutwillig ergäben. Aber so stark war bei diesen sogenannten Wilden der Wille für das, was sie für recht erkannt, daß von diesen Tausenden nur ein einziger den gebotenen Pardon annahm, und herabstieg. Die übrigen antworteten mit Pfeilen und Steinen. Da erstarb der letzte Mitleids-

funke in der wilden Sieger Brust. Die Tempelthürme wurden angezündet, und alle ihre Vertheidiger, die nicht, den leichtern und schnellern Tod der Zerschmetterung wählend, sich von den Zinnen herabstürzten, verdarben in dem gräulichen Flammengrabe.

Zwei Tage währte das Strafgericht. Ueberall Flammen und blutige, halbverbrannte Leichen, überall das Rachegebrüll der Sieger, das Jammergeschrei der Verfolgten, das Aechzen der Sterbenden, die Flüche, die die Besiegten gegen ihre Götzen ausstießen, von denen sie sich in diesem Unglück verlassen sahen! Sechstausend Cholulaner waren auf diese Art umgekommen; da sprengte Juan, der das Höllenschauspiel nicht länger ansehn konnte, zu dem Feldherrn, und rief: die Rache war verdient, aber so wie wir sie üben, ist sie keine Rache der Christen, sondern der bösen Geister, die des Ewigen Zorn gegen ein unglückliches Land losgelassen. Darum rette, Feldherr, was noch menschliches in uns ist, und laß die Schlächter zusammenblasen! — Ernst sah Cortez den kühnen Forderer an, aber ein Blick in des Jünglings edles Gesicht, das von einer frischen Wunde blutete, reichte hin, diesen Ernst in ein mildes Lächeln zu verklären. Er steckte das blutige Schwert in die Scheide, drückte seinem Juan gerührt die Hand, und auf seinen Wink rief die Trompete die wüthenden Krieger von dem gräßlichen Geschäfte zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Großer Vereinigungs-Canal.

Ein Werk sehr groß, sehr nützlich und bewundernswerth! Es setzt den größten innern Theil von England mit London in schiffbare Verbindung, strömt aus diesem wunderbar-seltnen Industrie-Platze Handels-Leben weit hin, indeß weicher Handels-Leben wieder zurück kommt.

Der Canal ist in seinen verschiedenen Abtheilungen 90 Meilen lang, nimmt in einer Verbindung mit der Themse bei London seinen Anfang, zieht sich in nordwestlicher Richtung durch die Grafschaften Middlesex, Hertford, Buckingham, Bedford und North-Hampton, bis er sich mit dem Eingange in den Oxford Canal bei Braunston auf der nordwestlichen Grenze der letzten Grafschaft endigt.

Zweierlei Fahrzeuge werden auf diesem Canale gebraucht: Platte Schiffe zu 60 Tonnen Fracht gebauet und spitze Boote, die 25 Tonnen führen.

An der Themse, oberhalb Blackfriars Brücke, sind für die Güter, welche mit dieser Canal-Schiffahrt transportirt werden, große Waaren-Häuser gebauet. Unter diesen Waaren-Häusern liegen die Schiffe von Ebbe zur Fluth.

Bei Paddington, dem ersten Platze der nach London an diesem Canale liegt, ist ein großes Bassin oder Hafen für diese Canal-Schiffahrt gegraben. Dieses Baßin steht mit einem Schiffwerft in Verbindung, desgleichen mit einem geräumigen Gemüse- Heu- und Stroh-Markt, an dessen Seite zureichende Schauer gebauet sind, unter welchen die angekommenen Ladungen gegen Regen zu Schutz gehen können. An der Südseite des Baßins ist ein bequemer Raum mit Hürden zum Füttern für das zum Markte ausgeschiffte Vieh eingerichtet.

Der Canal wurde im Jahre 1793 angefangen und im August 1805 vollendet. Obgleich der Kosten-Anschlag dazu auf 1,528000 L. gemacht wurde, glaubte man doch, daß die ganz

liche Vollendung des Werkes 2 Millionen L. kosten würde. Demnach sind die ursprünglichen 100 L. Actien auf 220 bis 230 L. gestiegen.

Mit diesem Canale wird jetzt ein neuer Canal genannt:

Prinz-Regenten-Canal

in Verbindung gesetzt. Bis dahin war der Endpunkt des großen Vereinigungs-Canals bei den bezeichneten Waaren-Häusern an der Themse oberhalb Blackfriars Brücke.

Jetzt wird nun unterhalb London, um London hin, über Islington aus der Themse ein Canal in den Prinz-Regenten-Park gezogen, wo er sich mit jenem großen Canale vereiniget.

Dadurch wird erreicht werden, daß die für den großen Canal bestimmten Güter aus der Gegend des Londoner Zollhauses und der City, weder die beschwerliche Fahrt durch die engen Bogen der Londoner Brücke, noch per Axe zur theilweisen Einladung zu machen brauchen, sondern vom Zollhause und der City aus, direct zur Bestimmung transportirt werden können.

Da dieser über Islington, in der Nähe von London gezogene Canal, verschiedene Heerstraßen durchschneidet, so ist es nöthig geworden durch mehrere Brücken die Land-Communication mit London zu erhalten. — Dem Canal hat man ¾ Meilen lang durch eine Anhöhe mittelst eines Trichters Richtung gegeben. Der Trichter ist oval, mit Backsteinen ausgemauert, doch nicht so weit, daß, wie bei andern Canal-Bauen dieser Art, Ruder darin zum Fortkommen gebraucht werden können. Die Bootsleute müssen sich deshalb auf den Rücken legen und mit Anstemmen der Füße gegen das Gewölbe des Trichters die Fahrzeuge fortbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Beförderungsmittel der Kunst in Bremen.

Oft liegen die Mittel zu einem gewünschten Zweck so nahe, daß man sie über entferntere übersieht. Man hat oft von Beförderung der Kunst in Bremen gesprochen, namentlich diejenige, die das Herz auf so unnennbare Weise rührt und veredelt, ich meine die Musik. „Es sind nicht viele geschickte Männer hier, klagt man, und haben wir sie einige Zeit, so gehen sie, wenn ihr Verdienst bekannt wird, wieder weg; die wenigen Geschickten lassen sich um so theurer bezahlen, welches weniger der Fall seyn würde, wenn der Schüler die Wahl hätte.“ Gegen diese Klagen giebt es eine einfache Abhülfe: Man besetze die Organistenstellen an den verschiedenen Kirchen mit wahrhaft geschickten Orgelspielern und Musikern; man gebe nicht dem best Empfohlenen die Stelle, sondern demjenigen, der für den Tüchtigsten erkannt wird. Dies ist der rechte Weg um den Kirchengesang zu verbessern, der leider in manchen Kirchen Bremens noch herzlich schlecht ist; dies ist der rechte Weg, um der edeln Musika eine dauernde Gemeinde zu errichten. So werden geschickte Leute hier fixirt; sie stehen nicht ganz im Ungewissen; als Beamtete werden sie sich losreißen von manchem, was dem heimat- und standslosen Musiker anklebt und ihm zum Vorwurf gereicht; die Stunden werden wohlfeiler gegeben werden, Concerte und andere musikalischen Vereine werden durch das Zusammenhalten mehrerer Künstler vom Fach, die im Dienst des Staats und der Gemeinden stehen, eine festere Grundlage gewinnen. Was hat allein der Domorganist, Herr Riem, treffliches für den höhern Sinn der Musik gewirkt; und wie viel würde dieser Kunst in Bremen fehlen, wenn ein aus

andern Rücksichten Empfohlener, der nicht viel von der Musik gewußt und nicht Riem Organist geworden wäre! Die Orgel schlecht und recht zu spielen ist nicht viel, aber die Pflichten zu leisten, die Türk einem Organisten auferlegt, dann der fast noch höhere Zweck, die Kunst selbst zu fördern, ist etwas ganz Anderes. — Möge dies von einer gebildeten Gemeinde, die im Begriff steht, einen Organisten zu wählen, wohl beherzigt werden!

* Vorschlag.

Ein Mitglied der erst kürklich hier aufgelößten Schauspieler Gesellschaft, welcher früher hiesiger Bürger geworden, hat wegen Krankheit seiner Frau, theils auch weil er Bremens Bürger ist, sich um weiteres Unterkommen nicht bewerben können. —

Diese Familie ist durch die das Theater betroffenen unangenehmen Verhältnisse in große Verlegenheiten gestürzt, erstlich: wegen des sie betroffenen Verlustes an Gagenforderung, zweitens auch, weil sie für diesen Sommer gar keine Aussichten hat. Der größte Theil der andern Mitglieder, sind durch erhaltene Benefizen reichlich entschädigt, — sollte dieser Familie, welche keine Vorstellung mehr geben kann, nicht auf andere Weise geholfen werden können? — Ehrgefühl verbietet mir öffentlich deren Namen zu nennen, allein es war nur einer von den Schauspielern welcher Bürger wurde und ist daher leicht zu errathen. *)

Helfen ist so süß, und schnelle Hülfe ist doppelte Hülfe.

M — r.

*) Wenn einer unserer geehrten Mitbürger, dem Herrn Zahn, ehemaligen Inspicienten der hiesigen Bühne, der früher als freiwilliger Jäger in dem Befreiungskriege Deutschlands, für Deutschlands Freiheit gestritten, mit Abschreiben beschäftigen kann, so wird man sehr verpflichten d. R.

* Bemerkung.

Seitdem die Abgaben von Nachtigallen nicht mehr gehoben werden, vermindert sich die Anzahl dieser schönen Singvögel in unsern Wall-Anlagen, und vermehrt sich dagegen in den Häusern der Stadt. — Sie werden also weggefangen und zum Verkauf gebracht, welchem Unfug man durch schwere Strafe auf das Einfangen dieser Vögel recht gut steuern könnte.

* Räthsel.

Vierrerlei in Einer Sylbe
Stellt sich deinen Blicken dar;
Zwar die Zeichen mußt du ändern;
Doch der Laut bleibt, wie er war.

1) Durch so manches schöne Thal gezogen,
Durch so manches reizende Gefild' —
Leihen seine spiegelhellen Wogen
Oft dem Dichter ein bezaubernd Bild.

2) Was es nennet, das darf Keinem fehlen,
Muß besonders jede Hausfrau seyn;
Mußt du mit dem Gegentheil dich quälen,
Zieht Zufriedenheit nie bei dir ein.

3) Sieh' den heitern, holden Sohn der Freude!
Wie er Paar an Paar so lieblich reiht,
Und sie, hüpfend so im leichten Kleide,
Nur der Unschuld und dem Frohsinn reiht,

4) Wo der Blüthen Tausende entsprießen,
Wo, von Wohlgerüchen lau umwallt,
Klare Bäche murmelnd sich ergießen,
Nennt es die — den lieben Aufenthalt.

B — r m — — r.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 34.

Walle, Welle, Wille, Wolle.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 36.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 4. Mai 1820.

* Grundsätze der Weisheit oder Lebensregeln.

Von Tschirnhaus.

Gieb Gott, was Gottes ist und du ihm schuldig bist;
Dem Kaiser Schoß und Zoll und was ihm sonst gebühret.
Bezeige in der That, du seyst ein wahrer Christ,
Bei dem man jederzeit des Glaubens Früchte spüret.
Erlerne auch die Kunst vernünftig umzugehn
Mit höhern, niedrigern und deines gleichen Leuten.
Brich deinen Eigensinn, und lerne wohl verstehn
Die Mittel, welche die der Seelen Ruh bereiten.
Bediene dich hiernächst der edlen Mäßigkeit.
In Speis, in Trank, in Ruh, und wenn du dich bewegest,
Iß und trink ordentlich zu der bestimmten Zeit,
Um daß du nüchtern seyst, wenn du dich schlafen legest.
Geh' aus der Wärme nicht in allzukalte Luft
Man muß sich nach und nach erwärmen und erkühlen.
Wer aus der Hitze geht in eine kühle Gruft,
Der wird den Schaden bald an seinen Körper fühlen.
Die Regung des Gemüths: Zorn, Liebe, Kummer, Schreck,
Haß, Furcht und Traurigkeit, nebst andern Marterdingen,
Die schasse gänzlich ab und aus dem Herzen weg,
Weil sie nur allzufrüh den Leib zum Grabe bringen.
Wenn du studiren willst, so brauche Fleiß und Ernst
Die ausgesetzte Zeit aufs beste zu verwenden
Lern, was dir nützlich ist, weil du dich sonst entfernst
Von dem, was dir obliegt, mit Ehren zu vollenden.
Wenn du auf Reisen lebst, so trachte jederzeit
Daß dein erwählter Zweck mag deine Richtschnur bleiben,
Nach welcher du dein Geld wohl und nach Billigkeit
Anlegst: so lebst du recht, so wird dein Thun bekleiben,
Denn sündlich ist verzehrt, was nicht zur Noth und Ehr,
Zum Nutzen und Plaisir ist ausgegeben worden.
Wer nicht vernünftig spart, der fördert nimmermehr
Und kommet vor der Zeit gewiß zum Bettlerorden.

Willst du geliebt, geehrt, vergnügt und ruhig seyn,
So poche nicht zu sehr auf Reichthum, Stand und Gaben;
Vermeide wo du kannst des Hochmuths schnöden Schein;
Sonst wirst du lauter Haß zu deinem Lohne haben.
Sprich gut was andre thun, fall stets der Wahrheit bei;
Gieb denen völlig Recht, die dir was bessers lehren,
Und höre fleißig zu, was ihr Beweis Grund sey;
So zeigst du wie man soll gelehrte Männer ehren,
Erforsche, wenn du kannst, der Leute Witz und Kunst.
Und ob man anders sey, als man sich wirklich stellet;
Bewirb dich jederzeit um solcher Menschen Gunst,
Von denen jedermann ein gutes Urtheil fället.
Sey höflich, angenehm, beredt nnd wohl gesinnt.
Halt, wo es möglich ist, mit allen Menschen Friede;
Beleidige Niemand, auch nicht ein kleines Kind.
Und werde ja niemals der guten Werke müde.
Wenn du urtheilen willst, so thu' es mit Bedacht,
Und überlege wohl, wie andre ihre Thaten
So gut von statten gehn, denn was ein Weiser macht
Muß mit Geduld, Vernunft und mit der Zeit gerathen.
Den Großen gieb Respekt ohn' Niederträchtigkeit;
Und gegen Niedrige bezeige deine Güte;
Und deines Gleichen sey zu dienen ganz bereit;
So lebst du tugendhaft und zeigst ein gut Gemüthe.
Die wahre Freunde sind, die halte Ehrenwerth.
Willst du geruhig seyn, so flieh vor den Prozessen.
Laß einen jeden frei, was er zu thun begehrt;
Und glaube denen nicht, die sich zu hoch vermessen.
Was dich nicht selbst angeht, das laß ununtersucht:
Man liebt zwar den Verrath doch niemals den Verräther,
Nur die Verschwiegenheit trägt des Vertrauens Frucht,
Ein Waschmaul wird verfolgt gleich einem Uebelthäter,
Gieb willig was du schenkst, und leih mit Unterscheid;
Zahl was du schuldig bist, laß dich nicht erst verklagen
So behältst du Kredit und lebst ohn allen Streit,
Und wird denn jedermann viel Schönes von dir sagen.
Hat dir jemand genutzt und einen Dienst gethan,
Vergilt es alsobald, und das mit vollen Händen;
Es steht die Filzigkeit nur schlechten Geistern an;
Die Großmuth ist allein beliebt in allen Ständen.
In Kleidern halte dich so gut als dirs gebührt,
Recht reinlich, ohne Pracht, und übe deine Sinnen
In dem was Mode ist, und was der Kaufmann führt
An gut und schönen Tuch und auserles'nen Linnen.
Bei deinen Dienern merk', was man im Sprichwort sagt,
Wer einen Diener hat, verlässet sich auf einen,
Wer zwei hat, kriegt die Hälfte', wenn er nach einem fragt;
Und wer drei Diener hat, weiß oftmals von gar keinem.
Nimm Theil am Ungelück, wenns andern übel geht;
Hilf ihnen, wenn du kannst, als deinen besten Freunden,
Die du von Herzen liebst; wenn's wohl mit ihnen steht,
So überlaß alsdann die Cour verstellten Freunden.
Den Kummer mäßige, sey allzeit aufgeweckt,
Und findet sich etwas deswegen du zu schelten,
Das dir was böses dräut, und sich sehr weit erstreckt
So laß es weder Freund noch Feind noch dir entgelten.
Wo Zank und Streit entsteht, da bring den Frieden hin.
Willst du der Feinde That zu deinem Wohlseyn rächen,
So kannst du besser nicht verändern ihren Sinn'
Als durch Gelindigkeit, Wohlthun und Segensprechen.
Verweise ohne Zorn; lob' ohne Schmeichelei;
Verstehe Scherz und Ernst, und mäßige das Lachen.
Halt einen jeden werth, weß Standes er auch sey;
Und kritisire nicht, willst du dir Freunde machen
Wirf ja niemandem vor, was du ihm Gut's gethan,
Verschweige was man dir vertraut als Heimlichkeiten;

Komm dem mit Güte vor, der sich nicht helfen kann;
So kannst du dir ein Lob, das ewig währt, bereiten.
Flieh die Undankbarkeit noch ärger als die Pest.
Spiel nur zum Zeitvertreib, und solltest du verlieren,
So fluche darum nicht, weil es sehr übel läßt,
Wer wollte sich auch so um ein paar Groten zieren.
Sprich wenig; denke viel, betrüge keinen nicht,
Mach allzeit großes Werk von dem, was man dir giebet,
Des Schuldners schone doch dem Geld und Brod gebricht,
Bezeige, daß dein Herz der Armen Wohlfahrt liebet.
Thu gutes jedermann von deinem Ueberfluß,
Vornehmlich Dürftigen, und zwar ganz unverdrossen,
Ohn Absicht eitler Ehr, und gönne den Genuß
Der Güter jedermann, auch deinen Mitgenossen.
Beneide nicht das Glück, das Gott dem Nächsten schenkt.
Er hilfet wem er will, wohl dem der ihm vertrauet!
Der diesen Regeln folgt, und stets ans Ende denkt,
Hat die Zufriedenheit auf einen Fels gebauet.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Dem Blutbade folgte nach Kriegsgebrauch die Plünderung der Häuser und Tempel. Nach dem alten heiligen Löwenrechte nahmen die Spanier, als die vornehmere und mächtigere, also edlere Kaste, alle edeln Steine und Metalle für sich. Geräthe, Kleider und die reichen Salzvorräthe fielen an ihre heidnischen Bundesgenossen. An dieser Beute nahmen auch 20,000 Tlaskalaner Theil, die auf die erste Nachricht von Cortez Gefahr, von dem hohen Rathe ihm zu Hülfe gesendet, unter des jungen Xikotencatls Führung bald nach der Schlacht in Cholula einrückten. Cortez entließ sie aber dann sogleich wieder mit Danksagung an ihre Republik in ihre Heimath, und schaltete nun, nach Sieger Weise, willkührlicher als ihr rechtmäßiger Beherrscher in der bezwungnen Stadt. Die Häupter Cholula's, die bis dahin, von spanischen Wachen umgeben, in steter Todesfurcht geschwebt, empfingen nach harten Vorwürfen über ihre Treulosigkeit den Befehl, die entfloh'nen Einwohner zurückzurufen und die alte Ordnung wieder herzustellen, die stets den Ueberwindern angenehm war, weil sie zu einer schnellern und und bequemern Erfüllung ihrer Forderung an das überwundene Volk hilft. Ein General Pardon wurde ausgerufen und die abgöttische Verehrung gegen die Spanier, die den übrig gebliebnen Cholulanern so dringend eingeschärft worden, brachte die Entwichnen schnell aus ihren Gebirgen zurück. In einigen Tagen wimmelte die verwüstete Stadt wieder von Einwohnern, welche den Mördern ihrer Brüder, den Heroßraten ihrer Tempel mit demüthiger Unterwerfung in Allem gehorchten. Cholula und das ihm verbündete Tepejak huldigten dem Könige von Spanien, die Tempelkäfige wurden zerbrochen, die zum Opfer bestimmten Gefangnen befreit, und in Quetzalkoatls Tempel ward das heilige Kreuz erhöhet. Doch nicht allein Gehorsam von der Empörungluft, nicht allein Duldung vom Fanatismus, auch Freundschaft vom Hasse wußte der Held zu erzwingen, dem sein starker Wille beinahe Allmacht gab. Tlaskala und Cholula haßten einander mit einem Grimme, wie er nur in feindlichen Freistatten und in Heiden-Seelen flammen kann, die ihre Religion selbst, statt sie zu veredeln, zu reißenden Thieren umgeschaffen hat. Den unerhörtesten Frevel hatten die Tlaskalaner von Cholula erlitten, denn in einer frühern Schlacht gegen Montezuma hatten die Cholulaner als Bundesgenossen Tlas-

kala's in dessen Reihen fechtend, heimlich durch mexikanisches Gold gewonnen, plötzlich ihre eignen Verbündeten im Rücken angegriffen, und so das Treffen für den zornigen Herrn entschieden. Das konnt Tlaskala nicht verzeihen und Cholula mußte an der Möglichkeit jeder aufrichtigen Sühne verzweifeln. Aber Cortez wollte, und gesühnt war die Todfehde, zu neuem Bündnisse reichten sich beide Republiken die Hand, und, was als das Bewundrungwürdigste erscheint, dieser erzwungne Friedensbund dauerte auch in der Folge, bei des Kriegesglückes wunderlichstem Wechsel durch gegenseitige Treue fort und Cortez hatte von dieser Handlung, die seiner Menschlichkeit und seiner Staatsklugheit gleiche Ehre machte, den sehr wesentlichen Vortheil, daß er in diesen Gegenden, statt geheimer und offener Feinde, erklärte Bundesgenossen zurückließ, auf deren Hülfe er im Fall der Noth zählen und durch die er seinen Rückzug decken konnte, wenn die Unternehmung auf Mexico scheiterte. Unterdeß hatten sich die mexicanischen Gesandten von dem Schrecken über die Entdeckung ihrer Ränke zu der Frechheit ermannt, dem Feldherrn im Namen ihres Herrschers für die Bestrafung der treulosen Cholulaner zu danken, und das mexicanische Hülfsheer, dessen feindliche Thätigkeit leider nicht gradezu geleugnet werden konnte, für Akatzinchescr und Itzokaneser auszugeben, die, zwar Mexico's Unterthanen, doch nur als Bundesgenossen Cholula's, ohne Montezuma's Befehl zu den Waffen gegriffen. Cortez, dem vorläufig noch alles daran lag, mit Montezuma den Schein des Friedens zu erhalten, stellte sich mit gleicher Falschheit, als setze er in diese Versicherungen nicht den mindesten Zweifel. Dadurch ward das gute Vernehmen auf beiden Seiten wenigstens äußerlich wieder hergestellt, und das spanische Heer brach zum letzten Marsche nach Tenochtitlan auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Grantham Canal.

Dieser Canal nimmt bei Grantham seinen Anfang und zieht sich, mit vielen Ortschaften in Communication tretend, bald in südwestlicher, bald in nördlicher Richtung, bei Radcliff in die Trent. Seine Länge beträgt mit 148 Fuß Gefälle 30 Meilen.

Grimsey Canal.

Dieser Canal nimmt in einer Verbindung mit der Humber an der Mündung dieses Stromes seinen Anfang und endiget sich mit dem Eingange zum Hafen bei Grymsby. Er ist nur 1½ Meilen lang, aber so breit und tief, daß Schiffsladungen von 700 bis 1000 darauf transportirt werden können.

Netbrook Canal.

Dieser Canal ist Privat Eigenthum der Herren Henlocke und Munday. Er nimmt bei den ergiebigen Kohlen-Gruben derselben zu Shipley ꝛc. seinen Anfang und zieht sich in die Trent. Seine Länge beträgt 5 Meilen.

Oakham Canal.

Dieser Canal ist mit 126 Fuß steigender Höhe 15 Meilen lang. Er nimmt seinen Anfang in einer Communication mit der Schiffahrt der Stadt Melton, und zieht sich durch verschiedene Ortschaften bis Oakham.

Shrewsbury Canal.

Dieser ist mit 147 Fuß steigender Wasserhöhe 17 Meilen lang. Er nimmt seinen Anfang bei Shrewsbury, zieht sich von da parallel mit den Flüssen Severn und Tern, und endigt mit dem Eingange in den Shropshire Canal.

Stratford-Canal.

Dieser ist mit 309 Fuß Gefälle 24 Meilen lang. Er nimmt 6 Meilen von Birmingham in einer Communication mit dem Worcester und Birmingham Canal seinen Anfang, zieht sich an viele Ortschaften und einigen Steinbrüchen hin, bis er bei Stratford sich endigt.

Stramforth und Kendey Canal.

Dieser nimmt seinen Anfang aus dem Flusse Dun, läuft einige Meilen parallel mit diesem Flusse, und endiget sich mit dem Eingange in den Fluß Trent. Der Canal ist durch eine flache Gegend gezogen, hat daher nur wenig Gefälle, und nur Schleusen beim Ein- und Ausgange an den erwähnten beiden Flüssen. Seine Länge beträgt 15 Meilen.

Alverstone Canal.

Dieser Canal ist nur gegen 2 Meilen lang, und geschaffen, damit die Stadt Alverstone für ihren Handel eine directe Communikation mit dem Irrländischen Meere erhalten möchte. Der Canal ist mit einem angemessenen Baßin, Schiffswerften und allen Bequemlichkeiten für eine Seefahrt in Verbindung gesetzt.

Der Vereinigungs Canal.

Dieser Canal nimmt in einer Vereinigung mit dem Flusse Soar bei Leicester seinen Anfang und endiget in einer Communication mit dem großen Verbindungs Canale. Die schiffbaren Wasser-Verbindungen, welche durch ihn zu dem großen Vereinigungs Canale geschaffen worden, sind von großer Wichtigkeit; denn, alle Artikel die auf dem Darleyshire und Yorkshire Canälen dem großen Küsten Canale, so wie auf dem Flusse Trent verschifft werden, können dadurch ganz zu Wasser nach dem Londoner Markte kommen, und so die Landfracht erspart worden, die in dieser volkreichen Gegend theuer ist. Die Länge dieses Vereinigungs Canals beträgt 44 Meilen mit 407 Fuß Schleusen-Stau.

Warwick und Birmingham Canal.

Dieser nimmt bei der Stadt Warwick seinen Anfang, und nach einem Wege von 25 Meilen endigt er sich in einer Verbindung mit dem Birmingham Canale bei Birmingham.

Ashley Canal.

Dieser nimmt in einer Verbindung mit dem Coventry Canal seinen Anfang, und zieht sich in einer Communication mit vielen Ortschaften Kohlen und Kalkgruben auch Steinbrüchen bis Ashley. Er ist 50 Meilen lang mit 252 Fuß Schleusen-Stau.

Huddersfield Canal.

Dieser nimmt bei Huddersfield seinen Anfang, geht einige Meilen parallel mit dem Fluß Colen, zieht sich dann zu zweien malen durch diesen Fluß an verschiedene Ortschaften fort; geht dann parallel mit dem Fluß Tame, dann wieder einige male durch diesen Fluß, bis er sich mit dem Ashton Canale bei Ashton vereiniget. Seine Länge beträgt 20 Meilen mit 770 Fuß Schleusen Stau.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Etwas über die Reitkunst.

Durch die neu erbaute, so bequem gelegene, als zweckmäßig eingerichtete große Reitbahn, bietet sich die beste Gelegenheit zum Erlernen des Reitens dar. Einsender dieses glaubt daher seinen Mitbürgern einen Dienst zu erweisen, wenn er durch diese kurze Abhandlung ihre Aufmerksamkeit auf eine Kunst lenkt, die so wesentlich zur Ausbildung des Mannes beiträgt und weit größere Berücksichtigung wie das Tanzen verdient. Wie viele Kosten werden nicht Jahr aus Jahr ein auf dieses Vergnügen verwendet, während man mit so geringem Aufwande das Reiten erlernen könnte, eine Kunst, die der Lebensumgang, das Gewerbe und die Erhaltung der Gesundheit nöthiger macht, als das Tanzen, und die uns nebenbei dieselbe gefällige Haltung unsers Körpers, denselben zierlichen Anstand verschafft und uns zugleich stark, gesund und muskulös macht.

Abgerechnet diese erheblichen Vortheile, welche die Reitkunst darbietet, so ist sie jedem jungen Manne gewiß unentbehrlich, wenn er sich mit den Mitteln: sich vor Gefahren zu schützen und das Pferd seinem Willen unterzuordnen, bekannt machen will. Daß man dagegen anführt, es ritte mancher, der nie die Reitbahn besucht und habe seinem Körper doch nie Verletzung zugezogen, sagt nichts. Günstige Zufälle haben solche Männer erhalten und es ließen sich wohl eine weit größere Menge Beispiele anführen, wo der Mangel an Reitkunst die traurigsten Ereignisse herbei geführt hat, nicht zu gedenken des lächerlichen Anblicks, den ein ungelernter Reiter gewährt, der nur dann seinen Weg fortzusetzen vermag, wenn des Pferdes Wille mit dem seinigen übereinstimmt. Wie ganz anders erscheint dagegen ein gelernter Reiter, der mit den Hülfsmitteln und Vortheilen sich des Gehorsames seines Pferdes zu versichern, bekannt ist. Ihm ist nicht, wie jenem, die Gefahr fremd, in der er sich befindet; aber er weiß sich dagegen sicher zu stellen und dieses giebt ihm einen Anstand, eine Festigkeit, eine Ruhe, die kein Sprung des Pferdes zu unterbrechen vermag. Für ihn nur kann das Reiten Vergnügen seyn.

Die Reitkunst zerfällt bei genauer Untersuchung in zwei Abtheilungen.

Erstens: in die Kunst zu reiten, das heißt: sich im Gleichgewicht auf dem Pferde zu halten und durch erlernte Hülfen dem Thier unsern Willen bekannt zu machen.

Zweitens: in die Kunst: Pferde zu dieser Bestimmung abzurichten, sie unserm Willen unterzuordnen und ihnen einen unbedingten Gehorsam, Leichtigkeit, Geschwindigkeit und Annehmlichkeit für uns in ihren Bewegungen zu geben.

Die erstere Abtheilung nennt man die niedere, die zweite die höhere Reitkunst.

Die erste ist jedem Mann, jedem Jüngling interessant und wichtig, und selbst junge Knaben können nicht leicht zu früh hierin unterrichtet werden; man glaube ja nicht, daß dieses sie in ihren sonstigen Erlernungen störe, im Gegentheil wird diese Erholung, die ihren Körper stärkt und kräftig macht, dadurch den Geist für anderen Unterricht empfänglicher bilden, da, gegen das Tanzenlernen Zerstreuungen so mancher Art herbeiführt, die auf den wissenschaftlichen Unterricht den nachtheiligsten Einfluß äußern.

Die niedere Reitkunst ist einfach und beschränkt sich nur auf unsre eigne Sicherheit und Bequemlichkeit, und wird von der bestmöglichsten Ausführung aller der Regel, welche hierauf Be-

zug haben, begrenzt, ohne sich in andre Wissenschaften zu verlieren, die ihr höchstens zum Vergnügen dienen; aber nicht nothwendig sind.

Zur Erlernung der niederen Reitkunst sind einige Monate hinreichend, um bei einigen natürlichen Anlagen und unter Leitung eines geschickten Lehrers es dahin zu bringen, daß man als Reiter gelten kann. Es lernt sich darin alles, nicht nur die Führung des Pferdes im Schritt, Trab und Galopp, auf und absteigen, fester Sitz, gute Haltung, sondern auch was dazu gehört mit Pferden umzugehen, das Satteln und Zäumen derselben, das Beschlagen, die Fütterung, wie man ein Pferd auf der Reise zu behandeln hat u. s. w. Der Preis dieses ersten Cursus ist hier so gering, wie an keinem Orte sonst, und die Abwechselung die bei der großen Anzahl Pferde in hiesiger Reitbahn statt findet, vermehrt die Vortheile für die Schüler ungemein.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Ueber Ausnehmen der Vogelnester.

Ein Freund der schönen Natur und ein Liebhaber des Vogelgesanges machte, wie er die im letzten Stück dieses Blattes enthaltene Bemerkung gelesen, die seinige, die dahin ging, daß wenn nicht der Unfug der Knaben, welche am Ausnehmen und Zerstöhren der Vogelnester, ihr Gefallen finden und ihren Muthwillen auslassen, auf das ernstlichste so wohl innerhalb als außerhalb der Thore gesteuert werde, in wenig Jahren unsere schönen Anlagen des Vogelgesanges ganz beraubt seyn würden. Daß er hierin Recht haben mag, ist wahrscheinlich, aber wie ist das Uebel zu heben und wem liegt es ob, den Unfug ungezogener Knaben zu steuern?

* Stoßseufzer.*)

zweier Ackerpferde an die Ceres

von

Noeldeke.

Wacker — Ceres,
Bauen — Laß
Wir Pferde — Kein Faulthier
Die Erde, — Das,
Und trauen — Was
Dem Acker — Ein Gaul hier,
Haber — O hör' es!
An; — Schaffen
Der kann — Muß
Mit Gedeihn — Mit Verdruß,
Uns erfreun, — Vorm Maule
Wenn kein — Dem Gaule
Aber, — — Wegraffen.
Mutter — Distel
Aller, — Dem Langohr
O Erde, — Baß
Für Pferde — Sey Fraß
Und Staller — Im Sangchor
Ein Futter — Der Fistel.
Sprießen — Wacker
Läßt — Gehts
Zum Hohne, — Dann stets
Nicht Lohne, — Und munter
Kein Fest — Hinunter
Zum Genießen. — Den Acker.

(* Anmerkung des Verfassers. Diese kurzen Reime, welche jeder Freund von langen Versen in ihre ursprüngliche Herameterform leicht zurückversetzen kann, worin jedoch der moderne Fuß den antiken vorlaut überreimt, und ihm gleichsam unterpflügt, scheinen mir die zweckmäßigsten, um das Seufzen der leidenden Creatur auszudrücken, da vierbeinige Geschäftspferde, so wenig als zweibeinige, Staller, so wenig als Bestallte Zeit und Athem übrig haben, in langen Worten ihren Geschäftsüberdruß auszuseufzen.

* Ueber die Trauerschnallen auf den Hüten.

Vor einiger Zeit stand in diesen Blättern eine Anfrage, warum man jetzt Trauerschnallen an den Hüten trüge? es war aber dabei nicht angegeben, daß solches auch von denjenigen geschähe, die keine Trauer haben. Mit Entstehung dieses Tragens soll es folgende Bewandniß haben.

Als der König von England starb, verfertigten die Schnallenmacher gleich Trauerschnallen, und jeder Engländer, der im Civilstande lebte, betrauerte seinen König, wenigstens durch eine blau angelaufene Hutschnalle. Diese Schnallen wurden auch nach dem festen Lande geschickt, wo sie die Hutstaffirer für Modeschnallen hielten und gleich Gebrauch davon machten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 35.

Rhein, ein, Reih'n, Rain.

* Charade.

Die erste Sylbe zeiget dir
In fremder Sprache einen Ort,
Wo Glanz und Pracht und Herrschbegier
Und Ruhmsucht wohnen fort und fort.

Die letzten Sylben führen dich
Durch's ganze Leben Schritt vor Schritt,
Doch einzeln nur, nie seh'n sie sich; —
Auch ihre Schwestern wandeln mit.

Das Ganze stellt sich zwiefach dar:
Zuerst (wenn man es fränkisch spricht)
Dem Kaufmann nur bekannt und klar,
Denn andre Leute kümmert's nicht;

Und dann (gesagt im deutschen Ton)
Der ersten Sylbe nur geweiht,
Und die es angeht, kennen's schon
Und halten sich so dann bereit.

B — r m — — r.

Berichtigung.

In dem in Nro. 35 befindlichen Räthsel Z. 1. statt vierrerlei lese man viererlei und Z. 16 statt reiht — weiht.

Anzeige.

Von dem so viel geforderten Vater Unser vom Herrn Prediger Uhlhorn sind jetzt wieder Exemplare vorräthig und für 12 Grote Papenstraße Nro. 22 zu haben.

Im Comptoir für Buch- Stein- und Kupfer-Druck von G. Jöntzen Papenstraße Nro. 22, sind zu jeder Stunde fürs billigste zu haben: mehrere Sorten in Kupfer, Stein und mit Englischer Schreibschrift gedruckte Wechsel, Anweisungen und Zinkquittungen das 100 zu 18, 36 und 54 Grote, mehrere Sorten Frachtbriefe, mit Bremer Wappen und sonstigen passenden Attributen, Deutsche, Holländische, Französische und Englische Connoissemente mit passenden Handlungsattributen; mehrere Sorten Obligationen, Declarationen, Aufgabezettel, Vollmachten, Rechnungen, Wasch-Tabellen, Schema's zu viertel und achtel Loosen der Bremer und auswärtigen Lotterien, Anschläge von Vermiethung und Verkauf von Häusern, Miethcontracte, Commandierzettel für Feldwebel und Unteroffiziere der Bürgerwehr, Bilder in und auf A B C-Büchern, A B C Tafeln besonders für Schulen brauchbar, mehrere Sorten gebundene Hanseatische Taschenbücher, Sedez- Tafel- und Comptoir-Kalender, in Stein gedruckte Kränze, Vasen, Blumen, Guirlanden und Bilder, mehrere Sorten Schulbücher, Glückskarten, Planeten und Lieder und andere gedruckte Artikel, welche zu gewöhnlichen Geschäften gebraucht werden.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 37.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 7. Mai 1820.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Im Speisesaale seines zwanzigthorigen Marmorpallastes Tepak saß, das Haupt mit der Goldkrone Kopilli geschmückt, vom königlichen blau und weißen Talar umwallt, Mexico's Tyrann beim schwelgerischen Mahle. Den Fußboden des großen Gemaches bedeckten die Erzeugnisse aller Zonen des unermeßlichen Reiches, welche auf einen Wink des königlichen Zepters von vierhundert Edelknaben schnell und leise abgetragen wurden. Begleitet von der Trommel Huehuetl und der Holzharmonika Teponatzli ertönte dem mächtigen Herrscher aus seiner Sänger Munde der Ruhm seiner Kriegesthaten. Sechs der schönsten Weiber des Harems und sechs Minister standen im Hintergrunde in tiefer Stille, die nur auf eine Frage des Herrn unterbrochen werden durfte. Bloß einigen mißgestalteten Hofnarren, den einzigen, die dem Despoten bisweilen im Scherz die Wahrheit sagten, war es erlaubt, ihn mit ihren lustigen Einfällen zu unterhalten. Die Thüre des Saales hütete der Vorschneider, damit niemand im Vorsaale den Gebieter speisen sähe. Dort harrten, nur leise unter einander flisternd, sechshundert edle Lehnsvasallen des königlichen Winkes. Aber mitten unter den zitternden Sklaven zitterte der sonst so tapfere Fürst vor der Gefahr, die ihm immer näher und näher von einer Hand voll Abentheurer drohte, welche sich weder durch die schuldige Ehrfurcht, noch durch Bitten und Geschenke, noch durch Drohungen von dem unglücklichen Entschlusse abbringen lassen wollten, ihn im Mittelpunkte seiner Macht aufzusuchen. Da ward der Ezhuakatl gemeldet, der bei der Unternehmung zu Cholula das mexicanische Heer geführt. Der zornige Herr winkte, und der Kriegsmann erschien, nach dem strengen Hofceremoniell, baarfuß, über den bunten Tlachquauhjo einen groben, grauen Kittel geworfen, weil es der Respect

nicht erlaubte, vor dem Könige in kostbaren Gewändern zu erscheinen. Herr! — Mein Herr — hoher Herr, sprach, dem Ritual gemäß, der Angekommene mit gesenktem Haupte und leisen Tönen, sich dreimal tief verneigend. Dein Heer ist vernichtet, fuhr er beklommen fort. Cholula hat den Fremden gehuldigt. Der große Lust-Gott ist aus seinem Tempel verjagt, der Gekreuzigte statt seiner eingezogen, und der Weißen Heer, durch die aufrührerischen Totonakas, durch unsere Erbfeinde, die Tlaskalaner, durch die abgefallenen Cholulaner verstärkt, dringt mächtig gegen Deine Hauptstadt vor.

Da verdunkelte der grimmige Zorn des Herrschers Antlitz. Seine Augen sprühten Tod. Ein Wink entfernte den Unglücksboten, ein anderer gebot den Sängern Verstummen und bannte das Gefolge aus dem Saal; ein dritter rief den ersten Minister herbei, der in Demuth einen heftigen geheimen Befehl empfing und zu dessen Vollstreckung flog. Jetzt stützte sich der König in wahrhaft schweren und gerechten Sorgen auf die goldene Lehne seines Sessels, und die Vergangenheit und Zukunft gingen in dunkeln, blutigen Bildern vor seiner Seele vorüber. Plötzlich stürzte, die strengen Formen überspringend, der Haushofmeister des Statthalters von Tlatelolko, der Nebenstadt Tenochtitlans, in den Saal, und meldete mit bebender Stimme seine Gebieterin, die Fürstin Papanzin, Montezumas Schwester. — Du rasest, Elender! donnerte der Herrscher, vom Sessel auffahrend. Papanzin ward gestern begraben. — Sie ist erstanden, hoher Herr, stammelte der treue Knecht, sich nieder werfend. Laß mir die Lippen abschneiden wenn ich Dir Lügen verkündet, und in dem Augenblick trat schon die Bürgin seiner Botschaft, die alte, ehrwürdige Papanzin selbst herein. — Wie, Du wärest meine Schwester, schrie entsetzt Montezuma, der seinen Augen nicht trauen wollte: die ich so heiß beweint und gestern erst begrub? — Ich bin Papanzin, Deine Schwester, die Du gestern begrubst, sprach die unerwartete Erscheinung mit seltsamer, hohler Stimme. Ich lebe noch, und habe meines Körpers Schwäche bezwungen, daß Du aus meinem eignen Munde die Geschichte meiner Auferstehung vernehmest. Als mit meinem irdischen Leben jede Bewegung, jedes körperliche Gefühl von mir gewichen, befand ich mich plötzlich in einer weiten, unbegrenzten Ebene, in der ein großer, dunkler Strom mit fürchterlichem Rauschen floß. Mir graute vor den schwarzen Fluthen, und dennoch trieb es mich mit unwiderstehlicher Gewalt, mich hinein zu stürzen, um an das jenseitige Ufer zu schwimmen. Da erschien mir plötzlich ein schöner Jüngling von edler Bildung. Sein langes, weißes Gewand blendete wie Sonnenglanz, goldene Fittige breiteten sich von seinen Schultern aus, und auf seiner Stirn strahlte das Zeichen des Kreuzes. Er nahm mich bei der Hand und sprach mit majestätischer Milde: „Noch ist es nicht Zeit, über den Fluß zu gehn, Gott liebt Dich, ob Du es gleich nicht weißt.“ Drauf führte er mich weit den Fluß entlang, an dessen Ufer weißgebleichte Todtenschädel und Knochen lagen, und luftige Schatten schwebten um die Gebeine, und ein ängstliches Stöhnen ertönte rings um, daß mir das Herz im Busen in Furcht und Schmerz zerreißen wollte. Da sprach der Jüngling ernst: „Es sind die Seelen Deiner Vorfahren, die hier für ihre Grausamkeiten büßen über den Gebeinen der Unglücklichen, die sie dem Feinde der Menschen zum Opfer geschlachtet.“ Da hob ich schaudernd die Blicke über die Schädelstätte hinaus auf den finstern Strom, und wunderbare Häuser schwammen jetzt darauf mit Männern von

anderer Farbe und Kleidung als die unsern. Sie waren hell und schön von Antlitz, bärtig und behelmt, und schwangen Fahnen mit dem Kreuzes-Zeichen geziert. Da sprach der Jüngling weiter: „Es ist Gottes Wille, daß Du lebst, um Zeuge zu seyn von den großen Veränderungen, die diesen Reichen bevorstehen. Die auf den Schiffen kommen, werden sich durch die Gewalt der Waffen zu Herren dieser Länder machen. Durch sie wird die Kenntniß des wahren Gottes, des Himmels und der Erde unter diesen Nationen verbreitet werden. Und wenn dann der Krieg ausgekämpft ist, und das Bad bereitet, das von allen Sünden reinigt, dann sollst Du dessen Weihe zuerst empfangen, und Deinem Vaterlande voran gehen, auf der Bahn zum ewigen Lichte." — Mit diesen Worten verschwand der Jüngling, und ich fühlte des irdischen Lebens Wiederkehr, und schlug die Augen auf und fand mich eingeschlossen in meiner engen Todtengruft. Da erhob ich mich mächtig, stieß mit wunderbarer Stärke den Stein von meinem Grabe, und komme zu Dir, mein Bruder und König, Dir alles zu verkünden, auf daß Du nicht ungewarnt den Boten widerstehest, die Dir den wahren Gott bringen, auf daß einst Deine gepeinigte Seele nicht auch schwebe über den Todten-Gebeinen am Ufer des dunkeln Stromes. — Die Rednerin schwieg und auch ihr Bruder verstummte lange, von ungeheuerm Entsetzen ergriffen. Ihm näherte sich sein zweiter Minister, der, dieß Entsetzen zu mildern, dem König mit einer Behutsamkeit, wie sie eine so gewagte Behauptung verdiente, verstehen zu geben suchte, daß das Gesicht der Fürstin wohl einer kopfverwirrenden Krankheit sein Daseyn verdanke. Aber Montezuma blitzte dem kühnen Vermuther einen Zornblick zu, und befahl, den ersten Oberpriester nach dem Trauerpallast Tlillankalmekatl zu bescheiden, in den er selbst sich jetzt begeben wolle, um das seinem Reiche drohende Unheil durch achttägiges Fasten und Blutlassen abzuwenden. Der sonst so geliebten Schwester aber gebot er mit finsterm Ernst, fortan seine Gegenwart zu meiden, damit er nicht durch sie an die traurigen Prophezeihungen vom Untergange des Reiches erinnert werde. Noch einmal blickte Papanzin den verstockten Pharao mit trüben, warnenden Blicken an, und schied dann, leise seufzend, mit geduldiger Ergebung.

Von allem königlichen Schmuck entblößt, im weißen Tempelgewand, saß Montezuma zweifelnd und bangend in dem Pallaste der Trauer. Um ihn lagen Aloe-Stacheln, kleine Messer vom Steine Itzli und blutige Heubüschel als Zeugen, daß er sein königliches Blut nicht geschont, um die Götter zu versöhnen, und seinem Volke, oder richtiger der regierenden Dynastie, Schutz gegen das heranziehende Ungewitter zu erkaufen. Zu ihm trat, mit schwerem Kummer auf dem Gesicht, Tecteuktli, der göttliche Herr, wie der Fanatismus der Mexicaner den Pontifex maximus von Tenochtitlan nannte. Von allen, welche die Salbe von Kinderblut zu Menschenschlächtern geweiht, war er der kühnste Eiferer für die Ehre der Unsermen, die die unglückliche Verblendung der Nation als Götter verehrte, aber dießmal war der Muth von ihm gewichen, und das Zeichen seiner hohen Würde, die Quaste von Baumwolle, zitterte auf einer ängstlich schlagenden Brust. — Bringst Du mir Rath und Trost? ehrwürdiger Vater! fragte gespannt der König, als der Priester mit bedeutsamen Kopfschütteln an seiner Seite Platz genommen, und was sagen die Götter zu Papanzins Auferstehung? — Der tückische Tlaskatekololotl hat Deine Schwester mit lügenhaf-

*

ten Traumbildern getäuscht, hoher Herr, antwortete mit dumpfen Ton der Gefragte: um Dich durch sie, durch Dich das Volk zu schrekken und zu verderben. So wären alle diese Vorbedeutungen, die seit einigen Jahren so furchtbar zusammentreffen, nur Täuschungen? zweifelte der König. Die große, rothe Flammenruthe am Himmel, die jüngst mit gräßlichem Schein unsere Nächte erleuchtete, die plötzliche Feuersbrunst, die die Thürme des großen Tempels verzehrte, der neue Opferaltar, der in den See stürzte, der Wasserfluthen wunderbare Bewegung, die unsere Wohnungen niederriß, die Erscheinung von kämpfenden Kriegerschaaren in der Luft? Ach alle Elemente scheinen uns mit Donnerstimmen zuzurufen, daß es mit diesem Reiche rasch und schrecklich zu Ende gehn wird! — Eine große Veränderung scheint dem Lande Anahuak bevorzustehen, erwiderte der Teoteuktli: Was der schlangenbefiederte Quetzalkoatl verhieß, als er nach Tlapalla's gesegneten Fluren entschwand, was der große Prophet Chilam Kambol vorhersagte, scheint in diesen Tagen einzutreffen. Wunderbare Fremdlinge sind von Osten gekommen, die eine neue Lehre uns bringen. Ich selbst habe deshalb manche furchtbare Erscheinungen und traurige Vorbedeutungen gehabt, welche Ohren von Fleisch und Blut nicht sonder Entweihung vernehmen dürfen. Doch müssen wir uns hüten, daß nicht übertriebene Furcht zu thöriger Leichtgläubigkeit uns hinreiße. Noch haben die Weißen ihre göttliche Sendung keineswegs beglaubigt. Noch sind unsere Götter stark genug, ihre ächten Verehrer zu schützen. Zwar zürnen sie uns, das beweißt, mehr als der Fremden kühnes Vordringen, die mißlungne Unternehmung in Cholula, doch unversöhnlich ist nicht der Götter Zorn. In der heiligen Lehre, die ihre Geweihten den Gläubigen verkünden, finden diese die Mittel, des Himmels Gnade durch reiche Opfer wieder zu erkaufen. Schon verstrich ein Mond seit dem letzten grossen Opferfeste und die Götter hungern. Montezuma Xokotzin bewähre den Ruf seiner Götterfurcht durch ein außerordentliches Sühnopfer. Es fließe in Strömen das Blut der Wachteln und Falken dem großen Huitzilopochtli, es fließe dem erhabnen Mixkoatl das Blut der Koyotos und Rehe, der Hasen und Kaninchen. Es müssen sich füllen die Quauhkallo's unserer Tempel mit den Rebellen Chempoalla's und den feindlichen Tlaxkalanern, und von dem großen Opferaltar steige der warme Dampf ihrer Herzen empor, den Göttern ein süßer Geruch. Dann werden sie wieder uns lächeln, und der große Kriegesgott und sein Bruder Tlonkahuepankuexkotzin und der schnelle Painalton werden in sichtbarer Gestalt vor unsern Heeren ziehn und sie zum Siege führen. — Mit zweifelnder Trauer hörte der König des Priesters prahlerische Verheißung, da kamen, zum geheimen Rathe berufen, Kuitlahuitzin, Bruder Montezuma's und Statthalter von Istapalapan und Kakamatzin sein Neffe, König des verbündeten Akolhuakan. Ich bringe üble Botschaft, sprach der erste nach den Feierlichkeiten des Eintritts: Du hast, hoher Herr, den Weißen funfzehn Lasten Goldes, ihrem Herrscher einen immerwährenden Tribut anbieten lassen, um Deine Hauptstadt von ihrem Besuche loszukaufen. Der Erfolg hat gezeigt, wie übel dies Mittel gewählt war. So eben sind Deine Gesandten zurückgekehrt. Der Fremden frecher Anführer beharrt darauf, mit Dir zu sprechen, und wenn Du eben so fest auf Deiner bisherigen unbegreiflichen Schonung beharrest, so wird Mexico bald das unerhörte Schauspiel sehen, daß eine kleine Schaar Fremdlinge wider den Willen seines rechtmäßigen Herr-

schers in Deine Hauptstadt eindringt. Mein Rath bleibt der, den ich schon früher Dir gab. Diese weißen, grausamen, goldhungrigen Ungeheuer müssen gezwungen werden, dies Land zu verlassen. Die milde Güte, die Du ihnen bisher bewiesen, hat sie nur noch kühner, die reichen Geschenke, die Deine Großmuth an sie verschendet, haben sie nur noch gieriger auf Deine Schätze gemacht. Drum sende ihnen nichts mehr, als nach Mexico's heiliger Sitte, Schilder und Kleider zur Verkündung des Krieges, laß ihren Hauptmann salben und sein Haupt mit Federn schmücken, und die offne Gewalt der Waffen entscheide, wer von Euch beiden fortan herrschen soll, über die Seethäler Texkubo und Chalko und über die Nationen, die Dein siegreiches Schwert bezwungen.

Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten, sprach der abergläubige Kakamatzin; die Weissen kommen zu uns, im Namen eines mächtigen Herrschers in Osten, den wir in ihren Personen achten müssen, und alle Vorbedeutungen stimmen überein, daß sie die Männer sind, deren Ankunft uns Quetzalkoatl verheißen. Noch haben sie keine Feindseligkeit gegen Mexico selbst verübt, im Gegentheil sich dnrch die Befreiung seiner Beamten als Freunde des Königs erwiesen. Der Kampf mit ihnen wäre ein Frevel gegen das Völkerrecht, und zugleich gegen den großen Gott der Luft, der die Beleidigung seiner Söhne nicht ungerächt lassen würde. Drum ist mein Rath, die Fremdlinge als Gesandten wohl zu empfangen, da der König Macht genug hat, sie zu vertilgen, wenn sie Ränke spinnen, gegen ihn und seinen Thron. — So sey es! rief, plötzlich entschlossen, Montezuma; doch noch einmal will ich versuchen, sie auf dem Wege der Güte von ihrem Einzuge nach Tenochtitlan abzuhalten, und Dir, mein Neffe, trage ich diesen Versuch auf.

Da erhob sich noch einmal der tapfere Kuitlahuitzin und sprach mit warnender Propheten-stimme: Es ist nicht der Wille der Götter, die in Deinen Wohnungen aufzunehmen, die Dich daraus verjagen werden. Vielmehr gebieten die Götter Dir, dem Uebel zuvorzukommen, weil Du noch Zeit und Mittel dazu hast. — Was können wir thun? frug der geängstete König, wenn unsere Vasallen und selbst die Götter unsere Feinde begünstigen? Ich bin entschlossen, nicht zu fliehen, und, wenn es zum ärgsten kommt, fechtend in meiner Hauptstadt zu sterben. Möchten nur alle meine Unterthanen diese Gesinnung theilen, möchte der Fremdling, es erfolge was da wolle, kein Furcht in unsern Blikken lesen. Wehe aber den Greisen, Weibern und Kindern, die sich nicht vertheidigen können! — Jetzt hast Du selbst Dich aufgegeben, mein königlicher Bruder, rief mit zürnendem Schmerze Kuitlahuitzin, und der sich selbst verloren hat, den verlassen auch die Götter! Er stürzte fort, ihm folgte der König von Akolhuakan. Der Teoteuctli aber trat vor Montezuma und sprach mit Pathos: Das Betragen der Weißen nach ihrem Einzuge wird entscheiden, ob Quetzalkoatl sie gesendet, oder der Unterwelt feindliche Gottheiten. Bewährt sich das letztere, dann soll vom Tempel Zamalli dumpf Huizilopochtli's geweihte Trommel ertönen, Painaltons Götterbild von meinen Brüdern durch die Straßen getragen, Tenochtitlans ganze Bevölkerung zum grimmigen Vertilgungskampfe begeistern, diese Hauptstadt, deren Anblick die Fremdlinge so hartnäckig ertrotzt, ihnen zu einem ungeheuren Grabe werden und der Ruhm des frommen Montezuma auf des Sieges Adlerfittigen getragen, hinaufsteigen zum Sitze der wahren Götter!

(Die Fortsezung folgt.)

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Haslingden Canal.

Dieser nimmt in einer Verbindung mit dem von Bury und Bolton nach Manchester geführten Canale seinen Anfang und endiget sich mit dem Eingange in den Liverpool Canal bei Church. Seine Länge beträgt 13 Meilen.

Kennet und Aron Canal.

Dieser Canal ist von dem Flusse Kennet bei Newburry zu dem Flusse Aron bei Bath gezogen. Er folgt dem Laufe dieser Flüsse und zieht sich sieben Mal durch solche hin. Seine Länge beträgt 60 Meilen mit 176 Fuß steigender Wasserhöhe und 369 Fuß Gefälle.

Montgomery Canal.

Dieser Canal steht in Communication mit dem Ellesmere Canal, und dadurch ist eine schiffbare Wasser-Verbindung mit Chester und Shrewsbury und den Gegenden geschaffen, durch welche er führt. Er nimmt bei den Kalkgruben von Porlywain seinen Anfang und endiget mit dem Eingange in die Severn. Seine Länge beträgt 27 Meilen mit 225 Fuß Schleusenstau.

Peak-Forrest Canal.

Dieser nimmt in einer Verbindung mit dem Ashton und Oldham Canal seinen Anfang und zieht sich 15 Meilen fort in Communication mit vielen Ortschaften. Er ist vorzüglich zum wohlfeilen Transport von Bauhölzern aus dem Peak-Forst geschaffen, aus welchem deckhalb auch ein Rollweg zum Canale gebauet worden.

Rochdale Canal.

Dieser nimmt seinen Anfang in einer Communication mit der Schifffahrt des Flusses Calder, und endiget sich in einer Verbindung mit Bridgewaters Canal. Seine Länge beträgt mit 613 Fuß Schleusenstau 31 Meilen.

Sommersets Kohlen-Canal.

Dieser Canal nimmt in einer Verbindung mit der Kennet- und Aron Schifffahrt seinen Anfang und theilet sich nach verschiedenen Kohlenwerken in zwei Arme. Von jener Verbindung bis zum Ende des rechten Arms hat der Canal eine Länge von 10 Meilen mit 138 Fuß steigender Wasserhöhe. Der linke Arm des Canals hat 8 Meilen ebenfalls mit 138 Fuß steigender Höhe.

Swansea Canal.

Dieser nimmt bei der Stadt Swansea in der Grafschaft Glamorgan seinen Anfang, zieht sich an die Kupferwerke von Moristown hin, bis er in einer Länge von 17 Meilen bei 323 Fuß steigender Wasserhöhe endigt.

Wisbeach Canal.

Dieser nimmt in einer Verbindung mit dem Wisbeach Flusse seinen Anfang, und zieht sich nach einem Laufe von 6 Meilen in den Fluß Nene.

Warwick und Brownstone Canal.

Dieser nimmt in einer Verbindung mit dem Birmingham Canale bei Warwick seinen Anfang und endigt sich bei Brownstone mit dem Eingange in den Oxford-Canal. Seine Länge beträgt 20 Meilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Aufschluß.

In diesen Blättern war vor einiger Zeit eine Frage wozu die Knochen in England gebraucht würden? aufgeworfen. Unlängst hat uns Herr R. Forster, in seiner Anleitung den Kalk und Mör-

tel so zu bereiten, daß die Gebäude dauerhafter seyn, und weniger Kalk gebraucht werde, die Nachricht davon gegeben, daß man in England daraus das flüchtige alkalische Salz, Fett für die Seifensieder, Beinasche und Beinschwärze bereite.

---

* Gegenbemerkung auf die in Nro. 18 des Bürgerfreundes — enthaltene Andeutung

„weil die alten Bäume auf dem Walle, „von der Bischoffenadel bis nach dem Osterthore „abgängig, und in einigen Jahren ganz unbrauchbar werden (?) möchte man diese alten, „im nächsten Frühjahr, mit jungen" — Bäumen — „vertauschen." Hierauf erwiedert ein Freund des alten, in Nro. 19 mit dem Motto:

Olim meminisse juvabit.

„Die großen alten ehrwürdigen Bäume" „u. s. w. werden so lange nicht unbrauchbar?" —

Wozu sind diese Bäume denn brauchbar? Oder könnten diese nicht durch brauch- oder nutzbare Obst-Bäume ersetzt werden? Letztere würden Herz und Sinn ergötzen (wenn die alten höchstens nur gegen einige Tropfen Regen schützen) und weit größern Genuß gewähren, als diese ihrer Natur nach vermögen. Uebrigens sieht jeder vernünftige Bürger, der früher den Wall besuchte, daß die alten Bäume die Fahr- und Fuß-Wege bei nasser Witterung unbrauchbar machen. — Will's Gott wird man darauf bei der dringenden Noth so Vieler sehen, um das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden.

Ueberbleibsel der Vorzeit sind jedem Vernünftigen dann nur würdig, wenn sie unsern Zeiten und Verhältnissen anpassend sind.

Ob die Phantasie durchs Gewoge der alten Aeste aufgehalten, oder leichter zum Wolkendunst steigen mag, wird dem gleich seyn, der auf sein und der seinigen Wohl sieht und so viel möglich auch für die Nachkommen eine angenehme Rückerinnerung nachlassen möchte.

Jung und Alt brauchen wir Stützen und Krücken, warum sollten wir nicht auch nützlichen Stauden oder Bäumen Stecken geben, wenn sie deren bedürfen?

Ob wir nach Oberneuland reiten oder fahren, wird freilich Oberneuland uns nicht anders erscheinen, als wenn wir in demselben gehen, doch haben wir im letztern Fall besser Gelegenheit das sinnlose Geschwätz über Wunder zu belächeln, wenn man vor 30 und mehrern Jahren die einzelnen Bäumchen gesehen.

Ob ganze Heerden wilder Säue, in einem halben Säkulum, nicht so viel Schönes verwühlen können, wie in wenig Jahren geschehen ist, kann ich nicht beurtheilen, da ich kaum ein halbes Säkulum alt bin und mit jenen wilden Bestien nicht in Bekanntschaft gelebt habe.

Dagegen glaube ich aber behaupten zu dürfen daß der Herr Verfasser jenes Aufsatzes, lieber einen Kalbsbraten auf einem Mühlstein verzehren, als mit einem Butterbrod unter seinen romantischen Eichen sich begnügen würde.

Ob die Engländer nun, nach des Herrn Verfassers Meinung, klüger wie wir seyn sollen, oder dümmer kann ich nicht enträthseln, schwerlich würden aber die Engländer Geld spenden unsere Holzungen zu transportiren. — Eichen- und Buchen-Haine kenne ich im Gebiete von Bremen nicht, und wenn die Engländer Bäume, die schnell wachsen, gern anpflanzen, mögen sie unsere elenden Pappeln nehmen, die gar keinen Nutzen liefern, und nur für die Gemüse Ländereien und den Spatziergängern, wenn sie ihren Baumwollen-Staub fallen lassen, unangenehm sind.

Wenn Knaben wie Engländer reiten, wird man sie nicht für alte Männer, und den Englischen Reitknecht nicht für einen Lord ansehen.

Unsere Vorfahren waren keine Roman-Helden, gewiß würden sie auch statt der wilden unnützen Bäume und Sträuche, gute Obst-Bäume gepflanzt haben, wenn zu ihrer Zeit der Wall in einen Garten verwandelt worden wäre.

S...t.

Erklärung der Steindruck-Beilage.

Wenn es immer interessant bleibt, den menschlichen Geist auch in seinen Verirrungen, und die Leidenschaften in ihren furchtbaren Erscheinungen zu beobachten, so wird der hier dargestellte englische Demagog Hunt die Aufmerksamkeit unserer Leser gewiß auf einige Momente gewinnen. Die Abbildung ist nach einer Darstellung gefertigt, der man viele Aehnlichkeit zuschreibt.

Hunt, — noch neuerlich die Augen der Welt auf sich richtend durch seine Umtriebe bei den Unruhen, welche im August vorigen Jahres zu Manchester Statt hatten — mit den Vornamen James Henri Leigh ist der Sohn Isaac Hunts, eines amerikanischen Ausgewanderten, und wurde im Jahre 1784 geboren und im Christhospital erzogen. Als er diese Anstalt verließ, widmete er sich dem Geschäfte eines Prokurators, erhielt eine Regierungsstelle, mußte diese aber wieder aufgeben, weil er im Jahre 1809 eine Zeitschrift unter dem Titel: l'Examinateur, herausgab. Vorher war er Herausgeber eines andern Blattes unter dem Titel: the News gewesen. Seine letzte literarische Spekulation war nicht glücklicher, denn er wurde wegen eines Libells gegen den Prinzen Regenten in's Gefängniß gesetzt. Er hat außerdem mehrere Schriften, zum Theil auch über das Theater erscheinen lassen, und scheint ein Mann von Talent zu seyn. In den letzten Jahren hat er sich ausschließend mit der Politik beschäftigt, und stets die Opposition gegen die Regierung begünstigt. Er erklärte sich für die radicale Parlamentsreform, und bildete zuletzt eines der Oberhäupter der sogenannten Radical-Reformers, welche so viele unruhige, Besorgniß erregende Auftritte veranlaßt haben. Seine Beredsamkeit, so wie seine ganze Persönlichkeit scheint viel auf das Volk zu wirken, denn es hängt ihm, wenigstens an manchen Orten, sehr an.

*Räthsel.

Ein kleines Wörtchen geb' ich dir,
Mein Lieber, zu errathen;
Trotz seiner Kleinheit übt es hier
Oft viel' und große Thaten,
Und solltest du was Gutes finden,
Vor seinem Spruche muß es schwinden.

Es stößt die klügsten Sätze um,
Zerstört die schönsten Reden,
Was recht ist, wendet es herum,
Und stiftet arge Fehden,
Aus weisen Leuten macht es Thoren
Und ist zum Widerspruch geboren.

Und hättest, lieber Leser, du
Des Räthsels Sinn ergründet,
So sag' ich's dir doch sicher zu —
Obgleich sich dir's verkündet —
Du hast das Wörtchen nicht errathen,
Und wette darauf zehn Dukaten.

Zuletzt erklärt, um allen Streit
Zuvermeiden und zu heben,
Sich Unterzeichneter bereit,
Das Geld sogleich zu geben
An Jeden, der gewann die Wette
Und gerne die Dukaten hätte.

B — r m — — t.

Auflösung der Charade in Nr. 36.

Courtage. Cour-Tage.

(Hiebei eine Steindruck-Beilage.)

A. Töpken jr. — Redacteur.



HUNT,

englischer Volksredner.

Einst in dem ungeheuren Streit?
Wer läßt, mit unerforschtem Walten,
Den Blitz die Rieseneiche spalten?

Wer lehrt der Sängerin der Fluren,
Der Nachtigall, die Melodie?
Wer einet alle Creaturen
Zu einer ew'gen Harmonie?

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Während man so in Mexico kraftlos rathschlagte, handelte Cortez nach seiner Weise schnell und kräftig. Weil sich auf der gewöhnlichen Heerstraße Schluchten befanden, in denen nicht ohne Grund feindliche Hinterhalte vorausgesetz

1809 eine Zeitschrift unter dem Titel: Examinateur, herausgab. Vorher war er Herausgeber eines andern Blattes unter dem Titel: the News gewesen. Seine letzte literarische Spekulation war nicht glücklicher, denn er wurde wegen eines Libells gegen den Prinzen Re-

und gerne die Dukaten hätte.

B — r m — — e.

Auflösung der Charade in Nr. 36.

Courtage. Cour-Tage.

(Hiebei eine Steindruck-Beilage.)

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 38.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 11. Mai 1820.

* An einen Gottes-Läugner.

Wer ruft aus den entschlaf'nen Zweigen
Mit jedem Lenz das frische Grün?
Vor wem muß sich die Ceder beugen
Wenn Stürme durch die Schöpfung zieh'n?
Wer führt der Sterne ew'gen Reigen?
Wer läßt die Feuer-Berge glühn?
Auf wessen Wink ersteigt die Welle
Im Wogensturz des Meeres Schwelle?

Wer rief einst aus dem Graus der Nächte
Die Erde im smaragd'nen Kleid;
Und schleuderte der Hölle Knechte
Hinab zur düstern Ewigkeit? —
Wer stärkte des Aleiden Rechte
Einst in dem ungeheuren Streit?
Wer läßt, mit unerforschtem Walten,
Den Blitz die Rieseneiche spalten?

Wer lehrt der Sängerin der Fluren,
Der Nachtigall, die Melodie?
Wer einet alle Creaturen
Zu einer ew'gen Harmonie?
Wo wehen nicht der Allmacht Spuren? —
O beuge ehrfurchtsvoll das Knie
Und bet' im Geist und in der Wahrheit
Zu Ihm, der wohnt in ew'ger Klarheit.

Es ist ein Gott! der über'n Sternen
Die Erden-Loose weise lenkt
Und sich aus lichtumkränzten Fernen
Auf seine Schöpfung strahlend senkt?
O, möchtest Du Ihn glauben lernen
Der auch Dein Daseyn Dir geschenkt!
Du selbst die Krone seiner Werke!
Erkenne Deines Schöpfers Stärke!

H — l l —

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Während man so in Mexico kraftlos rathschlagte, handelte Cortez nach seiner Weise schnell und kräftig. Weil sich auf der gewöhnlichen Heerstraße Schluchten befanden, in denen nicht ohne Grund feindliche Hinterhalte vorausgesetz

wurden, war er mit seinem Heere auf dem beschwerlichen, durch Verhaue gesperrten Wege über den hohen Berg Ixhualko zwischen den Vulkanen Popokatepek und Itzkazzihuatl in Mexico eingedrungen, am südlichen Ufer des Sees Chalko, und dann auf dem Damme, der diesen durchschneidet, über die Inselstadt Kuitlahuak nach Istapalapan marschirt. Kakamatzins höfliche Aufforderungen, umzukehren, waren eben so höflich zurückgewiesen, dem unruhigen Ixtlilxochitl war seine Erhebung auf Akolhuakans Thron verheißen worden, und jetzt zog das Heer, von unermeßlichen Menschenfluthen umwogt, auf dem südlichen Damme, der die Insel Mexico mit dem festen Lande verbindet, der kolossalen Hauptstadt zu.

Prachtvoll war der Anblick des Ganzen. Zu beiden Seiten der große Salzsee Tezkuko, mit unzähligen Gondeln und Kähnen übersäet, und wunderbar lieblich mit einer Menge schwimmender Gärten geschmückt, die mit ihren Blumengefilden und Fruchthaynen lustig auf den Wellen herumfuhren. Im Gesicht lag das ungeheure Mexico, aus fünf Städten zusammengesetzt, die mit den Vorstädten hundert zwanzigtausend Häuser zählten, auf kleinen Inseln und Pfählen gebaut, überthürmt mit einer Unzahl prächtiger Tempel, königlicher Palläste und herrlicher Lustgärten, die, in Terrassen emporsteigend, die schwebenden Gärten der Semiramis zu überbieten schienen. Der Anblick wirkte so zauberhaft, daß Cortez auf der Mitte des Weges seinen Hengst anhielt, und in ein langes, stummes Anschauen versank. Das stolze Gefühl, daß er nun endlich am Ziele sey, und daß diese Fülle von Pracht und Reichthum ihm schon jetzt mehr gehöre, als ihrem Könige, dehnte seine Brust und entflammte in seinem Auge den Herrscherblick. Jetzt bewegte sich ein langer Zug von der Residenz her, dem Heere entgegen. Tausend Edelleute, mit einfarbigen Federbüschen und Mänteln geziert, zogen unter den gewöhnlichen Ehrfurchtzeichen an den Spaniern vorüber. Ihnen folgten zweihundert Fürsten, prächtig gekleidet, aber wegen der Nähe des zornigen Herrn aus tiefem Respekt baarfuß, die sich auf beiden Seiten der Straße an die Häuser stellten, um Raum zu geben für den Tragsessel ihres Erdengottes. Jetzt erschien dieser unter dem grün und goldnen Thronhimmel, den Edelleute trugen, auf dem goldnen Sessel, denn nur Adelige waren der Ehre würdig, bei Montezuma Lakeyen-Dienste zu verrichten. Unmittelbar vor dem Despoten gingen drei Hofbeamte, die von Zeit zu Zeit die goldenen Stäbe und wohlriechenden Baumzweige, die sie trugen, feierlich in die Höhe hoben. Auf dieses Zeichen fiel das zitternde Volk zur Erde, sein Gesicht verhüllend, gleichsam sich unwerth bekennend, des Monarchen geheiligte Person anzuschauen. Sobald dieser Cortez erblickte, ließ er sich vom Sessel herabheben, und ging ihm, auf Kuitlahuitzins und Kakamatzins Schultern gelehnt, entgegen. Cortez sprang vom Pferde, nahte sich dem Könige, machte ihm eine verbindliche spanische Verbeugung, nahm eine Halskette mit unächten Steinen besetzt vom Panzer ab und hing sie ihm um. Dieser, dessen Hochmuth selbst seine Götzen nur mit einem leichten Kopfnicken abzufertigen pflegte, dankte zum Erstaunen seines Volks und zum Entsetzen seines stolzen Bruders, mit Berührung der Erde und dem Kusse der eignen Hand, und neigte sich gnädig, um das wahrhaft prophetische Geschenk des Spaniers um seinen Nacken legen zu lassen. Jetzt breitete Cortez zärtlich seine Arme aus, den König an seine Brust zu drücken, aber Kuitlahuitzin, dem diese Vertraulichkeit ein Majestätverbrechen schien,

trat mit einem Blicke dazwischen, in dem sein ganzer Haß gegen die Fremden brannte. Mit einem Gemisch von Unmuth, Angst und Hoheit wieß Montezuma den kecken Bruder in seine Schranken und ließ sich von seinem Schatzmeister ein kostbares Halsgeschmeide von seltnen Muscheln und goldnen Krebsen reichen, das er dem Spanier höchstselbst als Gegengeschenk umhing, befahl dann seinem Bruder die Angekommenen nach ihrem Quartier zu führen, bestieg wieder seinen Sessel und ließ sich vorantragen, um seine Gäste in ihrer Wohnung zu empfangen. Das Heer folgte ihm auf der breiten, schnurgraden Straße und konnte vor Bewunderung der wahrhaft königlichen Stadt, in die es jetzt einzog, gar nicht zu sich selbst kommen. Ueberall hohe, weißpolirte Tempel und Palläste, die durch ihre Thürme, Brustwehren und Schießscharten festen Schlössern glichen, Canäle mit Booten belebt, Straßen mit Blumenbeeten geschmückt, die köstlichen Terrassengärten, von denen die herrlichen Bäume jener Zone stolz emporstiegen, künstliche Teiche und Springbrunnen bildeten ein so mannigfaltiges, erhabenes und schönes Ganze, daß selbst die Spanier, die das stolze Madrid gesehen, es gestehen mußten, daß dieser Residenz eines blinden Heidenvolkes nichts in der Welt gleich komme.

Eine Meile weit ging der Zug in die Stadt hinein bis zu dem Haupttempel Zamalli, unweit dessen westlichen Thore der alte Pallast des Königs Axajakatl lag. Am Eingange wartete bereits Montezuma, der den Feldherrn selbst hineinführte. Du bist jetzt in Deinem eigenen Hause, sprach er: erhole und labe Dich mit Speise und Trank. Bald siehst Du mich wieder. Er schied unter einer Salve des schweren Geschützes, wodurch sich die Spanier gleich nach ihrem Einzuge in Respect setzen zu müssen glaubten. Cortez quartirte sein ganzes Heer, das mit den verbündeten Indianern, Weibern und Dienern siebentausend Köpfe zählte, in dem weitläufigen Gebäude ein, in welchem für alle Bedürfnisse dieser Masse gesorgt war, stellte Schildwachen aus und ließ, dem Hauptthore gegenüber, eine Batterie von Kanonen aufführen, um auf den ärgsten Fall gegen jeden Angriff gesichert zu seyn. Dieser für die Spanier und Mexikaner so entscheidende Tag war der achte des Novembers im Jahre 1519, sieben Monate nach der Ankunft der letztern im Lande Anahuak.

Zum erstenmal hatten die Spanier in ihrem Schlosse gespeiset, als der König, wie er verheißen, mit seinem Gefolge zu ihnen zurückkehrte. Cortez ging ihm mit seinen Hauptleuten entgegen, und Alle begaben sich in des Pallastes größten Saal. Hier ließ Montezuma dem Feldherrn neue reiche Geschenke zu Füßen legen, setzte sich zuerst, und winkte dann dem General mit großer Würde, sich gleichfalls niederzulassen. — Tapferer Hauptmann, begann er seine merkwürdige Rede, und Ihr, seine Gefährten! Mein ganzer Hof kann Euch das Vergnügen bezeugen, daß ich über Eure glückliche Ankunft in meiner Hauptstadt empfunden. Hat es bisher geschienen, als wünsche ich diesen Besuch zurückzuweisen, so habe ich bloß meinen Unterthanen zu willfahren gesucht. Euer Ruf hatte die Gegenstände vergrößert und die Gemüther beunruhigt. Einige sagten, Ihr wäret unsterbliche Götter, Ihr säßet auf Thieren von fürchterlicher Größe und Wuth, und vor Euerm Donner zitterte die Erde. Andere schalten Euch Ungeheuer, von der See ausgespieen, die ihr Vaterland aus unersättlichem Goldhunger verlassen, nur in den irdischen Wollüsten ihr Glück fänden, und so gefräßig, daß einer

*

von Euch mehr bedürfe, als zehn meiner Unterthanen. Durch die genauere Kenntniß, die wir von Euch erhalten, sind alle diese Irrthümer verschwunden. Wir wissen jetzt, daß Ihr, obgleich weißen behaarten Angesichts, doch sterbliche Menschen seyd gleich uns, daß jene wilden Thiere bloß stärkere Hirsche ohne Geweihe, daß Euer vorgeblicher Donner und Blitz aus einem künstlichen Schießgewehr hervorbricht, dessen Kugeln größern Schaden thun als unsere Pfeile. Aus den Nachrichten derer, die mit Euch in Verbindung gestanden, haben wir erfahren, daß Ihr edel und großmüthig seyd, gelassen Widerwärtigkeiten erduldet, nur gegen die Härte beweiset, die Euch durch feindlichen Angriff zum Zorn reizen, und daß Ihr Euch Eurer Waffen nur zu Eurer Vertheidigung bedient.

Gewiß werdet Ihr auf gleiche Weise durch meiner Feinde Haß und meiner Freunde Schmeichelei auch von mir falsche Begriffe erhalten haben. Man hat mich vielleicht für einen Gott ausgegeben, der sich nach Gefallen in einen Löwen und Tyger verwandeln könne. Aber Ihr könnt Euch durch das Gefühl überzeugen, daß ich Fleisch und Bein habe, gleich andern Sterblichen, wenn ich gleich edler von Geburt und mächtiger durch meinen hohen Rang bin. Meine Feinde haben sicher über meine Tyrannei und Grausamkeit geklagt, aber sie belegen die gesetzliche Ausübung der höchsten Gewalt mit dem Namen Tyrannei, und schelten Grausamkeit, was nur nothwendige Strenge der Gerechtigkeit ist.

Wir wollen beiderseits diese Irrthümer fortan vermeiden. Ich nehme die von Euerm Herrn an mich geschickte Gesandtschaft an. Ich verehre seine Freundschaft und unterwerfe ihm mein ganzes Reich. Vor alten Zeiten hat über diese Nation der gute und große Quetzalkoatl geherrscht. Meine Vorfahren, die aus Norden hier eingewandert, haben dieß Reich nur als seine Statthalter regiert, und alle Zeichen des Himmels und der Erde sagen mir, daß die Zeit da ist, wo die alten Weissagungen in Erfüllung gehn, und Männer aus Osten, durch Tracht und Sitte von uns verschieden, die Herren dieses Landes werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Forth und Clyde Canal.

Die Flüsse Forth und Clyde theilen Schottland fast in zwei Hälften. Die Mündung der Forth unterhalb Edinburg an der Englischen Ost-See, hat leichte Communication mit der ganzen Ost-Küste von England, mit Frankreich, Holland und den Häfen der Nord- und Ost-See. Die Mündung der Clyde unterhalb Glasgow am atlantischen Meere, hat auf der andern Seite leichte Communication mit der ganzen westlichen Küste von England, mit Irrland, dem südlichen Frankreich, Portugal, Spanien, den Häfen des mittelländischen Meeres, Amerika, Westindien u. s. w.

Da diese Schottland durchschneidenden Ströme also in entgegengesetzter Richtung in die beiden Meere sich ergießen, welche Großbritanien umgeben und im Mittelpunkte nur etwa 25 Meilen von einander entfernt ihren Lauf nehmen, so erzeugte dies die Idee: beide Ströme mit einander in Verbindung zu setzen, und quer durch Schottland, vom Englischen Ostmeere zur atlantischen See eine schiffbare Communication zu schaffen, damit in vielen Fällen die beschwerliche See-Fahrt um die Spitzen von England und Schottland, vermieden werde könnte.

Diese Angelegenheit von so hoher Wichtigkeit und von so großem Nutzen für England,

erregte schon in früheren Zeiten die lebhafteste Theilnahme Carls des zweiten, der, ohngeachtet seiner mannigfaltigen Liebeshändel, immer als ein warmer Beförderer der Handlung und Schifffahrt erkannt wurde.

Dieser Monarch schlug vor, nach einem Plane dessen Ausführung 500,000 L. kosten würde, durch einen Canal die Clyde und Forth in Verbindung zu setzen und so einen Schifffahrts-Weg vom englischen Ost-Meere zur atlantischen See queer durch Schottland für Handels und kleine Krieges-Schiffe zu eröffnen.

Aber das Geldwesen war in jenen Zeiten in England noch in einem armseligen Zustande. Der Zuschnitt war zu groß; die Sache blieb also liegen bis unter der Regierung Georg des dritten, der unsterbliche Graf Chatam den Plan wieder auffaßte und vorschlug, solchen in einem verkleinertem Maasstabe auf öffentliche Kosten sofort in Ausführung zu bringen.

Allein der Vorsatz wurde auch diesmal nicht ausgeführt, denn Graf Chatam resignirte. Man hörte nun auf, die Angelegenheit als öffentliche Staats-Sache zu betrachten.

Das Project zur Verbindung der Clyde und Forth wurde indessen als Privat-Sache wieder aufgefaßt; aber zum Theil geschahe dies mit solchem unverhohlnen Eigennutz, und in solcher feindlichen Stellung gegen die öffentliche Wohlfahrt, daß es schien, als solle das große Werk ein Opfer von Gewinnsuche, Connexionen und Gaunerei werden. So wohl der Lauf des Canals als seine Dimensionen waren darnach projectirt. Man wollte wenig aufwenden und viel gewinnen; auch kam eine Parthei ins Spiel, welche eine vollkommene schiffbare Wasserverbindung zwischen der Clyde und Forth überall nicht wünschte und zu hintertreiben suchte.

Unter diesen Umständen bestimmte man die Endpuncte des projectirten Canals in einer Verbindung mit der Clyde und Forth zu weit hinauf; wo also kein zureichendes Fahrwasser im Strome selbst mehr vorhanden war, indeß der Canal selbst nur 4 Fuß Wassertiefe haben sollte.

Als indessen die Genehmigung des Parlaments zum Schaffen eines Canals nachgesucht wurde, der, in Rücksicht dessen, was er seyn mußte, einem Graben geglichen haben würde, nahm die Parthei der Verständigen und Uneigennützigen das Wort, machte den dargelegten Plan lächerlich und bewies die Unzulänglichkeit desselben für eine schiffbare Verbindung zweier Meere von so hohem Interesse für Großbritanien. Diese Parthei drang durch: der Plan wurde verworfen, und dagegen eine Parlamentsbewilligung zum Schaffen eines Canals zwischen der Forth und Clyde von 7 Fuß Wassertiefe und Sechzig Fuß breitem Wasser Spiegel gegeben. Eine Subscribtion zu diesem Unternehmen von 150,000 L. wurde bald vollständig, 130,000 L. wurden würklich einbezahlt und das Englische Gouvernement schoß 50,000 L. zu.

Im Jahre 1768 fing nun der Ingeneur Smeaton das Werk an, und hatte dabei große Schwierigkeiten zu überwinden. Es mußte bald durch sumpfigen Grund bald durch Felsen, bald über Heerstraßen und Flüsse mittelst Aquaducte fortgeführt werden. Doch kam es glücklich zu Stande. Der Canal ist etwa 28 Meilen lang. Auf den ersten zehn Meilen von Osten nach Westen sind zwanzig Schleusen gebauet die 155 Fuß steigende Wasserhöhe enthalten. Die Schleusen sind sämmtlich 75 Fuß lang und die Schleusenthüren 20 Fuß breit. Die vierte Meile des Canals hat nur mit einem Aufwande von 18,000 L. zu Stande gebracht werden können, denn es finden sich in derselben 10 Schleusen und ein

Aquaduct von 90 Fuß Breite über die Heerstraße, die von Edinburg nach Glasgow führt. Im ganzen ist der Canal außer den Schleusen mit 18 Zug Brücken und 15 Aquaducten versehen.

So wurde also ein Werk zu Stande gebracht, das dem Handel einen Umweg von 600 Meilen gefährlicher Seefahrt ersparte, indeß das innere Handelsleben nun auch viel leichter in den Seehandel eingreifen konnte. In den letzten Jahren ist die neue Schifffahrt zwischen Glasgow und Edinburg durch große Verbesserungen im Fahrwasser der Clyde noch sehr erleichtert worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Etwas über die Reitkunst.

(Beschluß.)

Die höhere Reitkunst hat vorzüglich die Gefahrlosigkeit, Gesundheit und Bildung des Pferdes selbst zum Zweck und ist mit einer Menge andrer Wissenschaften verbunden, ja unzertrennlich verschwistert, wenn man sie systematisch betreiben will. Es ist zu deren Erlernung durchaus mehrere Jahre eine unausgesetzte Uebung, eine stete Abwechselung der Pferde, ein ausschließliches Nachdenken über ihre Bearbeitung und eine alleinige Wirkung aller Kräfte erforderlich, die den Privatmann, dessen übrigen Geschäfte ihm nicht erlauben, Metier von einer Wissenschaft zu machen, die er nur höchstens zu seinem Vergnügen, zu seiner Erholung, zu betreiben Zeit hat, von ihrer Ausübung ausschließt.

Was kann daher lächerlicher seyn, als wenn man Männer, die höchstens ihr Pferd im Schritt zu führen, zu traben, zu galoppiren und zu wenden wissen, von Lectionen zur Abrichtung der Pferde reden hört, die sie meistens nur dem Namen nach kennen, ohne mit ihrem Zweck und ihrer Ausübung näher bekannt zu seyn; aber viele Leute haben nun einmal einen so niedrigen und eingeschränkten Begriff von der Reitkunst überhaupt, daß sie selbst ihrem Stallknecht Geschicklichkeit genug zutrauen, um von ihm ihr Pferd zureiten zu lassen.

Ein Pferd dressiren, abrichten oder zureiten ist in dem Munde vieler Reiter so geläufig, als wenn die Sache gar keine Schwierigkeit hätte, auch scheint sie den meisten, die ihre Pferde wollen abrichten lassen, so wenig erheblich, daß sie gar kein Bedenken dabei finden, einem jeden, der sich nur einigermaßen mit Reiten abgiebt, ihr Pferd zum Zureiten hinzugeben. Wenn dieser dann das Pferd nur alle Tage ausreitet und mit mancherlei Gegenständen bekannt macht, wenn das Pferd endlich nicht mehr stehen bleibt und sich aufhalten läßt, so hat es nach ihrer Meinung alles was gewünscht werden kann. Geht es gar bei Trommeln vorbei und fürchtet das Schießen nicht, so ist es das Meisterstück eines dressirten Pferdes.

Man muß gestehen, daß von der Seite betrachtet, die Kunst zu reiten in sehr trauriger Gestalt erscheint. Unzählig viele Menschen beurtheilen sie aber auf diese Weise; selbige verdienen nicht ein ordentliches Pferd zu reiten, reiten es in der That auch selten, und voll Mitleiden sieht man sie alle Augenblick mit ihrem abgerichteten Pferde in Verlegenheit kommen.

Es ist nicht zu läugnen, daß manche Bereiter, die ihr Metier nicht viel wissenschaftlicher als ein Stallknecht betreiben, viel Schuld daran sind, daß diese edle Kunst so herabgesetzt wird. Auch hört man so oft bloße Liebhaber des Reitens äußern, daß sie ihr Pferd nach ihrer eignen Hand zureiten wollen. Wie thörigt, ja sogar sinnlos würde man es finden, wenn einer nach dieser Art zu schließen, nur in Hinsicht des Gegenstandes verschieden, behaupten wollte, daß er sein Clavier nach seiner eignen Hand selbst bauen, das Tuch seines Kleides nach seiner eignen Hand selbst weben und die Stiefeln nach seiner Hand selbst bearbeiten wollte.

Versteht man aber unter dem Ausdruck, „ein Pferd nach seiner eignen Hand zureiten" nichts anders, als das Thier wirklich zum Reitdienst abrichten, es ins Gleichgewicht setzen, seine Bewegungen freier, leichter und angenehmer machen und es unsern Hülfen willig und gehorsam folgen zu lehren, genug ihm jene Eigenschaften beizubringen, die man von einem zugerittenen Pferde fordert, so setzt es voraus, daß man mit allen einzelnen Theilen und dem Mechanismus dieser Maschine, deren Anlagen man vervollkommenen, ausbilden, zu ihrer Bestimmung in Bezug auf uns brauchbar machen will, bekannt seyn muß; es setzt voraus, daß man selbst alle Eigenschaften besitze, die zu diesem Geschäft erfordert werden; es setzt voraus, daß man mit den Grundregeln der höheren Reitkunst und ihrer Anwendung vollkommen bekannt und in der Ausübung derselben durch viele Ausübung eine mechanische Fertigkeit erhalten habe.

Kann dieses aber wohl bei einem Manne der Fall seyn, dessen übrige Geschäfte ihm nicht erlauben soviel Zeit auf eine Wissenschaft zu verwenden, deren Erlernung und systematische Ausübung diejenigen fast ausschließlich beschäftigen muß, die sich dieser Kunst gewidmet haben, die er nur als Erhohlung von seinen übrigen Geschäften betrachtet? bei einem Manne, der weder mit dem anatomischen Bau des Pferdes, noch mit dem Mechanismus seiner Bewegungen, noch mit seinen übrigen Eigenheiten und allen seinen bösen und guten Anlagen bekannt ist, dem es meistens an allen Erfordernißen fehlt, welche die Abrichtung eines Pferdes nöthig macht, der weder Geduld noch Entschloßenheit, weder Muth noch gehörige Vorsicht, weder ernste Strenge noch Nachsicht genug besitzt und dem es überdies noch vielleicht an aller fester Haltung zu Pferde gebricht, der oft nicht einmal die niedere Reitkunst, geschweige denn die höhere wissenschaftlich gelernt hat, mit einem Worte: der sich keine Theorie von der höheren Reitkunst entwerfen kann, vielweniger sie practisch auszuüben im Stande ist.

Mehreres über diesen Gegenstand zu sagen, dazu eignet sich dieses Blatt nicht. Einsender würde sich freuen, wenn dies dazu dienen möchte, die Aufmerksamkeit immer mehr auf das Angeführte hinzulenken, indem er zugleich seine Freude darüber ausspricht: daß wir hier in jeder Hinsicht so gute Gelegenheit haben das Reiten so wohlfeil, als gründlich zu erlernen, bei einem Manne, der durch Genie und angewandten Fleiß sich so sehr in seinem Fache ausgebildet hat, wozu ihm, sowohl unter Anleitung eines benachbarten berühmten Bereiters, als auch auf Reisen die besten Wege offen standen. Jeder der richtig über die Reitkunst zu urtheilen im Stande ist, wird ihm dies Zeugniß nicht versagen.

---

* Der Deutsche Correspondent.

In Newyork erscheinen jetzt zwei Zeitschriften, Deutschland betreffend. — Eine ist der in deutscher Sprache erscheinende „Deutsche Freund." Die andere eine in englischer Sprache mit diesem Jahr unter dem Titel begonnene

„the German Correspondent
by Hermann
published by Peter Schmidt,
80, Maiden. Lane, Newyork.

Von letzterer sind uns so eben die beiden ersten Nummern zu Händen gekommen, deren Inhalt wir gern in gedrängter Kürze mittheilen, da der Herr Herausgeber den Zweck hat: seine nordamericanische Mitbürger über den richtigen und wahren Standpunkt der Künste und Wissenschaften, so wie über den bürgerlichen und moralischen Zustand der Deutschen aus den authentischsten Quellen zu belehren; indem die meisten Americaner von Deutschland bis jetzt nur solche Ideen haben sollen, als ihnen von Engländern und Franzosen aus der zweiten Hand mitgetheilt worden sind, wie es in dem ans Publicum gerichteten Vorwort in der ersten Nummer vom 31. Januar 1820, weitläuftiger erklärt wird. —

Diese Ite Nummer enthält dann noch einen Aufsatz über die Juden „als Einleitung zu der im vorigen Jahr in Deutschland Statt gehabten Juden-Verfolgung — und schließt mit einer Anzeige von zwei Uebersetzungen americanischer Reden in deutscher Sprache.

Die zweite Nummer vom 29. Februar d. J. fängt mit der Geschichte der letzten „Juden-Verfolgung „persecution" in Deutschland (Bamberg — Hamburg) an, erwähnt zweier über das Judenthum geschriebenen Bücher, deren erstes in Frankfurt von der Polizei verboten letzteres, von Salomon Jacab Cohen in Leipzig herausgegeben, sehr gelobt wird. — Dann folgt eine wörtliche Uebersetzung der Ansichten des bekannten egyptischen Agenten Ismael Gibraltar über den Zustand der Europäer, wie er solche freimüthig gegen H. D. Pfeilschifter in Frankfurt a. m. geäussert hat. — Wegen Bristed's Werk „die Hülfequellen der vereinigten Staaten" wird

hauptsächlich die in Deutschland verbreitete Meinung: Bristed sey ein geborner Americaner, widerlegt — Von Roelbke's schöner Uebersetzung des Popeschen Gedichts „Essay on Man" wird ein Theil der zweiten Epistel *) mit dem Grundtexte, den Americanern als ein Beweis der Talente des Herrn Uebersetzers und als eine Probe der Fülle, der Biegsamkeit und Schönheit der deutschen Sprache, mitgetheilt. — Aus der in Salzburg herauskommenden medizinisch chirurgischen Zeitung wird vorzüglich der darin aufgenommenen Uebersicht der Verhandlungen der physicalisch medicinischen Gesellschaft in Newyork erwähnt. Hinsichtlich des gelben Fiebers, welches im vorigen Sommer und Herbst in mehreren Städten America's erschienen war, bemerkt ein Bremer Correspondent unterm 27. November. „Mich verlangt sehr nach den gelehrten Abhandlungen, die doch wahrscheinlich in Folge dieser Epidemie erscheinen werden, besonders aber, was die Mehrzahl Ihrer Aerzte über den Ursprung und die Ansteckungs Art dieser Krankheit sagen wird."

Des 4. Jubiläums der Universität Rostock erwähnt diese Zeitschrift und daß bei dieser Gelegenheit dem berühmten Prediger und Schriftsteller Draeseke zu Bremen der Grad eines Doctors der Gottesgelahrtheit ertheilt sey wobei ferner erwähnt wird:

„dieser ehrwürdige Geistliche zeichnet sich ebenfalls durch seine classischen Kenntnisse, durch die Orthodoxie und Beredsamkeit seiner Kanzelreden und durch sein musterhaftes Betragen aus. Sein Vortrag ist besonders rein, erhaben und anziehend. Wahrlich man kann Ihn als einen Segen in Deutschland betrachten. — Wir benutzen diese Gelegenheit um öffentlich das Entzücken und die Erbauung, zu bezeugen, welche die Schrifften dieses großen Mannes in uns hervorgebracht haben. —

Bei Erwähnung der neu angenommenen Constitution Würtembergs, wird das brüderliche Benehmen der lutherischen und catholischen Glaubensgenossen dieses Landes bei dieser Feier sehr gerühmt und gewünscht, Protestanten und Catholiken möchten in den aufgeklärten americanischen Staaten, diesem bewunderns würdigen Beispiel folgen.

*) welche in den Nro. 37. 38. 39. des Bürgerfreundes, im 4. Jahrgange von uns ebenfalls aufgenommen worden ist.

Des zu Potsdam voriges Jahr vom Stapel gelassenen Dampfboots Blücher wird auch erwähnt und dabei die Bemerkung gemacht, daß dies wahrscheinlich das größte in Europa sey, weil dessen Länge 200 Fuß ist...

Auch der Erfindung eines neuen Instruments des Herrn Carl August Mester in Osnabrück, welches Panydrometer benannt wird, und durch welches man die specifische Schwere und Stärke geistiger Getränke ganz genau wissen, und das des Thermometers Stellvertreter seyn kann, wird ehrenvoll in diesem Blatte erwähnt, so wie der bekannten Wette auf der Leipziger Messe zwischen einem englischen und deutschen Tuchfabrikanten wegen der Güte des zur Messe gebrachten Tuchs, die zu Gunsten des Eupener Fabrikanten Leinfelder entschieden wurde. Einiger anderen interessanten Aufsätze aus den (jetzt aufgehörten) Zeitschwingen, dem Oppositionsblatt und anderen Zeitschriften nicht zu gedenken.

Wenn dieser „Deutsche Correspondent" fortfährt, wie er angefangen, die bemerkenswerthesten belletristischen Aufsätze deutscher periodischer Schriften, aufzunehmen, wird bald von den Americanern Deutschland aus einem richtigeren Gesichtspunkt betrachtet werden und wir wünschen dem Unternehmer alles Glück zu diesem Unternehmen.

Der Preis dieser Zeitschrift ist 6 Cents für 8 Seiten, zahlbar bei der Ablieferung.

Auflösung des Räthsels in Nro. 37.

Das Wörtchen nicht.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 39.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 14. Mai 1820.

* Frühlings-Empfindung.

Jede Brust empfängt die Freude
Die der holde Frühling heut,
Denn die Erd' im Lenz-Geschmeide
Ist mit Blüten überstreut!

Alles prangt in junger Schöne
Auf der neu erwachten Flur
Und es klingen Jubeltöne
Auf, zum Schöpfer der Natur;

Kosend flüstern klare Bäche
Lieblich hin am Uferrand
Und die thaubeperlte Fläche
Schmückt der Blumen duftig Band.

Und — wie fühlt des Menschen Seele
Von Empfindung sich durchglüht,
Wenn die sanfte Philomele
Flötet ihr bezaubernd Lied! —

In des Baumes Blüthen-Krone
Weilt die süße Sängerin.
Daß sie friedlich bei uns wohne
Bis der holde Lenz dahin!

Dahin, wo die sel'gen Brüder
Ihm voran geschwunden sind,
Schwebt, beim Klange ihrer Lieder,
Bis es welkt, das frohe Kind;

Bis der falbe Herbst erscheinet
Und das jüngst so üpp'ge Laub,
Wenn auch rings die Schöpfung weinet,
Wird des Sturmes schrer Raub. —

Wer kann's ohne Rührung schauen,
Wem erwacht die Sehnsucht nicht
Nach den ewig grünen Auen
Wo kein Sturm die Blüten bricht! —

H — l l —

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Mühsam bekämpfte Cortez das Entzücken über den Wahnglauben, der ihm hier so unerwartet schnell den Weg zum Siege bahnte. Ich danke Euch mächtiger König, antwortete er mit stolzer freundlicher Würde durch Marina's Mund, für Eure bisherige Freundschaft und für die

günstige Meinung, die Ihr von uns hegt. Der mächtige Kaiser, der im Osten herrscht, könnte freilich, als des großen Quetzalkoatls Abkömmling, nach höhern Dingen trachten, und Mexico's alte Krone auf seinen Scheitel drücken. Aber seine Milde beschränkt sich auf ein ewiges Freundschaftbündniß mit Euch. Der Zweck meiner Sendung ist nicht, irgend jemandem sein Eigenthum zu entreißen, sondern Euch und Euerm Lande die Religion des wahren Gottes zu verkünden, Euch Vorschläge zu Regierungverbesserungen, zur Beglückung Eurer Unterthanen zu machen. — Jetzt ging der bibelfeste General in die christliche Dogmatik über und nachdem er die Drei-Einheit Gottes, die Erschaffung der Welt, den Abfall der Engel, die Sündfluth, des Heilandes Opfertod und das jüngste Gericht verhandelt, sprach er mit allem Eifer eines Strenggläubigen von den Gebräuchen der Kirche und besonders von dem Meßopfer, welches er mit den barbarischen Menschenopfern und dem scheußlichen Essen des Menschenfleisches verglich. Montezuma, obgleich er über manches in Cortez Vortrage die Stirn runzelte, blieb sich dennoch gleich, und erwiederte mit heidnischer Toleranz: Das meiste von dem, was Du mir erzählst, Hauptmann, ist mir nicht fremd. Wir kennen die Erschaffung der Erde und die große Ueberschwemmung, die sie in ihren Fluthen begrub, so gut und besser als Ihr. Denn Eure Begriffe bedürfen noch große Berichtigungen. Vier Weltalter und eben so viel Sonnen hat diese Erde erlebt. Das Wasseralter begann mit Erschaffung der Welt und endete durch die allgemeine Wasserfluth, die auch die erste Sonne verschlang.*) Das Erdalter dauerte hernach fort bis zum Untergang der Riesen, wo die Erde und die zweite Sonne in einem ungeheuren Erdbeben versanken, das Luftalter währte, bis die großen Sturmwinde die Erde und die dritte Sonne zerstäubten. Jetzt leben wir im Feueralter, welches so lange dauern wird, bis die allgemeine Feuersbrunst, die Ihr das jüngste Gericht nennt, die Welt und mit ihr die vierte Sonne in Asche verwandeln wird. Euer Göttersohn Christus, der am Kreuze starb, zur Hölle niederfuhr und jetzt in seiner Herrlichkeit im Himmel sitzt, hat viel Aehnlichkeit mit unserm Helden Nanahuatzin, der zum Heil der Menschheit sich in das große Feuer zu Teotihuakan stürzte, um als Sonne am Himmel aufzugehen.

Alle anwesenden Spanier bekreuzten sich, als Marina diese heidnische Lehre übersetzte, und der Kapellan Vincentio raunte dem schaudernden Diaz zu: Man sieht hieraus, daß sich der Satan die Ehre und den Dienst, der Gott allein gebührt, zuzueignen sucht, obwohl er denselben durch Grausamkeiten entheiliget.

Montezuma verstand zum Glück den Eiferer nicht und fuhr in seiner Schutzrede fort: Ich bezweifle nicht, sprach er, die Güte des Gottes, den Ihr anbetet, aber wenn er gegen Spanien gnädig ist, so sind es unsere Götter gegen Mexico, wie uns Jahrtausende der Erfahrung beweisen. Niemand wird uns also überreden, ihren Dienst zu verlassen. Euer Eifer gegen unsere Vielgötterei scheint mir überdem ein Widerspruch mit Eurer Anbetung dreier Götter, die doch unmöglich zugleich ein Einziger seyn können. Daß wir den unsern Menschen opfern, die durch ihre Verbrechen oder durch das

*) Der Mann, der sich mit seiner Frau vor dim allgemeinen Untergange auf einem Schiffe rettete, hieß nicht Noah, sondern Korex, und die Taube hat keinen Oelzweig gebracht, sondern die neuen Menschengeschlechter verschiedene Sprachen gelehrt und dadurch allgemeine Verwirrung angerichtet.

Geschick des Krieges dem Tode geweiht sind, verdient keinen Vorwurf, und, daß wir die Körper der Geopferten zu unserer Nahrung bestimmen, eher Lob, weil wir ihnen nicht leicht ein ehrenvolleres Begräbniß verschaffen können, als in den Eingeweiden des edelsten Wesens, das die Götter schufen.

So bündig diese Deduction war, so protestirte doch Cortez mit Heftigkeit dagegen, und stellte dem Könige die Abscheulichkeit, sich mit dem Fleische seiner Brüder zu sättigen, mit solcher Beredsamkeit vor, daß dieser, ob es gleich seinem mexicanischen Sinne nicht recht einleuchten wollte, wie man sogar seine Feinde als Brüder ansehn könne, doch den Befehl gab, das Menschenfleisch fortan von seiner Tafel auszuschließen. Damit begnügte sich der Bekehrer vor der Hand, und bat nun den König um Erlaubniß, sich in der Stadt umsehen, und besonders den Haupttempel und die vornehmsten Paläste, in Augenschein nehmen zu dürfen. Nicht ahnend, daß sich hinter dieser Bitte der Wunsch verberge, Mexico's Befestigungen und Heeresmacht auszukundschaften, gab Montezuma willig die Erlaubniß und schied unter den wärmsten Freundschaftversicherungen.

Des Riesentempels obere Terrasse war erstiegen, und Cortez weidete seine Augen an dem unbeschreiblichen Rundgemälde, welches sich ringsum ihm ausspannte. Unter ihm der ungeheure Marktplatz, in dem die ganze Stadt Salamanka Raum gehabt hätte, durch der Kaufleute bunte Zeltgassen in unzählige Felder vertheilt, von sechzigtausend Käufern und Verkäufern wimmelnd, einem vielfarbigen lebendigen Teppich gleichend, ringsum die unermeßliche Hauptstadt, in noch weiterer Entfernung der See, der Mexico's Insel umspült mit seinen gesegneten Ufern, an denen überall herrliche Städte emporstiegen. Den Gesichtskreis schlossen in blauer Ferne die hohen Berge, in deren Kessel das Seethal von Mexico lag. Der Anblick war so überraschend schön, daß Cortez mit des Entzückens Begeisterung seinem Juan zurief: Sind wir durch dieses Schauspiel nicht reichlich für alles belohnt, was wir bisher erduldet?! —

Aber, so wie der Vulkan auf Trinakriens blühendem Eilande die herrlichste Aussicht in die Ferne, und die gräßlichste Einsicht in seinen glühenden Krater darbietet, so hatte hier der Heiden blinder Fanatismus den schönsten Platz im Lande Anahuak zu einer Schädelstätte umgeschaffen, vor der sich jedes fühlende Menschenauge mit Abscheu wegwenden mußte. Nahe am Tempel erhob sich eine große Erdpyramide, Huitzompan genannt, mit hohen Bäumen bepflanzt, auf diesen und auf den Pyramidenstufen war eine zahllose Menge Todtenschädel aufgesteckt, und an allen vier Ecken stiegen Thürme empor, von Schädeln aufgebaut, von denen die der vornehmsten Schlachtopfer, denen man Haut und Haar gelassen, den Anblick dieser schauerlichen Trophäe des rasendsten Aberglaubens nur noch schrecklicher machten. Selbst den eisernen Cortez ergriff das Entsetzen bei diesem Anblick. Er verließ seinen Standpunkt und begab sich mit seinem Gefolge zu dem Thurme des Kriegesgottes Huitzilopechtli, an dessen Thor der König seiner harrte, theils um selbst ihm alles zu erklären, theils auch wohl, um durch seine Gegenwart jede Gewaltthätigkeit gegen seine theuern Götzen zu verhüten. Er führte die Spanier in den Thurm, in dem der fürchterliche Kriegesgott, in Riesengröße, auf einem blauen, schlangenumwundnen Throne saß. Das goldne Haupt schmückte ein rother Federbusch, den Hals ein Kragen von Menschenher-

zen, in der rechten Faust trug er eine große blaue Keule, in der linken einen Schild mit fünf Federbällen in Kreuzform besetzt und mit einer goldnen Fahne mit vier Pfeilen besteckt. Eine goldene Schlange umgürtete den Leib, und überall in seiner Wohnung verriethen alte und frische Blutspuren, daß die Verehrung, die man diesem Ungeheuer erwieß, seinem gräulichen Ansehen entsprach.

Dieß ist Mexico's höchster Schutzgott, sprach Montezuma feierlich. Er hat unsere Vorfahren auf ihrer langen Wanderung geführt, und endlich in dieß schöne Thal gebracht, wo sie den Sitz unserer gegenwärtigen Macht gegründet. Ihm dampfen jährlich dreimal unsere Opfer, denn ihm allein verdanken wir es, daß wir das geworden, was wir sind! — Wohlgesprochen! zürnte Juan, als Marina die fromme Rede gedollmetscht: Die blutige Verehrung dieses Ungethümes mußte die Mexicaner zu den blutdürstigen Ungeheuern machen, die sie geworden! — Der rohe Mensch, bemerkte der weise Olmedo, schafft sich seinen Gott nach seinem Bilde. Der Gott einer wandernden Räuberhorde mußte ein Huitzilopochtli werden. Ein friedliches Volk, von den Früchten seiner Heerde und seines Feldes lebend, würde ein freundlicheres Bild anbeten. Veredelt erst die Menschen durch Lehre und Beispiel, dann werdet Ihr ihnen leicht einen Gott geben können, wie er sich für vernünftige Wesen ziemt. Aber Cortez überhörte die sanfte Mahnung, die in diesen Worten lag und brauf'te dem Könige zu: Ich wundere mich, daß ein so weiser Monarch dieses scheußliche Bild des bösen Geistes als Gott anbeten kann. Laß unser Kreuz in diesem Tempel aufrichten und Du wirst sehen, daß das höllische Phantom diesen Anblick nicht ertragen, sondern zertrümmert von seinem Throne herabstürzen wird!

Kaum waren diese Worte der Uebereilung unter Bartholomäus mißbilligendem Kopfschütteln in das Mexicanische übersetzt, so verhüllten die anwesenden Priester ihre Häupter und Montezuma sprach mit einem Ernste, der Cortez selbst bestürzte: Ich habe geglaubt, daß Du diesem Orte mindestens die Achtung erweisen würdest, die Du meiner Person schuldig bist. Ich erlaube Dir jetzt, in Deine Wohnung zurückzukehren. Ich werde hier bleiben, um den Zorn des Gottes, den Deine Lästerung gereizt, zu besänftigen und ihn wegen der übermäßigen Geduld um Verzeihung zu bitten, die ich frembem Frevel erwiesen.

Dagegen war nicht viel zu sagen. Cortez, von Bartholomäus ermahnt und besänftigt, fing an, das selbst einzusehn und stieg mit seinen Spaniern ganz leise und ruhig die Tempeltreppe hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Zank und Versöhnung.

An den Harz-Wäldern wurden ein Mädel und ein Mann sehr in einander verliebt, und sie beschloßen, wie dies gewöhnlich ist, sich einander zu heirathen. Sie hatten beide wenig um zu leben, und dies wenige vor der Ehe wird, wie's zu gehen pflegt, in der Ehe bald zu nichts. Das Mädel, bedächtiger wie der verliebte Freier, äußerte darüber ihre Bedenklichkeit. Doch der Freier war höchst redselig und schob durch hundert Schein-Gründe von aufdämmernden Hoffnungen zukünftigen Glücks, alle Bedenklichkeiten dieser Art tapfer bei Seite.

Nun heiratheten sich die Verliebten. Das Ding ging eine Zeitlang ganz vortrefflich. Bald darauf wurde die Liebe kühler und — jene Bedenk-

lichkeiten kehrten wie böse Gespenster zurück. Das bischen um zu leben ging rein zu Ende. Was war nun zu machen? Es wurde über die bedenkliche Lage ein ehelicher Staatsrath gehalten. Das Resultat war eins der erfreulichsten: Sie sang nämlich schön und er spielte die Harfe vortrefflich. So beschloßen sie auf Reisen zu gehen und ihr tägliches Brod mit Sang und Klang zu verdienen. Sie gingen also auf Reisen. In der nächsten Stadt, zwei Meilen von ihrer heimathlichen Residenz machten sie Halt; es ist ungewiß ob aus Neigung oder aus Noth.

Sehr bescheiden fingen sie ihr Werk an. Sie sammelten keine Subscriptionen. Nein —

Ihr sanftes Harfenspiel und Nothgesang
Ertönt' in Abenddämmerung mit süßem Klang
An Fenstern, wo ein reiches Mädchen lauschte,
An Häusern, wo ein Wildfang sich berauschte.

So gab der erste Abend reichlich die Zehrung für den nächsten Tag. Der neue Sang und Klang gefiel sehr, und nun wagten die jungen Abentheurer auch bei Tage vor den Fenstern sich sehen und hören lassen. Sie war recht hübsch und er war auch nicht häßlich. So entdeckte es sich nun bald, daß an einem gewissen Fenster eine Hausfrau dem jungen Spieler immer Beifall zunickte, das nämliche that an einem andern gewissen Fenster ein junger Mann der Sängerin. Daher entstand nun: daß beide wenn sie zu Sang und Klang ausgingen einen entgegengesetzten, sich einander widerstrebenden Zug bekamen, worüber die gegenseitige Erklärung nicht erfolgte. Er wollte immer zuerst zum Fenster der Frau, und sie immer zuerst zum Fenster des jungen Mannes.

Eines Tages kam es nun auf dem Punkt des Scheideweges zu den respectiven Fenstern zwischen den beiden reisenden Abentheurern zu einem gewaltigen Streite. Er wollte nicht was sie wollte, und sie wollte nicht folgen den Fußstapfen des Mannes zur Fenster-Frau. So beschlossen sie auf der Stelle umzukehren zur heimathlichen Residenz und gingen heim.

Hier ging nun der angefangene Streit so weit, daß die armen Leute beschlossen sich von Tisch und Bette zu scheiden. Dies war ein recht unvorsichtiger Streich, denn im Hüttchen war nur ein Tisch und ein Bett. Mit dem Tische gings noch, denn jeder konnte wos er hatte leicht aus der Hand verzehren. Aber mit dem Bette? Die Noth ist erfinderisch. Sie beschlossen: daß die Harfe im Bette die Scheidegränze zwischen ihnen machen sollte. Dies hielten sie drei Nächte aus. Reue und Pein fing an in beider Herzen gleich stark zu wüthen. Jetzt wurden sie durch einen glücklichen Zufall erlöset. Die Bettdecke war nämlich für die Harfe nicht mit berechnet und für drei Nummern zu schmal. Der gute Mann merkte dies bald und schob seiner Frau immer die Decke zu, damit sie sich nicht erkälten möchte. Darüber aber erkältete er sich selbst und bekam den Schnupfen. Dieser verursachte: daß der Mann um Mitternacht niesen mußte. Als dies die Frau hörte, sagte sie leise: Gesundheit, lieber Mann. In Hast erwiederte er: Ist das dein Ernst liebe Frau? Ja wohl, lieber Mann! entgegnete sie — begeistert rief er:

Ist dies von dir ein wahres Wort,
Dann du verdammte Harfe fort u. s. w.

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Dublin Canal zur Shannon.

Ein schönes Werk das in einer Länge von 61 Meilen von Dublin, mittelst Aquaducte über mehrere Flüsse fortgeführt ist, bis es sich mit dem Eingange in die Shannon endiget.

Die bezeichneten Canäle sind in der Regel für kleine Fahrzeuge von 5 bis 10 Lasten berechnet. Ihre Wassertiefe ist daher gewöhnlich nur 3 bis 5 Fuß, die Breite des Wasser-Spiegels zwischen 20 und 40, und die Breite der Schleusen-Thüren von 10 zu 12 Fuß. Sie sind vorzüglich geschaffen um für Güter die in Proportion des Nominal-Werthes zum Gewichte sehr schwer sind und also ohne wohlfeilen Transport unverkäuflich liegen bleiben müßten, einen ausgedehnten Schiffstransport zu finden. Daß aber auch bessere Handels-Güter nach Orts-Bedürfniß sich der Canal-Schifffahrt bald als Retour-Ladung bald als Hauptfracht anschließen liegt in der Natur der Sache — in dem wohlfeilern Wasser-Transport.

Wo die Haupt-Canäle nicht unmittelbar die Ortschaft oder den Industrie-Punkt berühren sind mannigfaltig Seiten-Canäle oder Rollwege (raylways) hingeleitet worden um die Canal-Schifffahrt zu erreichen.

Die Rollwege werden häufig gefunden um aus den Kohlenbergwerken mit dem gewonnenen Producte den Canal wohlfeil zu erreichen, wenn es nicht thunlich ist für diesen Zweck einen Seiten-Canal zu schaffen. Sie kosten etwa 1600 L. die Meile, und sind nur für eine abwärts gehende Fracht, aber für keine Rückfracht eingerichtet. Sie senken sich allmählig, so daß der Transport sehr leicht wird. Ein Pferd kann eine Fracht von 5 Tonnen, 100 Centner auf selbigen fortziehen; aber aufwärts nur das ledige Geschirr zurück bringen. Man hat kleine Kohlenboote die auf diese Weise auf 6 oder 8 rädrigen niedrigen Wagen von den Canälen zu den Kohlenbergwerken geführt, daselbst beladen, wieder zum Canale gebracht und dann neben und hintereinander gebunden fortgezogen werden. Auch hat man eine Maschine erfunden, durch deren Hülfe das ledige Geschirr ohne Zug-Pferd wieder hinaufgebracht wird, indeß eine Ladung zum Canale abgeht.

Sowohl die Schiffsfracht als das Canal- und Schleusen-Geld ist bei der Canal-Schifffahrt in ganz England gesetzlich regulirt.

Wirft man nun mit Nachdenken und Ernst einen Blick auf die mannigfaltigen Anstrengungen brittischer Vaterlandsliebe, diese zahlreichen Canäle für die inländische Industrie zu schaffen und die Ströme schiffbar zu machen, — auf die große Ordnung und Bestimmtheit, womit alles dabei regulirt ist; stellt man die großen Resultate dieser Anstrengungen nämlich 2190 englische Meilen schiffbare Canäle bei 15730 Fuß Schleusenstau — im Contrast mit dem was man in dieser Art in Deutschland nicht sieht — mit der Vernachläßigung der schönsten schiffbaren Ströme in Deutschland, mit dem Drucke, der die Schifffahrt auf diesen Strömen belastet, u. s. w. so wird das Gemüth für jenes von hoher Bewunderung — für dieses von tiefer Erbitterung, selbst bei der größten Gutmüthigkeit ergriffen.

So ists, wenn man die Sache obenhin betrachtet! Aber man muß billig seyn und tiefer liegenden Ursachen nachspüren die diesen Contrast gebahren.

Es ist beispiellos in der Weltgeschichte, und schwerlich dürfte auch je ein ähnliches Beispiel wieder aufgestellt werden, daß eine Nation durch Handel und Industrie in einem bestimmten Zeitraum sich so gehoben hat, als dies in England unter der Regierung Georg des Dritten geschehen ist. Fast alle Schifffahrts-Canäle, wovon hier ein Verzeichniß gegeben ist, sind während der Dauer dieser Regierung geschaffen. Aber nicht die lange Dauer dieser Regierung allein — der hohe persönliche Werth

dieses Regenten — die hohe Achtung der Britten für ihn — das gränzenlose Vertrauen in seine feste Rechtlichkeit, hatte den größten Einfluß auf die freie gemüthliche Entwickelung der Britten — auf die Kraftäußerung, die zu den Werken, wie sie für ewige Zeiten nun da liegen, erforderlich sind. Our very good King George, herzlich ausgesprochen von allen Partheien, war der gewöhnliche Ausdruck, womit der Britte den Begriff über ihn zu Tage legte. Mit einem richtigen practischen Blicke, vorzüglich über inländische Anstalten zur Beförderung des öffentlichen Wohls, war er immer ihr großer Beschützer und so waren es auch seine Minister. So bahnte in seinen glücklichen Tagen seine Liebe zum Volke, und das Vertrauen des Volkes zu ihm den Weg zum Bessern und Höhern mit solcher Gewalt, daß der Weg von selbst noch eifrig verfolgt werden konnte und mußte, als der Monarch unglücklicher Weise nicht mehr wirken konnte. Hierin liegt nun die erste große Ursache zum Schaffen der großen Werke, die hier genannt sind.

Eine zweite Hauptursache ist die innige constitutionelle, und daraus folgende Familien-Verbindung des Brittischen Adels mit dem Brittischen Bürger-Stande. Hieraus entsteht das gegenseitige Vertrauen und die gegenseitige Achtung des einen Standes für den andern, die gegenseitige offene Mittheilung aller Kenntnisse die erforderlich sind, um Handlung und Schifffahrt richtig zu behandeln. Daraus entstehe ferner: daß bei den großen Güter-Besitzern in England sehr bestimmte und richtige Begriffe von den großen vortheilhaften Einwirkungen Statt finden, welche die Erleichterung des Handels und der Schifffahrt auf den Nominal-Werth des Grundes und Bodens geben; und, wie das Glied an einer Kette, hängt hier mit zusammen, daß so oft von Schifffahrts-Canälen und Verbesserungen des Fahrwassers in den Strömen die Rede war, der adelige Grund-Besitzer mit dem Handelsstande wetteiferte, um die nöthigen Unternehmungs-Summen vollzählig zu machen.

Die unermeßliche Erweiterung des brittischen See-Handels, in welche das im Innern von England vergrößerte Handels-Leben so mannigfaltig eingreifen konnte, die starke Vermehrung des Geld-Umlaufs, die Staats-Einheit, die Fruchtbarkeit des Bodens die unerschöpflichen Magazine in der Erde an Kohlen, Kalk, Eisen, Steinbrüchen, Töpfer-Erde u. s. w. das erfindungsreiche nicht unterdrückte Genie der Britten und dergleichen, schließen die Hauptursachen der großen Erscheinung so vieler Schifffahrts-Canäle, die in dem letzten halben Jahrhundert in England geschaffen wurden.

---

* Der Geschmack ist verschieden.

(Eine Antwort.)

„Wozu sind diese Bäume denn brauchbar?“ frägt der Verfasser der Gegenbemerkung in Nro. 37 des Bürgerfreundes.

Wir gestehen dem Verfassen dieser Anfrage, daß wir ganz betäubt und verblüfft über dieselbe sind. Denn wer hätte das gedacht, daß man so fragen könne:

„Wozu eine hohe Ulmenallee „dienen“ solle! — Wir wollen seine Sätze Punkt für Punkt beantworten und zur bessern Uebersicht mit Nummern versehen:

1. Wir beantworten dies nicht weiter, der Verfasser jener Frage möchte uns mit sich in die Tiefe nehmen, oder liebt er mehr das Flache?

2. Sind die „Ueberbleibsel der Vorzeit“ welche in Griechenland mit ungeheuern Kosten ausgegraben werden, „unserer Zeit auch anzupassen?“ doch es sind ja nur elende Götzenbilder!

denn wozu „nutzt" griechische Schönheit und Hoheit?

3. Wenn Verfasser quästionis einen reichen Schatz den lachenden Erben „nachlassen wird," werden sie ihn wenigstens am Begräbnißabend rühmen und preisen.

4. Ich versichere jenen Schriftsteller, daß ich jede Staude und jeden Baum in meinem Garten „mit nöthigen Stecken versehe."

5. Ist unverständlich und nicht ordentlich ausgedrückt. Doch sey es jedem, der in Oberneuland seinen Schönheitssinn erweitern will, gerathen, (wenn er's vermag) dahin lieber „zu reiten oder zu fahren," um mit erhaltener Lebhaftigkeit, das schöne Geschäft zu beginnen. Müde vom Gange möcht' er sonst in eine Scheune zum Schlaf sich hinlegen, und so des Zweckes verlustig werden.

6. Ist bescheiden! Der Herr Verfasser hätte sich also über jeden Punkt auslassen müssen. Wie „mit den wilden Bestien" unbekannt: so unbekannt scheint er mit jeder Theorie des Schönen zu seyn.

7. Ich versichre den Herrn Verfasser, daß ich wirklich lieber ein Butterbrod im Eichenhain, als einen Braten auf dem baren Sande genieße.

8. Ob die „Engländer klüger sind als die Deutschen," kann der Herr Verfasser bis jetzt noch nicht enträthseln. Er wird sich hoffentlich bemühen, dieses in der Folge zu thun. Der Herr kennt auch wie er sagt, die Bremer Gegend nicht. Es ist jetzt die schönste Jahrszeit, besehe und besuche er doch sein Vaterlandsgebiet. Unsern Pappeln zürnet er, und Er tritt ja damit gerade auf meine Seite! es thut mir fast weh, daß ich mit ihm zugleich Einen Gegenstand anfeindete.

9. Ich sehe wahrlich nicht die reitenden Knaben für alte Leute an, und eben so wenig „den Reitknecht für den Lord."

10. Unsere Vorfahren wollten „keine Romanhelden" seyn, sie wurden es aber vermöge der ihnen anstammenden Kühnheit und Größe, gewiß wurden auch zu Herrmann's und Varus Zeiten, Eichen und Buchen bessere Attribute des Gemäldes gewesen seyn, als des Herrn Verfassers Aepfelchen und Birnlein.

Anecdote.

Der selige Professor de Roques in Celle war auf Reisen und wurde am Thore einer hannöverschen Stadt examinirt. Die Schildwache fragte: Wat is sien Nahme? Ich bin der Professeur de Roques. Wat segt he? Ich bin der Professeur de Roques Montmorency. Ick versta dat nich — wat segt he? Ich bin der Professeur de Roques Montmorency aus dem Hause Rochefaucould. — Darauf wandte die Schildwache sich um, den Unterofficier rufend: Herr Gott — Unnerofficier! kame mal ruht — Hier is en Kehrl den sien Name ward ümmer länger.

---

* Charade.

Die ersten Sylben zeigen sich
An Menschen und an Thieren,
Und Beide möchten sicherlich
Die Sylben nicht verlieren;
Doch beut sie Jemand lang uns an,
Nur ungern nehmen wir sie dann.

Die Letzten wandern immerfort
Von Einem zu dem Andern,
Sie helfen nie an Einem Ort,
Sie nützen nur im Wandern;
Wollt Ihr sie gerne häufig sehn,
So müßt Ihr schon nach Holland gehn.

Dem Ganzen ist wohl Keiner hold,
Wenn's andre Leute spenden,
Doch ehedem ward's oft gezollt
Von des Magisters Händen;
Die liebe Jugend freu' sich sehr:
Der Herr Magister giebt's nicht mehr.

B — r m — — r.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 40.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 18. Mai 1820.

* Rundgesang

zur Feier der silbernen Hochzeit, einem würdigen Ehe-Paare gesungen

von Noeldeke.

Chor.

Heil, Heil dem Tage,
Der Lieb' um Liebe gab;
Festkränze trage
Sein Silberstab.

Eine Stimme.

Des Lebens Welle strömt dahin,
Und Stunden, Monde, Jahre fliehn,
Vorüber fliehen sie allzumal,
Und lassen keine Spur.

Chor.

Heil, Heil dem Tage u. s. w.

Eine Stimme.

Stets abwärts treibt des Leben Kahn,
Und schwankt auf ungewisser Bahn,
Durch Stürme und durch Sonnenschein
Entgegen seinem Ziel.

Chor.

Heil, Heil dem Tage u. s. w.

Eine Stimme.

Glück ist das Ziel der Lebensfahrt;
Ein jeder schifft auf seine Art
Doch nur, wem Liebe lenkt den Kahn,
Läuft sicher in den Port.

Chor.

Heil, Heil dem Tage u. s. w.

Eine Stimme.

Und hat sie fünfundzwanzig Jahr
Durchs Meer geführt ein Ehe-Paar,
Wirft sie den heil'gen Anker aus,
Und läßt das Ruder ruhn.

Chor.

Heil, Heil dem Tage u. s. w.

Eine Stimme.

Erinn'rung an den ersten Lauf
Zieht hochzeitlich die Wimpel auf,
Die Flut spielt silbern um den Kiel,
Und weiß von keinem Sturm.

Chor.

Heil, Heil dem Tage u. s. w.

Eine Stimme.

Auch Euch nimmt dieser Hafen auf
Nach fünfundzwanzigjähr'gem Lauf,
Nach manchem Sturm und Wogenkampf
Und Strudel voll Gefahr.

Chor.

Heil, Heil dem Tage u. s. w.

Eine Stimme.

Die Wimpel wallen durch die Luft,
Das Leben wogt, die Freundschaft ruft:
Glück auf zur fernern Lebensfahrt
Bis hin zum goldnen Ziel!

Chor.

Heil, Heil dem Tage u. s. w.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Sechs Tage nach dem Einzuge der Spanier in Mexico stand Juan auf einer Mauerzinne des Pallastes Axajakatl und schaute in das Gewimmel der unermeßlichen Bevölkerung der Hauptstadt, das auf den Straßen durch einander wogte, die wie bunte wirbelnde Strahlen in dem Brennpunkte des großen Marktplatzes zusammenliefen. Hier ward alles, was nur die cultivirteste Nation unter ihre Bedürfnisse rechnen kann, den Käufern feil geboten, die sich zu tausenden und aber tausenden durch die Zeltgassen der Kaufleute drängten. Alle Metalle, vom goldnen, künstlich gearbeiteten Kleinod bis zum rohen Bleiklumpen, polirter Marmor und Backsteine, Nutz- und Brennholz, Matten und Malerfarben, feines, schön geformtes irdenes Geschirr, buntgefärbte Hirschhäute, Baumwolle, Salben und Pflaster und fertige Arzneimittel, zum augenblicklichen Einnehmen gerüstet, alles Wildprett, vom Adler bis zur Taube, vom Hirsch bis zu dem kleinen Hund, der dort als Leckerbissen galt, frische und zubereitete Fische, Vogeleier, fertige Pasteten und gebackene Eierkuchen, Frucht- und Gartengewächse jeder Art, Wein und Honig, waren da zu haben, und diese Menschenmasse, die alle ihre Wünsche so schnell und leicht befriedigen konnte, mußte dem Zuschauer bei dem ersten oberflächlichen Anblick recht glücklich vorkommen. Aber bei schärferer Prüfung ward auch in diesem lebendigen, fröhlichen Treiben der finstere Geist erspäht, der seine Drachenflügel über Tenochtitlan gebreitet hielt. Hier ließen die zwölf Marktrichter einen armen, auf der That ertappten Dieb nach höchst summarischer Untersuchung auf der Stelle todtprügeln. Dort zerbrachen ihre Unterbeamten das unrichtige Maaß, das sie bei einem Kaufmann gefunden, und schleppten ihn zum augenblicklichen Tode. Hier drängten sich ein Paar Tempeldiener durch die Menge, mit den Häuten ihrer Schlachtopfer umhüllt, für die Priester bettelnd, und jeden Versagenden mit dem blutigen Zipfel der Haut in's Gesicht schlagend. Dort lustwandelte, von einer starken Wache begleitet, ein schöner kriegsgefangener Jüngling im rothen Kleide mit Hirnschädeln und Knochen bemalt, das Haupt mit Wachtelfedern gekrönt, mit geschwärztem Gesicht, goldenes Geschmeide an den schwarzgefärbten Armen, in den Händen einen Pfeilbespickten Schild und einen Fächer mit Spiegeln besetzt, als die Attribute des Gottes Tetzkatlipoka, dessen Namen er führte, und dessen nächstes Fest er mit seinem Opfertode feiern sollte. Erstaunt betrachtete Juan die neue Wunderwelt, die sich ihm aufthat, da kam der ehrliche Diaz mit einem sehr ernsthaften Gesichte geschlichen, stellte sich neben ihn, stürzte sein sorgenschweres Haupt auf die Mauerbrüstung und starrte vor sich hin. Endlich brach er das Schweigen mit der freund-

lich ängstlichen Frage: Nun, wie gefällt es Euch denn in der großen, schönen Stadt, Don Juan? — Meine Antwort liegt schon in Eurer Frage, anwortete dieser. Was groß und schön ist, muß wohl gefallen, und wahrlich, dieser Anblick überbietet alles, nicht bloß was ich im Mutterlande sah, nein, sogar was meine lebendige Phantasie mir von des nie gesehenen Landes Wundern auf der Zukunft grauen Grund mit hellen Farben gemalt. — Da habt Ihr, einerseits, ganz außerordentlich Recht, seufzte Diaz; andererseits aber komme ich mir in dieser Größe gewaltig klein und schwach vor, und seit ich dem verehrungwürdigen Herrn Vizlipuzli, oder wie das holde Bild heißt, meinen Besuch abstattet, gerathe ich gar nicht mehr aus dem kalten Schweiße heraus. Jeder Mexikaner, der mich ansieht, scheint mir starken Appetit nach meinem Fleische zu haben; schließe ich die Augen, so stehen die hunderttausend Köpfe des prächtigen Rabensteins vor mir, und was von ihnen noch mit etwas Lippenfleisch versehen ist, das ladet mich damit freundlich ein, ihnen da oben Gesellschaft zu leisten. — Ich glaube gar, Freund Diaz fürchtet sich, sprach Juan mit spöttischem Lächeln. — Nicht immer, mein kecker Degen, erwiederte dieser empfindlich: das habe ich bei Tabasko, bei Teoatzinko und in Cholulas Mordtagen bewiesen; aber es giebt Lagen im Leben, in denen man ein Heiliger oder ein Narr seyn muß, um sich nicht zu fürchten. Wir sitzen hier auf einer herrlichen Insel, umgeben von einer Million Heiden, die uns alle so lieb haben, daß sie uns lieber heute als morgen essen möchten. Ein schöner, großer See schneidet uns rings vom festen Lande ab, und vier schmale Dämme sind die einzigen Wege zum Rückzuge, dem vernünftigsten, das wir thun können. Ich komme mir vor, wie eine Maus in einer ungeheuern Drahtfalle, die von einem Dutzend Katzen draußen mit zärtlichen Augen angeblinzt wird. So bald die Liebe der guten Mexikaner zu unserm Fleische zur Leidenschaft wird, so brauchen sie nur die Dammbrükken abzubrechen, um uns ganz die Ihrigen zu nennen. Dann kostet sie der Sieg keinen Schwertstreich. Sie dürfen uns bloß die Zufuhr abschneiden. Wohl mag ein spanischer Edelmann nach dem alten Sprüchwort *) sich mit Oliven-Salat und Radischen begnügen, aber was soll er thun, wenn auch die fehlen? Die verdammten Heiden können es immer mit uns aushalten. Sie speisen vergnügt ihre Wasserschlangen, ihre Sumpffliegenkuchen, ihren Kaviar von Insekteneiern, ihren Seeschwamm und ihre Leichen, während wir ganz ruhig verhungern. Ein Volk, das im Nothfall mit solchen Gerichten auslangt, mag der Teufel unterjochen. — Ihr holt Eure Angstgründe aus der Höhe und Tiefe, armer Diaz, sagte der muthige Juan: aber für mich haben sie doch kein Gewicht. Diese Nation ist schon zu gebildet, hat zu viele künstliche Bedürfnisse, ist zu schlecht regiert, um dauernden Widerstand leisten zu können, wenn ich auch die Achtung, die unser höheres Wissen und unsere Waffen ihnen abgerungen, nicht in Rechnung bringen will. — Gebildet? fiel Diaz, im Unmuth gegen die ihm fatale Nation, den eigentlichen Gegenstand des Streits verlassend, heftig ein: Ja so gebildet, daß wir alle unsere Laster bei ihnen wieder finden, und noch einige mehr. Der Menschen Bildung erste Frucht ist wohl eine menschliche Sprache, und was zischen und schnalzen, und schnarren und gurgeln diese Heiden für vertruchte Töne hervor, die es ihnen beliebt, eine Sprache zu nennen?

*) Una Salada y ravanillos son comida de los cavalleros.

Sie haben ja Wörter, die nur in langen Sommertagen ausgesprochen werden können. Erst heute wollte ein Heidendirnchen dem Vater Olmedo eine Schelle abschwatzen, und schrie zärtlich: Notlazomahuitzteopixkatatzin! Ich hielt das für eine ganze zierliche Rede, die ich mir mit vieler Mühe aufschrieb. Aber als ich Donna Marina bat, es mir zu dollmetschen, sagte sie, es sey ein einzig Wort und bedeute: mein ehrwürdiger Priester. Nun, wenn das eine Sprache seyn soll, so mag sie Herr Vizlipuzli mit seinen Freunden in der Hölle reden, und von ihm haben sie seine lieben Kinder, die Mexikaner, erlernt. — Hierin kann ich nicht Eurer Meinung seyn, antwortete Juan, ich halte diese Sprache für so fein durch ihre Abwechselungen, für so methodisch durch ihre festen Regeln, und dabei für so leicht, daß ich ihr keine der alten und neuen Welt an die Seite zu setzen wüßte. — Nach Euerm Belieben, rief Diaz: die Geschmacke sind verschieden, und gegen einen Licentiaten aus Salamanka kann ich im gelehrten Wortgefecht freilich nicht aufkommen. Dagegen werdet Ihr es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich Euch die große Achtung, die diese Teufelsbraten noch Eurer Hoffnung vor uns haben sollen, in's Gesicht abläugne. In Chempoalla hätten sie das ganze Heer auf die Tafel gesetzt, wenn es auf ihren guten Willen angekommen wäre, in Cholula haben sie sich sehr ehrfurchtvoll mit uns herumgeschlagen, und wenn das Gericht nicht lügt, das von einer blutigen Schlacht bei Veracruz spricht, — Was wißt Ihr davon? fragte Juan hastig, und ward in dem Augenblicke zum Feldherrn beschieden, um einem schleunigen Kriegsrathe beizuwohnen. Rasch verließ er Diaz, der ihm spöttisch nachrief: Geht mit Gott, Don Juan. Ich verwette meinen neuen Ablaß, dort wird von nichts als von neuen Beweisen der Hochachtung die Rede seyn, die uns die guten Mexicaner gegeben haben! —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*Ueber Beethovens siebente Sinfonie.

(Aus A dur.)

Poesie und Musik sind Darstellungen von innern Seelen-Bewegungen, von Empfindungen und Phantasien, welche sich einander wechselsweise hervorrufen, sich umarmen, zuweilen durchdringen, und verschmelzend auf den ätherischen Wellen der Töne davon fliegen. Sie erscheinen äußerlich d. h. für Andere hörbar, in zweierlei Sprachen. Die Poesie braucht malende Worte, und bedarf nur zur höheren Wirkung künstlicher Töne; durch den Verstand, sey es auch nur durch dunkle Vorstellungen, und durch die Einbildung werden die Bilder die Phantasie, und durch diese beleben sich die Empfindungen, welche zuweilen zu Gefühlen übergehen. Die Musik kann nur in Tönen erscheinen, ob sie gleich dem geübten Künstler auch ohne äußere Töne entweder als Dargestelltes der Einbildung vorschwebt, oder in der Phantasie als ein neu Erschaffenes erscheint Ihre Sprache ist eine höhere, feinere, der Articulation unfähige, aber der Natursprache ähnliche durch Töne, Accente, Bewegungen nachgebildete Empfindungssprache; dort werden durch articulirte Worte, Bilder und Gestalten, welche zu phantastischen Empfindungen werden, hier erwachen durch rhythmische Töne sympathetische Gefühle und Bilder, und nun durch die Phantasie in den geübterern und reizbareren Gemüthern auch Gestalten erwecken, welche nun wieder rückwärts aufs neue Empfindungen wirken

und klarer gewordene Ideen hervorrufen. Daher kann man poetischen Worten eine Melodie und einer Melodie poetische Worte unterlegen.

Mozart hat das erste am glücklichsten vermocht. In seinen Opern haben ihn die Worte zu den natürlichsten angemessensten Tönen und Bewegungen geleitet, woraus sein Genius denn fast immer ein neues eignes, für sich bestehendes, mit dem Texte sich durchdringendes Tongemälde geschaffen, was aber nur mit dem Texte durchdrungen am höchsten in dieser Verbindung wirkt. Seine reinmusikalischen Werke, Sinfonien, Konzerte, Sonaten sind ganz eigene, für sich bestehende, nur im Reiche der Töne schwebende Schöpfungen, eine zu geistige Tonsprache, zu zart, zu ätherisch, um in Worten aufgefaßt zu werden. Beethoven scheint der poetischen Welt näher verwandt; die Töne und ihre Verbindung in Accorden werden bei ihm leichter plastisch, d. h. bilden Gestalten, und ob er gleich dem Mozart in Nachbildung articulirter Verstandes-Worte nachzustehen scheint, so stehen wieder seine reinmusikalischen Kunstwerke auf der andern Seite als gerundete Gruppen von Gestalten in lebendiger Handlung da, deren Tonsprachen man leicht Ideen in Worten unterlegen kann. Daher scheint mir Mozart ein größerer musikalischer Tonkünstler, und Beethoven ein größerer poetischer Tonkünstler zu seyn. Da nun Mozart mehr seinen Empfindungen, mit vorschwebenden leichten und doch geregelten Tonformen und Beethoven mehr seiner plastischen, dem Verstande gehorchenden Phantasie unterworfen ist: so herrscht in Mozart stets ein reiner grammatisch geordneter Tonschwung, der keine Zusätze verstattet und selten eine absichtliche Farbengebung hat; in Beethoven ist mehr Erfundenes, Gedachtes, absichtlich neu Geformtes, wozu das Höchste und Tiefste, das Hellste und Dunkelste, das Schwächste und Stärkste als Stoff gebraucht ist, und dadurch romantisch wird. Frei von den gewöhnlichen Regeln der Componisten erhebt sich Beethoven durch seine Kraft und Willkühr zu der romantischen Sphäre, wohin vor ihm noch kein Ton-Setzer gelangt war. So erregen Mozarts Musikalien mehr angenehme, heitere Empfindungen, welche einen süßen wohlthuenden Nachklang zurücklassen; man freut sich immer über die Schönheiten seiner Melodien und Harmonien, wie über Correggio's liebliche Gemälde und Göthens Lieder; man bewundert immer seine Eleganz und Korrectheit. Beethovens romantische Werke scheinen oft keinen Zusammenhang zu haben, scheinen zuweilen unkorrect zu seyn, vertragen Einschaltungen, Fortsetzungen, wie er sich selbst oft fortgesetzt hat und daher vor den wirklichen Schlüssen oft schließt. Es sind große erstaunenswürdige Gestalten, ächte Zeichnungen eines Michael Angelo, aber gemischt und wechselnd mit lieblichen Grazien und süßen Amoretten des Raphael Mengs. In ihm erscheint zuweilen Witz und Humor Shakespear's, zuweilen Jean Paul's, ohne daß ich glaube, daß er diese Dichter gelesen hat, weil ihm sein Schöpfungstrieb keine Zeit dazu verstattet, und daß er ihnen also auch nicht nachahmt. In ihm ist eine ähnliche Natur, aber sie ist finsterer; doch in hellen Momenten erscheinen dann seine Tongeister desto sonniger in ätherblauem Gewande. Seine größern Werke erregen Erstaunen und in Momenten des süßesten Entzückens versetzen sie uns in elysische Gefilde; nach Gewitterstürmen sehen wir den offnen Himmel im Abendroth; denn Himmel und Hölle, Liebe und Haß, Lust und Schmerz wechseln in der Natur wie im Menschenleben.

(Der Schluß folgt.)

* Berichtigung der Bemerkung im Bürgerfreund Nro. 35 und Antwort auf die Frage in Nro. 36, das Ausnehmen der Vogel-Nester betreffend.

Unter mehreren Auflagen wurde früher auch die Abgabe von Nachtigallen beschlossen; da diese Taxe auf den König der Singvögel aber nur unbedeutend aufbrachte, und Mancher den Genuß entbehren mußte, Nachtigallen in seiner Wohnung zu halten, hob man sie wieder auf.

Dadurch verminderte sich aber nicht die Anzahl der Nachtigallen an unsern Spatziergängen.

Seit etwa zwei Jahren scheint es jedoch so und woher rührt dieses?

Weggefangen werden die Alten nicht — kein rechtlicher Bürger thut es, und Vagabonden sind der Aufmerksamkeit der Spazierenden so wie der Wall-Wächter zu sehr ausgesetzt.

Die Vermehrung dieses Vogels in den Häusern bestehet, da dieser ohnedem kostspielig zu erhaltende Sänger jetzt der Abgabe enthoben ist; aber er kömmt nicht aus unsern Anlagen, sondern wird von den gewöhnlichen Vogelfängern aus Osterholz, Eiten und andern umliegenden Gegenden, zu uns gebracht.

Aber durch das Ausschneiden, Verpflanzen oder Ausrotten der Gebüsche am Walle wird die Nachtigall gestört und vertrieben, weil sie ihr Domizil nicht wieder finden kann.

Vertrieben und gestört durch böse Knaben, die die Nester erspähen, um ihre Eier Sammlungen zu bereichern; durch diese üble Gewohnheit werden in den Umgebungen und Gebiete viele hundert Nester vernichtet. — Ferner zerstört und vernichtet durch das Ausnehmen der jungen Vögel durch unbarmherzige Knaben und Erwachsene. —

Endlich gestört und gefressen von Katzen, die in den Anlagen umherschleichen und allen Vögeln nachspüren.

Das Ausschneiden, Verpflanzen, oder Ausrotten des Gebüsches kann nicht vermieden werden, wenn der Wall nach den Regeln der höhern Gartenkunst fortdauern soll, aber den Katzen kann man ihre Jagd hemmen, wenn die Häuserbewohner am Wall, welche Katzen halten, ihnen die Ohren abschneiden lassen, alsdann, wie bekannt, keine Katze das Haus verläßt, und verbieten und strenge kann man die Buben bestrafen die ihre müßigen Stunden dazu anwenden den unschuldigen Vögeln ihrer Brut zu berauben.

Der Verfasser dieses Aufsatzes glaubt: daß ein Hochobrigkeitliches Verbot, durch Warnungs-Tafeln am Walle und Umgebung gegen diesen Frevel, und ein wachsames Auge der Polizei, so wie eines jeden Bürgers, und eine Belohnung für die Anzeige des Thäters, besonders aber fleißige und kräftige Ermahnungen an die Kinder von Seiten der sämmtlichen Lehrer und der Aeltern vorzüglich wirken dürfte, und schlägt vor, daß man auf einem der Spiel-Plätze einen Pfahl errichte wo die Zerstörer der Vogel-Nester so wie die Baumschänder ohne Ansehn des Ranges oder Standes öffentlich zur Schau gestellt werden.

Diese Maasregeln, sollten sie nicht helfen?

A. F. B.

---

* Beantwortung des Aufschlußes, im Bürgerfreunde Nro. 37.

Die Knochen, die man hier gesammelt und nach England bringt, werden hier gewöhnlich in kleinen Stücken gehauen, die großen Bein-Knochen oder Röhren aber ganz gelassen.

Erstere werden in England nach Maassen größeren Theils zum Düngen der Felder, und Letztere an die Messer-Fabrikanten und Drechsler verkauft. A. F. B.

Züge aus dem Privat-Leben Napoleons*) während der hundert Tage.

Als Napoleon, auf dem Zuge von Elba nach Paris, in Lyon eingerückt war, bat eine reitende, aus jungen, großentheils adeligen Stadtkindern, errichtete Ehrengarde, welche kurz zuvor dem eben geflüchteten Grafen Artois ewige Treue geschworen, um die Vergünstigung, ihm, während seines Dortseyns als Leibwache dienen zu dürfen. Doch Bonaparte wies das Gesuch — ihren plötzlichen Abfall von dem Prinzen rügend — unsanft ab, er belobte den Einzigen, welcher jenen, bis er ihn in Sicherheit sah', geleitet hatte, und ernannte den jungen Mann, mit der Bemerkung, daß er noch nie eine, ihm bekannt wordene, edle Handlung unbelohnt gelassen, zum Mitgliede der Ehren-Legion.

Zu Macon übernachtete Bonaparte im wilden Manne. Er ward am Morgen von den sämmtlichen Behörden des Ortes beglückwünscht, ergötzte sich an dem Wischiwaschi eines Adjoints, der das Wort führte und unterbrach denselben durch die Frage: —

Also setzte Sie meine Landung in Erstaunen?

Ah, parbleu! fiel Jener ein: Das wollte ich meinen! Der Mensch muß närrisch geworden seyn, sagte ich zu Gott und aller Welt: wie will er denn fortkommen?

Der Kaiser lachte dem Schwätzer in's Gesicht und äußerte nicht ohne Bitterkeit: Er habe bereits im letzten Feldzuge bemerkt, daß es hier viel schreckhafte Leutchen gebe.

Einer der Umstehenden meinte: Dieser Vorwurf treffe bloß den damaligen Maire, und Napoleon versetzte: Wir haben insgesammt dumme Streiche gemacht! Man muß sie vergessen und von nun an nur auf Frankreichs Glück und Wohlfahrt bedacht seyn.

In Avalon verweilten vor allen die bedeutendsten Frauen der Stadt im dichten Gedränge, Tag und Nacht, auf den Treppen, Corridoren und dem Vorsaale seines Quartieres. Drei derselben, für seine Sicherheit fürchtend, standen sogar während der Nacht abwechselnd an Napoleons Thür Schildwache, da dessen nächste Umgebung, auf die Dielen hingestreckt, vor Erschöpfung in Schlaf versunken war, und der Behütete dankte ihnen dafür, wie billig, am Morgen auf's Liebreichste.

Napoleon kam in Paris, gegen den Wunsch seiner Garden, die sich auf den Einzug freuten und dagegen zu Fontainebleau Rasttag halten mußten, und zum Aerger der Pariser, die so gern Spectakel schauen, wie ein Dieb in der Nacht an. Er verkehrte sogleich mit den vorgefundenen Großen des Reiches. Nie gab es wohl eine vollere Cour noch ähnliche Wonne-Trunkenheit bei einer solchen — Nie hatte man ihn selbst ausgelassener gesehen, nie hatte er sich in diesem Maaße sehn lassen und nie mehr Ohrfeigen ausgetheilt. („Seine carresse favoritte — sagt der Verfasser — je wohler er wollte, je öfter und derber schlug er zu.") Fast immer wiederholte N. diesmal, im Laufe seiner Aeußerungen, dieselben Worte und erklärte, auf-

*) Aus den trefflichen, eben in London erschienenen Denkwürdigkeiten ꝛc. von Fleury, einem der Cabinet-Secretäre des Ex-Kaisers.

richtiger als politisch und zum Verdrusse der umstehenden Großen.

„Nur die Uneigennützigen hätten ihm den Weg nach Paris gebahnt — Nur die Unter-Lieutenants und ihre Gemeinen alles gethan — Nur dem Volk und den Truppen hab' er Alles zu danken. (Wird fortgesetzt.)

Seltsame Rache.

In dem Stift Loccum lebte vor sehr langer Zeit — wie Letzner in seiner Chronik dieses Stiftes erzählt — ein Abt, der sich von seinem Prior höchlich beleidigt glaubte und ihn deshalb heimlich ermorden ließ. Die Freunde des Ermordeten sannen auf Rache, wagten sich aber doch nicht öffentlich an den Mörder und betraten daher den Weg der List. Sie zogen in der Stadt Minden eine Menge Kinder durch Kuchen, Nüsse und ähnliche kleine Geschenke an sich und instruirten sie sorgfältig, sobald der Abt von Loccum in die Stadt gefahren käme, den Wagen zu umringen und mit lauter Stimme: Mönchsmörder! Mönchsmörder! zu rufen. So geschah es denn auch wirklich. Der Abt hörte das Geschrei mit der Bestürzung des bösen Gewissens und dachte bei sich selber: „O weh, wissen das die Kinder auf der Straße, wie viel mehr werden es die Alten überall wissen." Tief bekümmert kehrte er in sein Kloster zurück, mochte weder essen noch trinken, härmte sich ab und starb.

* Anekdote.

Ein Landstand, der mehrere Jahre einem Landtage, der jährlich einige Monate gehalten wurde, beigewohnt hatte, wurde jedesmal bei seiner Rückkunft von vielen gefragt, was auf dem Landtage beschlossen wäre, und was er ausgerichtet habe? — da er jederzeit nur eine und dieselbe Antwort zu geben hatte, so beschloß er solche seinen Kommittenten schriftlich mitzutheilen, um des vielen Fragens überhoben zu seyn. Er ließ daher bei seiner Rückkunft eine große Tafel vor seiner Thür aufhängen, auf welcher mit großen Buchstaben geschrieben war: was auf dem Landtage beschlossen und ich ausgerichtet habe, ist hierunter zu lesen. — —

* Zweisylbige Charade.

Im schönen Land' ist sie gelegen,
Die Stadt, die meine Erste nennt.
Ein bieders Volk tritt uns entgegen,
Das keine Zwingerherrschaft kennt.
Berg' und Thäler, schöne Auen,
Zeigt dies wundervolle Land;
Doch, man staunet an mit Grauen
Dort auch manche Felsenwand.

Oft, wenn bei Letzt'rer wir verweilen,
Wird herber Trennungsschmerz erneu't,
Oft mahnt sie uns mit wenig Zeilen,
An Fortbau'r — an Vergänglichkeit.
Herrlich prangt in Fürsten-Kronen
Sie, auch oft im Schmuck der Braut —
Und das Haus, das wir bewohnen
Ward nicht ohne sie gebaut.

Es duften meine Silben Beide
Recht lieblich, wenn dem Feu'r sie nahn.
Ihr trefft im herrlichen Geschmeide
Der Frauen auch sehr oft sie an.
In den Apotheken finden
Könnt Ihr stets mein ganzes Wort —
Es kömmt her, könn't Ihr mir's künden?
Von recht weit entlegnem Ort.

Ein Hanoveraner.

Auflösung der Charade in Nr. 39.

Nasenstüber.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 41.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 21. Mai 1820.

*Ueber Beethovens siebente Sinfonie.

(Schluß.)

Aber oft, besonders im Anfang seiner Sinfonien, ist ein chaotisches Dunkel. Diese Dunkelheit, wie z. B. auch hier in dieser 7. Sinfonie, verwirrt wie ein groß angelegtes Drama die Zuhörer und zieht sie nach allen Seiten; daher wissen sich oft viele Zuhörer in das Ganze nicht zu finden, wiewohl sie von einzelnen Theilen ergriffen sind. Die ganze äußere Natur scheint ihm gegenwärtig, Zephyr des Frühlings und Donner dunkler Gewitter-Wolken, Schäfer, Jäger, Kriegs- und Hochzeitsgelage, Windesesausen in hohen Tannen, Wassergeplätscher lieblicher Bäche; daher hören wir hier Jagd dort Alpenhörner, hier flatternde Flöten des Hochzeittanzes, dort Posaunen des Weltgerichts. Seltsame Widersprüche, traurige Molltöne in lustigen Bewegungen, heitere Accorde in langsamen Fortschreitungen — verwirren das Gemüth des Zuhörers — aber ruhige Ergebung löset die Räthsel mehrentheils. Aber nicht immer finden wir vollkommne Auflösung. Vielleicht bleibt dem Tonsetzer selbst manches dunkel.

Mir schien in dieser 7. Sinfonie ein Hauptgedanke zum Grunde zu liegen oder gelegt werden zu können. In einem Volksaufstande, wo Zeichen zum Aufruf gegeben werden und wo alles durcheinander läuft und schreit, wird ein Unschuldiger oder eine Parthei umringt, nach einem Kampfe gefesselt vors Gericht geschleppt — die Anklage veranlaßt eine Vertheidigung, die Unschuld klagt, weint — die Richter sind partheiisch, sie sprechen ein hartes Urtheil. Es entsteht Theilnahme für die Unschuld — Stimmen von Wittwen und Waisen scheinen sich einzumischen. Im zweiten Theil des ersten Satzes wird der Streit der Partheien gleich, geräth aber in einen neuen verwirrten Tumult, den die Richter kaum zu beschwichtigen

vermögen. Der tobende Sturm wird wohl unterdrückt, aber nicht beruhigt, nur einzelne regen sich im Gemurmel und heiteren Erwartungen — bis plötzlich die allgemeine Stimme des Volks im harmonischen Vereine entscheidet. Die gerettete Unschuld zieht sich in die Einsamkeit zurück und dankt im Andante den Rettern mit innigster Rührung — die Herzensangst ist vorüber, aber sie mischt sich noch zuweilen in die ernstheiteren Gefühle und tröstet sich mit dem Glauben einer besseren Zukunft. — Diese Hoffnung spricht sich in einer belebteren Bewegung und im frohen Zusammenklang aller Stimmen aus, welche gleichsam wetteifernd im Fugensatz einander unterstützen und befestigen. Im folgenden Satze, der Menuet, geht das erlösete Herz in Fröhlichkeit über, und es ist als wenn alle Freunde und Verwandten der Angeklagten ein Fest mit Tänzen feierten, um den Schmerz der Vergangenheit gänzlich zu vergessen. Die Lustigkeit artet hier und da, wie natürlich, auch wohl bei feinen und gebildeten Geistern, in Ueppigkeit aus. Es wird ein wilder Ringelreihen unter der Linde auf einer süddeutschen Kirmeß, wo die Tänzer einander jubelnd umwalzen, aufgeführt, denn so scheinen die einzeln verbundenen und wechselnden Blasinstrumente sich wie im Tanze zu umschlingen. Es mischen sich aber auch edlere Gäste aus der Stadt unter die lustigen Dörflinge, und zeigen im neu erfundenen Andante-Tanz ihre höhere Kunst in geregelten und geschlossenen Paaren und geometrischen Formen, wo die Erwartung in den langen Violintönen A aufs höchste gespannt wird. Und in der That das zweimal 80 Takt lang angehaltene Unisono dürfte ohne schmerzhaftes Gefühl nicht länger dauern, um nicht Kopfweh oder Ohnmacht in den Empfindsamen zu erregen. Das wiederkehrende Menuet-Tempo ist daher sehr willkommen, und die Lustigkeit thut in ihrer Verständlichkeit dem Wechsel suchenden Ohre wohl. Doch ist noch alles in einer anständigen Gewöhnlichkeit gehalten — und zu einem Stillstand gebracht, um sich etwas zu erholen und Athem zu schöpfen, es kommt alles zu einer kurzen Ruhe. Aber im letzten Satz mische sich nun alles in buntem Gewirre — Vornehmes und Gemeines geräth in eine Ausgelassenheit und doch ist jede Parthei immer geschieden zu erkennen. In den Blasinstrumenten zeigt sich die vornehme Harmonie zwischen dem gemeinen Tanzsatz der Saiten-Instrumente. Seltsame bacchantische, lustige Tollheit-lauter nahe verwandte Accorde halten bald da, bald dort fest — wie ein bacchantischer Chorus — auf verschiedenen Plätzen, bald auf einem heiteren Hügel, bald auf einer blumigen Wiese, wo die Natur im fröhlichen Mai alle Anklänge ertönen läßt, und wo alle ihre neubelebten Kinder in Freudenklängen wetteifern.

Eine andere Ansicht.

Iter Satz. Andante und Allegro. Ringen des Lebens mit dem Tode; der Tod oder das Böse siegt körperlich, das Leben siegt geistig und erringt die Unsterblichkeit — (in der Sinfonia eroica klarer.) Hier ist ein moralischer Held, der den Kampf mit dem Schicksal besteht, wie Oedipus, Iphigenia u. a. im griechischen Trauerspiel. Der Anfang erinnert an Göthens Faust. Der Held unterliegt und stirbt. —

IIter Satz. Tiefes Largo. Ein Castrum Doloris, sieggeschmücktes Grab — Vigilien werden gehalten — Todtenamt — Tröstung — Dom, Orgel und Gesang — mit Andacht schließend. Es ist ein regiöses Andante, ähnlich dem Trauermarsch in der Eroica, aber fast noch schöner und rührender — ein Guido oder Caracci.

IIIter Satz. Sogenannte Menuet mit Trio. Erstes Erwachen der Freude. — Seligkeit nach überstandenen Leiden — mit Ernst, Reue und Ergebenheit gemischt — Vertrauen, Zuversicht und Festigkeit — Auferstehung. —

IVter Satz. Finale. Presto. Eingang in die seligen Wohnungen — Selbstvergessen — Geistertanz in den Gefilden der Seligen — aber auch Sylfen-, Elfen- und Oberonstanz — Hexen — Walpurgisnacht im Faust — Vermummung, Pantomimen, Harlekinaden — in veredeltem Sinn. Dies Finale ist das Genialischeste was je komponirt ist. Höchst charakteristisch gezeichnet; scharfe, faßliche Umrisse; übermüthig, fie Schwelgerei bis zur lasciven Bambocciade — ein wahres Bacchanal, halb aus der italiänischen, halb aus der niederländischen Schule.

Diese Sinfonie, deren Art und Weise man hier zu charakterisiren und deren Sinn man zu entwickeln versucht hat, ist bei uns dreimal und namentlich in dem 2ten Conzert der Signora Marinoni im Schauspielhause aufgeführt, wo sie großen Beifall erhalten, von einigen aber auch ein hartes Urtheil hat erfahren müssen, weil sie unverständlich und nicht nach dem herrschenden Geschmack eingerichtet sey. Wenn man die Gedanken einer Musik und was sie sagen will, nicht sogleich versteht, so muß man auch ein solches Urtheil nicht voreilig fällen. Dann wäre auch in Shakespears König Lear der Narr ungenießbar und unverständlich und nicht nach dem Modegeschmack, obwohl gerade dieses Hofnarren wegen dies Trauerspiel so berühmt ist. Die vorliegende Sinfonie ist nichts anders als ein König Lear. Trauer und Gelächter sind darin ironisch und humoristisch mit Meisterhand sich entgegengesetzt, was freilich der gewöhnliche Sinn nicht begreifen kann. Aber der tändelnde Rossini ist unser Abgott; seine flache schimmernde Galanterie nimmt die Köpfe ein. Ueberlasse man doch seinen Tancred den jungen Mamsellchen zur Bewunderung, die ihn verschlingen möchten. Der besonnene Tiefsinn unsers deutschen Tondichters, dessen auslegungswürdige originelle Gedanken tiefer geschöpft sind und nicht so auf der Oberfläche liegen, der die Hebel der Furcht und der Hoffnung, des Entsetzens und Frohlockens bewegt, möge uns zu verständigen Untersuchungen einladen, um allmählig in seine eigenthümlichen Ideen einzugehen und sein ungebundenes Naturell zu erforschen, welchem unsere Aesthetik und unsere Psychologie noch keine Gränzen gesetzt hat. Dr. Müller.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Die Hauptleute waren schon versammelt, als Juan in Cortez Gemach trat. Ich habe eine üble Botschaft erhalten, meine Freunde, sprach der Held zu ihnen, zum ersten Male die schweren Sorgen nicht verbergend, die seine Seele quälten; Quauhpopoka, Fürst von Nauhtlan, hat wahrscheinlich auf Montezuma's Befehl, nach unserm Abmarsch von Veracruz, unsere treue Bundesgenossen, die Totonoka's angegriffen, um sie für das Abwerfen des mexicanischen Joches zu züchtigen. Mein braver Escalante ist mit seiner Handvoll Spanier den Bedrängten zu Hülfe geeilt und hat den Sieg mit seinem Leben erkauft. Noch sechs Spanier sind gefallen, ein siebenter in der Gefangenschaft an seinen Wunden gestorben, und sein Haupt an Montezuma geschickt worden. Der letzte Zweifel der Heiden an unserer Sterblichkeit ist also jetzt vernichtet, der Ehrfurcht heilige Bande durch blutige That gesprengt; und wir stehen mit unserm Häuflein in der Mitte dieser unermeßlichen Stadt, der Wuth einer ungeheuern,

*

grausamen, fanatischen Volksmasse gegenüber, deren König durch Annahme der blutigen Trophäe seinen bösen Willen nur zu deutlich ausgesprochen hat. Drum rathet — wie diesem drohenden Ungewitter zu entgehen sey?

Die Hauptleute, von ihrem Feldherrn nicht gewohnt, daß er die Gefahr vergrößere, wurden durch die Bestürzung, die er dießmal blicken ließ, selbst kleinmüthig und sahen einander erbleichend an. Einige stimmten für offnen Rückzug mit Erlaubniß des Königs, andere für heimliche Flucht. Aber der kühne Juan verwarf diese Meinungen als gefährlich und schimpflich. Was werden die Mexicaner sagen, rief er feurig, wenn sie uns einen Hof so schnell verlassen sehn, an dem man uns mit Ehre überhäuft? Werden sie nicht mit Recht glauben, daß uns die Furcht vertreibt? Wenn wir einmal den Ruf des Heldenmuths verlieren, wo können wir uns dann noch Sicherheit versprechen? Auf mexicanischem Gebiet, das wir durchziehen müssen, oder bei unsern Bundesgenossen, die die Scheu vor unsern Waffen verloren haben? Nein Brüder, laßt Euch die Wechsellaune Fortuna's nicht entmuthen, Sie ist ein Weib und Kühnheit führt bei Weibern am schnellsten und sichersten zum Ziele. Wie Held Peleus der allmächtigen Göttin des Meeres, wie Alexander der gottbegeisterten Pythia, so laßt uns dem wankelmüthigen Wesen mit siegender Gewalt ihre Gunst abringen! Sie wird der höhern Kraft weichen und uns süßer lächeln, als sie je gethan!

Du sprichst, wie es einem castilianischen Cavallero ziemt, entschied Cortez: und meine Meinung aus. Montezuma werde gefangen genommen, und als Geißel in unserm Quartier verwahrt, verbürge er unsere Sicherheit unter seinem blutdürstigen Volke mit seiner Person. — So sey es! riefen Juan und Alvarado, so sey es, riefen die kühnsten Hauptleute, so sey es, klang das Echo der andern nach, bei denen theils, nach Cortez kluger Berechnung, eine Furcht die andere, oder die kleinere das gigantische des Planes bezwang, und zur Vollführung des unsinnig scheinenden Unternehmens wurden alle Anstalten getroffen.

Das spanische Heer trat im innern Hofraum des Pallastes in's Gewehr. Einzelne Pikets wurden auf dem Wege bis zum Pallaste Tepok aufgestellt, und Cortez begab sich, von der treuen Marina, von seinem Juan, Alvarado, drei andern Capitäns und von den dreißig ärgsten Wagehälsen seiner Armee begleitet, nach der Hofburg des allmächtigen Deepoten, der jetzt, mitten in seiner Hauptstadt, von Priesterschaft und Heer und Volk beschützt, mit Güte oder Gewalt der Gefangene einiger europäischen Abentheurer werden sollte.

Wie es oft geschieht, daß da des Rechtes Form am sorgfältigsten beachtet wird, wo das Recht selbst mit Füßen getreten werden soll, ließen sich die stolzen Spanier geduldig die groben Gewänder überwerfen, in denen sie nach dem Hofceremoniell bei dem Könige erscheinen mußten. Die Audienz begann unter den friedlichsten Auspicien. Montezuma beschenkte seine Gäste nicht nur, wie gewöhnlich, mit Gold, Silber und Edelgesteinen, sondern er drang sogar dem Feldherrn, trotz dem christlichen Abwehren des schon Vermählten, eine seiner Töchter, den Hauptleuten einige Fürstentöchter seines Harems auf. Jetzt aber wendete sich das Gespräch zu einem unfreundlichern Gegenstande. Mit majestätischem Zorn im Ton und Blick trug Cortez dem König seine Beschwerde über den Bruch des Völkerrechtes vor, dessen sich der Fürst von Nauhtlan schuldig gemacht, und der sieben Spa-

nern das Leben gekostet. Ich muß meinem Monarchen, sprach er, den Tod dieser Männer melden. Nach den genauen Nachrichten, die ich mir für diesen Zweck von dem entsetzlichen Ereigniß verschaft, seyd Ihr selbst des Verbrechens Urheber; aber noch bin ich weit entfernt, einen so großen Fürsten der schändlichsten Treulosigkeit fähig zu halten, daß Ihr Quetzalkoatls Abkömmlinge, die Ihr in Eurer Residenz mit Höflichkeiten überhäuft, in jener Provinz als Feinde verfolgen solltet. — Die Gerechtigkeit des Vorwurfs und die Furcht vor den Folgen gelbte das dunkle Antlitz des zornigen Herrn, und in der Angst seines Herzens suchte er sich dadurch zu retten, daß er die Schuld von sich, auf die unglücklichen Werkzeuge seiner That wälzte. Er betheuerte, daß Quauhpopoka diesen Krieg ohne seinen Befehl, ja gegen seinen Willen unternommen, und zum Beweise erbot er sich, ihn sogleich nach der Hauptstadt kommen zu lassen, und den Spaniern zu überliefern. Er winkte zweien seiner Höflinge, gab ihnen den Edelstein mit dem königlichen Siegel, der an seinem Arm hing, befahl ihnen augenblicklich nach Nauhtlan zu reisen, und Quauhpopoka nebst den vornehmsten seiner Edeln, die gegen die Spanier gefochten, als Gefangene nach Tenochtitlan zu bringen, wozu er ihnen noch für den Nothfall Vollmacht ertheilte, Truppen zur Vollstreckung seines Befehls zu werben. Die Hofleute berührten die Erde, küßten ihre Hände und eilten zur Vollziehung des königlichen Willens. — Was kann ich mehr thun? fragte der bange König den Feldherrn, um Euch von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen? — Ich selbst zweifle jetzt nicht mehr daran, sprach der entschlossene Cortez, aber Eure Vasallen glauben gewiß noch jetzt, daß der Fürst von Nauhtlan auf Euern Befehl gehandelt. Um ihnen diesen Irrthum zu benehmen, muß ich einen entscheidenden Beweiß Euers Wohlwollens gegen uns wünschen, und nichts dünkt mich hierzu schicklicher, als daß Ihr Euch gefallen laßt, in unserm Quartier zu wohnen, bis die Verbrecher ankommen, deren Bekenntniß Euch rechtfertigen soll. Hierdurch allein gebt Ihr meinem Monarchen die gebührende Genugthuung, beweis't Euer reines Bewußtseyn und gewährt uns zugleich den Schutz, den wir nach jenem Gräuel unter Euern Unterthanen zu bedürfen scheinen.

Habt Ihr je ein Beispiel erlebt, fragte Montezuma, den Zweck der unerhörten Forderung sogleich durchschauend, bitter: daß sich ein König gutwillig in's Gefängniß führen lassen, und wäre ich feig genug, mich so tief herabzuwürdigen, würden nicht augenblicklich alle meine Vasallen für ihres Herrschers Befreiung die Waffen ergreifen? War ich mir Böses gegen Euch bewußt, so hätte ich mich verbergen, oder in die Gebirge fliehen können; aber fern von solcher Niederträchtigkeit bin ich hier und bereit, Euch eine solche Genugthuung zu verschaffen, wie Ihr sie fordern könnt, ohne an meiner geheiligten Person zu freveln.

Das Haus, wohin ich Euch einlade, erwiederte Cortez fest: ist einer Eurer eignen Paläste. Eure Unterthanen, an die Veränderung Eurer Wohnung gewöhnt, wird es nicht befremden, wenn Ihr Euch in den Pallast Eures Vaters begebt, um uns Eure Gunst zu beweisen. Sollten sie es dennoch wagen, etwas gegen Euch oder uns zu unternehmen, so haben wir Muth und Waffen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Drum erfüllt meine Bitte und nehmt mein Ritterwort, daß Ihr von uns eben so geehrt werden sollt, als Eure eignen Vasallen Euch nur ehren können. — Aber

Montezuma, der sich auf die verheißene Ehrfurcht um so weniger verlassen wollte, als die Forderung selbst mit ihr im Widerspruch stand, blieb bei seiner Weigerung, Cortez eben so fest bei seinem Verlangen, und des Gespräches Meereswogen wälzten sich im beginnenden Wortwechsel immer brausender und sturmverkündender daher. Da fiel plötzlich aus des hitzigen Juan's Munde der erste krachende Donnerschlag. Ungeduldig über das langweilige Hin- und Herreden, das nicht zum Ziele führte, rief er mit lodernem Jugendfeuer auf spanisch: Wozu die lange Unterredung? Laßt ihn uns mit Gewalt ergreifen, oder niederstoßen! — Aus den Flammenblicken des zornigen Jünglings las Montezuma den Sinn der unverstandenen Worte und fragte die Dollmetscherin Marina, was der wüthende Weiße so eben gesprochen? Das kluge Weib übersetzte treu und fügte mit wehmüthiger Stimme hinzu: Als Mexico's treue Unterthanin muß ich Dein Glück wünschen, hoher Herr, und als dieser Männer Vertraute weiß ich ihre Geheimnisse und kenne ihren Charakter. Erhörst Du ihre Bitte, so werden sie Dich mit der Ehrfurcht behandeln, die Deiner königlichen Würde gebührt, beharrest Du aber auf der Weigerung, so ist dieß die Stunde Deines Todes.

Dieß Wort brach Montezuma's letzten Muth. Zu mächtig, reich und geehrt, um dem süßen Leben mit seinen tausend Genüssen willig zu entsagen, und überzeugt, daß ihn die wilden Fremdlinge eher niederstoßen würden, als ihm seine Trabanten zu Hülfe kommen könnten, sprach er mit sterbender Stimme: Ich will mich Euch anvertrauen, weil es die Götter also wollen!

Dann gab er Befehl, seinen Tragesessel zu holen, und erklärte scheidend seinen Hofleuten: Er entferne sich, nachdem er die Götter zu Rathe gezogen, freiwillig, um einige Tage bei den Spaniern zuzubringen. — Auf sein Gebot ward dieß merkwürdige Ereigniß in ganz Tenochtitlan ausgerufen, und mit aller Pracht, mit der er immer öffentlich erschien, dicht umgeben von seiner spanischen Ehrenwache, zog der königliche Gefangene nach seinem Kerker. Zu Tausenden umdrängte das Volk den Trauerzug. Viele weinten, viele warfen sich verzweifelnd zu Boden, aber der König zwang sich, sie zu beruhigen, zu einer heiteren, lächelnden Miene, winkte seinen Getreuen und rief ihnen freundlich zu, daß er freiwillig seine Freunde besuche, um sich einige Tage mit ihnen zu belustigen. Da aber der Andrang immer heftiger wurde, so sendete Montezuma seinen ersten Minister, das Volk aus den Straßen zu jagen, und jeden Ruhestörer mit dem Tode zu bedrohen. Da siegte der angeborne Gehorsam gegen den Herrscher über der Unterthanen richtige Ansicht. Mit traurigem Schweigen wichen sie auf die Seite, und mitten durch sie hin zogen die frechen Fremden mit der kostbaren Beute in ihr Quartier.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Lösch-Anstalt.

Der Brand am letzten Dienstage hat die Bewohner Bremens aufs Neue daran erinnert, wie wichtig es ihnen ist, ihre Lösch-Anstalt der möglichen Ordnung und Vollkommenheit näher zu bringen — und nur diejenigen, welche näher darüber nachgedacht, oder selbst thätig bei der Ausarbeitung der Vorschriften und Verordnungen darüber gewirkt haben, werden sich von den Schwierigkeiten überzeugt haben, die sich bei vorfallendem Brande, so oft der thätigen Ausführung der, theoretisch so gut unterworfenen

Bestimmungen darüber, entgegenstellen, oder die Ausführung derselben augenblicklich hindern.

Daher mag es wohl manchem erlaubt seyn, seine selbst theilweisen Ansichten, öffentlich zu geben, damit sie, wenn sie nicht unanwendbar befunden werden, in dem Ganzen eine Anwendung finden können. Von dieser Seite angesehn, sey das Folgende gesagt:

Von der bisherigen glücklichen Verschonung Bremens vor großen Brand-Schäden sey nur so viel erwähnt als nöthig ist, die Meinung darüber zu sagen; daß diese wohl größtentheils nur daher kommt, daß bisher jeder Brand gleich durch die äußerst thätigen und freiwilligen Anstrengungen der Bürger gelöscht wurde, ohne daß mehr wie ein Haus nieder brannte. Allein dies darf keine feste Zuversicht begründen, daß dies hier immer der Fall seyn werde und müsse. Die letzten Brände haben dem Beobachter deutlich genug gezeigt, wie leicht ein ganzes Stadt-Viertel hätte eingeäschert werden können, wenn durch entstehenden Sturmwind, durch Verzögerung oder Verhinderung der augenblicklichen Wirkung der Lösch-Anstalten, die Flamme Meister darüber geworden wäre. Wer große Brände gesehn hat, muß auch die scharfe Scheide-Linie zwischen der hier bewirkten Unterdrückung des Feuers und der eben so nahen Möglichkeit der Zerstörung von hundert und mehr Häusern, vor Augen gehabt haben.

Das Wichtigste beim Löschen sind, wie jeder weiß, die Sprützen und das Feuerschiff. Die Wirkung derselben also, im Augenblick des Erfordernisses möglichst schnell, kräftig und vollständig zu gebieten, ist die Hauptsache und dies auszuführen, ist schon seit lange der Gegenstand vieler Berathungen gewesen, die in Verordnungen ausgesprochen sind.

Um zu einer möglichen Vollkommenheit darin zu gelangen, ist es wohl durchaus erforderlich, eine genaue, treue und wahrhafte Darstellung zu haben, wodurch man in den Stand gesetzt wird hernach, im Zimmer zu beurtheilen, ob und wie jede Sprütze gewirkt hat, oder welche Hindernisse sie aufgehalten haben. Dadurch erhält man eine allgemeine Uebersicht über die wirkliche Ausführung der erlassenen Verordnung, ob sich freiwillige oder unfreiwillige Verhinderungen entgegengestellt haben, ob dies die Folge von äussern Umständen, oder von Mißbräuchen und Nachlässigkeiten gewesen ist.

Um eine solche Uebersicht auf möglichst leichte und genaue Art zu erlangen, muß von jeder Sprütze, sobald sie beim Brande angekommen und in Wirksamkeit getreten oder zur Reserve beordert ist, ein schriftlicher Bericht an die, auf der Stelle beim Brande befindliche, oberste Behörde geliefert werden. Diesen Bericht müßte der bei jeder Sprütze anwesende, dem Range nach älteste oder zweite Officier einschicken und unterzeichnen und dadurch die Wahrheit desselben verbürgen.

Der Bericht müßte enthalten:

Stunde und Minute, wann die erste Nachricht vom Feuer eingelaufen ist.

Desgleichen wann die Sprütze abgefahren und angekommen ist, ob sie in völliger Wirksamkeit ist, oder die Ursache warum nicht, ob alle dazu gehörigen Leute anwesend sind.

Ein solcher Bericht läßt sich fast immer und allenthalben in fünf Minuten ausfüllen, wenn die gedruckten Formulare dazu zur Stelle sind — und ist die Sprütze erst einmal in Thätigkeit, dann kann auch wohl ein Officier fünf Minuten abkommen, um in einem nahen Hause diese so wichtige Uebersicht zu geben.

Nach dem Brande und sobald die Sprütze wieder an den vorigen Aufenthalt zurückgebracht ist, müßte auf der Stelle ein zweiter Bericht eingesandt werden, der nach verschiednen Abschnitten, das ganze Verfahren mit derselben und alle Vorfälle dabei meldete.

Bei nachhöriger ruhiger Durchsicht dieser Berichte, wäre die obere Behörde sogleich in Kenntniß über den ganzen Zusammenhang des Hergangs beim Löschen, und die Folgerungen die sich daraus ziehen ließen, würden wohl die richtigsten seyn. Denn die Erfahrung lehrt, daß nach Verlauf einiger Zeit ein Umstand manchmal wesentlich anders erzählt wird, als ein verantwortlicher Bericht, auf der Stelle abgefaßt, ihn melden muß.

Würden diese Berichte noch durch den Druck bekannt gemacht, so wäre jeder Bürger im Stande selbst den ganzen Hergang zu beurtheilen und das möglichst bessere aufzufinden und mitzutheilen und die ganze Lösch-Anstalt stände gleichsam so unter der Aufsicht des Publikums, der besten worunter sie stehen kann.

Noch sey die Bemerkung zugefügt, ob es nicht wesentlich zur Ordnung beitragen würde, wenn bei dem Feuerschiffe ebenfalls Officiere, so wie bei den Sprützen, angestellt würden, die aus der zu Wasser fahrenden Klasse unsrer Bürger gewählt wären.

Ein Freund der Ordnung.

* Anfrage.

Wäre — da doch sehr viel zur Verschönerung unsrer Stadt angewendet wird — es nicht zweckmäßig und mit Nutzen verknüpft, wenn in einem der nächsten Rath- und Bürger-Versammlungen darauf angetragen würde, noch drei Feuerschiffe zu erbauen? wovon eins im Neustadt-Graben, das Zweite im Altstadt-Graben zwischen dem St. Stephani- und Doventhore, und das dritte auch im Altstadt-Graben in der Gegend zwischen dem Heerden- und Osterthore gelegt würden?

Alle Feuer-Sprützen der Stadt könnten alsdann, selbst wenn in mehreren Gegenden derselben Feuer ausbrechen sollte, jederzeit hinlänglich mit Wasser versehen werden, indem bei trockner Witterung die Brunnen bald erschöpft und unbrauchbar werden. —

J. O. L.

Sylben-Betonungs-Räthsel.

Ein Wort ich kenne inhaltschwer,
Vierfüßig geht das Wort einher.
Stützt es sich auf die vordern beiden,
Dann weiß es trefflich mich zu leiten,
Wenn mir etwas im Wege ist,
Das man bei Dichtern gern vermißt —
Dann bringt's für einen Pappenstiel,
Mich schnell, bequem und leicht an's Ziel,
Wozu ich braucht' wohl hundert Stunden,
Wär', was das Wort wirkt, nicht erfunden.
Stützt es sich auf die hintern beiden,
Dann weiß es trefflich mich zu leiten,
Wenn mir etwas im Wege liegt,
Das meine Ohnmacht nicht besiegt —
Dann bringt's, für einen Pappenstiel,
Mich schnell, bequem und leicht an's Ziel,
Wozu ich braucht' wohl tausend Stunden,
Wär', was das Wort wirkt, nicht erfunden.
Stützt es sich auf die vordern beiden,
Kann jeder Star mich trefflich leiten.
Stützt es sich auf die hintern beiden,
Verlangt es — soll ich gern es leiden —
In seinem Fache seinen Mann.
Doch dafür löst es mich auch dann,
Für leichten Preis und sonder Bürde,
In fremden Gärten Früchte brechen,
Die ich sonst nie genießen würde.
Und doch darf Niemand sich erfrechen,
Zu schelten mich — wollt' Einer sprechen:
Die Früchte hätt ich mir gestohlen,
Den sollte doch der Geier holen.

Nun, wenn es baß Euch martert, aus dem Dunkeln
In's Helle jenes Wort zu übersetzen —
Hör' ich so hie und da verdrüßlich munkeln:
„Wie kann doch auch ein Dichter dran sich letzen,
In solche Räthselklemme uns zu bringen —"
Thät also mir mein schwaches Werk gelingen,
Daß Ihr im Ernst damit Euch redlich plagt —
Das sollte mich doch wahrlich baß ergötzen,
Und deste mehr — da ich — das Wort Euch selbst gesagt,
Nun — ob es in der Räthselnacht wohl tagt? —

* Anzeige.

In der Steindruckerei von G. Jöntzen Papenstraße Nro. 22 sind aufs Neue verfertigt und zu folgenden Preisen zu haben, als:

mehrere Sorten deutsche Wechsel-Formulare mit und ohne Ort	à 100	36 Gr.
dito Englische	à 100	36 -
dito Französische	à 100	36 -
Anweisungen	à 100	36 -
dito kleinere in mehreren Sorten	à 100	24 -
Quitungen für Reisediener . .	à 100	24 -
Frachtbriefe auf großem starken Median-Papier in 4to gedruckt . . .	à 100	42 Gr.
dito kleinere	à 100	36 -
dito dito	à 100	30 -
dito dito	à 100	24 -

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 42.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 25. Mai 1820.

Lebens-Sonnen.

Drei große Sonnen strahlen uns im Leben,
Den Ocean der Zeiten zu erhellen.
Ein Pharus sind sie für des Geistes Streben,
Der nie verlischt im Kampf empörter Wellen.
Wer sie erblickt, wird nimmer muthlos beben,
Wenn um ihn her die Wogen donnernd schwellen.
In Sturm und Nacht bezeichnen sie die Pfade
Und führen ihn an's rettende Gestade.

„Es ist ein Gott!" — Vor dir, erhabner Glaube,
Muß das Phantom des blinden Fatums weichen.
Du hebst den Geist allmächtig aus dem Staube,
Dem Sinkenden eilst du die Hand zu reichen.
Was auch die Zeit, was auch die Welt ihm raube —
Dieß Himmelswort vermag es auszugleichen.
Erweitern nicht sollst du des Wissens Grenzen,
Als Krone nur auf seinem Dom erglänzen.

Die „Tugend" ist mit diesem Gott im Bunde. —
Ihr Ideal stieg selbst vom Himmel nieder. —
Vom hohen Zweck des Daseyns hat sie Kunde;
Das Paradies erblüht durch sie uns wieder.
Dem Ruf der Pflicht weiht sie des Lebens Stunde,
Veredelt sich, liebt und beglückt die Brüder.
So steht sie fest, selbst unter Schmerz und Qualen,
Der Fuß auf Staub, das Haupt in Sonnenstrahlen.

„Unsterblichkeit!" — Mit diesem Lichtgedanken
Laßt heitern Sinn's die finstre Bahn uns wallen!
Ein Engelbild steht an des Lebens Schranken
Und öffnet uns des Schattenthales Hallen.
Wenn trauernd wir um Leichenhügel wanken,
Dann müsse laut des Engels Stimme schallen:
„Was suchet ihr den Freund in Todesbanden? —
„Er ist nicht hier; verklärt ist er erstanden!"

O, pflegt sie treu, die heil'gen Opferflammen!
Sie hat die Hand des Ewigen entzündet.
Sie lodern auf zu ihm, aus dem sie stammen,
Vom Hochaltar, in unsrer Brust gegründet.
Zwar sinkt dereinst der Hülle Bau zusammen,
Es kommt die Nacht, der Tag des Lebens schwindet;
Doch siegend wird, hoch über diesen Trümmern,
Dieß Dreigestirn in Himmelsklarheit schimmern

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Mit seiner gewöhnlichen Schlauheit sorgte der General dafür, daß seinem erhabenen Gaste in der neuen Wohnung, außer der Freiheit, nichts zu wünschen übrig blieb. Er durfte seinen Vasallen Audienz geben, Streitigkeiten entscheiden, und nach wie vor mit Hülfe seiner Minister und Räthe das Reich beherrschen. Seine edeln Diener warteten ihm, wie sonst, mit der größten Ehrfurcht auf. Wenn Cortez ihn besuchte, geschah es unter dem nämlichen Ceremoniell als vormals. Um ihn zu unterhalten, mußten sich die Spanier vor ihm in den Waffen üben, und der Feldherr selbst spielte mit ihm Totoloque, eine Art Kegelspiel, wo mit goldnen Kugeln nach goldenen Figuren geworfen wurde. Den Gewinn theilt Montezuma an die Spanier, Cortez an die Mexikaner aus. Das freundliche Verhältniß zwischen dem Gefangenen und seinen Hütern ward durch den strengen Befehl erhalten, daß Spanier und Heiden dem Könige mit der tiefsten Ehrfurcht begegnen sollten. Wie ernsthaft es Cortez mit diesem Befehle gemeint, bewieß er dadurch, daß er, der sich nicht gescheut, des Landes rechtmäßigen Herrscher seiner Freiheit zu berauben, einen spanischen Soldaten aufknüpfen lassen wollte, weil er dem Könige eine unhöfliche Antwort gegeben. Nur Montezuma's eigne Fürbitte rettete den Verbrecher von der Todesstrafe, die in eine scharfe, öffentliche Züchtigung verwandelt wurde.

Montezuma war gegen diese großen Begünstigungen seines Kerkermeisters dankbarer, als sie es verdienten. Mit verschwenderischer Großmuth schenkte er den Spaniern den Schatz seines Vaters Arajakatl, den diese in einem vermauerten Gewölbe ihres Quartiers gefunden. Eine zweite seiner Töchter ward getauft, und unter seiner Genehmigung mit dem spanischen Feldzeugmeister Christoval Olid vermählt, und Cortez, durch diese Beweise der königlichen Freundschaft gerührt, ließ die Bande, mit denen er ihn umstrickt hielt, so locker werden, als es die Pflicht der Selbsterhaltung gestattete. Montezuma erhielt die unerhörte Erlaubniß, unter spanischer Begleitung in den Tempeln seiner Hauptstadt seine Andacht zu verrichten, sich in seinen Wäldern mit der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, auf seinem großen Salzsee mit Lustfahrten zu ergötzen, wozu ihm Cortez, zuvorkommend, durch die spanischen Schiffzimmerleute zwei Brigantinen bauen ließ. Freilich war diese Gefälligkeit geheimer Zweck, dem spanischen Heere dereinst den Wasserweg zu öffnen, wenn die Dammbrücken abgebrochen werden sollten, aber der gedemüthigte König war doch sehr dankbar dafür. Er hütete sich sorgfältig, des Generals Güte zu mißbrauchen, und wie die zahme Haustaube wohl ausfliegt, aber doch pünktlich in den Schlag ihres Herrn zurückflattert, so kehrte auch Montezuma von seinen Lustreisen immer vor dem Anbruch der Nacht in das Quartier seiner spanischen Freunde zurück.

So waren vierzehn Tage verronnen, als Montezuma's Commissarien mit dem Fürsten von Nauhtlan, seinem Sohne und funfzehn mitschuldigen Edeln in der Residenz einzogen. Reich geschmückt ließ sich der stolze Quauhpopoka, sein gräßliches Schicksal nicht ahnend, auf einem goldnen Sessel einhertragen. Doch zog er, in schuldiger Demuth gegen seinen Herrn, vor dem spanischen Quartier die Schuhe aus, warf das grobe schlechte Gewand über die reiche Pracht, und sprach nach den vorschriftmäßigen Verneigungen zu dem Könige:

Siehe hier, hoher Herr, Deinen Knecht zu Deinem Befehl, und bereit alles, was Du gebeutst, zu erfüllen.

Du hast diese Bereitwilligkeit schlecht bewiesen, rief Montezuma mit Zorn und Verachtung, als Du die Fremden feindlich behandelt, die ich als Freunde an meinem Hofe aufgenommen. Aber Du hast Deiner Frechheit die Krone aufgesetzt, als Du mich den Urheber dieses Verbrechen nanntest, und deshalb sollst Du als ein Verräther Deines Königs bestraft werden.

Erstarrt über diese entsetzliche Rede, versuchte Quauhpopoka erst spät einige Entschuldigungworte zu stammeln, aber der König hörte nicht darauf, sondern ließ ihn mit allen seinen Waffengefährten den Spaniern zur Untersuchung und Bestrafung ausliefern, und es begann nunmehr das höchstmerkwürdige, in seiner Art einzige Blutgericht, in dem einige Fremde mitten in einem mächtigen Reiche einen Großen dieses Reichs im Auftrage seines Königs über eine That richten sollten, die dieser auf Befehl des nämlichen Königs gegen sie selbst verübt. Das Verfahren entsprach, wie sich von selbst verstand, völlig dem Zwecke dieser Anordnung. Quauhpopoka, zu stolz die That zu läugnen, war doch edel genug, den König, der ihn verrathen und verlassen, nicht anzuklagen, aber die gräßliche Wahrheitforscherin, die Folter, bezwang doch endlich seinen festen Willen, und er gestand unter den Qualen, daß das, was geschehen, auf königlichen Befehl geschehen sey. Als dies Bekenntniß erpreßt war, um davon gegen den König den nöthigen Gebrauch zu machen, stellte sich der Feldherr, damit ihm die andern Opfer nicht entgingen, als ob er nicht daran glaube, und das Blutgericht verurtheilte den unglücklichen Quauhpopoka, seinen Sohn und seine funfzehn Gefährten zum Scheiterhaufen, und zwar, den Hohn zur Grausamkeit fügend, nicht als Feinde der Spanier, sondern als Hochverräther gegen ihren eigenen König.

Jetzt trat Cortez, von seinen Hauptleuten und einem Soldaten, der Eisenfesseln trug, begleitet, in des elenden Montezuma Gemach. Die Untersuchung gegen die Verbrecher ist geschlossen, sprach er mit einem Grimme zu dem König, den dieser noch nie an ihm wahrgenommen. Alle bekennen sich schuldig und nennen Euch den Urheber des Todes meiner Spanier. Ich habe sie zu der Strafe verurtheilt, die sie nach ihrem Geständnisse verdienen. Auch Euer Leben ist verwirkt, aber in Erwägung der Dienste, die Ihr uns geleistet, der Achtung, die Ihr unserm Monarchen bewiesen, schenke ich es Euch. Doch darf ich es nicht vermeiden, Euch mindestens einen Theil der Ahndung empfinden zu lassen, die Ihr verdient. Hierauf winkte der zornige Feldherr und der Soldat — legte dem Könige die Fesseln an.

Diese unerwartete Mißhandlung seiner bis dahin unverletzlichen Person, raubte dem unglücklichen Despoten mit jeder Kraft zum Widerstande, auch die Sprache, um sein Entsetzen auszudrücken. Lange saß er, ohne ein Zeichen der Empfindung, da. Durch stille Thränen bezeigten seine treuen Diener ihren Schmerz, warfen sich vor ihrem Herrn zur Erde, hoben die Ketten auf, daß ihre Schwere ihn nicht drücke, und steckten Baumwolle zwischen die Eisenschelle und den königlichen Fuß, damit die schimpflichen Bande den geheiligten Körper nicht unmittelbar berühren sollten. Er ließ alles geduldig mit sich vornehmen, und als er endlich wieder Worte gewann, rief er, den Blick bitterer Klage auf seinen Peiniger heftend: Das habe ich nicht um Dich verdient, Hauptmann!

*

Doch Du handelst nicht aus eigenem Entschlusse. Unbewußt bist Du das Werkzeug meiner Götter, deren hoher Rathschluß mir dies Elend auferlegt, um mich zu strafen, daß ich ihre Verächter gastfrei bei mir aufgenommen.

Während so des Feldherrn grausame Willkühr mit dem unglücklichen Könige schaltete, ward seinem Volke ein ungleich gräßlicheres Schauspiel bereitet. Von Bogen, Pfeilen, Spießen, Schwertern, Keulen und Schildern, welche die Spanier mit besonnenem Uebermuthe aus den königlichen Zeughäusern geraubt, ward vor ihrem Pallast der Scheiterhaufen aufgethürmt, auf dem jetzt Quauhpopoka und seine Waffenbrüder sterben sollten. Eine unzählige Menschenmenge umringte in düsterer Erwartung den Marterbau, und nun erschienen die Schlachtopfer der fremden Eigenmacht und der Nichtswürdigkeit ihres eigenen Königs, begleitet von dem ganzen spanischen Heere, das sich in Schlachtordnung aufstellte, um das Volk von jedem Versuch zum Widerstande abzuschrecken. Als Quauhpopoka, an den Todespfahl gebunden, dastand, betheuerte er laut mit männlicher Fassung, daß er unschuldig sterbe, und daß er das, was geschehen, nur auf Montezuma's ausdrücklichen Befehl gethan. Dann betete er zu den Göttern und ermahnte seine Genossen, ihre Leiden muthig zu dulden. Die Spanier zündeten den Scheiterhaufen an, und in wen'g Minuten waren die treuen Vollstrecker des königlichen Willens mit den Waffen verbrannt, die zur Vertheidigung des Reichs aufbewahrt worden. Aber keine Faust aus den unzähligen Zuschauern bewaffnete sich zu ihrer Rettung, so fest war die Ueberzeugung, daß dieß alles auf Befehl des Königs geschehe — oder so groß die Furcht vor den schrecklichen Fremden.

Der ausgebrannte Scheiterhaufen stürzte zusammen, mit dumpfem Gemurmel verlief sich das Volk und Cortez ging mit seinem Gefolge zu dem gefesselten Könige zurück und kündigte ihm gnädig an, daß durch den Tod der Verbrecher die Gerechtigkeit befriedigt und auch seine Schuld gesühnt sey. Auf seinen Befehl wurden Montezuma die Ketten abgenommen, und nun sprang plötzlich die zerrüttete Seele des gebeugten Monarchen vom tiefsten Schmerz zur ausgelassensten Freude über. Er hörte nicht auf, seinen Unterdrücker zu umarmen, und im Uebermaaß des Entzückens vergessend, daß eben der jetzt seine Bande zu lösen befahl, der sie ihm selbst hatte anlegen lassen, erschöpfte er sich in Versicherung der innigsten Dankbarkeit für seine Befreiung.

Warum so finster, Juan? fragte Cortez seinen Liebling, während er mit ihm von dem seltsamen Auftritt in seine Zimmer zurückkehrte. — Ich denke eben über alles Unerhörte nach, was ich heute erleben mußte, antwortete der Jüngling, und es will mich bedünken, daß Ihr mit dem elenden Heidenkönig ein grausam muthwilliges, und Euer unwürdiges Spiel getrieben. Wenn uns Fremden einmal die Selbsterhaltung den Richterstab aufgedrungen in diesem Lande, so foderte doch der Ruhm der Krone Spaniens mindestens ein gerechtes Urtheil von uns. Das Eure ist aber auf jeden Fall entsetzlich. Ward die Schlacht bei Nauhtlan auf Montezuma's Befehl geschlagen, so habt Ihr siebzehn Männer den gräßlichen Feuertod sterben lassen, weil sie ihrem Herrn gehorcht. War der König an dem Blutbade unschuldig, so war die schimpfliche Behandlung, die er jetzt erduldet, ein schlechter Lohn für seine gastfreie Aufnahme, und für alles, was er bisher mit reicher Milde für uns gethan. — Man hört

es, spottete Cortez: daß Du Deine Collegia zu Salamanka nicht ohne Nutzen gehört, aber Deine Hefte sind in der gewaltigen Lebenspraxis nicht zu brauchen. Hier galt es unser aller Sicherheit und den Eroberungrechten des Kaisers auf dieses Land. Quauhpopoka und seine Helfershelfer, sie haben nun aus Spanier-Haß oder auf Königsbefehl gefochten, mußten sterben, damit es keinem Mexicaner ferner gelüste, die Waffen gegen uns zu ergreifen, selbst wenn sein König es gebeut. Montezuma aber mußte schon für den Frevel gezüchtigt werden, daß er des ermordeten Spaniers Haupt als Siegeszeichen in seinen Pallast bringen ließ, und mir war der Vorfall willkommen, weil er mir Gelegenheit gab, den Heidenfürsten recht empfindlich zu demüthigen. Noch ist er mir zu stolz und fest, sein hochfahrendes Gemüth muß durch solche Behandlung niedergedrückt und zermalmt werden, damit es zu jedem kräftigen Entschlusse unfähig, und dadurch Spaniens Thron unerschütterlich gegründet werde in diesem Lande. Das gehört zu meiner Dienstpflicht, mein junges Blut, und wo diese gebietet, da muß das schweigen, was man in Deinen Jahren heiliges Rechtsgefühl nennt, was aber in den meisten Fällen nichts ist, als ein wenig Unbeholfenheit, etwas Jugendtrotz und einige Furcht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Privat-Leben Napoleons.

(Fortsetzung.)

Wer, im gewöhnlichen Dienst-Verhältnisse, unter Napoleons Augen seine Pflicht übertraf, durfte nicht hoffen, deshalb auch nur ein beifälliges Wort von ihm zu vernehmen. Dies Streben ließ den Letztern um so gleichgültiger, da er selbst überschwenglich begabt, das Außerordentlichste spielend hervorbrachte, deshalb, unwillkührlich, in den Mitarbeitern ein ähnliches Leistung-Vermögen voraussetzte und nicht selten das unmöglich Scheinende verlangte. War aber der geleistete Dienst glänzender, in's Auge fallender Natur, so bedeckte N. den Thäter, theils um für gerecht und großmüthig zu gelten, theils um Nacheiferung zu erwecken, mit Lob und Lohn. Aber er mißhandelte ihn oft noch am Tage der Vergeltung, damit derselbe sich nicht überheben, noch voraussetzen möge, er habe seinen Herrn verpflichtet und dieser lege großen Werth auf das Geschehene.]

Man sagt dem Ex-Kaiser zur Ungebühr nach, daß er seiner nächsten Umgebung tagtäglich und je wie ihn der böse Feind geplagt, übel mitgespielt habe. Er war der Mißlaune, wie wohl jeder Erdensohn, unterthan, doch in der Regel guter Dinge und selbst mit den Subalternen seines Hauses auf dem besten Fuß — war zudem ungemein anhänglich und gegen Begünstigte, die ihm bald unentbehrlich würden, bis zur Schwäche gut. Dafür ward denn auch N. wie wohl kein Monarch bedient, seinen Wünschen begegnet und jeder mögliche zu errathen gesucht. Zeugen der hündischen Speichelleckerei und des Götzendienstes so manches seiner Höflinge, würden es verzeihlich gefunden haben, wenn Er endlich, wie Alexander, den Anspruch auf göttliche Verehrung geltend gemacht hätte.

Napoleon war allerdings, an Seel' und Leib, ein Wunder der Natur und gleichsam inspirirt. Denkschriften z. B., deren Ausarbeitung den Minister und seinen Gehülfen vielleicht vierzehn Tage lang beschäftigt hatten, wurden von ihm im Lauf einer Viertelstunde, durchlau-

fen, gewürdigt und umgeschmolzen, und der Gang und Drang seiner Ideen-Fülle war so gewaltig, daß er fast immer nur die ersten Sylben der Worte niederschrieb und dann oft selbst vergebens die Hieroglyphen zu enträthseln strebte. Dies widerfuhr ihm unter Anderm mit den beiden, auf Elba selbst zu Papier gebrachten Proclamationen an das Volk und an das Heer. Als Graf Bertrand diese während der Ueberfahrt kopiren sollte und sich deshalb bei dem hohen Concipisten Rath erholte, starrte derselbe sinnend das Blatt an, rieth und grübelte, warf es endlich, der vergeblichen Anstrengung müde, in die See und dictirte auf der Stelle zwei andre.

Man denke sich, mit wie stürmischen, wechselhaften, gewaltsamen Eindrücken die Seele und der Organismus dieses Seltnen, während der gefahrvollen Wanderung von Frejus bis Paris, fort und fort, überhäuft ward, und welche unerhörte Schnellkraft es erforderte, in diesem wilden Drang und Getümmel, gleich dem Poseidon, die inneren und äußeren Wogen zu zügeln. Dazu kamen die Nachtmärsche, die unaufhörlichen, Geist und Gemüth in Anspruch nehmenden Reden und Erwiederungen, die unermeßliche Vorarbeit in jeder Art und Gattung, um am Ziele, alsbald dies Nöthigste bethätigen zu können und das Festhalten und Wechseln der Maske, welche bald lächeln, bald grollen und selbst entschlossenen, sich kühn und im Lehrton äußernden Republikanern, die ihm der greulichste von allen Greueln waren, ein freundliches, beistimmendes Gesicht zeigen sollte. — Endlich trat Bonaparte am Ende eines, über hundert Meilen langen Eilmarsches, in den Prachtsaal der Kaiserburg, wo tausend Augen und Ohren, erquickt, geschmeichelt, bethört werden mußten, und musterte nach einer rastlosen, sechs und dreißigstündigen Ueberthätigkeit zum Beschlusse, die Garnison von Paris. — Ein langwieriges, an und für sich erschöpfendes Geschäft, das heute zudem seine Besonnenheit und Geisteskraft um so mehr in Anspruch nahm, da ihm einleuchtete, daß jedes Wort der Kaiser-Rede in ganz Europa wiederhallen und in jedem Cabinet des Erdtheils ermessen und gewogen werden werde. Darauf aber kehrte N. in die Tuillerieen zurück, nicht, um nun endlich zu Bette zu gehen, sondern aufs Neue rüstig zu arbeiten und mehr als einen gordischen Knoten zu entwirren. — (Die Fortsetzung folgt.)

Lebensskizze von B. West,

Präs. der königl. Akademie in London.

Benjamin West war das zehnte Kind von Johann West und Sara Pearson, und ward bei Springfield, in der Grafschaft Chester in Pensylvanien, am 10. Novbr. 1738 geboren. Seine Aeltern waren Quäker. Im J. 1669 war die Familie nach Amerika ausgewandert. Eine Predigt eines Lehrers ihrer Sekte machte auf West's Mutter einen so heftigen Eindruck, daß der Knabe zu frühzeitig auf die Welt kam. In seinem siebenten Jahre zeichnete er, ohne je vorher sich geübt, ja auch nur ein Bild oder einen Kupferstich gesehen zu haben, ein schlafendes Kind mit solcher Aehnlichkeit, daß jedermann es sogleich erkannte. Dadurch ermuthigt, folgte er kühn der Neigung seines Genies, und fuhr auf der Schule fort, Zeichnungen mit Feder und Dinte zu machen, bis einige Indianer, die nach Springfield kamen, ihm den Gebrauch der rothen und gelben Farbe, womit sie ihre Zierrathen malen, lehrten. Seine Mutter gab ihm noch Indigo dazu, und so arbeitete er mit seinen drei prismatischen Farben nun schon im weitern Felde. Kameelhaarne Pinsel gab es in

Pensylvanien nicht, der junge Künstler mußte sich also auf eine andere Art helfen, und die Haare der Lieblingskatze seines Vaters unterstützten ihn dabei, deren Rücken und Schwanz oft Zeugen seiner Räubereien wurden.

Zehn Jahr war er alt, als ein Freund in Philadelphia ihm einen Farbenkasten und einige Kupferstiche schenkte. Aus zwei der letztern machte er eine eigne Composition, und die Vorliebe des Alters für die Werke der Jugend ist so groß, daß der Präsident der königl. Akademie 67 Jahre später oft noch sagte, es wären in diesem ersten jugendlichen Versuche Züge von Talent, welche er mit aller seiner nachher erlangten Kenntniß und Erfahrung nicht wieder habe übertreffen können.

Der nächste Schritt für den jungen West geschah durch das Lesen von Richardson und Tresnoys Schriften. Begeistert dadurch malte er sein erstes historisches Bild, Sokrates Tod. Dann seine Studien in Philadelphia fortsetzend, machte er so reissende Fortschritte, daß die Sekte, der er angehörte, ihren Haß gegen alles, was nur weltlich und äußerlich ist, vergaß und in einer öffentlichen Versammlung ihm erlaubte, sich den schönen Künsten zu widmen. Er war damals 16 Jahr alt, und malte eine Zeitlang Portraits in Philadelphia, den Kopf für 2½ Guineen und das Kniestück für 5, um damit zu einer Reise nach Europa Geld zu erwerben. Auch lebte er 11 Monate in New-York, bis er 1760 nach Italien segelte. Er ward als Quäker, wie als Nord-Amerikaner, dort als ein Wundermann aufgenommen und freundlichst unterstützt. Am 10. Juli 1760 kam er in Rom an. Mengs, Hamilton u. s. w. wurden ihm Lehrer und Freunde. Erst zog ihn Raphael weniger an, und schon da, wie selbst noch später, hielt er M. Angelo nicht für so groß, als der Ruf ihn erhebt. Er malte Cimon und Iphigenia, und dann Angelika und Medoro. Die Akademieen von Florenz, Bologna und Parma ernannten ihn zum Mitglied, und reich an Kenntniß und Ruhm ging er über Frankreich nach England.

Im August 1763 kam er in London an, und heirathete bald darauf Miß Showell aus Philadelphia. Im folgenden Frühjahre stellte er bereits drei seiner besten Werke aus, und so ward er 1765 Mitglied des Künstlervereins und einer ihrer Directoren, und 1768 war er einer der vier, welche den Plan zur Königl. Akademie übergaben.

Bald darauf ward er, vom Erzbischof von York empfohlen, selbst ein Liebling des Königs, und wuchs fortwährend in dessen Gunst, so wie in der des Publikums durch jährliche Ausstellung seiner trefflichen Gemälde. Seine erste Arbeit in der Königl. Akademie 1769 war Regulus. Wer könnte alle seine gelungenen Werke nennen! Sein Tod des General Wolfs, sein Wilhelm Penn, den Vertrag mit den Wilden schließend, und in den letztern Jahren sein Christus, den Gichtbrüchtigen heilend, so wie sein Tod auf dem fahlen Rosse sind hinreichend bekannt und geehrt.

Im Jahre 1802 ging West nach Paris, wo er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen ward. 1772 ward er Geschichtsmaler des Königs und 1779 Aufseher der Königl. Gemälde, 1791 Präsident der Königl. Akademie. Uebrigens war er Mitglied der Dilettanten-Sozietät, der Sozietät der Künste, des Königl. Instituts, der Antiquarischen Sozietät und Vorsteher des Findelhauses in England. Durch seine Vorlesungen bei der Königl. Akademie wirkte er im Geiste seines großen Vorgängers Reynolds fort.

Am 10. März d. J. starb er in einem Alter von 82 Jahren, nachdem er lange gekränkelt hatte. Wenige Menschen werden ein so unbeflecktes Andenken sowohl in Betreff ihres herrlichen Benehmens im geselligen Leben, als der nützlichen Anwendungen, die sie von den Gaben der Natur machten, hinterlassen, als er. Ihn überleben 2 Söhne. Vermögen sammelte er nicht, doch eine Gemäldegallerie von hohem Werthe.

* Die Warnungstafel.

Nach einer Handzeichnung von Tischbein, ein ländliches Hausmahl, im ekelvertreibenden Style, darstellend.

Dem würdigen, sinnvollen Künstler

gewidmet von Noeldeke.

Um den häuslichen Tisch, zum ländlichen Mahle, versammelt
Hast du in belgischem Styl Vater und Kinder und Vieh.
Aller Augen voll Gier nach reichlichem Trank und nach Speise,
Aller Mund gesperrt weit auseinander zum Fang,
Aller Hände bewaffnet mit Stahl und Löffel und Dreizack,
Anzugreifen den Feind, welcher im Mittelpunkt dampft;
Hausmannskost, Kartoffeln und Fleisch — ein gewaltiger Stapel! —
Aber nicht mächtig genug, solchem Geschütze zu stehn.
Seht, er schwindet zusammmen, zum Zwerg ist geworden der Riese,
Doch froschähnlich gebläht malmen die Gäste den Rest.
Phyler unter dem Tisch, im gleichen Tact mit der Herrschaft,
Hält natürlicher nicht, was er von oben gewann,
Doch anständiger wohl, im festverwahrenden Rachen,
Und so sättigt sein Herr ihn und das übrige Vieh.
Lehrreich hast du fürwahr, mein Freund, die Gäste geordnet,
Durch Ungrazie sind Lehrer der Grazie sie.
Laß es im Kindergemach, laß es im Gelage der Männer,
Warnend herab von der Wand predigen Anmuth und Maaß.
Also ward von Heloten belehrt einst spartische Jugend,
Von berauschten belehrt, Feindin des üppigen Trunks.

* An Theone.

Ein ewig junger Tag ist mir erschienen,
Mit Himmels-Morgenroth, das nie erblaßt —
Er strahlt mir in die trübe Seele Frieden,
Macht besser mich — macht edler mir das Herz.
Besiegt ist so viel Tand der mich betrübte;
Ein heitres Licht umfließt mein bessres Seyn.
So werd' ich diese Erdenbahn durchwallen,
Und mir im Sterben noch in diesem Licht gefallen.

Theone Du — Du braungelockter Engel,
Gabst mir dies Licht — gabst mir dies bessre Seyn;
Die Wiederkehr zum kindlich frohen Leben;
Die reine Spiegelhelle im Gemüth.
So wird es bleiben bis mich Todes-Nacht
Geheimnißvoll ins Schattenreich gebracht.

Und dankend werde ich — Dir unaussprechlich gut
Dich ewig nennen herrliche Theone;
Du treues Abbild heiliger Natur!
O bleib' so gut und bieder wie Du bist
Am Gängelbande kindlich-reinen Sinnes
Und glaub': wenn alles weicht — wenn alles bricht
Verläßt mein treuer Dank Dich Edle nicht. —

Auflösung der Charade in Nr. 40.

Bernstein.

Auflösung des Sylben-Betonungs-Räthsels in Nro. 41.

Hans wanderte Berg ab, Berg auf;
Da hemmet plötzlich seinen Lauf
Ein tiefer, ziemlich breiter Fluß,
Und bald erfährt er mit Verdruß,
Es werde wohl in hundert Stunden
Die nächste Brücke erst gefunden.
Er seufzt und geht. Da redet Schiffer Stax ihn an:
Kommt her, mein Freund, in meinen sichern Kahn,
Was braucht Ihr denn so weit herumzuhetzen,
Ich will hier auf der Stell' Euch übersetzen,
Und bringe so für einen Pappenstiel
Euch schnell, bequem und leicht an's Ziel.

So will auch Hänschen mit den todten Sprachen
Sich nicht durch tausend bange Stunden plagen,
Um endlich an den Alten sich zu letzen.
Er läßt gelassen Andre übersetzen,
Kauft's Buch für einen Pappenstiel
Und kommt bequem und leicht zum selben Ziel.

Doch ohne Scherz! — Dank Allen, die aus fremden Sprachen
Das Schöne treu und sinnig übertragen!
Denn ohne sie, wie manche süße Frucht blieb ungenossen,
Bloß weil dem fernen Boden sie entsprossen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 43.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 28. Mai 1820.

*Im Gärtchen.

O, wie labend ist's im Strahl der Sonne
Sich der herrlichen Natur zu freun!
Alles um mich fühlet diese Wonne,
Selbst der Wurm im Staube freut sich sein.

Fröhlich schwirrt der Käfer mir vorüber,
Auch er fühlet Gottes Schöpfungs-Kraft;
Dieser Erde Schoos entsprießen wieder,
Tausend Blümchen -- die sein Werde! schaft.

Und ich könnte kalt und ruhig schweigen,
Bei der Fülle — herrlicher Natur?
Nicht voll Dank dem meine Kniee beugen,
Der so lieblich schmückt den Hain, die Flur?

Ihn nicht lieben, treu, von ganzer Seelen,
Der durch Wohlthun mich so hoch erfreut?
Nicht zum Führer auf dem Wege wählen
Den mir seine Liebe huldvoll beut?

Ja, mit immer gleichem frommen Triebe,
Will ich Dir gehören — bis du mich
Zu Dir rufst, Du Urquell ew'ger Liebe!
Dort — dort segnet dann Dein Antlitz mich.

Und im frohen Kreise all der Theuren
Die Du Vater! hier verliehen mir;
Wollen wir den Jubelsang erneuern,
Schöner tönt das Heilig! Heilig! Dir.

Adelheid.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Quauhpopoka's Hinrichtung brachte den mexikanischen Adel in Gährung, und der König von Akalhuakan, der nämlich, dessen Rath Montezuma für die Aufnahme der Spanier in der Residenz entschieden, ward durch die Eigenmacht, mit der sie bei dieser Begebenheit gehandelt, auf das höchste erbittert. Ein Gesandter von ihm ermahnte den Oheim: er solle bedenken, daß er König sey, und sich nicht zum Sklaven der Fremdlinge erniedrigen. Als diese Warnung ohne Erfolg blieb, rüstete sich der kühne Kakamatzin zum Kriege gegen die Spanier, und wäre die Liebe des Volkes für ihn seinem Mu-

the gleich gewesen, so hätte er Cortez ein fürchterlicher Gegner werden können. Aber sein Stolz, der sich selbst gegen seine Brüder Gewaltthaten erlaubte, hatte ihn verhaßt gemacht, deßhalb fand sein Plan sogar unter seinen eigenen Räthen Widerspruch, und Mexico zögerte, sich für ihn zu erklären, weil es argwöhnte, daß sich hinter dem Eifer für des Oheims Ehre wohl die Begier nach dessen Krone verbergen möge. Unterdeß erfuhr Cortez die Kriegesrüstungen, trotz der Heimlichkeit, mit der sie betrieben wurden. Friedliche Unterhandlungen, auf Montezuma's Rath angeknüpft, wurden durch Kakamatzins schnöde Antworten zerrissen, und als der schwache Montezuma, auf seines Protektors Verlangen, den Halsstarrigen zum Sühneversuch nach Tenochtitlan einladen ließ, mußte er Dinge hören, die ihm und seinen europäischen Freunden eben so unerwartet als unangenehm waren.

Wenn Montezuma, sprach Akalhuakans König durch den Mund der rückkehrenden Friedensbothen: nach der schändlichen Behandlung, die er erlitten, noch einiges Ehrgefühl hätte, so müßte er erröthen, daß eine Handvoll Abentheurer ihn zum Sklaven gemacht, und nun, ihn mit gleißnerischen Worten kitzelnd, Schande auf Schande zu seiner Beleidigung häuft. Da ihn aber weder der Eifer für die Götter seines Vaterlandes, noch der Ruhm seiner Ahnen zu einem männlichen Entschlusse zu begeistern vermag, so bin ich entschlossen, die Religion zu schützen, die Götter zu rächen, das Reich zu erhalten und seine Herrscher-Ehre und Freiheit wieder zu erkämpfen. Ich werde nach Tenochtitlan kommen, aber nicht mit dem Friedenspfeile, sondern das Maquahiutl in der Faust, um den Schimpf meines Volkes in spanischem Blute abzuwaschen.

Diese muthige Antwort ängstete den schwachen Montezuma, der nun besorgte, auf jeden Fall ein Opfer des beginnenden Kampfes, sey es durch der Spanier Rachlust oder durch seines Neffen Wuth zu werden. Darum flüchtete er, sich des Unterganges völlig würdig zu machen, zu dem schon früher gebrauchten Mittel, zur feigen Heimtücke. Einige Mexikanische Hauptleute, die in der Leibwache des Königs von Akalhuakan dienten, durch Huld, Geschenke und große Verheißungen bestochen, gewannen einen Theil von Kakamatzins Hausgesinde. Bewaffnete Fahrzeuge wurden an dem Pallaste des Königs, der am See lag, bereit gehalten. In einer finstern Nacht, die finstere Unternehmungen zu begünstigen pflegt, ward der unglückliche Fürst von seinen eignen Leuten überfallen, gebunden und, ehe ihm jemand zu Hülfe kommen konnte, in das bereitliegende Fahrzeug gebracht. Pfeilschnell ruderten die Verräther mit ihm über den See, und bald bejammerte er in den Ketten der Spanier sein unglückliches Loos, das ihn, nach kurzer, unruhiger Regierung, durch die Verrätherei seines nahen Verwandten, den er befreien, in die Gewalt derselben Fremden brachte, die er verjagen wollen. Auf seinen Thron stieg, nach dem Urtheil der stillwaltenden Nemesis durch des Oheims Machtspruch, mit Cortez Genehmigung, sein Bruder Kuikuitzkatzin, der früher, den brüderlichen Verfolgungen zu entgehen, sich nach Tenochtitlan geflüchtet hatte. Zwar wurden dadurch die bessern Rechte zweier anderer Brüder gekränkt, aber Mexico's allmächtiger Tyrann wußte auch noch von seinem Kerker aus seinen Willen geltend zu machen. Akalhuakans Adel erkannte den neuen König an, Cortez und Montezuma begleiteten ihn an Bord des Schiffes, das ihn in sein neues Reich führen sollte und empfohlen ihm bei dem Abschiede,

in der Freundschaft gegen Spanien und Mexico, denen er seine Krone allein danke, unerschütterlich standhaft zu seyn, wobei natürlich, wie dieß bei allen Erhöhungen durch fremde Gewalt zu geschehen pflegt, die Sorge das Heil des anvertrauten Volkes jener höheren Pflicht nachstehen sollte.

Jetzt waren die beiden mächtigsten Könige Anahuaks in Cortez Gewalt. Bald darauf nahm er nach einander den König von Tlakopan, die Fürsten von Istapalapan und Kojohuakan, Montezuma's Brüder, zwei Söhne des Königs, den Fürsten von Tlatelolko Izquauhzin, ja sogar den göttlichen Herrn gefangen, so wie sie nach und nach den gefangnen König besuchten, und durch so ansehnliche Geißeln gesichert, wagte er den letzten entscheidenden Schritt, des Landes Unterjochung zu vollenden. Auf sein Verlangen entbot Montezuma seine Vasallen in die Residenz, und in einer langen Rede, die er nach Regentenweise mit der Betheurung seiner Vaterliebe gegen seine Unterthanen einleitete, setzte er ihnen die Rechte auseinander, die Quetzalkoatls Enkel auf Mexico's Herrschaft erworben, stellte zum Beweise die wunderbaren Ereignisse der letzten Jahre auf, begründete so seinen Antrag, den König von Spanien, als des Landes Oberherrn, anzuerkennen und forderte seine Lehnmänner auf, ihm zu huldigen. Scham und Schmerz erstickten des stolzen Mannes Stimme, da er sich selbst als den Unterthan eines andern Herrn bekannte, Thränen rollten über seine Wangen, und die Seufzer der ganzen Versammlung antworteten der Trauer ihres Königs auf eine so klägliche Weise, daß selbst die Steinherzen der Spanier davon gerührt wurden. Dieser Bewegung der Gemüther folgte eine tiefe schauerliche Stille, die endlich einer der ersten Fürsten des Reiches unterbrach. Wenn denn wirklich die Zeit gekommen ist, hoher Herr, sprach er: wo die alten Götterspräche sich erfüllen, wenn es ihr Wille und Dein Befehl ist, daß wir einem andern Willen unterthan werden sollen; was können wir dann wohl anders thun, als uns dem Rathschluß des Himmels, den Dein Mund uns verkündet, ergebend unterwerfen. Mit Entzücken vernahm der schlaue Cortez die willkommene Rede, und ließ sogleich die spanische Großmuth und Uneigennützigkeit in ihrem vollen Glanze stralen. Er dankte dem armen Könige und seinen seufzenden Edeln für ihre bereitwillige und aufrichtige Unterwerfung, erklärte, es sey nicht seines Monarchen Wille, daß der König von Mexico entthront werde, sondern nur, daß er die spanische Oberherrschaft anerkennend, alle Länder, welche ihr huldigen würden, in ihrem Namen regiere. Hierauf nahm er im Namen Carls des fünften das Homagium mit allen den Förmlichkeiten an, die er für nöthig hielt, um durch diesen Akt schreiender Willkühr ein Rechtsverhältniß festzustellen, auf dessen Grund er die armen Mexicaner als Rebellen behandeln durfte, wenn sie es jemals wagen sollten, das Kronenrecht der Söhne Quetzalkoatls zu bezweifeln. —

Cortez verstand es, die neugewonnenen Rechte zu benutzen. Auf sein Verlangen zollte Montezuma für die Ehre, ein Vasall Spaniens geworden zu seyn, reichen Tribut in Gold und Kleinodien. Mexico's Fürsten folgten seinem Beispiel, und in alle Provinzen des großen Reiches wurden Spanier gesendet, die, von königlichen Beamten begleitet, des Landes Schätze untersuchten und überall die Abgaben feststellten, welche fortan in den kaiserlichen Schatz strömen sollten. Während dem bemühte sich Cortez mit dem gewohnten Eifer, die Haupt-

stadt zu bekehren. Huitzilopochtli's Götzenfratze, der Augapfel der Mexicaner, ward sammt seinem Gefährten dem schwarzen Spiegelgotte Tetzkatlipoka zerbrochen, der große Tempel gereinigt, nach christlichem Ritus ausgeschmückt, und ein Crucifix und Marienbild darin aufgestellt.

Damit griff aber der stürmische Reformator der fanatischen Priesterschaft und dem Köhlerglauben des Volkes an die Seele, und beide vereinigten sich, den Abzug der unverschämten Fremden selbst gegen den Willen des gefangnen Königs zu erzwingen. Eigenmächtig ward der Adel Truppen, und Montezuma, durch Priesterwehe und Vasallentrotz geängstet, erkannte nun endlich, daß er etwas Entscheidendes thun müsse, um das Land und sich selbst zu retten. Er ließ daher den Feldherrn zu sich einladen, und erklärte ihm in einem Tone, dessen dieser längst entwöhnt war, daß Mexico's Götter und Volk auf seiner Abreise bestünden, da er ohnehin jetzt alles, was er bezweckt, erreicht hätte. Mit der gewohnten Meeresstille auf dem Gesicht, während der Sturm im Innern wüthete, versicherte Cortez, daß dieß Verlangen auch das seinige sey, und daß er sogleich in sein Vaterland zurückkehren wolle, so bald er die dazu gehörigen Schiffe erbauen lassen.

Die Freude, die der König bei dieser Antwort äußerte, bewieß, wie sehr die Spanier gehaßt wären, und der Feldherr mußte jetzt wirklich, um das Volk zu beruhigen, etwas thun, daß das gedrückte Land seine baldige Erlösung hoffen ließ. Der Schiffsbau begann; ward aber auf Cortez geheimem Befehl durch selbstgeschaffene Hindernisse verzögert. Dadurch sollte Zeit gewonnen werden, bis die täglich gehoffte Verstärkung aus Europa oder von den Antillen, die Spanier in den Stand setzen würde, der Nachgiebigkeit lästige Larve abzuwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die spanische Inquisition.

Das grausame Verfahren und die verübten Gräuel der Inquisitoren zu schildern, erforderte Folianten, wir wollen darüber nichts sagen, sondern nur unsern Lesern bei der jetzigen Aufhebung derselben, ins Gedächtniß zurück rufen, daß es schon dem Staatsminister Grimaldi im funfzehnten Jahrhundert gelang, den König Philipp dahin zu vermögen, die, von dem H. Dominicus eingeführte Inquisition abzuschaffen. Nicht allein Spanien, sondern ganz Europa belohnte Beide mit dem lebhaftesten Beifall.

Doch lange hatte sich Spanien dieses Glückes nicht zu erfreuen, die Geistlichkeit, welcher durch die Aufhebung eine Quelle des Erwerbes versiegte, wandte alles an, sie wieder einzuführen. Der Beichtvater des Königs, ein gewesener Generalinquisitor, versuchte mancherlei, den König umzustimmen, aber vergeblich, endlich siegte er durch eine List, welche den Namen Bubenstück wohl verdiente. Der König wurde krank, als er schlecht darnieder lag, schlich sich der Beichtvater des Nachts durch das Vorzimmer in des Königs Cabinet, in welchem er allein lag, weil ihm seine Doctores alle nur mögliche Ruhe empfohlen hatten; als der Gewissensrath des Königs im Cabinette war, spielte er vor dem schon halb mit dem Tode ringenden König, die Rolle eines Geistes, blickte denselben mit der drohendsten Miene eine Viertelstunde an, und ging. Der König konnte kaum den Tag erwarten, um diese fürchterliche Erscheinung seinem Beichtvater zu erzählen, und sich Raths bei ihm zu erholen. Der Pfaff war schlau genug die Erscheinung als ein Bild der Phantasie des Kö-

nigs zu erklären. Die folgende Nacht spielte der Pater dieselbe Rolle, der König klagte ihm seine Angst wieder, und der Dominikaner suchte ihm auch dieses Mal diese Erscheinung, als eine Geburt einer erhitzten Einbildungskraft aus dem Sinne zu reden, ermahnte ihn indessen, den Geist, wenn er wieder erschiene, um seine Absicht zu fragen. Der Geist erschien die dritte Nacht wieder. Der König fragte ihn unter Höllenangst und vieler Bekreuzigung, was seine Absicht sey? Der Geist hielt nun eine donnernde Strafpredigt über die Ruchlosigkeit des Königs, mit der er das heilige Inquisitions-Gericht abgeschafft habe, und schloß damit: der König könne so lange nicht selig werden, bis er die Inquisition wieder eingeführt habe. Der König, betrübt bis in das Innerste seiner Seele, ließ am Morgen seinen Beichtvater rufen, klagte sich unter vielen Thränen seines begangenen Fehltrittes an, und flehte um Rath. Der Pfaff war zu sehr Pfaff, als daß er gleich in die Wiedereinführung der Inquisition hätte willigen sollen; er machte Vorstellungen und Einwürfe dagegen, aber auf solche Art, daß das Gewissen des Königs noch mehr gerührt wurde, und bewirkte dadurch, daß der König schwur, so bald er genesen die Inquisition nicht nur wieder herzustellen, sondern daß auch das königliche Haus ihr unterworfen seyn solle. Der König hielt seinen Schwur auf's pünktlichste; so bald ihn die Krankheit verließ, war die Herstellung der Inquisition sein erstes Geschäft.

Grimaldi, welcher gleich Anfangs vermuthete, daß der Beichtvater des Königs nichts Gutes im Schilde führe, ließ ihn unbemerkt beobachten, und erfuhr den ganzen Geisterspuk. Doch ehe er solchen dem König entdecken konnte, hatte der fromme Gewissensrath des Königs ihn schon überlistet und veranstaltet, daß das Edict des Königs erschien, ehe Grimaldi es vermuthen konnte. Gleich nach Erscheinung desselben warf sich der treue menschenfreundliche Minister zu den Füßen des Königs, und entdeckte ihm mit dem feierlichsten Eide aller seiner Zeugen den Betrug des Dominikaners. Der König blieb unerschütterlich und sagte: Bin ich betrogen worden, so will ich Gott doch nicht betrügen. Diesem habe ich mein Versprechen zugeschworen.

Englischer Nationalruhm.

— Das Edinburgh-Review sagt in einer Schilderung des englischen Nationalruhms, und des Preises, um welchen er erkauft worden, und die als Spiegel für die Amerikaner aufgestellt wird, unter andern auch Folgendes: Wir können Jonathan (so nennt man das amerikanische Volk,) belehren, welches die unvermeidlichen Folgen sind, wenn man zu ruhmbegierig ist. — Auflagen auf jedes, was man in den Mund, oder auf den Körper, oder unter die Füße bringt. — Auflagen auf alles, was angenehm zu sehen, hören, schmecken, riechen und zu fühlen ist. — Auflage auf Wärme, Licht und Bewegung. — Auflagen auf alle Dinge auf der Erde und dem Wasser und unter der Erde; auf alles, was von auswärts kommt, oder zu Hause wächst. Auflagen auf die rohen Stoffe; Auflage auf jeden neuen Werth, den die Stoffe durch die Industrie des Menschen erhalten. — Auflagen auf die Brühe, die des Menschen Appetit stillt, und auf die Arznei, welche ihm seine Gesundheit wiedergiebt. — Auflagen auf den Kragen, welcher den Hals des Richters ziert, und auf den Strick, womit der Verbrecher gehängt wird, — auf das Salz des Armen und die Gewürze des Reichen — auf die Messingnägel des Sarges und die Bänder der

Braut. Im Bette, oder am Tische, beim Niederlegen, oder beim Aufstehen, müssen wir zahlen. — Der Schulknabe peitscht seinen versteuerten Kräusel; der bartlose Jüngling tummelt seinen versteuerten Gaul, mittelst eines versteuerten Zaums, auf einer mit Weggeld belasteten Straße; und der sterbende Engländer, nachdem er seine Arznei, welche 7 Procent bezahlt hat, in einen Löffel gegossen hat, wofür er 15 Procent zahlte, wirft sich auf ein Bett, was 22 Procent gezahlt hat, dictirt sein Testament auf einen acht Guineen Stempelbogen, und verscheidet in den Armen eines Apothekers, welcher 100 Guineen für das Privilegium bezahlte, jenen sterben zu lassen. — Das ganze Eigenthum wird dann unmittelbar mit einer Taxe von 2 bis 10 Procent belegt. — Reichliche Bezahlung wird dafür verlangt, ihn auf dem Friedhof zu begraben; seine Tugenden werden der Nachwelt auf einem besteuerten Leichenstein kund gethan, und dann erst wird er — zu seinen Vätern versammelt — nicht mehr besteuert! — Zu allem diesem kommt dann, daß die Regierung, gewohnt, große Summen zu handhaben, dadurch geizig und verschwenderisch wird, und daß das System selbst unvermeidlich das niedrige Geschmeiß von Spionen und Anklägern und eine noch mehr verderbliche Race von politischen Schuften und Schurken der niedrigsten Art erzeugen wird.

Züge aus dem Privat-Leben Napoleons.

(Fortsetzung.)

Der geflüchtete König mußte, bis auf den letzten Augenblick, mit Hoffnungen hingehalten und das rasche Vorschreiten des Verdrängers vor ihm verheimlicht worden seyn, da man selbst seinen Schreibetisch noch im gewöhnlichen Zustand und mehrere Familien-Papiere, z. B. viele Briefe der H. von Angouleme und der Prinzen des Hauses in ihm fand, welche Napoleon zum Theil las und dann dem Verfasser dieser Denkschriften das Portefeuille einhändigte, um es sorgfältig zu verwahren. Jener wollte überhaupt, daß die Majestät der Könige und ihr persönliches Eigenthum in Ehren gehalten werden solle. — (Eine Gesinnung, welche wenigstens in Deutschland nicht durchaus an ihm verspürt worden ist.) — N. sah deshalb auch zürnend auf, als er eines Tages, durch das Zimmer eilend, Ludwigs Rollstuhl besetzt fand und ließ diesen in ein Hinterzimmer bringen.

Des Königs Tisch war unter anderem auch mit Andacht-Büchern reich versehen; sie mußten der Charte von Frankreich weichen. Das Cabinet eines französischen Monarchen, sagte Bonaparte, soll eher dem Zelt eines Feldherrn, als einem Bethaus ähnlich sehn.

Armes Frankreich! fuhr er im Tone der schmerzendsten Betrübniß fort, als seine Augen jetzt auf den neuen, beschränkenden Grenzen des Reichs hafteten, verstummte für einen Augenblick und brummte dann ein's seiner Leibverschen. — S'il est un tems pour la folie, il en est un pour la raison etc. Auch dieser Tisch ward sorgfältig aufgehoben, nachdem der Exkaiser, einige Stunden über, an ihm gearbeitet hatte.

Napoleon's Ordnung-Liebe und Pünktlichkeit — diese seltenen Gefährtinnen des Genialen ging fast bis zur Pedanterie. Er ordnete seine Papiere, so viel ihrer seyn mochten, jederzeit selbst, alles hatte seinen Platz und ward, nach dem Gebrauche, wieder zur Stelle getragen. Interessante Briefe wurden beseitigt; alle übrige auf die Diele geworfen — Er nannte das —

Son repondu — Die Abschriften der, auf der Post geöffneten aber, unmittelbar nach der Durchsicht, verbrannt.

Um sechs Uhr früh begann seine, erst mit dem Abend endende, unausgesetzte Thätigkeit. Vor allem las er die, während der Nacht eingegangenen Briefe und Depeschen*), durchlief dann die Zeitschriften, sagte zuweilen — Ein guter Artikel! und verlangte zu wissen, von wem er sey. Hierauf begann die Arbeit und in demselben außerordentlichen Geiste, der ihn an der Spitze seiner Truppen auszeichnete.

Fast nimmer sitzend dictirte Napoleon auf- und abgehend, antwortete, wenn der Secretär ein Wort nicht verstanden hatte, ohne es zu wiederholen, voll Ungeduld — J'ai dit! und fuhr fort.

War der Stoff bedeutend und erhabener Natur, so beschwingte sich auch sein, in der Regel nur gedrängter und bündiger Styl, und er erlaubte sich wohl auch neue und seltsame aber treffende Wortfügungen, wenn es ihm an dem bezeichnenden Ausdrucke gebrach oder dieser nicht erschöpfend und kräftig genug ausfallen wollte.

Riß ihn die Gluth und der Sturm seines Wesens zu augenscheinlichen Fehlern und Verstößen gegen die Sprache oder den Gegenstand hin, so legten die Secretäre das mißlungene Product, wo möglich, erst am anderen Tage zur Unterschrift vor; es ward dann gewöhnlich verändert, gemildert, umgeschrieben und Napoleon wußte denselben Dank, ihn vor Uebereilung oder Fehlgriffen geschützt zu haben, denn er schien nur in gewissen Fällen unbeugsam.

Wir bemerkten bereits, daß Napoleon selten eigenhändig, noch seltner leserlich schrieb, auch verstieß derselbe mit unter gegen die Orthographie, was bekanntlich mehrern großen Geistern seiner Gattung begegnete.

Nach der Rückkehr von Elba, verbot N. unter anderem, seine Briefe ferner mit der gewöhnlichen Formel — „Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme" zu schließen und sagte — Der alte Kram taugt höchstens noch für die „von Gottes Gnaden."

*) Außer dem ministeriellen Briefwechsel erhielt Napoleon täglich Rapporte vom H. v. Bassano, vom Commandanten der ersten Pariser Division, vom Polizei-Präfekt, vom General-Inspector der Gensd'armerie, vom Major-General der Garden, vom Groß-Marschall des Pallastes', von den Groß-Offizieren der Krone und den verschickten Adjudanten und Ordonnanz-Offizieren, die er sämmtlich mit Aufmerksamkeit las und auf der Stelle beantwortete, um nichts auf morgen zu verschieben.

Apollo's Günstlinge waren nicht die letzten, welche dem neuen Gott des Tages Weihrauch und Myrrhen darbrachten. Die Frau Gräfin G. sprach sich, zu Ehren des Veilchens, in sehr hübschen Versen, aus, und die Baronne von St. schrieb, ermuthigt von einigen schmeichelhaften Worten, die höchsten Ortes über sie gefallen waren, dem Kaiser eine Epistel (epître), von welcher er selbst sagte, daß sie sich, dem letzten Werke dieser Schriftstellerin vorgedruckt, seltsam genug ausnehmen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten.

Ein Tobacksfabrikant hatte eine Menge verdorbener Tobacksblätter verschiedener Art. Um sie nicht ganz wegwerfen zu dürfen, kam er auf den Einfall, sie sämmtlich unter einander zu mischen, in halben und viertel Pfunden abwiegen und daraus Pakete machen zu lassen,

die er mit einem Etikett versah, worauf die Worte standen: Dieser Toback lobt sich selbst.

Er kündigte ihn in den wöchentlichen Nachrichten an, und da er den Preis nicht hoch angesetzt hatte, so glückte seine Speculation; er fand zahlreich Abnehmer.

Ein Tobackraucher forderte auch ein Pfund von ihm, und auf die Frage des Käufers ob er noch großen Vorrath habe? erhielt er die Antwort: nicht mehr sehr viel und werd' ich schwerlich dergleichen wieder bekommen.

„Et, so will ich mir gleich 6 Pf. nehmen" sagte der Käufer: bezahlte solche, und ließ sie abholen.

Kaum hatte er aber den Toback versucht, so fand er ihn ganz widerlich an Geschmack und Geruch. — Er ging also unverzüglich zu dem Tobackshändler, machte ihm zornig Vorwürfe und sagte: pfui! er ist nicht zu rauchen, er stinkt abscheulich! wie stimmt dies mit dem prahlhaften Etikett? — das ist ein wahrer Betrug!

„Mein Herr!" versetzte der Tobackhändler kaltblütig: „Sie haben mich nicht gefragt: ob „der Toback gut oder schlecht sey, und sich bloß „auf die Devise verlassen: wissen Sie denn „nicht, daß Eigenlob stinkt?"

In einem Kaffehause saß Jemand bis tief in die Nacht neben zwei Herren, die Piquet spielten, und sah ihrem Spiele beständig zu. Bei einem streitigen Falle wandten sie sich an ihn, er versicherte aber, er verstehe von dem Spiele ganz und gar nichts.

Aber wie ist es möglich, daß Sie hier bis am hellen Morgen sitzen? fragte der Eine.

„Ich bin verheirathet!" gab der Gefragte zur Antwort.

* Vorschlag. An — — —.

Alles, Alles hat ein Ende;
Wo ich meinen Blick hin wende
Nagt der böse Zahn der Zeit.
Welten werden einst vergehen,
Nichts hienieden kann bestehen,
Alles wird Vergangenheit.

Kaum ist Jugend uns erschienen,
Zeigt das Alter graue Mienen
Und dem Alter winkt die Gruft;
Rosen blühen und verschwinden,
Ewigkeit ist nur zu finden
Wenn der Sensenmann uns ruft.

Weil denn Alles hat ein Ende,
Geben wir uns treu die Hände
Immer uns recht gut zu seyn;
Froh das Leben zu genießen,
Blumen pflücken, wo sie sprießen,
Und doch nie das Ende scheun.

Charade.

Arm an Gütern dieses Lebens,
Reich an Kenntniß und Verstand,
Suchte Ferdinand vergebens
Sich sein Glück im Vaterland.

Denn Fortuna sah mit milden
Blicken nicht den Jüngling an,
Und nach freieren Gefilden
Schiffte drum der freie Mann.

Und ein Mädchen — dort zu Lande
Mit der ersten Sylb' genannt —
Fesselt' ihn durch süße Bande,
Schien ihm seines Glückes Pfand.

Und so warb er um die Letzte
Bei der Ersten; — es gelang;
Was als höchstes Glück er schätzte,
Ihre Lieb' er bald errang.

Sie ward sein durch Priestersegen,
Er durch sie ein reicher Mann;
Mancher Jüngling sah deswegen
Ihn auch mit dem Ganzen an.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 44.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 1. Juni 1820.

* An Lina.

Ich denke Dein bei Luna's sanftem Scheine
Um Mitternacht; —
Wenn alles ruht, dann denk ich Dein, und — weine,
Mein Auge wacht! —

Mein Auge wacht, und an dem Sternenbogen,
Seh ich Dein Bild;
Es lächelt mir auch in den finstern Wogen
Des Lebens, mild. —

Ich denke Dein beim Sprudeln dieser Quelle,
Bei jenem Bach,
Und Deinen Namen ruft mir jede Welle
Im Fliehen nach. —

Die Welle flieht; sie kehret nimmer, nimmer
Zu uns zurück;
Doch Liebe bleibt, sie lacht im goldnen Schimmer
In Deinem Blick!

Ich denke Dein beim schäumenden Pokale
In Freundes Reih'n;
Wenn Nectar fließt aus Hebens goldner Schale
In unsern Wein. —

O denke mein, wenn Dir Fortuna lächelt,
Dir Kränze flicht;
Wenn kühler Zephyr leise Dich umfächelt —
Vergiß mein nicht! J — n.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Aber plötzlich ließ Montezuma den Feldherrn noch einmal zur Audienz entbieten, und zeigte ihm, als er erschien, ein Gemälde auf Tüchern, so eben durch einen Schnellläufer angekommen, welches achtzehn spanische Schiffe vorstellte, die im Hafen von Chalchiukuekan eingelaufen waren. Cortez, auch Meister seiner Freude, verbarg sie über diese Nachricht, die ihm nach seiner Ueberzeugung nichts als die Rückkehr seiner Gesandten aus Spanien mit königlichen Bestätigungen und frischen Truppen verkündete. Doch während er sich noch diesen süßen Träumen überließ, ward ihm ein Schreiben seines Hauptmanns Sandoval gebracht,

der seit Eskalantes Tod zu Veracruz commandirte. Dieser meldete ihm, daß die angekommene Flotte, eilf Schiffe und sieben Brigantinen stark, mit achtundfunfzig Reitern, achthundert Fußsoldaten und fünfhundert Matrosen bemannt, unter dem Befehl des neuernannten Adelantado von Neuspanien, des tapfern und hochmüthigen Narvaez, von dem Statthalter Velasquez abgeschickt worden, um Cortez als Rebellen und Hochverräther abzusetzen und gefangen zu nehmen.

Das war der stärkste Schlag, der den Helden treffen konnte, und dennoch war dieser auf eine so unglaubliche Weise Herr über sich, daß er nach dem Ueberfliegen der entsetzlichen Depesche dem König mit heiterer Miene meldete, daß man ihm mit dieser Flotte neue Gefährten von Cuba sende, und daß er eilen müsse, seine Waffenbrüder in ihrer neuen Heimath willkommen zu heißen; Montezuma aber zweifelte so wenig an der Wahrheit dieser Versicherung, daß er den neuen Ankömmlingen ansehnliche Geschenke und den Befehl an seine Statthalter entgegen sandte, sie mit eben der Höflichkeit, als seinen Freund Cortez, aufzunehmen.

Dieser ward jetzt von schweren Sorgen gefoltert; welche Maaßregeln er auch ergreifen mochte, sein Verderben schien unvermeidlich. Sollte er, die Hauptstadt und den König verlassend, mit seinem Häuflein dem neuen Feinde entgegen gehn, der über eine, der seinen weit überlegene europäische Waffenmacht gebot, oder sollte er in Tenochtitlan zurückbleibend, es abwarten, bis Narvaez, mit den empörten Mexicanern verbündet, ihn in seinem Quartier angreife? Dieß letztere schien bedenklicher. Cortez entschied für einen Versuch zu friedlicher Ausgleichung, und, wenn dieser mißlang, für offnen raschen Angriff, und seine Eilboten riefen alle Spanier, die in den Provinzen zerstreut waren, zum entscheidenden Kampfe zusammen, während der ehrwürdige Bartholomäus de Olmedo mit einem Friedensschreiben des Feldherrn an Narvaez abging.

Aber dieser war so von Stolz und Eigendünkel geblendet, daß er jeden Vorschlag zur Sühne trotzig von sich wieß, Cortez öffentlich für einen Hochverräther erklärte, und sich sogar so weit vergaß, einen Preis auf den Kopf des Helden zu setzen. Desto glücklicher waren die geheimen Unterhandlungen des klugen Olmedo bei den Officieren des Adelantado. Durch freundliche Mahnschreiben ihrer alten Waffenbrüder, durch goldne Ketten und kostbare Ringe, die Cortez mit wohlberechneter Freigebigkeit beigelegt, gewonnen, erkannten sie es immer klarer, daß der drohende Krieg der Spanier gegen Spanier zu nichts als zum Verlust dieses reichen Landes führen könne, und der Vergleich der Persönlichkeit beider Heerführer konnte auf keine Weise zu des übermüthigen, jähzornigen Narvaez Vortheil ausfallen. Andreas Duero, der schlaue Secretär des Statthalters auf Cuba, der den neuen Adelantado begleitet, wirkte verborgen und rastlos für seinen alten Freund Cortez, und der Licentiat Lukas Velasquez D'Ayllon, einer der Richter der königlichen Audienz auf San Domingo, der im Namen dieses höchsten Gerichtes der spanischen Colonien schon zu Cuba den Ausbruch dieses Bürgerkrieges zu verhindern gesucht, untersagte es Narvaez gradezu, ohne einhellige Uebereinstimmung seiner Officiere zu den Waffen zu greifen. Aber diese Einmischung machte den hochfahrenden, hitzigen Narvaez wüthend, und er vergaß die Ehrfurcht, die er dem Kaiser in der Person seines Beamten schuldig war, so ganz, daß er d'Ayllon verhaften ließ und nach Cuba schickte.

Hierdurch entschwand dem bedrängten Cortez die letzte Aussicht, den unheildrohenden Knoten friedlich zu lösen, und er gab seine Befehle zum Abmarsch aus Tenochtitlan. Der löwenkühne Pedro d'Alvarado, von den Mexicanern geliebt, die ihn wegen seiner vollendeten Mannesschönheit Tonatuch, Sonne, nannten, blieb mit hundert vierzig Spaniern und allen heidnischen Bundesgenossen in der Hauptstadt zurück, um das spanische Quartier mit allen Schätzen und dem köstlichen Kleinode, dem gefangenen Montezuma, zu bewachen. Dieser, dem die Feindschaft zwischen dem alten und neuen Feldherrn bald klar geworden, und der seinem tückischen Character getreu, mit dem letztern schon geheime Unterhandlungen angeknüpft, versprach dem scheidenden Cortez ewige Freundschaft und Treue, und erbot sich sogar, sein ganzes Heer zu ihm stoßen zu lassen, um ihm die neuen Ankömmlinge aus dem Lande jagen zu helfen. Aber Cortez wieß die verdächtige Hülfe zurück, und verließ mit siebzig Spaniern und einigen mexikanischen Edeln, die ihrem Könige als Spione, dem Feldherrn als Geißeln dienen sollten, die Residenz. In Cholula stieß sein Juan, der in Kotzakualko einen bequemern Landungplatz hatte ausspüren sollen, in Tapanekuetla der Hauptmann Sandoval, zu ihm. Sein letzter Versuch, durch eine persönliche Besprechung beider Heerführer das Blutvergießen zu vermeiden, scheiterte an Narvaez Heimtücke, der diese Zusammenkunft zu seines Gegners Ermordung benutzen wollte. Die Indianer, die zweifelhaft wurden, welchem Sohne Quetzalkoatls sie zu gehorchen hätten, begannen sich der größern Macht zuzuneigen. Selbst die bisher so treuen Totonaka's fielen ab und versahen Narvaez Heer mit allen Bedürfnissen. Die 4000 Tlaskalaner, um welche Cortez die Republik ersucht, und 2000 Mann, die er von dem kriegerischen Volke der Chinantla's in Sold genommen, blieben aus, und er konnte nur mit zweihundert und funfzig Spaniern, ohne Pferde, ohne andre Waffen, als lange indische Spieße, Schwerte und Dolche auf Chempoalla vorrücken, wo Narvaez mit einer dreimal stärkern, wohlgerüsteten Macht zu Fuß und Roß und mit zwölf Feuerschlünden seiner harrte.

Aber je drohender die schwarze Wetterwolke über dem Haupte des Helden schwebte, desto kühner hob sich sein Geist empor. Seit dem elenden Mordversuche verachtete er seinen Gegner, und beschloß nun den Spieß umzukehren und den Mann, der ihn als Aufrührer und Hochverräther geächtet, selbst als Rebellen zu behandeln, und so das schwere Gewicht der Legitimität, wenn gleich auf beiden Seiten nur ihr Schatten vorhanden war, in die eigene Schale zu werfen.

Eine neue Gesandtschaft Cortez befahl Narvaez, das Patent Karls des Fünften vorzuzeigen, in dessen Namen er hier zu handeln vorgebe, verbot ihm, unter Androhung harter Strafen, sich bis dahin Statthalter von Neuspanien zu nennen, untersagte seinen Truppen, ihm als solchem ferner zu gehorchen, forderte sie auf, binnen drei Tagen vor Cortez zu erscheinen und die Befehle ihres gemeinschaftlichen Souverains zu vernehmen, und bedrohte die Ausbleibenden als Aufrührer gegen den Kaiser zu behandeln.

Die einzige Antwort, die Narvaez auf diese Bothschaft gab, war die Verhaftung der Gesandten. Hier aber zeigte sich schon unter seinen Offizieren die Wirkung von Cortez geheimen Bearbeitungen. Sie fingen an zu murren, und ihre Vorstellungen gegen diese Ungebühr wurden so heftig, daß Narvaez sich knirschend überstimm-

und gezwungen sah, die Gesandten wieder in Freiheit zu setzen.

Jetzt war aber jede Friedenshoffnung zur Thorheit geworden, und Cortez, dem einmal angenommenen Grundsatz treu, daß Narvaez nicht als rechtmäßiger Heerführer, sondern als Rebell ihm gegenüber stehe, befahl dem Hauptmann Sandoval, den er zum Alguazil-Major ernannte, mit achtzig Mann, nicht, das feindliche Heer anzugreifen, sondern bloß den Aufrührer Narvaez gefangen zu nehmen, wobei er ihn mit dem Rest seiner Truppen unterstützen wollte. Das alles war nun zwar nichts als — mit andern Worten — eine Disposition zur Schlacht, also zu offnem Bürgerkriege, aber es klang doch anders, und diese rechtliche Spiegelfechterei hatte wenigstens die gute Wirkung, daß sich Cortez Soldaten nicht für Insurgenten, sondern für treue Vollstrecker eines gesetzlichen Spruches ansehen, und um so getroster fechten mußten.

Nur noch eine Meile war Cortez Herr von Chempoalla entfernt, als Narvaez, von der Nähe des Feindes unterrichtet, ihm mit funfzig Reitern und fünfhundert Fußgängern entgegenrückte. Nur der Kanoefluß trennte die Schaaren. Jenseits desselben hatte Cortez eine so vortheilhafte Stellung genommen, daß Narvaez ihn nicht anzugreifen wagte. — Es war am Pfingstsonnabend, am 26sten Mai des Jahres 1520, wo des Kampfes eisernes Würfelspiel unter den Söhnen eines Landes entscheiden sollte, welcher Heerführer hinfort berechtigt sey, die Bewohner eines fremden Heidenlandes zu zerfleischen, zu deren Verderben beide mit gleicher Festigkeit entschlossen waren.

Da goß der südliche Himmel die unendlichen Regengüsse jener Zone herab. Der Kanoestrom, der die Heere schied, schwoll zum Meere an, Narvaez Truppen, der Beschwerden dieses Klima's ungewohnt, ihrem Führer heimlich abgeneigt, begannen zu murren, und dieser sah sich bald genöthigt, sie nach Chempoalla zurück zu führen.

Jetzt beschloß Cortez mit der, nur ihm in diesem Maaße eignen Ueberlegung und Kühnheit, noch in dieser Nacht durch des Feindes Untergang oder durch seinen eignen, dem Kriege auf einmal ein Ende zu machen. Er commandirte: Vorwärts! und sprang zuerst in den brausenden Fluß. Mit freudiger Zuversicht folgten ihm seine Krieger. Von oben goß noch immer der Regen herab. Des Stromes reißende Fluthen umspühlten das Kinn der Wanderer und drohten sie umzureißen, aber sie drangen muthig hindurch an das jenseitige Ufer. Dort stellte Cortez die Triefenden in Ordnung und führte sie in tiefer Stille nach der bundverwandten Stadt, die jetzt seine erbittertsten Feinde beherbergte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der todte Bräutigam.

Herr von Saint-André, der in Straßburg als Obrist Lieutenant starb, hatte in seiner Jugend die Reise nach Paris im Postwagen gemacht, auf dem sich ein junger Mensch befand, der in einer Heirathsangelegenheit nach der Hauptstadt reisete. Die beiden jungen Leute wurden bald mehr mit einander bekannt, und der Obrist-Lieutenant erfuhr von seinem Reisegefährten, daß er in Paris die einzige Tochter und Erbin eines Freundes von seinem Vater heirathen solle, der junge Mensch machte ihn mit allen Nebenumständen dieser vorhabenden Verbindung bekannt, und ehe beide an das Ziel ihrer Reise gelangten, kannte der Obrist-Lieutenant alle Familienverhältnisse seines neuen Freundes und seiner Zukünftigen.

Als sie in der Hauptstadt angelangt waren, nahmen beide ihr Absteige-Quartier im Gasthofe zum König von England, Rue Richelieu. Kaum aber hatte man ihnen Zimmer angewiesen, als der Bräutigam plötzlich von einer Darmgicht befallen wurde, die so schnell Ueberhand nahm, daß er, ohnerachtet aller Hülfe, nach Verlauf von zwei Stunden verschied.

Der Obrist-Lieutenant nahm innigen Antheil an dem unglücklichen Schicksale dieses jungen Menschen, und befand sich in einiger Verlegenheit über das, was er dabei zu thun hatte. Er hielt es für nöthig, die Familie, deren Tochter der junge Mensch heirathen sollte, von diesem Unfall zu benachrichtigen. Er nahm daher alle darauf Bezug habenden Briefe und Papiere, die er in der Brieftasche des Verstorbenen fand, zu sich, und begab sich auf den Weg, um der harrenden Braut statt ihres Bräutigams die Nachricht seines Todes zu hinterbringen.

Dies alles war in der Ordnung, und der Obrist Lieutenant würde sein löbliches Vorhaben auch ausgeführt haben, wäre er nicht durch mehrere sonderbare Umstände daran verhindert worden. Als er nämlich im Hause des Schwiegervaters seines verstorbenen Freundes angelangt war, und die Bedienten, die wohl wußten, daß man den Bräutigam der Tochter erwartete, einen jungen fremden Menschen erblickten, der nach ihrem Herrn fragte, zweifelten sie keinen Augenblick, daß dieser der erwartete Bräutigam sey. Sie eilten ihn als solchen der Herrschaft zu melden. Der alte Herr kam mit offenen Armen dem Obrist Lieutenant entgegen, der immer noch kein Wort hatte sprechen können. Er führte ihn in das Zimmer, wo seine Frau und Tochter waren, und stellte beiden den erstaunten Fremdling als den erwarteten Bräutigam vor.

Diese zufällige Verwechselung fing an, den Obrist Lieutenant zu belustigen, und er beschloß, die Täuschung fortwähren zu lassen, um zu sehen, was daraus werden würde; er übergab dem Schwiegerpapa die Briefe, welche er bei seinem verstorbenen Freunde gefunden hatte, und da dieser ihn während der Reise von allem unterrichtet hatte, so wußte er alle Fragen der Familie zu beantworten, vorzüglich gefiel ihm das Fräulein, deren Blicke den vermeintlichen Bräutigam heimlich musterten, und er dachte bei sich selbst, daß er sie wohl zur Frau nehmen möchte. Man setzte sich zu Tische, der Obrist Lieutenant neben seiner Braut, gegen die er zuvorkommend und galant wie ein Franzose war.

Die beiden Aeltern fühlten sich entzückt und dankten dem Himmel für das Glück, einen Mann gefunden zu haben, der ihrer Tochter so würdig schien.

Nach dem Essen und während der Kaffee servirt wurde, begann der alte Herr mit seinem Eidam von ernsthafteren Dingen zu reden, er sprach nämlich von der künftigen Einrichtung und den erforderlichen Bedürfnissen eines jungen Ehepaars. Mitten in dem Gespräche stand der Obrist-Lieutenant auf, nahm seinen Hut, und wollte sich entfernen. Er dachte, es sey nun Zeit, dem Spaß ein Ende zu machen. „Wo wollen Sie denn hin?“ fragte der alte Herr. „Ich habe,“ antwortete dieser, „ein dringendes Geschäft, das mich nöthigt, Sie jetzt zu verlassen.“ „Welches Geschäft“ entgegnete der alte Herr, „können Sie in einer Stadt haben, wo Sie durchaus fremd sind?“ „Das ist allerdings wahr, dennoch muß ich Sie verlassen.“ „Aha! ich merke schon, was es seyn kann,“ sagte der alte Herr lächelnd. „Gewiß ist der Beutel leer geworden, und Sie wollen einen Wechsel umsetzen. Doch das ist nicht nöthig, meine Casse steht Ih-

nen zu Dienſten, und meine Leute ſind zu Ihren Befehlen. Berauben Sie uns daher nicht des Vergnügens Ihrer Gegenwart." „Es iſt nichts von alle dem," antwortete der Obriſt-Lieutenant, „eine andere Sache erfordert meine Gegenwart in meinem Gaſthofe." Während ſie alſo ſprachen, hatte ſich letzterer immer mehr der Thüre genähert, und als ſie ſich im Vorzimmer befanden, ſagte der vermeintliche Bräutigam: „Nun uns die Damen nicht mehr hören können, mein Herr, muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß ich kurze Zeit nach meiner Ankunft in Paris plötzlich von einer Darmgicht befallen wurde, an der ich zwei Stunden nachher geſtorben bin. Nun ſoll ich um ſechs Uhr begraben werden; es iſt daher durchaus nothwendig, daß ich mich dabei einfinde."

Man ſtelle ſich das Erſtaunen des alten Herrn vor, der Gedanke eines Begräbniſſes ſchien ihm zwar nicht ſehr erfreulich, gleichwohl mußte er über die auffallenden Aeußerungen des Obriſt Lieutenants dergeſtalt lachen, daß er ſie ſeiner Frau und Tochter kaum zu erzählen vermochte. Der falſche Bräutigam hatte ſich unterdeſſen empfohlen. Als es aber ſechs und ſieben Uhr ſchlug, und er nicht wieder kam, da wurde der alte Herr ungeduldig; er ſandte einen Bedienten nach dem Gaſthofe, und ließ ſich unter dem wahren Nahmen des Bräutigams nach ihm erkundigen. Man antwortete: er ſey zwar denſelben Morgen um neun Uhr angekommen, aber plötzlich krank geworden, um eilf geſtorben und um ſechs Uhr begraben worden. Man kann ſich das Erſtaunen der Familie kaum denken; es ſchien ihr eine übernatürliche Sache zu ſeyn, und vergebens ſuchten ſie zu ergründen, wie der verſtorbene Bräutigam einen Beſuch habe machen können, um ſeinen früher erfolgten Tod und ſein Begräbniß anzukündigen.

* Leſefrucht.

Dr. Middleton erwähnt eines, ſeiner Zeit, noch zu Rom üblichen Gebrauchs, deſſen Grauſamkeit und Ungereimtheit gleich anſtößig ſind.

„An einem gewiſſen, jährlich dazu beſtimmten Tage verſammeln ſich Leute aus allen Ständen am Abend in einer Kirche, wo für Geiſſel oder Peitſchen, die aus Tauen gedreht ſind, geſorgt iſt, welche jedem, der zugegen iſt, ausgetheilt werden. Wenn alle damit verſehen ſind, und eine kurze Andachtsübung vollendet iſt, dann werden, ſobald eine Glocke klingelt, die Lichter ausgelöſcht. Jetzt fängt die ganze Geſellſchaft an, ſich auszuziehn und beinahe eine Stunde zu geißeln. Während dieſer Zeit gleicht die Kirche einer Hölle, wo man nichts als Geißeln klatſchen und Getroffene ſchreien hört. — — Die Glocke klingelt wieder, die Lichter werden wieder angezündet und — die herzerhebende Scene hat ein Ende.

Zur Frühlingwiederkehr.

Biſt Du ſtets mit dem zufrieden,
Was das Schickſal weiſe Dir beſchieden,
Haſt Du edle Einfalt Dir bewahrt,
Fromm das Herz, und die Empfindung zart:
O! ſo wirſt Du in der Frühlinglüfte Weh'n
Deines Schöpfers Freudenruf verſtehn;
Und Du findeſt in der blühenden Natur
Eines ſchönern Daſeyns Spur.

Züge aus dem Privat-Leben Napoleons.

(Fortsetzung.)

Napoleon besuchte eines Tages jene von ihm begründete Anstalt, in welcher die verwaisten Töchter einstiger Mitglieder der Ehrenlegion erzogen wurden. Sein Erscheinen begeisterte die Mädchen. Sie warfen sich zu des Gönners Füßen, umarmten seine Knie, umfingen und bedeckten ihn mit Thränen der Freude und der Dankbarkeit. Einige beschenkten denselben mit selbstgefertigten, patriotische Devisen enthaltenden Haarringen, andere wollten, die herrliche Aufnahme der Angebinde bemerkend, nicht dahinten bleiben, sie umdrängten und faßten Napoleons Hände und füllten sie mit ähnlichen Kunstwerken. Dieser war gerührt, entzückt, die Liebe und die Güte selbst, ließ demnach alles mit sich machen und versicherte, als ihn die naiven Mädchen baten, ihre Ringe ja nicht wegzugeben, daß er sie so heilig halten wollte, als die Juwelen seiner Krone.

Während eines ähnlichen Zuspruches in der Fabrik des Hrn. Lenoir, welche dem Kaiser viel zu danken hatte, und wo er daher von den Arbeitern mit Frohlocken und schmerzlich kräftigen Händedrücken empfangen, von seinen Begleitern weggedrängt, im dichten Volkshaufen stand, that der Polizei-Commissär des Distriktes, als obligater Vorsänger, den Lerchenmund auf und schrie aus hellem Halse, sich leider! versprechend: Vive le Roi! Dies Irsal gab Scandal. Napoleon kehrte sich zu ihm und sagte spöttelnd:

Also wollen Sie auf Ihrer übeln Gewohnheit beharren?

Das Volk lachte laut, der Commissär aber brachte so fort, ohne sich stören zu lassen, ein herzhaft betontes, ächtes und gerechtes Vive l'Empereur! aus.

Mehrere Generale, welche der Kaiser jetzt wieder anstellte und zum Feldzuge berief, verlangten Geld und mannigfache Begünstigungen. Der Marschall Ney z. B. 20,000 L., um marschiren zu können. Napoleon gestand ihm die Summe, fluchend, zu. Der General Le Courbe foderte, außer mehreren Gunst-Bezeigungen, 150,000 L. rückständigen Soldes zu Bezahlung seiner Schulden. Als aber der Begehrlichen immer mehr wurden, erklärte Napoleon — „Wer sich nicht schlagen wolle, möge einen Weiberrock anziehn und spatziren gehn."

Dagegen ward der Herzogin von Bourbon, als Entschädigung für ihre in Beschlag genommenen Güter, eine jährliche Rente von 150,000 L., der Mutter des Herzogs von Orleans aber das Doppelte zugesichert, und Napoleon sagte, nach Lesung eines Briefes, welchen der eben erwähnte Prinz, bei seinem Abgang aus Frankreich, an den M. Mortier geschrieben hatte — „Celui — là a toujours eu l'ame française."

Lag dem Ex-Kaiser daran, einen Mann von Bedeutung zu fesseln, so prüfte und ergründete er, mit wunderbarem Scharfblicke, dessen Sinnes-Weise, Grundsätze, herrschende Leidenschaften und den ganzen Charakter. Er machte dann jene, ihm zu Gebote stehende, trauliche Güte und Liebenswürdigkeit — den Zauber der Rede an ihm geltend, stahl sich damit gleichsam in sein Herz, erhob ihn, leis' schmeichelnd, berauschte und riß dann plötzlich den Geblendeten durch aufblitzende Flammen seines Genius so gewaltsam und vollkommen zur Bewunderung hin,

daß sich dieser gleichsam bezaubert fühlte und sofort und für immer sein eigen ward.

Gegen Männer, die Napoleon achten und ehren mußte, äußerte sich derselbe in der Regel mild, belehrend, anziehend, gedankenreich, oft in kühnen, geistvollen, erhabenen Ausdrücken. Wer ihm gleichgültig war oder flach erschien, ward mit halben, nie beendigten Phrasen, mit Gemeinplätzen, bittern Glossen, mit öfter wunderlichen als geistreichen Späßen abgefertigt. Daher die verschiedenen Urtheile der Fremden, welche an seinem Hofe Zutritt fanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bemerkung.

Die Schönheiten der Natur haben uns jederzeit belustiget, erfreut, ermuntert, und zum innigsten Dankgefühle gegen unsern Schöpfer Anlaß gegeben. Wir fanden bis jetzt keinen Unterschied darinnen, ob wir nach der Stelle, wo wir die Natur mit starken Zügen genießen wollten, gegangen, gefahren oder geritten waren; denn nie spürten wir nach einem Spaziergange selbst von einigen Meilen, daß uns der Sinn für Naturschönheiten vergangen wäre. Ermüdung oder gar Erschlaffung belästigte uns nie, obgleich wir nur schwächliche Körper haben. Daß es Menschen giebt, denen ein Spaziergang von ein paar Stunden so herabstimmen könne, daß sie sich zur Wiederheraufstimmung in Scheunen,*) wo gewöhnlich Thiere ihren Aufenthalt haben, hinlegen müßen, haben wir früher nicht gewußt, und würden noch daran zweifeln, wenn nicht eine geschickte Feder dieses, ob nur von sich, oder von Mehreren, wagen wir nicht zu entscheiden, im Bürgerfreunde, gesagt hätte.

Giebt es wirklich Menschen, denen das Gehen eine Erschöpfung ihrer Geistes- und Körper-Kräfte ist, so ist eine elende Beschreibung von der Aussicht, welche hohe Berge gewähren, nicht zu verwundern, und kann den Grund darinnen haben, daß der Beschreiber nicht durch Hülfe von Pferde-kräften ꝛc. auf der Spitze des Berges angelangt ist, und keine Scheune zu Wiedererlangung seiner Kräfte vorfindet.

X. und Y.

*) Warum denn grade in einer Scheune?
Anmerkung des Setzers.

* Räthsel.

Ihr könnt mich nicht entbehren,
Gebraucht mich allezeit,
Doch muß ich mich beschweren,
Daß Ihr so gram mir seyd.

Durch Feuer und durch Lange
Erleid' ich große Qual,
Indem ich kaum gelange
In dieses Jammerthal.

Und ohne mein Verschulden
Bringt ihr mich in Verhaft,
Und lasset mich erdulden
Der schwersten Schläge Kraft.

Und oft — hab' ich erlitten
Kaum diese herbe Pein —
Muß ich von Euern Tritten
Noch sehr belästigt seyn.

Auch stellt Ihr mit Geschossen
Wohl gar mir eifrig nach,
Und zielet unverdrossen
Nach mir, der nichts verbrach.

Will man mich anders deuten,
Trägt Mancher mich im Kopf,
Und wird von klugen Leuten
Genannt: ein stolzer Tropf.

Und anders noch genommen,
Hat in der Mehrzahl mich
Ein jeder Mensch bekommen.
Nun, Freunde, kennt ihr mich?

B — r m — — r.

Auflösung der Charade in Nr. 43.

Mißgunst.

A. Töpken jr. — Redacteur.

No. 45.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 4. Juni 1820.

* Erinnerungs-Genuß.

Trage mich auf deinen Schwingen,
Phantasie, ins Jugendland,
Wo nur Freuden mich umsingen,
Wo ich mich so glücklich fand.

Laß sie nochmals mich genießen,
Durch dich, holde Phantasie, —
— Ach! in Wirklichkeit entsprießen
Der Vergangenheit sie nie. —

Rufe ihn zurück ins Leben,
Jenen himmlisch-schönen Traum,
Laß vor meinem Geist ihn schweben
Wie der Morgenröthe Saum.

Jene sorgenlosen Tage,
Die mir meine Jugend gab,
Rufe sie zurück, und trage
Sie empor aus ihrem Grab. —

Ach, sie waren einst, die holden
Tage jener Blüthenzeit! —
Nimmer kehren sie; doch golden
Lacht mir die Vergangenheit;

Wenn in einsam stillen Stunden
Sich mein Geist der Erd' enthebt,
Und in Freuden, einst empfunden,
Wonniglich neu wieder lebt.

O, ein namenlos Entzücken
Füllt dann die beglückte Brust,
Und Erinnrungs-Blumen nicken,
Lieblich blühend, mir zur Lust.

J — n.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Im Haupttempel zu Chempoalla saß der Gegenstatthalter von Neuspanien, von der verunglückten Unternehmung zurückgekehrt, mißmuthig am Tische, auf dem sein maurischer Feldarzt seine astrologischen Tafeln ausgebreitet hatte. Ungeduldig blickte Narvaez auf den emsig Rechnenden und brach endlich mit der Frage los: Wann wirst Du mir denn das Facit

Deiner endlosen Exempel melden können, Abderraman? — Ich bin nahe dabei, Don Pamphilo, antwortete der Maure. Es ist eine schwere und, wie mir vorkommt, undankbare Arbeit. Die Zahlen scheinen sich in eine nicht erfreuliche Ordnung stellen zu wollen, und in der einen Kammer Eures Hauses sitzt ein grauer, formloser Schatten, den ich noch nicht enträthseln kann, der mir aber ein recht bösartiger Maleficus zu seyn scheint. — Er hofft zu viel, hohnlachte Narvaez: wenn er glaubt, daß ich mich vor ihm fürchten werde. Banne ihn mir in einen Körper, daß ich ihn greifen und treffen kann, und Du wirst sehen, daß er sich vor mir fürchtet. — Eure trotzige Siegessicherheit macht mir vielen Kummer, warnte bedenklich der Maure: der bisherige Erfolg bürgt nicht für die Zukunft. Polykrates war weiser als Ihr. Auf dem Gipfel seiner Wünsche stehend, warf er sein köstliches Kleinod in die Fluthen, auf daß die Götter ihm sein wandelloses Glück verzeihen sollten. Möchtet Ihr seinem Beispiele folgen! — Und Deinem Rathe, nicht wahr? fragte bitter Narvaez: und das Kleinod, das ich dem Typhon opfern soll, ist der Rache Himmelsgenuß an meinem frechen Gegner und seinen Spießgesellen. Das wäre freilich die Perle meines Lebens, aber ein rasender Thor wäre ich, wenn ich sie hinabschleuderte. So günstig würden mir nimmer alle Constellationen wieder winken, als gerade jetzt. Mein ist die Macht, durch einen Wink die Rebellenrotte zu bestrafen, ihren Heiland, Cortez, für seinen Uebermuth zu züchtigen, und Juan, seinen liebsten Jünger, der meiner Liebe Glück mir schändlich stahl, dafür aus dem Ehrentempel zu stoßen, den er schon erstiegen zu haben träumt. — Seyd Ihr des Allen schon so gewiß, Adelantado? fragte Abderraman mit banger Sorge. Meine Berechnungen sagen mir ganz andre Dinge.

Vielleicht hat Dir der Glanz einer goldnen Kette aus Cortez Hand die Augen geblendet! rief Narvaez im giftigsten Grimme: daß Du die guten Zahlen nicht erkennen kannst. Spare Deine seltne Gabe, durch dunkle, räthselhafte Warnungs-Worte zu schrecken und zu umgarnen. Sie kann bei einem Velasquez gute Dienste thun, aber Narvaez Sinn steht fester als die Gestirne, an deren irren Lauf Du seine Heldenbahn fesseln willst. Bei unserer Frau zu Atocha! Wenn ich die Wahl habe, mich heute noch mit Cortez, wie der Schleicher so gern möchte, zu versöhnen, oder am nächsten Morgen geschlagen und todtwund in seinen Fesseln zu erwachen, ich wähle unbedenklich — Haltet inne, schrie Abderraman ängstlich dazwischen. Vollendet nicht das schreckliche Orakel, das Ihr Euch selber sprechen wolltet. Das ist der alte Fluch, der auf des Menschen Rede ruht, daß er in den Augenblicken des Uebermuthes und des Trotzes gegen die höheren Mächte sich unbewußt sein eignes Schicksal schaffen kann, indem er es verkündet. Er ist in solcher Zeit nicht allein. Ungesehn sind die dunkeln Gewalten aus der Tiefe zu ihm herauf gestiegen, und umringen ihn lauernd und graben das rasch entflohne Wort in eherne Tafeln, und hängen sich dann mit gräßlicher Schwere an ihn, und verlassen ihn nicht, bis das Unheil erfüllt ist, das er im Wahnsinn des Augenblickes über sich ausgerufen.

Nun wahrlich, spottete Narvaez, sich des unheimlichen Gefühles zu erwehren, das Abderramans Angstruf in ihm weckte — die Lüge hat doch eine eigne Kraft. Du hast jetzt das rasendste Zeug mit einer Wahrheit des Affectes

gesprochen, daß es mir vorkam, als glaubtest Du selbst daran. —

Jetzt wurde plötzlich an die verschlossene Thüre gepocht, Narvaez strafte durch ein schauderndes Zusammenfahren seinen erheuchelten Unglauben Lüge, und gebot Abderraman zu öffnen. Athemlos stürzte einer der Spanier herein, die vor Chempoalla's Thore, der Strasse vom Kanoeflusse her, hüten sollten. — Zu den Waffen! schrie er mit der letzten Kraft. Die Rebellen rücken stark auf Chempoalla! Mein Kamerad ist todt oder gefangen. Ich bin mit Mühe entronnen, es Euch zu verkünden.

Furchtbare Thätigkeit des großen ehernen Rades! rief der Maure erschrocken. O, weicht ihm aus, ehe es Euch ergreift und zermalmt! Aber Narvaez hörte nicht auf die Warnung, und sprach lachend: Die Memme hat Bäume für Soldaten gehalten, und des Regens Rauschen in den Blättern für Waffengerassel. Toll müßte ich seyn, wie diesen Hasen die Angst gemacht, wenn ich es nur für möglich halten wollte, daß Cortez es wagen wird, mich mit seiner Handvoll Leute anzugreifen!

Vergebens betheuerte des Soldaten gekränktes Ehrgefühl, daß er recht gesehn; vergebens rief der treue Warnung-Rabe Abderraman dem Uebermüthigen die grosse Wahrheit zu, daß Verachtung des Feindes der erste Schritt zum Untergange sey; Narvaez beharrte darauf, daß die Meldung sich bloß auf einen blinden Schrecken gründe, und riß endlich, da der Kriegsmann, im Bewußtseyn seines Rechts, bei seiner Behauptung blieb, zornig die Thüre auf, um ihn der Wache zu übergeben.

Da erscholl plötzlich durch die stille Nacht mit lautem, vielstimmigen Geschrei der Ruf: Heiliger Geist! zum hohen Tempel hinauf, und mit gezogenem Degen stürzte Salvatierra, Narvaez Lieutenant, herein, und rief: Das ist der Rebellen Feldgeschrei! Ohne Schwertstreich sind sie in den Tempelhof gedrungen; zu den Waffen, Feldherr!

Unmöglich! stammelte dieser, vom Schrecken der Ueberraschung ergriffen. — Bei Gott, sie sind schon handgemein, betheuerte Salvatierra während Waffengeklirr und einzelne Schüsse unten die Wahrheit der Meldung beglaubigten. Gebet Eure Befehle!

Eine Salve mit dem schweren Geschütz macht Luft, rief jetzt Narvaez, der schnell wieder den General in sich aufgefunden. Dann reinigt die Reiterei die Straßen, während die Hellebardiere den Tempel vertheidigen. Ich drücke mit den Büchsenschützen von oben herab. Fort, und laßt ausrufen, daß keinem Rebellen Pardon gegeben wird.

Fort stürzte Salvatierra. Narvaez, dessen Muth in einem bessern Herzen zu wohnen verdient hätte, stieß den treuen Abderraman zurück, der ihm den Panzer umschnallen wollte, warf nur den Helm auf das Haupt, hing den Schild an den Arm, und rannte mit gezücktem Schwert hinaus in die dunkle Nacht.

Wehmüthig schaute ihm Abderraman nach, ging dann zum Tische, packte seine geheimnißvollen Tafeln sorgfältig zusammen und breitete statt derselben, im Vorgefühl der nächsten Ereignisse, sein wundärztliches Besteck aus. Armer Narvaez, sprach er zu sich selbst: vermessener als der unglückliche Krösus hast Du das Fatum nicht gefragt, sondern herausgefordert; siehe, es nahet zum Kampfe in seiner Rüstung Klange, und zu spät wirst Du o Solon, Solon, Solon! rufen.

Mit wüthender Hitze griffen unterdeß Cortez Schaaren den Tempel an. Mit gleichem

Muthe vertheidigten sich Narvaez Krieger, und er selbst rechtfertigte seinen alten Waffenruhm durch Wunder der Tapferkeit. Doch der Alguazil-Major Sandoval, neben dem Juan focht, setzte alles daran, die aufgetragene Rechtshülfe kräftig zu vollstrecken. Während Narvaez von der Höhe des Tempels herab seine Leute durch Zuruf und Beispiel zur Vertheidigung spornte, drängte Sandoval durch hitzigen Angriff sie die Tempeltreppe hinauf. Eine Salve von Narvaez Büchsenschützen fehlte, ein Soldat von Cortez Heere warf Feuer auf das Schilfdach des Tempelthurms. Die Flamme nahm überhand, und Narvaez mußte nun, um nicht zu verbrennen, seinen festen Posten aufgeben, und einen Ausfall versuchen, um sich durchzuschlagen. Aber hier erreichte ihn die Nemesis seines Uebermuthes. Ein Lanzenstoß, der sein Auge durchbohrte, streckte ihn ohnmächtig zu Boden. Wie der Adler auf seine Beute stieß Sandoval auf ihn, und schleifte ihn die Tempeltreppe hinab, während Salvatierra von Juan entwaffnet wurde. Beide Gefangene wurden gefesselt und nach dem Hintertreffen in Sicherheit gebracht. Der Sieger Freudengeschrei verkündete den Feinden den entscheidenden Streich. Die, welche es noch redlich meinten mit dem gefangenen Feldherrn, wurden bestürzt, ihr Widerstand ward immer schwächer, ihre Niederlage immer gewisser. Unterdeß hatte sich Cortez des feindlichen Geschützes so schnell bemächtigt, daß nur eine einzige Salve daraus gegeben werden konnte. Jetzt ließ er es auf den Tempel richten, und im Kontraste mit Narvaez Mordbefehl ausrufen, daß bei gutwilliger Ergebung Allen verziehen werden, und nur bei längerem Widerstande Alle über die Klinge springen sollten. Daß Cortez durch Großmuth und kräftige Entschlossenheit der Mann war, beide Verheißungen zu halten, erkannten alle seine Gegner, und dazu flammte hinter seiner Nachhut eine Menge kleiner Lichter, welche glimmenden Lunten ähnlich sahen, und daher von Narvaez Soldaten für ein großes Corps Büchsenschützen, nur auf das Feuer-Commando harrend, gehalten wurden. Daß diese Lichter nur friedliche Johanniswürmlein waren, die, größer und hellfunkelnder als in Europa, die Nächte des Südens erleuchten, das wußten die guten Spanier nicht! die sich nie sonderlich um die Erforschung der Naturwunder jener Zone bekümmert hatten. Indeß erwiesen sich die Leuchtwürmer wirklich als thätige Bundesgenossen des Helden, da seine Feinde, aus Achtung vor ihnen, geduldig das Gewehr streckten und sich ihrer Handvoll Ueberwinder gutwillig ergaben.

So vermessen Cortez gehandelt, als das Glück sich von ihm zu wenden schien, mit so weiser Mäßigung benutzte er dessen neues Lächeln. Der Willkühr der mild behandelten und reich beschenkten Gefangenen ward es überlassen, ob sie unter ihm Dienste nehmen, oder nach Cuba zurückkehren wollten. Durch diese Großmuth besiegt, wählten fast alle das erstere, und auf den unglücklichen, ohnmächtigen Narvaez harrte beim Erwachen die unaussprechliche Kränkung, sich nicht nur durch eigene Schuld und die Begegnisse einer Nachtstunde als den Gefangenen des Mannes wieder zu finden, den er zu vernichten gedacht, sondern auch zugleich das Heer seines Todfeindes mit achthundert seiner eignen Soldaten verstärkt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Privat-Leben Napoleons.

(Fortsetzung.)

Napoleon war bekanntlich dem Fatalismus zugethan; er fürchtete gewisse Tage, als Unheil bringende, bauete mit Zuversicht auf andere, die sich als glückliche bewährt zu haben schienen und zog, bloß deßhalb, noch am Abend des 20. März in die Hauptstadt ein, weil dieser, als der Geburttag seines Sohnes, zu den günstigsten gehörte. Da ihn der Verfasser der Denkschrift an einem, nicht geheuer scheinenden Orte vor möglichen Gefahren warnte, antwortete derselbe —

Sie sind ein Kind! Alle Vorsicht wird unnütz, wenn mich ein Unfall treffen soll. Unser Schicksal steht dort oben geschrieben.

Als Napoleon, vor dem Beginnen der Schlacht von Waterloo, die Generale versammelt hatte, um sie mit den nöthigen Weisungen zu versehen, wurden alle denkbare Fälle und Ereignisse des bevorstehenden Kampfes erwogen und besprochen. Dennoch fiel es, wie durch höhere Fügung, nicht einem dieser Kriegkundigen ein, daß die Preußen, von denen bereits einige starke Haufen in der Gegend von Moustier bemerkt worden waren, dem rechten Flügel gefährlich werden konnten. Als diese endlich die Schlacht entschieden und das französische Heer in wilder Verwirrung durch einander stürzte und entfloh, behauptete noch ein einziges Reserve-Bataillon der alten Garde, ein Rest der felsengleichen Colonne von Marengo, unter Cambronne, seinen Platz. Der Kaiser wirft sich in seine Mitte, bildet ein Viereck und führt es (augenscheinlich um den Tod zu suchen) gegen das siegreiche Heer. Napoleons Stützen, die Ney, Soult, Bertrand, Drouot, Corbineau, Flahault, Ladedoyère, Gourgand ꝛc. ziehen den Degen, um als Gemeine mit zu fechten. Alte Grenadiere dieser Opferschaar beschwören ihn, sich zu entfernen, der eine setzt hinzu: „Er sehe ja, daß der Tod ihn verschmähe!“ Doch dieser verwirft den Rath und kommandirt: Feuer! Einige Offiziere der Umgebung erfassen jetzt des Pferdes Zügel und ziehn ihn mit sich fort. Cambronne und seine Braven sagen dem Scheidenden ein ewiges Lebewohl, umringen ihre sinkenden Adler, und jener erklärt, von den Britten vergebens aufgefordert — „Die Garde ergiebt sich nicht — Sie stirbt!“ Damit stürzen sie, Vive l'Empereur! rufend, in den Feind, fechten, unterliegen und mehrere schießen sich nun gegenseitig nieder, um ihre Waffenbrüder nicht zu überleben und durch Freundes Hand zu fallen.

Der Verfasser befand sich, gegen das Ende der Schlacht, mit dem H. von Bassano und den K. Wagen auf dem Meierhofe von Caillon. Dieser wollte, von seinem Herrn dorthin gewiesen, trotz der nahenden Gefahr nicht weichen. Endlich ward die Bedeckung geworfen, sie flohen und bestanden manch Abenteuer. Die Wagen fielen, bis auf den ersten mit dem Schatze und dem ihrigen, die wie durch ein Wunder entkamen, in Feindes Hand. Der Garde du Portefeuil secret hatte dieses gerettet, die übrigen wichtigsten Papiere wurden in Charleroy verbrannt, und jetzt trafen beide zufällig auf Handpferde Napoleons; dennoch weigerte sich der Herzog von Bassano, aus Ehrfurcht gegen ihren Herrn, dieselben zu benutzen; da kamen die Preußen und er vergaß der Bedenklichkeit. Das Gold des Schatzes ward unter die Dienerschaft vertheilt, welche es in Paris treulich ablieferte; der Rest ging verloren.

Man fand den Exkaiser unerwartet in Philippeville. Sie eilten zu ihm. Als er den Verfasser erblickte, reichte er ihm die Hand, welche dieser mit Zähren bedeckte, und auch aus dem Auge des großen, tief erschütterten Gefallenen rollte jetzt eine große Thräne*)!

Darauf mußte Fleury Befehle schreiben, und Napoleon sprach, wie auf dem Heimwege von Moskau und nach der Leipziger Schlacht, aufs Neue von frischen Hnnderttausenden, die Frankreich schaffen sollte, thürmte Entwurf auf Entwurf, rief: J'accablerai l'ennemi, und warf sich endlich auf ein schlechtes Bett, um vor dem Abgange noch ein wenig zu verschnaufen.

Sie fuhren ab, um in Rocroy zu essen. Verstört und aufgelöst, sagt Fleury, mit Staub, zum Theil mit Blut bedeckt, mit geschwollenen, verweinten Augen, erregte unser Aussehn Mitleid und Erschrecken (Nemesis!) Im Wagen ward die entsetzlichste der Lagen erörtert und erwogen, und Labedoyère sagte, im Vorgefühl, das sich bestätigt hat: Mein Schicksal ist nicht zweifelhaft, ich werde vor allen Andern hingerichtet!

In Laon unterwarf Napoleon das Bülletin der Schlacht dem Urtheile des Groß-Marschalls und der General-Adjutanten; es entsprach, gleich dem berüchtigten neun und zwanzigsten, bis auf wenige Kleinigkeiten der Wahrheit; nur wollte der Exkaiser durchaus nicht bekannt werden lassen, daß seine Wagen in Feindes Hand fielen. G. Flahault aber bestand darauf, des Umstandes zu gedenken, denn „man muß alles oder nichts gestehen!“ sagte er, und wird dieß verschwiegen, so folgern sie daraus, daß auch die Erzählung der wichtigern Ereignisse verfälscht oder umgegangen worden sey.

(Der Beschluß folgt.)

*) Welche Masse von Blut und Elend kostete es, um endlich auch diesem Augenpaare nur eine Schmerzenthräne zu entlocken!

* Die Ansichten sind verschieden.

Auch eine Antwort.

Wenn der Herr Verfasser des Aufsatzes im Bürgerfreund Nro. 39: Der Geschmack ist verschieden, bemerken wollte; daß so vieles Geld für Bau- und Brenn-Holz, von Bremen nach dem Auslande geht, davon ein Theil erspart werden könnte, und für das nach dem alten Lande wandernde Geld, für saures Obst, durch Anpflanzungen nützlicher Bäume hier bliebe, so würde ihm meine Anmerkung weder betäubt noch verblüfft gemacht haben; dieß auf seine flache Bemerkung Nro. 1.

2. Wenn ein curioser Liebhaber auch nur den 10. Theil Kosten anwenden wollte, welche die Ausgrabung der Ueberbleibsel der Vorzeit in Griechenland verursachen, so würde man ihm die alten Bäume am Walle gern überlassen; dem Künstler nützen jene, dem Kenner machen sie Vergnügen.

3. Muß der Verfasser dieser Bagatelle, offenherzig gestehen, daß er weder einen Schatz noch weniger einen reichen Schatz, und auch keine lachende Erben hinterlassen wird; ist auch nicht so ein erbärmlicher Wicht, um auf die Lobpreisungen am Begräbniß Abend, sollte es auch selbst von Ihnen seyn, sich im voraus zu freuen.

4. Wenn Sie Ihre Bäume ꝛc. mit Stekken versehen; so bemerken Sie in Nro. 39 gegentheilig, daß Sie die mit weißen Pfählen versehene Baumlinie für einen Uebelstand halten.

5. Wird dem Herrn Verfasser verständlich seyn, wenn er seinen Satz in Nro. 19

„Reite oder fahre doch einmal u. s. w. nochmals lieset, und räume ich 6. willig ein, daß derselbe bekannter mit den wilden Bestien so wie mit der Theorie des Schönen sey.

7. Guten Appetit zu dem Butterbrod im Eichenhain, er ist mir zu entlegen; auf dem Mühlsteine, wovon Sie in Nro. 19 sprachen, verzehre ich lieber unter einer krüpplichen Eiche was mir der Himmel giebt, als auf dem baaren Sande!

8. Verweise ich Sie zuvor auf Ihre Worte in Nro. 19, „Was wir hier so scheuslich entstellen ꝛc. seit 25 Jahren war ich öfters in Oberneuland, und fand freilich dieses die angenehmste Gegend um Bremen, doch Eichen- und Buchen-Haine nicht; vor oder gleich nach der Sündfluth war ich leider nicht da.

9. Wenn Sie nicht Knaben für alte Leute und den Reitknecht für einen Lord ansehen, warum sitzen Sie dann dem Pferde auf dem Kreutze, um wie ein Mylord auszusehen? Sie sagen Nro. 19 wir.

10. Die alte Römische Geschichte ist mir noch angenehme Erinnerung, doch sprach ein Lehrer in Tertia mit mehrerer Achtung von den Helden der Vorzeit, als daß er sie wegen ihrer Kühnheit und Größe Romanhelden nannte. Daß in den Umgebungen Bremens nicht blos Aepfelchen und Birnlein wachsen, wird leicht augenscheinlich widerlegt werden können.

S . . . t.

Feuer! Feuer!

Ein Methodisten-Prediger bemerkte, daß fast sein ganzes Auditorium sich dem Schlafe überlassen habe. Schnell rief er, mit überlauter Stimme: „Feuer! Feuer!“ Alle erwachten und riefen erschrocken: „Wo denn? Wo denn?“ „In der Hölle!“ antwortete der Prediger „für alle die, welche während der Predigt einschlafen.“

* Lob des Weins, von S.

Edler Wein! du perlst im Glase,
Duftest lieblich uns'rer Nase,
Kitzelst Gaumen, labst die Zunge,
Stärkst zum Singen unsre Lunge,
Machst vergessen allen Schmerz,
Machst vergnügt und froh das Herz.

Du vereinigst alles Gute
In dir. Uns wird wohl zu Muthe
Wenn wir mäßig dich genießen;
Drum sey von uns hochgepriesen
Kein Getränke labt uns so,
Keins macht uns, wie du, so froh.

Was ist ohne Saft der Reben
Dieses arme Erdenleben?
Schwermuth herrschet, wo er fehlt,
Wonne, wo man ihn erwählt
Zum Genossen. — Edler Wein!
Wer kann ohne dich sich freun?

Zwar die Pädagogen wollen,
Daß wir Wasser trinken sollen;
Weil's gesunder, wie sie sagen;
Doch, darauf will ich's nicht wagen
Ihnen vorzusehen Wein
Weil sie ihn gewiß nicht scheu'n.

Andre woll'n mit ihrer Suade
Ueber alles Limonade
Für das Beste der Getränke
Uns anpreisen, doch ich schenke
Limonade diesen Herr'n
Für ein Gläschen Allen gern.

Andre machen Thee zum Götzen
Ihres Trinkens, und ergötzen
Sich an diesem gelben Wasser,
Daher sehen sie auch blasser
Als er selbst. Bei gutem Wein
Würden sie wohl röther seyn.

Dort hört man die Kaffee-Schwestern
Alle die aufs Aergste lästern,

Die nicht mit so starken Trieben
Als wie sie, den Kaffee lieben.
Meine Damen! sie verzeih'n,
Wenn ich lieber trinke Wein.

Chocolade, wähnen viele,
Daß man stark nach ihr sich fühle,
Dies will ich auch nicht verneinen,
Aber ich zieh' einen reinen
Alten, feur'gen Rebensaft
Ihr vor, denn er giebt mehr Kraft.

Viel ist drüber schon gestritten,
Daß der Liebli[illegible]strank der Britten,
Daß der Punsch den Vorzug habe
Vor dem Wein, und besser labe;
Doch hierin stimm' ich nicht ein,
Sondern lobe mir den Wein.

Bischof, Pabst und die Gemische
Der Art, welche uns're Tische
Manchmal zieren, sind nichts gegen
Guten, reinen Wein; deswegen
Thu' ich gern darauf Verzicht,
Wenn mir Wein nur nicht gebricht.

Viele wollen uns anpreisen
Bier — und suchen zu beweisen
Mit den feinsten Rednerkünsten,
Daß es uns sey am gesündsten.
Ich für mein Theil lobe mir
Guten Wein statt schlechtes Bier.

Milch zu trinken ist nicht übel,
Aber es sagt selbst die Bibel,
Daß es eine schwache Speise.
Drum befolget meine Weise;
Wer gesund und stark will seyn,
Trinke guten, alten Wein.

Schnaps! du hast dich hoch geschwungen,
Denn von Millionen Zungen
Tönt dein Lob, und ganze Heere
Sind berauscht zu deiner Ehre,
Von dir täglich. Doch allein
Schnaps, was bist du gegen Wein?!

Nur der Wein erfreut die Herzen.
Bei ihm kann man fröhlich scherzen,
Er begeistert Dichter-Schädel
Feu'rt die Liebe an zum Mädel,
Giebt Soldaten Kraft und Muth,
Wärmt des Alters kaltes Blut.

Man empfindet nicht gleich Wehen,
Hat man auch zu tief gesehen
In das Glas einmal — dagegen
Punsch etcätera, erregen
Nur Kopfschmerzen hinterdrein,
Dies verursacht uns kein Wein.

Laßt daher den Wein uns trinken,
So lang' uns die Gläser winken.
Ihm gebührt der Preis vor allen,
Und so lang' wir nur noch lallen
Können, soll der Wein allein
Unsers Ruhmes würdig seyn.

* Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Der Lenz erscheint und schmücket wieder
Die Erste mit dem frischen Grün.
Es tönen Nachtigallen Lieder
Uns dort in schönen Harmonien,
Wo früher uns nur Waffenklang,
Geschützes-Lärm zu Ohren drang.

Zweite Sylbe.

Der Zweiten Wildheit zu bezwingen
Vermag nicht stets des Ritters Macht,
Dem oft sie treulich half erringen
Den Lorbeer in der blut'gen Schlacht.
Doch focht noch nie sie selber mit,
Der Ritter leitet ihren Schritt.

Das Ganze.

Das Ganze lebt in Meereswogen,
Doch kömmt es von den Küsten auch
Oftmals in Schaaren hergezogen
Und nützet uns zu manchem Brauch.
Hauptsächlich wird es auch erlegt,
Der Zähne wegen, die es trägt.

Ein Hannoveraner.

Auflösung des Räthsels in Nro. 44.

Nagel.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 46.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 8. Juni 1820.

Die Küsse.

Hoch lebe! wer auf's Küssen hält;
Ich lasse mir's nicht wehren.
Es küßt sich alles in der Welt;
Das will ich bündig lehren.

Der Zephyr küßt ja weltbekannt
Die Blum' auf Flur und Beeten;
Der Jüngling Mädchen, Mund und Hand,
Das Eisen den Magneten.

Der Sonne Strahl küßt Thränen auf,
Die an der Aehre hangen;
Es küßt der Mond in seinem Lauf
Der Erde braune Wangen.

Die Welle küßt des Meeres Strand,
Die Wolke Berges Gipfel;
Der Schmeichler mit gekrümmter Hand
Der Gnade Schleppenzipfel.

Die Flamme strebet Himmelan,
Und küßt den Strahl der Sonne,
Und was nur küßt und küssen kann,
Das küsset sich mit Wonne.

Die Täubchen selbst auf Nachbars Dach,
Sie schnäbeln sich, sie küssen,
Und was sich sonst noch küssen mag,
Wer kann das alles wissen!

Drum folg' ich, freundliche Natur!
Und lasse mir's nicht wehren,
Drum folg' ich willig Deiner Spur,
Du sollst mich küssen lehren.

Und rückt bei Daseyns Abendroth,
Heran die letzte Stunde,
So küsse sanft, Du blasser Tod!
Das Leben mir vom Munde.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Des Pfingstsonntags erster Strahl brach in das Gemach, in dem der stolze Narvaez auf seinem Schmerzenlager stöhnte. Mit mitleidigen Blicken hielt ihm sein Page, ein indischer Knabe aus Cuba, das Haupt, von dem so eben Abderraman den ersten Verband abnahm. Das

Auge ist ohne Rettung verloren, nicht wahr? fragte Narvaez, und als der Gefragte traurig den Kopf neigte zur Bejahung, wendete sich der stolze Ritter zu seinem Mitgefangenen Salvatierra, der düster am Fenster stand. Das muß uns trösten, rief er diesem zu. Uns hat nicht fremde Tapferkeit besiegt, wir erlagen der Uebermacht der Rebellen und ihrer verbündeten Heiden!

Mit Gunst, Don Narvaez, rief Diaz, der die spanische Wache an der Thür befehligte. Unsere Indianer ließen wir in Mexiko zurück. Die Hülfstruppen aus Tlaskala und Chinantla waren durch Eure schmählichen Manifeste gegen unsern Feldherrn konfus geworden und ausgeblieben. Es sind daher nur zweihundert sechszig rechtgläubige Christen, die die Ehre hatten, einen so großmächtigen Kriegshelden zu überwinden. Er hat Recht, grollte Salvatierra; ich focht in dieser Nacht mit keinem Heiden. Aber jetzt sehe ich ein starkes Heer Indianer mit langen Spießen zum Thor einziehen.

Das sind die 2000 Faullenzer aus Chinantla, rief Diaz lustig, die schon vorgestern da seyn sollten, und jetzt nur kommen, um Zeugen unsers Triumphes und Eurer Niederlage zu seyn.

Also Recht und Uebermacht vom schwächern Frevel bezwungen, schrie Narvaez mit grimmiger Klage zum Himmel: das ist Dein Maleficus der vergangenen Nacht, alter Schwätzer — und schrecklich wahr, wie Du es fürchtetest, habe ich mein dunkles Loos mir selber prophezeiht. Besänftigt Euch, bat ihn Abderraman, der wilde Grimm ist Gift für Eure Wunde. Das gilt mir gleich, rief Narvaez. Denn wenn das alte Fatum selber rasend wird und das Unmögliche zur Wirklichkeit, wer mag da noch die Fortdauer eines Tollhaus-Daseyns wünschen!

Jetzt führte Juan die Offiziere von Narvaez Corps herein, die so eben in Cortez Hand den neuen Treueid geschworen, und nun kamen, von ihrem gewesenen General Abschied zu nehmen. Verächtlich wendete ihm dieser den Rücken zu und knirschte: O warum drang das Lanzen-Eisen nicht ein Paar Zolle tiefer, so wäre ich dieser Kränkung entgangen!

Da ward Narvaez unter den Hauptleuten ein Gedränge gewahr, und erkannte bald an ihrem ehrfurchtvollen Zurücktreten Cortez, der, um seinen Todfeind unerkannt zu sehen, sich unter den Haufen gemischt. Noch immer nicht von seinem Uebermuthe verlassen, sprach der Besiegte zu dem Sieger mit schnödem Ton: Ihr habt wohl Ursache, Hauptmann, das gute Glück Euch hoch anzurechnen, das mich zu Eurem Gefangenen gemacht. Doch ohne sich über des eiteln Prahlers unerträgliche Anmaßung zu entrüsten, erwiederte Cortez kalt und ruhig: Mein guter Mann, man muß Gott für alles danken, indeß versichere ich Euch, daß ich diesen Sieg und Eure Gefangennahme unter meine geringsten Thaten rechne.

Er verließ das Gemach, und Juan trat zu dem kranken Unholde, um vielleicht von ihm etwas von dem holden Bilde seiner Träume, der begeisternden Schutzheiligen seiner Waffenthaten, der reizenden Isabella, zu vernehmen. Aber Narvaez, den verhaßten Nebenbuhler erkennend, winkte ihm, zurückzubleiben, seufzte mit der letzten Kraft: Ein braver Edelmann spricht nicht mit Renegaten! und sank, den Körper- und Seelenleiden erliegend, ohnmächtig auf sein Kissen zurück.

Was Ihr von ihm könnt wissen wollen, Don Juan, flisterte ihm Abderraman zu: das

errathe ich, und kann Euch damit dienen. Des Statthalters schöne Tochter hat, dem unwillkommnen Freier zu entrinnen, den Schleier bei den grauen Büßerinnen zu San Domingo genommen, und werdet Ihr sie in dieser Welt wohl schwerlich wiedersehen. O meine Isabella! stammelte Juan, von ungeheurem Schmerz ergriffen. Ihr thut mir wahrhaft leid, fuhr der Maure fort, und leider ist der Trost, den ich Euch etwa zu bieten vermöchte, so ärmlich, daß Ihr nicht viel damit werdet anzufangen wissen. Doch einem Cavallero, wie Ihr, muß es schon werth seyn, auf irgend eine Weise im Dienst seiner Dame zu bleiben. Donna Isabella hatte seit Eurer Abreise einen indischen Knaben liebgewonnen, der zum Repartimento des Statthalters gehört und zur Aufwartung im Hause gebraucht wurde, weil er sich durch Treue und Gewandtheit vor seinen Brüdern vortheilhaft auszeichnete. Ehe sie sich, der Welt abzusterben, nach San Domingo einschiffte, hatte sie den Schmerz, daß ihr Vater ihren Liebling dem seinigen, nämlich dem grämlichen Patienten dort, schenkte. Mit diesem kam er in Euer neues Reich, und hat es bei ihm in Wahrheit bisher nicht allzu gut gehabt. Nachdem Ihr nun der Herrschaft des Don Narvaez ein so unerwartet plötzliches Ende gemacht, könntet Ihr Euch auch wohl seines Gesindes, als einer guten Beute, bemächtigen, und Donna Isabella, oder Juana, wie sie jetzt heißt, würde es Euch gewiß danken, wenn Ihr dem armen Pedrillo ein freundlicher Schirmherr würdet.

Juan, durch die Hoffnung entflammt, von der verlornen Gebieterin recht viel zu erfahren, befahl dem Mauren, den Knaben in sein Gemach zu bringen und dort seiner zu harren. Er selbst ging zu Cortez, der ihm mit der gewohnten milden Freundlichkeit den Pagen auf das erste Wort erb- und eigenthümlich schenkte, und als er nun in sein Zimmer trat, stand der Maure mit seinem Schützling schon wartend darin.

Juan betrachtete diesen mit der Theilnahme, die ihm ein Zögling Isabellas einflößen mußte, obgleich sein Aeußeres ihn nicht sonderlich ansprach. Das dunkelkupferfarbene Gesicht mit den schwarzen Haaren kontrastirte widerlich grell mit dem goldverbrämten Scharlachwamms, in welches des eiteln Narvaez Prunksucht seinen Pagen gekleidet, und über die Form seiner Züge ließ sich gar nicht urtheilen, weil die bunten, wunderlichen Zeichnungen, die der Neukultivirte aus dem rohen Naturzustande mit herüber gebracht und höchst unvortheilhaft beibehalten hatte, das Gesicht zur Fratze machten. Es war beinahe nichts hübsches an ihm, als ein Paar schöne Augen und der edle zarte Wuchs, der selbst dem traurigen Juan auffiel. Willst Du mir dienen, Pedrillo? fragte er ihn freundlich. Mit treuem Herzen bis in den Tod, rief der Knabe mit freudiger Hast, die Arme über die Brust kreuzend, ohne sich dem Gebieter zu nähern. Seine Stimme hat einen sanften lieblichen Klang, sprach Juan, und mit einiger Verlegenheit fiel der Maure ein: Mit dem Spanischen, Don, werdet Ihr etwas Geduld bei ihm haben müssen. Donna Isabella, die gern die Wilzensprache erlernen wollte, hat sich fast nur in dieser mit ihm unterhalten, auch sprach er überhaupt nicht gern viel. Das thut mir leid, sprach Juan, denn seine Stimme hat wunderbarer Weise in meinem Herzen Saiten berührt, die nun süß und schmerzlich nachtönen, daß ich jauchzen möchte und weinen in einem Athemzuge, und das schöne, große, schwarze Auge,

das über das häßliche Gesicht hinausblickt, wie die Sonne über Ruinen, hat mir tief bis in die Seele geschienen, und ich fühle es jetzt auf einmal, wie ein solcher Sonnenstich Todesweh bringen kann. Auf jeden Fall bleiben wir beisammen, und Dir, Maure, bin ich für Deinen Liebesdienst so hoch verpflichtet, daß ich Dir überlasse, den Lohn selbst zu bestimmen, den Du wünschest und den ich Dir reichen kann.

Ich halte den Covallero beim Worte, rief hastig der Maure, Juan's Hand ergreifend. Schaffe mich sammt meinem verwundeten Herrn, dem ich vor der Hand noch unentbehrlich bin, sobald als möglich fort von hier, sey's auf die Schiffe, sey's nach Veracruz, nur Eurem Cortez schaff mich aus den Augen!

Warum? fragte Juan erstaunt. Glaubt Dein Hasenherz daß ein kriegsgefangener Feldarzt von meinem General etwas zu fürchten habe?

Der Feldarzt nicht, rief ängstlich der Maure: schafft mich nur fort. Ich habe Euer Wort!

Das hast Du, sprach Juan, ihn scharf und lange fixirend, und ich werde es lösen, wenn Du mir gleich, je länger ich Dich betrachte, je bedenklicher vorkommst. Ich habe Dich schon sonst wo einmal gesehn, wenn gleich in anderer Tracht, und wie mich dünkt, in keiner allzu vortheilhaften Beleuchtung.

Perle aller Hidalgos! rief der Maure. Besinnt Euch nicht allzu mühsam auf mein schlechtes Gesicht. Es kann Euch ja doch wenig daran liegen, wo Euch die Fratze schon einmal aufgestoßen.

Recht, rief der Jüngling heftig: jetzt kommt mir die Erinnerung. In einer wüsten Nacht führte Narvaez Dich vor meinem Kerker vorbei zu meinem Oheim, und finstere Künste hast Du dort getrieben, den Riß zwischen dem kleinen und dem großen Mann unheilbar gemacht. —

So wäre ja mein Zauberwerk doch zu des Helden Sieg und Ruhm ausgeschlagen, stellte der geängstete Necromant wehmüthig vor. Doch thut Ihr mir, bei Allah und Maria! zu viel Ehre an, wenn Ihr mich für einen Zauberer haltet. Was ich in jener Nacht Euern Oheim schauen ließ, dazu bedurfte ich keines höhern Wissens. Ich kannte ihn und Cortez, das war genug, um das voraus zu sehen, was geschehen würde, und auch ohne mein unschuldig Gaukelspiel früher oder später geschehen mußte.

Die Unschuldbetheuerung aus Deinem Munde ist mir verdächtig, sprach Juan: und scheint mir bloß der Furcht vor der Inquisition zu entquellen.

Der mich Don Juan doch gewiß nicht verrathen wird? fragte zuversichtlich der Maure.

Nein, antwortete dieser nach kurzem Besinnen: ob Du es gleich vielleicht verdient, obgleich auch mein Schicksal durch Deine Ränke eine furchtbare Wendung erhalten, von der ich noch nicht weiß, ob sie zum Sonnengipfel oder zum Abgrund führen wird. Nimm dieß, vor Mangel im Vaterlande Dich zu schützen, fuhr er fort, ihm einen köstlichen Ring aus Arazakatls Schatze zuwerfend. Ich gehe mit dem Feldherrn nach Mexico zurück, und werde ihn bitten, daß er Dir gestatte, Deinen Gebieter nach Veracruz zu begleiten. Doch setze des Himmels Langmuth nicht auf neue Proben, und hüte Dich vor dem Kapellan Vincentio, der leicht Lust bekommen könnte, mit Dir das erste Auto da Fé auf Neuspaniens Boden zu schmücken.

Euch segne der große Unbekannte, zu dem wir Alle beten, rief der Maure niederstürzend und Juan's Füße küssend. Er lohne es Euch,

daß Ihr, der Lehre Eures Propheten treu, denen wohlthut, die Euch beleidigten. Er hat es Euch schon gelohnt, doch ohne Euer Wissen; so wie er nach Eurem alten Götterbuche das Gute seinen liebsten Kindern schlafend giebt. Wenn Ihr dereinst erwacht aus Euerm Schlummer, und das nie geträumte goldne Glück plötzlich in seines Glanzes Wunderfülle in Euer Auge strahlt, dann schenkt eine freundliche Erinnerung dem armen Abderraman, der es Euch zuführte.

Er stürzte fort. Juan, der in den letzten begeisterten Worten des zweideutigen Menschen keinen Sinn finden konnte, wollte sich mit einer Frage zu Pedrillo wenden, aber dieser hatte sich bei des Gespräches wachsender Lebhaftigkeit aus dem Gemache geschlichen, und Juan staunte die leeren Wände an. Das ist sehr sonderbar, versicherte er sich selbst und ging zu Cortez, durch seine Fürsprache dem bangen Mauren Wort zu halten.

Er fand den Feldherrn in finsterem Nachsinnen über einer Depesche Alvarados, die so eben von Tenochtitlan eingelaufen war. Ist es nicht entsetzlich, rief ihm der Held entgegen, daß Habsucht und tolle Mordlust in einer Stunde zertrümmern können, was Kopf und Faust, von seltnem Waffenglück unterstützt, in Monden mühevoll gebaut. Lies dieses Schreiben, Juan. Der Adel Mexico's hat an dem großen Feste des Krieges-Gottes in unserm Quartier vor Montezuma den Opfertanz gehalten. Alvarado, wie er sagt, durch die Einflüsterungen der Tlaskalaner geschreckt, eine Meuterei besorgend, hat die Thore besetzen und sechshundert wehrlose Tänzer niederhauen lassen. Was aber eigentlich die Triebfeder dieses rasenden Beginnens gewesen, hat die Plünderung der Schlachtopfer, die sich zum Feste mit Gold und mit Juwelen reich geschmückt, nur zu deutlich ausgesprochen. Jetzt ist ganz Mexico in Aufruhr. Unsere Brigantinen auf dem See sind verbrannt, unsere Waffenbrüder, von der Bevölkerung der ungeheueren Hauptstadt in ihrer Burg belagert, vermögen sich nur noch mit Mühe zu halten, gegen die täglichen Stürme der wüthenden Heiden, und bitten uns flehentlich um schleunige Hülfe. Morgen werde ich dahin aufbrechen. Du sollst unterdeß mit zweihundert Mann den Narvaez und Salvatierra nach Verakruz bringen, Segel, Steuer und Compasse von den Schiffen an's Land schaffen und das Corps zurückrufen, das ich zur Vollendung des Hafenbaues nach Kotzaualko gesendet. Dann führst Du mir beide Schaaren nach Mexico nach. Es wird jetzt dort heiß hergehen, und wir werden, trotz der Verstärkung durch Narvaez Heer, nicht rüstige Arme genug haben können.

Und Narvaez Dienerschaft? fragte Juan mit einer Unbefangenheit, deren er sich im Stillen schämte.

Mag nach ihrer Wahl, antwortete Cortez: in meinen Diensten bleiben, oder ihrem Gebieter nach Verakruz, und so bald er genesen, frei nach Cuba folgen.

Wie? Ihr wollt Euern grimmigsten Feind frei lassen? fragte bestürzt Duero, der bei Juans letzter Frage eingetreten war.

Unbedenklich! sprach Cortez. Narvaez ist ein guter Soldat, und wüthend gegen mich erbittert, aber er ist nicht zu fürchten, denn seine Eitelkeit hält seiner Tapferkeit das Gleichgewicht. Er liebt sich selbst zu sehr, um seinen Gegner richtig zu schätzen, und dadurch hat dieser schon halb gewonnen. Des Sieges andere Hälfte vertraue ich meinem guten Glücke, darum bleibt es bei meinem Befehl. Ich will dem alten Velasquez einmal zeigen, wie es einem Ritter ziemt, gegen den bezwungenen Feind zu handeln, ich will

* Der Knabe und die Nachtigall.

Knabe.

Warum, süße Sängerin!
Weilst Du fern, im tiefsten Haine?
Warum fliehst, mit stolzem Sinn
Du die Welt im leichten Scheine?

Nahe mir Dich ohne Scheu,
Laß Dein Zauberlied erklingen!
Deine Nähe ist mir neu; —
Hebe Deine zarten Schwingen!

Nachtigall.

Nimmer werd' ich Dir mich nahen,
Höre Du mein fernes Lied;
Sollten Schranken mich umfahen
Wär' ich meiner Freiheit quit. —

Und die Freiheit ist das Leben
Raubtest Du sie grausam mir;
Ach, was könnt' ich dann Dir geben? —
— Trauern würd' ich für und für!

H — ll —

Züge aus dem Privat-Leben Napoleons.

(Beschluß.)

Während des Aufenthalts in Malmaison, wo Hortensie, die edle, holdselige Frau, Ihm wie ein guter, versöhnender Genius zur Seite stand, war Napoleon sanft, auf alles gefaßt und noch immer bereit, wie Poseidon, den Dreizack zu schwingen und das vos ego geltend zu machen. Als endlich seine plötzliche Entfernung beschlossen und ihm angedeutet war, sofort nach Rochefort abzugehn, sagte er zu dem Verfasser —

Ich habe versprochen zu folgen, und es geschieht im Laufe der nächsten Nacht. Machen Sie sich reisefertig!

Dieser erwiederte — Zwar versprach ich gestern Ew. Majestät, im Drange der Anhänglichkeit, Sie zu begleiten, aber meine Mutter beschwor mich bei ihren eisgrauen Haaren, sie nicht zu verlassen. Diese Mutter ist 74 Jahr alt, ist blind und hat, außer mir keine Stütze, da meine Brüder auf dem Bette der Ehre gefallen sind — Ich fühlte mich unfähig, ihren Anspruch zurückzuweisen.

Wohlgethan! fiel Napoleon ein: Sie gehören vor allem dieser Mutter an, bleiben Sie bei ihr. Eine freundliche Aufnahme bleibt Ihnen gewiß, wenn das Schicksal Sie künftig dieser Pflicht entbindet.

Das weitere Gespräch und ein Vorschlag Fleury's, im Bezug auf den glänzenden Dienst, welchen Napoleon dem Vaterlande noch erweisen könne, führte diesen zu Aeußerungen über seine eigene Zukunft. Bonaparte versetzt —

Ich könnte mit Hannibal sagen — Befreie sie von dem Schrecken, den Dein Name über sie bringt! Aber der Selbstmord eignet sich nur für Weichlinge und Krankhafte. Nie werde ich, wie es auch kommen möge, mein Leben eigenmächtig verkürzen.

Endlich, beim Aufbruche, drückte Napoleon die Prinzessin Hortensie an's Herz, umarmte zärtlich seine getreuen, in Thränen zerfließenden Freunde, und empfahl ihnen auf's Neue, Einigkeit, Muth und Ergebung. Seine Haltung war fest, seine Stimme sanft, sein Aussehn heiter; keine Klage, keine Schmähung entschlüpfte ihm. Der Vertriebene bestieg am 8. Juli, in demselben Augenblicke das Schiff, als Ludwig der achtzehnte in Paris einzog. Seltsam genug hatte Napoleon im Laufe desselben Tages, an welchem früher der König, als solcher, seine Hauptstadt wieder betrat, die Insel Elba verlassen.

Zweisylbige Charade.

Die Erste ist nicht warm nicht kalt,
O, die erräthst du sicher bald;
Mit meiner Zweiten wird benannt
Ein jeder Herr, in fernem Land.
Soll ich dir was vom Ganzen sagen?
Ein Kriegsheld ist's, aus Friedrich's Zeit,
Der sich mit ihm in mancher Schlacht geschlagen.

Auflösung der Charade in Nr. 45.

Wallroß.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 47.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 11. Juni 1820.

* Wie wird mir seyn.

Wie wird mir seyn, wenn nun im stillen Frieden,
Dies müde Auge sich zur Ruhe schloß?
Dem, von des Tages Last und Hitze, Müden,
Erquickung bringt des Grabes stiller Schooß?
Vollendet ist des Herzens banges Sehnen,
Getrocknet jede Quelle meiner Thränen?

Wie wird mir seyn, wenn dieses Lebens Spuren
Vergessenheit und öde Nacht bedeckt?
Der Freund nun wandelt auf des Kirchhofs Fluren?
Kein Sehnen mehr, kein Liebesruf mich weckt?
Im Sarkophage enge eingeschlossen
Nicht Blumen seh', vom Thränenthau begossen?

Wer kann des Grabes festen Riegel lösen?
Wer schauen durch die Nacht ins hellre Licht?
Wer kennt den neuen Ursprung aller Wesen?
— So wie ein Lichtstrahl Dunkelheiten bricht —
So schimmern fern mir Edens Blumenauen;
O warum kannst du, Geist, nicht heller schauen?

Ich werde seyn — ich werde ewig leben!
Doch wie und wo? — lös't keiner mir dies Wort?
Doch frage nicht, mein Herz, du sollst nicht beben!
„Im Vaterhause!" das ist Christi Wort.
Wenn ich denn hier nur Schattenbilder finde —
Fest will ich halten doch des Auges dunkle Binde.

Hinüberflüchten schon zum ew'gen Frieden —
Wahrhaftig, lieblich wärs! doch soll mein Herz
Ertragen Last und Kummer gern hienieden,
Bald, bald wird ja gemildert aller Schmerz!
Wird Alles hier zur Erde hingerissen,
Liegt sie doch einst tief unter unsern Füßen.

Was hier nur dämmerte, soll dort im Glanze
Des ew'gen Morgenroths verkläret stehn.
Ich soll, in der Verheißung Strahlenkranze,
Was hier mir dunkel war — im Lichte sehn.
Ich schwebe dann auf goldnen Seraphsflügeln
Durch alle Welten — mich im Licht zu spiegeln.

O schöner Traum! soll ich Erfüllung finden?
„Nicht hier, nur da, wornach du stets dich sehnst!"
O schönes Wort! das du in dunkeln Gründen,
Mir Muth und Kraft aus jener Welt entlehnst.
Bald sind des Jünglings Träume schon verflogen,
Er fühlt sins ew'ge Daseyn sich gezogen.

Er fühlt, wie sanft von Genien getragen,
Dies kurze Leben schnell und leicht verfließt.
Es wird ihm bald ein schöner Morgen tagen
Da froh der Chor der Engel ihn begrüßt.
Die Seele schwebt, im sanften, geist'gen Wehen,
Hinauf, hinauf in ewig grüne Höhen!

G.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Ein trauriger Anblick bot sich Juan dar, als er mit seinen Schaaren zu Tenochtitlan einzog. Die Straßen waren mit Leichen bedeckt. Nahe und fern dampften Häuser und Tempel in Schutthaufen, oder brannten in wilder Lohe zum Himmel. Ueberall ertönte der wüthenden Mexikaner rauhe Kriegsmusik und ihr wildes Schlachtgeschrei. Aber noch entsetzlicher sah es bei dem spanischen Quartiere aus. Mit Ausnahme des Haupttempels Zamalli lagen alle Gebäude seines Umkreises durch die Gewalt des schweren Geschützes in Trümmern. Der Pallast Axajakatl selbst war nur noch eine große Ruine, denn die Indianer hatten ihn bei ihren Stürmen wiederholt in Brand gesteckt und seine Mauern an vielen Stellen untergraben, um sich so den Weg zu ihren einst so gefürchteten Gästen zu bahnen, nach deren Blute sie jetzt gleich wilden Thieren lechzten.

Ueber Hügel von Todten und Sterbenden mußte Juan mit seinen Leuten klettern, durch ganze Verhacke abgeschossener Pfeile sich mühevoll einen Weg bahnen, bis er den innern Hof des Pallastes erreichte, in dem Cortez seine Befehle austheilte. Es war eben ein furchtbarer Sturm abgeschlagen worden, und alles regte sich rüstig, seine Folgen unschädlich zu machen. Während hier Verwundete verbunden, Todte begraben wurden, löschte man dort eine anglimmende Feuersbrunst, baute eine niedergestürzte Mauer auf, und alle Zimmerleute des Heeres, von indischen Handlangern unterstützt, arbeiteten an drei beweglichen Kriegsthürmen, Montas genannt, mit denen die Terrassen der Häuser erstürmt werden sollten, weil von dort aus die Spanier durch das feindliche Wurfgeschütz das meiste gelitten hatten.

Du findest uns mitten in der Arbeit, guter Juan, sprach Cortez mit finsterm Ernst, und auch für Dich ist noch genug aufgehoben. Ich danke Gott, der Dich mit Deinen Schaaren glücklich zu uns hindurch geführt. Frische Truppen thaten uns wahrlich Noth. Löse sogleich mit Deinen Leuten die Besatzung der Mauern ab. Sie ist schon einen ganzen Tag unaufhörlich im Gefecht gewesen, und hat nicht einmal Brod genug, sich zu sättigen.

Erschüttert von dem Elende, das hier in jeder Gestalt seine unglücklichen Waffenbrüder niedergedrückt, und nun auch seiner harrte, und ein entsetzliches Ende dieser Gräuelscenen ahnend, bestieg Juan die Mauern, und sah, wie sich die geschlagenen Tausende der Mexicaner zum neuen Sturme sammelten. Jetzt dröhnte dumpf vom Haupttempel herab Huitzilopochtlis heilige Trommel. Ihr antwortete der Heiden Wuthgebrüll, die nun zugleich von allen Seiten wie Rasende auf das spanische Quartier anrannten. Vergebens würgten die Kanonen, Musqueten und Armbrüste. Mit sichtbarer Todesverachtung traten neue Streiter an den Platz der Gefallenen, und überall begannen sie schon an den Mauern empor zu klimmen. Schwer war die Vertheidigung, denn eine Unzahl Bogenschützen schoß während der Eskalade eine so unermeßliche Menge Pfeile auf die Mauer, daß sich Juan mit seinen Spaniern kaum noch oben zu erhalten vermochte. Endlich wurde

wirklich die Mauer an einigen Stellen erstiegen, und das Handgemenge begann nun mit aller der Wuth, die Rachsucht, Fanatismus und Verzweiflung nur einzuhauchen vermögen. Da, im wildesten Mordgetümmel, rief ein Befehl des Feldherrn Juan von der Mauer. Cortez führte ihm den unglücklichen Montezuma zu, der mit allen Insignien seiner traurigen Herrschaft geschmückt war. Der König will selbst mit dem wüthenden Volke reden, sprach Cortez. Laß Waffenstillstand ausrufen, führe ihn auf die große Terrasse, und schütze sein Leben, das uns allen ein theures Palladium ist. Juan gehorchte, die Stürmenden wichen zurück, und Montezuma trat den schweren Gang an. Einige seiner Minister, die ihn begleiteten, winkten dem Volke Ruhe zu, auf daß es die Stimme seines Herrschers vernehme. Eine tiefe Todtenstille, schauerlich kontrastirend mit dem wilden Schlachtlärm, der ihr vorangegangen, verbreitete sich über die ungeheuere Menschenmasse, als diese ihren König erblickte. Bei einigen übte sogar der Ehrfurcht alte heilige Gewohnheit ihre Rechte noch so mächtig, daß sie vor dem gefangenen Fürsten auf die Kniee fielen. Jetzt trat Montezuma zwischen Juan und Diaz an das vordere Geländer der Terrasse.

Wenn der Eifer für meine Freiheit, sprach er im alten Herrntone zu dem horchenden Volke, Euch die Waffen in die Hände gegeben, so danke ich Euch für die Liebe und Treue, die Ihr mir dadurch so edel bewiesen. Aber Ihr irret, wenn Ihr mich für einen Gefangenen haltet. Es hängt nur von mir ab, wann ich den Pallast meines Vaters verlassen und in den meinen zurückkehren will. Zürnt Ihr über das lange Verweilen der Weißen in meiner Hauptstadt, so wißt, daß ihr Anführer mir versprochen hat, augenblicklich aufzubrechen, sobald Ihr die Waffen niederlegt. Beruhigt Euch also, und beweiset mir dadurch Euern Gehorsam, wenn Ihr nicht das schändliche Gerücht wahr machen wollet, daß Ihr, Eurer heiligsten Pflichten vergessend, einem Andern, als mir, den Treueid geschworen. Doch fern sey es von mir, dieß zu glauben, und die Rache der erzürnten Götter würde alle ihre Schrecken auf Euch herabdonnern, wenn Ihr eines solchen Frevels fähig wäret.

Kein Beifallruf antwortete dieser Rede. Die vorige Todtenstille dauerte noch einige Minuten fort, bis in dem Menschenmeere ein unglückweissagendes Gemurmel zu grollen begann. Jetzt erhob sich der kühne Quauhtemotzin, der Neffe Montezuma's, um im Namen des Volkes dessen Unwillen kräftig auszusprechen.

Schande über Montezuma, schrie er mit wilden Blicken: Schande über den verzagten, weibischen König, der besser an den Spinnrocken, als auf den Thron einer so muthigen Nation taugt. Wer, wie Du, aus Furcht und Niederträchtigkeit freiwillig der Gefangene der Handvoll fremder Räuber geworden, verdient nicht ferner über Mexiko zu herrschen, verdient nicht länger zu leben. Falle, ein Opfer für das Vaterland, das Dein Wahnsinn zu Grunde gerichtet, ruhmlos, wie Du gelebt, sinke hinab in das dunkle Reich Mikanteuktlis, und Dein Name verlösche auf ewig in Mexico's Jahrbüchern!

Und den Bogen spannte der freche Mann, und aus seiner Hand schwirrte der Pfeil nach dem Herzen des unglücklichen Oheims. Ehe Juan und Diaz, die eine solche That nicht für möglich gehalten, Montezuma zu schützen vermochten, hatte der Pfeil seinen Arm durchbohrt, und jetzt brauste, durch dieß Beispiel entzügelt,

der Sturm des Aufruhrs in dem Heere der Heiden von neuem los. Vorwürfe, Schmähworte und Flüche flogen mit einem Regen von Steinen und Pfeilen auf die Terrasse. Vergebens deckten Juan und Diaz, die eigne Sicherheit vergessend, den armen König mit ihren Schildern. Durch einen Steinwurf am Fuß gelähmt, durch einen andern am Kopf verletzt, stürzte er beraubt zu Boden. Dieser Anblick wirkte mit Zaubergewalt auf seine empörten Unterthanen. Das Gefühl, den bisher abgöttisch verehrten Herrscher durch ihre eigne Hand gefällt zu sehn, unterdrückte für diesen Augenblick die heiße Mordlust. Als wenn die Rache der Götter, mit der Montezuma sein Volk bedroht, es wirklich verfolge, rannte es heulend vom Wahlplatze, und Juan gewann dadurch Luft, den Verwundeten nach seinem Zimmer zu bringen.

Aber vergebens war die Sorgfalt, mit der die Spanier in dem Leben des bedauernswerthen Königs ihre eigne letzte Rettungshoffnung zu erhalten suchten. Die Flamme seines Geistes, durch lange, schmähliche Knechtschaft verdunkelt, flammte noch einmal in ihrer alten Gluth und beleuchtete ihm seine beispiellos traurige Lage mit schrecklichem Lichte. Der Fürst, der durch seinen Kriegermuth sein Reich auf den höchsten Gipfel der Macht gehoben, war von seinen Feinden gefangen, von seinen Unterthanen verachtet, und blutete an den Wunden ihres Aufruhrs. Diese Demüthigungen konnte der stolze Mann nicht ertragen. Er weinte, seufzte, wüthete, riß die Verbände ab, verschmähte jede Nahrung, und machte dadurch die Heilung seiner Wunden selbst unmöglich. Sein Elend zu vollenden, war auch der Trost, den jede Religion, selbst die irrende dem Leidenden beut, für ihn verloren. Die Wahrheit der Gründe, mit denen der heftige Cortez und der sanfte Bartholomäus die Gräuel des Mexicanischen Götzendienstes gegen ihn bekämpfte, waren von seinem scharfen Verstande hinreichend erkannt worden, um ihn das verabscheuen zu lassen, was ihm durch der Ahnen Beispiel und die allmächtige Gewohnheit heilig geworden war. Doch auch des Christenthums milde Himmelslehre war ihm durch die gemeine Habsucht, die niedre Tücke, den blutigen Mißbrauch der Gewalt, die rohe Grausamkeit, womit sich ihre Jünger befleckt, verhaßt geworden, und er stand jetzt verzweifelnd am verfehlten Ziele seines irdischen Lebens, während ihm die Aussicht auf ein vergeltendes Jenseits verschwand.

Vergebens hatte Bartholomäus seine milden Trostgründe erschöpft, und wich, von den Lästerungen des Sterbenden erschüttert, von dem Schmerzenlager zurück. Da nahm, wie ein unseliges Gespenst, der Kapellan Vincentio an des Bettes Häupten Platz, um statt des ohne Erfolg gebrauchten Stabes Sanft den Stab Wehe über den verstockten Heiden zu schwingen. Aber umsonst bemühete er sich, den König mit der ewigen Höllenpein, die er mit gräßlichen Farben ausmalte, durch die Taufe in das Paradies der Christen zu schrecken. Montezuma, der schon den letzten Kampf kämpfte, starrte ihn mit unwilliger Verachtung an, und rief endlich zornig: Wie magst Du mir anmuthen, Priester, an einen Gott zu glauben, der einen Menschen, wie Dich zu seinem Diener wählte? Wie soll ich wünschen in ein Land zu reisen, in dem ich, nach Deiner Behauptung, wohl alle meine Henker, aber keinen meiner Ahnen finden würde? Ihr habt mir Schätze und Reich, Ehre und Götter geraubt. Laßt es dabei bewenden, und versucht es nicht, auch noch meinen entfliehenden Geist in Fesseln zu schmieden! Frei will er in das dunkle Jenseits flattern, und willkommen wird

ihm dort selbst die Vernichtung seyn, die ihn von Euerm verhaßten Anblick erlösen soll.

Mit giftigem Blicke erhob sich der Kapellan, und zischte zu Bartholomäus: Ich ziehe meine Hand von diesem Sünder ab, aus dessen versteinertem Herzen selbst der Stab Moses keinen Tropfen wahrer Buße zu schlagen vermöchte. Sicher hält ihn ein teuflischer Staatsgrund ab, sich der allein seligmachenden Kirche in die Arme zu werfen, deßhalb hat er auch seine Seele dem Teufel für die ganze Ewigkeit ergeben!

Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet! erwiederte Bartholomäus mit strafender Hoheit, und ging noch einmal zu dem Unglücklichen. Eben hatte dieser ausgelitten, und seine offengebliebenen Augen starrten mit zornigem Trotze gräßlich zum Himmel. Bartholomäus drückte sie ihm sanft zu und, segnend seine Hand auf das Haupt des Todten legend, hob er den verklärten Blick nach oben und flehte: Verzeihe dem Verirrten, Barmherziger, um der Frevel willen, die er von deinen Bekennern erlitten, und wenn ihm einst nach strenger Buße die Schuppen von den Augen fallen, so laß ihn dich erkennen und den ewigen Sohn im Geist und in der Wahrheit.

Von neuem erklang über Montezumas Verderbern der Vergeltung schreckliche Waage. Ein Ausfall, den Cortez mit den drei Kriegsthürmen mit den meisten Spaniern und 3000 Tlaxkalanern in die Stadt machte, mißlang gänzlich. Eine der Montas ward durch die Steine, die von den Häusern auf sie herabgewälzt wurden, zertrümmert, und nach einem wüthenden Gefecht, das vom Anbruch des Tages bis zum Mittage ununterbrochen fortdauerte, mußte sich der Feldherr mit seinen geschlagenen und größtentheils verwundeten Leuten in sein Quartier zurückziehen. Dadurch wuchs den Mexikanern der Muth. Während ihre Hauptmacht die Spanier auf den Mauern bedrängte, beschossen fünfhundert Adliche, die sich auf der obern Terrasse des Haupttempels verschanzt hatten, den Pallast mit einer Schloßensaat von Balken, Steinen und Pfeilen, welche die Spanier selbst in den innern Höfen ihrer Burg niederstreckte. Auf Cortez Befehl sollte Hauptmann Eskabar mit hundert Freiwilligen den Tempel erstürmen. Dreimal versuchte er die Treppen zu ersteigen, die zur Terrasse hinauf führten. Dreimal ward er zurückgeschlagen. Da sprang Cortez, der bisher unten gefochten, vom Pferde, ließ sich den Schild an den verwundeten Arm festbinden und drang, von Juans und Alvarados Compagnieen begleitet, zur Terrasse hinauf. Jeder Schritt ward ihm von den Edelleuten mit großer Tapferkeit streitig gemacht; aber endlich siegte die höhere Seelenkraft. Die obere Terrasse ward erstiegen, und nun entbrannte das Gefecht von neuem mit einer Wuth, von der die neue Welt bisher kein Beispiel gesehen. Alle Mexikaner oben waren fest entschlossen, den Fall ihres Vaterlandes nicht zu überleben. Sie kämpften auch dann noch fort, als ihre Niederlage schon entschieden war, oder stürzten sich freiwillig von der hohen Terrasse hinab in den Tempelhof, um so ihren Tod zu finden.

Zwei edle Jünglinge, deren Namen die ungerechte Clio aufzubewahren vergessen, zeichneten sich hier durch eine That aus, unter einem halbwilden, despotisch beherrschten Volke kaum glaublich, und würdig, durch den Griffel eines Plutarch verewigt zu werden. In demüthig bittender Stellung näherten sie sich dem fechtenden Cortez, in dem sie mit vollem Recht die Quelle der Leiden sahen, denen ihr unglückliches Vaterland unterlag. Kaum hatten sie, zum Zeichen der Ergebung ihre Waffen zu seinen Füßen niedergelegt, als sie ihn plötzlich ergrif-

fen und mit vereinter Gewalt nach dem Rande der Terrasse fortrissen. Hier schwangen sie sich, den Feldherrn fest um den Leib fassend, über das Geländer hinaus in die Luft, um ihn durch ihr Gewicht mit sich hinab in die Tiefe zu ziehen, und so des Todfeindes Fall durch ihre eigne Zerschmetterung zu erkaufen. Aber der starke, gewandte Cortez, niemals von seiner fürchterlichen Besonnenheit verlassen, faßte mit Simsonskraft das Geländer und hielt es so fest, daß die beiden Helden ohne ihn in den Opfertod hinab stürzen mußten. Wehmüthig schaute er dem entsetzlichen Sturze nach und rief erschüttert: Wahrlich, das war eine That, wie sie Neuspanien nie sah, und nie sehen wird, so lange die Welt steht!

Unterdeß wüthete das Gemetzel oben fort, und endete nicht eher, bis die ganze Tempelbesatzung in ihren Blute lag. Jetzt ließ Cortez die Tempelthürme in Brand stecken, und eilte hinab, um auch unten Bellonen den blutigen Lorbeer abzuringen. Hoch zu Roß, dessen Zügel er über die unbrauchbare Linke gehangen, flog er mit gesenkter Lanze in der Heiden dichtestes Gedränge, alles, was sich ihm in den Weg stellte, niederstreckend. Aber der kühne Muth hatte ihn rascher vorwärts geführt, als seine Krieger ihm zu folgen vermochten. Als er sein Pferd nach ihnen umwandte, sah er einen so großen Schwarm von Feinden zwischen sich und ihnen, daß er selbst es für unmöglich hielt, sich wieder zu ihnen durchzuschlagen. Da gewahrte er eine schwach besetzte Seitengasse und sprengte da hinein, um durch einen Umweg wieder zu den Seinen zu kommen, und es schien, als ob die Vorsehung selbst ihn zu diesem Entschlusse geleitet, damit er der Schutzengel eines seiner treuesten Freunde werde. Andreas Duero, der, die Feder mit dem Degen vertauschend, die Mordschlacht als Hauptmann mit geschlagen, war mit dem Pferde gestürzt, gefangen, und dem Feldherrn begegnete ein starker Haufe Mexikaner, der den Unglücklichen nach dem Tempel schleppte, um ihn dort gleich auf frischer That den Göttern zu opfern. Cortez sah es, und — ohne sich zu besinnen, jagte er, der Einzelne, mitten in die Feinde, um den Freund zu befreien. Die Heiden, die diesen hielten, fielen unter seiner Lanze, und sobald Duero die Faust frei fühlte, stieß er mit dem Dolche, den man ihm einfältiger Weise, gelassen, den Mexikaner nieder, der sein Pferd hielt, schwang sich hinauf, und beide Freunde schlugen sich nun kräftig durch ihre gaffenden Widersacher, bis sie bei den Ihrigen ankamen. Unterdeß war Mexiko auf allen Punkten geschlagen. Cortez führte das ermattete Heer in die Burg zurück, und rief hier, mit einem Entzücken, das manche dunkle That aus seinem Schuldbuche auslöschte, den geretteten Duero umarmend; Diese That ist die glücklichste meines Lebens!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der entschiedene Streit.

Ein armer Knabe, Sohn eines Schweinhirten, langt' eines Tages in Rom an, sammelte einige Almosen, und stand endlich still bei der Bude eines Speisewirths, um mit Verstand einen wichtigen Streitpunkt zu entscheiden. Sollt' er das erbettelte Geld zu einer guten Mahlzeit anwenden? oder sollt' er sich dafür ein Paar Schuhe kaufen, deren er gleichfalls sehr bedurfte? Das war die Frage. Fürwahr eine schwere Frage! Auch mochte unser Bauerknabe noch so viel hin und hersinnen, noch so bedächtig Gründe gegen Gründe abwägen: er fand

sich nicht aus diesem Labyrinth. Ein Kaufmann in der Nähe bemerkte aus seinem Laden die außerordentliche Bewegung des jungen Ankömmlings, und fragt' ihn, was er vorhätte. Der Bursche erzählte den Streit zwischen seinem Magen und seinen Füßen, und das auf eine so lebhafte und geistreiche Art, daß der Kaufmann ihn bei der Hand nahm, und kurzweg statt seiner selbst diesen Streit schlichtete, indem er ihm in seinem Hause ein reichliches Mittagsbrod vorsetzen ließ.

Diese Wohlthat blieb nicht unbelohnt, denn unser Bauerjunge ward nach und nach — Pabst Sixtus V., und erinnerte sich nun auch des menschenfreundlichen Kaufmanns mit thätiger Dankbarkeit. Thuna, Edit. d'Amsterd. p. 5 sequ.

Starke Gedächtnisse.

Der berühmte Herzog Pico von Mirandola ist im Stande gewesen, 2000 Wörter in der Ordnung, wie man sie ihm vorgesagt, zu wiederholen. — Eben so 200 Verse, und in umgekehrter Folge.

Dem Jesuiten Claude François Menestrier ließ die Königin Christina von Schweden 300 der ungewöhnlichsten Wörter Ein Mal vorlesen, und er sagte sie augenblicklich der Reihe nach wieder her.

Hugues Doneau soll das ganze Corpus Juris, Racine den ganzen Euripides, Bayle den ganzen Montaigne auswendig gewußt haben, und noch neuerlich wußte ein Litthauischer Jude jede Stelle in beiden Theilen des bändereichen Talmuds nach Seitenzahl und Spalte zu bezeichnen und herzusagen.

Auch Hugo Grotius Gedächtniß verdient Achtung. Wenn er der Musterung einiger Regimenter beigewohnt hatte, so konnte er ohne Mühe die Namen der einzelnen Soldaten wiederholen.

* Vorschlag und freundliche Bitte

an die verehrten Vorgesetzten unsrer Schulen und an sämmtliche Lehrer und Lehrerinnen der lieben Jugend, um nämlich die frohen Tage der Schul-Ferien fleißigen Schülern so froh und so nützlich, als möglich zu machen, die Ferien, wenn's seyn kann, in allen Schulen, mit denen der Haupt-Schule übereinstimmend, eintreten zu lassen, damit Bruder und Schwester, die größern, so wie die kleinern, nicht getrennt, sondern gemeinschaftlich sich ihres Daseyns freuen mögen, wodurch alsdann auch den Aeltern erleichtert wird, dahin mitzuwirken, daß die freien Schultage zu gegenseitigem Nutzen und Vergnügen angewendet werden.

Gedanken.

An den Frauen ist und nimmt sich alles größer aus als an den Männern: die Klugheit, wie die Verkehrtheit, die Gutmüthigkeit, wie die Bosheit u. s. f.

Uebertriebene Aengstlichkeit vermehrt gewöhnlich die vorhandene Gefahr mit einer neuen.

Die speculativste Leidenschaft, und welche eben darum am öftersten banquerott wird, ist die Liebe.

Ueberall sehen wir Menschen das Leben auf eine Art verbrauchen, als hätten sie keine Ahnung von dem, wozu es ihnen gegeben ward.

Eine Frau, in welchem das Gemüth im Verstande aufgeht, kann weder einen Mann, der ganz Gemüth, noch einen, der ganz Verstand, noch einen, der beides in schöner Verschmelzung ist, glücklich machen. Zum Glück der Ehen, sind solche Frauen selten.

Anecdoten.

Zwei Canonici, zwei Musiker, und ein Bauer mit seinem Sohn, einem Knaben von etwa zehn Jahren, fuhren einst in derselben Postkutsche eine ziemliche Strecke mit einander. Bei jedem Stadtthor scholl aus dem Wagen die Meldung: „Zwei Canonici — zwei Musici" u. s. w. Dem Knaben fielen endlich die fremden Worte auf, und als er einmal mit seinem Vater abgestiegen war, zog er ihn beiseite, und fragte: „Aberst, Fahder, wat heht denn dat, Canonici und Musici?" Un dat wehtste nich, du Dummerjan? war die Antwort. „Dat is wi mit de grohten Ossen un de klehnen Ossen. Bi de klehnen heht et: Kann no nit zi (Kann noch nicht ziehn), aberst bi de grohten heht et: Must zi (sie müssen ziehn)."

Cromwels verstockte und hinterlistige Sinnesart verleugnete sich sogar in der Todesstunde nicht.

Sein Arzt hatte ihm nur noch 24 Stunden Leben versprochen, und dennoch versicherte er Jedermann, Gott habe ihm offenbart, er werde wieder aufkommen. Als der Arzt hierüber seine Verwunderung äußerte, hub Cromwel an: „Du bist doch ein beschränkter Kopf! Ich wage ja nicht das Mindeste bei dieser Prophezeihung: sterbe ich, so wird das Gerücht von meiner Genesung wenigstes meine Feinde so lange im Zaum halten, bis die Meinigen sich und ihre Güter in Sicherheit gebracht haben; komme ich aber davon (und Ihr Aerzte könnt Euch ja eben sowohl als Andre irren), so wird ganz England mich für einen Mann Gottes halten, und mich thun lassen, was ich nur will."

Die Erbauungsbücher und die Schriften zur Unterhaltung werden beide gekauft. Aber Romane, Schauspiele und Gedichte lesen mehr Leute, als sie kaufen; und umgekehrt werden Predigten und ihres Gleichen mehr gekauft, als gelesen.

Charade.

Im letzten Christmond war's, als ich
Im Freien mich erging;
Die letzte Sylb' gar schauerlich
Mir um die Ohren hing.

Bei einer Grube kam ich an,
Und fand die Erste drauf;
Nur nicht gezaudert! dacht' ich dann,
Und schnell war ich hinauf.

Jedoch die Letzte überzog
Die Erste hell und blank;
Als ich zur Seit' ein wenig bog,
Ich in die Grube sank.

Ein gutes Glück war's sicherlich,
Ich fiel so ziemlich weich;
Und aus dem Ganzen machte ich
Dies Sylbenräthsel gleich.

Auflösung der Charade in Nr. 45.

Laudon.

In der Steindruckerey von G. Jöntzen ist aufs neue verfertigt: das 6te Heft der beliebten Blumenzeichnungen von G. Jacquerye und ist in die Kunsthandlung der Herren Comolli und Dreyer schwarz und illum. zum Verkauf geliefert.

Auch sind in Stein gedruckte Formulare zu großen und kleinen Rechnungen das 100 zu 54 und 30 Grote in der Papenstraße Nro. 22 zu haben.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 48.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 15. Juni 1820.

* Psyche.

Noch weilet in dem dunkeln Thale
Des Himmels schwer geprüftes Kind —
Es lächeln wohl die Freuden-Male
Doch reicht sie dürstend nach der Schaale
Die aus dem stillen Lethe rinnt. —

Sie sinkt erschöpft am Ufer nieder
Und in den Spiegel fällt ihr Bild; —
Da naht mit rauschendem Gefieder
— Erinnerung, es tönen Lieder
Aus der Vergangenheit, so mild! —

Doch kehrt auch auf den tiefen Spiegel
Der Sorgen ungezähltes Heer —
Da hebt sie rasch die bangen Flügel
Und reißt sich los vom Erdenhügel
Blickt sehnend auf zum Aethermeer!

Allmählig sinkt der dichte Schleier
Von Psyche's klarem Angesicht —
Sie fühlt vom Erdendrang sich freier
Erglühet von dem reinsten Feuer
Strebt sie empor zum ew'gen Licht!

Doch schaut mit Wehmuth, — eh' sie trinket —
Die Müde einmal noch zurück
In's Prüfungsland — — Verklärung winket
— Die Erde flieht — die Hülle sinket
Und sie entschwebt zu höh'rem Glück! —

H — ll —

* Iduna und Alfred.

Erzählung von A. Daeves.

Es war an einem stürmischen Frühlingsabend, als der Sassenherzog Wittekind an der Spitze seines kräftigen, kampfgewohnten Heerbannes, siegreich aus einem Gefechte gegen Carls des Großen Christenritter rückkehrend, durch das schöne Bergthor zog — das dem erstaunten Wanderer, der von den Küstenflächen der Nordsee, am Ufer des Weserstrom's aufwärts schreitet, in unsern Tagen die Porta westphalica genannt wird.

Der Mai hatte seine Laubkränze freigebiger und schöner als je um die Bergwand verbreitet, und die geschlossenen Kelche der wilden

Rosen nickten wie grüßend durch den herabdämmernden Abend; — aber zürnend rauschten die alten Eichengruppen in der Bergschlucht, wo die Capelle der Göttermutter Frigga stand.

War es doch, als hüllten sich die verscheuchten Götzenbilder, in die schützenden Zweige der bemoosten Stämme, wie vor einer helleren, höheren Gewalt fliehend. — Grelle Mißtöne mischten sich in das Tosen des Sturmes.

„Ruhig, ruhig ihr wilden Odinskinder," rief der Herzog durch den Sturm, indem er seitwärts winkte, wo drei hohe, ritterliche Jünglinge, ihrer Waffen beraubt, auf kampfmüden Rossen in der Mitte eines Reitergeschwaders, schweigend durch den Hohlweg ritten — „ruhig „ihr unersättlichen Gesellen; ich bringe euch ja „drei blutjunge Feindesherzen zur Sühne. — Sie „hätten wohl ein besseres Loos verdient," sagte er leise vor sich hin; „aber wer hieß sie auch „gegen mich die Waffen zu versuchen, wer hieß „den großen Kaiser, die Blutfahne in das friedliche Weserthal zu tragen, um uns fremde Götter aufzudringen, und die Tempel der unsrigen „zu zerstören? —

So nahte sich der Zug dem Wittekindssteine, der Wehre des Herzogs, die am Fuße des einen Bergthorflügels lag, der nachher durch den Aufenthalt einer frommen Büßerin den Namen Margarethen-Kluß erhielt. Hier theilten sich die Wege, und der Sassenherzog entließ die Führer der verschiedenen Stämme, und beschied sie — im Fall die Bergfeuer nicht früher zum neuem Kampfe riefen — auf den dritten Tag des Vollmonds, wo die Göttermutter Frigga ihren alljährlichen Umzug hielt, von den Weserpforten bis zur Irminsäule im Teutoburger Walde — zur festlichen Versammlung.

Den einen der gefangenen Christenritter nahm der Herzog, die beiden andern wurden durch das Loos unter die übrigen Führer vertheilt. Schweigend reichten sich die jungen Kampfeshelden die Hände zum ewigen Lebewohl, und folgten ihren Wächtern in die unbekannten, schauerlichen Waldeshallen.

Alfred hieß der junge, heldenkühne Christenritter, den der Herzog für sich wählte. Vor der Schlacht gelobten sich's die Freunde, nicht zu weichen, wie das Loos des Kampfs sich auch entscheide. „Siegen oder sterben!" war ihr Wahlspruch, den sie durch die Reihen ihrer Brüder trugen als der Kampf begann. Die Uebermacht der Feinde und die Tapferkeit des Herzogs neigten bald den Vortheil auf der Sassen Seite. — Regellos entfloh das kaiserliche Heer. — Aber die drei Ritter flohen nicht; still ergeben, ihrem Gelübde treu, erwarteten sie den Feind. Wittekind nahte sich ihnen an der Spitze seines Reitergeschwaders, und rief ihnen zürnend zu: sich zu ergeben; — ihre Schwerter zuckten ihm entgegen, wie zischende Zungen, und auf einem Wink des Herzogs zog sich das Geschwader um die kühnen Frevler, die hellglänzenden Schlachtschwerter über das Opfer gezückt. „Halt!" donnerte er den Seinigen zu, und die Schwerter erstarrten im Fluge.

Hildagard, sein einziger Sohn, war todtwund in die Hände der Christenritter gefallen. Der zürnende Vater glaubte in den drei jugendlichen Führern eine Lösung für den Sohn zu finden.

„Nehmt sie gefangen!" rief er seinen Reitern zu; und von allen Seiten drangen die wilden Schaaren auf sie ein. Verzweifelt war ihr Widerstand, gräßlich heulten die gefallenen Feinde — mit toller Wuth drangen neue Rotten auf sie ein.

„Schonet ihr Leben!“ — rief der Herzog drohend in das blutige Gewühl. Von allen Seiten gedrängt, ermüdet vom schrecklichen Kampfe, unterlagen sie endlich der Uebermacht, und mußten, ihrer Waffen beraubt, dem heimkehrenden Zuge der Sieger folgen.

Die Hörner der Rückkehrenden riefen befreundete Weisen über die Wälle der Wehre, die mächtigen Thore öffneten sich dem wohlbekannten Rufe, und dröhnend hallte der Hufschlag der Rosse über den dunkelnden Vorplatz.

Tief aus dem Hintergrunde der Mauerwölbung traten zwei schimmernde Gestalten, mit zweifelnden Schritten sich den Angekommenen nahend; aber schnell entschwanden sie in das Innere des Baues, als sie an der Seite des hohen Hausherrn einen Ritter in hellglänzender Rüstung ersahen.

„Hier, mein junger Kampfesheld, sind wir „an Ort und Stelle,“ sagte der Herzog zu seinem Begleiter, der wortlos, schwankend zwischen Zorn und Ehrfurcht vor der männlichen Gestalt, an seiner Seite ging, — „dieß ist die „Wittekindswehre, die von deinen Brüdern keiner siegreich sehen wird, so lange noch Cherus„kablut in unsern Adern wallt. Ihr mögt „euch wohl ein schauerliches Bild von dieser „Heidenwehr entworfen haben, wie käm' es sonst, „daß du so still und schweigsam dich beträgst, „da ich im Kampfe deine Stimme doch so froh „und drohend unterschied. Du mußt nur hier „recht fromm und lenksam seyn, und mir die Frauen nicht erzürnen, denn wir Sassen halten „streng auf Ritterpflicht!

Helle Flammenzungen strebten den Eintretenden vom Heerde entgegen, wo zwei hohe Frauenbilder schon beschäftigt waren, für das Mahl zu sorgen. „Da bin ich wieder, Mutter Hertha, rief der Herzog — „ich werde nun wohl länger „bei euch bleiben, denn ein Wall erschlagner „Feinde schützt uns vor der Hand vor einem „neuem Einfall.“ Leiser setzte er hinzu: „einen Gruß „an dich Iduna von Bruder Hildagard!“ —

„Wo bleibt denn Hildagard?“ fragten Mutter und Tochter zugleich; — „wo bleibt mein lieber „Bruder Hildagard“? — rief noch einmal das tiefgeängstigte Mädchen. „Wohl aufgehoben ist er, „wenn mir recht ist“ — sprach der Vater ernst, — „er hat sich gut gehalten mit dem braven „Engernvolke, das dem Feinde sich entgegenwarf, „als er den Ausweg suchte nach den Lippenbergen. „Er kam mir aus den Augen, als ein kaiserlicher Reiterhaufen auf die Engern stürzte. Die „Reiter müssen ihn wohl mitgenommen haben, „denn ich suchte ihn vergebens unter den Gefallenen; aber wund ist er gewesen, ganz gewiß recht todtwund, denn sein Schwert lag „auf der Wahlstadt, und ein Engersmann rief „mir es sterbend zu: Herzog Wittekind! dein „Sohn ist in Wallhalla.“

Und als nun die Frauen ihr Gesicht verhüllten, als Iduna klagte, „o du guter Bruder Hildagard, so bist du schon vorausgegangen nach der Götterburg, wo nur die Helden, die im Kampfe fielen ihre Wohnung haben, wo dich Iduna nimmer wiederfinden „wird,“ rief der Herzog ernst dazwischen: „warum weint ihr Weiber? — woll't ihr mir die „Hoffnung trüben, daß mein Sohn den schönen „Tod der Helden starb? — oder hättet ihr es „lieber, daß er in der Sclaverei der Feinde lebte? — Seht, als kaum die Schlacht beendet „war, als ein milder Regen aus den Wolken „thaute, um das fremde Blut von unsrer Flur „zu waschen, als die Sonne ihren letzten Scheidegruß auf die im Tod' verblichnen Erdenkinder warf, wie sie wohl nach Sturmesschauern „auf die abgeknickten Rosen deines Gärtchens

„blickt, Iduna; — da gewahrt' ich über fer„nen Bergen hin die Brücke Bifrost, die den „farbenreichen Bogen von der dunklen Erde in „die blumenvollen Asgardsauen hebt, und „mir war's, als säh' ich die Walkyrien auf „schnellen Rossen, mit den goldnen Flügeln, in „der Helden Mitte, die im Kampfe fielen, nach „Walhalla ziehen, wo die schönen Jungfrau'n „mit den Methgefüllten Bechern sie begrüßen, „wo Iduna, deine Namensschwester, mit den „Früchten der Unsterblichkeit in goldnen Schaa„len, auf sie wartet. — Und ihr Weiber wol„tet weinen, daß der Jüngling in der Blüthe „seines Lebens durch die Asgardsthore zog, eh' „das Alter seine Arme lähmte, wo er müssig „in der Wehre sitzen müßte, wenn das Horn „so hell und freudig durch die Wälder hallte, „wenn die Feuer von den Weserpforten flammten „und das thatenkühne Herz noch immer über„wallte, und der alten morschen Knochen spottete."

„Mutter Hertha, sieh' mich nicht so fremd „und staunend an. — Wodan wird auch mir ein „solches Loos bescheeren, und Hermoden, seinen „schnellen Bothen senden — wenn mein letzter „Sch'achtenmorgen graut;"

Da ergriff's den jungen Ritter wie mit milder Rührung, und fast hörbar sprach er vor sich hin: „Wenn das ganze Volk, wie dieser ho„he Führer denkt, wird mein großer Kaiser „wohl sein helles Glaubenslicht eher nicht in „diese schönen Thäler tragen, bis die starken „Sassenmannen alle in dem engen Hause ru„hen, wo sich ihre Asgardsbrücke nieder„senkt!"

„Nun, was murmelst du, mein junger „Kampfesheld — wolltest auch wohl fallen un„ter tapfrer Sassen Schwerte;" rief der Herzog, und die Frauen wurden jetzt erst aufmerksam auf ihren fremden Gast.

„Näher zu mir," fuhr der Herzog fort, „wirst wohl müde seyn vom tollen Kampfe!"

Heller fiel das Licht vom Heerde auf des Jünglings blasses Angesicht — Blut rann langsam über seinen Arm. „Bist ja wund mein „Held, —" sprach Wittekind bedauernd, „hast „den Gleichmuth meiner Reiter aber auch zu „arg geprüft, und ein rascher Bursche pochte „wohl zu hart an deine Eisenhaut; — laß „doch seh'n ob's auch der Mühe sich verlohnte, „und ihr, Weiber! sorgt für Heilsaft, denn der „Arm muß stark und kräftig seyn, wenn der „Vollmond über Friggas Laubgewölbe leuchtet!"

Es bedurfte dieser Weisung nicht, schon stand Mutter Hertha mit dem Balsamnäpfchen, und Iduna hielt die weiße Binde in der sanften Hand, die wohl andre Wunden hätte heilen können. Mildbewegt, und fast befremdet ließ sie ihre Blicke auf dem schlanken Ritter ruhen, dessen blasse Züge weder Schmerz noch Furcht verriethen, der so ruhig dastand, unbekümmert um sein Schicksal, dessen Ausgang auf des Vaters Stirne immer trüber sich gestaltete.

Der Verband war vollendet, sanft und schmerzlos, wie nur Frauenhand es kann. „Habt „Dank," sprach Alfred — „hohe Frau, und Ihr „mein holdes Fräulein, daß Ihr das bischen „Leben noch ein wenig fristen wollet; mein Au„ge wird es nicht erschauen, wie hier in Eurer „Wehre einst das helle schöne Glaubenslicht die „finstre Zweifelsnacht verdrängt, doch wünsche „ich's recht herzlich, daß es Euch bald und son„nenhell umstrahle."

Zürnend blickte der Herzog auf den kühnen Frevler, — „schweig," rief er, „du wirst mir „sonst die lieben Hausgötter abwendig machen. „Mutter Hertha, gieb ihm ein Abendbrod, und „dann hinauf mit ihm auf seine Zelle."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Theuer war dießmal der Sieg erkauft. Sechs und vierzig Spanier waren im Handgemenge gefallen. Alle übrigen hatten Wunden und trieften von Blut. Da blitzte ein Rettungsstrahl durch die dicken Unglückswolken, denn im Namen des neugewählten Königs Kuitlahuatzin, den Cortez, zum erstenmal von den Heiden überlistet, früher seiner Haft entlassen, begehrte der kühne Quauhtemotzin eine Unterredung mit ihm. Cortez, in der Hoffnung, durch Unterhandlung den Frieden, wenigstens Waffenstillstand zu erringen, bewilligte die Zusammenkunft und begab sich auf die Terrasse, vor der der feindliche Gesandte erschien.

Täglich tödte ich Tausende, begann Cortez mit finsterer Strenge. Die Hälfte Eurer Stadt ist verwüstet, und, dauert Eure unsinnige Hartnäckigkeit fort, so bin ich gezwungen, so lange das Richterschwert zu schwingen, bis von Tenochtitlan und seinen Einwohnern jede Spur verschwunden ist.

Du hast Recht, Hauptmann, antwortete Quauhtemotzin mit gräßlicher Kälte. Aber wir sind alle entschlossen zu sterben, um Dich und die Deinen auszurotten. Noch siehst Du, wie Thürme und Plätze und Straßen von unsern Kriegern wimmeln. Alle Dämme, die nach der Stadt führen, sind zerstört. Ihr könnt uns nur zu Wasser entrinnen, wenn Euch Hunger und Durst doch am Ende zur Flucht zwingen, und Eure großen Kanoes sind vernichtet. Wir haben berechnet, daß, wenn wir auch 25000 Menschen gegen einen Spanier verlieren, doch noch am Ende genug von uns übrig bleiben werden, um das Siegeslied zu singen. Willst Du aber das Vergangene verzeihen, und friedlich abziehn, so ist unser König nicht abgeneigt, mit Dir Frieden zu schließen, und wenn Du zum Zeichen Deiner Versöhnlichkeit unsern Teoteuktli, den Du gegen göttliche und menschliche Rechte gefangen genommen, uns bald herausgeben willst, so mag der Waffenstillstand noch in dieser Stunde beginnen.

Tief kränkte den stolzen Cortez die Keckheit der Rede und der Forderung, aber die eherne Nothwendigkeit gebot, und er ging die Bedingungen ein. Der Teoteuktli ward frei, und kaum war er es, kaum hatte er den Zweck seiner Befreiung, die Salbung des neuen Königs erfüllt, als die Mexikaner, ihrer alten Treulosigkeit treu, die Burg der Spanier mit erneuter Wuth angriffen. Abermals mußten die todtmatten Soldaten die kaum weggelegten Waffen ergreifen, abermals mußte Cortez ausfallen, würgen und brennen, weichen und wieder angreifen, und das ewige erfolglose Blutgeschäft spannte endlich auch diesen Riesengeist so ab, daß er sich nur nach dem Ende dieser Qualen sehnte, sollte es auch zugleich der Untergang Aller seyn. Er, der bisher für Alle gedacht und gehandelt, wollte nun einmal seine Hauptleute für sich denken und beschließen lassen, und berief einen Kriegs-Rath, nicht, um wie sonst seinen Entschluß zu vernehmen, und nach einigen Hin- und Herreden zu billigen, sondern um die Frage: wie und wann die mörderische Stadt zu verlassen sey, selbst zu entscheiden, da über die Nothwendigkeit des Abzuges an sich nur eine Stimme im ganzen Heere war.

Die Capitäns erschienen mit getheilten Meinungen. Während Sandoval, Alvarado und Eskobar für den Ausmarsch am Tage stimmten, um sehen zu können, woher die Streiche kämen und wohin sie fielen, wandten Lavis,

Maria und Sancho ein, daß der Aberglaube die Mexikaner gewiß abhalten werde, bei Nacht zu fechten, und also dann ein glückliches Entrinnen eher zu hoffen sey. Schon sollte, wie gewöhnlich, Cortez Stimme den Ausschlag geben, als der tapfere Ordaz auftrat, um, gegen aller Erwartung, auf die Nachtseite zu treten. Meine Gründe sind wichtig, sprach er geheim, nißvoll, aber so beschaffen, daß ich selbst Anstand nehmen muß, sie in diesem Kriegs-Rath zu offenbaren, wenn mir nicht aller Offiziere Ehrenwort für das strengste Schweigen bürgt, da ich nicht wünschen kann, daß das, was ich aus Liebe zum Ganzen kund thun will, mich mit der heiligen Hermandad in Mißverständnisse bringe.

Dieser wunderliche Eingang spannte Aller Neugier, das Wort des Schweigens ward gegeben, und alle Ohren hingen an Ordaz Munde. In meiner Compagnie, fuhr er mit leiserer Stimme fort, dient ein Mann, über den ich, so lange er darin dient, nicht habe klug werden können. Er giebt sich für einen gebornen Spanier aus und nennt sich Botello, aber seine dunklere Gesichtsfarbe und seine fremden, wild verzerrten Züge strafen ihn Lügen. Es ist mir immer, als hätte ich die Larve schon vormals in Cuba gesehn, aber er ist nicht mit uns von dort hierher gekommen, sondern erst einige Tage nach unserer Rückkehr von Chempoalla kam er uns mit dem Schreiben nach, worin der Commandant von Verakruz Narvaez Tod meldete.

Jetzt erinnere ich mich auf den Kerl, rief Cortez. Er ist so ausgezeichnet häßlich, daß mir ganz unheimlich bei seinem Anblick ward. Es kam mir vor, als ob mein schwarzer Dämon vor mich träte, mit prophetischer Warnung mich zu erschrecken und zu verwirren, und unmuthig über das Gefühl meiner Schwäche machte ich, daß ich ihn bald los wurde.

Dieser Botello, sprach Ordaz weiter: steht bei seinen Kameraden in furchtbarer Achtung. Sie halten ihn für so erfahren in den schwarzen Künsten, daß er bei ihnen nur der Zauberer heißt. Sein verzerrtes Gesicht, wie er vermuthen läßt, durch einen siegreichen Kampf mit bösen Geistern also verunstaltet, hilft den Glauben an ihn durch ein geheimes Entsetzen verstärken. Auch hat er wirklich einige unserer Kriegsereignisse so glücklich vorhergesagt, daß ich diese Gabe der Weissagung nicht zu erklären weiß, wenn ich nicht die Einwirkung übernatürlicher Kräfte annehmen will.

Ich dächte nicht, daß das gerade nöthig wäre, warf ihm der hellere Cortez ein. Zieht von solchen eingetroffenen Orakeln die ab, die entweder zweideutig, oder unter kluger Berechnung der Wahrscheinlichkeit, oder gar erst nach dem Ereigniß ausgesprochen wurden, und wägt den Ueberrest gegen die falschen Prophezeihungen, die wenig bekannt werden, weil sie niemand der Mühe werth hält, so werden die Schaalen ziemlich im Gleichgewicht schweben.

Vernünftelt darüber, so viel es Euch beliebt, General, rief Ordaz mit der Heftigkeit der Rechthaberei: aber in der Nacht vor dem Tempelsturm habe ich Euch durch Botello's Kunst gesehen, Euch und die beiden Heiden, die Euch zum Todessturze hinabreißen wollten: ich habe gesehen, darum glaube ich. Gegen die Vernunft läßt sich freilich mit dem Glauben nicht streiten, und doch ist er etwas Heiliges, Ewiges, so gut als sie, und alle unsere Tugenden, und alle unsere Hoffnungen auf die Ewigkeit sind mit diamantenen Banden an ihn geschmiedet.

Ganz leer war die Sache nicht, meinte Sancedo. Ich habe auch schon von den Künsten dieses Botello gehört, versicherte Alvarado. Hören könnte man wohl, was er auf die Frage zu antworten hat, die uns grade jetzt beschäftigt, stimmte Sandoval, und Cortez, der es sah, wohin sich die Mehrheit der Stimmen neigte und der, um nicht für den ungewissen Ausgang verantwortlich zu werden, entschlossen war, sich dießmal bei der Entscheidung ganz leidend zu verhalten, erlaubte Ordaz, den Schwarzkünstler in den versammelten Kriegsrath zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Der berühmte Tonkünstler Rameau machte einst einen groben Anachronismus in einer Gesellschaft. Man ließ es nicht dabei bewenden, darüber zu lächeln, oder den Kopf bedenklich zu schütteln, sondern einige Kleinigkeitskrämer zogen ihn damit auf eine sehr unzarte Weise auf. Endlich sprang er mit Heftigkeit von seinem Sessel, lief an ein Klavier und phantasirte darauf mit einem bewunderungswürdigen Feuer und entlockte den Saiten die lieblichsten Töne.

„Ich bin der Meinung," sagte er nun, als er sein Spiel geendet hatte: „daß es weit erfreulicher ist, solche Accorde aus einem todtem Instrumente hervorzubringen, als ganz genau zu wissen, in welchem Jahre Meroveus oder Meirovitus, oder wie der Kerl sonst heißen mag, gestorben ist. Sie, meine Herrn, wissen Etwas, ich schaff' Etwas. Ich denke, Genie verdient den Vorzug vor dem bloßen Wissen."

Der junge Prinz von *** war auf der Jagd, er empfand Frost und rief; „Man gebe mir meinen Mantel!"

Sein Gouverneur sagte zu ihm: Ew. Durchlaucht, Personen Ihres hohen Ranges müssen sich nicht so ausdrücken, wie Leute, die weit unter Ihnen stehen. Wenn Fürsten von sich sprechen, bedienen sie sich immer der Mehrzahl. Deshalb hätten Sie sagen sollen: man gebe Uns Unsern Mantel. —

Einige Tage darauf litt der Prinz heftig an Zahnschmerzen. Eingedenk der Weisung seines Gouverneurs rief er wimmernd aus: „Ach! Unsre Zähne! Wir möchten rasend werden!„

Meine thun mir gar nicht weh, äußerte der Gouverneur ironisch.

„Ich merke schon," versetzte der Prinz ärgerlich: „der Mantel gehört Uns, aber der Zahnschmerz gehört nur mir allein."

Kriegskosten.

Philipp II. von Spanien gestand auf seinem Sterbebette, daß der Krieg mit den Niederlanden ihm 564 Millionen Ducaten gekostet habe.

*Die Narrengeissel.

Her nur mit der Weiden-Ruthe!
Wie der Aerger in mir braußt!
Paarte doch zu Herkuls Muthe!
Auch in mir sich Herkuls Faust,
Um mit Striemen und mit Blute
Alle Narren, groß und klein,
Zu bedecken und kastein!

Her nur mit der Weiden-Ruthe!
Frisch getränkt und eingeweicht!
Er zuerst im Feder-Hute,
Junker! glaubt er, daß vielleicht
Ihm, bey seiner Ahnen Blute
Stolz und Geitz und Tirannei
Seiner Bauern, Rechtens sey?

Glaubt er wohl in Schild und Wappen
Lieg' ein Privilegium
Sich als Weisen zu verkappen
Und doch stolz zu seyn und dumm?
Seines Kleides seidner Lappen,
Seiner Teller leckrer Fraß,
Gäb ihm das Verdienst und Maaß?

Frisch gehau'n! denn schon ein zweiter
Wartet auf verdienten Lohn,
Ha! der Mädchenehrenbeuter!
Welche Stimme, welch' ein Ton!
Welche Wolke süßer Kräuter
Nas' und Sinne sanft zu kirr'n,
Duftet um sein leeres Hirn!

Vor der Ruthen Striemen schütze
Sein frisirtes Köpfchen nicht;
Nicht des Kleides goldne Litze
Noch sein glatt gebohnt Gesicht;
Denn mit Frankreichs Mode-Witze
Hat der leichte Springinsfeld
Manches Mädchen-Herz gepreßt.

Und nun will der Narr mit Prahlen
Noch sich zum Genie erhöh'n,
Weise Männer überstrahlen,
Die in dunkler Ferne stehn,
Halt! den Lohn will ich dir zahlen!
Wirbt mit Sprüngen, Pfeifen, Tanz,
Man um später Nachwelt-Kranz? —

Unbestochne Ruthe, bücke
Dich dem stolzen Reichen nicht!
Präge seiner plumpen Tücke
Zeichen ihm auf's Angesicht,
Der den Armen an der Krücke
Aechzen hört, und unbewegt
Sich in seinem Sessel hegt!

Seht, wie er die goldnen Batzen
Schüttelt, und dem bravem Mann
Höhnisch lächelt, der wie Katzen,
Seinen Schatz nicht schmeicheln kann!
Geist und Weisheit sind ihm Fratzen,
Und doch hört! o Schande! hört!
Ist er hoch im Staat geehrt!

Dummheit sitz' auf ihrem Throne
Und beherrsche wie ein Held
Jeden Winkel, jede Zone,
Spende Gnaden aus und Geld;
Dennoch meine Ruthe, schone
Trotz der Rache ihrer Wuth
Nicht die dumme Afterbrut!

Jeder Dummkopf will der Richter
Jegliches Verdienstes seyn?
Ueber Künstler, Maler, Dichter
Spricht er stolz sein ja und nein:
Er, nur er, und sein Gelichter
Bläht sich hoch, so sehr er kann,
Ueber jeden großen Mann.

Noch ist von den Narren Horden
Mein Register über voll,
Von dem blinden Schmeichler-Orden,
Von den Priestern, welche toll
Den Verstand auf Kanzeln morden,
Von dem feisten Kamralist,
Von dem gierigen Jurist.

Doch ein alter Weiser stopfet
Jetzt den Mund mir zu, und spricht:
Ob man schon im Mörser pfropfet
Eines Narren Angesicht
Und ihn das Gehirn zerklopfet,
O, so bleibt der dumme Thor,
Doch so närrisch wie zuvor!

Auflösung der Charade in Nro. 47.

Stegreif.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 49.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 18. Juni 1820.

* Morgengedanken.

Helle wirds — und säuselnd wehn vom Morgen
Leise Lüftchen — Boten einer Welt.
Und der Mensch verscheucht die finstern Sorgen,
Wie die Erde — wird sein Sinn erhellt.
Betend sinkt er auf bethaute Hügel,
Hoffend sieht sein Auge froh empor.
Dankend schwingt er sich auf Seraphsflügel,
In der Schöpfung lauten Jubelchor.

Hallelujah! Jetzt entsteigt die Sonne
Jener Nebelfluth — so glühend roth.
Alles athmet neue Freud' und Wonne,
Denkt sich so des Grabes Morgenroth.
Jubelnd wirbeln Lerchen in den Lüften —
Froh verläßt der Mensch des Schlafes Schooß;
Des Gefildes frohe bunte Triften,
Winden sich von ihren Lagern los.

Millionen solcher Feuermeere
Wandeln stets am Horizonte hin.
Millionen froher Erdenheere,
Sehn sie stets mit sorgenfreiem Sinn.

Sieht ein Auge thränend auch zum Himmel,
Ist ein Mund — der nicht mehr heiter lacht —
Schwindet doch im frohen Weltgetümmel
Jeder Sturm — und jede Erdennacht.

Gott, wie dank ich Dir für diese Wonne!
O, wie preis' ich Dich für jedes Gut! —
Einst erschufst Du diese schöne Sonne —
Und Dein Mund sprach: Es ist Alles gut!
Alles gut! im großen Weltenkreise,
Alles gut! im großen Erdenheer.
Alles singt zu seines Schöpfers Preise,
Engel — wie der kleinste Fisch im Meer. —

Laß, mein Vater, stets vor dir mich wandeln,
Deiner Hoheit schönes Ebenbild.
Laß mich immer recht und bieder handeln,
Alles ist vor Dir ja unverhüllt.
Heiter laß die Laufbahn mich vollenden —
— Ist das Ende doch so nahe schon!
Trägst Du mich auf Deinen Vaterhänden,
Dann verlang' ich keinen größern Lohn. —

G.

* Iduna und Alfred.

(Fortsetzung.)

Der Vollmond tauchte freundlich hinter der Luhner Klippe auf, und warf sein mildes Licht über die Wälder, und spiegelte sich in tausend Strahlenbrechungen auf der gekräuselten Oberfläche des Weserstromes. Funkensprühende Flammensäulen glänzten durch die laue Frühlingsnacht vom Rande des Waldes, in dessen Mitte die heidnischen Götzenbilder ihre Altäre hatten. Es war der Vorabend des Friggafestes.

Um die Feuer sah man in schauerlichen Umrissen die Gestalten riesiger Männer, in einzelne Gruppen vertheilt, sich die Thaten früherer Jahre erzählend, oder eingehüllt in Bärenfelle am Boden zur nächtlichen Ruhe gelagert. Es waren die verschiedenen Abtheilungen der verschiedenen Sassenstämme, die mit ihren Führern aus den ferneren Thälern zum bevorstehenden Feste gekommen waren.

Auf dem Walle der Wittekindswehre stand Alfred, Iduna an seiner Hand, und zeigte dem lauschenden Mädchen die hellen Himmelsbilder, und beschrieb ihm ihren Lauf und die allmächtige Hand, die sie lenke.

Drei Wochen lang hatte er nun schon in der Wehre gelebt. Durch die rege Sorgfalt der Frauen, war er bald von seiner Wunde geheilt, ihre sanfte Theilnahme und die Milde des männlichen Herzogs selbst! hatten ihn heimisch gemacht in der feindlichen Fürstenburg.

Die Bewohner derselben waren ihm lieb geworden, sein verschlossener Sinn öffnete sich ihren freundlichen Vertrauen. Wenn die Familie Abends um den Heerd saß, und Iduna zum Teiyn die Thaten Hermanns des Cheruskers sang, und der Jüngling dem Herzoge das Leben seines Kaisers beschrieb; wenn er dann, hingerissen im Laufe seiner Rede, von leisen Anklängen zu den herzergreifenden Tiefen seines Glaubens überging, und der Herzog ihm zürnend seine Rede verwieß — dann sah er in den lichtumstrahlten Blicken der Frauen, an den halbgeöffneten Lippen, an der lauschenden Stellung, wie ihr Herz sich vor der schönen Sonne der ewigen Liebe entfaltete — und eine leise Stimme rief es ihm mit heller Ueberzeugung zu, daß nur Liebe den Sinn dieser unverdorbenen Naturmenschen empfänglich für die Strahlen dieser Sonne machen könnte. In Idunas Herzen kämpfte schon die Morgenröthe mit der finstern Nacht des Aberglaubens, und warf die siegenden Strahlen in die leuchtenden Blicke ihres Auges, und ihr Wiederschein spiegelte sich auf der Wange der Jungfrau.

Sie sah den Ritter beten — in ihrem Garten, unter blühenden Rosen, belauschte sie den Jüngling, Morgens, wie er auf die Kniee geworfen, die Hände zum Himmel erhoben, in leisen, sanften Worten, still ergeben sein Schicksal der Hand des Höchsten anvertrauete; wie er für seine Feinde um das beseligende Glaubenslicht, für ihren Vater, ja selbst für sie um Segen flehete. — Thränen traten in ihr Auge, sie faltete die Hände, und konnte keine Worte finden, es auszusprechen, was mit Flammenschriften sich um ihre Seele wand.

Sie sah den Jüngling neben ihrer Mutter, wie er sie tröstete über den Verlust ihres Sohnes, und ihr Hoffnung machte auf ein schöneres Wiedersehen. Sie mußte ihm ja gut seyn, dem lieben Helden, von welchen selbst der Vater und die andern Führer sagten, daß er der Tapferste des Kaiser-Heeres sey, — und der dennoch so sanft war, wenn er mit der Mutter sprach, oder Abends die schönen Geschichten erzählte, die wie ferne Zaubertöne in ihr Herz drangen. Und

wollte sie auch das eigene Herz bekämpfen, und die überredende, immer gewaltigere Stimme ihres Innern unterdrücken, dann trat das Mitleiden siegend gegen sie auf, wenn der ernste, rauhe Vater die räthselhaften fast drohenden Blicke auf den Jüngling warf, wenn er ihm zürnend seine lieblichen Reden untersagte, oder seines Gottes spottete, und die dunkle Flamme des Zornes aus des Ritters Augo brach.

Ein sanfter Blick von ihr, ein Händedruck mußte ihn ja dann versöhnen, o, und wie rührend, wie glühend war sein Dank — schon um dieses Dankes willen, sehnte sie sich nach Augenblicken, wo sie ihm ihre Theilnahme bezeugen konnte.

So hatte er auch heute wieder mit ihr gesprochen, in fremder und doch so lieber Weise. Er fand sie, — als kaum die Morgenröthe ihren Nimbus um die Bergkuppen zog — in ihrem Garten, einen Altar von Rosengewinden errichtend.

„Wem gilt dieses Opfer, liebe Iduna?“ — redete er sie an. Erröthend schlug sie die Augen nieder, und gab ihm eine Rose, die schönste aus dem Gewinde. „Frage mich nicht, guter Ritter, du würdest mich doch nicht verstehen. Sieh' — wie die Rose welkt und verbleicht, wenn eine rauhe Hand sie berührt, so würde auch meine stille Freude verblühen, wenn ich dir sagen sollte, was mich bewegt!“ —

„O Iduna, bin ich dir denn fremd geworden, daß ich nicht wissen darf, wem du das Opfer bringst?“ — fragte der Ritter so rührend, so wehmüthig bewegt. Da konnte sie nicht länger schweigen, ihm durfte sie es ja auch sagen, da das Fest auch ihn betraf. „So hilf mir,“ — sprach sie — „hilf mir die Rosenketten befestigen, ich will dir erzählen, was mir im Traume der letzten Nacht begegnete.“

„Sieh, wir saßen hier — du und ich — unter meinen Rosen. Du erzähltest mir so schön, so freundlich wie immer von deinem lieben Christ, von den starken frommen Männern und den sanften Frauen, die das helle Glaubenslicht umstrahlte, das auch schon oft recht freundlich mild in meine Seele fiel, wenn ich dich ganz verstand; da traten zwei holde Frauenbilder vor uns hin, und jedes hielt einen Kranz. Ich kannte sie recht wohl, denn schon oft waren sie mir erschienen; aber dir waren sie fremd, und schon wollten sie fliehen, als du den allgewaltigen Namen deines lieben Meisters nanntest. Ich mußte dich besänftigen, und die freundlichen Bilder nahten sich mit ihren Kränzen.“

„Hlyn war es, die sanfte Trösterin im Unglück, die Göttin der Freundschaft, und Siöna, welche die Liebe in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt. Hlyn hielt einen Kranz von Eichenlaub und Immergrün, und Siöna einen andern von Rosen und blauen Quellenblumen; wir wußten nicht, welchen wir wählen sollten, da nahmen die Göttinnen beide Kränze, und trennten sie, und flochten aus den verschiedenen Hälften ein langes schönes Blumengewinde. Lächelnd schwebten sie um uns her, und der Kranz umfloß uns beide mit seinem duftenden Ringe.“

„Sieh, nun weihe ich den lieben Göttinnen diesen Altar. Die Rosen verwelken; aber der Kranz, den sie um dich und mich im Traume wanden wird nicht welken, ich müßte ja sonst vergehen in unendlichem Schmerze, so sagten mir die beiden lieben Frauenbilder, als sie von uns schieden, und der Kranz sollte schöner erblühen, denn sie brächten ihn aus Wingolfs Garten, dem freundlichen Aufenthalt der Freundschaft und Liebe, in mitten der Aegardsburg.“

„O, du liebes, unbefangenes Sassenmädchen," rief der junge Ritter frohbewegt, „wie viel tausend gute Engel werden dir nicht erst erscheinen, wenn die reiche, ew'ge Wahrheit siegend in dein Herz zieht, und wie viele theure, liebe Engel werden mich alsdann mit dir umschweben!"

Eine schöne Morgenröthe breitete sich über den Jüngling aus. Frei fühlte er sich, freier als je. An die Stelle seines stillen Ernstes trat die höchste Freude, die fast in Ausgelassenheit ausartete. Er belebte die ganze Wehre durch seine heitre Laune, so, daß selbst Vater Wittekind einen Diener fragte: „was sieht denn unsern jungen Ritter an?" —

Doch als der Abend kam, mit seinem heiligen Schweigen, mit seinem Sternenkranze und seinen Tönen aus der Ferne, da kehrte der stille Ernst in sein Gemüth zurück, — und so stand er, Iduna an seiner Hand, in der Ferne die Lagerfeuer der Sassenstämme, über ihm die hellen Himmelsbilder, und beschrieb dem horchenden Mädchen die allwaltende Hand des alleinigen Vaters, die das ganze Weltall lenke, und erzählte ihm das Leben und den Tod des göttlichen Mittlers, der die Nacht des Aberglaubens durch das Licht seiner Lehre erhellte, und so den Weg bahnte, der von einem ruhigen freundlich heitern Leben, zu einer höheren, ewigen Seligkeit führe. Da zog der erste helle Lichtstrahl in Idunas Seele, und die schöne Ahnung einer weisen, liebenden Gewalt, sprach sich in ihrer Bitte aus: „Du lieber guter Alfred, so lehre „mich das höchste Wesen kennen, und was ich „thun muß, um der ew'gen Gnade werth zu „seyn! —" Bebend, voll heiliger Wonne nahm der Ritter das theure Mädchen an sein Herz und die Morgenröthe seiner Hoffnungen breitete sich weit, weit über Gegenwart und Zukunft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Bald kehrte der Hauptmann zurück, und ein Grauen überfiel die kühnen Helden, als sie die Person näher betrachteten, die er eingeführet hatte. Es war ein kleiner, sehr magerer Mann, das grüngelbe Gesicht, schon an sich eine gräuliche Larve, durch mehrere Narben verunstaltet, und nur die kleinen Augen, die schnell und rothflammend wie Blitze im Kreise herum fuhren, gaben ihm einige Menschenähnlichkeit, die es aber, so wie den Affen, nur noch häßlicher machte.

Bei Gott und unsrer Frau, raunte der tolle Alvarado, sich schüttelnd, dem Sandoval zu. Das ist kein katholisches Christen-Antlitz. Wen habt Ihr uns da gebracht, Ordaz? fragte Cortez, zornig über das Entsetzen, dessen er nicht Herr werden konnte. Mich dünkt, dieß Wesen gehört nicht in unsere Gesellschaft!

Es ist der Botello, von dem ich mit Euch sprach, antwortete Ordaz. Noch weiß er nicht, weshalb ich ihn berufen.

Wenn er das ist, wofür er sich ausgiebt, spottete Cortez, der sich am ersten gefaßt, so muß er auch wissen, was er hier soll.

Hoher Kriegsfürst, rief Botello mit wunderbarer Lebhaftigkeit, bei der seine Züge in einem bunten häßlichen Gewimmel unter einander liefen. Ich flehe Eure Weisheit an, hier mit der gewohnten Schärfe zu unterscheiden. Ich weiß, was ich bin; aber ich gebe mich für nichts aus, als für einen armen ehrlichen Altkastilier, der, zu Büßung einiger im Mutterlande begangenen Sünden, unter Euern glorreichen Fahnen Neuspanien für den wahren Glauben erobern will. Ich habe nie behauptet, daß ich mehr als andere Menschen weiß, und wenn man mir bis-

weilen die Ehre angethan, die Ahnungen, die mich zu Zeiten quälen, für etwas mehr als bloße Ahnungen zu halten, so ist das nicht meine Schuld!

Genug der erheuchelten Bescheidenheit! zürnte Cortez. Sage uns, was Du zu sagen hast, und packe Dich dann, gut bezahlt, aus unserm Angesichte.

Wie es Euch beliebt, ruhmgekrönter Held, sprach, sich demüthig bückend, Botello, indem aus seinem Auge ein seltsamer Dolchblick auf den Feldherrn fiel. Dann hob sich die Gestalt in die Höhe; ihre Blicke starrten vor sich hin, als läge das Geisterreich vor ihnen offen, ihre Haare sträubten sich, und sie sprach in dumpfem, feierlichen Tone, in abgebrochenen Sätzen:

Seltsam schlingen die Gestirne ihre Kreise durch einander. Drohender und immer drohender wird die Konstellation. Die wohlthätigen Influenzen sinken muthlos unter den Horizont, gräßlich steigt der große Maleficus, das Gorgonenhaupt Rasalkal zu unserm Zenith empor. Nur noch eine Spanne Zeit ist zwischen uns und dem Verderben. Sie liegt zwischen dem Abendroth, das dort im Westen hinunter brennt, und der nächsten Aurora. In Blutwolken, furchtbar groß und flammenroth erscheinend, wird Sol einen schrecklichen Tag verkünden, wenn er das Heer der Christen noch in den Mauern des racheschnaubenden Tenochtitlan findet. Drum flieht, Spanier, flieht im Schutze der schweigenden Mitternacht. Noch dreht sich der wandelnde Himmelsbogen, noch ist die Bahn offen, bald, bald vielleicht nicht mehr!

Und zur Erde stürzte der Astrolog, Schaum vor dem Munde, mit den krampfgeballten Fäusten um sich schlagend. Mit scharfem Prüfungsblick sah Cortez dem Unwesen zu, Als endlich Botello sich wieder erholt und, den Schweiß von der bleichen Stirn trocknend, an allen Gliedern zitternd, da stand, fragte ihn der Feldherr ruhig: Und wie beweisest Du das, was Du uns jetzt für Wahrheit verkaufen wolltest;

Wie meint Ihr das? fragte ihn mit scheinbarer Aengstlichkeit Botello.

Ich meine, donnerte mit ausbrechendem Zorne Cortez, daß Du uns auf eine in die Sinne fallende Art beweisen sollst, daß Du Neuspaniens Eroberer nicht mit armseligen Gaukeleien äffest. Alle Propheten bekräftigen ihre Weißagungen durch Wunder. Drum thue stracks ein Gleiches, oder Du hängst, noch ehe dieß Abendroth hinunter brennt, am großen Thore.

Nimmermehr, rief Ordaz, sich vor seinen Schützling werfend. Laßt ihn gewähren, Don, bat besänftigend Botello. Bei der Gewalt ist immer die Grausamkeit, das ist einmal die Sitte der Welt. Wir beide sind zu schwach, sie zu ändern. Ihr gebietet mir den Beweis, fuhr er, zu Cortez gewendet, fort, und ich gehorche, nicht weil ich muß, sondern weil ich will, um Euch ein Verbrechen zu ersparen. Ihr sollt völlige Genüge erhalten. Doch an diese ganze Versammlung darf ich das Mysterium nicht verschwenden. Drum folgt Ihr selbst mir in Euer geheimstes Gemach. Auch sey Euch vergönnt, einen Eurer Hauptleute zum Begleiter auszuwählen. Aber einen nur, denn nur im Dreiklang fließt das Licht zusammen mit dem Ton und wird Gestalt. So mag Alvarado mich begleiten, rief Cortez, und zog das Schwerdt. Voran, Botello, und laß uns sehn, was Du kannst. Doch spinnest Du Verrath, so denke an meinen guten Degen, der Dir bei dem ersten zweideutigen Beginnen den Schädel spaltet!

Mit einem leichten Achselzucken schritt Botello voran in das Schlafgemach des Feldherrn. Ihm folgte dieser und Alvarado. Die Thür schloß sich, die Riegel wurden inwendig vorgeschoben. Mit gespannter Erwartung und im vergeblichen Kampfe, die Furcht, die alle empfanden, zu verbergen, harrte die Versammlung in der tiefsten lautlosesten Stille des Erfolges.

Unterdeß lag Juan, von einem blutigen Ausfalle zurückgekehrt, in seinem Gemache auf dem Ruhebette. Ein Keulenschlag auf den Kopf, dessen volle Wirkung der Helm gehindert, schmerzte ihn, und hatte ihn veranlaßt, sein Ausbleiben im Kriegsrathe zu entschuldigen. Sein neuer Diener, Pedrillo, pflegte des Jünglings mit zärtlicher Sorgfalt, und brachte ihm eben einen Becher mit kühlendem Getränk aus der Chia Saamen bereitet. Die letzten Strahlen der Sonne, die in den See Tezkuko niedersanken, beleuchteten des Knaben schöne Gestalt und sein unliebliches Gesicht. Mit einem seltsamen Gefühl, über das er sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, musterte Juan das räthselhafte Wesen, das vor ihm stand. Als seine Blicke auf den wunderschönen Augen Pedrillo's mit scharfer Prüfung hafteten, senkte dieser die langen, seidnen Wimpern, und der Becher, den er Juan reichte, schwankte in seiner zitternden Hand. Was fehlt Dir, Pedrillo? fragte ihn plötzlich der Jüngling mit strengem Tone. Niedergeschlagene Augen und zitternde Hände verrathen ein böses Gewissen. Es sollte mir leid thun, wenn das Dein Fall wäre.

Bei der heiligen Jungfrau, rief der Knabe: mein Herz ist rein wie mein Leben, und beides ist Euch geweiht, so lange ich athme!

Die Liebe und Treue, sprach Juan: die Du bisher mir bewiesen, bürgt für Dich, und die edle Dame, die vormals ihres Schutzes Dich gewürdigt, sonst könnte Dein stilles, heimliches Wesen und dann wieder die Heftigkeit, mit der Dich alles ergreift, mich zwingen, Arges von Dir zu denken. — Ach, thut das nicht, bat mit sanften Tönen der Knabe. Ich meine es wahrlich gut mit Euch, und besser, als ich mit mir selbst es gemeint.

Was willst Du damit sagen? fragte Juan befremdet. Es scheint also doch über Dir ein Geheimniß zu walten, das ich entschleiern muß.

Quält mich nicht, rief Pedrillo schmerzlich. Es gnüge Euch, daß ich mich Euch zum Eigenthume gegeben für immerdar, daß jeder meiner Athemzüge ein Gebet ist für Euch.

Da unterbrach die Dazwischenkunft des ehrlichen Diaz das peinliche Verhör. Es geht mit uns zu Ende, murrte dieser, sich an das Ruhebette setzend, während Pedrillo, der Störung froh, das Gemach verließ.

Ein Soldat muß nie den freudigen Muth verlieren, sprach Juan: auch wenn er das Aergste vor Augen siehet, denn das ist doch nur ein ehrlicher Reitertod, auf den wir ja immer gefaßt seyn müssen.

Ach, wenn es einmal zum Sterben kommt, polterte Diaz: so will ich so gut damit fertig werden, als jeder Andere, aber ich möchte doch gern als ein Christ sterben, und das ist nicht so leicht, wenn der General für seine Soldaten den Teufel um Rath fragt.

Du bist betrunken, Diaz, rief Juan unwillig: wenn Du bei unserm Cortez eine solche Narrheit nur für möglich hältst.

Ich bin nüchtern, versicherte Diaz: und habe mit diesen meinen Augen gesehen, wie Don Ordaz den Zauberer Botello in den versammelten Kriegsrath geführt hat, wo er seine Geister fragen wird, ob wir bei Tag oder

bei Nacht aus der Mördergrube entrinnen sollen.

So hat sich die Welt umgekehrt, rief Juan: aber wie ist denn die Antwort der Geister gefallen, die man so unnöthig belästigt hat?

Noch ist der Kriegsrath nicht auseinander gegangen, erwiederte Diaz: aber der Schwarzkünstler hat schon vorher manches darüber mit seinen Kameraden geschwätzt, und wenn es nach seiner Meinung geht, so ziehen wir bei Nacht von hinnen.

Ja Diaz, rief jetzt Juan, von Schrecken und bangen Ahnungen ergriffen. Dann kannst Du Recht haben, das kann zum Ende führen. In diesem heillosen Nachtmarsche, den ich überall bekämpft, wo von ihm die Rede war, müssen wir Alle unsern Untergang finden. Wie mag man nur hoffen, einen Marsch von 9000 Mann mit Pferden, Artillerie und Gepäck einem so zahlreichen als wachsamen Feinde zu verbergen? Aber was ist denn eigentlich an diesem Botello, dessen Stimme in dieser hochwichtigen Sache entscheiden soll? Ich habe allerlei einfältige Mährchen von ihm erzählen gehört, aber im unaufhörlichen Waffengetümmel ihn nie zu sehen bekommen.

Ich kenne auch weiter nichts von ihm, antwortete Diaz: als seine eingetroffenen Weissagungen, und die Körpergestalt, in der ihm der Satan verstattet hat, unter uns herum zu wandeln, und die dieser, ein immerwährender Affe unsers Herrgottes, nach seinem eignen scheußlichen Bilde geschaffen haben muß. Aber Euer Pedrillo muß Euch mehr von ihm sagen können. Ich habe Beide oft im vertraulichen Gespräch mit einander gesehn.

Von dieser saubern Bekanntschaft wußte ich freilich nichts, rief Juan entrüstet: und sie wirft ein düsteres Licht auf meines Dieners befangenes, unruhiges Wesen. Hier scheint mehr vorgegangen zu seyn, Diaz, als wir beide ahnen. Der Knecht, der hinter seines Herrn Rücken solchen verdächtigen Verkehr unterhält, ist noch ärgerer Thaten fähig, und daß gerade jetzt dieser Botello eine so wichtige Rolle zu spielen beginnt, steigert mein Verdacht zur Gewißheit. Vor allen Dingen soll mir der Knabe auf die Seelenfolter. Suche mir ihn, Diaz, und bringe ihn her, und sieh, daß Du an den Feldherrn kommst. Beschwöre ihn in meinem Namen, nichts über den Abzug zu beschließen, bevor ich ihn gesprochen.

Diaz ging eilig, und Juan blieb auf seinem Lager liegen, in düsteres Nachsinnen über alle die finstern Möglichkeiten verloren, die, gleich schrecklichen Riesenbildern, vor seiner Phantasie aufstiegen. Unterdeß war die Sonne völlig hinabgesunken, und Dämmerung erfüllte das Gemach. Und immer tiefer sann Juan nach, aber sein erschütterter heißer Kopf wurde ihm schwerer und schwerer, die Gedankenbilder flossen immer bunter und verworrener unter einander, und in dem vergeblichen Bestreben, sie fest zu halten und zu ordnen, sank er endlich in einen dumpfen Halbschlummer, in dem seine Seele das begonnene Geschäft mit ruhiger Thätigkeit fortsetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Ein guter Rath ist oft noch viel mehr werth, als die ganze Sache, in der er gegeben wird.

Der Glaube an's sogenannte Schicksal ist vielen Leuten, die übrigens kaum an Gott glauben, nur eine Exküse ihres Verstandes.

Der geistreiche Mann betrachtet das Leben als ein inneres, als rein-geistige Thätigkeit; der gewöhnliche Mensch bloß berücksichtigt seine äußere Erscheinung und mißt sie nach dem neusten Schnitt der Kleider und der Form der Hüte ab.

Anekdoten.

Racine der Aeltere war in seinem Spotte sehr bitter, und er schonte seinen besten Freund nicht, wenn er einmal eine Blöße gab. Einst hatte Boileau bei einer Sitzung der Akademie etwas geäußert, was nicht ganz richtig war. Racine begnügte sich nicht damit, ihn ruhig zu widerlegen oder ein leichtes Scherzwort darüber zu sagen, sondern äußerte sich darüber auf eine höchst plumpe und beleidigende Weise. Boileau erwiederte darauf endlich ruhig:

„Ich gesteh's, ich habe unrecht, aber ich will hundertmal lieber unrecht haben, als auf eine so impertinente Art recht, wie Sie."

Bei einer andern Gelegenheit überließ sich Racine in einem Streit mit Boileau ebenfalls wieder seinem rohen Ungestüm.

Als der Zwist endlich begelegt worden war, fragte ihn Boileau sehr kalt:

„War es denn Ihre Absicht mich zu ärgern?"

Gott behüte! Das ist mir nicht eingefallen! versetzte Racine.

„So haben Sie doch unrecht," sagte Boileau: „denn Sie haben mich wirklich geärgert."

Der Marschall von Villars wollte sich einst des Zimmers eines Advokaten, mit Namen Thierri, das an den Sitzungssaal des Kriegskonseils stieß, mit Gewalt bemächtigen.

Der Advokat reichte bei dem Herzog-Regenten nachstehende Bittschrift ein:

„Der Advokat Thierri stellt Ew. Königl. Hoheit unterthänigst vor: daß der Herr Marschall von Villars, da er keine Feinde mehr zu schlagen, noch Friedensschlüsse zu machen hat, jetzt das Zimmer eines armen Advokaten belagert. Er bildet sich ein, daß sich der Platz bei der ersten Aufforderung ergeben wird; aber der Supplikant ist fest entschlossen, erst das grobe Geschütz abzuwarten, welches unter Ew. Königl. Hoheit Befehl steht."

Der Herzog schickte diese Eingabe an den Marschall, und dieser sagte, nach deren Durchlesung: „Ja, ja, es bleibt mir nichts übrig, als die Belagerung aufzuheben. Es ist das erste Mal in meinem ganzen Leben."

Mononyme.

Zwei kleine Sylben zähl' ich nur,
In welchem sich genau die Zeichen,
Verkehrt doch nur, im Tone gleichen,
Und pflege oft, trotz Fluch und Schwur,
Auf feine Art Betrügerei zu lieben,
Und mache so die Ehrlichsten zu Dieben.
Hier bin ich kurz, dort viel und wenig länger;
Bei jetz'ger Zeit wird mir wahrhaftig bänger,
Denn Ruhe lieb' ich nicht, bin gern zur Hand
Und hänge ungern selbst am zartsten Band.
Wer mich oft braucht und weiß geschickt zu führen,
Wird meinen Fleiß in seiner Kasse spüren,
Doch soll ich ehrlich gelten im Verein,
Muß ich gebranntmarkt an der Stirne seyn.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 50.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 22. Juni 1820.

* Die Jugend.

Glücklich ist, wem noch der Morgen
Seiner Jugend heiter blüht,
Wer, noch frei von bangen Sorgen,
Blumen aus der Erde zieht.
Fröhlich sieht in weiter Ferne
Er verklärte Lichtgestalten,
Läßt die Hand des Schicksals walten
Ruhig und getrost.

In des Herzens sanftem Triebe,
Wohnet Freude stets und Lust
Und der Unschuld erste Liebe
Pflanzt sich gern in seine Brust.
Der Verläumdung gift'ge Zunge
Macht ihm keine bange Schmerzen;
Aus dem leichten frohen Herzen
Schwindet Alles schnell.

Glücklich ist, wem so der Morgen
Seiner Jugend heiter blüht,
Wer, entfernt von bangen Sorgen
Allen Schmerzen stets entflieht.

Doch mein Morgen ist so trübe! —
Wird der Mittag sich erheitern —
Das beklommne Herz erweitern,
Frei von finsterm Schmerz? —

Hoffnung, Trösterin im Leben,
Ach! warum entfliehst du mir?
Wer soll Trost und Ruhe geben
Auf dem Erdkreis — außer dir?
Halten will ich dich so gerne,
Doch du sprichst: „Ich kann nicht weilen,
Ewig muß ich von dir eilen,
Lassen dich im Schmerz!“ —

Und doch will ich nicht verzagen
In dem schwarzen Todtenchor,
Auf dem goldnen Sonnenwagen,
Tritt das schöne Licht hervor.
Oftmals ist der Morgen trübe,
Und der Mittag ist doch helle,
Bricht sich schäumend doch die Welle
An des Ufers Rand. —

G.

* Iduna und Alfred.

Der junge Tag brach an, Nebelsäulen wallten auf und nieder, und lagerten sich in drohenden Gestalten an den nahen Bergen. Die Lagerfeuer am Rande des Waldes verloschen, und im ersten Strahle der Morgensonne zog das Sassenvolk, in Heerhaufen abgetheilt, voran die Stierbilder der verschiedenen Gauen, in der Mitte der Züge die Frauen und Töchter der Führer, — an der Wittekindsburg vorüber, zum heiligen Walde.

Helle Hörnertöne begrüßten in schauerlichen Weisen die fürstliche Wehre, in deren Vorhofe die starken riesigen Führer den Herzog erwarteten. Festlich gerüstet, den Bärenpelz um seine Schulter, trat er aus der Wölbung, Hertha und Iduna an seiner Seite. Zwei lenksame, schneeweiße Rosse standen für die Frauen bereit, und die beiden jüngsten Führer beilten sich, die Zügel zu ergreifen, und die blendenden, stolzen Thiere zu leiten.

Ruhig stand Alfred an der Seite des Herzogs, der oft die geheimnißvollen, triumphirenden Blicke auf ihn ruhen ließ; aber der Ritter bemerkte es nicht; ein schönerer, sanfterer Blick hatte sein Auge geblendet; und unverwandt sah er auf den weißen Zelter, der die schlanke, brautgeschmückte Jungfrau trug, und beneidete den Jüngling, dessen Führung sich die holde Herrin anvertraute.

Der Zug brach auf — langsam schwankte er den Weserstrom hinab, um den Fuß des Berges, wo sich am Rande des Waldes das Sassenheer in bangem Schweigen gelagert hatte. Dumpfe, unverständliche Laute drangen aus dem dichtverrankten Haine. Rauchwolken wiegten sich auf den rauschenden Baumwipfeln, und streckten die schwarzen Garben wirbelnd in das heitre Blau des Himmels. Mit verhüllten Häuptern sank das Volk in banger Erwartung zu Boden. Da erglänzten hoch und hehr im glatten Waffenkleide, die drei befreundeten Ritterjünglinge aufrechtstehend, und sich grüßend die Arme entgegenbreitend, über die bethörte Menge, die in schauerlicher Angst das Nahen der finstern Göttin erwartete, welche, bald mild, bald zornig, reiche Erndten spendete, oder blutige Opfer aus des Volkes Mitte heischte.

Stiller ward es in dem Walde — weniger schauerlich drangen die Mißtöne in die Ebene. Das Opfer war vollendet, die schwarzverhüllten Priester trugen auf eibenem Sessel, die Göttermutter, mit Blumen bekränzt in das Thal. In der Mitte der zitternden Menge setzten sie das Götzenbild nieder, und begannen den unverständlichen, rauschenden Weih'gesang.

Jetzt nahete der Herzog den dunkeln Heidenpriestern, und sprach mit ernster, feierlicher Stimme:

„Im Namen meines Sassenvolkes, dank' ich der hohen Göttin Frigga, für ihre Huld im letztverflossnem Jahre, wo sie mit Ueberfluß die freien Weserfluren segnete, und uns im Kampfe gegen unsre Feinde Sieg und unsern Söhnen schönen Heldentod verlieh. Die Sage geht in unserm Volke, daß einst bei diesem Feste, drei stolze Römerjünglinge, die in der Herrmannsschlacht im Teutoburger Walde von den Cheruskerführern aufgegriffen wurden, die Göttermutter durch die Weserthäler trugen, — so bieten wir auch heut' die drei Verwegensten des Christenheeres ihrem Dienste; und wünschen, daß die Göttin huldreich auf die Gabe blicken, und ihre Söhne Thor und Balder, die hohen Götter großer Schlachtenthaten und des ernsten Rechtes in der Sassenmannen Mitte wohnen, und ihre holden Töchter Gersemi und Gefione, die Begleiterinnen zarter An-

muth und Beschützerinnen keuscher Mädchen, über unsre Jungfrau'n wachen lassen möge!"

Der Herzog trat zurück; — mit Blumenkränzen nahten Jünglinge und Mädchen, und bekränzten still und ehrfurchtsvoll das Götzenbild. Iduna war die letzte — lächelnd sah sie auf den theuren Ritter, der so ernst und schweigsam in der Mitte seiner Wächter stand. Sie konnte ihm kein Lächeln abgewinnen, er blickte deutungsvoll — fast wie verweisend auf ihren Opferkranz. Eine Thräne trat in ihr Auge; sie fühlte, was die Seele des Geliebten bewegte; aber der ernste Blick des Vaters hieß sie das Opfer vollbringen, dessen Thorheit die tagende Ueberzeugung begriff.

Sie legte den Kranz um das Gewand der Göttin, und dann — die Hand aufs Herz gedrückt, den Blick gen Himmel gewendet, — sank sie knieend zu Boden — und huldigte im Angesicht des ganzen Sassenvolkes dem unbekannten, höchsten Gotte, den sie durch Liebe täglich mehr begreifen lernte. —

Alfred verstand sie — Alfred ahnete ihr leises Gebet, und die Seligkeit einer schönen That erfüllte seine Seele. Sein Auge glänzte, seine Arme hoben sich; er wollte sein Gebet, mit den ersten Anklängen der ewigen Harmonie, die von der Lippe des geliebten Mädchens bebten, vereinigen, da schreckte ihn der rauhe Ruf des Herzogs aus der frommen Begeisterung, die ihn seine Umgebung hatte vergessen lassen. „Heran ihr stolzen Christenritter," rief der Führer, und jeder aus der Menge hörte seine Rede, „heran zum Sitze unsrer mächt'gen Göttin. Im „blutigen Schlachtgedränge suchtet ihr den Tod „— mein Machtgebot versagte euch so schönes „Loos. Ihr seyd den Göttern lebend schon verfallen, und ihrem Dienste weih' ich euch von „heute. Bis an den Heilquell in den Lippeber„gen sollt ihr die Göttermutter tragen, und „durch das freie Wesergau soll sich die Kunde „breiten, bis zu den Vesten eurer Brüder, welch „neidenswerthes Loos die Sieger über euch ver„hingen!"

Ruhig blickte Alfred die Gefährten an, Unwille und gekränkte Ehre malte sich in ihren Zügen, er las in ihrer Seele, was er in starken, freudigen Worten aussprach: „Herzog Wittekind! das Schlachtenglück gab uns in deine und der deinen Hände; — ihr habt uns gastlich aufgenommen, und so die Sage widerlegt, daß in den Weserbergen ein roher, wilder Volksstamm hause, der die Gefangenen den finstern Abgrundsgöttern opfere. Wir danken euch fü eure Milde, ihr starken, kühnen Sassenmannen, doch fordert nicht, was Ritterehre und die heil'ge Wahrheit uns verbieten. Es ist nur ein Gott, den der Mensch verehren soll und lieben, weil er den Menschen liebt, und ihn zu einem höhern Ziele leitet, auf sanfter, sonnenheller Bahn. Sein Bild wohnt tief im Innersten der Seele, und zeugt nicht bange Furcht und ängstlich' Beben, wie eure vielen truggeschaffenen Götter. Der große Gott, der alles weise lenkt, hat unser Loos bestimmt, es falle wie es wolle, wir nehmen es mit heitrer Zuversicht aus seiner Hand; doch Ihm und den schwachen Götzen fröhnen, verträgt sich nicht mit unsrer Pflicht! —"

„Schweig Frevler!" rief der Herzog zornentbrannt. Die Priester warfen dunkle Schleier um das Götzenbild, und hüllten sich mit schrecklichem Geheule in die nächtlichen Gewänder. Erstarrt stand das Volk, die Hand der Männer zückte schon das Schwert; — da trat der finstern Priester einer vor, und sprach: „Du armes, schwaches Sassenvolk, und du des Volkes „Herzog, wie habt ihr diesen Frevler in der Göttin Nähe bringen können? — Fluch wird auf

„euren Fluren lasten, der Feind wird siegend in „die heil'gen Eichenhaine dringen, und das Cherus„kavolk, in herbe Sclavenfesseln schlagen, denn „alle Götter wenden sich erzürnt aus eurer Mitte, „aus einem Volk, das zu schwach war, um die „Asgardswesen vor frevelhafter Rede zu be„wahren."

Die Frauen verhüllten klagend ihre Häupter, die Männer schwangen drohend die glänzenden Schwerter, die Priester riefen Wehe über das Volk, und verlangten das Blut der drei frevelnden Jünglinge, als Sühne für die beleidigte Göttin. Iduna lag betend, in unsäglicher Todesangst, auf dem Opfersteine in der Mitte des Feldes, und erschien in der Glorie eines Engels helleuchtend über die schauderhafte Verwirrung.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*Ueber Heiraths-Verbindungen zwischen Adelichen und Bürgerlichen.

Sie wollen meine Ansichten über Heiraths-Verbindungen zwischen Adelichen und Bürgerlichen? Hier sind sie mit wenig Worten. Nicht weil ich glaube daß ich im Stande bin, Sie völlig zu befriedigen, sondern weil ich den guten Willen habe, Ihnen treu zu geben was ich darüber denke und fühle.

In England sind Verbindungen, welche Sie meinen, sehr häufig, und fast an der Tagesordnung; aber fast in der Regel heirathet dort der Adeliche oder der jüngere Sohn eines Adelichen nur eine Bürgerliche, wenn sie reich ist. Und das adeliche Mädchen giebt nur ihre Hand zur ehelichen Verbindung dem Bürgerlichen, wenn er wirklich alle Mittel im Besitz hat, die ein völlig sorgenloses und anständiges Leben sichern können.

Dies ist dort allgemeine Regel. Ausnahmen, wo blinde Liebe, Unbedachtsamkeit oder die Windmacherei eines Schwätzers es anders bestimmen, gehören nicht hieher. Die gewöhnlichen Folgen der ehelichen Verbindungen dieser Art sind zu traurig, als daß nicht Aeltern und Verwandte, die besser schauen als Verliebte, sie sorgsam abwehren müßten.

Heirathet der Adeliche eine Bürgerliche, so führt er sie in das adeliche Leben ein. Heirathet der Bürgerliche eine Adeliche, so führt er sie aus dem adelichen Leben heraus. Der Mann bestimmt im geselligen Leben den Adel der Frau. Die Frau aber ist nie dazu gemacht den Mann höher zu stellen als er durch sich selbst steht. Hieraus folgt von selbst, daß wenn der Adeliche eine angeheirathete Bürgerliche ins adeliche gesellige Leben, oder in den Cirkel seiner Familie mit Erfolg einführen will, sie reich seyn müße; besondere persönliche Vorzüge ohne Reichthum söhnen allein die sogenannte mesalliance nicht aus. Eben so folgt: daß der Bürgerliche, der ein adeliches Mädchen aus dem adelichen Leben heraus in die bürgerliche Welt hinein geführt hat, reich genug seyn müße, um durch Wohlstand und häusliche Annehmlichkeiten dem Mädchen Ersatz für die idealische Erniedrigung zu geben.

Es treten hier noch andere Rücksichten ein: Ein bürgerliches Mädchen, das einen armen Bürgerlichen heirathet, kann in der Regel nie so unglücklich werden als ein armes Fräulein, das sich aufs Geradewohl in eine bürgerliche Ehe einläßt; denn ein bürgerliches Mädchen weiß in solchen Lagen sich besser durchzuarbeiten. Sie versteht gewöhnlich den Haushalt zu führen, und sich nach der Decke zu strecken. Ein adeliches Mädchen, so vortrefflich es auch sonst seyn mag, versteht dies selten.

Und tritt in der Ehe eines armen Bürgerlichen mit einem armen Fräulein Mangel ein, so ist die arme Frau, wie die Erfahrung lehrt, in der Klemme. Die bürgerlichen Anverwandte fertigen die Klagen mit der überklugen Bemerkung ab: Er hätte eine Bürgerliche heirathen sollen; und die adelichen Anverwandten, wenn sie Unterstützung geben, werfen diese wie ein Almosen einem Kinde hin, das ihnen nicht mehr angehört. Treten zwischen den so Verheiratheten unglücklicherweise persönliche Abneigungen ein, dann ist das eheliche Unglück vollkommen.

Fälle, wo ein Bürgerlicher mit leeren Taschen auf das Gütchen eines Fräuleins mit Erfolg spekulirt, um sich zu helfen, sind selten und werden gewöhnlich durch die Aufmerksamkeit der adelichen Anverwandten verhindert. Fälle, wo ein Bürgerlicher auf eheliche Verbindung mit einem adelichen Mädchen hinarbeitet, um durch bedeutende Familien-Connexionen seine Carriere zu machen sind noch seltner und gelingen fast nie.

So wie bei jeder neuen Ehe unter gebildeten Menschen, die Mittel und Wege zum Auskommen erst vollkommen gesichert seyn sollten, so ist dies im reichlichen Maaße bei ehelichen Verbindungen zwischen adelichen und bürgerlichen Personen noch mehr unumgänglich nothwendig. Ein sorgenfreies Leben, bleibt in der Welt doch immer das beste Leben, und wer aus Heirathslustigkeit es unbedachtsam Preis giebt, und in die eben bezeichneten unglücklichen Verhältnisse eintritt, findet früh genug Ursache es bitter zu bereuen. Hier wird der biblische Spruch wahr: „Wer heirathet thut wohl, wer nicht heirathet thut besser.“

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Eben trat Diaz mit dem aufgefundenen Pedrillo in das Gemach, als Juan aus seinem Schlafe auffuhr und mit irren Blicken um sich schaute. So habe ich also doch bloß geträumt, sprach er zu sich hin. Doch wunderbar, daß dieser Traum wieder so lebhaft war, als jener prophetische in Velasquez Kerker!

Hier ist Pedrillo, rief Diaz ihm zu. Seltsam! sprach Juan, der noch immer nicht recht zu sich kommen konnte, und fixirte den Knaben. Auch ihn habe ich gesehen in dem finstern Gesicht, und in Gesellschaft, die ihn nicht all zu wohl kleidete. Jetzt war ihm endlich das volle Bewußtseyn zurückgekehrt, und er donnerte mit flammenden Augen den zitternden Knaben ergreifend; Bekenne, Bube, Du bist nicht, was Du scheinst, und mit dem Bösewicht Botello einverstanden.

Madonna sey mir gnädig! Mein Geheimniß ist verrathen, schrie der arme Pedrillo, und stürzte an Juans Lager auf die Knie, sein Gesicht in die Decken verhüllend.

Bekenne! wiederholte Juan mit furchtbarem Zorn; da kam Alvarado ins Gemach gestürzt, mit bleichen, entstellten Zügen, und stammelte: Ich bringe Dir die Befehle des Feldherrn, Velasquez. Noch in dieser Nacht verläßt das Heer die Stadt. Dir und mir ist die Nachhut anvertraut. Alles in größter Stille nach dem Damme von Tlakopan. Eile, Deine Leute zu sammeln und zu ordnen!

Deine Botschaft ist kaum trauriger, als die Art, mit der Du sie verkündest, sprach Juan, vom Lager springend und den Degen über den Panzer schnallend. So habe ich den furchtlosen Alvarado noch nie gesehen, und fast

möchte ich bloß aus Deiner Todtenblässe unserm Beginnen einen unglücklichen Ausgang prophezeihn.

Unsere Unternehmung geht glücklich aus, deshalb sey unbesorgt, fuhr Alvarado heraus, dafür bürgen uns die Mächte, die in der Tiefe hausen!

Gott sey uns gnädig! schrie der fromme Diaz, ein Kreuz schlagend; habt Ihr denn die finstern Mächte gesehn, Don Alvarado, daß Ihr Euch so ruchlos auf sie berufen mögt?

Ja, Freund Diaz, ich habe sie gesehn, rief mit dem Entsetzen der Erinnerung Alvarado. Botello hat sie uns gezeigt; aber um alles Gold Neuspaniens mag ich nicht noch einmal sehen, was ich sah, und danke nur Gott dafür, daß ich mit dem gräßlichen Anblick des Heeres Rettung erkauft, die es nur noch in dieser Nacht und dann nie mehr finden kann. Ich eile an die Spitze meiner Leute, komm bald nach, Juan. Es leidet mich nicht mehr an diesem fürchterlichen Orte, wo mich fortan aus jedem Winkel Teufelslarven angrinsen würden. Erst wenn wir wieder den freien Himmel über uns, die freundliche Natur um uns haben werden, werde ich von meinem Entsetzen mich erholen und ein neues Leben beginnen. Denn mein altes freudiges Daseyn hat dieser Abend vergiftet, und ich sehne mich nach dem wilden Schlachtgetümmel, um bald mit Blut das schwarze Grausen mir von der Seele zu waschen.

Er stürzte hinaus, und wüthend riß Juan den unglücklichen Pedrillo in die Höhe. Dein Bundesgenoß hat große Dinge gethan, rief er, den Dolch zückend, und ohne Mitwisser und Helfershelfer war es ihm unmöglich, die hellen Geister zu betrügen, mit denen er zu thun hatte. Drum bekenne, was Du weißt von seinen Teufelskünsten, oder ich bohre Dich nieder.

Diaz fiel dem zürnenden Löwen in den Arm, und Pedrillo stöhnte leise: So wende Maria ihr Angesicht von mir und meiner letzten Stunde, wenn ich von diesem Botello mehr weiß, als seinen wahren Namen, der auch Euch nicht fremd seyn kann. Meinten seine Künste es wirklich böse mit Spanien, wovon ich nichts weiß, so hat er mir gewiß seine Pläne sorgfältiger verborgen, als einem von Euch, da er meine Treue kannte und Entdeckung fürchten mußte. Das Geheimniß, das ich mit ihm theile, betrifft nur mich. Ihr habt kein Recht daran, und zweifelt Ihr dennoch, so treffe Euer Stahl dies treue Herz, daß es mit seinem rinnenden Blute die Schwäche abbüße, deren es sich schuldig gemacht gegen Euch.

Zuerst den Namen, schrie Juan. Abderraman, hauchte Pedrillo und sank ohnmächtig zusammen. Abderraman? zürnte der Jüngling. Nun wird mir alles helle; aber es ist das gräßliche Licht einer Feuersbrunst, das nur die Gefahr mir zeigt, mit der Unmöglichkeit der Rettung. Abderraman, Velasquez Betrüger, Cortez Widersacher, Narvaez treuer Diener, der jetzt durch die langgeübten Gaukeleien ein Unternehmen herbeiführt, das den Feldherrn und das Heer verderben muß! Fluch meiner strafbaren Nachsicht, die den Freund ungewarnt, den Bösewicht ungestraft aus Chempoalla entrinnen ließ! Auf, durch ein reuiges Bekenntniß gut zu machen, was ich verbrach! Pedrillo ist Dein Gefangener, Diaz! Du haftest mir mit Deinem Kopfe für ihn, ich fliege zum Feldherrn!

Und mit rasender Eile stürzte er fort, durch die Höfe des Schlosses, aus denen schon das Heer in heimlicher Stille fortzog. Aber

leer waren Cortez Gemächer, und durch die Todesangst gespornt, ihn zu versehlen und ungewarnt ziehen zu lassen, rannte Juan wild über all umher, und sein Angstruf: Wo ist Cortez? tönte fürchterlich durch das Schweigen der Nacht.

Willst du uns alle verderben? flisterte endlich Alvarado dem Tobenden zu, ihn unsanft an den Schultern packend. Kein Laut soll gehört werden, daß unser Abmarsch nicht verrathen werde, und Du brüllst, als wolltest Du ganz Tenochtitlan aus dem Schlafe wecken.

Das Heer muß zurück, rief Juan verzweifelnd. Botello ist ein Betrüger, der Feldherr verloren, wenn er jetzt auszieht. Ich muß Dich verhaften, Unsinniger, sprach Alvarado, wenn Du nicht schweigst. Botello hat seinen Rath auf eine Weise bekräftigt, die keinem Zweifel Raum giebt. Und wäre das auch nicht, so ist doch jetzt alles zu spät. Schon ist der Feldherr mit dem Hauptkorps fort, schon muß die Vorhut den See-Damm erreicht haben. Jetzt ist der Unternehmung Räderwerk einmal in seinem gewaltigen Gange. Ein toller Eingriff in die kreisenden Speichen kann es nicht mehr aufhalten, nur der ganzen Maschine Unordnung und Zerstörung bringen, und der Rettung letzte Hoffnung vernichten. Drum denke jetzt nur darauf die Hauptmanns-Pflicht zu thun, und eile an die Spitze Deines Haufens, den ich bereits für Dich aufgestellt.

Alles verloren! und durch mich! knirschte Juan, sich mit der Faust vor den Kopf schlagend, schwang sich auf das Roß, das ihm gebracht ward, und während Alvarado mit seiner Schaar aus dem Pallaste zog, ritt er zu der seinigen, deren Anblick seine Verzweiflung vollendete. Der Geiz hatte bei den unglücklichen Spaniern die Sorge für die Selbsterhaltung verdrängt. Es war ihnen unmöglich gewesen, die reichen Schätze zurückzulassen, die sie mit so vielem Blute erkauft. Ihre Tornister strotzten von Gold, schwere Goldstangen hatten sie noch überdem auf ihre Schultern geladen, und so standen sie, unter der ungeheuern Last gekrümmt, zur Flucht, wie zur Vertheidigung gleich unfähig.

Bei allen Heiligen, meine Waffenbrüder, ermahnte sie Juan: Das ist keine Rüstung zum Marsch und zum Gefecht! Jetzt, wo alles darauf ankommt, daß Ihr als tapfere Krieger Euch zeigt, habt Ihr zu Lastträgern Euch herabgewürdigt, die bei des Feindes erstem Angriff als wehrlose Opfer fallen müssen. Um Gott! werft das verfluchte Sündengold von Euch, das mit eines Spaniers Leben zu theuer erkauft wäre. So lange Euch das ritterliche Eisen bleibt, und ein kräftiger Arm, es zu schwingen, wird es auch nicht an Schätzen fehlen, die Ihr damit erfechten könnt. Das Gold drückt mächtig nach der Tiefe, der es der Menschen eitler Frevelmuth entrissen, und hat es Euch in der Stunde der Entscheidung hinabgezogen in den Abgrund, so ist es für Euch verloren und Ihr mit ihm.

Aber die Spanier schüttelten murrend die Köpfe, und der Dreisteste rief trotzig: Der Feldherr selbst hat schon dieß unbillige Opfer von uns verlangt; aber auf unsere Vorstellungen hat er uns erlaubt, so viel mit fortzunehmen, als wir tragen können, weil er gewiß ist, daß wir keinen Angriff zu befürchten haben. Drum muthet uns nicht zu, Herr Hauptmann, daß wir auf Euer Gebot den einzigen Lohn unserer Arbeit und Gefahr den Heiden zur Beute lassen sollen.

Ihr wollt verderben! sprach Juan schmerzlich. Das Schicksal und Euer Wahnsinn sind

stärker, als mein redlicher Wille. So folgt mir denn, daß ich Euch zum gewissen Tode führe, und wenn Ihr fallet im ruhmlosen Kampfe, oder winselt unter dem Opfermesser der Götzenpriester, so flucht dem Führer nicht, der treulich Euch gewarnt, und treulich bei Euch aushalten wird in der Entscheidung banger Stunde!

Und mit dem Degen winkte er Marsch, und ihm nach schleppte sich der schwer bepackte Haufen in furchtsamer Stille, in die dunkle verhängnißvolle Nacht hinein. Es war die erste des Julius im Jahre 1520.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wirksames Zaubermittel.

In einer Gegend der Nordküste Deutschlands, wo noch der Glaube an Wundermittel und Zauberei vorherrschend war, lebte eine Dame von so ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, daß man sie allgemein im Besitze übernatürlicher Künste hielt. Einst kam eine Ehefrau aus gemeinem Stande unter heftigem Weinen zu ihr und fragte sie zutraulich geheimnißvoll, ob sie nicht ein Mittel wisse, um sie vor dem öftern Schelten und den oft schrecklichen thätlichen Mißhandlungen ihres hitzigen Mannes zu sichern?

Bei der Roheit der ehrlichen Strandbewohner gehörten dergleichen Ehevorfälle gerade nicht zu den Seltenheiten in der dortigen Gegend, indeß die menschenfreundliche Dame dachte darüber nach, als sie sich den ganzen Hergang der Sache ausführlich hatte berichten lassen. Sie ging darauf hinaus, und kehrte bald mit einer dem Anscheine nach gewöhnlichen Flasche zu der sie ängstlich Erwartenden zurück. Hier, meine Liebe, sagte sie mit Ernst, nehmt diese Flasche, und sobald Euer Mann wieder über irgend etwas in Zorn geräth, so nehmt geschwind einen Mundvoll des Wassers, das diese Flasche enthält, und behaltet es so lange im Munde, bis er wieder völlig freundlich geworden ist. Und dies, seyd versichert, wird gar nicht lange dauern, und keinen Schlag werdet Ihr künftig mehr bekommen, darauf gebe ich Euch mein Wort.

Freudig dankte die Beschenkte ihrer wunderthätigen Freundin, und eilte mit ihrer Flasche nach Hause.

In einigen Wochen kam sie wieder, doch mit ganz verändertem fröhlichen Ansehn. Ach, gnädige Frau, rief sie, ich bin wie neugeboren! Keinen Schlag wieder! seitdem ich das Wundermittel brauche. Ich habe auch meinen Nachbarinnen damit ausgeholfen, und auch bei denen hat es geholfen! — Aber nun ist die Flasche leer, — und nun wollt' ich fragen, ob ich sie nicht aus übergroßer Gnade noch einmal gefüllt bekommen könnte.

Meine liebe Frau, versetzte die Dame lächelnd, geht nur an den nächsten besten Brunnen und füllt sie wieder; und jenes Wasser in den Mund genommen wird euch dasselbe Zaubermittel gewähren, als dieses reine Brunnenwasser that, — das Mittel des sanften, klugen Schweigens im Augenblicke des Zornes unsrer Männer.

* An die unglückliche Mutter.

Dein Leid ist groß! unendlich Deine Schmerzen
Dir blüht im Leben keine Freude mehr;
Die ganze Schöpfung ist Dir öd' und leer
Und düstre Schwermuth wohnt im Mutter-Herzen!

Wer wagt es, Dir ein Trostes-Wort zu sagen?
Du Aermste! — ach, vergebens würd' es seyn;
Den Kummer lullt kein Lethe-Becher ein
Und bis zum Grabe hallen Deine Klagen! —

O, dulde standhaft was Dir Gott beschieden!
Einst bricht ein Strahl durch Deines Lebens Nacht;
Wenn freundlich Dein Verklärungs-Morgen lacht
Empfängst Du dort die Palme und den Frieden!

Und er, den tückisch hier ein Wahn umfangen,
Der theure, dennoch ewig theure Sohn,
Weilt an der ewigen Vergebung Thron
Und harret Dein mit kindlichen Verlangen! — —

H — l l —

* Charade von drei Sylben.

Im Ganzen sieht man das Bestreben
Sich immer mehr und mehr zu heben
Fürwahr mit vieler Freude an.
Da wird im Kunstfleiß fortgeschritten,
Daß der Franzosen und der Britten
Man schon sehr gut entbehren kann.

Gern möcht' ich über letzte gehen
Zum Ganzen, um dies mal zu sehen,
Es soll ein wackres Städtchen seyn.
An Erstern, deren letztes Zeichen
Du aber mußt zuvor erst streichen,
Liegt's nicht, doch liegt's nicht weit vom Rhein.

Ein Hannoveraner.

Auflösung der Mononyme in Nro. 49.

Elle.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 51.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 25. Juni 1820.

* Die Athenaide.

Von dem Verfasser des Leonidas,
deutsch von Roeldeke.

Erster Gesang.

Der Perser Flucht, die Rettung Griechenlands,
Leonidas, des großen, Tod, gerächt
Durch attischhohen Muth, besing, o Muse.
Der Sonne Sommer-Wende strahlte warm,
Und kund gethan ward die Olympiade;
Da strömte Xerxes durch Thermopylä
Mit seinen Millionen, dampfend noch
Von Blut. — Athen flieht Aeschylos, der hohe
An Geist und Kunst und Muth, voll tiefes Sinns
Ob des bedrohten Vaterlands Geschick;
Und eilt, vom stillen Abend angelockt,
Zu des Ilissos fernberühmtem Strom.
Im Schatten einer Eiche, die für sich,
Ein ganzer Wald, vereinsamt, stolz dastand,
Ruht auf bemoostem Sitz des Helden Leib.
Zur Leier greift sein Arm; entfaltet rollt
Ein großes Blatt zur Erde. Dann erneut
In Hochgesängen er, Leonidas,
Des Sparters Lob, und stürmt durch frohe Saiten.
Dem abgeschiednen Tag zum Lebewohl,
Zum Gruß den aufgegangnen Sternen, scholl
Sein ungestörtes Lied, bis daß der Strom,
Ermurmelnd sanft, sein Aug' dem Schlaf gewann,
Doch sein Gemüth nicht schläfernd. — Da zeigt' ihm
Den Gott des Lichts ein Traum, im Mittagsglanz,
Sein Amt hoch über Wolken anzutreten.
Und plötzlich, schaul that sich die Erde auf,
Ein Lichtstrom stürzte mächtig durch den Spalt,
Und düsterte der Sonne Mittagsschein.
Gebaut aus Diamant, sich selber tragend,
Schwebt auf den Strahlen-Wogen im Triumph
Ein Wagen her. Zwölf Rosse, schimmernd, wie
Krystall, versandten Funken durch die Nüstern,
Und Funken sprühten, wimmelnd, hell und licht,
Aus ihren Mähnen. Da erschien, als Mensch,
Dem Bilde nach, doch zum Unsterblichen
Verwandelt, sichtbar, der gewalt'ge Geist
Von Sparta's König. Aus des Helden Wunden
Brach Himmelsglanz, gleich jenem Sterngewimmel,
Das an Orion's Brust nnd Schenkeln ihn
Als Fürsten des Gestirns verkündiget.
Rund um ihn reihten sich der stattlichen
Gestalten Wagen im Triumph, die einst,

Von Muth entflammt, sein Loos zu theilen strebten,
Und ew'gem Ruhm, Thermopylä zu weihn.
Gleich Fichten ragt', erhellt vom Blitz, ihr Speer,
Der Schilde Breite glich Minervens Aegis,
Die Helme leuchteten von Himmelsglanz,
Unnennbar Seeligseyn sprach jeder Blick,
Und ihre Stirn der Götter Majestät.

Vor andern hoch begann der hehre Held
In Tönen, lauter als zerrißne Wolken;
Pentelikos, Hymettos schienen stracks
Durch ihre Marmor-Vesten zu erbeben,
Und im Tumult Ilissos seinen Strand
Zu schlagen: — Du, deß Muse siegend schwingt
Des Ruhms Unsterblichkeit verleihende
Drommete, geh zu Hellas weisen Richtern,
Zu den Eleern, die Olympia's
Verdienten Palmenzweig gerecht vertheilen.
Dort laß in deinem himmlischhohen Ton,
Vor der Versammlung weitgedehntem Kreis,
Das Volk von unsern Thaten, Leiden hören,
Daß unser Beifall Griechenland begeistre
Zu trotzen der Gefahr, und Sparta's Schild
Beschirm' Athen; dann starb ich nicht umsonst.

Nun läßt, in Luft zerstiebt, der lichte Traum
Den überraschten Barden. Rings erblickt
Sein Auge nichts umher als Wirklichkeit
In braunen Schatten dichtverwobner Haine,
Als ferne Berge und den Sternen-Dom
Des Himmels in der Silberwellen Spiegel.
Doch brütend ob des Vaterlands Geschick
Kehrt seine Schritt' er um. Themistokles,
Dem Herrscher in Athen's Versammlungen,
Verkündigt flugs sein Mund den Göttertraum.

Gehorche, ruft der Feldherr, dem Befehl,
Schreck auf die Menge zu Olympia,
Von Kirrha, Delphi's Hafen, segle fort
Nach Elis, frag' Apoll auf deiner Bahn
Fürs Wohl des Staats um Rath; ein Amt, zu dem
Er dich kraft deines Werthes ernennet, geh'
Und bring von Xerres Zug die Kunde heim.
Er sprachs, und beide schieden. Aeschylos
Brach früh am Morgen auf, mit einer Schaar
Bewaffneter, zu Pisa's Schutz bestimmt,
Die er, von ihnen auserwählt zum Führer,

Die Sonn' erneute fünfmal ihren Kreis,
Fünf Folge-Nächte wuchs des Mondes Scheibe,
Eh Delphi sie, des Phöbos Sitz, erhöht
Auf schroffem Felsenhang, erreichten. Höher
Muß selbst von dort der Späherblick empor
Zu des Parnassos Doppelhügeln steigen,
In blauer Luft, wo angesieht der Gott
Der Zukunft Räthsel löst. Hier trafen sie
Auf frecher Barbarei unheil'ge Spur,
Verheerte Dörfer, hingestürzte Tempel,
Zerschlagne Götterbilder, heil'ge Haine,
In Glut und Staub verwandelt; — also glüht
In Dampf verhüllet, überstreut mit Asche,
Rund um den ungeheuren Aetna her
Und den entsetzlichen Vesuv die Flur,
Des Todes Flammenschlünde, wenn vom Feuer
Ihr Steingeripp' und Marmor-Eingeweide
Geschmolzen über die Gefilde strömt;
Die einzigen in ganz Sikania,
Und in Hesperia, der lächelnd holden,
Die ohne Segnungen gelassen die
Natur. — Hier weilen die Athener, zweifelnd,
Indeß am Himmel schwül der Mittag flammt.
Durch Delphi's offne Thore kommt daher,
Den Männern Attika's kein Fremder, Timon,
Des Phöbos weiser Priester, heil'gen Amts,
Athen's bestellter, gastfreundlicher Wirth,
Mit seinen Dienern in die Ebne flugs
Hinunter steigend, die ihm Schild und Speer
Und Panzer tragen. Ueberstreut mit Asche
War seine Scheitel; sein zerrissenes
Gewand gab Ahnung eines schwarzen Unsterns.
Welch gift'ger Pfeil des Schicksals foltert dich?
Ruft laut ihm Aeschylos und drückt dem Freund
Kekropia's die gastgewohnte Rechte.

Zu ihm der Delphier: Aus wüsten Hallen,
Verheerten Strassen, komm ich dir zum Gruß,
O du, mein Freund durch gastfreundliche Bande;
Du Liebling Phöbus, Günstling der Athene,
Der Göttin deiner Stadt! Oft sahst du mich,
Durch Amaranto's Blüthe, reif an Tugend,
So hochbeglückten Vater. Sie hab' ich,
Als vor Minervens Bild sie mit Gebet
Und Blumenkränzen ihr Gelübd' erfüllte,
In dieser Stunde durch Barbaren-Hand

Im Sturm als Sclavin weggeführt, verloren.
O unglückselig Weib, in deiner Blüthe
Von Pluton hingerafft ohn' all Erbarmen,
Wie soll ich dir im Hain Elysiums
Begegnen? wie die Kunde dir von der
Verlornen bringen, die, der Sclaverei
Zum Raub, verurtheilt ward zur Schande,
Noch mehr; schon naht sich der Bedränger Wuth,
Die unsre Flur verheert, die unsre Tempel
Geschändet, unser banges Volk getrieben,
Auf ungebahnten Klippen und in Hölen
Sich Schutz zu suchen; — naht mit frechem Trotz,
Die hier Jahrhunderte gehäufte Gaben
Von großen, edlen Menschen zu ergreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Iduna und Alfred.

(Fortsetzung.)

Die Priester trugen die Opfergeräthe aus dem heil'gen Walde, mit gezücktem Schlachtschwerte stand ein Kreiß zürnender Männer um den Opferstein, an dessen Fuße die drei edlen Jünglinge Hand in Hand, ihrer Rüstung beraubt, dem Tode entgegensahen, den ihr Glaube über sie verhing. Iduna hatte die Kniee ihres Vaters umfaßt, und bat ihn mit herzzerreißenden Flehen um die Rettung des Geliebten; aber der Herzog stieß sie von sich, und die wilden Priester begannen den Opfergesang.

Da klang es sanft und freudig aus dem Walde, der sich vom Lippestrom bis in das Weserthal erstreckt, — wie heller Hörnerschall, in traulichlieber Weise, und ein Geschwader stolzer Reiter erschien im wohlbekannten Waffenschmucke in der Ebene, voran ein hoher jugendlicher Führer.

Befreundet klang der Hörnerschall, wie der Gruß rückkehrender Kämpfer vom blutigen Felde; aber dennoch fürchtete der Herzog Verrath, und bildete aus den gerüsteten Mannen, um den Altar und um die zagenden Priester und Frauen, eine undurchdringliche Wand kampflustiger Helden.

Immer heller, immer freundlicher klangen die Hörner, immer deutlicher wurden die Gestalten der Nahenden, noch ruh'te tiefes Schweigen auf der Menge; aber plötzlich erfüllte ein Freudengeschrei die Luft, die Glieder wurden gebrochen, die Frauen eilten dem Zuge entgegen und breiteten ihre Arme aus, und nannten mit rührendem Rufe die Namen ihrer todtgeglaubten Söhne.

Hildagard, der Sohn des Herzogs war es mit seiner Engernschaar, die in der letzten Schlacht von einem kaiserlichen Heerhaufen umzingelt, und nach verzweifelten Widerstande gefangen genommen wurde.

Die erste, laute Freude des Wiederfindens war vorüber, der Herzogssohn erzählte den horchenden Männern die Milde des großen Kaisers, der sie von ihren Wunden habe heilen, ihnen ihren ganzen Waffenschmuck zurück geben, und dann sie habe vor sich treten lassen; um ihnen ihre Freiheit anzukündigen, und ihnen zu sagen: daß sie hinzieh'n möchten in die heimatlichen Thäler, und es ihren tapfern Brüdern künden, daß er sie nicht aus Ländersucht bekämpfe, sondern nur ihr eignes Heil bezwecke; daß er es schon oft versucht habe, sie durch Güte von dem Irrwahn abzubringen, unter dessen finstrer Nacht sie seufzten; daß das bethörte Volk aber seine Gesandten verfolgt, und ihn gezwungen habe, mit der Schärfe des Schwertes das Geschäft zu vollenden, zu dem er sich berufen glaube.

Wildes Geschrei der blutgierigen Priester unterbrach die Sühnungsrede Hildagards, sie drangen auf die Vollziehung des unterbrochnen Opfers, und riefen den gräßlichen Fluch über das Volk und seine Wohnungen.

*

Da flammten aufs neue die Schwerter der Sassenmannen, und der Herzog trat in die Mitte des Kreises. Iduna riß sich aus den Armen des Bruders, um den Geliebten mit ihrem Körper zu bedecken, mit ihm zu sterben, oder ihn rettend aus dem gräßlichen Todesspiele zu leiten. Jetzt erst gewahrte Hildagard die drei ritterlichen Jünglinge und an den verzerrten Zügen der Priester, an ihren geschwungenen Opfermessern, an den Thränen der milderen Frauen, sah er das Loos, welches der Glaubenswahn der Seinigen, über die jugendlichen, in hoher Freudigkeit strahlenden Helden verhing.

Entschlossen trat er in den Kreis und seine treuen Engern hielten die frohen Blicke fest auf den jugendlichen Führer.

„Haltet ein," rief er mit der donnernden Schlachtenstimme, vor welcher der Gesang der Priester verstummte, „haltet ein mit euerm frevelhaften, sündlichen Opfer. Ihr ernsten Wodanspriester, und du mein hoher Vater, befleckt den Namen des Cheruskavolkes nicht mit diesem Blute. Der Feind gab euch die Söhne frei und ungekränkt zurück, und zur Vergeltung woll't ihr nun die seinen unsern Göttern schlachten, die solch Beginnen nimmermehr erfreuen kann, denn bei den Göttern wohn't das Recht. Laßt sie von dannen ziehn und ihren Brüdern sagen, daß auch in unsern Bergen Biederkeit und Milde wohnen, laßt uns die eigne Flur von Blutschuld rein bewahren, Mann gegen Mann, in rechtlicher Entscheidung uns mit den Kaiserlichen messen, und denkt der Sage, die in unsern Gauen wohn't, daß einst das Bergthor sich dem Cattenheere öffnete, als Gilderic das Brukterland mit seinen wilden Horden überzog, und blutig die Ermordung seines Bruders rächte. Da war kein Gott, der aus der Asgardsburg dem Lande Hülfe sendete, so sehr die Druden auch und Priester es verhießen. Die Rache ward vollendet — und noch heute steht das Bergthor offen, und ewig rinn't der Strom durch seine Pforten, der damals aus der Frauen und der Kinder Thränen, und aus der Männer Todeswunden quoll!"

„Die Göttin will das Opfer," riefen streng die Priester, „und du des Landes Herzog, befiehl dem frevelhaften Sohn, daß er aus ihrer Nähe weiche, damit die dunklen Mächte nicht nach theurem eignem Blute gelüste."

„Laß ab, mein Sohn," sprach feierlich der Herzog. „Die Götter fordern ihre Rechte, und wer sich ihrem Ausspruch widersetzet, und ihren milden Zorn erregt, der ist, schon ehe er die Frevelthat beging, der finstern Macht anheim gefallen, die alles mit sich reißt in endlos tiefe schauerliche Nacht. Laß ab, mein Sohn, der Vater bitter, wo der Herzog fordern könnte."

„So hört mich denn," rief Hildagard, „ihr finstern blutgesäugten Wodanspriester, so höre mich du freies, tapfres Sassenvolk, und du mein hoher, ritterlicher Vater: von diesem Augenblicke an entsage ich den Göttern, die nach dem Blute der gefangnen Feinde dürsten, die Völkerrecht und heil'gen Kriegesbrauch aus starker Mannen Mitte scheuchen, die sich in tausend Schrecken hüllen, und nur durch Furcht und eitlen Zauberwahn ihr Reich in bangen Menschenherzen gründen wollen; — so höre mich, du großer, unbekannter Gott der Liebe! vor dessen Licht' der trübe, kalte Nebel schwand, der meine Seele jahrelang umzog — so höre mich, und hilf mir diese jugendlichen Glaubensbrüder retten; doch auch die Liebe meines Vaters laß mich nicht verlieren."

Mit edler Würde trat er vor die Ritter, das Flammenschwert mit starker Faust umfaßt

— die treuen Engern drängten sich heran, und so stand Vater gegen Sohn, und tausend scharfe Eisenzungen lechzten nach verwandtem Blute.

Da sprang der Priester Aeltester in toller Wuth auf Alfred ein, das Opfermesser auf die unbewehrte Brust des Jünglings richtend, und rief im Ausbruch' schauerlicher Wuth: „Die Götter wollen Blut, der Altar wartet auf das Opfer!“ — Hoch zückte Hildagard sein Schwert, schon neigte es sich nieder auf des Greises Scheitel, da griff der junge Christenheld mit starker Hand des edlen Retters Arm, und wie erstarrend blieb das todesschwangre Eisen über des Erbleichten Haupte schweben.

Die Priester eilten heulend in des Haines unbekanntes Dunkel, das Volk sank mit verhülltem Antlitz auf den freventlich entweihten Boden und wartete in bangen Schauern auf der Götter Rache. Mit finstrer Stirne stand der Herzog, starr nnd außer Fassung auf sein großes Schwert gestützt, die Blicke auf den Ort gerichtet, wo der einz'ge Sohn die Frevelthat beging, und wo der junge Christenheld den Schwertstreich hemmte, der das Haupt des wüthenden Verfolgers treffen sollte.

Iduna lag am Opfersteine, betend zu dem höchsten Gotte, und Mutter Hertha, die die lieben Kinder, so licht umstrahlt, den Blick vertrauungsvoll zum Himmel aufgerichtet, in diesem grausen Treiben sah, sank unwillkührlich neben ihrer Tochter nieder, und hell und immer heller drang die erste Ahnung eines höchsten Helfers in das bange Mutterherz.

Noch stand der Herzog wie im Kampfe mit sich selbst, und alles Volk sah stumm auf seinen Führer, und harrte seines Ausspruchs. Da trat er plötzlich vor, und sprach mit ernster, fast erweichter Stimme: „Mein Sohn! — — „doch jetzt nicht mehr mein Sohn, du hast den Feinden deines Volkes und dem fremden Glauben zugesagt, die lieben Götter schwer beleidigt, und auf des Scalden heil'ges Haupt das Schwert gezückt. Du weißt, daß nur dein Blut den Zorn der milden Mächte stillen kann, und daß der Mund der Scalden ihren Ausspruch kündet, und mir es obliegt, jener unbekannten Wesen strengen Willen zu vollziehen.“

„Wenn sich des Mondes Sichel wieder füll't, dann wird die ernste Norne über dich entschieden haben, bis dahin bleibst du mit dem jungen Ritter in der väterlichen Wehre — und wie dein Loos auch fällt, den Herzog soll der Vater nicht bethören.“

„Gieb mir dein Schwert, Freund Hildagard, und sage deinen braven Engermannen, daß sie die Blicke nicht so drohend auf mir haften lassen, wenn anders nicht der alte Zorn in meiner Brust erwachen soll!“

Unschlüssig stand der Jüngling vor dem hohen Vater, doch als ein ernster Blick, aus Alfreds Auge, und seiner Schwester mildes Lächeln ihm Gehorsam hieß, da gab er still das Schwert in seines Vaters Hand, und folgte ruhig in die schwere, väterliche Haft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerung im Vollmonde.

Licht ist dem fühlenden Menschen das Lebendigste, Lieblichste und Höchste — es begeistert ihn (fast bei jeder schönen Begegnung) zum Heiligsten — und, wahrlich, er ist ein Sohn des Lichtes! Dieser Satz ist nicht nur im höhern Sinne wahr, sondern auch bis zu den Vorfällen des gemeinen Lebens herab. — Ich lag einst in süßem Schlummer, als auf einmal

reine Töne des Himmels mich weckten. Berauscht von balsamischen Düften, die aus meinem Blumenlager drangen, schaute ich in der Entzückung hinaus — und vor dem sterblichen Auge hatte sich die abgeblühte Welt der alten Götter, verjüngt in elysischer Schönheit aufgethan, und ich sah sie wieder, die göttlichen Bilder, in schöner menschlicher Gestalt. Auf Donnerwolken ruhte freundlich der herrschende Vater, und um seinen Thron schütteten Sylphen, aus Licht gehaucht, ihre morgenrothen Schwingen, und blitzende Salamander legten ihre Flammenlasten zu den Füßen des Adlers. Glorreich fuhr Latona's Kind, der pythische Sieger herauf — vor seinem Götterwagen Kronions hohe Töchter, die äthergeflügelten Horen, im himmlischen Tanze dahinschwebend; und die Harmonieen einer heiligern Welt entwehrten dem Golde der Lyra, und aus Myrthenhainen drangen die Chöre der Kamönen zum Ohre der Sterblichen. Fernher tönten die gewaltigen Hämmer der Cyklopen aus Hephästos rauchende Esse. Ihr naheten Ares und die Göttin mit der schrecklichen Aegis. Mächtig waltete mit seinen Gottheiten Poseidon im feuchten Wellenreiche, vom zarten Volke der zahllosen Ondinen umspielt. Aus allen Ufern drangen die Flußgötter, und scherzend sprang die glanzreiche Quellennymphe zu den Gespielen hinab. Einsam und gesenkten Blickes wandelte die holde Ceres durch Blumengefilde; schwarze Spalten schlug ihr Eisen in die Erde; und die Gnomen, beladen mit Grüßen der ewigtrauernden Persephone, stiegen traurig herauf. — —

„O, rief ich, so seyd ihr endlich wiedergekehrt, ihr seligen Gedanken der Vorwelt!“ — —

Aber ach! Jetzt hob sich, gehüllt in durchsichtiges, duftendes Rosengewölk, aus dem nahen Quell ein Weib zwischen Blumen empor — vor deren Schönheit die Natur sich in brünstigem Schauer verjüngte und aufgrünte, wie die Flur im befruchtenden Blitze des Frühlingsgewitters! Sie war es, Aphrodite, die Göttin über alle Götter — und auf ihren Lippen blühte die Liebe, und aus ihrem Auge strahlte die Schönheit — und alle Welt schimmerte in neuem süßem Glanze vor dem göttlichen Bild. Und ach, sie blickte lächelnd auf den sterblichen Mann hernieder — da schaute er das Schöne, und sank in den Staub — da fühlte er die Liebe, und die Menschenbrust zersprang. — —

Aber der hülfreiche Hermes selbst schwebte jetzt zu mir hin, und löste meine Zunge — und ich fühlte mich göttlich — und die Gottheit winkte lächelnd — da hob es mich in himmlischer Gluth empor — meine Arme breiteten sich nach ihr hin — und ich sprach in übermenschlicher Wonne ein unsägliches Wort aus. — —

Kein Jüngling war je so selig, als ich in diesem — Traume! — Doch, schon einige Zeit vor dem Ende desselben drängte sich in meiner Erscheinung immer ein schwarzgelockter Kopf vor, und jetzt rief eine irdische, grelle Stimme: „Mensch, was machst Du!“ — Es war mein Freund, der in der kalten Dezembernacht mit zwei hellbrennenden Kerzen vor meinem Bette stand. Nach unserm poetischen Gespräch noch immer im Zimmer lesend, hatte er die lauten Entzückungen meines Traumes gehört, und diese, indem er sie zu belauschen kam, durch den blendenden Lichtschimmer so sehr gesteigert, daß ich schon seit fünf Minuten emporgerichtet und mit völlig offenen Augen vor ihm dasaß. Meine Gesichtszüge, sagte er, seyen zuletzt fast schön, und so wenig mehr irdisch gewesen, daß er angefangen habe meine gänzliche schnelle Auflösung zu fürchten. — Mein nachheriger Schlummer war leiser und erquickender als je, und noch mehrere Nächte lang füllten jene Götterbilder meine Phantasie mit unbeschreiblichem Glanze.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Immer leise rückte der Zug des spanischen Heeres fort nach dem Damme von Tlapokan. Ein Reitergeschwader und 200 spanische Fußsoldaten, mit einer fliegenden Brücke von 40 Männern getragen, gingen unter Sandoval voran. Cortez deckte mit 5 Reitern und 100 Fußknechten das Geschütz, die Bagage und die Gefangenen im Centrum. Der Rest der Spanier

folgt unter Alvarado und Velasquez. 7000 Mann indischer Bundestruppen aus Tlaskala, Cholula und Cheruskoalla waren unter alle Divisionen vertheilt.

Ein feiner, dichter Regen, der aus der dicken Wolkennacht unaufhörlich herabträufelte, machte das Unternehmen noch gefährlicher und beschwerlicher. Endlich gelangte die Vorhut zu dem ersten Canal, der den Damm durchschnitt. Die Brücke darüber war, wie Cortez vorausgesehn, von der Mexikaner schlauen Tücke abgebrochen. Die fliegende Brücke ward also zum erstenmal gebraucht, und das Heer marschirte hinüber. Aber bald hielt es vor dem zweiten, brückenlosen Canale, und die fliegende Brücke, der Flüchtlinge einzige Rettung, war bei dem ersten Dammbruche durch die Last des Geschützes so fest zwischen Steine gepreßt, daß keine Menschengewalt sie loszureißen vermochte. Da standen nun die unglücklichen Abentheurer auf dem schmalen Damme zwischen beiden Canälen, rechts und links vom See umbrauf't, ohne Rath und Hülfe. Vor sich die Unmöglichkeit, vorzudringen, hinter sich die feindliche Stadt. — Da standen sie, und Angst und Verzweiflung streckten schon die Harpyen-Krallen nach ihren Herzen aus. Und in diesem gräßlichen Augenblicke ertönte plötzlich, wie der Ruf des Todesengels, der heiligen Hörner Klang von allen Tempeln Tenochtitlans zugleich, und vorn und hinten, und rechts und links brüllten Hunderttausende der Mexikaner ihr fürchterliches Schlachtgeschrei, und unzählige Steine und Pfeile flogen verwundend und tödtend in der Spanier Reihen. Von der Hauptstadt und von Tlakopan her wälzten sich die feindlichen Massen zum Vertilgungkampfe heran. Rechts und links wimmelte der See von Kanoes, deren Mannschaften den Damm zu erklimmen suchten, und die unglücklichen Spanier waren gezwungen, in der allerhülflosesten Lage von der Welt, gleich ohnmächtig zu siegen und zu fliehen, gegen die ganze Macht einer wüthenden Nation zu fechten. Umsonst drang Sandoval kräftig vorwärts, stemmten sich Alvarado und Velasquez ihren Verfolgern entgegen, flog Cortez wie allgegenwärtig überall herum, um zu tödten, zu befehlen und zu retten. Gegen die Spanier focht nicht allein die grimmige Rachlust ihrer Feinde, sondern auch die todte Kraft ihrer physischen Masse. Die hintern Mexikaner, nach dem Blute ihrer Verderber schnaubend, drängten die Vorderen mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die spanischen Reihen vor, die bald nicht mehr die Arme regen konnten, um mordend sich Luft zu machen. In diesem Gedränge gingen alle künstlichen Schwenkungen verloren, und selbst zur Anwendung der Feuerwaffen gebrach es bald an Raum. Gräßlich wüthete der Kampf in der dunkeln Regennacht, die nur selten ein Pulverblitz erhellte. Der Waffen Geklirr, der Kämpfer Gebrüll, das klägliche Jammergeschrei der Gefangenen, die von den Heiden zum schmählichern Tode weggeschleppt wurden, der Sterbenden Gestöhne, das Hülfeflehen der Verwundeten, ihre Gebete um schnellen Tod, als das Ende dieser Leiden — alles das tönte im tollen Gewirre unter einander und erfüllte die Brust der tapfersten Kriegsleute mit Entsetzen.

Endlich waren der Spanier Kräfte erschöpft. Sie vermochten es nicht länger gegen die, immer von neuem zuströmenden Schaaren Stand zu halten; ihre Reihen trennten sich, Verwirrung riß unter ihnen ein, und Fußvolk und Reiter, Spanier und Bundesgenossen, Geschütz und Gepäck, Freund und Feind ballten sich in einen chaotischen Klumpen zusammen, indem jeder in der dicken Finsterniß um sich hieb oder stach, ohne zu wissen, wem der Streich traf. So rollte der gräuliche Menschen-Ball über die weite Dammlücke weg, die er mit Leichen und Verwundeten ausfüllte, der dritten zu. Mit etwa hundert Mann glückte es dem unermüdeten Cortez sich bis auf das feste Land durchzuschlagen. Aber die eigene Rettung großmüthig verschmähend, so lange er den größten Theil seiner Waffenbrüder in Gefahr wußte, musterte er dort bloß die entronnene Mannschaft, suchte die wenigen Unverletzten heraus, und eilte mit ihnen zurück auf den Norddamm, um noch so viel als möglich von seinen Leuten zu retten. Es gelang ihm bei manchem — aber die Mehrheit fand in dieser schrecklichen Nacht ihren Untergang. Amador de Lariz, Morla und Sancedo kamen um, und gegen 500 Spanier, 4000 von den indischen Bundestruppen, unter ihnen der Cholulaner ganze Schaar, alle mexikanischen Gefangenen, die durch die blinde Wuth ihrer eigenen Landsleute fielen. Hier fand auch der unglückliche Kakamatzin das Ende seiner Leiden. Ein Bruder, ein Sohn, zwei Töchter Montezumas, eine Tochter des Tlaskalaner Fürsten Maxikatzin starben mit ihm. Alle Schätze, das schwere Geschütz, 46 Pferde, in jener Zeit und Zone von unzuberechnendem Werthe gingen verloren.

Während Cortez Löwenmuth noch immer die Vorhut und das Centrum dem Verderben zu

entreißen suchte, drängten die Mexikaner mit verdoppeltem Grimme auf die Nachhut, die jetzt den schwersten Stand hatte. Mit wahrem Römermuthe vertheidigten Juan und Alvarado ihre schwer bepackten Schaaren, und deckten ihre langsame Flucht. Schon waren ihre Rosse durch die scharfen Steinschwerter der Heiden gelähmt, unter ihnen zusammen gestürzt; sie mußten zu Fuß fechten, und unwiderstehlich drückten der Feinde dichte Haufen auf sie.

Das ist eine wahre Nacht der Trübsal, rief Diaz, sich mit der Linken den Angstschweiß von der Stirn trocknend, während er sich mit dem Degen in der Rechten gegen die heidnischen Mordgewehre zu decken suchte. So wird man sie nennen in der neuen Welt, so lange Neuspanien steht, und Neuspanien heißt. — Bei diesem Ueberfall ist Verrath im Spiel, grollte Alvarado. Er ist zu sehr berechnet. Uns hat der Teufel durch Botello getäuscht, und der Schurke ist nirgend zu finden. — O hättet Ihr mir gehorcht, da es noch Zeit war, schrie Juan, der wie ein Verzweifelnder um sich hieb, und jetzt stand die Nachhut vor der dritten Dammlücke. Unbeholfen durch ihre goldne Last, getroffen, gedrängt von den Feinden stürzten die Spanier haufenweise hinein. Hier gilt es das Letzte! rief Alvarado, da er keine Wahl mehr sah, als vor sich den Todesgraben und hinter sich der Feinde mordfertige Fäuste. Und seine Lanze stieß der kühne Held am Grabenrande in die Erde, stemmte sich mächtig darauf, und mit gewaltigem Schwunge sprang er hinüber auf das Rettungsufer. Das mag man wohl einen Alvaradosprung nennen! schrie Diaz, der sich durch eines Kameraden Hellebarde hatte hinüber ziehen lassen, die Hände erstaunend zusammen schlagend. Kommt gesund nach, Don Velasquez! — Ich komme rief Juan, schlug noch einmal mit seinem Degen ein Rad gegen die Heiden und wollte dann dem Waffenbruder nachspringen. Da spaltete ihm von hinten der Streich eines Steinschwerdtes den Helm. Mit blutendem Haupte stürzte er am Graben zu Boden, und mit teuflischem Hohngelachter fielen die mexikanischen Unholde über den Verwundeten her, ihn grausam mit Stricken umschnürend, daß er keines Gliedes mehr mächtig war. Huigilopochtli sey Dank, er ist nicht todt, schrie der eine, ein tapferer Führer, — ein süßes Opfer für die erzürnten Götter, der andere, — so lässest du deinen Ritter enden, Christus! stöhnte der Held mit leiser Klage zum Himmel hinauf, und zurück nach der Stadt ward er geschleift, wo schon alle Tempel in gräßlicher Beleuchtung strahlten, der Rachsucht und des Fanatismus scheußliches Fest zu feiern.

(Die Fortsetzung folgt.)

*Charade von vier Sylben.

Die Ersten.

In Reih und Glied, in schönem Glanze
Und hübsch geordnet, zeigt das Ganze
Sie uns in Mannigfaltigkeit.
Ihr könnt in jeder Farb' sie schauen,
Die nur auf bunten Blumenauen
Von Flora's Hand ist ausgestreu't.

Die Letzten.

Sie nützen uns auf weiter Reise
So wie im engen Freundes Kreise,
Wo wir sie haben oft recht gern.
Auch können Unheil sie anrichten;
Und Manchen ganz und gar vernichten,
Doch dieses möge bleiben fern.

Das Ganze.

In Städten laßt Ihr's wohl Euch geben,
Doch, wollt Ihr auf dem Lande leben,
Stellt's selten dar sie Euerm Blick.
Der Eigner bittet: es zu schonen,
Und könnt Ihr seine Müh' nicht lohnen,
So gebt es ihm doch bald zurück.

Ein Hannoveraner.

Auflösung der Charade in Nro. 50,

Elberfeld.

In meiner Steindruckerei sind wieder 4 neue Wechsel-Blankette verfertigt und in meinem Büreau Papenstraße Nro. 22 das 100 für 36 Grote zu haben. Mit dieser Arbeit hoffe ich jetzt mehr wie früher die Zufriedenheit meiner geehrten Freunde und Gönner zu erlangen, und durch gütige Abnahme dieser Arbeiten werden Sie mich immer mehr verpflichten und ich werde im Stande seyn, von Zeit zu Zeit mit immer besseren Artikeln, die Handel und Gewerbe erleichtern, aufzuwarten.

Auch habe ich mit Bleifeder-Linien bedrucktes Schreibpapier zu Schreibbüchern für Kinder, welche Linien nach des Herrn Heinrigs besten Vorschriften 45 Grad schräg liegen, verfertigt, und ist der Bogen für 1 Groten zu haben.

G. Jöntzen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 52.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 29. Juni 1820.

*Die Athenaide.

(Fortsetzung.)

Kaum hatt' er dieß gesagt, als unter ihm,
Im Mittelpunkt, die Erde zuckend schwankte.
Von Pol zu Pol stönt' auf des Himmels Bogen;
Aus ihrer Grotte trat mit Riesenschritt
Hervor die Nacht, und schwebte himmelhoch
Die breite, unterirdsche Palme, düsternd
Den Thron des Lichts, indeß mit flücht'gem Glanz
Durch ihren schwarzen Schleier überwölkt,
Glutvolle Dünste bläulich schossen. — Abwärts
Wälzt, von dem Felsenhang gelös't des hohen
Parnassos Doppelhaupt zwei große Trümmer.
Vergänglich rollen sie in Delphi's Thal
Mit schmetterndem Getös, gleich nahem Donner,
Deß Krachen schaudervoll des Hörers Ohr
Zerschellt. Da hub der Barde, ohne Graun,
Umringt von starren Blicken, also an:
Nicht unsern Häuptern gilt dieß Drohn, geschleudert
Von zürnender Natur und düstrem Himmel.
Der Ungerechte nur, der Unterjocher,
Der Frevler soll in dieser hehren Stunde
Vor Angst verzagen. Wie, mein Freund, wenn itzt
Des Donnergottes zukunftkund'ger Sohn
Selbst seinen Altar rächt, in seinem Namen
Zum Aufruhr itzt die Elemente ruft?
Welch Schreckensschrei füllt deines Delphis Strassen!
Die Hügel und die Hölen heulen wild
Im Mißgetön. — Athener, seyd bereit!
Am besten, wenn bewehrt. Du, Timon, gürte
Die Lenden dir; die Zeit ist thatenschwanger.
Der mächtigen Geburt laß uns indeß
In selbstbewußter Tugend still und ruhig
Entgegensehn. — Beim Himmel! schau, wie dort
Die Feinde durch das Thor sich drängen. Schrecken,
Verzweiflung, panischbange Furcht folgt ihnen.
Auf, Freunde, nützt den glücklichen Moment!
Hebt die gewall'gen Schwerter wackre Männer,
Gehülfen einer Gottheit, hoch empor.
Er sprach's, und mit ihm schritt sein heil'ger Freund
Zur Schlacht. Die Feinde sah'ns, und schaudernd ob
Der eignen Missethat, und Himmelsrache,
Entnervt, zerstreut, ohn' allen Widerstand,
Erblickten sie zwei Gottgesandte in
Den Kriegern, vom Vulkan in Waffenrüstung
Gehüllt, den Götterkampf zu kämpfen. — Flammend
Von gleicher Glut taucht der Athener Schaar

In der Barbaren Blut die Schwerter ein.
So stürmt, wann mit fruchtleerer Hand der Winter
Die nahrungvolle Erde fesselt, wüthend
Vor Hunger, über ein hülfloses Dorf
Ein Trupp von Wölfen her. Unaufgehalten
Durchstreifen sie's mit gier'gem Zahn, und röthen
Mit Menschenblut die schneeverhüllten Pfade.
Die Delphier, in nahe Berg' und Schlüchte
Jüngsthin gebannt, fliehn nun den Zufluchtsort,
Und strecken, schaarenweis dem zagen Feind
Entgegenstürmend, vollends ihn zu Boden.
Von Mord geröthet nimmt der Held Athen's,
Jetzt triumphirend, einen Perser-Jüngling,
Der Schild und Schwert ihm reicht, zu Gnaden an.
Wähnst, sprach sein ernster Sieger, Perser, du,
Daß dir der Jugend Blüthe reifen soll,
Um einer Tageslänge sich zu freun?
Drum red' auf meine Frag' ein treues Wort;
Enthülle deinen und des Vater Namen.
Wo lagert Xerxes Heer? von wo droht er
Den nächsten Einfall? war durch sein Geheiß
Hier die en Tempel deine Jugend zu
Entweihn gezwungen? wer, wenn du es weißt,
Wer riß mit frecher Faust die Jungfrau Delphi's
Von der Athene Heiligthum hinweg?
Mit thränenfeuchtem Blick, mit purpur-Wangen,
Hierauf der Perser: Wenig frommt mir jetzt
Von des Argestes Blut der hohe Urborn,
Mir, dem Gefangenen; minder noch mein Name
Artamanes. Daß uns des Königs Wille
Hiehergesendet, daß ich ungern kam,
Ist lautre Wahrheit. Unser Führer fiel;
Die Haufen dieser hingestreckten Leichen
Sind letzte Sühne dem versöhnten Gott.
Den König ließ ich in der reichen Stadt
Orchomenos. Durch der Böoter Land
Denkt gegen die Athener er zu ziehn.
Er war es, der vom Opferheerd Minervens
Die schöne Jungfrau riß, er, ach! mein Bruder,
Der Aelteste des Hauses; fern von hier
Und sicher, während ich, Gefangner, hier
Um seinen Frevel, meinen Unfall klage.
Zu Timon wandte jetzt der Barde sich
Kekropia's: Bewahre für dein Kind
Als Geissel diesen Jüngling; werth scheint er's,
Zu seyn. Du aber bist, das weiß ich, mensch-lich.
Jetzt führe mich zum Tempel des Apoll.
Wie, senkst du immer noch vor Gram das Haupt?
O Aeschylos! ruft in Verzweiflung Timon,
Vom Unglück dieses Tags, begonnen hier
In Delphi, leitet eine schwarze Kette
Von Uebeln bis Athen. Verbannt durch des
Verdienstes Eifersucht ist Aristides,
Der weise, der gerechte, fern von ihr.
Themistokles that dieß. Trotz eigner Größe,
Scheelsüchtig und bemüht, daß ungeschwächt
Sein Glanz mag strahlen, löscht im Staat Athens
Den hellsten Stern er aus. In dieser Zeit
Der Noth zeigt Sparta, wie der Menschen Herz
Durch Falschheit sich und Eigennutz verkehrt.
Auf Pelops Land beschränkt sie ihre Kraft
Noch immer, führt für sich ein Bollwerk auf
Am nachbarlichen Isthmos, und läßt der
Verheerung dieß Orakel; euren Sitz,
Halb Griechenland geöffnet, wenig achtend
Die Schändung unsres Gottes, unsrer Kinder
Schmachvolle Sclaverei. Pausanias,
Ihr Feldherr, schaut mit stolzem, ernstem Blick
Weit über meine Leiden weg. Was ich,
Besorgt für dich und Andere fühle, Freund,
Muß wohl dieß Haupt zur Erde gramvoll beugen.
Ihm tönt der Barde Trost in edlen Sprüchen:
Nicht stete Sonne ist des Menschen Loos,
Noch ewigblüh'nder Lenz. Dem Tage folgt
Die Nacht, der Nacht der Tag; rauh zürnt der Winter,
Der Sommer lächelt hold. So fühlt das Herz,
Nicht minder wankend als des Menschen Loos,
Im Kampf mit Trug und Wahrheit, sich, die wechselnd
Als Herren der Natur regieren. — Schwarz,
Schwarz, wie die Nacht, war jene That, als Neid
Den besten Mann Athen's verbannte; doch
Bald kehrt das Licht zurück. Mag Sparta auch
Das Wort der Treue brechen, mag das falsche
Böotien den Thron des Auslands stützen,
Stets wird Athen sich selbst und Griechenland
Erhalten, wird den Aristides lohnen,
Und jeden Nebel, der die Wahrheit birgt,
Durch ihres Morgens Glorie zerstreun.
Genug; jetzt ruft zum Tempel mich die Pflicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Iduna und Alfred.

(Fortsetzung.)

Kein freundliches Horn rief seine lieben, wohlbekannten Weisen durch das Weserthor, kein trauter Sang verkündete die Rückkehr der verschiednen Heeresbanner. Mit leisem Murren zog der Engernhaufe an der Wehre hin, und sah mit unheimlichem Grauen dem jungen, hochgeliebten Führer nach, der an des Vaters Seite, und hinter ihm die holden Frauen weinend, durch das finstre Burgthor zog.

Die Sterne waren wieder hell und freundlich aufgezogen, und betend stand Iduna unter ihren Blumen, und dankte stillbewegt dem Gott der höchsten Liebe, für die unverhoffte Rettung ihres Alfreds, und stellte seiner weisen Fügung mit fester Zuversicht den nahen Ausgang dieser Prüfungszeit anheim.

Der Herzog saß am Heerde, und blickte starr und lautlos in die Flamme; — selbst Mutter Hertha wagte nicht ihn anzureden, und zagend stand die starke Frau, denn auf der Stirn des Hausherrn zog ein Ungewitter auf, das bald in todesschwangern Strahlen auszubrechen drohte.

Doch wie von einem langen Traum erwachend, hieß Wittekind den Ritter Alfred bringen, und als der Jüngling vor ihm stand, und seinen Blick so freundlich auf ihm ruhen ließ, da sprach der Herzog: „Wie konntest du denn heut' so schnell besonnen meines Sohnes Uebereilung hemmen, und von des Scalden Haupte, der den Todesstoß nach deinem Herzen zielte, den Streich abwenden, der dich retten sollte? —"

Bescheiden sprach der Jüngling: „Mein hoher Herzog kennt das helle Glaubenslicht noch nicht, und hieß mich immer schweigen, wenn ich den holden Frauen es begreiflich machen wollte, was nur in seltnen Augenblicken, so recht bewußt vor meine Seele trat, daß mir die Sprache hülfreich war es laut zu künden — sonst würde er mich nicht so fragen; — doch das weiß ja ein jeder Christ, und jeder muß es wissen und es gern beachten, daß er die Feinde lieben soll, und ihnen wohlthun wo er kann; so hieß es uns der große, fromme Meister, mit dessen Lehre die verscheuchte Freude und die schöne, ew'ge Hoffnung wieder auf die Erde kam!"

„Genug, mein Sohn" — sprach tiefgerührt der Herzog, — „geh' hin und tröste mir den Hildagard mit deinen hellen und doch dunkeln Worten, denn er bedarf des Trostes, und hat ihn wohl bei dir verdient! —

Doch es bedurfte dieses Trostes nicht. Schon hatten sich die Herzen beider Jünglinge gefunden; denn als sie sich allein befanden in der dunkeln Zelle, und Alfred sich dem Herzogssohne nahte mit dem heißen Danke seines Herzens, da reichte ihm der junge Sassenheld die Hand, und sprach: „heiß mich willkommen, Bruder Alfred, in deinem schönen Paradiese, wo keine finstre Zweifelsnacht des Jünglings frohe Seele engt, wo sich der Held recht freudiglich und todesmuthig in den Schwertkampf stürzt, und hinter seiner Urne alle Lieben wiederfinden wird, in Glasors goldnen Baumeshallen. — Du mußt mir's nicht verargen, daß ich die alte Nacht noch immer mit dem hellen Tage mische, denn kaum ist ja die Morgendämmerung deines ew'gen Frühlingstages über mich hereingebrochen, und deines lieben Heilands Gnade hat die Weihe über mich noch nicht ergossen. Du wunderst dich, und meine Rede scheint dir fremd; doch wenn du wüßtest, wie schon längst — schon in des Knaben Brust die Sehnsucht lag nach etwas Höherem, wie ich das Reich der finstern, blutge-

säugten Götzen nicht mit der schönen heitern Gotteswelt vereinen konnte; wenn du gesehen hättest, wie ich oft die zweifelhaften Blicke mit den flücht'gen Wolken ziehen ließ, und eine sanfte, weiche Gottheit suchte, wenn das erste Frühroth um des Harrelberges Laubkranz glänzte, wenn jedes Wesen froh den jungen Tag begrüßte und nur der Mensch mit banger Sorge nach dem dunklen Haine sah, von wo der Zauberwahn der Druden, und die betrügerische Kunst der Priester, die trübe Nacht um seine Lebenspfade warf — du würdest dich nicht wundern, Bruder Alfred, wenn ich im letzten Schlachtgedränge, als ich euch kämpfend in der Meinen Mitte sah, dem Tode freundlich in das kalte Auge sehend, mir selber sagen mußte: „in dieser Ritter Brust ist wahrlich heller Tag!" und als ich nun entwaffnet und gefangen wurde, als man mich mit den treuen Engern mild und freundlich aufnahm, und mancher alte Waffenheld uns tröstete ob unserm Unfall, als sich der Kaiser selbst mit hoher Würde zu uns wandte, und all' die schönen, lieben Frauenbilder die Blicke freundlich auf uns weilen ließen, — als ich das heitre Leben sah, das an des Kaisers Hofe wohnte, und mir ein frommer Mann, ein Priester deines Glaubens, es so recht hell vor meine Seele trug, was ich schon oft vergebens zu erzielen strebte, — da schon entsagte ich dem Wahne, der mit Zauberbanden meiner Seele kühnes Streben hemmte, und nahm mir vor, die ew'ge, laut're Wahrheit in das Weserthal zu tragen, und so den schweren Bann zu lösen, der lastend auf den schönen Fluren liegt."

„Der Himmel hat es anders über mich verhängt, und früh schon ist mein Lauf beendet; — doch freudig will ich sterben, denn das Abendroth, das über meine Urne leuchtet, wird ja zum schönen Morgen, jenseits beim Erwachen!"

So sprach Hildagard im festen, freudenreichen Glaubensmuthe, und der junge Ritter reichte ihn die Hand, zum schönen Bunde treuer Freundschaft bis an's Grab.

Schweigend war die Nacht herab gesunken; doch der Schlaf floh aus der Herzogswehre, und die junge Glaubenssonne, die die milden Strahlen in die Herzen dieser lieben, starken Menschen warf, hatte noch nicht Kraft genug, um des Tages Schrecken, aus dem bangendem Gemüthe zu verscheuchen.

Sinnend saß der Herzog noch am Heerde, dessen Flamme zu verlöschen droh'te: Mutter Hertha lag in ihrem Kämmerlein, bald zu einen ihrer Asgardsgötter, bald mit hoher Ahnung zu dem ewgen, einz'gen Gotte betend für die Rettung ihres Sohnes.

Auf der Rasenbank im Garten saß Idunna, hoffend, ihren Blick am sternbesäeten Himmel weilend, und der schönen Reden ihres Alfreds vom verwichnen Abend eingedenk; an der Fensterwölbung ihres Kerkers standen Hildagard und Alfred brüderlich umfaßt, und des Sassenjünglings Auge ruhte auf des Freundes Lippe, der ihm mehr und mehr das ew'ge Wahrheitsreich enthüllte.

Da entsprühten hohe Feuersäulen den entfernten Bergen, und auch von den Weserpforten glänzten lange Flammenzungen durch die Nacht. Ueberall, von jeder Höhe stieg das Mahnungszeichen auf, und die Hörner schmetterten in wilder Weise durch die Thäler. Schon erschallte laut der Ruf des Herzogs durch die Wehre, als ein Eiliger, auf schaumbedecktem Rosse durch die Thore sprengte, und die Nachricht brachte, daß das Kaiserheer, in zwei verschiednen Hälften sich den Sassengauen nahe.

Weit hinaus ertönten jetzt die Hörner von den Warten, und aus allen Schluchten drang

die Antwort der des Rufs gewärtigen Vasallen. Von verschiedenen Seiten zogen Heeresbanner durch das Feld heran, tausende von Fackeln warfen ihren Funkenregen um sich her, und der Streitaxt Klirren, die die muth'gen Waldessöhne, einer an des andern Waffen wetzten, mischte sich mit dem verworr'nen Schlachtgesange und dem dumpfen Rufe ferner Ureshörner.

Ruhig stand der Herzog unter den versammelten Führern und beschied die eine Hälfte, mit ihren Zügen den Weserstrom hinab, zur Deckung der Bergpforte, durch welche von dieser Seite nur das Thal zugänglich ist; er selbst schloß sich mit seinen Wehrmannen an die Heerhaufen der Engern und Brukterstämme, um sich dem Kaiser entgegenzustellen, der mit großer Heeresmacht am Lippestrome stand, und das Weichbild der Irminsäule bedrohete.

Schon schwenkten die Reitergeschwader ab, und die regellosen Haufen der Wehrmänner zogen mit ihren Stierbildern und Bannerzeichen, den näheren Holzpfaden zu, als der Herzog die beiden gefangenen Jünglinge auf den Burgplatz führen ließ, und sie vertrauungsvoll so anredete:

„Mein Sohn Hildagard, und du mein kühner Christenheld, ein neuer Kampf ruft mich ins Feld, ich lasse die Wehre, mit allem, was mir darin werth ist, unter eu'rem Schutze; — ihr seyd frei, bis wenn die Feinde erschlagen an unsern Grenzen liegen, und die dunkeln Mächte über euch entschieden haben, der Mund der Scalden uns ihren Willen kund thut. Daß ihr die Wehre wohl behütet, muß ich ja glauben, da ihr die Feinde lieben müßt, und ihnen wohlthun, wo ihr es nur könnt."

Und fort durch's Burgthor flog der Herzog, auf muth'gem kampfgewohnten Rosse dem Heere nach, das in des Morgens ersten Strahlen schon hinter dem entfernten Hügelsaum' verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Als Juan aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, lag er innerhalb den Ringmauern des großen Tempels in der Mitte gefangener Waffenbrüder gebunden am Boden, von zwei schwarzen Priesterlarven bewacht, von einer mexikanischen Kriegerschaar umringt. Mehrere hundert brennende Kohlenbecken erhellten den weiten Platz mit fürchterlichem Lichte, und ihr Schein röthete des Kopals dicken Rauch, der den beiden gigantischen Rauchfässern auf der obern Terrasse entqualmte, daß er, drohenden Feuersäulen gleich, in die Wolken empor wirbelte. In allen Tempeln regte sich der Priester grausame Thätigkeit, und jetzt nahete eine Schaar der schwarzen Unholde, den Teoteuktli selbst an der Spitze, den unglücklichen Kriegsgefangenen. Erbarmenlos rissen sie einen davon in die Höhe. — Es ist billig, daß der Sohn Quetzalkoatls seinem Vater die Ehre erweise, sprach der Oberpriester mit grimmigem Hohne, und deutete auf des Luftgottes Tempel, dessen Steinpforte, als der zähnevolle Rachen einer ungeheuern Schlange gestaltet, sich wie ein Höllenschlund aufthat, das Opfer zu verschlingen. Da packten die Priester, gleich bösen Geistern, die eine verlorne Seele holen, den armen Spanier, und schleppten ihn dem Höllenrachen zu, und sein klägliches Gewinsel verscholl unter ihrem frohlockenden Jauchzen. Halt am Glauben, Christ! rief Juan kräftig ihm nach: daß wir uns bald und freudig wie-

versehen! Aber als jetzt durch der Priester Gesang, durch der Tempelflöten Gekreisch das Todesgeschrei des Geopferten mit gräßlichen Tönen sich drängte, da erlosch des Heldenmuthes letzter Funken in Juan's Brust, und die Verzweiflung mit ihrem Furiengefolge zog hinein. — Und kostet es mich meine Seligkeit, schrie er wüthend: so will ich nicht enden, wie dieser, und sonst keines Gliedes mächtig, versuchte er sein Haupt auf dem Steinpflaster des Fußbodens niederzuschmettern, und so durch Selbstmord den Heiden wenigstens die Opferfreude zu verderben.

Aber seine Hüter, mit solchen Ausbrüchen der empörten Menschheit vertraut, und darauf vorbereitet, hatten zu gut auf ihn Acht gegeben und hinderten ihn gewaltsam, den Qualen zu entrinnen, die seiner harrten. Jetzt war das Geschrei des Opfers im Tempel zum Todesröcheln geworden, und die Priester warfen den Leichnam hinaus auf den Tempelhof, wo die Krieger, die den Gefangenen gebracht, sich seiner bemächtigten und ihn heimschleppten zum fröhlichen Mahle für Weiber und Kinder und die geladnen Gäste.

Und wieder nahete der Zug der schwarzen Priestergestalten den Gefangenen, und jetzt deutete der Teoteuktli mit einem Giftblick auf Juan, und die schwarzen Fäuste ergriffen auch ihn und rissen ihn auf vom Boden zum Todesgange. Da eilte, noch besprützt vom Blute der Schlacht, der tapfere Quauhtemotzin herbei. Kein Opfer mehr für heute, göttlicher Herr! herrschte er dem Teoteuktli zu: es ist des Königs Wille, daß alle Gefangene dieser Nacht für das Krönungfest aufgespart werden. — Es sey so, sprach der Oberpriester, und winkte seinen Untergebenen, die Gefangenen fortzubringen. Nur dieser kühner Jüngling blute noch in dieser Nacht vor Huigilopochtli's göttlichem Bilde. Ich habe in ihm den Frechen wieder erkannt, der bei dem ersten Besuche der Weißen im Tempel Zamalli den Kriegesgott mit ruchlosem Munde lästerte. Darum sterbe er sogleich, daß der beleidigte Gott nicht noch länger auf sein Sühnopfer harren dürfe.

Dieser? rief Quauhtemotzin. Nimmermehr! Jetzt erkenne auch ich ihn wieder. Er war einer der tapfersten Hauptleute der Weißen. Von meiner Faust empfing er bei dem dritten Dammbruche die Wunde, die zum Gefangenen ihn machte. Nie werde ich es dulden, daß ein solcher Held so heimlich und ruhmlos ende. Oeffentlich, vor den Augen von ganz Mexico, mit allen Achtungbeweisen, die ihm gebühren, muß er geopfert werden, auf daß er an sich selbst erfahre, daß unsere tapfere Nation den Muth ehrt, auch wenn sie ihn im Herzen des Feindes findet.

Er stirbt zur Stunde! rief der Teoteuktli heftig: denn ich will es so! und auf seinen Wink rissen die Priester Juan mit sich fort. Aber mit flammenden Augen warf sich Quauhtemotzin dazwischen, stieß die Henker zurück und zerschnitt die Bande des Opfers. Der Neffe des Königs, donnerte er zornig: wird doch wohl das Recht haben, den Opfertag des Gefangenen zu bestimmen, den er selbst erkämpft, und der sein Eigenthum ist? Ich will es, daß er zum Krönungfeste aufbewahrt werde, und Du selbst, Teoteuktli, sollst mir bis dahin für sein Leben mit Deinem Kopfe bürgen.

Ich weiche der Gewalt, knirschte der beleidigte Priester: aber wehe, wehe, wehe dem Lande, dessen Fürsten so mit den Dienern der Götter zu reden wagen. Schon hast Du, frecher Jüngling, zugleich der Staatsgesetze Schranken niedergerissen und die Bande des Blutes

gesprengt, als Du den frevelnden Pfeil sandtest nach dem gesalbten Haupte Deines Oheims und Königs. Jetzt bietest Du auch dem Himmel Trotz, dessen Rache nicht ausbleiben wird. Wenn Du einst besiegt in den Ketten der Weißen winselst, wenn die Faust, die Du schon zweimal zum Frevel erhobst, von Flammen verzehrt wird, dann denke, zu spät bereuend, Huitzilopochtlis beleidigter Hoheit und dieser Stunde.

Er wendete ihm den Rücken und ging. Quauhtemotzin aber übergab Juan den Kriegern, die ihn begleitet. — Bringt den Gefangenen zum Huitteoquixqui, gebot er ihnen. Sagt ihm, was hier geschehen, und meinen Willen. Aus seinen Händen werde ich das Opfer abfordern, so bald es Zeit ist.

Er eilte fort; seinen Befehl zu vollstrecken, ergriffen die Krieger Juan. Gerettet bin ich, seufzte der Jüngling, indem er ihnen folgte: aber nicht zum Leben, sondern für den langsamen Tod der Erwartungsqualen, und, die Heiligen mögen es mir verzeihen, für diese Rettung vermag ich ihnen nicht zu danken!

Die grellen Töne der Feldmusik und Siegesgesänge, mit denen das mexikanische Heer aus dem Nachttreffen zurückkehrte, weckten Juan aus dem Schlummer, in den ihn die Ermattung versenkt. Er fühlte, daß er auf einem weichen Lager lag. Sein Haupt, dessen Wunde ihn nicht mehr schmerzte, ruhte auf einem noch weichern Schooße, und eine sanfte wohlthuende Berührung, wie der Hauch eines warmen Westes, der über ein Blumenbeet wehte, streifte seine Lippen. Er schlug die Augen auf und sah in die schönen schwarzen einer jungen Mexikanerin, die eben seinen Kopfverband vollendet, und sich mit zärtlich mitleidigen Blikken über ihn beg.

Wo bin ich? fragte er leise die liebliche Erscheinung. — Im Tempel der Blumengöttin Koatlikue, antwortete sie traurig. Unmöglich! rief Juan überrascht, wie könnte ich unter Mexico's Menschentiegern auf Begnadigung rechnen?

Die darfst Du auch nimmer hoffen, armer Jüngling, klagte die Jungfrau. Koatlikue ist die Mutter des Kriegesgottes, den Du gelästert. Mein Vater hat Dich nur hierher gebracht, damit Du, vor dem Teoteuktli in Sicherheit, wohl gepflegt, schnell von Deiner Wunde genesest, und, ein tadelloses Opfer fallest vor Huitzilopochtlis Altare.

Verfluchtes Volk, knirschte Juan, dessen Menschenfreundlichkeit sogar nichts ist, als planmäßige Grausamkeit. Da fiel sein Auge auf die schöne Gestalt, die ihn so freundlich gepflegt, er sah das ihre in Thränen schwimmen, und fragte erweicht: Aber wer bist Du, liebliches Mädchen? — Die Priesterin Anakoana, antwortete sie, die Augen in süßer Verwirrung niederschlagend, die Tochter des zweiten Oberpriesters von Tenochtitlan.

Schade um die Seele, die aus diesen holden Zügen spricht, murrte Juan auf spanisch. Ich möchte Dich taufen, und dann mit meinen Händen erdrosseln, damit ich Dich rettete vor den Gräueln, die Dich hier verderben und vor den Höllenqualen, die Dich dort erwarten, in das Paradies der Christen!

Du schaust so wild und finster drein, Weißer, lispelte das Mädchen, besänftigend seine Wangen streichelnd: und doch gefällst Du mir. Du siehst aus wie ein Held, und doch auch nicht wie einer der Unsern, die nur tapfer sind, wie wilde Thiere. Du zürnst, wie ich mir den neugebornen Kriegsgott denke, als er die Thränen seiner Mutter an seinen grau-

samen Brüdern rächte. Es zerreißt mir die Seele, daß solch eine herrliche Gestalt untergehen soll!

So nimmst Du Theil an mir, Anakoana? fragte Juan von des Mädchens wunderbarer Lieblichkeit befangen, und zog sie sanft neben sich nieder. — Und ob ich Theil an Dir nähme, was hülfe es Dir? rief sie schluchzend. — O wenn Dir Gott das Herz gerührt hat für mich, brach der lebenslustige Jüngling aus, so ersticke nicht die göttliche Regung und rette mich. Sieh, ich scheue den Tod nicht, dem ich in manchem Treffen schon ins Auge sah, aber soll ich, ein braver Soldat, mich wie ein wehrloses Opferlamm schlachten lassen unter Qualen zur Ehre eurer teuflischen Götzen, so würde mein letzter Seufzer zur Gotteslästerung werden, und Leib und Seele gingen zugleich unter im entsetzlichen Tode. Drum beschwöre ich Dich, bei Deinem sanften liebevollen Herzen, schöne Jungfrau, öffne meinen Kerker, oder bringe mir einen Dolch, daß ich sterbe wie ein Mann, durch eignen freien Entschluß.

Du bittest viel, Weißer, sprach Anakoana, doch könnte ich Dir nichts abschlagen, wenn die Erfüllung in meiner Macht läge. Aber dieses Gemaches Pforte wird von wachsamen Priestern gehütet, eine starke Kriegerschaar hält den Tempel umzingelt, der einen so wichtigen Gefangenen verwahrt, und mein Vater haftet mit seinem Haupte dafür, Dich zum nächsten Opferfeste lebendig zu übergeben dem schrecklichen Tapilzin.

Also keine Rettung? Keine? wüthete Juan. Nun so weiche auch Du von mir, schönes Lügenbild der letzten Hoffnung. Fort von mir, Heidendirne! auf daß ich die letzten Stunden, die meine Peiniger mir gönnen, der Selbstprüfung weihe, und dem Gebete.

Du zürnst mir so heftig, schöner Weißer, flötete mit den weichsten Tönen das Mädchen. Zürne doch mit unsern Göttern, oder mit den Deinen, die Dich verließen in der Stunde der Gefahr, aber nicht mit der armen Anakoana, die Dich so herzlich liebt und gern mit ihrem Blute retten wollte. Und liebkosend schlang sie den dunkeln vollen Marmorarm um seinen Nacken, und preßte ihn an ihren Götterbusen, und Ströme von Licht und Gluth ergossen sich aus ihren Sonnenaugen in die seinen, und ihre süßen Lippen sogen sich leise und dürstend an den seinigen fest. Wunderbar schnell gieng Juan's Grimm und Todesschauer unter in dem Feuerbade, in welches jetzt seine Sinne getaucht wurden, die Flamme der sanften Neigung, die der schönen Heldin erster Blick in ihm entzündet, wuchs zur gewaltigen Feuersbrunst, in die, durch sie erzeugt, der Sturmwind der Begierde wüthend bließ, daß sie höher und immer höher emporloderte, und — bald verhallte der letzte leise Ruf der Pflicht in den Liebesseufzern des glücklichen Paares.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Charade von zwei Sylben.

Es nennt uns die Erste den Wunderbau,
Auf ewige Säulen gegründet.
Hoch wölbt seine Kuppel sich saphirblau,
Bis sie im Unendlichen schwindet.
Umgürtet mit mächtigem Zauberband —
Es knüpfte und löst es nicht Menschenhand —
So steht sie, um nimmer zu wanken.
Sie decket ein großes und weites Haus,
Und Tausende zogen schon ein und aus;
Doch keiner ermaß seine Schranken.

Die Zweite erspähet Dein Auge nicht,
Doch gleicht sie am meisten der Flamme.
Sie schimmert, ein Funke vom ew'gen Licht,
Und zeigt, daß von oben sie stamme.
Sie schloß mit Himmel und Erde den Bund
Und thut in erhab'nen Menschen sich kund
Durch große, unsterbliche Werke.
Sie wandelt der Tugend strahlende Bahn;
Sie zündet die Fackel der Wahrheit an,
Und weckt in dem Helden die Stärke.

Wohin auch des Sterblichen Augen seh'n —
Er ahnet und fühlet das Ganze.
Erhöht er die Blicke zu lichten Höh'n,
Erscheint's ihm in himmlischem Glanze.
Er schaut es entzückt auf irdischer Flur;
Im Herzen verkündet sich seine Spur —
Im Leben, sein gütiges Walten.
Und wenn die Erste in Nichts zerstäubt;
Er weiß: die Zweite besteht und bleibt;
Sie wird von dem Ganzen erhalten.

Auflösung der Charade in Nro. 50.

Probekarte.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 53.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drites Quartal.

Bremen, Sonntag den 2. Juli 1820.

* Die Athenaide.

(Fortsetzung.)

Sie gehn, und finden bei Minervens Hain
Zwei Schreckensmonumente. Vom Parnaß
Gerissen ruhten dort die Felsenstücke,
Durch irgend ein verborgnes Rad zerstörter
Natur geschleudert. Furchtbar waren den
Geweihten Weg hoch über der Barbaren
Gereihtes Heer hinabgerollt die Trümmer,
Des Schreckens Spuren sichtbar hinterlassend,
Um selbst des Krieges rauhem Gott das Herz
Von Stahl im Busen zu erschüttern. Doch
Nicht lange weilt die Schaar der Schauder-Anblick.
Sie dringt empor zum Dom des Pythios.
Mit aufwärtsstrebend raschem Schritt. — Zuerst
Begiebt, dem Feier-Brauch gemäß, zu ganz
Verschiednen Scenen, zu dem Quell und Hain
Kastalia's der holden, um den Leib,
Von Staub und Mord entweiht, dem heil'gen Blick
Ein Gräuel, in der reinen Flut zu baden,
Der kriegerische Barde sich. Zur Seite
Des Tempels, an des Berges Blumenbucht,
Im Schatten grüner Lauben, quellen Bäche,
Der Gottheit voll, hervor aus Felsen-Adern,
Ein tiefgehöltes Marmor-Becken füllend,
Von dessen Lippen sie, ein zarter Schleier
Des flüssigen Krystall's, harmonisch fallen.
In sein geglättet Bett nimmt ihren Zoll
Der Plistos unten auf. Da stürzt sich dieser
In tiefer Wälder Nacht, auf deren Decke,
Durchfurcht mit grünen Felsenrücken, der
Gesenkte Blick von jener furchtbarhoch
Gethürmten Klippe fällt. Durch Schatten windet
Sein Strom sich eine Weile, dann tritt er
In breiter Füll' ans Licht, und bringt Erquickung
Den holden Auen, eingefaßt von Höh'n,
Die sich bei Kirrha, Delphi's Hafen, enden.
Fern jenseits ihrer Mauern breitet sich
Neptun in blauer Edne aus, so fern
Achaia seine weiten Küsten dehnt,
Von Thürmen hoch und Städten überragt.
Auf beiden Seiten schließt den Marmorquell
Im schimmerreichen Grün ein alter Hain,
Von Lorbeern in die üppigoffnen Arme.
Da steht, ein Götterbild, Apoll, der Stolz
Von Paros Brüchen, einen Pfeil bereit
Dem Köcher zu entziehn, der an der Schulter

Ihm kunstlos hängt; mit heitrem Blick, doch ernst;
Die Diener-Schaar zu warnen, als erblickte
Den Drachen Python er, denkt er nur Kampf.
Entwaffnet reinigt hier von jedem Wust
Des Mavors der Athener seine Glieder.
Ein silberweiß Gewand reicht ihm ein Knapp,
Und in der Rechten trägt er einen Oelzweig,
Des Flehens Zeichen. Jetzt sucht er den Tempel,
Steigt auf den prächt'gen Stufen hoch empor;
Mit Rauschen drehn die Thor' auf ihren Angeln
Die ehrnen Flügel um. Er aber geht
Queer über einen großen Plan, umgränzt
Von starker Säulen feierlichen Schatten,
Mit Männerschritt und Anstand langsam weiter,
Am Rande der Orakel-Höle sinkt
Er nieder, wo ein Dampf der pythischen
Jungfrau Verwirrung durch den Busen jagt;
Und fleht da so mit ausgestreckten Händen:
Du Sieger Python's, Sprosse Jupiter's,
Vor dem als Freiheitgeber der Tyrann
Erbebt! Glanzvolle Macht des Tages, Spender
Der Flamme, die den Genius im Busen
Des Menschen weckt! Du Gott des Lichts, das durch
Die Seele geußt der Wissenschaften und
Der Wahrheit Strahl! Du Freund der Menschen,
Tröster
Und warnender Prophet! O gönne den
Athenern, um des Vaterlandes Wohl
In dieser Zeit der Noth bekümmert, dich
Um Schutz zu flehn, um Antwort deine Weisheit.
Den Dreyfuß nun besteigt die Seherin
Begeist'rung zuckt durch die gespannten Glieder,
Rollt blitzend ihre Augen und wirft wild
Um ihre Stirne die zerstreuten Locken.
Ein naher Lorbeer stützt des Körpers Last.
Um ihn schlingt sie die Arm', und stönend bebt
Bis in die Wurzel von krampfhafter Hand
Erschüttert Stamm und Zweig mit Laubgerassel.
Dann bricht sie schäumend in die Worte aus:
Flieht, Unglückseelige, zur fernsten Ferne!
Ich seh', ich sehe die Akropolis
In Flammen, Tempel stürzen, Thürme schwanken,
Und Ströme schwarzen Bluts in euren Strassen.
Mit festem Muth erwiedert ihr der Held:
Noch weiter sprich! Ist mit der Burg und Tempel
Einäscherung das Volk bestimmt zum Fall?
Ist dieß, dann lehr' uns Flehende, wie sein Fall
Vor Göttern und vor Menschen gloreichst ende.
Mit einem Blick voll Mitleid, minder stürmisch
In ihrer Wuth, versetzt die Pythia:
Wie Demant noch ist mir die Zunge starr.
Athenens Tempel müssen sinken! — so
Will's Zeus; doch soll, auf seiner Tochter Flehn,
Ihr Volk sich unter Bretter-Mauern flüchten.
Nur flieht des Rosses Schreckens-Myriaden,
Die eurer Flur vom Morgenlande drohn!
Sie schwieg; ihr Wort schreibt der Athener nieder,
Und giebt dem Treuesten aus seiner Schaar
Die Tafel. — Eile, ruft er, nach Athen
Zurück! Der Sohn Neokles kann allein
Kraft seiner unbegränzten Wissenschaft
Von diesen Tönen den verborgnen Sinn
Durchschaun. Sag' alles, was von Xerxes du
Gehört; ich muß nach Elis fort. — Fort du?
Fragt trauernd Timon; welche Sicherheit
Bleibt mir dann hier? Barbaren kehren bald
Zurück, in Hölen werden, wie zuvor,
Sich meine Landesleute muthlos retten.
Hat auch der Gott sein Heiligthum bewahrt,
Doch liegt der Rest von Phokis, Lokris, Doris,
Und der Böoter Land dem Feind zum Raube.
Mag's seyn, o Aeschylos, was darf ich fürchten?
Mir blieb kein zweites Kind, kein zweites Opfer
Der frechen Macht. Mit Amaranta floh
Mein Hoffen, meine Wonne; und gesegnet
Soll mir die Rechte seyn, die mich entseelt.
Zu ihm der Held Athens: Unmännlich Zagen
Ist Giftkraut, o mein Freund, und, wo es wächst,
Da welkt der Muth. Den Untergang Athen's
Hat Phöbos Mund verkündigt. Dennoch hoff!
Einst werden, ahnt mir, stolzre Thürm' und Mauern,
Jahrhunderten zum Trotz, ihr Haupt erheben;
Und jenes Auge Griechenlands mit nie
Auslöschbar hellem Strahl den vor'gen Glanz
Hoch überschaun. Entweiche dieses Orts
Gefahr auf unsern Schiffen! Trost leih dir
Der Weisheit sicherster Berather, Zeit.
Und ihr, des heil'gen Delphi's Volk, kehrt wieder
Der Feind, dann rettet euch zu euren Felsen,
Vertrauend eurem Gott. Nicht kundig nur

Des heil'gen Brauchs, in Waffen und im Rath
Erprobt, darf nicht in Hölen seine Würd'
Ein Timon, bergen. Das verbeut sein Ruhm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Isabella! rief Juan mit schmerzlicher Selbstanklage, als er sich endlich, ein wenig zu spät, Anakoana's Armen entwand. Und die Strafe folgte der Sünde auf dem Fuße, denn als Juan den Blick in die Höhe warf, stand vor seinem Lager, das Antlitz schwarz gefärbt, mit Ocker und Zinnober geziert, das Haupt mit dem schwarzwollenen Kappenschleier umhangen, die Schreckensgestalt eines alten vornehmen Heiden-Priesters. Jetzt geht sonder Zweifel, versicherte sich Juan selbst, mein Weg ohne weiteres zum Schlachtaltare, und ich darf nicht einmal klagen, daß mir zu viel geschehen! Aber der Hueiteoquirqui, denn er war es in höchst eigener Person, ließ keinen Zorn an sich wahrnehmen, sondern sprach bloß zu dem Tempeldiener, der ihn begleitete, mit großer Ruhe: Breite die Decke und entzünde das Feuer. Der Diener ging, Juan kämpfte mit den Todesschauern, die diese Anstalten in ihm erregten, und Anakoana fiel mit sanftem Weinen dem Vater zu Füßen. — Ich habe es Dich oft gelehrt, sprach der Priester mit der nämlichen unerschütterlichen Ruhe zu ihr: Du solltest Dich jeder unziemlichen Vertraulichkeit mit den Männern enthalten und keinen unerlaubten Wünschen Raum geben in Deinem Herzen, sonst würdest Du die Schande Deines Hauses werden, und deine Seele beschmutzen, wie der Schlamm das Wasser besudelt. Ich habe es Dir gesagt, daß das Laster eine giftige Pflanze ist, welche dem, der sie kostet, das Leben raubt. Aber Du hast die Stimme Deines Vaters verachtet, und, was noch mehr ist, die unsterblichen Götter beleidigt, denen Du für die Zeit Deiner Priesterwürde das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Ihrer unverdienten Gnade danke ich es, daß nur ich ein Zeuge Deines Verbrechens war, ich, der ich Kraft meines Amtes Dich strafen kann, ohne Deinen Ruf zu beflecken vor dem Volke. Monden langes, einsames, strenges Fasten und Blutlassen wird Deine Schuld sühnen, damit nicht Dein Fleisch verfaule, zur Erfüllung der Strafe, mit der die Götter solchen Frevel bedrohen. Aber außerdem muß noch etwas geschehen, um Deine Ehre wieder herzustellen. Der freche Weiße, der Dich um Deine Unschuld betrog, muß Dir völlige Genugthuung geben, auf daß des Hueiteoquirqui einzige Tochter, der großen Koatlikue Priesterin, nicht herabsinke zu den verlornen Dirnen, die als Frauen ohne Mann herumschwärmen zur Zeit der schweigenden Nacht in den Straßen Tenochtitlans.

Jetzt kam der Tempeldiener zurück, in der Hand ein großes, goldnes Becken voll glühender Kohlen, über den Arm eine bunte, künstlich geflochtene Matte gehängt. Auf dem Boden des Gemachs breitete er die Decke aus, das Kohlenbecken setzte er daneben, und blies die Gluth an, in die der Priester aus dem Beutel, der auf seiner Brust hing, einige Hände voll Kopal warf und die Flamme entbrannte, und der Rauch stieg empor, dem armen Juan ein unerfreuliches Schauspiel, der sich schon darauf gefaßt hielt, bei dem ersten Beginn der Execution, die ihm hier zu drohen schien, den Priester und seinen Diener zu erwürgen, und dann im ritterlichen Kampfe

*

unter den Steinschwertern der Tempelwache zu fallen. — Setzt Euch auf die Decke, befahl der Priester der Tochter und dem Jüngling. — Nimmermehr, donnerte Juan, ihm drohend die geballte Faust entgegenstreckend. — Mein guter Vater! jauchzte Anakoana, und zog Juan mit sanfter Gewalt zu sich nieder auf die Decke, indem sie ihm zuflüsterte, Widerstrebe nicht. Er will unser Glück! Und als Juan, gegen seinen Willen, der freundlichen Mahnung gehorchte, schritt der Priester feierlich auf das Paar zu, und knüpfte einen Zipfel von Juan's Mantel mit dem Obergewande Anakoana's zusammen, und das Mädchen warf das Gewand ab, umkreis'te dreimal das Feuerbecken, und kehrte dann freudig zu Juan auf die Matte zurück, sich mit liebender Innigkeit an seine Brust schmiegend. Dann reichte ihr der Vater den Kopalbeutel und der Tempeldiener das Becken, in welches sie den heiligen Weihrauch warf. — Thue wie ich, bat sie den Jüngling, ihm den Beutel bietend, aber dieser, dem es jetzt auf einmal klar wurde, daß hier ein heidnischer Religionsact von ihm gefordert werde, stieß mit christlichem Abscheu ihre Hand zurück, warf den Mantel ab und sprang auf.

Ihr seyd nun Mann und Frau, sprach der Priester, diese Verletzung der Form übersehend, mit der vorigen Ruhe. Gehe, Anakoana, bereue und büße. Noch einen langen Gluthkuß preßte das Mädchen auf Juan's Lippen, drückte ihres Vaters Hand dankbar an ihren Busen und entfloh.

Du bist nunmehr mein Eidam geworden, Christ, sprach achselzuckend der Priester, nachdem auf seinen Wink der Diener sich entfernt: und mit so gerechtem Grimme ich Dein Volk in Dir hasse, so darfst Du dennoch hoffen, daß ich alles aufbieten werde, um Deine letzten Lebenstage so glücklich, und Deinen Tod so ehrenvoll zu machen, als in meiner Gewalt steht.

Die letzte Wunde hat mir wohl den Kopf verwirrt, daß ich Dich nicht verstehe? rief Juan befremdet. Wie ich erst jetzt begreife, hast Du mit Deiner Tochter mich vermählt. Wenn es aber wirklich möglich wäre, daß ich als Christ und Spanier ein solches wunderliches Bündniß schließen könnten, so würde ich von meinem Schwiegervater erwarten, daß er alles aufbiete, der Tochter den Gatten, sich den Sohn zu erhalten. Du aber sprichst zugleich ganz ruhig von meinem Tode, wie von einem natürlichen, unvermeidlichen Ereignisse.

Das ist es, antwortete der Hueitecquixqui. Tenochtitlan's großer Priester kann den kriegsgefangenen Spanier nicht retten, selbst wenn er wollte, und will es nicht, selbst wenn er könnte. Meine Tochter war schwach gegen Dich, darum mußtest Du ihr Gatte werden, und wirst es bleiben, so lange Du lebst. Doch darf ich darum nicht die heilige Pflicht gegen mein Vaterland vergessen. So wie einst der große Montezuma dem tapfern Tlochuikal, dem kriegsgefangenen Tlaskalaner Feldherrn auch im Kerker der Ehe Freuden erlaubte, um eine Nachkommenschaft von ihm zu erhalten, die dereinst durch ihre Tugenden Mexico zur Zierde gereiche, eben so wünsche ich, daß durch Dich dem Schooße Anakoana's ein Zweig entsprieße, der dereinst, ein starker Baum, seine schattenreichen Aeste über Tenochtitlan ausbreite. Das aber hebt das heilige Blutrecht nicht auf, das mein Vaterland an Dich hat. Wenn des Krönungfestes Sonne die Thürme des Tempels Zamalli vergoldet, dann stirbst Du, ein süßes Opfer den zürnenden Göttern, und Anakoana wird hochgeachteter seyn von dem Volke, als die Wittwe eines tapfern

Kriegeshelden, und als die Mutter eines werdenden Heldengeschlechts.

Er sprach's mit Salbung, und verließ das Gemach. Heiliger Gott, rief Juan dem trostreichen Schwiegervater nachstarrend, welch ein entsetzliches Volk!

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Johanniswürmchen.

Ein Apolog von Noelleke.

Um einen vollblühenden Rosenstrauch hatte sich ein Johanniswürmchen-Schwarm gelagert und wartete, um sein Licht leuchten zu lassen, auf den Untergang der Sonne. Kaum hatte diese der lauen Sommernacht und dem Schlummer die Abend-Welt überlassen, da regte es sich in tausend Schimmer-Funken an allen Blättern und Blumen des Gebüsches, welches, vom bläulichen Wiederschein des beseelten Lichtes angesprüht, zu leben und die Freude der beflügelten Schwärmer zitternd zu theilen schien. Lange gaukelten sie durcheinander, bevor es in dem grünen Laubgezelte ein wenig ruhiger ward. Ein tiefes Schweigen aber entstand, als sie zwei der schimmerreichsten Fünkchen, die von einer geheimnißvollen Wanderung zurückkehrten, durch die Luft mit Eile heranleuchten und auf den Rand der höchsten und schönsten Rosenknospe niederschimmern sahen. Ein sanftes, ehrerbietiges Leuchten ging von der ganzen Versammlung aus, indem die Wiedergekehrten aus zwei Rosenblättern, welche die Dienerschaar mit Abendthau gefüllt hatte, den süßesten Nektar sogen. Als sie nun die Schaalen geleert, begann der Strahlendste von ihnen also: Wahrlich, meine Brüder und Bundesgenossen, eine glänzende Versammlung ist die unsrige! Wer schimmert, so wie wir, im eignen angeborenen Lichte? Wer weiß, so wie wir, alles rund umher zu beleuchten und zu erhellen? Kein Wunder, wenn die Dunkelsten aller, die Menschen, uns, — sey es spottend oder im Ernst, — die Erleuchteten nennen. Sind wir es doch wirklich, die den Glanz der Sonne ersetzen könnten, wenn dieß Gestirn einmal seine Fackel auslöschte und in den Schooß der alten Nacht, verkohlt, hinunterschleuderte. Den Zweck unserer Wanderung aber haben wir erfüllt; wir haben Licht verbreitet, wo es zuvor dunkel war, und dieses strahlt jetzt aus manchem, sonst so matten Menschen-Auge. Allein auch das Licht, — sagen einige unter ihnen — hat seine Gefahren. Die Thoren! wissen sie wohl, was sie sagen? Wem sonst als blöden Maulwürfen und menschenähnlichen Blindschleichen hat je das Licht, zumal das unsrige, geschadet? — — Noch wollte der glanzvolle Redner die Unschädlichkeit des Lichts, wenn es in gediegener Gestalt als Goldes-Glut erschiene, oder zu helleuchtendem Silber gerönne, selbst, wenn es im beweglichsten der Elemente, im Feuer, loderte und wärmte, mit mehreren Worten beweisen, als aus der Nachbarschaft eines Thurmes, der mit den ruhenden Donnerkeilen des Gottes der Schlachten gefüllt war, die rauhe Stimme eines seiner Diener Entfernung alles Lichts und Glanzes gebot, und, da diese nicht erfolgte, um seinem Gebote mehr Nachdruck zu geben, aus ehernem Rohre so furchtbar auf das funkentragende Rosengebüsch losblitzte, daß alle Donner des Thurms aus ihrem Schlummer erwachten und die Gegend umher, erschüttert und zerstört, von den Folgen des menschlichen Unverstandes im Besitz der Macht belehrten, die Glühwürmchen aber, so viel ihrer entkommen waren, in die weiteste Entfernung; wo sie, von neuem durcheinander schwirrend, sich des angebornen

Lichtes im Stillen erfreueten, und die Menschen-Welt als noch unreif für die von ihnen ausströmende Erleuchtung herzlich beklagten.

---

* Iduna und Alfred.

(Fortsetzung.)

Schon war der Mond viermal hinter der Luhner Klippe aufgetaucht, und hatte seine milden Strahlen auf die Wittekindswehre geworfen; und war Zeuge gewesen der hohen Seligkeit, die mehr und mehr mit lindem Frühligswehen in die Brust ihrer lieben Bewohner zog. Auf der Rasenbank im Garten saß Mutter Hertha unter ihren Kindern; — denn auch Alfred war ihr Sohn geworden, sie selbst hatte Iduna's Hand in die seinige gelegt, als die holde Tochter so flehendlich bat: — „Mutter gieb mir deinen Segen; —" als der geliebte Sohn seine Bitte mit der, der Schwester vereinte: „Mutter, gieb mir ihn zum Bruder! —"

Hand in Hand saßen sie unter Iduna's duftenden Rosengesträuchen, und vor Alfreds begeisterter Rede, floh die Sorge um des Gatten Leben, und die quälende Angst um das Schicksal ihrer Kinder, aus dem bangen Mutterherzen.

Noch war keine Nachricht von dem Heere eingelaufen, vergebens forschte das Auge des Spähers in der waldbekränzten Ferne. Kein freundlicher Eilbote erschien, und sandte helle Hörnertöne — beredte Boten froher Kunden — vor sich her. Der Abend des vierten Tages war herabgesunken, und es zog wie leise Klagen mit des Nachthauchs Flügel durch die Baumesgipfel, — von den Weserpforten her drang dumpfer Waffenhall, wie wenn sich zwei stahlbedeckte Heere schlagen, und der Wind das Schlachtgetöse auffängt und bald hell, bald leis' verschwimmend in die Ferne trägt. Oft erklang es wie das Wimmern der im Kampf' zum Tod' getroffenen, oft wie Hufschlag angesprengter Rosse. Aengstlich bebten dann die Frauen an der jungen Helden Seite, die am immer näheren Getöse auf den Ausgang des Gefechtes schlossen, und sich wechselnd unter die Besatzung mischten, und sich zur Vertheidigung bereiteten, wenn das Christenheer bis an die Wehre dringen sollte:

Gegen Mitternacht verhallte das Getöse, hunderte von Feuern flammten in die der Bucht der Berge auf, und ein Reiter sprengte auf die Wehre zu und heischte Einlaß. Unmuth lag auf seiner Stirne, und in abgebrochnen Worten meldete er den horchenden Jünglingen den unglücklichen Ausgang der Schlacht.

An dem Ufer der Weser am Rande der Waldung, die sich von dem Gipfel des Bückaberges aus, bis an den Strom erstreckt, begegneten sich die beiden Heere, auf dem Anger, wo jetzt das Dörfchen Windheim liegt. Die Uebermacht der Feinde und ihre geregelte Schlachtordnung siegten bald über den getrennten Anlauf der Sassen. Ueberall gedrängt, jeden Schritt mit Blut verkaufend, retteten sie sich durch eine Furth des Stromes, und hatten sich nun in der Bergschlucht gelagert, die den Eingang zu dem Herzen ihres Landes bildete. Hier hatten sie sich verschanzt und am heiligen Runensteine das Gelübde abgelegt, den Bergpaß bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Der Reiter hatte seine Erzählung kaum beendet, als ein langer Fackelzug, langsam aus der Bergschlucht schwankte, die der Pfad zum Lippegau durch zieht. Still und lautlos nah'te sich der Zug der herzoglichen Wehre. Bange Ahnung überfiel das Herz der Frauen, — war es doch, als ob ein hoher Führer mit dem

feierlichen Kriegsgepränge zu dem letzten dunkeln Hause zöge, wo die Brücke Bifrost ihren Bogen senkt.

Schon unterschied man deutlicher die Gestalten, leises Murmeln, ängstliches Bewegen verbreitete sich unter den Wehrmannen auf den Wällen der Veste. Langsam öffneten sich die Thore, und auf einem Geflechte von Baumzweigen trugen zwölf Jünglinge den todtwunden Herzog in die Halle. Mit geschlossnen Augen lag der Held im blut'gen Waffenschmucke regungslos auf dem Geflechte. — Mutter Hertha lehnte sich in stummen Schmerz' vergehend auf die bleiche Tochter, und die Jünglinge standen tiefbewegt vor der erblaßten Heldengestalt, aus deren Zügen noch hohe Kampfesfreudigkeit und fester Siegesmuth strahlte.

Mit ernster Fassung nahte sich Mutter Hertha jetzt dem Verwundeten, und hieß ihn in das stille Schlafgemach bringen, und ordnete den Verband. Die jungen Sassen, die den Herzog aus dem Gefechte getragen hatte, waren — vom Kampfe und der Länge des Weges ermüdet — in der Vorhalle der Wehre eingeschlafen, und erwachten erst nach langen Bemühungen der Freunde, um die Vorfälle der letzten Tage zu berichten.

Schon am ersten Tage des Gefechtes trieben die Kaiserlichen Wittekinds flüchtige Geschwader, bis in das Dickigt der Lippeberge, und rückten nun in drei Abtheilungen auf den Hügel an, wo das vornehmste Götzenbild der Sassen, — die Irmensäule stand. — Der Kaiser hatte den Seinigen gesagt, daß von der Zerstörung dieser Stätte die Unterwerfung des ganzen Landes abhinge, da bei den Sassen die Sage ginge: sie seyen unüberwindlich, so lange kein Feind den heiligen Boden dieses Bildes beträte.

In dichten Schaaren hielten die Heiden die Zugänge zu dem Götterhügel besetzt, der Herzog ermahnte sie zur Ausdauer im Kampfe und die Scalden verhießen denen im Kampfe Erliegenden die ewigen Freuden Walhallas.

Im ersten Frühroth' rückte das Kaiserheer, ein freudiges Morgenlied singend, die Kreuzespanner an seiner Spitze, durch die lichten Baumhallen des Vorholzes. Der Kaiser ritt an der Spitze seines Reitergeschwaders im glänzenden Waffenschmucke, vor allen andern kenntlich.

Der Anlauf des Fußvolks begann — ein Regen von Steinen und Pfeilen warf die Stürmenden zurück. Neue Abtheilungen ersetzten die Fallenden — wildes Schlachtgeschrei erfüllte das Thal.

Schrecklich wüthete der Kampf, Mann an Mann kämpften die beiden Heere; Leichenhügel dienten als Wehre gegen die Andringenden. Die Nacht sank herab, und noch war kein Fußbreit Erde gewonnen. Der Kaiser rief die Seinigen zusammen, und lagerte sich mit seinem geschwächtem Heere am Fuße des Berges. — Das Siegsgeschrei der Sassen drang aus dem Dickigt und der erste Strahl des Morgens vertauschte es mit dem wilden Schlachtenrufe beider Heere.

Mit kalter Todesverachtung warfen sich die Sassen den Andringenden entgegen und schon begannen einzelne Haufen des Kaiserheeres zu weichen — da erklang es wie neues Waffengeräusch von der entgegengesetzten Seite des Berges, — immer näher, immer wilder, und der Kaiser rief den Seinigen Sieg, zu, und Ausdauer. — Er hatte schon während der Nacht eine ausgewählte Abtheilung, unter der Führung des Edlen von der Malsburg auf Umwegen in den Rücken den Feinde gesandt, und diese hatte unbemerkt fast den Gipfel des Berges erreicht, und drang — den schwachen Widerstand vor

sich her werfend, gegen die Baumgruppe vor, wo das Götzenbild stand.

Der Kaiser entriß einem Fahnenträger das geweih'te Panner und schwenkte es hoch — und rief: „Vorwärts, meine Kämpfer, mit Gott und unserm Heiland hinan!" — „Mit Gott und unserm Heiland!" wiederholte das Heer, und die Fußvölker drangen mit wilder Begeisterung an, und die Reiter hieben auf den lichteren Stellen ein.

Die überraschten Feinde gaben Raum, — ihre allgemeine Gegenwehr war zu Ende, ein furchtbarer Einzelkampf begann. Zu tausenden drängten sich die Sassen um das Götzenbild, und die geharnischten Christenritter brachen mit blutigem Erfolge in ihre zusammengedrängten Massen. Pechkränze flogen auf die Wüthenden, und die Umgebungen des Bildes fingen Feuer.

In diesem Augenblicke sank der Herzog schmerzgetroffen vom Rosse, und die Priester verhüllten klagend ihr Haupt, und warfen sich in die Lanzen der Stürmenden. Banges Zagen ergriff die Sassen, in regelloser Flucht stürzten sie heulend in die Gebüsche, und hörten noch im Fliehen den Sturz der Irminsäule. Die treuen Engern trugen den todtwunden Herzog aus dem Gefechte, und auf der Stelle, wo der Aberglaube und der Irrwahn seit Jahrhunderten den todten Abgrundsgöttern fröhnte, stieg das Dankgebet des siegreichen Christenheeres gen Himmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges Naturereigniß.

Unter dieser Ueberschrift erzählt die Prager Zeitung vom 21ten auf den 22ten März l. J.: löste sich von einem Bergrücken, welcher von der Stadt Saaz am jenseitigen Egerufer gegen Kaaden zu fortläuft, ein Theil ab, worauf das zur Herrschaft Hagensdorf gehörige Dorf Stron gebaut war. Von 23 Häusern nebst 2 Kirchen stürzten 16 Häuser zusammen, und nichts als Trümmer sind zu sehen. Nach der Angabe der dortigen Einwohner, hörten sie am 20ten März l. J., um die Mitternachtsstunde, einen schwachen Knall, wo sich wahrscheinlich ein Theil der Bergwand ablöste, und am 21ten um 10 Uhr Nachts, stürzte das Gemäuer von einem Bauernhof, und späterhin das sehr massiv gebaute Pfarrgebäude zusammen, und in 12 Stunden waren die meisten Gebäude sammt den 2 Kirchen in einen Schutthaufen verwandelt. Viele von den Häusern wurden von ihrer Stelle bis an 200 Schritte weit fortgerückt, wo sie erst zusammenstürzten, und die Trümmer sind klafterhoch mit Erde bedeckt. Von den noch stehenden 7 Gebäuden ist bereits das eine zur Hälfte eingestürzt, und selbst die noch übrigen Gebäude werden sich schwer erhalten, da noch eine größere Ablösung von dem Bergrücken zu befürchten ist. Die Ablösung der Bergwand geschah sehr ungleich, so, daß in einer Stunde die Gebäude 10, öfters auch 40 Schritte fortrücken. (?) Bei der Besichtigung fand man in den 2 bis 4 Klafter tiefen Erdspalten in der obern Schichte des Bodens Dammerde, dann eine Lage von Thon, und tiefer sehr feinen Sand. Die häufige Nässe durch mehrere Jahre, besonders die Menge von Schnee, welcher in diesem Monate gefallen war, und vor einigen Tagen bei eingetretenem Thauwetter viel Wasser erzeugte, mögen die bereits durch mehrere Jahre vorbereitete Ablösung vollendet haben.

* Sylben-Räthsel.

Von Noeldeke.

Mit einem Weh-Laut hebt mein erstes an;
Mein zweites wandelt durch des Himmels Plan.
Mein Ganzes lebt von Meeres-Flut durchdrungen,
Und stirbt mit Wohlgeschmack auf euren Zungen.

Berichtigung.

In der vorigen Nro. 52 lese man auf der ersten Spalte der ersten Seite Zeile 10 von unten, Bergähnlich statt: Vergänglich.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 54.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 6. Juli 1820.

*Die Athenaide.

(Fortsetzung.)

Und Timon: Leite mich, du holder Stern!
Ich send' indeß erles'ne Boten Dir,
Zu Kirrha nöth'ge Barken zu bereiten.
Vom Tempel nun umfängt sie Timon's Dach.
Hier stärken sie durch Ruh' und Nahrung sich,
Und wandern mit Aetamanes gen Kirrha.
Die Barken sind bereit, der Wind ist günstig,
Und spiegelhell der Wasserplan. Sie schiffen,
Gleich den beschwingten Pilgern, die der alten
Behausung bei des blossen Winters Nahn
Entfliehn, um mildre Lüfte zu erflügeln,
Mit weitgespannten Seegeln aus dem Hafen,
Und lenken um Achaia ihren Lauf,
Zur hehren Pisa hin, die Wogen theilend.
Mit Harfenton, zum Vorklang jener Lieder,
Die bald am Ufer des Alpheus tönen,
Versüßet Aeschylos indeß der Schaar,
Die sich am Ruder müht, die Arbeit. — Lauschend
Vernimmt der West und faßt entzückt die Klänge,
Die Harmonie in seinen Athem hauchen.
Wenn einst Arion's Kiel, des süssen Sängers,
Delphine froh umspielten, wenn im Tanz
Bei Orpheus holder Weise Nereiden
Sich hoben, weil durch Wogen Argo fuhr:
Jetzt hätten Zauber, wie in Banden, sie,
Uneingedenk des Spiels auf goldigblau-
gesäumten Flossen, vor Erstaunen starr,
Bei diesem Götterton gefühlt. — Allein
Das Lied, das in der Lyra tiefen Ton
Mit feierlichem Gang gehaucht, die Segler,
Des wilden Lärms vergessend, konnte zähmen,
Verschmäht, in Trauer schmachtend, Timon's Ohr,
Auf seinen Gram, der in ihm seufzt, allein
Bedacht. Geselligkeit ist ihm, sogar
Mit seinem Freunde Qual. — Ein stilles Lager
Ist alles, was er sucht. Da bringt die Stunden
Genagt von tiefem, thränenlosem Gram,
Zwar hingestreckt, doch ohne Schlaf, er zu.
Sinkt auch der Bürde müde die Natur,
Ist unruhvoll sein Traum. Der Nacht Gesichte
Erschrecken ihm den Geist; er fährt empor,
Verläßt den Dornenpfühl, und eilt hinaus
Aufs Schiff, dem mitternächt'gen Mond zu klagen.
Bestürzt naht sich der Held Athens, ergreift
Die Rechte Timon's, und fragt ernsten Blicks,

Warum wehklagend er die Ruhe stört,
Und von dem eignen Pfühl den Schlummer scheucht?
Gesehn hab' ich, erwiedert er, ach! zweimal
Gesehen meine Tochter! — Wo? fragt der
Athener kaum sich fassend. — Hoch stand sie,
Ruft wild der Vater aus, auf einem Fels,
Auf einem nackten Fels. Ihr Haar war, gleich
Dem Gürtel, aufgelös't, und nahe stand
Ihr Räuber. Mich erblickend, der vom Ufer
Nicht Hülf' ihr reichen konnte, rief sie laut:
O Vater, Vater! mich siehst Du entehrt,
Verblüht. Doch hier will ich den Jammer enden.
Sie sprach's und stürzte hoch herab. Ich sah
Im gier'gen Strudel ihren Leib verschlürft,
Ach! ohne Zähr' und Grab ein Spiel Wogen.
Nur Täuschung war's! ruft tröstend ihm der Barde;
Die Hirngeburt von einem kranken Traum!
Ein andermal, fährt wild der Vater fort,
Sah Amaranta mein gekränkter Blick.
Gleich einem Kebsweib in des Morgenlands
Barbarenschmuck trug funkelnd ihre Stirn
Ein Diadem und zu den Füßen floß
Ein üppiges Gewand im goldnen Glanze.
Mit ihrem Buhlen ging sie Hand in Hand,
Den Vater läugnend und des Vaters Götter.
Da wünscht' ich in die Fluten sie zurück,
Daß Winde dörrten ihr Gebein, daß sich
An ihrem Leib ein Geier weidete.
In edler Rührung steht Artamanes
Vom Lager aufgeschreckt, der jugendliche
Gefangne, nassen Blicks. — Zu ihm der Barde:
Hemm' deine Zähren, edler Perser, leih
Ihm gütig deine Hand, wach über ihn
Mit treuer Pflege. — Stündlich ward vollführt
Die fromme Pflicht. Es stehn die Edelsten
Von Delphi um ihn her in Thränen, als
Bereits das Mondenlicht zum zweitenmal
Auf Wogen tanzte. Mit dem andern Morgen
Nahn sie sich Elis Strand. Vor ihnen geht
Der Ruf, verkündend den erhabnen Muth,
Der Delphi's Gottheit rächte, deren Licht
Prophetischer als Zeus im Amons Hallen
Und in Dodona's hohen Hainen leuchtet.

(Der Schluß folgt.)

---

* Iduna und Alfred.

(Fortsetzung.)

Stillbewegt — in banger Besorgniß um das Leben des Herzogs — in hoher Freudigkeit über den Sieg der Wahrheit hatten die Freunde Hand in Hand der Erzählung des Engernjünglings zugehört, als die übriggebliebenen Führer der Sassenstämme mit ihren Söhnen, fast alle verwundet, und kaum fähig sich aufrecht zu halten — in den Vorhof traten, um in der Wehre des Herzogs Rath zu halten über die — in dieser ängstlichen Lage zu ergreifenden Mittel. An Vertheidigung war nicht mehr zu denken, die Sassen hatten sich nach dem Falle des Götzenbildes, mit ihren Angehörigen in die Bergschluchten verborgen, und die Eingänge des Weserthales waren unbesetzt.

Schweigend sahen sich die Führer an, keiner wagte zu reden, da trat der Aelteste unter ihnen vor, eine riesige kräftige Greisengestalt, und sprach: „Unsere Götter haben uns verlassen, unsers Landes Jugend liegt erschlagen auf der Wahlstatt! — der eine Gott, wovon schon dieser junge Ritterheld bei dem verwichnen Friggafeste so freudestrahlend sprach, und ihn den Gott der ew'gen Liebe nannte, hat Kaiser Carols Waffen siegreich über unser Volk gesandt. Wir waren blind, daß wir die Zeit der Gnade nicht erkannten, und aus der freien Wahl des Herzens, dem finstern Wahn entsagten, der so lastend auf dem Weserthale lag. Mir tagte längst ein schönes helles Licht, denn einer von den jugendlichen Rittern, zu denen du gehörst, du hoher, kühner Christenheld — war meiner Obhut anvertraut, und lehrte mich in fremder und doch wohlbekannter Weise, die sanften Stimmen kennen, die oft in unsrer Seele Tiefen laut erklingen. Schon fing ich an den alten Glauben thörigt bei mir zu nennen; doch laut gestand ich nie,

was doch so hell und deutlich in mir sprach, denn noch war keiner, der von Herrmann, dem Cheruskerführer stammte, abtrünnig worden von den alten Walhallsgöttern. Und nun, als uns der Herzog rief, zum Kampfe für die Freiheit unsers Landes, da scheucht' ich all' die lieben Bilder weg von mir, und zog hinaus, und sah die Wahrheit siegen, und das Blendwerk fallen."

„Ihr seht mich staunend an, ihr tapfern Waffenbrüder, und wißt die unbekannte Rede nicht zu deuten — weiß ich ja selbst noch nicht, was mir das alte Herz so wundersam bewegt, doch hättet ihr das schöne Bild gesehn, das, als ich eingeschlummert war am Fuß der Irminsäul am ersten Schlachtenabend — das da so freundlich aus dem Blute der Erschlagenen vor mir aufging, ihr würdet mit mir einig seyn, wenn mir's bedünken will, daß es das Beste sey, wenn wir dem großen Christenkaiser Boten senden, und ihn um Frieden bitten und um Schonung.

„Seht! als des Tages blut'ge Gräuel meinem Sinn' im Schlaf entschwanden, da tauchte hell und klar die Zukunft vor mir auf. Ich sah *) das Wesergau, wie es nach hunderten von Jahren, erblüht im milden Schein der Glaubenssonne, sich so schön und friedlich an des Stromes Ufer breitet. Aus goldgesäumten Wolken schauten unsre Enkel, lichtumstrahlt, mit Siegeskränzen um das Haupt. Den Strom hinab ersah ich hunderte von Tempeln, aus denen Dankgebete in die Wolken stiegen zum hohen, ew'gen Gottesthron, und da wo sich der vaterländ'sche Strom durch flache Wiesenufer zu dem großen Born' des Meeres windet, da lag im Abendsonnenscheine eine Stadt, — die größte, die der Weserstrom bespühlt."

Und weither über Land und Meer zog fremder Welten Erndtesegen zu ihr her, und floß von hier aus über Deutschlands blühende Gefilde. Als ich nun ihrer Männer reges Walten, und ihrer holden Frauen stille Häuslichkeit und strenge Sitte, und in dem Freiheitskranz, der sie umfloß, der Gottesfurcht und sanften Mitleids schöne Blumen glänzen sah, die ihre Hauche weit hinaus verbreiteten, da drang die Freudenthräne in mein alterschwaches Auge, und weckte mich — und nimmer seh' ich solches Bild im Leben wieder. D'rum laßt uns Boten senden an den Kaiser, dann mag er fromme Männer in die Weserthäler schicken, daß sie das helle Glaubenslicht auch über uns verbreiten, und uns den einen, wahren Gott erkennen und begreifen lehren."

Noch sahen sich die starken Führer zweifelnd an, noch schwankten sie zwischen der tagenden Ueberzeugung, und der Furcht vor den rächenden Walhallsgöttern — aber ein Blick auf das Silberhaupt des Greises und auf den hoch geliebten Herzogssohn, der in hoher Glaubensfreudigkeit in ihre Mitte trat, besiegte jeden Zweifel.

„So laßt uns Frieden bieten, und Geisseln senden," sprachen sie mit inniger Ueberzeugung. „Laßt uns den Sieger bitten, daß er uns aufnehme als Kinder seines Gottes; denn nicht des Kaisers Schwert hat uns besiegt, es war der starke Arm der höchsten Macht, der über uns und unsre schwachen Götter kam."

„So gebt mir eure Söhne, edle Sassenväter," rief der Herzogssohn, „laßt uns noch diese Nacht dem Kaiser Sühne bieten, damit der junge Tag das blutgetränkte Schwert nicht auch in unsre Wehren trag', und so die Bahn des ew'gen Lichts mit theurem Blute bezeichne."

Die Jünglinge waren zusammengetreten, zwölf an der Zahl, warfen sie sich auf schnelle Rosse, und sprengten auf die Lippeberge zu, wo

*) Schönes, prophetisches Bild von unsrer lieben Vaterstadt ꝛc. d. Red.

sich das kaiserliche Heer gelagert hatte, den Tag erwartend, um den schwererrung'nen Sieg zu verfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bewährtes Mittel wider anhaltende Heiserkeit.

Man nimmt für 6 oder 8 Grote isländisch Moos; zwei Mannshandvoll Malz, gedörrt und geschrotet; ¼ Pf. entzweigeschnittne Rosinen und ¼ Pf. brauner Candis Zucker.

Setzt dieses zusammen auf 4 Maaß Wasser, und läßt es zur Hälfte einkochen; dann siebt man es durch, und trinkt von diesem Getränke stets lauwarm den Tag über nach Durst; besonders auch Morgens beim Aufstehen, und Abends beim Schlafengehen. Man vermeide dabei Branntewein und Thee, genieße der freien Luft, und — — wer es haben kann beim Essen ein Glas Wein.

Einsender dieses ist 16 Monate so heiser gewesen, daß er kaum verständlich reden konnte, hatte besonders liegend stetes Pfeifen in den Luftröhren und hat im 3. Monate des Gebrauchs von diesem Getränke, seine völlige Sprache wieder erlangt. Er macht sich's also zur Pflicht: dies Mittel öffentlich hierdurch für Leidende der Art bekannt zu machen. Die Unschädlichkeit der Spezies leuchtet wohl jedem in die Augen, als daß es nicht unbedingt, und von jedem Arzt gebilligt, könnte gebraucht werden.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Unter unausgesetzter strenger Aufsicht, die jeden Versuch zur Flucht aus dem Kerker oder Leben unmöglich machte, hatte Juan den Mond verseufzt, während dem Anakoana die süße Schuld büßte. Unerschöpfte Jugendkraft und sorgfältige Pflege hatten seine Wunden schnell geheilt, und die ausgesuchten Speisen, womit die Priester ihre Opfer für den Schlachttag zu mästen pflegten, gaben ihm auch bald die vorige Stärke wieder, mit der die Lebenslust in einem Grade bei ihm erwachte, der ihn den Verlust seiner Freiheit und die gräßliche Aussicht auf den nahen Tod doppelt schwer empfinden ließ. Jetzt trat der große Priester in sein Gemach — an der Hand die reizende Tochter, die mit freudigem Jauchzen an den Hals ihres Gatten flog.

Du bist nunmehr völlig hergestellt, Christ, sprach der Huetzoquixqui, und darfst darum nicht länger in diesem Gefängnisse bleiben. Als Opfer des großen Huigilopochtli muß ich Dich nach den Kerkern seines Tempels bringen lassen.

Der Opfertag ist doch noch nicht so nahe? fragte bänglich die schöne Anakoana in Juan's Armen. — Ein unerwartet trauriges Ereigniß verzögert ihn noch, erwiederte der Vater: Durch das schreckliche Gift der Blattern, einer Seuche, die wir, wie alles unser unendliches Elend, den weißen Fremdlingen verdanken, ist Kuitlahuitzin, unser glorreicher Monarch, auf das Krankenlager gestreckt, welches höchst wahrscheinlich sein Sterbebett werden wird. Schon jetzt nennen alle Stimmen den tapfern Fürsten Quauhtmotzin den Thronfolger, der diesen Christen gewiß zu hoch achtet, um nicht seine Thronbesteigung mit dessen Opferung feiern zu wollen. Doch kann dieser Aufschub nichts an meinem Befehl ändern. Drum eile Anakoana nach dem Tempel des Kriegesgottes, um dort die Wohnung Deinem Gatten zu bereiten. Gehorchend den neuen Pflichten wirst Du dort fortan ununterbrochen um ihn seyn, bis seine Stunde gekommen ist.

So wird die arme Anakoana doch vielleicht noch einige glückliche Monden leben, ehe ihre Sonne untergeht! rief das holde Mädchen mit wehmüthiger Zärtlichkeit, und eilte davon.

Mit einer Rührung, die dem dunkeln Gesichte um so wunderlicher anstand, je ungewohnter sie ihm war, sah der Priester der Tochter nach, und maß dann den Eidam mit unmuthigen Blicken. Das ist der Fluch der Götter, brach er endlich aus, daß unsere Weiber Euch so gewogen sind, Ihr entsetzlichen Fremdlinge. Wird, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr, mein unglückliches Vaterland doch am Ende noch von Euch bezwungen, so dankt Ihr den Siegerkranz niemanden, als Mexico's unwürdigen Töchtern!

Und unserer Tapferkeit, ergänzte Juan, und Euern innern Zwisten, und Euerm unerträglichen Fürsten- und Priester- und Adelstolz! Lästere die Weiber nicht, alter Mann! Zu ihnen, die Eurer Männer rohe Härte gern zu Hausthieren erniederte, hat sich aus der ganzen Masse des Volkes das geflüchtet, was Euch an Gemüth übrig geblieben. Das Weib, von der Natur nur zur Liebe geschaffen, weiß nichts von Mexikanern und Spaniern, und tritt eben darum versöhnend zwischen den Kampf der ergrimmten Nationen. Eure Weiber lieben den Menschen in uns, und daß sie der Gottheit Bild in veredelten Naturen freudiger erkennen, als in den wuthschaubenden Ungeheuern ihres Landes, deßhalb rechte mit dem Himmel, der in ihrer Brust sich des Gefühles heiligen Tempel erbaute, und verdamme die reine Flamme nicht, die von diesem Altar empor lodert zur Gottheit, dem Urquell ewiger Liebe!

Veredelte Naturen? murrte der Alte. Schöne Worte könnt Ihr wohl machen, das hast Du mir durch diese Schutzrede bewiesen, die dem königlichen Dichter Nezahualkajotl Ehre gebracht haben würde. Aber Eure Thaten geben Euch ein anderes gräßliches Zeugniß. Gedenke der tausend Gräuel, die Deine Brüder in diesem Lande verübt, und tadle den Greis nicht, wenn es ihn empört, zu schauen, wie die Töchter des Landes mit Liebe umfangen die Henker ihrer Väter, Gatten und Brüder.

Ich begehre nicht, sprach Juan, von der Wahrheit dieses Vorwurfs getroffen, alle Thaten zu vertheidigen, die meine Waffenbrüder in Mexico sich erlaubt. Aber noch manchen Biedermann giebt es unter uns, und ich selbst, dem Religion und Dienstpflicht das Schwerd gegeben gegen Euch, habe meine Hände rein erhalten von unschuldigem Blute und ungerechtem Gute.

Ich weiß es, Christ, rief mit Tönen, in denen Liebe und Haß mit einander kämpften, der Priester. Ein Hauptmann aus Cholula hat mir erzählt, wie Du dort mit edlem Ungestüm dem schrecklichen Feldherrn das Ende des Blutbades abgerungen, und Dein reines stolzes Auge sagt mir, daß dieß nicht die beste That Deines Lebens sey. Drum thut es meiner Seele weh, daß ich Dich nicht retten kann, und ich habe bereits durch Gebet, Fasten und Blutlassen, den Zorn der Götter zu besänftigen gesucht, den ich durch dieses sündliche Mitleid verdient.

Ich bemitleide Dich mehr als Du mich, Vater meiner Anakoana, sprach Juan gerührt. Dein Herz ist doch im langen, gräulichen Götzendienste noch nicht so ganz versteinert, daß Du nicht Deinem bessern Ich Gewalt anthun müßtest, um es zu zwingen zur völligen Entäußerung der Menschheit. Früh oder spät muß

es, aus dem dumpfen Höllentraum erwachend, seine Fesseln brechen, und dann — wenn vielleicht schon längst mein Schädel auf Euerm Huitzompan bleicht und Anakoana der Gram um mich getödtet hat — dann erst wirst Du Dich unglücklicher fühlen, als ich es jetzt bin.

Nein, bei dem großen Teotl Ilpalnemoani! rief jetzt plötzlich, von einem raschen Entschluß ergriffen, der Greis. So schnell kann ich Dich nicht sterben lassen! Vermag ich Dich nicht zu retten, so will ich doch Deinen Tod verzögern so lange, als möglich. Du bist der schönste Jüngling unter den Gefangenen, und höher noch als Huitzilopochtli ist der allessehende Spiegelgott. Ich setze es gegen den Teoteuktli durch, daß Du zum großen Feste des Tetzkatlipoka aufbewahrt wirst. Damit fristest Du noch ein Jahr Dein Leben, und wer vermag es vorher zu wissen, welch Ereigniß in dieser langen Zeit treten kann zwischen Dich und den Tod.

Dein Vorschlag behagt mir nicht sonderlich, antwortete Juan. Ich bin zu stolz, mir Aufschub zu erbetteln, und soll es einmal gestorben seyn, so will ich lieber frisch und fröhlich daran gehn, als, im Kerker schmachtend, mich der elenden Todes-Erwartung Preis geben, die alle Seelenkraft abspannt und mir am Ende auch den Todesmuth rauben kann, daß ich, ein winselndes Opfer, falle zum Spotte und Hohne des Heidengesindels.

Du würdest dann nicht im Kerker schmachten, rief der Priester. Der Gefangene, dem diese Ehre zu Theil wird, genießt außer der Freiheit alle Freuden des Lebens in üppiger Fülle. Des großen Tetzkatlipoka eigne Person vorstellend, mit seinen Attributen geschmückt, darf er, von einer Kriegerschaar begleitet, durch die Stadt gehen, und wird von dem gläubigen Volke angebetet, als des Gottes lebendiges Bild. Vier schöne Mädchen werden ihm vermählt, täglich schwelgerische Mahle ihm aufgetischt, und nur mit Ehrfurchtbezeugungen, der Würde des Gottes angemessen, zuckt am Opfertage der Tapilzin das geweihete Messer gegen seine Brust.

Bewahre mich Gott vor solcher Begünstigung! rief Juan mit edlem Unmuthe. Ich, ein spanischer Edelmann, soll mich, das armselige Leben zu fristen, zum mexikanischen Fastnacht Narren machen und mit allerlei Unrath behängen, wie ein Wunderthier herumführen lassen in Tenochtitlan? Ich, ein katholischer Christ, soll aus freiem Entschluß der Affe Euers teuflischen Götzen werden, und für ihn des blinden Pöbels Anbetung annehmen, der dem einzigen wahren Gotte des Himmels und der Erde gestohlen wird? Nein, alter Schwiegervater, wenn Du keinen bessern Rath weißt, so laß meine Todesstunde schlagen, lieber heute als morgen, damit ich die Ehre rette und meine Seele. Nur eines schmerzt mich noch, daß ich mich wehrlos soll schlachten lassen, daß ich nicht, mit der Klinge in der Faust, einen guten Reitertod sterben kann. Aber die heilige Märtyrerkrone ist wohl so viel werth als der Lorbeerkranz. Darum eile, sie auf meinen Scheitel zu setzen!

Lange sah der Priester den Jüngling mit einer Mischung von Ehrfurcht und Entsetzen an. Endlich rief er mit wehmüthiger Begeisterung: Ja, Ihr habt starke, harte Herzen, Ihr Spanier! Euch hat Xolotl nicht geformt aus Menschenbeinen und Blut, nicht genährt mit dem Safte der Distel. Ihr seyd aus dem Steine Ixtli entsprossen, den die Götter nur zum Verwunden geschaffen. Selbst an dem Rande des offnen Grabes verläßt Euch der wil-

de Hochmuth nicht, und die Unduldsamkeit gegen fremde Meinung. Doch Achtung gebührt dem Manne, der das, was er einmal ergriffen, fest hält für das ganze Leben, und auch im Todeskampfe nicht fahren läßt. So möchtest Du gern in Waffen sterben, Du kühner Held? Nun dieser Wunsch ist eines Kriegers würdig und bei den Göttern, die Du gelästert und verfolgt, er soll Dir erfüllt werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Friedens-Bothen,

einer in der Stadt Nordhampton in Nordamerika herauskommenden Wochenschrift in deutscher Sprache vom 24. März 1826.

Ein sehr seltsamer Vorfall.

Am Sonntag Nachmittag langte in West-Chester ein deputirter Constable, von Eastmantel Taunship, mit dem Leichnam eines Mannes an, welchen er auf dem Weg zum Grabe für eine Schuld in Verhaft nahm und nach dem Gefängniß brachte. Der Scheriff weigerte sich vernünftigerweise den todten Körper anzunehmen. Der Constabel wurde sogleich verhaftet und zur nächsten Court überbunden. Der Leichnam aber ward weggebracht und anständig beerdet.

Unsere Gefühle würden uns verleiten, in warmen Ausdrücken von dieser häßlichen That zu reden, welche selbst das dunkelste Zeitalter der heidnischen Barbarey entbehrt haben würde; aber da der Gegenstand gerichtlich untersucht werden wird, so unterdrücken wir sie.

Neger-Aufstand.

Zu Petersburg, in Virginien, schweben die jetzigen Einwohner in beständiger Angst für einen Aufstand der Neger. Man hat Ursach zu glauben, daß ein solcher Aufstand im Werk ist. Verschiedene Verboten haben sich schon davon gezeigt — es ist etlichemal Feuer angelegt worden. Ein großer Theil der Einwohner schlafen mit den Waffen an ihrer Seite und wissen nicht welchen Augenblick sie aufgerufen werden mögen, um entweder ausgebrochnes Feuer zu löschen oder gegen die aufrühreriſchen Neger zu fechten. Sobald als Feuerlärm ist, jagt ein Theil der Einwohner, die Straßen auf und ab, während der andere Theil löscht, bis alle Gefahr für ein frevelhaftes Unternehmen der Neger vorbei ist.

Strohhüte.

Vom 17. März 1820.

In Massachusetts Rhode-Eyland und Connecticut, befinden sich viele Frauenzimmer, welche sich mit dem Verfertigen von Strohhüten ernähren, und deren vereinigte Arbeiten in diesem Fach im Jahr 1817, die Summe von 300,000 Thaler übersteigen. Es ist neulich ein Gewächs entdeckt worden, von welchem die schönsten Hüte gemacht werden können, die den feinsten Legehorn Bonnets (Listorneser-Mützen) an Schönheit und Güte nichts nachgeben. Man hat Hoffnung, daß dadurch unsere schönen Landsmänninnen in dieser Rücksicht unabhängig gemacht werden, von allen fremden Artikeln dieser Art, und daß viele von ihrem eigenen Geschlecht eine leichte und anständige Beschäftigung in dem Verfertigen dieses Artikels finden werden.

Neue Auflage eines alten Buchs (?!)

— Der Buchdrucker Grözinger in Reutlingen, hat in der allg. Ztg. ein Unternehmen angekündigt, dessen Gelingen ein bedenkliches Zeichen der Zeit abgeben und es zweifelhaft machen würde, ob in unsern Tagen über die Religion Jesu, durch die Bemühungen so vieler Schriftforscher und redlicher Diener Gottes,

sich immmer mehr Licht und Wärme verbreitet, oder ob wir im Krebsgang zur Nacht des Aberglaubens und mystischen Unsinnes begriffen sind? Er will, wie er sagt, ein sehr altes, aber höchst interessantes Buch von Gutmann, das bald nach seiner Erscheinung, der Seltenheit wegen, mit 30 bis 40 Thaler bezahlt worden und jetzt für kein Geld zu haben sey, in 7 Abtheilungen neu auflegen und den Unterzeichnern für 3 große Thaler, sauber und korrect in 4to gedruckt, liefern. Dieses Werk ist betitelt: Offenbarung göttlicher Majestät ꝛc. und — wie die Anzeige besagt, ist in demselben der Welt vor Augen gestellt: „ein Bücherkasten aller Bücher, eine hohe Schule aller Geheimnisse, eine Werkstatt aller Künste, eine Schatzkammer aller Reichthümer, eine Fundgrube aller Schätze, ein Thron aller Ehren, eine Apotheke aller Arzneyen, ein Paradies aller Lust und Ergötzlichkeit, Liebe und Güte Gottes, ja endlich der rechte Freudenhimmel voller ewigen Herrlichkeit und Seligkeit" — alles für 3 große Thaler. Doch es kommt noch mehr. „Darneben werden auch allhier angewiesen, die gewisse wahre Mittel, dadurch alle Wissenschaften, und Künste — so viel dieser Zeit möglich, wieder in die Uebung zu bringen, absonderlich wie man zu der Universal-Tinctur und über das zu den hohen Gaben des heil. Geistes, alle Geschöpfe nebst der herrlichen Majestät Gottes zu erkennen, vermittelst christlicher Vorbereitung gelangen möge. Derohalben was sonst zu Wasser und Lande mit Gefahr Leibes und Lebens von Hohen und Niedrigen gesucht wird, hier zu finden und zu erlangen in dieser hier fürgestellten Weisheit, als welche wie eine reiche Braut ihren Liebhabern nach Standesgebühr ihre Güter reichlich schenket und mittheilet: als den Königen, Fürsten und andern Regenten Verstand und glückliche Regierung, wie auch Sieg wider ihre Feinde; den Edeln Tugend, den Gelehrten Geschicklichkeit, den Künstlern Erfahrung, den Händlern Reichthum, den Betrübten Trost, den Schwachen Stärke, den Armen ihr Auskommen und Nahrung und endlich den Sterbenden Leben und Seligkeit."

Der Buchdrucker Grözinger versichert, er habe schon eine ziemliche Anzahl Subscribenten auf dieses vortreffliche Werk aller Werke, wie er's nennt, und bittet die Liebhaber, sich in Bälde zu melden, um mit dem Druck anfangen zu können.

Auflösung der Charade in Nro. 52.

Ahn.

Den Weltgeist, Freund, den Du so schön besungen,
spricht Deines Sylben-Räthsels Dichtung aus;
die Welt ist ihr beschrieb'nes großes Haus,
dem Geiste tönen ihre Huldigungen.

Von Liebe für das Ganze tief durchdrungen,
flocht'st Du der heil'gen Lieder Blumenstraus,
ein Hochgenuß im irren Weltenbraus,
weil er so rein, so kindlich Dir gelungen.

O, möchte des Geschickes Freundlichkeit
Dir schenken jene heiß ersehnte Zeit,
wo Du, mit nie gelähmten Geistesschwingen,
mit Deinem Herzergreifend frommen Wort,
der Menschheit Wallfahrt zu dem sichern Port –
in ungestörter *) Freude kannst besingen!

Auflösung der Charade in Nro. 53.

Austern.

*) Der Sänger befand sich seit einiger Zeit nicht wohl.

In der Steindruckerey von G. Jöntzen sind verschiedene neue verbesserte und verlangte Frachtbriefe mit passenden Handlungsattributen verfertigt und das 100 ist für 24, 30 und 36 gr. Papenstraße Nr. 22 zu haben.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 55.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 9. Juli 1820.

* Die Athenaide.

(Beschluß.)

Ein schimmerreicher Wagen harrt am Strand;
Da grüßt ein Herold ihn, den kopfern Barden:
Heil, göttlichen Athener! Heil, o dir,
Du edler Führer einer edlen Schaar!
Für dich und sie bring' ich Olivenkränze;
So wollten es die weisen Hellasrichter.
Durch meine Stimme laden sie vor ihren
Gerechten Richtstuhl dich. — Den Siegeskranz
Nimmt Aeschylos und steigt empor zum Wagen.
Am Ufer des Alpheios bis zur Bahn
Olympia's fährt er vom Volk geschaut,
Das, unter Kränzen auch, so zahlreich wogte,
Wie Blumen an des Quells verschöntem Rand,
Wie Kieselstein' in seinem Murmelbette.
Die Ankunft Aeschylos wird flugs bekannt.
Zwei Siegerreihen in Olivenkränzen
Stehn ihm zur Seiten. Ueber die mit Sand
Bedeckte Bahn grüßt er die Thronen, wo
Geschmückt mit stolzen Sceptern, richtend, die
Eleer sassen. Auf dem Wagen stehend
Sprach er, indeß vom Sitz sie sich erhoben.

Hat diesen Kranz ein Kampf, gekämpft für Delphi
Und ihren Gott verdient, welch höh'res Lob
Gebühret dem, der groß und willig starb
Für Lakedämon. Aber er begehrt
Nicht mehr von Hellas Söhnen als Bestreben,
Wie er, ihr Land zu retten und ihr Recht.
Im Sitz der Sel'gen ward ihm Ruhm und Ehre.
Von ihm komm' ich beschieden; hört in mir
Leonidas. — Ein Traumbild, wie von Göttern,
Stieg mir, jüngst am Ilissos schlummernd, auf.
Im Bilde stieg Leonidas empor,
Mit seines Schicksals unerschrockenen
Genossen. Vor mir that sich auf die Erde,
Ein Lichtstrom stürzte mächtig durch den Spalt,
Und düsterte der Sonne Mittagsschein.
Gebaut aus Diamant, sich selber tragend,
Schwebt' auf den Strahlenwogen im Triumph
Ein Wagen her. Zwölf Rosse, schimmernd, wie
Kristall, versandten Funken durch die Nüstern,
Und Funken sprühten, wimmelnd, weit umher
Aus ihren Mähnen. Da erschien als Mensch
Dem Bilde nach, doch zum Unsterblichen
Gewandelt, sichtbar der gewalt'ge Geist
Von Sparta's König. Aus des Helden Wunden

Brach Sternenglanz; es reihten sich um ihn
Der stattlichen Gestalten Wagen im
Triumph, die einst sein Loos zu theilen strebten,
Und ew'gen Ruhm Thermopylä zu weihn.
Da sprach zu mir das himmlische Gesicht:
Geh' zu den weisen Hellasrichtern, den
Eleern, die gerecht den Palmenzweig
Olympia's vertheilen. Dort im weiten
Versammlungskreise feire meinen Tod;
Auf daß mein Beispiel Griechenland begeistre,
Zu trotzen der Gefahr, und Sparta's Schild
Beschirm' Athen; dann starb ich nicht umsonst.
Aufmerksamkeit, von keinem Laut gestört,
Befehlen die Hellanodiken. — Stracks
Verstummt die dichtgedrängte Schaar. Der Barde,
Dem die gepreßte Brust Begeistrung schwellt,
Im Auge flammt, und von der Lippe donnert,
Tritt vor. Den Phöbos vom Parnaß ruft er,
Der Prophezeihung und des Sanges Macht,
Zuvörderst an. Denn seine Hülfe darf
Zu jenes großen Mannes Lob nicht fehlen,
Der Delphi's Götterruf vernahm, und folgte:
„Ein König von Herakles Stamm muß sterben
Für Lakedämon!“ Wer vernahm's? wer folgte?
Leonidas. Die Götter seines Hauses,
Sein theures Weib und seiner Kinder Kreis
Ließ er daheim, focht an den Thoren Hellas —
Thermopylä — fürs Vaterland und sank.
Da bluteten mit ihm die Helden Maron,
Der Seher Dionikes, Agis, Alpheus,
Megistias, Diomedon der kühne,
Des Dithyrambos Jugend, Theopia's
Ergrauter Waffenheld, Demophilos.
Sie alle sind für euch gestorben. — Griechen!
Erhebt zur Rache euch! Auf! rettet jetzt
Durch Rache Sitten, Rechte, Götterdienst!
Die ihr hier in Olympia nach Sieg
Und Kränzen strebt, dem schimmervollsten Schmuck
Für eines Griechen Stirne, wollt ihr zögern,
Bis der Barbaren Waffen Untergang
Olympia's glorreichen Siegern bringen?
Zum Sterben nicht, zum Leben, Griechen! ruft
Leonidas. — Und wenn ihr vollends schlagt
Den schon durch seinen Tod entnervten Feind,
Dann sollt ihr euch mit edlem Ruhm den Kelch
Des Lebens füllen, eurer Hoffnung euch
In Frieden freun, und reich an Jahren und
Verdienst mit ihm der Götter Wonne theilen.
Des Inhalts war sein Wort; doch mächtig flutend
Im vollen Strom der Dichtkunst und Begeist'rung
Floß gottheitvoll, hochtönend, sein Gesang.

G. J. F. Noeldeke.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Noch sorgfältiger als vorher bewacht, wohnte Juan jetzt im Tempel des Kriegs-Gottes. Die treue Anakoana wich nicht mehr von seiner Seite. Ihre hingebende Liebe, ihr zärtliches Kosen half ihm den Verlust der Freiheit und die Aussicht auf das Grab ertragen, die ihm immer näher trat, da man jetzt stündlich den Tod des Königes erwartete. Ohne Gewissensbisse genoß der Jüngling in ihren Armen seines Lebens letzte Freuden. Durch sein entsetzliches Schicksal, von der Heimath, von seinen Freunden, von jeder Hoffnung auf immer getrennt, betrachtete er sich schon jetzt als einen Sterbenden, und selbst Isabella's Bild schwebte seiner Seele nur noch wie ein, der Erde abgeschiedener, verklärter Geist vor. Nur eines noch umwölkte seinen Sinn und trübte seines kühnen Auges Flammenblick. Ueber diesem Einen in kummervolles Brüten versunken, fand ihn Anakoana eines Morgens, als sie mit ihrem holden Zauberlächeln in sein Gemach trat.

So trübe, Juan? fragte sie mit süßen Schmeichelltönen, ihn innig fest umschlingend und sein heißes Haupt an ihren vollen Busen drückend. O, daß es die arme Anakoana vermöchte, diesen Geist der Trauer aus Deiner Brust zu verscheuchen!

Du vermagst es, Anakoana, rief der Jüngling: und nur Du allein, aber schwer ist das

Opfer, das ich von Dir verlange, und götterstark muß Deine Liebe seyn, wenn sie es mir bringen soll.

Du bist mein Gemahl und Herr, sprach demüthig das liebliche Weib. Was ich bin und habe, ist Dein. Dir gehören alle meine Gedanken und Wünsche, wie das Herz, in dem sie wohnen. Seit ich Deine Gattin ward: habe ich meinen Willen verloren, er ist untergegangen in dem Deinigen, darum gebiete Deiner Magd, was sie thun soll, und sie wird Dir freudig gehorchen.

Nein, Anakoana, rief Juan: nicht sklavischer Gehorsam, sondern Dein eigener, freier Entschluß muß das vollbringen, was ich von Dir verlange, dessen Erfüllung mir die letzten Rosen streuen würde auf den dunkeln Gang, den ich nun bald antreten werde.

Ist nicht auch der unbedingte Gehorsam ein schönes Kind der Liebe? fragte sie: und ist die rechte, wahre Liebe nicht alles Guten Mutter? so hast du mich ja gelehrt, und gern hat sich mein Herz der süßen Lehre geöffnet.

So öffne es jetzt noch einer höheren Lehre, sprach Juan hastig. Sieh, holdes Mädchen, theures Weib: Ich liebe Dich mit einer Gluth, die ich nie vor dem strengen Richterstuhl meines Glaubens werde verantworten können. Du bist ein schönes, sanftes, gutes Geschöpf und hängst an mir mit unendlicher Treue. Aber ach, Dir mangelt das Beste, das Beste hier und dort, Du bist keine Christin!

Wunderlicher Mann, antwortete lächelnd Anakoana. Du bist ein Christ, und dennoch liebt Dich die Priesterin der wahren Götter und fühlt sich in Deinem Besitz so glücklich. Was hat denn unser Glaube mit unserer Liebe zu schaffen?

Viel, Anakoana, rief Juan, denn mein Glaube ist der Glaube an die ewige Liebe, und der Gott, dem ich diene, ist ein starker, eifersüchtiger Gott, der keinen andern duldet neben sich. Beharrest Du in Deinem unglückseligen Irrthume, so bist Du zeitlich und ewig verloren. Bald werde ich meinen Kampf ausgekämpft haben. Die Christin dürfte ich hoffen, nach kurzen Leiden jenseits zu umarmen in ewiger Freude. Aber die Götzendienerin finde ich nicht an dem Orte, der mich erwartet. Eine gräßliche Kluft trennt sie von mir auf immerdar. Sie schmachtet unten in der endlosen Pein, und mich wird selbst die Seligkeit der Erwählten nicht beglücken, die ich nicht mit ihr theilen darf. — Guter Mensch, rief Anakoana, ihn küssend. Dann schwieg sie lange, tief nachsinnend, und mit sich selbst zu Rathe gehend, und das unbändige Wogen des dunkeln Wunderbusens zeugte für des Herzens gewaltigen Kampf. Endlich hatte sie sich entschlossen. Selbst in Tlalokans himmlischer Kühle, rief sie begeistert, mitten in den Freuden, die auf die Seelen der Gläubigen harren nach dem Tode, würde ich mich elend fühlen, ohne Dich, und Du kannst leider nie dahin kommen, denn Du glaubst nicht an unserer Göter Verheißungen, und unser Himmel, den frommer Glaube schuf, ist darum nicht vorhanden für Dich. Dem Weibe aber ziemt es, dem Manne nachzufolgen, wohin sein Fuß sich wendet, und ginge er in Mikranteukelis ewige Finsterniß. Drum mache mich schnell zur Christin, damit ich Dich überall begleiten darf, und das Messer, das Dein schönes Leben zerschneidet, uns nur auf kurze Zeit zu trennen vermöge!

Ja, stark ist des Weibes Liebe! jauchzte Juan. Ich danke Dir Gott, daß ich noch so lange gelebt, um diese reine Seele Dir zuzu-

führen. Aber Anakoana, der Taufe muß die Lehre voran gehen. Denn Du kennst noch nicht die Geheimnisse und Wunder unserer heiligen Religion.

Ich kenne sie! rief feurig das Mädchen. Wie Du, bete ich zu dem großen Unsichtbaren, möge er Teotl heißen, oder Gott. Des schönen Göttersohnes Opfertod zum Heil der Menschen, die Sühne, die er geschlossen, zwischen ihnen und ihrem Schöpfer, ist meinem Gemüthe klar geworden, wenn auch meine Vernunft sie nicht zu begreifen vermag. Ach, und des Geistes göttliche Feuerweihe fühle ich in meinem Herzen, seit ich Dich liebe. Drum beschwöre ich Dich, Geliebter, gieße gleich jetzt das heilige Bad auf mich, das alle dunkeln Flecken von der Seele wäscht, und mich auf ewig mit Dir vereinigt.

Wohlan! sprach Juan mit frommer Erhebung Es drängt die Zeit. Vielleicht sind meine Augenblicke schon gezählt. Die heilige Kirche verzeiht dem Drange der Noth, den Mangel der Formen. Drum frage ich Dich jetzt, Anakoana, im Namen des dreieinigen Gottes, vor dem Du stehst: Willst Du getauft seyn?

Und das liebliche Wesen sank vor ihm auf die Kniee, und flüsterte ein andächtiges Ja!

Und der Jüngling schöpfte mit der Rechten Wasser aus seinem Trinkkruge, und goß es über ihr Haupt, und sprach: Im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des Geistes taufe ich Dich, und weihe Dich ein in den Bund der Christen. Hinfort werde Juanna genannt. Glaube, lebe und stirb, wenn Gott es fordert, für den neuen Glauben, Amen!

Gelobt sey Jesus Christus! jauchzte die neue Christin an seinem Halse. Ich bin sein und Dein für immerdar. Da öffnete sich die Thür, und der Hueiteoquixqui trat ein, schwermüthige Freude in den harten festen Zügen. Er gebot seiner Tochter, sich zu entfernen. Als sie mit einem langen Frimmenblick auf den Geliebten geschieden, sprach der Vater: Den Göttern sey Dank! ich habe mein Wort gelöst, Juan, Du wirst sterben, Deiner würdig. Der große Kuitlahuitzin ist zu den Göttern gegangen, und sein Neffe Quauhtemotzin steigt auf Mexico's Thron. Ich habe Deinetwegen mit ihm geredet. Er ist entschlossen, Dich so hoch zu ehren, als Du es verdienst und ihm möglich ist. Du sollst als Kampfopfer fallen. Sechs tapfere Krieger werden nacheinander mit Dir kämpfen. — Und wenn ich sie alle besiege? fiel Juan rasch und freudig ein.

Das ist wieder der unglaubliche spanische Hochmuth, rügte der Alte, der sich allein für unüberwindlich hält. Der Sieg ist schwerer, als Du glaubst. Die besten Hauptleute werden zum Kampfe ausgesucht. Den Sieger lohnt des Volkes freudiger Zuruf, und der Adlerorden aus des Königs Hand, darum wird jeder sein Aeusserstes thun, des Vaterlandes Ehre durch Deine Ueberwindung zu retten. Dazu sind Deine Gegner vollständig gerüstet, Du nur mit Schild und Schwerd bewaffnet, und mit einem Fuße fest auf den Fechterstein gebunden, um Flucht und Verfolgung Dir gleich unmöglich zu machen.

Elendes Volk! braußte Juan auf, dessen Gemüth sich doch zu nichts wahrhaft Grossem erheben kann. Schon freuete ich mich, in diesem Opferkampfe etwas Ritterstan zu finden, aber auch er ist, so wie alles bei Euch, mit feiger Tücke und Grausamkeit befleckt. Doch sey es darum! Hab' ich nur erst wieder meinen guten Degen in der Faust, so mögt Ihr mir allenfalls auch beide Füße binden, ich getraue mir doch mit Helden fertig zu werden, die sich

mit einem freien Feinde zu fechten scheuen. Ich wollte, der Kampf begönne jetzt gleich!

Morgen mit Sonnenaufgang werde ich Dich zum heiligen Steine führen, sprach der Priester. Jetzt verlasse ich Dich, um alles zum Opfer zu rüsten und Dir Raum zu geben, Dich vorzubereiten zu dem großen Schritt, den Du morgen thun sollst. Ich werde Dir einen spanischen Priester schicken, der ebenfalls morgen sterben soll. Er wird Dir bis dahin Gesellschaft leisten, und den Trost der Religion verkündigen. Zwar hat der Teoteuktli heftig gegen diese Gunst gesprochen, auf die ein verurtheilter Mexikaner bei Euch wohl nicht rechnen dürfte, aber der neue König hat auf meine Bitte für Dich entschieden.

Er ging zur Thür, blieb dort stehen, kehrte noch einmal um, schritt auf den Jüngling zu, drückte ihn unter Thränen an seine Brust und rief: Es thut mir weh, Juan, daß ich Dein Leben nicht retten konnte, aber bei den Göttern, ich konnte nicht.

Und mit verhülltem Haupte stürzte er fort, und Juan fiel ergebungsvoll auf seine Kniee, und rief zum Himmel: Nimm das Blut, das ich morgen im Kampfe für Dein heiliges Wort vergießen werde, zum Sühnopfer meiner Sünden gütig an, auf daß ich gereinigt eingehe zu deiner Gnadenpforte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Iduna und Alfred.

(Fortsetzung.)

Das Bild der Göttermutter Frigga war zerstört — die Priester des finstern Götzendienstes hatten sich in die Bergschluchten verborgen, und harrten vergebens auf die Hülfe ihrer ohnmächtigen Walhallswesen. Schon zogen die Heerhaufen des Kaisers und mit ihnen die beiden Kampfgefährten Alfreds aus dem friedlichen Westerthale in ihre Heimath zurück, und fromme Prediger wanderten durch die Gehöfte und trugen die göttliche Lehre in die empfänglichen Herzen des Sassenvolkes. Handwerker eilten herbei und die Runensteine und Opferaltäre ein'ten sich zur Grundlage eines gottgeweihten Hauses.

Heller, und immer gewaltiger zog die Ueberzeugung des Besseren, und die beseligende Zuversicht einer allwaltenden Güte in die Gemüther des Volks; aber noch war keiner aus denselben durch die Weihe der Taufe in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen, denn der Todesengel schwebte über der Wittekindwehre und bedrohte das Leben des allgeehrten Herzogs; So lange der Führer lebte, so lange er nicht dem Volke das Beispiel gab, durfte ja keiner der noch nicht geläuterten Ueberzeugung folgen.

An dem Lager des Herzogs, der kaum von seinen Wunden geheilt, — von einem hitzigen Fieber befallen wurde, welches ihn an den Rand des Grabes brachte — saß Mutter Hertha mit ihren beiden ritterlichen Söhnen, in stummer hoffnungsloser Trauer.

Ein heftiger Fieberanfall, in welchem der Kranke wirre Reden von den furchtbaren Todtenwählerinnen und von schmerzlichen Zauberbanden, die seine Seele umstrickten, mit leiseren — oft wie beruhigende Aussichten in eine helle Ferne — mischte, schien mit der baldigen Auflösung seiner Kräfte zu drohen. Iduna hatte sich entfernt; — der endlose Jammer der Ihrigen hatte die erzwungene Stärke ihrer weichen Seele besiegt.

Ermattet war sie unter ihren Rosen hingesunken, und ihr Geist erhob sich auf den Schwingen eines kindlichen Gebetes zu dem Throne des

Höchsten. Allem Irdischen entnommen, wähnte sie sich schon verklärt, und alle schönen Verheissungen ihres Alfreds und seines beseligenden Glaubens, schienen sich um sie ausgebreitet zu haben, und umgaben sie mit der Glorie des höchsten Friedens.

So wie ihr Gebet immer vertrauungsvoller, immer kindlicher emporstieg — schien eine wunderbare Ruhe die wilden Fieberträume des Herzogs zu unterbrechen. Seine Züge wurden ruhig — sein starr geöffnetes Auge schloß sich zum sanften Schlafe, ein mildes Lächeln lagerte sich um seinen Mund.

Seine Lippe bewegte sich, und leise sprach er: mein Heiland und mein Helfer! — Da ergriff es mit unendlicher Rührung die Umstehenden, auf die Kniee gesunken, den hoffenden Blick zum höchsten Helfer gerichtet, floh'n ihre Bitten vereint mit dem stillen Gebete Iduna's zu der ewigen Vorsicht.

Lächelnd erwachte der Herzog am Morgen nach einer ruhig durchschlafenen Nacht. Mutter Hertha war die erste, die sein heller Blick ersah, und mit schwacher Stimme frug er: wo sind meine Brüder? — Hildagard und Iduna traten an sein Lager; aber sein Blick irrte suchend umher, und noch einmal fragt' er leise: wo ist mein Sohn Alfred? — Der junge Ritter ergriff gerührt die Hand des theuren Vaters, und so stand die selige Gruppe, und hörte nicht den Hufschlag nahender Rosse, die über den Vorhof der Wehre sprengten; nicht den dröhnenden Tritt gewapneter Männer, die sich dem Gemach des Kranken naheten; — eine männliche, milde Stimme weckte sie mit dem Zuspruche: „Friede sey mit euch! —" aus der freudigen Trunkenheit, und ein hoher, prachtvoll gerüsteter Mann trat dem Lager des Herzogs näher, und heftete den sanften theilnehmenden Blick auf das blasse Gesicht des Kranken. Alfred war der Letzte, der ihn gewahrte, und mit dem Ausrufe: „mein großer Kaiser!" — beugte er das Knie vor dem fürstlichen Helden.

Als die Frauen den Namen des Fremden hörten, wichen sie erbleichend zurück; aber der Kaiser winkte ihnen freundlich näher und der Herzog richtete sich auf, und die erste Röthe der wiederkehrenden Gesundheit färbte seine bleiche Wange.

„Auch mein Kaiser," sprach er mit verstärkter Stimme, — „nehmt meine Huldigung vom Siechenbette, bis meine Kräfte mir erlauben sie Angesichtes meines Volkes zu bringen."

Mildbewegt reichte der große Carl dem besiegten Feinde die Hand. „Herzog Wittekind" — sprach er gerührt — „warum mußten wir uns so treffen?" — Alfred und Hildagard hatten einen Sessel herbei getragen, und der Kaiser ließ sich an dem Lager des Herzogs nieder.

„Ihr kommt zur gelegenen Stunde" — fuhr der Herzog fort — „mein hoher, kaiserlicher Held. So mußten wir uns treffen, wenn die alte Nacht verschwinden sollte, die sich zwischen euch und mich gelagert hatte. Heute erst ist es mir hell geworden, was vergebens sich mit Allgewalt schon längst in meiner Seele drängen wollte; heute ist der Wahn entschwunden, der mich in die herben Fesseln der Bethörung schlug."

„Dieser edle Ritterjüngling war der erste, der mir Kunde brachte von der Morgenröthe, die der Tag in unsre Thäler leuchten sollte — und zum Lohne ließ ich ihn den falschen Götzen schlachten, die die Sinne mir umstrickten; meine Kinder, und selbst Hertha, die Gefährtin meines Lebens, sah ich immer mehr des holden Glaubens Morgen sich erfreuen: — ich verstieß sie, und es zog sich wie ein drohendes Gewölk um meine Tage. Da, mein hoher Kaiser, als das Morgenroth verglüht war, zog's wie Ungewitter um

die heimatlichen Berge, und das Licht kam dennoch — aber wild und allvernichtend, mit verderbenschwangern Blitzen in das lang verschloßne Weserthal."

„Als die Irminsäul' sich vor dem heiligen Kreuze neigte, als mein nie bezwungnes Sassenvolk die Flucht ergriff, als ich todtwund von dem treuen Rosse sank, und die Sinne mir vergingen, als man nachher mir die Milde rühmte, die das Kaiserheer in unsern Wehren übte: immer noch zog mich's hinab zum alten Dunkel, und es griff nach mir mit starren, kalten Armen."

„Seh't, so sag ich gestern, als der Abend niederdämmerte, hier auf meinem Schmerzenslager, und des Fiebers wilde Gluthen schlugen über mir zusammen, und benahmen mir Bewußtseyn und Gefühl. Blutige Gestalten schwebten vor mir auf und nieder, die erzürnten Walhallsgötter forderten das Leben meiner Kinder. Schrecklich anzuschauen tauchten aus dem finstern Erdenschooße tausend Riesenarme auf, die nach mir und meinen Lieben haschten, da erschien auf goldgesäumten Wolken eine freundliche Gestalt, — mildes Licht umfloß die sanften Züge, und die Schreckensbilder flohen klagend in die düstre Kluft. Langsam senkte sich die Wolke zu mir nieder, und der Engel — denn so hat uns Alfred sie beschrieben — neigte lächelnd einen grünen wunderbaren Zweig auf mich herab — da, da zog ein namenloser Friede in mein Herz, und die Nacht des bösen Fiebertraumes mußte von mir weichen. Ich entschlief, und neugestärket fühl' ich mich nach dieser Nacht; — aber hell und leuchtend steht das Bild des Helfers noch vor meiner Seele, und der Wunsch, recht bald mit all' den Lieben, die an meinem Lager weinend standen in den schönen Glauben eingeweiht zu werden, ist die erste Bitte, die ich an Euch richte!"

„So seyd mir willkommen, edler Herzog, — in des großen Vaters ew'gem Reiche — sprach der Kaiser. „Traget Sorge, daß ihr bald vom Siechenbett' erstehen, und nach Cölln, wo ich den Reichstag ausgeschrieben habe, folgen könnt."

„Bringt mir all' die lieben Freunde, die um euch versammelt sind, und die Führer eurer tapfern Stämme mit. Dort sollt ihr die Weihe zu dem großen Bunde aus des Bischoffs Händen, und den Ritterschlag und Fürstenwürde aus der meinigen empfangen!"

Huldreich grüßte der Kaiser die Umstehenden, freundlich entriß er sich ihren Liebkosungen, und bald entschwand sein wehender Helmbusch den Nachblickenden hinter den fernen Hügeln.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Friedens-Bothen,

einer in der Stadt Northampton in Nordamerika herauskommenden Wochenschrift in deutscher Sprache vom 24. März 1826.

Der Stärkste.

Stark ist — man darf's nicht erst beweisen —
Der Stein; jedoch zerschlägt ihn Eisen.
Stark ist das Eisen; aber leicht
Wird's von des Feuers Drang erweicht.
Stark ist das Feuer, doch verbannen
Kann schnell das Wasser den Tyrannen.
Stark ist das Wasser, fürchterlich;
Und doch verliert's in Wolken sich.
Stark sind die Wolken, die sich thürmen;
Doch werden sie zertheilt von Stürmen.
Stark, wild verheeren Stürm' umher;
Doch achtet sie der Mann nicht sehr.
Stark ist der Mann, thut Wunderwerke;
Doch übermannt ihn Weines Stärke.
Stark ist der Wein; jedoch im Krieg
Mit ihm, gewinnt der Schlaf den Sieg.

Geldstrafe.

Vom 17. März 1820.

In Boston wurde kürzlich dem Eigner eines Hundes, welcher eine schwarze Frau gebissen hatte, eine Geldstrafe von hundert Thalern auferlegt, und es hätte mehr bezahlt werden müssen, wenn mehr gefordert worden wäre.

---

† Ein Ehe-Kreuz. †

Hiermit mache ich dem Publikum bekannt, daß ich nicht mit meiner Frau hausen kann, weil sie zu bös und widerspenstig ist — und daß ich nicht gesonnen bin, einen Cent für sie zu bezahlen. Ihr Geburts-Name ist Maria Berger. So viel von mir,

März 24. Johannes Weiermann.

Bevölkerung von Ohio.

Aus den amtsmäßigen Berichten im letztern Sommer erhellet es, daß sich in Ohio, mit Ausnahme einer Grafschaft, 99,232 weiße Mannspersonen von dem Alter über 21 Jahren befanden. Ohne Zweifel können die Mannspersonen von dem besagten Alter in der Grafschaft, von welcher noch kein Bericht erstattet worden, gegen 1000 betragen, welche die ohngefähre Zahl zu 100,000 bringt, und wenn man diese Anzahl mit 5 und ein halb multiplizirt, welches die allgemeine Regel ist, so erhält man 550,000 als die gesammte Zahl der Bevölkerung jenes Staats. Im Jahr 1810 betrug die Bevölkerung 230,750, und so erhellt, daß die Bevölkerung in den letztern 9 Jahren um 100 Procent gewachsen ist.

Von der Gesetzgebung von Ohio befindet sich jetzt eine Bill, „um die Bergwerks-Gesellschaft von Muskingum zu incorporiren.“ Man glaubt, daß sie beide Häuser passiren wird. Der Staat ist zu fünf Procent von dem reinen Gewinn der besagten Gesellschaft berechtigt.

Alle die Staats-Banken in Ohio, (außer der Commercial-Bank von Lake Erie) haben ihre Freybriefe verwürkt, wie aus dem Bericht der Committe erhellet, welche zur Untersuchung des Bauwesens bestellt worden.

Mißgeburt.

Von 10. März 1820.

Eine außerordentliche Mißgeburt lebt jetzt in Woodford Caunty, im Staat Kentucky. Martha Ann und Mary Jane, wurden geboren, am 29sten September, 1819; diese Kinder sind am Rücken unterhalb den Lenden zusammengewachsen, so daß ihre Körper und Gesichter halb von der Seite gegen einander gerichtet sind. Die obern Theile ihrer Körper sind vollkommen gebildet; aber nur ein Fuß von jedem Kind wird zum Gehen gebraucht werden können, indem die zwei andern Füße kleiner sind. Ein Kind schreit, indessen das andere schläft. Sie sind lebhaft und geben alle Anzeichen von Lebensdauer. Sie erwecken das Mitleiden aller derer, die sie gesehen haben, worunter auch verschiedene Aerzte sind, welche erklärt haben, daß irgend ein Versuch, diese Kinder von einander zu trennen, den Tod nach sich ziehen würde.

---

* Räthsel.

Von Noeldeke.

Zwei Stiere, dreien vorgespannt,
Ziehn einen leichten Pflug,
Der einst mit schwerem Flug
Die Lüfte schlug.
Zu einem Zweck lenkt sie des Pflügers Hand.
Schneeweiß erscheint das Feld;
Mit schwarzer Saat wird es bestellt.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 56.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 13. Juli 1820.

*Der Kampf

des französischen Lanzen-Reiters
mit den mecklenburgischen Schaafen in Hamburg.

Nach einer Handzeichnung von Tischbein
von Noeldeke.

Ein Schauspiel eigner Art zeigt dieses Blatt,
Halb tragisch und halb komisch,
Theils kriegerisch, theils ökonomisch,
Wie es gesehn die deutsche Hermes-Stadt.
Ein Lanzen-Reiter unter Brücken-Brand
Davonst, durch einer Brücke Bau bekannt,
Indem er Sumpf mit Sumpf verband,
Trieb seinen Rappen, wohlbeladen
Mit grünem Futter, zu den Kameraden.
Wie die, so dachte bei sich selbst der Bursche,
Sich werden freun des Frühstücks à la Fourche!
Wie von dem Stampfen, Wiehern überall
Ertönen wird der ungeduld'ge Stall!
Zum wahren Aug- und Ohren-Schmaus
Für jeden wackern Lanzen-Reiter.
Was kümmern uns die deutschen Bären-Häuter;
Die treibe sämmtlich man zur Stadt hinaus,
Denn nur mit ihren Pferden kommt man weiter.
Drum bist auch du, mein deutschgebornes Pferd
Mir mehr als zwanzig deutsche Reiter werth.
Indem dies Lob dem deutschgebornen Gaule
Zu Ohren kommt aus dem undeutschen Maule,
Stürmt auf das reitende und das gerittne Thier,
Ein unzählbarer Schwarm, wie Wolk' an Wolke,
Wie Well' an Well', aus dem sonst frommen Volke
Des Wollen-Viehs, jetzt wüthend vor Begier
Nach lang entbehrter Kost, so plötzlich los,
Daß es den Lanzen-Knecht verdroß,
Nicht vorwärts, rückwärts, seitwärts zu entkommen,
Von dummen deutschen Schaafen fest genommen.
Da half kein Fluch, kein Lanzen-Stoß,
Kein Druck des Sporns, so sehr er drückt und stößt
und flucht,
Auf seinem Sitz, umgeben vom Gebändel
Des frischen Heu's, das er vergebens sucht
Zu retten. — Welk ein fleckt Gesindel,
Ruft er, die deutsche Schaaf! — und muß es leiden,
Das sie an seinem Kräuter-Schatze weiden.
Indessen strömt, dieß Schauspiel, sinnvoll neu
Und nie gesehn, zu schaun, aus allen Gassen
Ein Schwarm von Menschen flugs herbei.
Herr Ritter, ruft der eine, müßt ihr passen?
Haut doch, wie weiland Don Quixote drein! —
Ein Andrer; — wahrlich, lacht ein Dritter,

Beim Kastor und beim Pollux! so gelassen
Schlug Ajax sich an Bäcken nicht zum Ritter.
Ihr seyd ein wackrer Hirte, sing zu schrein
Ein Vierter an; drum lieben euch die Schaafe,
Wie seinen Herrn ein unterthän'ger Sclave.
Bei solchen Späßen und manch' andrem Spott,
Geschleudert gegen unsern Don Quixote,
Fuhr fort das Wollen-Vieh zu fouragiren,
Das Seine mit Geblök zu reclamiren,
Selbst durch Concussion zu requiriren,
Bemüht! das Roß zu exmittiren,
Auch mit Gefahr die Wolle zu verlieren.
Was aber that bei diesem Schäfer-Tanze
Zuletzt denn unser Ritter von der Lanze?
Er that, was, wie ihr seht, ihn Tischbein und Natur
In diesem Bilde *) lassen thun.
Er stieß bald rechts, bald links ohn' auszuruhn,
In seiner komischtragischen Figur,
Wenn nicht das Feld, zum mindesten das Gras
Nach Kräften zu behaupten. — Mag er das,
Wofern er's kann! und seiner Feinde würgen,
So viel er will, Wir können ihm verbürgen,
Er wird an dem Verein doch nimmer zum Sanct Jürgen,
Denn gegen deutscher Schaafe Germanismus
Stumpft seine Hörner selbst der keckste Galliciśmus.

Bei dieser Gelegenheit theilen wir unsern Lesern die Abschrift eines der strengsten Befehle mit welche in den Schreckenstagen der französischen Herrschaft in Hamburg erlassen worden, wogegen manche harte und drohende Insinuationen aus jener Periode in unsrer Stadt gemäßigt zu nennen sind.

Copie.

* Avis.

Tout Individu qui n'aura point obtempéré aux ordres réitéres de Son Altesse le Maréchal Prince d'Eckmühl tendant à evacuer la ville sans délai, faute de s'être approvisionné pour six mois, sera sur le champ arrêté et reçevra immediatement 25 Coups de bâton. —

Dans le Cas ou cette première punition seroit sans effets; l'individu sera rearrêté et conduit hors des mures après avoir reçus 50 Coups de bâton.

Hambourg le 22. Dec. 1813.

Par ordre de Son Altesse Le Maréchal Prince d'Eckmühl, Gouverneur-Général

Le Colonel de Gend'armerie, President de la Commission de sureté

signé Charlot

Pour Copie Conforme.

---

*) Anmerkung: wird in einer der folgenden Nummern nachgeliefert. R.

* Iduna und Alfred.

(Beschluß.)

Freundliche Weisen riefen die Hörner von der Herzogswehre durch die Thäler, freundliche Antworten drangen aus den Schluchten der Berge. Im Morgenroth glänzend wogte ein prachtvoller Zug aus den Thorflügeln des Wittekindsteines. Voran die Bannerträger des Sassenvolkes mit fliegenden Fahnen, Hildagard mit seinem leichten Engerngeschwader als Bedeckung um sie her.

Dann der Herzog, — den Bärenpelz um die Schulter, den undurchdringlichen Helm von Ureshaut mit Reiherfedern geschmückt, über die heitre Stirn zurückgeschlagen — auf schnaubendem, muthigem Rosse; an seiner Seite Alfred, in der blendenden Rüstung, den welken Rosenkranz von dem Altare Hlyns und Sionas als Feldbinde über die Brust; dann Hertha und Iduna und die Frauen und Töchter der übrigen Führer auf lenksamen Rossen, von rüstigen Jünglingen geführt, und hinter diesen die

Führer mit ihren Söhnen, alle in der fremdartigen rauhen Waffentracht ihrer Stämme.

So wogte der prachtvolle Zug an einem schönen Morgen durch die Bergpforte, und die alten Eichen säuselten leise, und die Arbeiter in dem nahen Steinbruche sangen ein schönes Morgenlied. Durch den Laubkranz der wilden Rosen nickten bescheiden die duftenden Kelche der Geisblattstaude, und streueten ihre Wohlgerüche in den Hauch der Morgenluft.

„Wie so ganz anders ist mir doch jetzt" — sprach der Herzog zu seinem Begleiter — „als an jenem Abende, wo du in dem nahen Hohlwege in der Mitte deiner Wächter so schweigsam rittest, und mein bethörter Sinn dich und deine Gefährten für den Dienst der todten Götter ausersah. Damals rauschten die Zweige der alten Stämme wild zusammen, und die Rosenknospen winkten freundlich zu dir her. War es doch, als ob die finstern Mächte vor dir flohen, lieber Alfred!—"

Aber Alfred hörte nicht mehr — eine späte Rose winkte von der Hügelwand, und das schlanke Roß behutsam hinanlenkend, haschte er die Verspätete und brachte sie Jduna'n, und wich fortan nicht mehr von ihrer Seite.

Der Herzog lächelte beifällig. „Du verdirbst mir ja den ganzen Zug rief, er aber Recht hast du, und so muß ich schon eine Aenderung treffen." Freundlich lenkte er jetzt sein Roß an Herthas Seite, — und unter frohem Gesange und Hörnerklängen hüllten sich den Entfernenden die Bergthorflügel in bläulichen Nebel.

Endlich nach einer Reihe kurzer Tagereisen öffnete sich den Glücklichen ein weites lachendes Thal, von einem breiten glänzenden Silberstreifen durchwirkt, und den spähenden Blicken des Vortrabs tauchten die zahllosen Thürme der Greisenstadt Cölln in weiter dunkelnder Ferne auf. Schmetternde Hörnerklänge verkündeten das Nahen der Erwarteten, und — angestaunet von einer zahllosen Menge, die statt wilder Barbaren, hohe männliche Gestalten und liebliche Frauenbilder erblickten — nah'te sich der Zug mit Blumen bestreut der Kaiserburg.

Freundlich aufgenommen — überall mit Liebe nnd Achtung behandelt, sahen sie den Tag anbrechen, der die festliche Weihe des neuen Glaubenslichtes über sie ergiessen sollte.

Geführt von dem Kaiser und den edelsten Fürsten des Reichs zogen die Sassen in die festlich geschmückte Domkirche. Staunend hing ihr Blick an dem schimmernden Gewölbe, an den Gemälden, die der Pinsel römischer Meister den rührenden Legenden des jungen Christenthums entlehnte. Doch ein Gemälde fesselte vor allen andern die Aufmerksamkeit des Herzogs; es war ein Brustbild des Heilandes, (salvator mundi) einen Palmenzweig in der Hand haltend, das Haupt mit dem Strahlenscheine himmlischen Triumphs umflossen; — so erschien ihm der hülfreiche Engel im bangen Fiebertraume.

Jetzt begann der Gesang — auf harmonischen Schwingen mischten sich die Stimmen — süße Wohlgerüche verbreiteten sich durch das colossale Gebäude. Heiliger Schauer ergriff die starken Sassenherzen, und auf die Kniee gesunken, vereinten sich ihre lallenden Laute mit dem Lobgesange ihrer christlichen Brüder.

Nach dem Hochamte vollzog der Bischoff die Taufe, und gab dem Herzoge die Zusage, fromme, unterrichtete Männer in das Weserthal zu senden, um die Erkenntniß des wahren Gottes, bald unter dem Sassenvolke zu befördern.

Wohl war es rührend, die kräftigen — noch vor kurzem so wilden Bewohner, von der ewigen Wahrheit besiegt — bebend, und die holden Frauen weinend an den Stufen des Altars knieen zu sehen; aber rührender war es als

*

Alfred, Iduna an seiner Hand, vor den Herzog trat, und mit fester Zuversicht ihn kindlich bat: Vater gieb mir deinen Segen! als der Herzog ihm die Hand reichte mit dem deutschen Drucke, der noch in unsern Tagen in dem Weserthale heimisch ist, so recht in seiner frühesten sprechendsten Bedeutung, und sich fast der Thräne schämte, die über die bärtige Wange rann, und der bebenden Stimme, mit welcher er ihn Sohn nannte, als Mutter Hertha die freudestrahlenden Blicke auf den Umstehenden weilen ließ, und der Kaiser dem Bischoff winkte, daß er das schöne Paar einsegnete.

Und als nun am Abend die Hofburg erdröhnte von dem lauten Getümmel der Freude, als der Kaiser dem Herzoge vor allen Reichsständen den Ritterschlag ertheilte, und ihm die Fürstenwürde verlieh, als er den tapfern Ritter Alfred mit der fruchtbaren Fläche belehnte, die sich unter der Bergpforte den Weserstrom hinab erstreckt, wo nachgehends die Veste Minden erstand, als die fröhlichen Sassenmädchen am Arme glänzender Ritter, und die hohen, bescheidenen Jünglinge an der Seite züchtiger Reichsfräuleins, im traulichen Gespräche durch die erleuchteten Hallen schritten, da entzogen sich die Neuvermählten dem lauten Gewühle, und in einer Laube des Burggartens sank Iduna an die Brust des geliebten Alfreds und flüsterte leise: „sind die schönen Engel dir denn auch erschienen die du einst in diesem Augenblicke suchtest? —“ „Alle, alle sind sie mir erschienen“ rief der Ritter, und das treue Mädchen küßte den heiligen Brautkuß auf des hochgeliebten Alfreds Lippe.

A. Daeves.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Jetzt knarrte leise die Thüre, und ein entsetzlich häßliches Leichengesicht in einer Dominikanerkutte schlich schüchtern herein. Juan wendete sich auf das Geräusch, schaute die Mönchslarve scharf an, und rief dann mit wildem Zorn: Abderraman!

Gnade! jammerte die klägliche Gestalt, als sie den Jüngling erkannte, und stürzte zu Boden.

Abderramann Botello, wüthete Juan: Maure und Spanier, Astrolog und Feldarzt, Soldat und Priester, Ungeheuer, Mörder meiner Brüder, wer bist Du eigentlich? Fast möchte ich Dich für den verfluchten Zauberer Magraby halten, der, nach der orientalischen Sage, den eignen Körper durch tausend Verbrechen zerstört hat, und nur noch in Gestalten, die sein Zauber geschaffen, auf Erden herumkriechen und sündigen darf!

Ihr seyd ein spanischer Edelmann und ein Christ, winselte der Maure zu ihm hinauf: und alle Eigenschaften, die Euch als solchen zieren, rufe ich für mich an. Euer Stolz kann keine Freude daran haben, sich an einem Unglücklichen zu rächen, auf dem bereits des Ewigen Hand so schwer ruht, und als Christ müßt Ihr dem Sünder verzeihen, der morgen schon vor seinen Richter treten wird.

Ich muß verzeihen, sprach Juan sich bezwingend. Du hast Recht, wie es auch der Teufel hat, wenn er auf Gotteswort sich berufen darf. Aber ein aufrichtiges Bekenntniß Deines letzten Frevels fordere ich von Dir. Es ist der Anfang Deiner Buße, ohne die Deiner Seele ein schreckliches Schicksal harrt nach Deines Leibes Tode.

Als Narvaez, erzählte Abderraman: der mir allein ein großmüthiger Gebieter gewesen, von Veracruz nach Spanien entfloh, wohin ich ihm nicht folgen durfte —

Du redest irre, Mensch, unterbrach ihn Juan: Narvaez starb ja zu Veracruz an seinen Wunden. — Das machte ich Euerm klugen Cortez weiß, spottete der Maure: damit ihn der Wetterschlag unerwartet treffe, zu dem Narvaez in Spanien jetzt die Wolken zusammenballt. Bei seinem Scheiden mußte ich dem armen Einäugigen schwören, ihn nach meinem besten Wissen, mit Anstrengung aller meiner Kräfte, zu rächen an seinem Todfeinde Cortez. Ich schwor, und habe meinen Schwur gehalten.

Das hast Du, entsetzlicher Mensch, rief Juan schaudernd: Aber Gott wird Dich fragen, wie Du es selbst mit diesem höllischen Schwure rechtfertigen willst, daß in jener Mordnacht viele Tausende fielen, denen Dein Schwur nicht galt, daß durch Dich vierhundert funfzig spanische Christen ohne Beichte und Absolution von hinnen fuhren, die Dich nie beleidigten.

Ich werde ihm antworten, sprach Abderraman mit grimmiger Kälte: daß ich ein Maure bin, ein Mann aus dem unglücklichen Volke, welches Spanien, von Fanatismus und Habgier gespornt, mit erbarmenloser Grausamkeit aus seiner Heimath jagte in das Elend, und die Zurückgebliebenen durch des Scheiterhaufens Schrecken zur heuchlerischen Annahme seines Glaubens zwang. Das werde ich dem fragenden Richter antworten, und der Ewige wird ein mildes Urtheil sprechen über einen Unglücklichen, den nur fremder Frevel zum Ungeheuer machte, und mir den Haß verzeihen, der unauslöschlich brennt in meiner Brust gegen Dein ganzes Volk!

Du willst mich durch Lästerungen und heidnische Sophistereien von der richtigen Spur weglocken, zürnte Juan. Hier liegt noch mehr verborgen, und ich kenne Dich jetzt genug, um Dir auf den Kopf Schuld zu geben, daß mexikanisches Gold Dich zu des Heeres Untergang erkaufte.

Warum sollte ich mir nicht von den Heiden bezahlen lassen, was ohnedem gethan werden mußte? fragte Abderraman grinsend.

Und doch bist Du hier, und zum Tode verdammt? fragte der Jüngling.

Mit dem Satan sind nicht gut Verträge zu schließen, sprach der Maure, während convulsivische Zuckungen, wie Blitze über das häßliche Gesicht fuhren. Man wird gewöhnlich bei dem Handel betrogen. Als ich dem grimmigen Kuitlahuitzin das Spanierheer auf die Schlachtbank geliefert, und dann in dieser Kutte zu ihm übergelaufen war, da ließ er mir das bedungene Blutgold pünktlich zuwiegen. Dann aber sprach er höhnisch: Mein Königswort habe ich gelöst, der Spion ist bezahlt, aber das Leben hatte er sich nicht vorbedungen, darum übergebe ich ihn dem Teoteuktli, daß er den Spanier schlachten lasse zur Ehre der Götter.

Also auch hier, wie in Europa, wird der Verrath genutzt und der Verräther gehaßt! sprach Juan zu sich selbst, mit Schritten, die die Bewegung seines Gemüthes beschleunigte, im Gemach auf und nieder gehend. Plötzlich aber blieb er vor dem Mauren stehen, und donnerte ihn an: Aber was hattest Du mit meinem Diener Pedrillo vor, Bösewicht?

Hier bin ich, schrie Abderraman, von neuem niederfallend: tödtet mich! Ich werde Euch danken, daß Ihr mir von dem Qualtode errettet, der meiner harrt, aber keine Antwort auf diese Frage kommt über meine Lippen. Das

ist das Einzige, das ich Euch verschweigen muß. Ich habe auf den Koran geschworen, dieß Geheimniß mit mir in das Grab zu nehmen, und auch Mauren haben ein Gewissen, Herr Ritter.

So hebe Dich weg von mir, rief Juan, ihm den Rücken zuwendend. Sage dem Priester, der Dich herschickte, daß ich Dich nicht brauchen kann. Warum? — das magst Du ihm vorlügen, wie es Dir am räthlichsten scheint. Wenn wir uns morgen noch einmal treffen sollten, so kenne mich nicht. Nimm nicht etwa Abschied von mir, oder bitte mich um Verzeihung, daß auch ich eines der vielen Opfer Deiner Ränke bin. Denn ich möchte mir gern für die letzte Stunde die Brust frei erhalten von feindlichem Groll und giftiger Menschenverachtung.

Und der Pharisäer, — zischte durch diese Geringschätzung gereizt Abderraman, — schlug an seine Brust und sprach: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie allerlei Gottlose, Diebe und Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Das ist Euer aller geheimes Glaubensbekenntniß, Ihr sogenannten Christen. Freilich mag es dem edelgebornen, schönen, starken, waffengeübten, tapfern, allgemein verehrten Krieger leichter geworden seyn, so nothdürftig seine zehn Gebote zu befolgen, als dem armen, häßlichen, verhöhnten und verfolgten Abderraman, aber sein Verdienst ist darum auch viel geringer, und der strenggläubige Christ nach heidnischer Sitte mit einer schönen Heidin vermählt, um seine letzten Tage in irdischen Wollüsten zu verschwelgen, muß auch erbärmlich dastehn vor dem Richterstuhle seines Gewissens, wenn er sich die Mühe nehmen will, es zu fragen.

Mit diesen Giftworten schlich der Maure fort. Mit rollenden Augen, offenem Munde, geballten Fäusten blickte ihm Juan nach. Da stürzte Anakoana Juanna herein, die eben erfahren, was morgen bevorstand, und dem geliebten Gatten mit sanftem Weinen an die Brust sank.

Und der Liebe Wunderhauch schmolz den Zorn von Juan's Gesicht, und das treue Weib zärtlich umfangend, rief er mit hoher Rührung: Als der Feind von ihm gewichen war, siehe, da kamen die Engel herab, und dienten ihm!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Friedens-Bothen,

einer in der Stadt Nordhampton in Nordamerika herauskommenden Wochenschrift in deutscher Sprache vom 3. März 1826.

Wichtig für Baumwoll-Manufakturen

Von jeher, seit der Errichtung der ersten Baumwoll-Manufakturen in den Ver. Staaten hatten wir nur zu oft in den Zeitungen die traurigen Berichte zu lesen, daß selbige durch Feuer zerstört wurden. Sehr allgemein ist es den Aufsehern unbekannt, wenn sich ein solches Unglück zuträgt, woher es entstanden ist; welcher Umstand gemeinhin den Verdacht erregt, daß es das Werk eines Mordbrenners gewesen sey. Daß sie gelegentlich durch gottlose Menschen in Feuer gesetzt werden, wollen wir zugeben; doch sind die Zerstörungen von Baumwoll-Mühlen so häufige Begebenheiten, daß wir Ursache haben zu glauben, daß die Leute, welche darin arbeiten, nicht mit der Eigenschaft bekannt sind, welche zubereitete Oele besitzen, wenn sie mit Baumwolle, Wolle, Flachs, &c. vermischt werden. — Es ist eine sonderbare Thatsache, daß, wenn Olivenöl (sweet Oil) mit Baumwolle oder verschiedenen anderen pflanzenartigen Substanzen ver-

mischt wird, und für einige Zeit ungestört liegen bleibt, so verhitzt sich die Mischung freywillig, und bricht endlich in Flammen aus. Ohne Zweifel hat dieser Umstand viele von den schrecklichen Feuern veranlaßt, welche sich in Baumwoll-Mühlen zugetragen haben, indem die darin beschäftigten Leute allgemein die Gewohnheit haben, das Oel von der Maschinerie mit schlechter Baumwolle abzuwischen, und die Mischung von Oel und Baumwolle irgendwo in der Mühle hinzuwerfen, wo selbige so lange bleibt, bis eine freiwillige Entzündung Platz nimmt und die Manufaktur in Asche legt.

* Thee.

Den Thee haben die Europäer, im 15. Jahrhundert zu Fokien in China kennen gelernt, und den Namen welchen er dort führet, beibehalten. Seit 1666 ist er in Europa im Gebrauch. Obgleich es nur eigentlich zwei Arten Thee giebt, nämlich braunen und grünen, so hat er doch verschiedene Beinamen erhalten, welche theils von den Oertern wo er wächst, theils von seiner Zubereitung herkommen.

Der Thee-Strauch ist in China und Japan einheimisch, er wächst daselbst an den Ufern der Bäche und am Rande der Hügel, und wird ungefähr sechs Fuß hoch. Sein Wachsthum ist langsam, sein Stamm ist von grauer Farbe, die untersten Zweige kastanienbraun, die obern grünlich, das Holz ist hart, mehr grün als weißlich, und im frischen Zustande unangenehm von Geruch. Die Zweige wachsen unordentlich. Die Blätter stehen wechselsweise auf kurzen, dicken Stielen, sind steif, eyförmig, ziemlich stumpf, sägeartig gezackt, und glänzend. Die größten sind zwei Zoll lang und etwas über einen Zoll breit. Die Blumen haben einen schwachen Geruch, jede derselben sitzt auf einem besondern Stiele, und es kömmt selten mehr als eine aus den Winkeln der Blätter; sie sind den Rosen ähnlich und bestehen aus 6 oder 9 rundlich vertieften Blättern. In Ansehung der Kronblätter giebt es eine Verschiedenheit. Der braune Thee hat 6, der grüne hingegen 9 Blätter.

Wenn der Strauch 3 Jahr alt ist, sind seine Blätter zum Einsammeln tauglich, im 7. oder längstens im 10. Jahre wird er umgehauen, damit seine Wurzeln neue Sprößlinge treiben. Die Erndte beginnt in der Mitte des Neumondes, welcher dem Frühlingsanfang vorhergehet. Die Knospen sind alsdann kaum aufgebrochen; man nennt sie Theeblumen und hält sie am höchsten im Preise. Einen Monat später ist die zweite Erndte. Die letzte ist im Brachmonate, und hiervon werden die Blätter, ihrer Größe und Güte nach, in drei Sorten abgesondert.

Die gesammelten Blätter werden in einer eisernen Pfanne über gelindem Feuer geröstet und beständig umgerührt, damit sie gleichförmig trocknen, nachher mit der flachen Hand in Kugeln zusammen gerollet, bis sie durchgehends trocken geworden.

Jetzt wird die zweite Sortirung vorgenommen, und die nicht recht krausen und verbrannten Blätter ausgelesen.

Der braune Thee hat den allgemeinen Namen von seinen Unterabtheilungen, wir wollen nur die Hauptsorten anführen. Pecco, dieser besteht aus kleinen schwarzen Blättern, unter denen viele weisse Blümchen gemischt sind, das aufgegossene Wasser erhält eine schöne gelbe Farbe davon, doch nicht so dunkel, als von andern Sorten, es schäumet stark, wenn man es ausgießet. Das Wasser muß einige Zeit darüber stehen, ehe es die Kraft auszieht; man kann 4 bis 5 mal neues aufgießen. Congo, dieser hat breitere

Blätter, und ist dunkelbraun. Der Aufguß, wenn er etwas darüber stehet, zieht die ganze Kraft auf einmal aus.

Gemeiner Bohee, hat breitere Blätter als die vorhergehenden. Sein Geruch und Geschmack ist auch weit schwächer. Er ist dem Heu nicht unähnlich. Ein zweimaliger Aufguß zieht seine ganze Kraft aus.

Dann giebt es noch eine sehr gute Sorte von dem schwarzen Thee, der von den Chinesen Padre, Sutschang genannt wird. Seine Blätter sind graß-gelblich und zusammengerollet.

Der grüne Thee wird nach dem Namen eines ostindischen Kaufmanns, der ihn zuerst einführte, Hyssons genannt. Dieser Thee hat schmale, rauhe, krause Blätter, und ist von bläulicher Farbe. Seine Eigenschaft erkennet man an der hellen braungrünlichen Farbe seiner Blätter, die beste Probe ist, wenn man ihn eine Nacht ziehen läßt, und er am Morgen seinen angenehmen Geruch, und seinen etwas bittern Geschmack nicht verloren hat. Er verträgt vier bis fünf mal frisches Wasser.

Der Kaiser-Thee ist dem Ansehen nach grün, schmeckt branstig, und hat ein fetteres, breiteres, und lockeres Blatt, als anderer grüner Thee; sein Geruch ist angenehm, sein Geschmack aber schwach. Ein zweimaliger Aufguß ziehet seine ganze Kraft aus.

Der gemeine grüne Thee hat kleinere Blätter als der Kaiserthee, seine grüne Farbe ist dunkler, er hat einen herben zusammenziehenden Geschmack, verträgt einen drei bis viermaligen Aufguß.

Der schlechte grüne Thee ist von einer noch dunklern Farbe, oder wenn er recht schlecht ist, weißlich grün. Sein Geruch und Geschmack ist weniger angenehm, als von dem gemeinen grünen Thee, auch leidet er nicht so oft neuen Aufguß. Die Chinesen rühren den Thee, nachdem sie das Wasser davon getrunken haben, mit Zucker, Oehl und Essig an, und gebrauchen ihn statt Salat.

Als Surrogate, welche den Thee einigermaßen ersetzen können, rechnet man den Schlehendorn, den Ehrenpreiß, die jungen Blätter der Erdbeeren und die Kirschenstiele.

---

* Zweisylbige Charade.

Bei Lieben, die uns früh entschliefen
Ruft leisen Schmerz die erste nach,
Und aus Pompeji's reichen Tiefen
Begrüßt als Gott sie oft den Tag.

Aus seines Gärtchen engem Raume
Schaff't sie mit Fleiß des Armen Hand;
Doch in des Reichthums kalten Traume
Straht't lockend sie als Diamant.

So weit sich Berg und Thäler breiten,
Trift zahllos sie der Wand'rer an,
Selbst aus der Wolken dunkeln Weiten
Nah't sie auf unbekannter Bahn.

Das Volk erseufz't — die zweite enget
Vom Throne aus — den regen Sinn,
Und auch die Zeit — die schlimme, dränget
Mit ihr — und will nicht neu erblühn.

Doch gern gegeben — gern empfangen,
Entzückt sie von geliebter Hand;
Schuldloser Austausch! wo nach bangen
Entsagen, jeder Zweifel schwand.

Wie würde Guttenberg erstaunen,
Verließe er die stille Gruft,
Und sähe, was nach Künstlers Launen
Das Ganze aus der ersten ruft.

A. Daeves.

Berichtigung.

In der vorigen Nro. 55 lese man Seite 438 Sp. 1 Z. 15 v. unten: Kinder st. Brüder, und Sp. 2 Z. 8 v. unten hieß st. ließ.

Auflösung des Räthsels in Nro. 55.

Die mit der Feder schreibende Hand.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 57.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 16. Juli 1820.

* Zur Feier der goldnen Hochzeit

eines würdigen Ehepaars,
von Noeldeke.

Nach langem, mühevollem Tagewerk,
Zu erndten, was er unter Schweiß gesä't,
Eilt froh am Abend seiner Hütte zu
Der Landmann, eilt, — auf dem bemoosten Sitz,
Wo Weib und Kinder ihm entgegen lächeln,
Im Schatten seiner Eichen, die er selbst
Gepflanzt, im Ausblick auf die Segens-Flur,
Wo unter Garben, weit hinabgereiht
In langen Zeilen, stille Friede lagert, —
Nach mancher Müh', um endlich auszuruhn.
Im goldnen Abendschimmer liegt vor ihm
Die Landschaft ausgegossen, nah und fern,
Gestampft von Rossen, die der Garben Fülle
Heran auf schwer beladnen Achsen ziehn.
Dem Zuge schwebt der Erndte-Kranz voran,
Getragen von der schmucken Binderin,
Und naht mit Feldgesang und Jubelschall
Dem Landmann, der zum Himmel dankend blickt,
Dem Hausherrn Gatten und beglücktem Vater.
Der Du dem Landmann gleich hinab ins Thal
Des Hochbejahrten, thät'gen Lebens blickst,
Wo sich der Freuden und des Kummers Pfade
So wunderbar oft mischen, oft entzweyn,
Gleichlaufend hier, dort sich durchkreuzend, —
Dir winkt an deines Lebens Feierabend
Die Sonne dieses Tags zum reinsten Glück,
Winkt Dir, geschätzt als kunsterfahrner Mann,
Geliebt als Gatte, und beglückt als Vater.
Die Enkel und die Enkelinnen ziehn
Rings um Dich her der frommen Liebe Kreis,
Und um die Gattin, die ein Halbjahrhundert
Des Glückes und der Leiden Kelch mit Dir
Geleert, als sich in Nacht Dein Blick verlor,
Und als Du wiedersahst das Licht der Sonne.
An ihrer Seite ward der lange Raum
Des Lebens Dir ein wohlgebautes Land,
Von Fleiß und lohnendem Verdienst bestellt,
Wo reicher Aussaat reiche Erndte folgte;
Ein Land, wo treue Freundschaft heute noch
Des Wohlthuns milde Aehre dankend sammelt,
Und Herbstes-Blumen Deiner alten Tage
Der Enkel und Urenkel Blüthenzeit
Verschönen zu des heut'gen Festes Glanz;
Das ist der goldnen Hochzeit Ehrenkranz!

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Hell schien der Morgenstrahl auf die neuerbauten Thürme des Tempels Zamalli, deren goldene Kuppeln den Blick des Sonnengottes blitzend zurückwarfen. Der Priestergesang, der Hörner- und Flötengetön, hallte von der obern Terrasse herab, zu der eben der unglückliche Abderraman, entkleidet mit seiner Wache emporstieg. Oben harrten seiner am Schlachtaltare von Jaspis, sechs Priester, schwarz gefärbt, in weißen, schwarz eingefaßten Gewändern, das Haar mit Riemen zusammengebunden, bunte Schilder an der Stirn. Ihr Oberhaupt, der gräuliche Topilzin, Großschlächter von Tenochtitlan, prangte in einem rothen Gewande, mit Baumwolle eingefaßt. Eine Krone von grün und gelben Federn schmückte seinen Kopf, Smaragden hingen in seinen Ohren, ein Türkis in seiner Unterlippe, und in der rechten Faust hielt er das fürchterliche Steinmesser.

Unten am Fuße des Tempels Kubus, lag auf einer hohen Terrasse der Fechterstein Temalakatl, groß, rund, oben platt, mit eingehauenen Figuren. Auf ihm stand getrosten Muthes, mit dem rechten Fuße darauf gebunden, mit seinem eigenen Degen und Schilde bewaffnet, Juan. In weitem Kreise umgaben auf erhöhten Sitzen, der neue König mit seiner Hofstaat, Heer, Priesterschaft und Volk, die Blutbühnen. Zu beiden Seiten des königlichen Thronhimmels standen, die Brust durch den baumwollenen Panzer, Ichkahuepilli, den Kopf durch den schön bebuschten Holzhelm, in Form eines Tygerhauptes geschützt, am linken Arm das Schild Chimalli, das Maquahiutl in der mordfertigen Rechten, mit Gold und Jouwelen zu einem Freudenfeste geschmückt, sechs riesige Mexikaner Hauptleute, gierig des königlichen Winkes harrend, um sich durch des fremden Jünglings Ermordung den Adler-Orden zu verdienen.

Jetzt war Abderraman auf der obern Terrasse angelangt. Ihn empfingen die priesterlichen Henker, schleppten ihn vor Huitzilopochtlis neugeschoffne Götzenfratze, die wieder in ihrem Thurme thronte, und mit den Hohnworten: Siehe, das ist dein Gott! zwangen sie ihn vor dem Ungethüm die Knie zu beugen. Dann zerrten sie ihn zum Opfersteine. Vier der Unholde packten Arme und Beine des Schlachtopfers, der fünfte warf ihm eine zusammen gerollte Holzschlange um den Hals, und so ward es auf dem Altar ausgestreckt, durch dessen auswärts gebogene Oberfläche seine Brust und sein Leib in die Höhe traten, daß es keiner Bewegung mächtig war. Jetzt näherte sich der Topilzin mit dem Messer. Ich will ein Heide werden, heulte der elende Abderraman, als die scharfe Spitze über seiner ängstlich schlagenden Brust schwebte. Ihm antwortete der Priester teufliſches Hohngelächter, und mit gräßlicher Behendigkeit schnitt ihm der Topilzin die Brust auf, riß ihm das Herz heraus, und hielt es, noch pulsirend, gegen die Sonne, um ihr den warmen Dampf zu opfern, der daraus emporstieg. Dann trug er es feierlich in einem goldnen Löffel zum Bilde des Kriegsgottes, in dessen Mund er es steckte. Des Opfers Haupt ward abgeschlagen, und auf dem Huitzompan aufgesteckt, und der Körper von der Höhe herabgeworfen, daß er nahe bei Juan niederstürzte. Aller Blicke wandten sich jetzt, freundlich neugierig auf den schönen spanischen Jüngling, den Helden im zweiten Act dieses Mordspieles. Verfluchtes Volk, knirschte Juan, als er das wahrnahm. Ich danke Gott, daß ich das Treiben an dieser Schlachtbank vor dem Gefecht sah.

Es hat mich in die Laune gesetzt, die ich brauche, um diese nichtswürdigen Heyden erbarmenlos zu würgen.

Und Quahtemotzin erhob sich jetzt ein wenig vom Goldsessel, und winkte dem ersten Mexikaner-Hauptmann den Befehl zum Angriff zu. Und der Hauptmann berührte die Erde, und küßte die Hand. Dann schwenkte er wild das Maquahiutl über dem Kopfe und sein Schlachtgeschrei brüllend, stürzte er in blinder Wuth auf Juan los. Aber der deckte sich mit seinem Schilde und hielt den Degen vor, und der tolle Heyde rannte, anstürmend, sich ihn in das Herz und stürzte zu Boden, und des Volkes unwilliges Murmeln begleitete seinen Fall.

Noch mühte sich Juan, den Stahl aus dem Leichnam zu ziehen, da rannte, ohne des Königs Zeichen abzuwarten, der zweite Fechter herbei. Das ist gegen Eure eigenen Kampfgesetze, schrie Juan, aber man ists freilich von Euch nicht anders gewohnt! Und schon schwang der Mexikaner das gewaltige Steinschwerdt auf Juans Haupt, da riß dieser noch im letzten Augenblicke seinen Degen an sich, und ein mächtiger Hieb trennte des Heyden Faust vom gehobenen Arm, daß sie mit dem Schwerdte auf den blutigen Boden fiel. In noch traurigern Tönen begleitete des Volkes Gemurmel das Wehgeschrei des Verwundeten, und Juan rief: So gehe es jeder Faust, die gegen den Unbewehrten sich hebt.

Jetzt winkte Quauhtemotzin dem dritten Hauptmann, und langsam mit ruhiger Kälte schritt dieser dem Steine zu, das Schild an die Brust gedrückt, das Schwerdt gesenkt. Der scheint seine Sache besser zu verstehen, sprach Juan, dem bei dem so ernstlich gemeinten Kampfspiele immer fröhlicher ums Herz wurde. Aber er soll seinen Mann finden! Und immer näher rückte der Zauderer, und erst nahe am Steine, hob er das Mordwerkzeug. Heiß entbrannte der Kampf, ein Streich Juans spaltete des Mexikaners Riesenschild. Ein Hieb von diesem traf noch besser, denn die Kieselsteine, scharf wie Scheermesser in der Holzklinge des Heydenschwertes eingefugt, drangen tief in des Jünglings Hüfte ein, daß seines Blutes rothe Wellen warm emporsprudelten. — Du meinst es böse mit mir, Heyde, rief Juan, seinen Schmerz verbeißend, doch ich wohl noch ärger. Und gewaltig schwang er den Degen, und die gute Klinge zischte herab auf des Feindes Haupt, den hölzernen Tygerhelm und den Schädel zugleich spaltend. Und mit dem tödtenden Streiche entfloh der versammelten Menge ein einziger Schrei des Entsetzens, und der König stampfte zornig mit dem Fuße.

Das nahmen zwei der übrigen Hauptleute für die Erlaubniß, jede Schranke des Uebereinkommens zu sprengen, und zugleich den jungen Helden anzugreifen. — Nichtswürdiges Gesindel, donnerte dieser vom blutigen Steine herab, und sein wüthender Fußtritt traf den einen der Verräther so gewaltig auf den Unterleib, daß er sich bewußtlos am Boden krümmte. Aber nur mit Mühe konnte sich Juan des andern erwehren, dessen Maquahiutl ihm den linken Arm fleischte. Der Jüngling fühlte es, wie seine Kräfte schwanden mit dem entrinnenden Blute, aber sein starkes Gemüth suchte die entfliehenden zurückhalten, und sammelte sie zu einem verzweifelnden Stoße, der Schild und Panzer und die Kehle des Heyden durchbohrte. Röchelnd sank dieser zurück, und des Volkes rings ausbrechendes Geheul feierte den neuen Sieg des verhaßten Spaniers mit grimmiger Trauer.

Ich habe es mit braven Rittern zu thun, das muß wahr seyn! spottete Juan, seine Schärpe zerreißend, um die Wunden an Arm und Hüfte, so gut als in der Eil möglich war, zu verbinden. Der letzte der Hauptleute, der stärkste von Allen, wollte das benutzen, und sprang auf ihn los. Aber Quauhtemotzin sprang auf vom Sessel, packte mit eigener Hand den Nichtswürdigen am Nacken und schleuderte ihn kräftig zurück. — Genug ist gefrevelt an unsern heiligen Kampfgebräuchen, schrie er zornig. Du bist nicht werth mit diesem Helden zu kämpfen, Elender! Du, Teuthile, fuhr er fort, sich zu seinem Feldherrn wendend: sollst seinen Platz einnehmen. Harre bis sich der Christ seine Wunden verbunden, dann gehe und ende mit ihm.

Schuldigkeit, Herr König, sprach Juan, den letzten Verband zuziehend, und stützte sich dann, den Gegner muthig erwartend, auf seinen Degen. Und als er die Blicke umher warf, sah er einen Priester, schwarz gefärbt und schwarz vermummt, der, ein Steinmesser in der Hand, mit stillem Lächeln und mordfunkelnden Augen nahe an den Stein getreten war. Wer bist Du, schwarzer Unhold, und was willst Du, fragte Juan, und that einen Kreuzhieb in die Luft, um ihn zurück zu schrecken. — Ich bin der Chalchiuhtepehua, antwortete das finstere Gespenst mit dumpfem Tone. Mein Amt ist, Dich nach dem Opferaltar zu schleppen und dort zu schlachten, wenn du endlich überwunden seyn wirst.

Nein, Christus, rief Juan mit frommer Zuversicht zum Himmel hinaufschauend: die Freude wirst du dem bösen Geiste nicht machen! und hielt den Degen vor, da eben Teuhtile auf ihn losgestürzt kam. Aber dieser unterlief das drohende Schwert mit einer schnellen, geschickten Wendung, und mit einem mächtigen Sprunge war er oben auf dem Steine neben Juan, den er mit beiden Armen umschlang, um ihn niederzureißen. Doch der Jüngling umfaßte ihn eben so wüthend, und beide rissen und drückten und bogen sich vorwärts und rückwärts, rechts und links. Lange wogte der Ringerkampf mit abwechselndem Glücke, in Strömen rollte der Schweiß von beider Streiter Gesicht, ihre Muskeln zitterten krampfhaft unter der entsetzlichen Anstrengung, und Juan fühlte sich endlich sehr ermattet. — Das ist eine schlechte Kunst, einen kampfmüden Verwundeten zu Boden zu ringen, stöhnte er: aber Gott wird mir helfen! Und noch einmal sammelte er die Strahlen seiner Stärke in einen Brennpunkt, rang sich an dem umschlingenden Feinde in die Höhe, ließ dann die Hände plötzlich los, die er um seinen Rücken verschlungen, und packte ihn mit Löwengrimme am Halse, ihn so niederdrückend. Bitte um Gnade Heyde, rief er: oder ich würge Dich! Aber dazu konnte der stolze Feldherr sich nicht entschließen, und schlug zur Antwort seine Rechte wie eine Tygerkralle in Juan's Hüftenwunde. Da preßten sich des Jünglings Hände im ungeheuern Schmerze fast unwillkührlich um die Gurgel des grausamen Feindes, der bald nach Luft schnappte. Und fester zog Juan den Todesknoten zu, und Teuhtiles Hände sanken kraftlos herab, und ohne Leben glitt er vom Steine herunter.

Wehe! heulten die Priester, Wehe! brüllte das Volk, und aus der Thronwache drängten sich einzelne Hauptleute hervor, des Feldherrn Tod zu rächen. Unterdeß hatte Juan sein Schwert wieder aufgerafft, und es hoch in die Luft schwingend rief er tief aufathmend: Bin ich noch nicht fertig?

Da stand Quauhtemotzin auf vom Throne und winkte zornig die Mörder zurück. Du hast Dein Leben gelöst und Deine Freiheit, tapferer Christ, sprach er zu Juan. Als ein geehrter

Gast sollst Du an meinem Hofe bleiben, bis Deine Wunden geheilt sind, und dann, mit Ruhm und Schätzen beladen, zu den Deinigen zurückkehren.

Aber jetzt erhob sich der Teoteuktli mit grimmigen Blicken. Ehre die Götter, König, schrie er: dieser Weiße hat sich als Kriegsgefangener gelöst, aber noch immer hat Huitzilopochtli keine Genugthuung für die Lästerungen, die er von ihm erlitten. Im Namen des Kriegsgottes fordere ich, daß er geopfert werde. — Den Spaß verderbe ich Dir auf jeden Fall, Priester, rief Juan, die Klinge hebend: denn lebendig bringt ihr mich nicht herunter von dem Steine, auf dem ich mich so ehrlich gehalten. — Des Königs erste Pflicht ist Gerechtigkeit, sprach Quauhtemotzin. Der Spanier hat unsern Gebräuchen vollkommen Genüge geleistet, und eher Genugthuung von uns zu fordern, weil zwei der Kämpfer ihn gegen alle Kampfgesetze zugleich angegriffen. Im Vertrauen auf die Erfüllung aller Bedingungen, hat er die schwere Stunde bestanden wie ein Held, und man soll nicht sagen dürfen, daß Mexico die heilige Treue verletze, selbst gegen seine Todfeinde.

Auch Huerotzinko hat einst Cholulas Häuptling geopfert, nachdem er schon elf Streiter überwunden auf dem Fechtersteine, stellte der Teoteuktli vor.

Das hat er leider gethan, rief Quauhtemotzin unwillig, aber dadurch auch seinen Namen sinkend gemacht, im ganzen Lande Anahuack, und fern sey es von uns, dies schändliche Beispiel nachzuahmen. Drum schweige göttlicher Herr mit Deinem Verlangen, das Dich eben so entehrt, als seine Erfüllung mich beschimpfen würde. —

Das war ein ehrliches Wort, König, rief Juan, und steckte den blutigen Degen in die Scheide, während die treue Anakoana, die sich herzugedrängt, seinen gefesselten Fuß losband, und mit Freudenthränen benetzte. Und als sich der Jüngling frei fühlte, sprang er fröhlich herab vom Todessteine, trat rasch auf Quauhtemotzin zu, schüttelte ihm treuherzig die Hand und sprach: Ihr seyd der erste mexikanische Kriegsmann, den ich achte. Zwar habt Ihr nur Eure Pflicht gethan, aber auch das ist unter diesem Volke und diesem Priester gegenüber Ehren und Dankes werth. Ich bleibe Euch tief verschulder, und bei meinem Ritterwort, ich will Euch ehrlich bezahlen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Harte Zeiten.

(Aus dem Friedensbothen.)

Als Beweiß, daß das Geschrey über harte Zeiten, was in unsrer Stadt an allen Ecken so laut und deutlich gehört wird, wohl gegründet ist, wollen wir bloß die Thatsache anführen, daß vorgestern auf einer Auction eine Anzahl „Cashmere Shwals" zu dreihundert Thaler das Stück verkauft wurden. (Neuyork Zeit.

Frühling.

(Aus dem Friedensbothen.)

Unterm 26sten Februar wird aus Richmond im Staat Virginien, gemeldet, daß sie dort am Samstag und Montag zuvor die ersten Schäd (wahrscheinlich Seefische) auf dem Markte hatten. Die Aprikosen-Bäume standen in voller Blüthe, 15 Tage früher als voriges Jahr.

---

* Die beste Methode Brennöl zu reinigen.

Man rühret in das Oel 2 bis 3 Prozent seines Gewicht konzentrirte Schwefelsäure, läßt die nun gebildete schwarzgrüne schmierige Masse 24 Stunden stehen; vermischt es hierauf mit dem doppelten seines Umfanges, mit Flußwasser, und wenn sich die unreinen Theile abgesetzt haben, das reine Oel hingegen sich geklaret hat, zieht man letzteres durch Dochte ab, oder filtriret es durch graues Fließpapier.

---

* Ein Wetteranzeiger.

Man schüttet in einen Topf ein Quartier saure Milch, setzt ihn auf den Feuerheerd, in einiger Entfernung von dem Feuer, oder an einen warmen Ort; je weißer und fester die geronnene Milch oben stehen bleibt, je beständiger ist das Wetter ohne Regen. Fängt sie aber an zu sinken, und das Dünne hebt sich, so kömmt ohnfehlbar Regen. So wie sich nun die Waddig viel oder wenig, über die geronnene Milch ausdehnet, darnach läßt sich die Menge des Regens bestimmen.

---

* Die auf jeden Fall nützliche Arznei.

Von Noeldeke.

Held Marlborough lag auf dem Kranken-Bette,
Von Sarah's Hand und Doctor Garth gepflegt.
Nehmt, wenn ihr wollt, daß euer Arzt euch rette,
Auch seinen Trank! — sprach sie. — Doch unbewegt
Schlug er ihn aus. Der große Held in Kriegen
Vermochte nicht die Unlust zu besiegen.
Nehmt, fuhr sie, ungestümer dringend, fort,
Die Arznei, und glaubet auf mein Wort,
Sie nützt! — Er aber glaubte nicht aufs Wort,
Und fuhr sie auszuschlagen standhaft fort.
Ich will, hub Lady Sarah an zu schrein,
Wenn sie nicht nützt, sogleich des Henkers seyn!
Kaum hatte Garth der Lady Wort vernommen,
Sprach er: auf jeden Fall wird sie euch frommen.

---

* Trarar's letzte Worte,

als er aus dem kleinen Kriege zu Hause in den großen nach Frankreich zog.

Von Noeldeke.

Sieg oder Tod sey mein im Schlacht-Gedränge!
Ich muß, — mir wird's in Haus und Hof zu enge, —
Dem Kampf entgegen, in der Streiter Menge,
Unsterblichkeit und Nachruhm zu erwerben,
Und, sterb' ich, Vaterland! für dich zu sterben!
So sprach, seit sieben Monden erst beweibt,
Und schon seit sieben Monden schlecht beleibt,
Trarar, und zog als Held von Sieg zu Siege,
Und fiel als Opfer nicht im Freiheitskriege.
Doch nie kehrt' er zurück; zurück geblieben
Fand sich ein Blatt, von seiner Hand geschrieben:
Nie sehen wir uns wieder, meine Freunde,
Und fall' ich kämpfend gegen tausend Feinde,
Ist's nicht die Tausendzahl, die meinen Fall gebracht;
Aufs Bett der Ehren hat vom Eh-Bett mich gebracht
Die böseste der Zahlen zwischen sechs und acht.

---

* Die beiden von einem Fuchse überraschten Gänse.

Von Noeldeke.

Glücklich und überbeglückt, nicht sorgend des kommenden Morgens,
Plätscherten abendlich einst Mutter und Töchterchen Gans
In den wallenden See; — heranschleicht leise durchs Riedgras,
Näher den Badenden stets, welche der Kühlung sich freun,

und der schönen Natur und der Welt voll Frieden
und Unschuld,
Plötzlich, mit fletschendem Zahn, schwingend die
Lunte zum Sieg,
Meister Reineke Fuchs. — Fuchs! — schreien da
Mutter und Tochter;
Tochter, verloren bin ich! — Mutter, er hat Dich
erhascht!
Wehe, du zappelst und stirbst! Was nutzt auf Erden
die Unschuld! —
Euch nichts, — lachte der Feind, — aber uns
Füchsen sehr viel.

* Lakonische Antwort.

Es schoßen die Kanoniere! —
Es standen wohl zehn Officiere
Und sahn dem Probeschießen zu;
Bei ihnen stand der Hofjude Schmuh.
Von Zehnen waren schier neune
Dem letztern schuldig — der Eine
Fragt neckend und zupft ihn am Ohr;
„Du kannst auch wohl schießen, Du Jude?“
Und Schmuh ertheilt ihm die gute
Und kurze Antwort: „Vor. —“

* Bitte.

Der gütige Bekanntmacher des im Bürgerfreunde Nro. 54 befindlichen Mittels wegen Heiserkranke, wird höflichst ersucht, das Gewicht des Isländischen Moos zu bestimmen — indem man für 6 Gr. ½ Pf. bekömmt und vielleicht an einem kleinen Orte fürs Loth 6 Gr. bezahlt werden muß. — Obiges Quantum ½ Pf. Moos mit Rosienen, Candis und Malz ist einem Leidenden der Art nicht bekommen.

Neue Erfindung.

— Herr Lamarc, Dokter der Medizin zu Paris, kündigt an, daß er einen neuen Kochapparat erfunden und vervollkommnet habe, dem er den Namen Autoclave, d. h. der sich selbst schließt, gegeben hat. Hr. Lamarc hatte sich verbindlich gemacht, seine Mahlzeit in weniger als einer halben Stunde zu kochen; ein Versuch, der kürzlich vor einer zahlreichen Gesellschaft gemacht wurde, und vollkommen gelang. Man that in das Gefäß ein Stück Fleisch, Gemüse, und so viel Wasser, als nöthig ist zu einem Gericht von vier Portionen. Das Gefäß wurde an ein Feuer gesetzt, das von einigen Kohlen unterhalten wurde. Nach 30 Minuten wurde das Gefäß vom Feuer genommen, man ließ es einige Augenblicke abkühlen und der Berichterstatter versichert, daß die Fleischbrühe von einer vorzüglichen Qualität und das Fleisch gut gekocht war. Während des Kochens ist es nicht nöthig, den Fleischtopf auch nur ein einziges Mal zu öffnen, um ihn abzuschäumen, denn am Ende der Operation findet sich der Schaum am Boden des Gefäßes, und vermischt sich nicht mit der Fleischbrühe. Die Vortheile dieses autoclavischen Kochtopfes sind: 1) daß er eine Fleischbrühe von vorzüglicher Qualität giebt, was sehr begreiflich ist, weil der Apparat hermetisch verschlossen ist, und also nichts verloren geht; 2) daß er bedeutend die Produkte vermehrt, durch die Quantität Gallerte, welche die Knochen hergeben; 3) daß das Kochen zehnmal schneller geht, als in den gewöhnlichen Kochtöpfen. Vorzüglich für die Armen wird diese neue Kochart von großem Nutzen seyn. Wir überlassen die weitere Beschreibung des Autoclavs den Journalen, die sich mit den Wissenschaften und Künsten insbesondere beschäftigen. Wenn genugthuende und wiederholte Versuche diese Entdeckung bestätigen, so kann es nicht fehlen, daß sie die wichtigsten Resultate in Beziehung auf die Oekonomie gewährt, weil es dann anerkannt

seyn würde, daß man zu demselben Resultate in einer halben Stunde gelangen kann, und mit der Hülfe von höchstens dem zehnten Theil des Brennmaterials, was man gewöhnlich zu diesem Geschäft verbraucht. Bei der überall zunehmenden Theurung des Brenn-Materials ist diese Oekonomie von solcher Wichtigkeit, daß sie auch dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen kann. Wir wünschen daher sehr, daß der Gebrauch den Werth dieser Entdeckung bewähren möge; und was von diesem Augenblicke eine starke Vermuthung zu ihrem Gunsten erregt, ist, daß, wie aus einem Briefe des Ministers des Innern erhellet, man schon seit länger als einem Monat sich des Autoclavs des Hrn. Lamarc in dem Blinden-Institut zu Paris bedient.

---

* Charade von drei Sylben.

Wie aus des Heklas dunkeln Reichen,
Entströmt dem Ganzen Rauch und Glut;
Doch darf der Wandrer nicht erbleichen
Und zittern vor der Lavafluth.

Denn an des Waldes lichtem Saume
Sieht er die beiden letzten stehn,
Und freundlich heißt zum engen Raume
Ein holdes Kind den Fremdling gehn.

Doch ihn ergreift's mit mächt'gem Grauen,
Als er den Wunderbau erblickt,
Kaum mag er seinen Augen trauen,
Er wähnt vom Zauber sich berückt.

Was aus des Ganzen Glutgewalten
Als Erste hell den Tag begrüßt,
Das ist es, was in Blendgestalten
Der letzten beiden Raum umschließt:

1. Es spricht ihn an mit Zauberkräften,
Ein trautes Bild folgt seinem Schritt',
Als ob ihn böse Geister äfften,
Wohin er geht — das Bild geht mit.

2. Und wieder zaubert es die Ferne.
Ganz deutlich vor den Späher hin
3. Und unter seiner Hand sieht Sterne
Und fremde Blumen er erblüh'n.

4. Er tritt hinaus — will eilig weiter:
Kind spricht: laß erst den Sturm verziehn!
Er glaubt es scherze, — blau und heiter
Sieht er den Himmelsbogen glüh'n.

Doch sieh', das Kind hat nicht gelogen,
Als ihm die erste Sturm gedroh't:
Denn Wolken kommen angezogen,
Und düstern schnell das Abendroth.

5. Und kälter wird's — die Sonne sinket,
Da neig't das Kind der ersten Rund
Auf dürres Reis — ein Flämmchen blinket
Und lodernd sprüht das Halmenbund.

---

6. Dieß Räthsel selbst, floß aus dem einen
Der Dinge — die die erste kenn't
Die Lösung wird euch leicht erscheinen;
7. Stromaufwärts sie sich freundlich nennt.

A. Daeves.

Der verbesserte Kalender der freien Hansestadt Bremen für das Jahr Christi 1821 gedruckt und zu haben bei G. Jöntzen

hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern und in der Papenstraße Nro. 22 zu haben. Er enthält diesmal ausser der gewöhnlichen Kalender-Berechnung mit Ebbe und Fluth:

1. Neue Zeitrechnung.
2. Kirchenrechnung nach dem neuen Kalender.
3. Welt- und Planeten-System.
4. Mittlere Entfernung der Planeten von der Sonne und Größe derselben.
5. Von den Jahreszeiten.
6. Von den Finsternissen im Jahre 1821.
7. Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet.
8. Bauern-Practik.
9. Uebersicht der Witterung der Monate April bis October 1820.
10. Verzeichniß der Jahrmärkte nach Datum und alphabetischer Ordnung für das Jahr 1821.
11. Verzeichniß sämmtlicher abgehender und ankommender Posten in Bremen.
12. Oeffnung, Sperre und Schluß der Thore der freien Hansestadt Bremen.
13. Bekanntmachung wegen Verlängerung der Sperrzeit und der zu erlegenden Sperrgelder während der Nachtzeit.
14. Mittel, um Regenwürmer aus den Gärten zu vertreiben.
15. Die Eigenschaften und Tugenden des Knoblauchs.
17. Die Kunst: Eier so zu kochen, daß sie weich bleiben.
18. Miscellen und Anekdoten.

Auflösung der Charade in Nro. 56.

Steindruck.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 58.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 20. Juli 1820.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Wie Jacob einst in jener verhängnißvollen Nacht mit dem Herrn rang, so hatte Cortez unterdessen männlich gerungen mit dem starken Schicksal, und es nicht aus den Armen gelassen, bis es ihn gesegnet. Nachdem er sich durch Popotla und Tlakopan geschlagen, und beständig im Gefecht, über Quauhtitlan und Kolok gezogen, langte er in Zakamolko an, wo sich zu den Leiden, denen der unglückliche Rest seines Heeres zu erliegen begann, auch noch der Hunger gesellte. Von gefallenen Pferden mußten sich die Spanier, von Kräutern des Feldes ihre heydnischen Bundesgenossen sättigen, und bei dem Marsch über die Berge von Aztaquemekan stellte sich ihnen unweit Otompan eine frische Heeresmacht, 200,000 Köpfe stark, entgegen. Aber Cortez verlor darum den Muth nicht. Damit alle Spanier am Gefecht Theil nehmen konnten, ließ er in der Nacht vor dem Treffen den Verwundeten Krücken machen, und führte am Morgen das Heer mit den Worten: Seht da den Sieg oder den Tod! gerade in den Feind.

Wunder der Tapferkeit, wie diese Katastrophe sie forderte, geschahen auf beiden Seiten. Aber wie Sandoval alle Spanier, wie der hundertjährige Tlaskalaner Hauptmann Kalmekahna seine Waffenbrüder, wie die Spanierin Maria de Estrade, mit Schild und Lanze an ihres Gatten Seite fechtend ihr Geschlecht weit hinter sich ließ, so überstrahlte wieder Cortez Tapferkeit, durch eine gefährliche Kopfwunde nicht geschwächt, alle diese glänzenden Beispiele eines seltenen Heldenmuthes. Dennoch hätte diesmal die ungeheure Uebermacht gesiegt, hätte nicht Cortez durch einen der schnellen glücklichen Gedanken, die man Silberblicke des Genies nennen könnte, die Schlacht für sich entschieden.

Er sah den Feldherrn der Mexikaner Cihuakatzin im reichen Kriegskleide, einen hohen Federbusch auf dem goldnen Helm, das goldne Schild am Arm, die Hauptfahne, ein goldnes Netz auf einer Stange, an seinen Rükken festgebunden, hoch über seinem Haupte emporragen und von seinen Soldaten auf einem Sessel umhertragen. Da rief er die Kapitaine Sandoval, Alvarado, Olid und Avila zu sich, stürzte, von ihnen begleitet, mit der Schnelligkeit und die Gewalt des Blitzes auf den feindlichen Heerführer los, und streckte ihn durch einen Lanzenstoß zu Boden. Ein kühner Spanier, Juan von Salamanka, sprang vom Rosse und gab dem Gefallenen den Rest und entriß dem Leichnam die Fahne. Die Mexikaner geriethen bei diesem Anblick in Unordnung, die bald zur Flucht wurde. 20000 Feinde lagen auf der Wahlstatt, unermeßlich war die Beute, da sich die Heiden in ihrer Siegessicherheit mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt und der Weg nach dem verbündeten Tlaskala war, freilich mit schweren Opfern, da fast alle Krieger dieses Freistaats im Treffen geblieben waren, gereinigt. Dort wurden die armen Flüchtlinge mit offenen Armen empfangen. Die edlen Republikaner, denen das spanische Bündniß so viele Tausende ihrer Landsleute gekostet, blieben ihm dennoch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit treu, und Maxikatzin, der selbst den Verlust einer geliebten Tochter zu betrauern hatte, besaß noch Seelenstärke genug, Cortez durch die Hoffnung der Rache an Mexico zu trösten, die er ihm im Namen seines Volkes versprach. Cihuakatzins Fahne, die der Feldherr aus schlauer Höflichkeit diesem Häuptling als Trophae übergab, gewann ihm alle Herzen dieser auf ihre Kriegsehre so eitlen Nation. Aufs neue huldigte der hohe Rath der Krone von Spanien, und seine Häupter entsagten ihrem Götzendienst öffentlich, und ließen sich durch Olmedo taufen.

Eine Mexikanische Gesandtschaft, erschienen, um Tlaskala gegen die Spanier aufzuhetzen, ward zurückgewiesen, der junge Xikotenkatl, der für den Zweck ihrer Sendung sprach, von Maxikatzin im versammelten Rathe thätlich gemißhandelt, würde seiner Feldherrnwürde entsetzt worden seyn, wenn sich nicht Cortez selbst für ihn verwendet hätte.

Dieser war jetzt, nach schwerer Niederlage, von seinen Wunden genesen. Durch Verstärkungen, von Velasquez auf Kuba zur Unterstützung Narvaez, von dem Statthalter auf Jamaika zu einer Expedition gegen Panuko abgesandt, sahen sich die Spanier bald wieder im Stande, angriffweise zu verfahren. Nach blutigen Kämpfen wurden Tepejakan, Quauhquechallan, Itzokan, Xalatzinko, Tekamechalko und Tochtepeck bezwungen und unterjocht. Jetzt aber begonnen die Blattern, diese Geißeln des Menschengeschlechts, die ein Negersclave des Narvaez nach Chempoalla gebracht, in dem Lande Anahuack zu wüthen, die sie bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt. Viele Tausende Eingeborne wurden davon hingerafft, manche Oerter starben ganz aus, und die, deren starke Leibesbeschaffenheit der Seuche widerstanden, trugen gräßliche Verunstaltungen davon.

Auch der edle Maxikatzin ward ein Opfer dieser schrecklichen Krankheit. Cortez, der in diesem Lande schon als voller Souverain zu handeln begann, ernannte, im Einverständnisse mit dem hohen Rathe, dessen zwölfjährigen Sohn zum Nachfolger des Vaters in der Herrschaft von Otekaloiko, dem vierten Theile der Republik, und bewaffnete ihn, zur Belohnung der

väterlichen Verdienste, als Ritter nach spanischen Gebräuchen.

Jetzt ging der Spanier Eroberungshang wieder nach dem Königreiche Akalhuakan. Der unglückliche Kuikuitzkatzin, den Cortez und Montezuma nach Kakamatzin's Verhaftung auf diesen Thron gesetzt, war später auch Gefangener der Spanier, und nach Mexico gebracht worden. Der Nacht der Trübsal glücklich entronnen, hatte er die Spanier nach Tlaskala begleitet, war ihnen aber dort entflohn, und nach seiner Residenz Tezkuko zurückgekehrt. Hier herrschte jetzt sein Bruder Koanokotzin, der, ungeneigt, die kaum aufgesetzte Krone auf einem andern Haupte zu sehen, ihn verhaften und, nach kurzer Berathung mit dem Könige Quauhtemotzin, hinrichten ließ. Jetzt nahete im spanischen Waffenklange dem Brudermörder die Vergeltung. Er entrann ihr nach Mexico, und sein unruhiger Bruder Ixtilxochitl, schon früher Prätendent von Akolhuakan, jetzt Staatsgefangener der Spanier zu Tlaskala, ward durch Cortez gewohnte Willkühr auf den erledigten Thron berufen, und nahm die Krone, die er allein den Waffen der Fremden verdankte, freudig von ihnen zu Lehn.

Nun konnte Cortez sein Hauptquartier mit Sicherheit aufschlagen. Mit Mexico's großem Salzsee und Tlaskala's Gebiet gränzend, begünstigte dieß Königreich eben so sehr den Bau der Brigantinen, die Cortez zur Bezwingung der Hauptstadt bedurfte, als die Verstärkungen, die er aus dem verbündeten Freistaate zog. Kaum hatte er sich hier festgesetzt, als er aus einer, dem Helden übelanstehenden, kleinlichen Rachsucht Istapalapans Vernichtung beschloß, um — dessen Bewohner die Nacht der Trübsal entgelten zu lassen, die ihm ihr vormaliger Fürst, Kuitlahuitzin, als König von Mexico, bereitet. Aber der Erfolg war so, wie es die schlechte Veranlassung verdiente. Zwar wurden Istapalapans Vertheidiger geworfen, zwar ward die Stadt erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt; aber die verzweifelnden Heiden, die schon vorher ihre Weiber, Kinder und Schätze geflüchtet, durchstachen den Damm, der die Stadt vor den Fluthen des Sees schützte. Bei dem Scheine der brennenden Häuser nahmen die Spanier bald mit Schrecken wahr, daß das Wasser aus den Kanälen in die Höhe stieg und die Straßen zu überschwemmen begann. Schnell ließ Cortez zum Abzuge blasen, und marschirte mit einer Eile aus der gefährlichen Stadt, die einer Flucht sehr ähnlich sah, die aber doch viele Tlaskalaner, welche ertranken und den größten Theil der Beute nicht retten konnte, hinraffte, und mit eben so wenig Vortheil als Ehre, unaufhörlich mit feindlichen Streifhaufen sich schlagend, mußte er nach Tezkuko zurückkehren.

Aber diesen Verdruß versüßten ihm bald neue Bündnisse, welche die Städte Mitzquik, Orompan und Chalko mit ihm schlossen, und er konnte mit hinreichender Ruhe an den Transport der Brigantinen denken, die sein alles umfassender Geist unter den ungünstigsten Verhältnissen, mit den unzureichendsten Hülfsmitteln geschaffen. Martin Lopez, der Ingenieur des spanischen Heeres, hatte die erste gebaut, die schnell begreifenden, kunstfertigen Tlaskalaner nach diesem Modell die übrigen zwölfe. Jetzt kam es darauf an, diese Schiffe in ihre einzelnen Theile zerlegt, ohne Zug- und Lastvieh, unter den Angriffen der feindlichen Streifheere über Gebirge und unwegsame Straßen von Tlaskala nach Tezkuko zu schaffen. Doch Cortez, in jeder Beziehung das Haupt des Heeres, befahl; Sandoval, sein rechter Arm, vollstreckte, und

so ward das Unmöglichscheinende wirklich. 8000 Tlaskalanische Lastträger mit Masten, Balken, Brettern, Tauen, Segeln und Eisenwerk beladen, gingen in der Mitte des Zuges, 2000 andere Lastträger trugen die Lebensmittel der Expedition, 15 Reiter und 200 spanische Fußsoldaten unter Sandoval, und 30,000 Tlaskalaner Krieger unter dem eben so eiteln als braven Chichimeka Teuktli, deckten den Transport, der sich eine Meile lang ausdehnte. Mexikaner Schwärme, die sich hier und da zeigten, wagten gleichwohl keinen Angriff, da sie jeden Punkt des Zuges wohl gerüstet fanden zu ihrem Empfange, und so langte endlich auf den Schultern der Republikaner das Verderben des mexikanischen Despotismus in Tezkuko an. Cortez, wohl wissend, wie herzengewinnend Ehrenbezeigungen von einem allgemein gefeierten Helden sind, ging dem Zuge mit feierlichem Pomp, von allen seinen Hauptleuten begleitet, entgegen, und dankte öffentlich durch eine herzliche Umarmung dem tlaskalaner Heerführer für diesen wichtigen Dienst. Sechs Stunden währte der Einmarsch in Tezkuko. Der Kriegs-Musik freudiger Lärm feierte schon im Voraus die Eroberung Tenochtitlans, und durch des glücklichen Erfolges Wonne noch inniger verbrüdert, jauchzten die verbündeten Heere mit einem Rufe die Namen Kastilien und Tlaskala hinauf in die Wolken.

Während die Brigantinen zusammengesetzt wurden, brach der unermüdete Cortez zu neuen Unternehmungen auf. Mit seinen Spaniern, mit dem neuen tlaskalaner Heer und dem Adel Tezkukos unterwarf er sich die Inselfestung Xaltokan, das schöne Quauhtitlan, die Städte Tennjokka und Azkapozalko und erstürmte die Residenz Tlakopan am Westende des Salzsees, wobei er bis an die merkwürdigen Kanäle vordrang, die in der Nacht der Trübsal so viel Spanier verschlungen hatten. Die Erbitterung zwischen den Mexikanern und den indischen Bundestruppen der Spanier war jetzt aufs höchste gestiegen, und sprach sich nicht bloß in mehreren Zweikämpfen, sondern auch in den wüthendsten Schmähreden aus. Ihr seyd die Kammermägde der Spanier, schrien Tlakopans Krieger den Tlaskalanern zu, denn nur in Eurer Begleitung haben sie sich so nahe an Tenochtitlan wagen wollen. Ihr verdient viel eher den Weibernahmen, antworteten die Gereizten, da Ihr mit Eurer überlegnen Anzahl doch Tlaskala noch nie bezwingen konntet. Selbst Cortez mußte der Feinde Jungenstreiche dulden. Komme doch auf Mexico's Insel! Christ, riefen sie ihm zu. Spiele dort, wie einst, den Herrn, und belustige dich nach Gefallen! Hoffest Du, daß Dir alles so gelingen wird, wie das erstemal? Vielleicht glaubst Du, daß in Tenochtitlan ein zweiter Montezuma herrscht, der ganz von Deiner Willkühr abhängt. Ziehet nur hinein in die Hauptstadt, Ihr Weißen, die Tempel harren schon der neuen Opfer!

Die tapferste Vertheidigung gab diesen Stachelreden den gehörigen Nachdruck. Auf dem Damme, auf dem die Spanier vorgedrungen, wurden sie von einer solchen Anzahl Heiden angefallen, daß sie sich nur mühsam zurückziehen konnten und wüthend durchschlagen mußten, um das feste Land wieder zu erreichen. So sehr sich Cortez Siegerstolz dagegen empörte, so mußte er es sich doch am Ende gestehen, daß Tenochtitlan auf diese Weise nicht zu nehmen sey, und daß es nur einer förmlichen, mit Muße vorbereiteten, Belagerung fallen könne. Er gab also den Befehl zum Aufbruch, und kehrte zum zweitenmal mit einem gescheiterten Plane nach Tezkuko zurück.

Unterdeß hatte Sandoval Huaxtepek von seiner mexikanischen Besatzung befreiet und Jakapichtla erstürmt. Ein Heer Quauhtemotzins ward von den Kriegern von Chalko, Huexotzinko und Quauhquichollan geschlagen, ehe die spanischen Hülfstruppen bei diesen anlangten. Zwei vornehme Mexikaner, die in dieser Schlacht gefangen wurden, schickte Cortez mit Friedensvorschlägen an den König von Mexico. Aber da die erste Friedensbedingung das Anerkenntniß der spanischen Oberherrschaft war, so antwortete Quauhtemotzin nur mit neuen Kriegerüstungen, und Cortez, durch das Bündniß mit den Städten Tuzapan, Mexikolzinzo und Nauhtlan am mexicanischen Meerbusen neu verstärkt, schlug zwei feindliche Heere in den Gebirgen von Huaxtepek, eroberte das feste Quauhnahuak und des schönen Xochimilko Blumengefilde, warf ein frisches Heer, das ihn hier von Mexico aus angriff, zurück, und schlug sich über Kojohuakan wieder bis Tlakagan durch. Hier überschaute er von des Haupttempels oberer Terrasse die blutige Bahn, die er durchlaufen, und den Weg, der ihm noch zurückzulegen übrig blieb. Er war auf diesem Zuge um alle Seen des Thales von Mexico marschirt, und dadurch erst mit der ganzen Schwierigkeit seines Unternehmens bekannt geworden. Seine Hauptleute riethen zum neuen Sturme auf Tenochtitlan, aber überzeugt, daß er dadurch seine Truppen nur unnütz zur Schlachtbank liefern würde, wieß er den Vorschlag zurück, und — kehrte zum drittenmale nach Tezkuko zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Brautbett.

Erzählung von Gustav Schilling.

Hallo wollte heute die Braut in seine schön geschmückte Behausung einführen. Das drängende Glück, die Ungeduld des Verlangens trieb ihn auf und ab, durch die Zimmer, in's eheliche Schlafgemach. Die seidenen Behänge des Brautbettes blähten sich, von dem Luftzug erhoben, als wehe seine Holde bereits hinter ihnen, die Flöten-Uhr schlug an; ihm war, als ruf' ihn ihr Liebeslaut; er versank in den schönsten Gedanken. Da schlüpfte Charlotte, Tina's Kammermädchen, durch die Thür. Die gellende Stimme der Grüßenden weckte den Träumer, sie setzte ein Körbchen auf den Pfeilertisch und Hallo fragte, liebreich dankend, was sie bringe?

Nachtsachen! wisperte Lottchen, den Deckel öffnend; da balsamirte Rosenduft das Zimmer. Er trat hinzu, er musterte, eifrig und neugierig, die zarten, schneeweißen Hüllen, drückte Gold in des Zöfchens Hand, das sich ein bischen sträubte, dann erkenntlich die seine küßte, und sagte —

Du bist mit Arbeit überhäuft und doch so freundlich und so unverdrossen, das liebe ich sehr!

Mit einem Knix erwiederte Charlotte — Ei, einer solchen Herrschaft dient man gar zu gern — dem gnädigen Fräulein zu gefallen, lief' ich unbedenklich durch zehn Feuer!

Du gutes Herz! Ich liefe mit! Trage sie auch künftig auf den Händen und rechne auf mich, es soll Dir wohlgehn!

Da zweifle ich nun gar nicht! fiel sie ermuthigt ein, lobte das Fräulein und dann sich selbst, verhieß goldene Berge und empfahl sich zu Gnaden.

Frauen und Mädchen, dachte Hallo: die von ihren Zofen gepriesen werden, müssen an die Halb-Engel und Heiligen grenzen — wie glücklich bin ich doch! — Darauf schritt derselbe, noch seliger als er herkam, auf sein Zim-

mer zurück und traf im Vorsaal einen Schmerzensohn. Der Lieutnant von Dornen, sein liebster Jugendfreund, überraschte ihn. Dieser kam eben, verstümmelt und mit Wartegeld entlassen, aus dem Feldspitale. Zwei Traubenkugeln hatten, in der letzten Schlacht, sein Kinn zerschmettert, sein Gesicht zerfleischt; es kostete ihm Mühe, sich verständlich zu machen und das Aussehn des wohlgebildeten Mannes war jetzt fast abschreckend — er trat in dieser Stunde, wie ein Freuden störendes Gespenst auf Hallo's Blumenweg und sagte mit hohlen Gurgeltönen —

Mich führt mein Weg hier durch — ich fragte nach Dir, ich hörte von Deinem Wohlergehn und das Herz behauptete sein Recht. Erkennst Du mich denn und gedenkest Du noch meiner?

Hallo umarmte ihn, schmerzlich bewegt. — Ja, ich kenne Dich, Freund! und gedachte Dein mit Rührung und Liebe. Wie geht es?

D. Das siehst Du! jetzt aber soll nur von Glücklichen die Rede seyn. Der Wirth im Gasthofe sagt mir, Du sey'st Bräutigam, doch wußte er die Braut nicht zu nennen —

Ich zeige sie Dir! erwiederte Hallo und führte ihn vor Leontinens Bild, das im prächtigen Goldrahm über dem Divan seines Wohnzimmers prangte. Sie wird heut Abend noch die Meinige.

Dornen murmelte unvernehmbare Worte.

H. Sie ist ein Engel an Seel' und Leib — an Herz und Gemüthe. — Sieh nicht so bitter drein, Ungläubiger! Gebrechen der Sterblichkeit sind milde Schatten, auch mangelt ihr, was allen jetzt das Beste dünkt. Mein Bräutchen ist blutarm und es mußten Wunder geschehn, ihr die Hand bieten zu können, da mir es selbst bisher, nicht selten, am Nöthigen gebrach.

D. Ich sehe Dich, allerdings mit Befremden, vom Glanz und Ueberfluß umgeben.

H. Mein altes Glück verließ mich nicht.

D. Wohl hat Dich das von Kindheit an beschirmt. Dir ward die einnehmende Gestalt, die Gabe zu gefallen, der leichte Sinn, die schnelle Fassungkraft, und in jeder Verlegenheit plötzlich ein Ausweg.

H. So fand ich auch mein ganzes Lebensheil am Wege — fand Leontinen, die mit ihrer Großtante nach der Hauptstadt reis'te, rathlos vor dem zerbrochenen Wagen im Walde, nahm beide in dem meinigen auf und erwarb mir damit, im ersten Augenblicke der Bekanntschaft, ein Verdienst um sie und die Beachtung der Erkenntlichkeit. Bald darauf find' ich, im Thiergarten, ein goldenes Döschen, auf dessen Deckel mich ein emaillirter Zierbengel aus der Zeit der Allongen-Perücken anblinzelt und das Tagblatt bietet, am folgenden Morgen dem redlichen Finder ein Ansehnliches für die Zurückgabe. Ich überbringe sofort das Kleinod der alten, steinreichen Wittwe, der es angehört — ich weise, wie sich versteht, den Finderlohn von der Hand, erfreue durch diese Großmuth die Karge, erbaue sie durch mein Thun und Wesen, steh' ihr mit Rath und That bei, als sie über den Lauf eines endlosen Prozesses jammert, und diese Gönnerin, die weder Kind noch Kegel hat, erkrankt, setzte mich zum Erben ein und stirbt! Ich stand dagegen gleichsam vom Scheintod auf, ich warb alsbald um Leontinen, warb um die Krone denkbarer Segnungen, und diese Krone fiel mir zu.

Sie drücke Dich nie! entgegnete der Invalid — Mich hat dagegen, von Jugend auf, nur der dunkle, feindselige Genius heimgesucht. Er nahm dem Kinde Vater und Mutter, er warf den Knaben in Tyrannen-Fäuste, er ver-

sagte dem Jünglinge das tägliche Brod, er trieb den Mann, aus dem Armen einer ähnlichen Leontine, auf die Biwache. Während dem Dich der Goldregen bedeckte, fiel das Gepäck des Heeres und mit ihm mein letztes bischen Habe in Feindes Hand — während dem Du mit dem Amor spieltest, rang ich mit erdrückenden Riesen — während dem Dich die Feen betteten, lag ich zwischen Sümpfen und Leichen, zerfleischten mich Kugeln und Wundmesser, machte mich ein Pfuscher zur Vogelscheuche, gab mich der undankbare Staat dem Hunger und dem Kummer preis. Meine Gefeierte aber — mein schönster Traum und Trost in jeder Noth, bot einem Glücklichern die Hand.

Hätte ich doch bald das Beste vergessen! wisperte Lottchen, plötzlich hereintretend: einen Auftrag des Fräuleins! Damit reichte sie dem Bräutigan ein Briefchen und eilte fort. — Dieser erbrach es und las —

„Innig Geliebter! Emma, unsere todkranke Freundin, besteht darauf, mich in meinem Brautschmucke sehen und segnen zu wollen, auch sandte sie mir die selbstgezogne Myrthe zum Kranze. Um so weniger kann und mag ich die dringende Bitte der Liebevollen — vielleicht die letzte — ihr versagen und werde deßhalb so eben hinfahren. Ewig wie heute

Deine Tina."

Hallo sah verdüstert auf, vermißte seinen Freund, der während dem verschwunden war, ergriff seinen Hut und dachte —

Dir soll geholfen werden, Unglückssohn! aber den Krankenbesuch meiner Braut verbitte ich mir — die Scene würde mehr als hinreichen, den göttlichen Abend durch Schauer und Wehmuth und entzaubernde Todes-Gedanken, zu verkümmern.

Hallo kam zu spät in Leontinens Wohnung an, denn sie war so eben abgefahren. Er fand nur ihre alte, sprachselige Großtante vor, er äußerte seinen Unwillen über die unzeitige Wohlmeinung der Braut mit der Heftigkeit, die ihm beiwohnte, während dem die Matrone Tina's Gewährung ein frommes Liebes-Opfer nannte und es für Christenpflicht erklärte, einer so bedenklich kranken Freundin den Willen zu thun. Sie stellte ihm demnächst ihren seligen Gatten, den Hofrath, als ein Muster der Sanft- und der Langmuth, zum Vorbild auf; sie führte Beispiele an und sagte, die Hände gemächlich über dem Leibe faltend —

So fuhr, als mich mein Männchen, eines Tages, in das Puppenspiel führte, ein Hündlein, mit lautem Gebell, aus Nachbars Hausthür und biß ihn in den seidenen Strumpf. Der Wirth aber, ein honnetter Mann, sprang hinter drein, er warf seine Pudelmütze nach dem bärbeißigen Vieh und bat submissest um Verzeihung. — Nicht Ursache! entgegnete mein mildreicher Schatz: Sie hetzten ja Ihr Fidelchen nicht; Sie waren es noch weniger, der mich in's Bein gebissen hat und junge Hunde renommiren gern. Mich dauert Dero Sonntagmütze. Ich aber würde doch, an Ihrer Statt, das reißende Thierchen von mir thun, es könnte Ihnen, heute oder morgen, Kosten und Unlust verursachen. — Item, als ich einer läufigen und lässigen Köchin den Kopf wusch und ihn gegen selbige mit in's Feld stellen wollte, erwiederte der Selige, zu meinem Verdrusse —

Anne Mariechen! versetze Dich doch, ehe Du richtest und eiferst, an Rachelchens Stelle. Denke nur, wie Dir zu Muthe seyn würde, wenn Du Dich, Morgen für Morgen, dem süßen Schlaf entziehn und sudeln und sprudeln solltest bis zum Niedergange, — Wenn Du, im Schnee

und Kothe, nach allen Winden hingesprengt würdest und statt der wohlverdienten Schwenzel-Pfennige, blanke Hundsloten einstecken müßtest, weil die gnädige Frau Dir den Heller und den Pfennig mit dem Schieferstift nachrechnete. Wie Dir seyn würde, Anne Mariechen! wenn Dich, des Mittags der Fleischtopf und der Bratendampf heißhungrig machte und die Gnädige Dir höchstens einige Zasern und Fasern in den Scherben würfe oder wohl gar spräche — Sie kann sich das Maul mit dem Breie stopfen, den die Belline gestern verschmäht hat, weil ihn Ihre Fahrlässigkeit anbrennen ließ. — Wie Dir endlich seyn würde, mein Engelchen! wenn Du bald scheuern und mangeln, bald Holz und Wasser schleppen, daneben noch viel Anderes besorgen und nicht nach Deinem, sondern nach der argen Frauen Sinn und Willen beschicken müßtest und am Abend doch als eine unnütze Magd zu Bette gingst. Wenn diese Frau Dir endlich, nach Ablauf des Quartales, für alle Noth und Plackerei, ein Spottgeld auf den Küchentisch hinzählte und den Betrag des zerbrochenen Geschirres abbräche, das Deiner erstarrten oder beschädigten Hand entglitt. — Und nun greif in Deinen Busen, fuhr mein Hofrath, mit Respect zu sagen, fort: und frage Dich, ob wir nicht dem himmlischen Vater danken sollten, daß es noch Leutchen giebt, die lieber arbeiten als vagiren wollen und die, ihrem Herr-Gott zu Ehren, das schwere Kreuz lieber tragen, als es vor unsere Füße werfen.

Der Bräutgiam hörte, besänftigt, immer andächtiger zu; er segnete in seinem Herzen den seligen, vom Christussinn erfüllten Hof- und Frauenrath; er gelobte sich, ihm nachzueifern, seinen Feuerwein mit solchem Weihwasser zu mischen und ein milder, billiger, mit dem Stabe Sanft waltender Hausherr zu werden. — Jungfer Lottchen, die Zofe, rechnete bereits, mit Zuversicht, auf diesen Stecken.

(Der Beschluß folgt.)

* Lebensregeln.

Von Noeldeke.

Glücklich ist der Mann und gleich den unsterblichen Göttern,
Den kein Glanz des Ruhms mit fernhinflimmerndem Blendwerk
Treibt und verlockt, der, fern von der Prunkflucht tückischen Freuden
Leise dahin läßt wallen die Tag', und in schlichter Umgebung
Schuldlos so beschließt des Lebens friedliche Stille.

* Auf den Tod eines Kaufmanns,

der auf einer Geschäftsreise unter Eis und Wellen das Leben verlor.

Von Noeldeke.

Erdenleben, wie bist du so arm an Freuden des Herzens,
Aber an Qualen wie reich strömst du und fluthest dahin!
Dich zu gewinnen bemüht mit rastlos strebendem Eifer
Wanderte, der hier ruht, Stürmen des Winters zum Trotz,
Von der Heimat her auf eisbelasteten Fluren,
Und von Wogen umdrängt, sank er in ewige Nacht.
Bruderliebe beweint in ihm den besten der Brüder,
Ach! und der Menschheit Loos, flüchtig wie Schatten und Schaum!

* Charade von drei Sylben.

Willst Du die erste Sylbe sehen
In ihrer allerbesten Pracht,
So mußt zu ihr im Lenz du gehen,
Wo sie uns schön entgegen lacht.

Die Letzten sah' ich in dem Haare
Der frohen Mädchen oft beim Tanz,
Auch sah mitunter auf der Bahre,
Ich sie als Zierd' im Todtenkranz.

Das Ganze zählt sich zu den beiden
Die prangend in den Kränzen glühn,
Doch einfach nur und ganz bescheiden,
Sieht man sie an der Ersten blühn.

Ein Hannoveraner.

Auflösungen der Charade in Nro. 57.

Glashütte.

1. Spiegelglas.
2. Fernglas.
3. Schönglas.
4. Wetterglas.
5. Brennglas.
6. Dintenglas.
7. Gernheim.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 59.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 23. Juli 1820.

*Klagelied

der Mohren (Mauren) nach der Belagerung und Einnahme der Stadt Alhama durch die Christen. Aus dem Arabischen ins Spanische übersetzt; aus dem Spanischen verdeutscht von Noeldeke.

Anmerkung. Die Wirkung des arabischen Liedes war für das Ohr und Herz der Mauren in Spanien so ergreifend, daß es (wie der Kuhreigen für die Schweizerkrieger unter Ludwig XIV.) in den Straßen von Granada zu singen bei Todesstrafe verboten wurde.

Durch die Straßen von Granada
Zog einher der Mohrenkönig,
Zog einher vom Thor Elvira
Bis zum Thore Bivaramba.
Wehe mir, Alhama!

Denn ein Blatt bracht' ihm die Kunde,
Daß Alhama sey genommen.
Da warf er das Blatt ins Feuer
Und erschlug den Unglücksboten.
Wehe mir, Alhama!

Von dem Rücken seines Maulthiers
Schwang er sich aufs Roß behende,
Und den Zacatin durchfliegend
Eilt er aufwärts zur Alhambra.
Wehe mir, Alhama!

In Alhambra angekommen
Gab Befehl er auf der Stelle,
Daß die silbernen Trompeten
Die Trompeter ließen schallen.
Wehe mir, Alhama!

Und die Pauken mit Geschmetter
Alles ringsumher aufstärmten,
Daß es hörten seine Mohren,
Die von Vega und Granada.
Wehe mir, Alhama!

Als den Klang die Mohren hörten,
Der zum blut'gen Kriege rufet,
Kommen einzeln sie und paarweis
Eine große Heerschaar bildend.
Wehe mir, Alhama!

Alda sprach ein hochbejahrter
Mohr zum König diese Worte:
Warum ruf'st Du uns, o König?
Warum ist der Ruf erschollen?
Wehe mir, Alhama!

Freunde, von mir sollt ihr hören
Eine trauervolle Kunde:
Uns genommen ist Alhama
Durch der Christen tapfre Schaaren.
Wehe mir, Alhama!

Mit ergrautem langem Barte
Sprach da ein Alfaqui also:
Wohl verfährst Du, guter König,
Guter König, wohl verfährst Du.
Wehe mir, Alhama!

Mordetest die Bencerragen,
Die Granada's Blüthe waren,
Sammeltest die Ueberläufer
Von Cordova, der berühmten.
Wehe mir, Alhama!

Dafür bist Du strafewürdig,
Zwiefach, König, strafewürdig,
Daß Du kommst um Thron und Leben,
Und zu Grunde geh Granada.
Wehe mir, Alhama!

Wenn nicht mehr Gesetze herrschen,
Ist Gesetz, daß Alles stürze,
Und daß mit dem Sturz Granada's
Du zugleich zu Grunde gehest.
Wehe mir, Alhama!

Aus des Königs Augen sprühte
Feuer, als er solches hörte;
Und, wie jener von Gesetzen,
So sprach von Gesetzen dieser.
Wehe mir, Alhama!

Jeder König weiß, daß Schmähung
Kön'ge nicht gesetzlich anfällt!
Also sprach der Mohrenkönig,
Mit Gewieher Rachesschnaubend.
Wehe mir, Alhama!

Mohr Alfaqui! Mohr Alfaqui!
Wehe Deinem grauen Haare!
Dich ergreifen läßt der König,
Weil Alhama er verloren.
Wehe mir, Alhama!

Heißt dein Haupt, vom Rumpf gehauen,
Auf Alhambra's Zinnen pflanzen,
Daß was Strafe dir geworden,
Andern sey ein Schauder-Anblick.
Wehe mir, Alhama!

Ritter alle, wackre Männer,
Sagt von mir dem Mohrenkönig,
Sagt dem König von Granada,
Daß ich ihm nicht sey verschuldet.
Wehe mir, Alhama!

Daß Alhama er verloren,
Thue leid mir in der Seele;
Doch verlor sein Land der König,
Andern es weit mehr gekostet.
Wehe mir, Alhama!

Väter sind beraubt der Söhne,
Und Gattinnen ihrer Gatten,
Der verlor, was ihm das Liebste
War auf Erden, der den Namen.
Wehe mir, Alhama!

Mir geraubt ward eine Tochter,
Jung und zart, des Landes Blüthe,
Goldner Stücke gab ich hundert
Hin für sie; nicht acht' ich ihrer.
Wehe mir, Alhama!

Also sprach der Greis Alfaqui,
Und sein Haupt, vom Rumpf gehauen,
Ward erhöhet auf Alhambra,
Wie der König es befohlen.
Wehe mir, Alhama!

Männer, Kinder, Mütter weinen
Ob des großen, harten Falles,
Alle edlen Frauen weinten.
Wehe mir, Alhama!

Durch die Straßen an den Fenstern
Ward der Trauer viel gesehen.
Wie ein Weib der König weinte,
Denn er hatte viel verloren.
Wehe mir, Alhama!

Das Brautbett.

(Beschluß.)

Die kranke Emma hörte befreundete Töne. Sie schlug ihre lichtscheuen, vom Tode schon umdunkelten Augen auf und sah die Braut, in der Glorie des Ehrentages, am Bette stehen. Das Myrtenreis, ihr Angebinde, schlang sich, wie mit Gold umstrickt, durch Leontinens blonde Locken; das weiße Feierkleid ward von Rosenzweigen umrankt, welche Tina einer geliebten, kunstfertigen Ernestine dankte; der Busen wiegte Hallo's Bild.

Emma gab ihr die bebende Hand und lispelte: Ich wollte einen freundlichen Eindruck mit in das Grab nehmen — Du verschaffst mir ihn, Gute! Habe Dank!

Leontine entsetzte sich vor den verfallenen Zügen und Zerstörungspuren, die ihr das Leben gleichsam absprachen, doch neigte sie sich, von Zärtlichkeit und Rührung übermannt, zu ihrer Emma und küßte sie; es war, als ob der warme, kräftige Lebens-Odem des blühenden Mädchens, die Kranke neu begeistere. Ihre Augen erhellten sich, sie musterten den bräutlichen Staat. Emma sagte mit dem thätig werdenden Antheile der Weiblichkeit: —

Dein Hallo lächelt mich an, wie ein Trost-Engel —

Die Braut ergoß sich in sein Lob, jene schien gefällig der Rede zu lauschen, erblaßte jetzt und flisterte:

Aber, sage mir: — warum wähltest Du weiße Rosen — zum Brautstaate?

Tina blickte betroffen an dem Kleide herab und sprach: — Es sind ja rothe!

Weiße sind es! fiel Emma ein: — Schneeweiße Knospen — Embleme der Unschuld — Dein Sinnbild!

Leontine küßte, durch Thränen lächelnd, ihre Hand:

Du aber glühest! fuhr Emma, laut aufseufzend, fort. — Dich ängstet die Brautwonne, meine Tina! und mich die nahe Todesnacht. — An Deine Wonne grenzt das Weh — an meine Noth die Seligkeit!

Sie drückte krampfhaft der Freundin Hand und Leontinens Thränen strömten. Die erkaltende Hand hielt diese fest und ein Schauer durchrann ihre Brust, denn jene Worte drangen erschütternd, gleich einer Wahrsagung, in die Seele der Braut und aus den brechenden Augen der Geliebten starrte sie der Geist des Todes, im aschgrauen Dämmerscheine der Ewigkeit an. Mutter und Schwestern umringten lautjammernd die Sterbende; Tina aber befreiete, mit Anstrengung, ihre Hand und eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinab. Da traf ein zweites Todtenbild auf sie. Dornen begegnete ihr — er starrte das blasse, zährenvolle Gesicht des hochgeschmückten Mädchens an und rief, durchschauert: — Leontine! — Sie sank, von einer Ohnmacht angewandelt, an seine Brust.

Als Herr von Dornen, nach seiner Heilung zum erstenmal in den Spiegel blickte und erschrekkend zurückfuhr, dachte er sich die Geliebte an des Spiegels Platz und wie sich die, gleich ihm, entsetzen — das Angesicht verzagend abwenden werde. Als aber der Geist der Ergebung den Dulder gestärkt und beruhiget hatte, fragte er sich, in seiner Selbsterkenntniß: —

Wenn nun dein Mädchen in dieser Verunstaltung vor dich träte, und nach wie vor, auf zärtliche, feurige Liebe, auf freudige, eiserne Treue rechnete — würdest du es wohl, wie einst, zu lieben und ihr diese Treue zu bewahren vermögen? Würdest du dich, ohne Herzleid, vor der Welt zu ihr bekennen, an ihrer Hand dich befrie-

digt fühlen? — Der Engel in seinem Busen sagte: — Ja! Doch eine zweite, lautere Stimme rief: — Mit nichten! Du würdest nur der Pflicht ein schmerzliches, mit deinem Glück erkauftes Opfer bringen; die Arme weder glücklich machen, noch glücklich seyn!

Dornen glaubte der letzteren, er sprach zu sich selbst: — Nun wohlan! ich erlasse der Geliebten die qualvolle Prüfung! ich versage ihr den heillosen Dornenkranz, den sie, in ihrem Edelmuthe, vielleicht mit dem Eifer der Selbsttäuschung, doch nimmer ohne Pein und Nachweh, in ihre Schläfe drücken würde. — Darauf ergriff er die Feder und schrieb dem Fräulein, wie unglücklich ihn sein heiliger Beruf gemacht und daß sich die dunkle Kluft der Armuth, welche sie früher vom Altare der Vermählung entfernt hielt, zum ewig trennenden Abgrund erweitert habe. Er schilderte, nächstdem, sein Aussehn, er sendete, ohne dem traurigen Absagebrief ein zärtliches Wort, einen rührenden Klagelaut beizufügen, den Ring und die Locke — treue Gefährten auf seiner bisherigen Todesbahn, zurück, und entband sich selbst, am Schlusse, jeder weitern Verpflichtung. — Ihm wollte das Herz brechen, als der Brief jetzt zur Post ging. — Brich! rief er, weinend doch entschlossen, denn Dornen glaubte recht zu thun und war ein Mann und seine Aufgegebene war — Leontine!

Das Mädchen empfing die erschütternde Bothschaft, als sie eben ihre Großtante nach der Hauptstadt begleiten sollte. Der Geist derselben regte einen stürmischen, ängstenden, zweifelhaften Kampf in ihr auf. Täglich versuchte sie, dem Beklagten zu antworten, denn ihr Herz erkannte seinen Zartsinn und würdigte seine Großmuth, aber der innere Zwiespalt, aber die Unfähigkeit, zu einer klaren Ansicht zu gelangen, lähmte den Willen und die Hand und ihre Reise nöthigte nun das Fräulein, die Entwickelung bis zu der Ankunft in der Hauptstadt zu verschieben. Da brach der Wagen unter Weges, da trat der schöne, gefällige Hallo, wie ein Genius, vor die Trübselige, da knüpfte sich schnell das Band einer Bekanntschaft, die mit jedem Tag an Reiz und Traulichkeit gewann und Leontinen gefangen nahm. Sie tröstete sich jetzt, der Ausflucht bedürftig, mit der hohen, von dem frostigen Geiste jenes Briefes scheinbar bestätigten Wahrscheinlichkeit, daß Dornens Leidenschaft für sie erkaltet sey, daß eine Andre ihn bethört, daß er das abstoßende Bild seiner selbst, nur darum aufgestellt habe, um ihr den Schmerz der Entsagung zu versüßen — daß sie, im Gegenfalle, eine Sünde begehe, wenn ihr Mund dem Manne Liebe lüge, dessen Aussehen nur noch die Wehmuth oder gar das Grauen errege — wenn sie ihm die wandellose Fortdauer des zärtlichen Gefühls zusichere, während dem es sein Zustand, trotz ihrem besten Willen, auf Achtung und inniges Mitleid beschränke. — Und dieser Hallo war dagegen, wie ihn das Fräulein kennen lernte, vor Tausenden geeignet, die Wonne ihrer Zukunft zu begründen. Schön bis zur Herrlichkeit, verständig, reich und ihr mit rührender, wohlthuender Gluth und Innigkeit zugethan.

Leoentinens Verhältniß zu Dornen hatte sich verstohlen geknüpft und nur Emma und die Großtante wußten darum. Sie verschwieg es, kleinmüthig, dem drängenden Freier, denn ihre Neigung ward zur Leidenschaft und das Bild des Unglücklichen trat jetzt um so tiefer in den Hintergrund zurück, da mehrere von dem Heere zurückkehrende Augenzeugen sein Schicksal und die verletzende Entstellung bestätigten und er, zudem, bei seiner Armuth und Verlassenheit, die

Mittellose nimmer ans Ziel führen konnte. — Immer beredsamer, feuriger, dringender warb der still geliebte Hallo, während dem, um Huld und Gegengunst, und ein entzückender Augenblick entlockte der Berauschten das Jawort.

Jetzt führte der Zufall ihren Aufgegebenen in Emma's Behausung — jetzt stellte ihn das Schicksal auf den Weg der Braut; es legte die Verlorne in seine Arme. Leontine verzagte; er hob sie in den vorfahrenden Wagen, er sprach — zitternd wie sie, mit hohler, tief in's Herz tönender Stimme:

Sey glücklich! — Lebe wohl! — Und mußt Du weinen, so wein' um mich! —

Dann eilte er, gleich ihr, im Innersten zerrüttet, von dannen.

Hallo hatte eben, zu Folge jener Mittheilung der Großtante, den Entschluß gefaßt, ihrem mildreichen, seligen Gatten gleich werden zu wollen, als Leontine in das Zimmer trat. Ihre Lippen bebten, ihre Zähne schlugen hörbar gegen einander, eisige Schauer rannen durch des Mädchens Mark und Gebein. Der Bräutigam streckte, wie Dornen vorhin, die Arme nach der Schwankenden aus und geleitete dieselbe zum Sopha. Er kannte Tina's Reizbarkeit, ihre flammende Phantasie, ihre zärtliche Liebe zu der kranken Vertrauten und hatte, die Wirkung voraussehend, diesen Zuspruch verhindern gewollt; jetzt trug sie die Folgen und Hallo vergaß das Beispiel des duldsamen Großohms und schmälte lebhaft, doch nicht lange. Ein Blick in diese verweinten, umdüsterten Augen, auf die seltsame Abspannung ihrer Gliedmaßen und Züge reichte hin, ihn zu entwaffnen und die Pulse des Vorderarmes, den seine Hand umgriffen hatte, arbeiteten so stürmisch und wechselhaft, daß er die angstvolle Großtante veranlaßte, ungesäumt nach dem Arzte zu schicken. Dieser erschien alsbald, vernahm Hallo's angedeutete Ursache des schnellen Erkrankens und ward um so besorgter, da Fräulein Emma, das er behandelte, an einem der bösartigsten Fieber litt und seit wenigen Tagen vom Gipfel des Wohlseyns an den Grabesrand hinabgeeilt war.

Man sagte eben ihren Eintritt an.

Leontine ward des Brautschmuckes entladen und zu Bett gebracht. Hallo, aus seinem Himmel herabgestürzt, verwachte jetzt die Nacht viel anders, als er vor Stunden wähnte, an ihrer Seite. Widrige Phantome beschlichen die Kranke, brennende Aengste bedrängten das Herz, sie beichtete lautweinend, dem Vertrauten, das einzige, das quälende Geheimniß ihrer Brust und redete dann irre. Der Arzt eröffnete ihm am Morgen, daß das Fräulein bereits in Gefahr sey.

Auch der unglückliche Dornen, der in einem entlegenen Gasthofe der Vorstadt Dach und Fach gesucht hatte, durchseufzte, qualenreich, die Nacht. Ihm sagte heute jenes sprechend getroffene Bild, daß Leontine die Braut seines Freundes sey und die zufällige Begegnung — ihre Schöne und Lieblichkeit, vom sanften Engelschein der Wehmuth erhöht, traf und entzündete die kaum gebändigte Sehnsucht und Erinnerung. Er glühte wieder! glühte hoffnunglos, in den Flammen der Inbrunst und fühlte, verzweifelnd, daß ihm auf immer das Kleinod des Daseyns, der edelste Labequell, die Huld und Zärtlichkeit einer wahlverwandten Gefährtin versagt bleiben müsse. „Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Er warf es hin, da sein Gehalt verschwunden," da seine Form zum Weichbilde für Liebeslust und Liebesheil geworden war.

Ueberglücklich, himmelselig, suchte Hallo vor einer Spanne Zeit, das schön geschmückte Brautbett heim — zermalmt und trostlos beschlich er es, nach dem Verlaufe weniger Tage. Die Ranken der gestickten, rieselnden Decke waren zu säuselnden Halmen, das duftende Nachtgewand zum Sterbekleide worden, der Mond verklärte Leontinens Ruhestatt mit rührendem Lichte. Hallo trat zu dem heiligen Brautbett und fand es besetzt. Dornen lag hier, an das Grab geschmiegt, sein linker Arm umschlang den Hügel. — Jener starrte die Erscheinung an, er erkannte den unschuldigen Friedenstörer, er sagte, durchdrungen von versöhnender Wehmuth: — Willkommen! und bot ihm, über dem Staub ihres Lieblings, die Hand.

Doch Hallo's Gruß blieb unerwiedert und die Hand des Unglücklichen schlug nicht ein. Sie hielt die Waffe fest, mit der er sich, vor wenigen Minuten, der werthen Schläferin auf ewig beigesellte.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Jetzt war der Brigantinenbau vollendet, und der Kanal, so wie das Maschinenwerk, fertig, um sie vom Stapel laufen zu lassen. Furchtbar war unterdeß Cortez Heer angewachsen. Neue Verstärkungen aus Spanien hatten die europäischen Krieger auf 900 Mann gebracht. Die verbündeten Völker Anahuaks, so wie die Bezwungenen, die kaum selbst unterjocht, sogleich zur Unterjochung ihrer Landsleute herbeieilten, hatten das heidnische Bundesheer bis auf 200,000 Köpfe vermehrt. Mexico's Untergang schien nun entschieden, und gerade in diesem Augenblicke sollte ein unerwartetes Verderben des Feldherrn ruhmgekröntes Haupt treffen. Einige geheime Anhänger des Statthalter Velasquez, durch die Gefahren geschreckt, die ihnen bei der Belagerung der Hauptstadt drohten, durch Neid gegen den Helden erbittert, hatten sich verschworen, ihn aus dem Wege zu räumen. An ihrer Spitze stand Anton von Villafaga, ein gemeiner Kriegsmann zwar nur, aber ein eben so tückischer als verwegner Bösewicht. Der Plan war, ein Packet mit erdichteten Briefen aus Spanien von Verakruz über der Mittagtafel bei Cortez ankommen zu lassen. Unter dem Vorwande, Nachrichten aus dem Vaterlande zu hören, sollten die Verschworenen herbeieilen, Cortez während der Entsiegelung des Packetes niederstoßen, und dann auch Alvarado, Sandoval, Tapia und seine übrigen Freunde ermorden. Schon waren die Führerstellen, die durch diese That erledigt werden sollten, im voraus unter die Mörder vertheilt, und nur noch eine Nacht lag zwischen dem Plane und seiner Ausführung. Aber die Vorsehung, die gerade durch dieses Helden Arm die Gräuelkette sprengen wollte, die Fanatismus und Tyrannei um das unglückliche Mexico gezogen, wachte über Cortez Leben. Einer der Verschworenen ward in dieser Nacht plötzlich von einer fürchterlichen Angst ergriffen. Diese Angst stieg, je näher die Stunde rückte, in welcher der einst so geliebte, so oft bewunderte Feldherr fallen sollte, und die beschlossene That erschien ihm in einem immer gräßlichern Lichte. Umsonst suchte sich der Frevler zu berauben, umsonst kämpfte er gegen das erwachende Gewissen. Es peinigte ihn mit tausend scharfen Stacheln, bis er, unvermögend der Stimme des innern Gottes zu widerstehen, in des Feldherrn Quartier stürzte und zu seinen Füßen die ganze Verschwörung bekannte. Wie immer, war Cortez, so sehr ihn die ungeheure Nachricht ergriff, schnell

entschlossen. Mit seinen treuesten Hauptleuten eilte er sogleich nach Villafagnas Quartier. Dieser unerwartete Ueberfall mitten in der Nacht überraschte den Mordbuben so heftig, daß er weder an Gegenwehr, noch an Läugnen denken konnte. Aus seinem Busen riß Cortez mit eigner Hand ein Papier, mit dem er bei Seite trat. Es war die Liste der Verschwornen, in der der Feldherr Namen fand, die ihn mit Erstaunen und Entsetzen erfüllten. Aber seine Klugheit erwog, daß die Bestrafung aller Schuldigen zu weit führen würde, deßhalb vernichtete er die Liste, stellte sich, als kenne er weiter keine Mitverschwornen, und hielt sich allein an den elenden Villafagna, den er, überführt und überwiesen, ohne weiteres noch in derselben Nacht am Fensterkreuz seines Quartiers aufhängen ließ.

Am folgenden Morgen rief Cortez sein Heer zusammen. Allen, die sich schuldig fühlten, klopfte das Herz voll ängstlicher Erwartung. Mit seiner alten, heitern Ruhe trat er mitten unter sie. Mit einigen ausgearteten Söhnen Spaniens, sprach er: hatte Anton de Villafagna sich verschworen, mich heute, nebst meinen besten Hauptleuten, zu ermorden. Seine Mitschuldigen hat er, selbst unter den Qualen der Folter, verschwiegen. Wahrscheinlich standen ihre Namen auf einem Zettel, den er bei seiner Verhaftung zerriß und verschlang. Der Strang hat den Verräther nach Verdienst gelohnt, und meinem Herzen ist es angenehm, daß seine Genossen nicht entdeckt worden, weil es mich tief geschmerzt haben würde, noch mehrere meiner Waffenbrüder den Händen der Gerechtigkeit überliefern zu müssen. Euch aber, meine Freunde, beschwöre ich, mir zu sagen, durch welche meiner Handlungen ich so unglücklich gewesen, mir den Unwillen meiner Soldaten zuzuziehn. Gern will ich meinen Fehler wieder gut machen, da Eure Liebe, Eure Zufriedenheit mit mir, zu den Hauptzwecken meines Wirkens gehören.

Diese trajanische Mäßigung und Großmuth gewannen dem Helden auf's Neue alle Herzen. Den Schuldigen fiel eine schwere Last von der Seele, sie athmeten wieder frei, und die Freude der Rettung entflammte in ihrem Gemüthe den Vorsatz, dem Feldherrn, der so edel zu verzeihen wußte, in Zukunft mit einer deso wandelloseren Treue ergeben zu bleiben. Mit stillem Entzücken las es Cortez in den Gesichtern der ihm bekannten Verschwornen, daß er sich durch diese Handlung eben so viel treue Untergebene wieder erworben, als er vorher Verräther gezählt. Doch damit das Leben, an welches Mexico's Geschick, die Rechte der spanischen Krone und des Heeres Existenz geknüpft waren, vor künftigen Mordplänen gesichert würden, schuf er sich aus den muthigsten, treuesten Spaniern eine kleine Leibwache, die ihn fortan Tag und Nacht begleiten mußte, und wie der ächte Genius selbst das Fatum bezwingt, so mußte auch dieß Ereigniß, das den Helden vernichten sollte, zu seinem Vortheil dienen, seine Sicherheit verstärken und sein Ansehn erhöhen.

Jetzt erschien der Tag, an dem die Brigantinen vom Stapel laufen sollten. Eine feierliche Messe, bei der alle Spanier das heilige Nachtmahl empfingen, ging dem wichtigen Act voran. Dann segnete Olmedo die Schiffe ein, ihre Segel wurden aufgespannt, und unter dem Donner der Kanonen und Musketen, unter der Absingung des Te Deum, begleitet von der Feldmusik, liefen sie in den See Tezkuko ein, welcher das Joch, das er mit ihnen empfing, nun bald an die Mauern des

bisher unbezwungenen Tenochtitlans tragen sollte.

Nun vertheilte, die Belagerung der unglücklichen Hauptstadt zu beginnen, Cortez seine ungeheure Waffenmacht. Alvarado sollte mit 30 Reitern, 168 Fußsoldaten, und 20,000 Tlaskalanern Tlakopan, Olid mit eben so viel Spaniern und 25000 verbündeten Indiern, Kojahuakan, Sandoval mit einer gleichen Anzahl Spanier und 30 000 Heiden aus Chalko, Huexotzinko, Cholula und Istapalapan erstürmen. Cortez selbst nahm, gegen die Vorstellungen seiner Hauptleute, das Commando über die Brigantinen, die mit 325 Spaniern und 150 indischen Ruderknechten bemannt wurden, und der Angriff Tenochtitlans begann nun zugleich zu Wasser und zu Lande.

Jetzt aber ward durch spanischen Uebermuth ein Ereigniß herbeigeführt, welches den Spaniern beinahe das, in ihrer Lage unschätzbare, Bündniß mit Tlaskala gekostet hätte. Pilteuktli, ein edler Tlaskalaner Jüngling, bekam mit einem Spanier Händel, und ward von ihm verwundet. Darüber wurden alle Tlaskalaner, die unter Alvarado standen, schwierig, und den jungen Xikotenkatl, den alten Spanierfeind, Pilteuktlis Vetter, an ihrer Spitze, äußerten sie öffentlich ihre Unzufriedenheit. Doch ihr spanischer Anführer, Ojeda, wußte sie zu beruhigen, und erlaubte dem armen Pilteuktli zur Heilung seiner Wunde nach Tlaskala zurückzukehren. Diese Genugthuung aber dünkte dem unruhigen Xikotenkatl wohl mit Recht nicht hinreichend. Feldherrnstolz und Verwandtenliebe ließen ihn die ungesühnte Beleidigung seines Vetters doppelt stark empfinden, und er wußte sich leider nicht kürzer und kräftiger zu rächen, als daß er mit einigen Tlaskalanern heimlich von Alvarado's Heer entwich und den Weg zurück nach Tlaskala nahm. Aber Alvarado berichtete an Cortez. Auf dessen Befehl ließ Ojeda dem Flüchtlinge nachsetzen. Eingeholt und ergriffen ward er nach Tezkuko gebracht und dort als Aufwiegler und Ausreißer — öffentlich aufgeknüpft. Ein Kriegs-Justizmord, der selbst dann nicht zu entschuldigen war, wenn Cortez, wie seine Anhänger versicherten, die Zustimmung des hohen Rathes von Tlaskala dazu gehabt hätte.

So starb in der Blüthe seiner Jahre Xikotenkatl, der Sohn eines Häuptlings der bundverwandten Republik. Der Oberfeldherr ihres Heeres, durch die Eigenmacht der nämlichen Fremdlinge, gegen die er einst so tapfer gekämpft, eines schmähligen Todes, und seine Landsleute, weit entfernt, hierdurch gegen seine Henker empört zu werden, wurden vielmehr dadurch dergestalt in Furcht gejagt, daß sie hinfort den spanischen Kriegsartikeln und Anführern weit pünktlicher als vorher gehorchten. Doch betrauerten sie den Tod des unglücklichen Jünglings, und theilten seine Kleider als theuere Reliquien unter sich. Sein Nachlaß, wozu dreißig Gemahlinnen und ein reicher Goldschatz gehörten, ward, zwar nicht von Rechts-, doch von Gewaltwegen, der Krone von Spanien zuerkannt, und Cortez sah sich durch diese gefahrdrohende Begebenheit von einem hartnäckigen Feinde befreit, bereichert und sein Ansehn nur noch fester begründet unter den verblendeten Heidenschaaren, die, in dem Wahne sich zu befreien, in den Ketten, die sie für Mexico bereiten halfen, sich eigene schwere Fesseln schmiedeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Erwiederung auf die in Nro. 57 enthaltene Bitte eines Heiserkranken.

Unter der Angabe: daß unter anderen für 6 bis 8 Grote isländisch Moos zu dem Mittel genommen wird, ist die Quantität von 4 bis 5 Loth geschnittenes aus der Apotheke zu verstehen, welches jedoch hier bei einem Materialisten vielleicht billiger zu haben ist. — Vier bis fünf Loth müssen jedoch zu den andern Ingredienzen genommen werden.

Auflösungen der Charade in Nro. 58.

Feldrose.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 60.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 27. Juli 1820.

* Pope's Versuch über den Menschen.

Von Noeldeke.

Dritte Epistel. *)

Hier ruhn wir dann: es wirkt zu einem Ziele
Der Urgrund, doch durch der Gesetze viele.
Wann tobend vor Gesundheit strömt das Blut;
Im Prunk des Wahns, des Reichthums Uebermuth,
5. Muß uns dies hohe Wort entgegentreten,
Am meisten, wann wir lehren oder beten.
Blick um dich her! Schau, wie auf unsrer Welt
Das All sich an der Liebe Kette hält!
Sieh zu dem Ziel Natur die Schöpfung streben,
10. Atomen sieh Atom' entgegenschweben,
Sich, angezogen, ziehn, und in dem Schwarm
Die nächsten stürzen in den nächsten Arm.

Sieh dann den Stoff, mit tausend Lebens-Schwingen
Zu einem Mittel-Punct — Gemeinwohl — dringen;
15. Aus Pflanzen-Tod sieh Lebens-Saft erstehn,
In Pflanzen Lebens-Trümmer übergehn;
Sich Formen bilden aus der Formen Scherben;
(Wir athmen wechselnd Leben ein, und sterben.)
Gleich Wasser-Blasen auf des Stoffes Meer,
20. Entstehen, plagen sie und sind nicht mehr.
Nichts ist da fremd; zum All die Theile streben,
Ein all-durchdringend, all-erhaltend Leben
Knüpft Größtes mit dem Kleinsten, und schuf hier
Zur Hülfe Thier und Mensch, und Mensch und Thier;
25. Alldienend, allgedient; nichts steht verlassen.
Die Kette läuft; wer kann ihr Ende fassen?
Nur dein Wohl hätte Gott, du Thor, bezweckt?
Nur dir mit Speis' und Lust den Tisch gedeckt?
Er, der für ihn das muntre Reh ernähret,
30. Hat hold auch diesen Blumen-Au'n bescheeret.
Schwebt himmelan für dich die Lerch' und singt?
Lust stimmt ihr Lied, Lust ist's, die sie beschwingt.
Erschallt für dich so hell des Hänflings-Kehle?

*) Die ganze Uebersetzung dieses schönen Gedichts ist jetzt zum Druck fertig und wir empfehlen solche der Aufmerksamkeit eines nicht engherzig berechnenden Verlegers, da die Vortrefflichkeit desselben sowohl durch treue Wiedergabe des Originals als durch wohlklingenden Rhytmus der Verse sich zum Druck eignet und allen Freunden der Poesie willkommen seyn wird d. Red.

Der Liebe Wonne schwellt des Liedes Seele.
Das muth'ge Roß, das du mit Prunk-Sucht gern
Besteigst, theilt Stolz und Lust mit seinem Herrn.
Ist dein die Saat nur in der Furche Zeilen?
Sein Körnlein soll des Himmels Vogel theilen.
Des goldnen Jahres volle Garbe dein?
Ein Theil heischt der verdiente Stier als sein.
Die Sau, die deinen Ruf nicht hört, nicht pflüget,
Lebt von Allgebieters Mühn vergnüget.
All' ihre Kinder hält Natur umarmt;
Ein Bär trug warm, worin ein Fürst erwarmt.
Sieh, ruft der Mensch, was ist, dient meinem Brauche!
Und mir der Mensch! — versetzt mit feistem Bauche
Die Gans. — Gleich gründlich hätte der gedacht,
Der Alle wähnt für einen nur gemacht.
Mag auch der Starke stets auf Schwache fallen,
Sieh auch der Mensch Geist und Tyrann von Allen,
Natur zäumt den Tyrannen; er kennt nur,
Er stillt die Wünsch' und Weh'n der Kreatur.
Sprich, wann herab der Falke fährt zum Raube,
Schont, ob des Glanz-Gefieders, er die Taube?
Ergötzt der Specht sich an der Fliege Gold?
Und horcht der Nachtigal ein Habicht hold?
Der Mensch pflegt Aller; er giebt seine Wälder
Den Vögeln, Fischen Flut und Heerden Felder.
Zur Pflege ein'ger treibt Gewinn ihn an,
Zu mehrerer die Lust, noch mehr sein Wahn.
Ein eitler Herr nährt alle; und entgegen
Nimmt jedes froh des Aufwands reichen Seegen.
Das Leben selbst, das Leckersinn sich spart,
Hält er vor Noth und Raubthier-Wuth verwahrt.
Er weidet es zu seines Gaumes Weide
Und giebt ihm bis zur Schlacht-Bank Lebens-Freude.
Es sieht den Streich so wenig, fühlt die Quaal
Als der beglückte Mensch des Himmels Strahl.
Das Thier war Gast zuvor am Lebens-Feste;
Auch du vergehst zuletzt wie andre Gäste.
Vom Himmel ward dem Wesen, das nicht denkt,
Des Endes leidig Wissen nicht geschenkt.
Dem Menschen ward's; doch so, daß ihm zum Hoffen
In seiner Furcht fest bleibt die Aussicht offen.
Die Stund ist ihm verborgen; fernhin schleicht
Die Furcht; stets naht der Tod, der nah nie däucht.
Erhabnes Wunder! das ein Gott geschenket
Die Denk-Art einem Wesen nur; das denket.
Ob es Natur-Trieb, ob's Vernunft beglückt,
Zum Glück will jede Bahn die Richtung strecken,
Und Mittel finden sie nach ihren Zwecken.
Sprich, wo Natur-Drang sich'rer Führer ist,
Wird da ein Staats-Rath oder Papst vermißt?
Vernunft, wohl fähig, kühl im besten Falle
Will Dienst nicht, oder, nur gepreßt, für Alle;
Säumt bis zum Aufruf, ist nicht immer nah,
Doch ehrlich, ein Freiwilliger, ist da
Natur-Trieb, seines Ziels gewiß, als Schütze,
Zu nah bald, bald zu fern dem Menschen Witze;
Gewiß, daß er behend ein Glück gewinnt,
Worauf umsonst Vernunft, die trägre, sinnt.
Stets dient auch jener die Vernunft nie lange;
Er muß recht, sie kann unrecht seyn im Gange.
Sieh dann die Kraft, die wirkt, die Kraft, die wägt,
Eins in sich, in uns zwiefach angeregt;
Und magst du über Trieb Vernunft stets halten,
In ihm treibt Gott, in ihr der Mensch sein Walten.
Wer lehrt die Völker-Schaar in Feld und Wald
Sich Nahrung wählen, fliehn des Gifts Gewalt?
Vorahnend, Fluth und Sturm bestehn, dieselben,
Auf Wogen baun, sich unter Sand umwölben?
Wer hieß die Spinne, mit De Moivres Sinn,
Fest, ohne Richtscheid, Gleichlaufs-Linien ziehn?
Wer Welten, nie zuvor von ihm gesehen,
Und fremde Himmel, wie Kolumb, erspähen
Den Storch? Wer setzt den Tag? beruft den Rath?
Wer ordnet an den Zug? bestimmt den Pfad?
Gott ist's! der dem, was lebt, sein Glück begründet,
Und jegliches an rechte Gränzen bindet.
Doch, wie er schuf ein Ganzes, und entbot
Dem Ganzen Glück, durch Gegenhülf' und Noth:
So ward der ew'gen Ordnung Strom gebettet,
An Wesen Wesen, Mensch an Mensch gekettet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Vereint begann jetzt des spanischen Heeres furchtbare Thätigkeit. Alvarado und Olid zerstörten auf ihrem Marsche die künstlichen Wasserleitungen von Chapoltepek, und schnitten dadurch der Residenz das süße Wasser ab. Ein Sturm, den sie auf Tenochtitlan versuchten, ward aber blutig abgeschlagen, und Alvarado setzte sich nun zu Tlapokan fest, während Olid auf Kojahuakan rückte. Unterdeß erstürmte und verbrannte, durch eine Landung Cortez unterstützt, Sandoval das unglückliche Istapalapan. Das feste Xolok, wo sich im See Tezkuko die Dämme von Kojahuakan und Istapalapan vereinigten, ward auch genommen, und so eine höchst bequeme Communication mit Olid's Heerhaufen erreicht. Jetzt war nur noch der Damm von Tepejakak zu besetzen, um die Inselstadt auf allen Seiten vom festen Lande abzuschneiden. Sandoval, obwohl durch eine Pfeilwunde am Fuße viel leidend, vollbrachte auch dieß, und Mexico war von nun an bloß auf seine eigenen Vertheidigungskräfte beschränkt. Jetzt befahl Cortez einen allgemeinen Sturm auf den drei Dämmen. Mit unglaublichem Blutvergießen drangen die Schaaren der Spanier und ihre Indier-Horden bis zu dem großen Marktplatze vor, aber die Erinnerung an die Nacht der Trübsal mahnte sie ab, dort den Einbruch der Dunkelheit zu erwarten, und sie marschirten in ihre Quartiere zurück.

Und immer neue Bundesheere strömten dem Feldherrn zu. Ixtilxochitl, der neue König von Tezkuko dankte dem Eroberer für die Krone, die dieser ihm aufgesetzt mit der Bewaffnung seines ganzen Adels, und schickte ihm unter der Anführung seines tapfern Bruders 50,000 Mann Hülfstruppen zu. Die Xochimilkos und Otomies des Gebirges stellten 20,000 Mann, und auf diese Weise war die spanische Waffenmacht in einigen Tagen auf 240,000 Mann angewachsen. Cortez wußte sie zu brauchen. Während seine Brigantinen auf dem See kreuzten, um der Residenz auch die Zufuhr zu Wasser abzuschneiden, stürmte er noch einmal. Wieder drangen die Spanier vor, übersprangen Gräben, erstiegen Schanzen, verbrannten Tempel und Häuser, und zogen sich dann abermals auf das feste Land zurück. Ein dritter Sturm am folgenden Tage hatte den nämlichen Erfolg. Stets siegten die Spanier und drangen vor, aber da sie nie den erkämpften Raum behaupteten, sondern sich immer wieder zurückzogen, so gewannen die unermüdeten Mexikaner Zeit, die verschütteten Gräben auszuwerfen, die Verschanzungen herzustellen und zu besetzen, und so mußten die Spanier das Gefecht immer wieder von vorn anfangen, und die schon eroberten Befestigungen täglich aufs neue erobern. Alvarado hatte sich eines Tempels auf dem Damme von Tlakopan bemächtigt, von hier aus drang er auf Tlatelolko, den Theil der Hauptstadt vor, in dem jetzt Quauhtemotzin residirte. Schon war er bis auf den Marktplatz Tlatelolkos gekommen, aber die Mexikaner griffen ihn hier mit erneuerter Wuth an, und schlugen ihn zurück. Ein Graben, den er zuzuwerfen vergessen, und über den jetzt seine Flucht ging, kostete ihm viele Leute. Vier Spanier wurden lebendig gefangen und im Angesicht Alvarado's und des Heeres auf der obern Terrasse des Haupttempels geopfert, und Alvarado hatte neben der Schmach einer verfehlten Unternehmung noch die Kränkung, von dem Feldherrn einen zwar gelinden, doch nicht unverdienten Verweis zu erhalten, daß er die Befehle, auf welche Art er in die

*

Stadt eindringen sollen, nicht genau beobachtet hatte.

Und immerfort strömten neue Bundestruppen in die Lager der Spanier. Die Häupter Jztopalapans, Mexikolzinkos, Kolhuakans, Huizilopachkos, Misquiz und Zeutlahuaks, also des größten Theiles des Seethales Mexiko, kamen, ihre Hülfe gegen die Hauptstadt anzubieten. Durch sie wurde Cortez mit Lebensmitteln unterstützt, seine Flotte mit 3000 Böten verstärkt, und täglich wiederholte sich von jetzt an das grausame Waffenspiel des Dammsturms, während die Schiffe überall die Häuser, die sie erreichen konnten, in Brand steckten.

Während dem geschah es, daß die jetzt mit Spanien verbündeten Xochimilkas eine That begingen, die von der tiefen Verdorbenheit und Ruchlosigkeit dieses Volkes zeugte. Heimliche Abgesandte von ihnen brachten dem Könige Quauhtemotzin Versicherungen ihrer Treue, Klagen über die Weißen, die sie gezwungen, die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu ergreifen, und ihren Wunsch, bei dem nächsten Sturme zu den Mexikanern überzugehen, und mit ihnen vereint des Landes gemeinschaftliche Feinde zu vertilgen. Quauhtemotzin glaubte, lobte, beschenkte, und wies die Posten an, welche die Ueberläufer besetzen sollten. Sie thaten es bei dem nächsten Sturme, aber sie plünderten die Häuser, sperrten die Weiber und Kinder ein, und machten nieder, was sich widersetzte. Da entbrannte der Zorn der Mexikaner über diese schändliche Verrätherey. Mit unbarmherziger Wuth fielen sie über die Xochimilkas her. Was von diesen nicht im Gefecht starb, ward gefangen und auf des Königs Befehl sogleich den Göttern geopfert, und keiner dieses Volkes entrann der schrecklichen Vergeltung.

Endlich waren es die Spanier müde geworden, den immer zurückrollenden Sysiphusstein dieser endlosen Belagerung zu wälzen, und drangen ungestüm in den Feldherrn, durch einen neuen, allgemeinen Sturm die Entscheidung auf einmal herbeizuführen. Zwar widerstand Cortez eine Zeitlang den Bitten seiner Getreuen und dem eignen Thatendurste, aber endlich fügte er sich doch und rückte mit seinem ganzen Heere auf dem Damme von Tlakopa nach der Hauptstadt. Die Brigantinen, von den 3000 indischen Böten begleitet, bildeten zu beiden Seiten des Dammes die Flügel der Armee, die sich, auf Mexicos Insel angelangt, in die drei Hauptstraßen vertheilte, um sich so von drei Seiten bis zum großen Marktplatze durchzuschlagen. Wie gewöhnlich wurden Schanzen erstürmt, Gräben auf übergelegten Balken überstiegen, gewürgt und gebrannt, und schon näherten sich die Stürmer dem Marktplatze. Julian von Alderete, erst kürzlich mit einer Verstärkung von Hispaniola angekommen, von Cortez zum königlichen Schatzmeister ernannt, einer von denen, die am heftigsten auf den Sturm gedrungen, erhielt den Befehl, bei den eroberten Kanälen zu halten, und sie durch die verbündeten Indier zuwerfen zu lassen. Aber im thörigten Ehrgeiz hielt er es für schimpflich, sich zu diesem gefahrlosen Geschäfte herzugeben, während seine Waffenbrüder den Lorbeer des Sieges erfochten. Er verließ also seinen Posten und stürzte sich in das Gewühl der Schlacht, um die Gefahr, wie den Ruhm, mit seinen Gefährten zu theilen.

Das nahm von der Höhe des Haupttempels der schreckliche Quauhtemotzin wahr, und ein düsteres Lächeln zuckte durch sein Gesicht bei der Unbesonnenheit seiner Feinde. Auf seinen Befehl zogen starke Haufen auf Umwegen zu den Gräben, warfen sie aus, vertieften sie, so viel es der

Drang der Zeit erlaubte, und faßten hinter ihnen festen Fuß, während die Schaaren, die mit den Spaniern fochten, absichtlich zurückwichen, um sie tiefer in die Stadt hinein zu locken. Jetzt ertönte plötzlich vom Haupttempel herab der fürchterliche Ton des Hornes, geweiht dem Gotte Painalton, und entzündete aufs neue der Mexikaner Kampfwuth in einem Grade, der sie unwiderstehlich machte. Wie Rasende stürzten sie auf die Spanier, die anfänglich männlich Stand hielten, dann langsam in geschlossenen Gliedern, unter kräftiger Vertheidigung, zurückwichen. Aber mit jedem Augenblicke wuchs der Feinde Zahl, wurden ihre Angriffe grimmiger. Die Schritte der Spanier verdoppelten, ihre Glieder trennten sich, und endlich stürzte alles in unordentlichem Getümmel und entschiedener Flucht dem Graben zu. Aber wer schildert ihr Entsetzen, als sie diesen nicht gefüllt, und mit Feinden besetzt fanden. Vergebens suchte Cortez hier durch Befehl und Bitte sein Heer zum Stehen und zum Widerstande zu bringen. Keiner hörte auf ihn, schaarenweise sprangen seine Leute in die Fluthen, wo sie theils ertranken, theils von den feindlichen Böten getödtet oder lebendig ergriffen wurden. Für die Brigantinen war diese Gegend zu seicht. Also auch sie konnten den Bedrängten nicht zu Hülfe kommen, und Cortez mußte mit blutendem Herzen die Seinen verderben sehen, ohne sie retten zu können. Er that dennoch, was er vermochte. Mit edler Vergessenheit der eigenen Gefahr riß er hier einen Waffenbruder aus dem Wasser, dort aus den Händen der Feinde. Da fielen plötzlich sechs mexikaner Hauptleute über ihn her, entwaffneten ihn und schleppten ihn mit sich fort, um die Ehre zu haben, einen so berühmten Helden lebendig den Göttern zu opfern. Aber Christoval de Olea, ein Soldat der neu geschaffenen Leibwache, eben so stark und waffengeübt als tapfer, sah des Feldherrn Gefahr. Mit dem Prinzen Don Carlos Ixtlilxochitl, dem neugetauften Bruder des Königs von Tezkuko, und einem muthigen Tlaskalaner, Temakotzin, stürzte er den Mexikanern nach, hieb dem, der Cortez hielt, mit einem Streiche den Arm ab, und riß dann seinem widerstrebenden General, der durchaus sein Heer nicht verlassen wollte, mit Gewalt aus dem Mordgetümmel.

In einem traurigen Zustande fand sich das geschlagene Heer bei Tlakopan zusammen. Ueber 60 Spanier, gegen 1000 verbündete Indier waren theils in dem Treffen geblieben, theils gefangen und augenblicklich geopfert worden. Keiner der Entronnenen, selbst Cortez nicht, war ohne Wunde, sieben Pferde, eine Menge Böte, ja sogar eine Kanone, waren genommen, und acht Tage lang hatten die Spanier die Kränkung, die Erleuchtung der Hauptstadt zu sehen und die Tempelmusik zu hören, womit die Mexikaner diesen Sieg feierten.

Alderete, der an diesem Unfall die meiste Schuld hatte, bot dem Feldherrn freiwillig seinen Kopf zur Versöhnung seines Vergehens an. Aber der bekümmerte Feldherr wieß ihn zurück. Euer Haupt, sprach er finster zu Alderete, wäre mir kein hinreichendes Sühnopfer für 60 spanische Christen, die durch Euern Ungehorsam umgekommen sind, auch mag ich einen Jugendfehler nicht strafen, zu dem die ungezügelte Kampflust Euch hingerissen. Doch lernt in Zukunft besser gehorchen, und macht bei dem nächsten Sturme gut, was Ihr heute so übel gemacht habt.

Eine religiöse List Quauhtemotzins drohte diese Niederlage noch erfolgschwerer zu machen. Im ganzen Lande Anahuak sandte er die Köpfe der geopferten Spanier herum und ließ dabei verkünden: Der Zorn des Kriegsgottes sey durch

das Blut der fremden Räuber endlich besänftigt, und sein Orakel habe verhrißen, daß sie alle binnen acht Tagen vertilgt, und Ruhe und Friede im ganzen Reiche wieder hergestellt seyn sollten.

Diese zuversichtliche Weissagung that große Wirkung. Die verbündeten Indier, deren Aberglaube es keinen Augenblick bezweifelte, daß die Drohung des Kriegsgottes in Erfüllung gehn werde, eilten, sich von den Fremdlingen zu trennen, die der Himmel selbst dem Untergange geweiht. Selbst die Treue der Tlaskalaner wankte, und Cortez Unternehmung, die in tausend wirklichen Gefahren vom glücklichsten Erfolge gekrönt worden, war im Begriff, an einem Traume fanatischen Unsinns zu scheitern. Doch abermals siegte des Helden geistige Uebermacht. Die Ungeschicklichkeit der Heyden benutzend, die für die Erfüllung ihrer Prophezeihung eine so kurze Frist bestimmt, verbot er den Seinen während dieser acht Tage jede kriegerische Unternehmung. Ruhig erwartete, von den Brigantinen gedeckt, sein wohlverschanztes Heer den Ablauf der Zeit. Die Tage des geweissagten Unterganges verstrichen, ohne daß den Spaniern das geringste Leid widerfuhr, und den indischen Bundesgenossen fielen dadurch auf einmal die Schuppen von den Augen. Sie erkannten, daß man sie hintergangen, schämten sich ihrer Leichtgläubigkeit, und kehrten zurück, entschlossener als je, den Spaniern zum Umsturz des verhaßten mexikanischen Reiches mit Blut und Leben beizustehen. Die unter ihnen, die das Orakel noch immer für Huitzilopochtlis Ausspruch hielten, geriethen auf den wunderlichen Einfall, daß der Götze, den Untergang der Mexikaner desto unvermeidlicher herbeizuführen, sie absichtlich mit falschen Hoffnungen getäuscht. Auch diese liefen wieder den Spaniern zu, und in wenigen Tagen zählte der Feldherr wieder Hunderttausende der Eingebornen unter seinem Befehl, und Fortuna, die ihm nur auf kurze Zeit gezürnt zu haben schien, um ihrem Lächeln einen desto größren Werth zu geben: wendete ihm von neuem ihre volle Gunst zu, um sie ihm bis ans Ende dieser schrecklichen Belagerung nie wieder zu entziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sir Godfrey Kneller,

ein englischer Maler von bedeutendem Rufe, war vielleicht einer der eitelsten Menschen, die je die Welt sah, und in dieser Classe ein so merkwürdiges Exemplar, daß es der Mühe werth scheint, es in einigen Zügen zum Besten zu geben, die uns in Spence's Nachlaß aus Pope's Munde aufbewahrt sind.

Als einst der Erzähler den Künstler in seiner Werkstatt beim Malen beschäftigt fand, hielt dieser plötzlich mit der Arbeit ein, mit den Worten: „Hören Sie, lieber Pope, die Arbeit wird mir in Ihrer Gegenwart nicht so gut gelingen, als sie könnte und sollte, wenn Sie mir nicht etwas Schmeichelhaftes sagen. Ich bitte, schmeicheln Sie mir; Sie wissen, ich liebe Schmeicheleien.“ Der schalkhafte Dichter beschloß, zu versuchen, wie stark die Dosis von Weihrauch sey, die der Künstler zu ertragen vermöge. Nachdem er eines der kürzlich vollendeten Gemälde anhaltend und aufmerksam betrachtet hatte, brach er mit vielem Ernste in die Worte aus: „Die heilige Schrift sagt uns, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf; aber wahrlich, ich glaube, wollte er jetzt noch einmal die Schöpfung beginnen, er würde den Menschen nur nach diesem Bilde hier erschaffen.“ Wohlgefällig, doch eben so ernst, erwie-

derte der Künstler, zum Dichter sich wendend: „Sie haben Recht, lieber Pope, bei Gott, ich glaube es selbst.“ (Sollte wohl die Anecdote irgend einem unsrer Zeitgenossen, der häufigen Umgang mit Künstlern und Beobachtungsgeist verbindet, so unglaublich scheinen?

Ein andresmal erzählte der selbstzufriedene Maler Popen folgenden Traum, den er vor wenig Nächten gehabt habe: „Mir träumte, ich sey gestorben und wandelte auf einem engen Pfade zwischen zwei Hügeln einem Thorwege zu, umlagert von einer großen Menschenmenge. Nahend unterschied ich Sanct Petern mit seinen Schlüsseln, umgeben von einigen andern Aposteln, beschäftigt, die Nähertretenden einzulassen. Als ich das Thor erreichte, bemerkte ich im Innern ohnweit des geöffneten Thors an allen Seiten mehrere Sitze. Sanct Peter fragte die um Einlaß Bittenden nach Namen und Religion; einem Katholiken wies er zur Rechten, einem Presbyterianer zur Linken seinen Sitz an. Jetzt kam an mich die Reihe. Sehr höflich fragte Sanct Peter nach meinem Namen. „Ich bin Kneller,“ erwiederte ich. „Was? der berühmte Sir Godfrey Kneller aus England?“ fiel schnell der nahe stehende Sanct Lucas ein. — „Eben der, mein Herr, Ihnen zu dienen“ entgegnete ich. Sogleich fiel mir Sanct Lucas um den Hals, und machte mir viele Complimente über die Kunst, die wir beide hienieden getrieben hatten, ging so tief in die Materie ein, daß er das Geschäft, das mich hieher führte, ganz vergessen zu haben schien. Endlich besann er sich. „Ich bitte um Verzeihung, Sir Godfrey, daß ich mich von dem Vergnügen Ihrer Unterhaltung so ganz hinreißen ließ.“ „Apropos, mein Herr,“ fuhr er fort, „haben Sie die Güte mir zu sagen, von welcher Religion Sie sind?“ — „In der That, mein Herr,“ erwiederte ich, „ich bin von gar keiner Religion.“ — „Nun, wenn dem so ist,“ versetzte Sanct Lucas, „so treten Sie gefälligst näher, und nehmen Ihren Sitz, wo es Ihnen beliebt.“ (Aus Spence's Anecdotes. London 1820.

Verschwiegenheit.

Ein französischer Publicist, Dupont de Nemours, hat schon vor 30 Jahren den Vorschlag, den Inhalt der Debatten der Ständeversammlung geheim zu halten, auf folgende Art lächerlich gemacht: Ein Landstand muß doppelt so verschwiegen seyn, als ein Nichtlandstand. Jedes Hundert der Landstände ist also an Verschiedenheit nur als ein halbes Hundert zu betrachten. Da sie überdies aus Männern, die über 30 Jahr alt sind, bestehen, so müssen sie doppelt so verschwiegen seyn, als die jungen Männer, folglich sind jene 50 nur für 25 zu rechnen. Männer sind wenigstens doppelt so verschwiegen als junge Frauen; die 25 Männer gelten also 12½ junge Frauen gleich, und diese 12½ Frauen sind um das doppelte verschwiegener als alte Weiber. Wenn man also die Rechnung schließt, so sind 100 Landstände mit aller Anstrengung nicht verschwiegener als 6¼ alte Mütterchen, und doch wollt ihr hier das Geheimniß bewahren?“ —

Neue Erfindung.

Man hat in England die sehr bequeme Erfindung gemacht, die Blätter eines Musikheftes mit dem Fuße statt mit der Hand umzuwenden. Die Maschine, die der Fuß des Spielenden regiert, hat fünf verschiedene Bewegungen; die erste wendet das Blatt, die zweite schlägt es

wieder um bei einem da Capo; die dritte hält das zweite Blatt, während das erste gewendet wird; die vierte schiebt den zweiten Hebel auf die Stelle des ersten; und bei der fünften springt die Maschine von selbst ein, um das zweite Blatt zu wenden. Sie befindet sich im Innern des Pianoforte's und ist nur, wenn sie gebraucht wird, sichtbar.

Miscelle.

Die Schatzkammer des Kaisers von Marocco soll auf folgende Art gebaut seyn: das Auswendige ist eine dicke starke Mauer; inwendig, sowohl oben und unten, als an den Seiten, befinden sich zusammengeflochtene eiserne Stangen, von der Dicke, wie solche direct aus Schweden kommen; innerhalb dieses Gitterwerks soll noch eine dicke Grundmauer seyn; — Wenn man hinein will, so soll man durch fünf eiserne Thüren gehen müssen, die fünf verschiedene Schlösser haben, deren Schlüssel allein der Kaiser und seine Gemalin haben. Einige von den Kaisern von Marocco ließen allemal diejenigen umbringen, die Geld hineingetragen hatten, damit sie nichts davon verriethen.

Anecdoten.

„Fenelon," — so erzählte sein vieljähriger Tischgenosse, der Ritter Ramsay, — pflegte zu sagen; „ich liebe meine Familie mehr, als mich selbst, mein Vaterland mehr, als meine Familie und die Menschheit mehr, als mein Vaterland; denn ich bin mehr Franzose, als ein Fenelon und mehr Mensch, als Franzose.

Nach einem Besuche bei Fenelon sagte Lord Peterborough zum Ritter Ramsay: „Der Mann ist aus einer ganz eigenthümlichen Form gegossen, die nie für ein menschliches Wesen gebraucht ward. Ein herrlicher Mann! Aber ich mußte eilen, so schnell als möglich von ihm fortzukommen; sonst würde er mich fromm gemacht haben."

„Es ist," — so urtheilte Ramsay, — zwischen Corneille und Racine der nämliche Unterschied, als zwischen einem Mann von Genie und einem Mann von Geist. Corneille hat mehr Feuer und kräftigere Züge, als Racine, und in manchen Stücken Aehnlichkeit mit Shakespeare. (Aus Spence's Anecdotes.)

* Ein Edelmann führte einst einen Schneider in eine Kaufmannsbude, damit er ihm Tuch zu einem Kleide aussuche. Es wurde das schönste und beste Tuch gewählt, und der Kauf abgeschlossen. Der Schneider, dem der Preis zu überspannt schien, sagte dem Edelmann ins Ohr: Gnädiger Herr! das Tuch ist zu theuer. Lasset es gut seyn, Meister, antwortete der Edelmann leise, ich bin ja nicht Willens es zu bezahlen. So belieben Ew. Gnaden, sagte jetzt der Schneider, auch für mich ein Kleid auszunehmen.

Wie oft gehen Leute in Sammet und Seide stolz einher, und das Kleid ist noch nicht bezahlt. Die Bezahlung des Contos wird zwar oft betrieben, allein der Gläubiger richtet nichts aus. Der Kaufmann läuft, schnaubt, schreibt, treibt, wird aber zur lieben Geduld verwiesen, und erhält wenn er zudringlicher wird, statt der Intressen noch Grobheiten obendrein.

Sylben-Betonungs-Räthsel.

Mein Räthsel-Wörtlein hat der Silben drei.
Die erste lang, und kurz die andern zwei
Dann ist's etwas, dran sich viel schönes knüpft,
Mir mindestens das Herz im Leibe hüpft,
Und Sonnenschein spür' ich im Angesicht,
Wenn mir's der Freund von ganzer Seele spricht.
Reicht er mir vollends gar das liebe Wort
Mit Freuden küß ich gleich den Spiegelbord,
Und finde stets in seinem Feuerschlunde,
Den reichsten Stoff zu mancher Freudenstunde.
Doch lang die erste Silb' und kurz die andern zwei,
Pfui dann der gräslichen, verdammten Drei!
Die stumm sich nur durch Uebelthaten rührt,
Dem Schuft nur und dem Bösewicht gebührt.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 61.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 30. Juli 1820.

* Pope's Versuch über den Menschen.

(Fortsetzung.)

Welch Leben nur des Aethers Schooß enthält,
Was durch die Luft haucht, was die Flut durchschnellt,
Was auf die Erde strömt, dem nährt den Funken
Natur, da schwellen Keime lebenstrunken.
Nicht nur der Mensch, nein, was in Wäldern streift,
In Lüften flügelt, und die Flut durchschweift;
Sich selbst liebt jedes, doch nicht sich nur, streben
Will Herz nach Herz, bis zweie eins ergeben.
Mit der Umarmung Glück flieht auch die Lust;
Die dritte Lieb' entquillt der Aeltern Brust.
So theilen Vieh und Vögel eine Sache;
Die Mutter nährt, Schutz giebt des Vaters Wache.
Die Jungen lockt zur Wandrung Luft und Flur;
Die Sorge flieht, da hemmt den Trieb Natur.
Das Band löst sich, es drängen andre Triebe,
Ein neu Geschlecht folgt einer neuen Liebe.
Der arme Mensch heischt längrer Sorge Hand,
Und längre Sorge knüpft ein festres Band.
Dieß stärken dann Vernunft und Ueberlegung:
Mit ihm wächst Theilnahm' und der Liebe Regung,
Wir wählen, knüpfen, fühlen mit und glühn;
In jedem Trieb muß Tugend wechselnd blüh'n.
Stets neuer Noth folgt neue Hülf' und Sitte;
So blüht Wohlwollen in der Wohlthat Mitte.
Nach einem Sprößling wuchs des Sprossen Schwarm;
Natur nahm die, Gewöhnung den im Arm.
Die letzten, kaum zur Lebens-Höh gekommen,
Sah'n hülflos den, von dem sie es genommen.
Gedächtniß, Ahnung, reichten sich die Hand.
Das zeigt der Jugend, die des Alters Land;
Weil Wonne, Dank und Hoffnung wollten walten,
Ward groß der Kreis, und das Geschlecht erhalten.
Nicht denk' — Natur-Stand war der Irr-Bahn gleich;
Im Stande der Natur war Gottes Reich.
Geselligkeit, Selbstliebe ward geboren
Mit ihr, Verein zum Band' der Welt erkoren.
Da war nicht Stolz, noch Kunst, des Stolzes Magd;
Aus Wäldern ward kein Mitgeschöpf verjagt.
Da tafelte, da lagerte mit Allen
Der Mensch, gehüllt, genährt in Friedens-Hallen.
Aus einem Tempel scholl im Waldes-Chor
Zu aller Wesen Gott Gesang empor.

Am Altar ohne Gold, von Mord nicht düster,
Stand blut-gewinn- und tadellos der Priester:
Der Himmel schien Versorger fern und nah,
Der Mensch war Herrscher, doch mit Schonung, da;
Wie ungleich dem in später Nachwelt Tagen!
Die halbe Welt vergrub, zerfleischt' sein Magen.
Gestön hört der Natur-Feind überall,
Beingt Mord der Thier-Welt; und den Seinen Fall.
Doch folgt verdientes Weh' dem Uebermuthe,
Und Rache brütet Tod in seinem Blute.
Dieß Blut Furien-Leidenschaft enthüllt,
Und wilder ward sich Mensch und Mensch als Wild.
Sieh träg' ihn von Natur zur Kunst sich heben;
Natur-Nachahmung rieth Vernunft dem Leben.
So sprach zum Menschen die Natur alsdann:
Geh, nimm von den Geschöpfen Lehren an!
Lern von den Vögeln Nahrung aus den Wäldern,
Lern von dem Vieh Heilmittel auf den Feldern.
Die Kunst zu bau'n nimm von den Bienen hin,
Vom Maulwurf lerne pflügen, Fäden ziehn
Vom Wurm; vom Nautilus die Seegel schwellen,
Den Luft-Hauch fahn, und rudern durch die Wellen!
Hier sind' auch jeder Art Gesellschafts-Bund.
Dieß thu Vernunft der späten Nachwelt kund.
Sieh hier im Schooß' der Erde Werk und Vesten,
Dort luft'ge Städt' an hohen Schaukel-Aesten,
Lern' jedes Völkchens Geist und Staats Gestalt
Bald Bienen-Reich, Ameisen-Freystaat bald;
Wie diese des Gemeinwohls sind beflissen,
Und herrenlos nichts von Verwirrung wissen;
Und jene stets, obwohl im Königthum,
Getrennt behaupten Zell' und Eigenthum.
Auf ew'gen Gründen muß ihr Staat sich halten,
Weis', wie Natur, fest, wie des Schicksals Walten.
Umsonst webt dir Vernunft ein fein'res Netz,
Gerechtigkeit umgarnend im Gesetz';
Wird Recht zu streng, zu Unrecht hörtend machen,
Zu schwach dem Starken und zu stark dem Schwachen.
Geh hin, beherrsche, was da lebet, dann;
Dem Weis'ren sey sonst alles unterthan.
Für Künstel, die Natur-Trieb konnte lehren,
Nimm Königs-Kränze oder Götter-Ehren!
So sprach Natur: aufmerkend hört den Ruf
Der Mensch, und flugs Städt' und Verein erschuf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Von jetzt an nahmen die Unternehmungen des spanischen Heeres einen ganz andern Charakter an. Nicht mehr mit der Eile und Gewalt des Sturmes und Blitzes ward vorgedrungen, sondern langsam und vorsichtig rückten die Belagerer in die Stadt, wie ein Gletscher, von innern Kräften getrieben, sich nach und nach immer tiefer in das Thal hinabschiebt, und Dörfer und blühende Felder, die in seiner Vernichtungbahn liegen, mit langsamer, unwiderstehlicher Gewalt erdrückt und begräbt. Von allen drei Dämmen her wurde täglich die Inselstadt bestürmt, aber jeder gewonnene Graben sogleich hinter den Stürmenden durch die indischen Hülfstruppen mit Reißbündeln und Erde verschüttet, jede eroberte Schanze besetzt oder der Erde gleich gemacht, jedes erstürmte Haus verbrannt oder niedergerissen, jeder Schritt in die Stadt durch neue Schanzen gedeckt, damit immer der Rückzug auf das feste Land gesichert bliebe, wenn sich das Kriegesglück noch einmal wenden sollte. So gewannen die Spanier täglich mehr Raum. Unterdeß zerstörten die Brigantinen der Mexikaner Kanoe-Flotte, Tahlo schlug die Malinalchesen, Sandoval die Matlatzinkas auf das Haupt, beide kriegerische Nationen schätzten sich glücklich, ihren gänzlichen Untergang durch ein Bündniß mit den Spaniern zu erkaufen, und Cortez sah sich jetzt an der

Spitze eines stärkeren Heeres als einst Xerxes gegen Griechenland geführt, während die unglücklichen Mexikaner, von Feinden umringt, von ihren Freunden und Unterthanen verlassen, ausser den Spaniern mit einem Königreiche, drei Republiken, mit den meisten Städten des Seethales, mit mehr denn sechs zahlreichen Nachbarvölkern, und mit des Hungers und Durstes Qualen zu kämpfen hatten.

Der 26. Julius des Jahres 1521 war endlich der entscheidende Tag, an welchem Cortez, von Xolok her vordringend, mit Alvarado's Heer, das von Tlakopan anstürmte, auf Tlatelolkas großem Marktplatze zusammen stieß. Hier stieg der Feldherr auf den Tempel hinauf und überschaute von der Höhe herab die unermeßliche Hauptstadt, die noch vor einem Jahre so herrlich geprangt und jetzt ein ungeheurer Schutthaufen war. Sieben Abtheilungen des Ganzen waren bereits erobert und verwüstet. Nur in der achten hielt sich noch der heldenmüthige Quauhtemotzin mit seinen treuesten Edeln und Kriegern, entschlossen, lieber unter den Trümmern seiner Residenz, als unumschränkter König zu sterben, als, ein Vasall Spaniens, sein Reich zu beherrschen. Das Elend der Belagerten war auf das Höchste gestiegen. Der Hunger, der sie zwang, von Kräutern, Sumpfwurzeln, Insekten und Baumrinde zu leben, der Durst, der ihnen das gesalzene Seewasser einzwang, das ihn, statt ihn zu stillen, nur vermehrte, der unerträgliche Gestank der unzähligen Leichen, zu deren Beerdigung sie nicht Zeit und Hände genug hatten, und die sie nicht in den See werfen wollten, um ihren ungeheueren Verlust nicht zu verrathen, — alles das hatte böse Seuchen unter ihnen erzeugt, und sie zu bleichen, hohläugigen Gespenstern umgewandelt. Selbst den harten Cortez schmerzte so vieler Menschen Unglück, und er schickte abermals zwei kriegsgefangene Edelleute an den König, um ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft und Friedensunterhandlung einzuladen. Die Gesandten kehrten bald zurück. Der Zihuakoatl, oder der erste Minister des Königs, begleitete sie, der, des Herrn würdig, in dessen Namen er erschien, durch keinen Zug seines bleichen, stolzen Gesichts die Leiden gestand, denen er auch erlag. Mit kaltem Grimme sah er auf die indischen Bundesgenossen hinab, die, nach dem neu ersonnenen Kriegsgebrauche, mit dem Niederreißen der erstürmten Häuser beschäftigt waren. Endlich konnte er seinen Groll nicht länger zurückhalten, und rief hinunter: Zerstört und verwüstet die Gebäude nur immer, Ihr Verräther, damit Ihr in Zukunft die Mühe habt, sie wieder aufzubauen. — Wenn Mexico siegt, schrie ein vorlauter Chempoalleser zur Antwort herauf: so werden wir sie ohne Zweifel wieder aufbauen müssen, werdet Ihr aber bezwungen, so müßt Ihr selbst sie wieder herstellen, und Eure Feinde werden sie bewohnen. Cortez unterbrach das bittere Wortgefecht.

Warum widersetzt Ihr Euch doch noch immer so harnäckig? fragte Cortez den Minister. Ihr seyd nicht im Stande, Euch zu vertheidigen, und schon so geschwächt, daß Ihr in einem kräftigen Angriff alle umkommen müßt. Warum zwingt Ihr mich, Euch zu verderben und diese schöne Stadt zu vernichten, die ich so gern gerettet hätte?

Ja, erwiederte giftig der Zihuakoatl: um in ihr Dir einen Mittelpunkt für Deine neue Herrschaft, ein Denkmahl Deiner Waffenthaten zu erhalten, um die Schätze zu retten, die bei dem Untergange der Gebäude verloren gehen müssen. Wir kennen Euch jetzt, Ihr Christen.

Ruhmsucht und Eigennutz sind die Quellen Eurer Menschenliebe! Mein König kann ihr nicht vertrauen, und ist entschlossen, sich so lange zu vertheidigen, als nur noch ein einziger Mexikaner lebt.

Nun dann, rief Cortez entrüstet, ich bin schuldlos an den Grausamkeiten, denen Ihr am Ende doch erliegen werdet. Ihr zwingt sie mir ab, durch Eurer Herzen thörigte Verstockung, und schrecklich werde ich mit Euch enden!

Warum hast Du das nicht schon längst gethan? fragte der Minister. Wenn Du wirklich ein Sohn der Sonne bist, wie einige glauben, wenn Dein Vater so schnell ist, daß er im kurzen Zeitraume eines Tages seinen Lauf am großen Himmelsbogen zurücklegen kann, warum zögerst Du, durch einen schnellen Tod allen unsern Leiden ein Ende zu machen? Wir sehnen uns, mit den Waffen in der Faust einzugehn in das goldene Haus der Sonne, wo uns in Joalteukitls himmlischem Schooße die Ruhe erwartet, die er hienieden auf unser Gebet unsern Kindern schenkte, wo der große Huitzilopochtli unser harret, um uns die namenlosen Leiden zu vergelten, die wir für seine Ehre erduldet, wo wir mit Freudenfesten jeden Aufgang der Sonne feiern, und sie mit Tanz und Gesang begleiten werden auf ihrer Strahlenbahn.

Mitleidig sah Cortez den bleichen Schwärmer an, in dessen hohlen Augen eine wilde Begeisterung funkelte. Auf seinen Wink ward dem halb Verhungerten eine reichliche Mahlzeit aufgetragen. Setze Dich nieder und iß, sprach der Feldherr sanft. Wenn Dein toller Götzendienst Dich zum ewigen Hasse gegen die Bekenner des wahren Gottes stachelt, so gebietet uns unsere heilige Religion, dem Feinde wohl zu thun, und den Hungrigen zu speisen. Iß, armer Heide, mit Dir kann ich weder rechten noch unterhandeln, denn Hunger und Elend haben Deinen Verstand verwirrt. Wenn Du gesättiget bist, so gehe zu Deinem Könige zurück, entbiete ihn hierher zum freundschaftlichen Gespräch, und bringe ihm mein Ritterwort, daß ich bei dem Frieden, den wir schließen, alles thun will, um seine Königpflicht und Königwürde mit den Pflichten zu vereinen, die ich für meinen Monarchen habe.

Ein ächter Mexikaner, sprach verächtlich der Minister: verhungert lieber, ehe er Speise annimmt von dem Verwüster seines Vaterlandes, von dem Verächter seiner Götter. Ueberhebe mich der undankbaren Mühe, Feldherr, eine Unterredung zu bewirken zwischen Mexicos Könige und Dir. Er ist fest entschlossen, lieber zu sterben, als vor Dir zu erscheinen. Folge also dem Entschluß, den Du für den besten hältst.

Ich habe das Meine gethan, brauste Cortez auf. Ihr wollt sterben! Wohl — bereitet Euch zum Tode, und Gott sey Richter zwischen uns.

Schweigend schied der Mexikaner mit dem kühnen Trotze, mit dem er gekommen war. Auf Cortez Befehl wurden zum Zeichen des wieder beginnenden Kampfes die schönen hohen Thürme von Tlatelolkos Haupttempel in Brand gesteckt. Als die Belagerten die Flammen hinauflodern sahen in Wolken, da erhoben sie ein lautes, herzzerschneidendes Klagegeschrei. Es verhallte in dem Schlachtgebrüll der Hunderttausende der verbündeten Indier, die jetzt wieder, gleich losgelassenen Tiegern, über ihre unglücklichen Landesleute herfielen. Mehrere Tage wurde wieder gestürmt, gewürgt und gebrannt. Die Spanier, durch die Verachtung, womit ihres Feldherrn Großmuth zurückgewie

sen worden, erbittert, überboten sich selbst. Auch in der Weiber sanfte Brust war die wilde Kriegeslust eingezogen. Ausser Marien de Estrada, die sich schon in der Schlacht von Otompan unsterblich gemacht, zogen Beatrix Bermudez de Velasko, Juanna Martin, Elisabeth Rodriguez und Beatrix Palacios, mit baumwollnen Harnischen, Schild und Schwert gerüstet an der Seite ihrer Gatten in die Männerschlacht, stürzten sich ohne Zagen mitten in die Feinde, und fochten gleich den ältesten Kriegsmännern mit Löwenmuthe. Immer schrecklicher ward das Blutbad. Ein Sturm kostete den Belagerten 12,000, ein zweiter 40,000 Menschen. Endlich erlagen der übermenschlichen Anstrengung die Kräfte der Unglücklichen, aber nicht ihr Muth und ihr Felsenwille, frei zu sterben. Unvermögend, die Masse, die sich in der letzten Abtheilung der Residenz zusammengedrängt, zu ernähren, vertrieben sie alle Greise, Sieche, Weiber und Kinder, die nun zu Tausenden geströmt kamen, um sich den Siegern auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Cortez gab strengen Befehl keinem von ihnen das geringste Leid zuzufügen, und vertheilte seine Spanier überall, um durch ihr Ansehn der barbarischen Grausamkeit der verbündeten Indier Einhalt zu thun. Aber was vermochten 900 Europäer gegen fast 300,000 wüthende Indier, deren Wildheit und Mordlust mit den Blutströmen wuchs, die sie täglich vergossen. Ueber 15 000 Männer, Weiber und Kinder wurden von diesen Unmenschen getödtet, und Cortez rief, als er das sehen mußte, ohne es hindern zu können, mit einer schönen Thräne im Auge zum Himmel: „Gott! sind die Gräuel des Menschenkrieges nicht schon schrecklich genug? Mußten wir uns auch noch mit dem Teufel verbünden, um deinem Worte den Sieg zu erfechten bei den verblendeten Heiden!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die englische Staatsschuld.

Oft habe ich gehört, wie sich die Engländer darüber wunderten, daß ihre Staatsschuld so gern von den Deutschen besprochen würde, die doch keinen Heller zur Tilgung zu geben brauchten. Wir bekümmern uns nun einmal um Alles, und unsere Literatur besitzt sogar eine Theorie der Staatsschulden — worüber haben wir nicht Theorien! — nach welcher alle Bedenklichkeiten, die Engländer in frühern und neuern Zeiten zu mühsamen Forschungen und Berechnungen geführt haben, ganz thöricht sind. Unter zwanzig Lesern dieses Blattes weiß vielleicht nicht Einer, wo sie zu finden ist. Sie steht in den historischen Journal von Fr. Genz, worin auch so manche andre Dinge stehen, die uns jetzt, nach den wunderbaren Erfahrungen von 2 Jahrzehnden, seltsam genug vorkommen, und wurde im J. 1799 geschrieben, wo die englische Staatsschuld ungefähr 400 Millionen Pfund Sterl., und der jährliche Zinsenbetrag nur 497,735 Pf. Strl. war. Diese Theorie beruht darauf, daß bei Anleihen die Verbindlichkeit des Staates zur Wiederbezahlung nicht vorausgesetzt wird, wie es z. B. noch Adam Smith that, daß der Staatsgläubiger nur Recht auf die Zinsen erlangt, der Staat aber, der sich Wiedererstattung vorbehält, das Capital tilgen kann, wenn er seinen Vortheil dabei findet, wozu denn der Tilgungsfond dienen soll. In England möchte bei dem ungeheuren Anwachs der Schuldenmasse jene Ansicht noch weniger Anhänger finden, und eben wird ein neuer Plan besprochen, die ganze Schuld schnell zu tilgen. Heathfield heißt der Herkules, der den Schuldenberg in kurzem abtragen will. Er hat in einer besondern Flugschrift seinen Plan dargelegt, der freilich nicht ganz neu ist; denn auch der

verstorbene Bischoff von Landoff, der wackere Watson, machte 1803 im Wesentlichen denselben Vorschlag; ja schon 1713 schlug ein gewisser Hutcheson vor, die Staatsschuld, die zu jener Zeit noch nicht 50 Millionen Pf. St. betrug, durch eine Abgabe von 10 Procent von dem Capital des Landes zu tilgen. Man fühlt jetzt nach dem Frieden schmerzlicher als je, daß die Schuldenlast den Nationalwohlstand drückt, daß die ungeheuere Abgabenlast, welche die inländische Betriebsamkeit lähmt, ein Haupthinderniß des Wiederauflebens der brittischen Handlungswohlfahrt ist. Die jährlich erhobenen Abgaben zur Bezahlung der Zinsen der Staatsschuld, wozu jetzt über 47 Millionen Pf. Sterl. erforderlich sind, lasten so schwer, daß sie einem thätigen und geschickten Volke den Lohn seiner Betriebsamkeit verkümmern. Wer mag sich gern der Arbeit widmen, wenn er die Lebensbedürfnisse nicht ohne Aufopferungen erlangen kann, die ganz unverträglich mit den Gemächlichkeiten des geselligen Lebens sind? Dahin ist es in England gekommen, wie besonnene Beobachter im Lande selbst gestehen. Jetzt muß ein Mensch volle 15 Stunden arbeiten, ehe er so viel gewinnt, als zum nothdürftigen Unterhalte für ihn und die Seinigen gehört; auf Lebensbequemlichkeiten kann dabei Niemand rechnen. Die Liebe zum Vaterlande schwindet bei so unerträglichen Lasten, und ist einmal der Geist der Betriebsamkeit bei der Aussicht in unvermeidliches Elend erschlafft, so darf sich Niemand über das Betragen der Unbesonnenen wundern, die Mangel und Hunger unter die Fahne des Aufruhres getrieben haben. Das Mittel, durch Ersparniß im Staathaushalt die Schuldenlast zu mindern, hat man wenigstens zum Theil in Ausübung gebracht, und Ausgaben allerdings eingeschränkt, so vieles auch noch wegzustreichen seyn möchte, und auch wohl wäre gestrichen worden, wenn's nicht Mächtige träfe; aber selbst nach 5 Friedensjahren ist die Staatsschuld unvermindert geblieben — die ungeheure Summe von beinahe 1200 Millionen Pf. Sterling! Heathfield's Plan besteht darin: die ganze Schuld durch eine gleiche Besteurung alles Eigenthums zu tilgen. Wie groß nun ist das gesammte Privateigenthum im Lande? Colquhoun nimmt 2,647,640,000 Pf. Sterl. an, was man eher für zu wenig als zu viel hält. Heathfield will jedoch seinem Entwurfe nur die Summa von 2,500,000,000 zu Grunde legen. Die gesammte Nationalschuld beträgt, mit Einschluß des Tilgungsfonds (812,410,077 Pf. Sterl. 9 Sch. 2 D.) der fundirten und unfundirten Schuld *) und der lebtägigen, oder auf gewisse Jahre bewilligten Renten, überhaupt 1,161,803,292 Pf. Sterl. 4 Sch. 3 D. Nun soll, nach dem neuen Vorschlage, auf alles Privateigenthum im vereinigten Königreiche, mit Einschluß aller Ansprüche an die Regierung, eine Steuer von 15 Procent gelegt werden, der aber die Ansprüche der nicht in England wohnenden Ausländer nicht unterworfen sind. Rechnet man nun zu der Summe des Privateigenthumes von 2,500,000,000 Pf. St. alle Ansprüche an die Regierung, nämlich 1) die fundirte Schuld (von 797,401,119 Pf. St. — Sch. 10½ D., nach Abzug der erwähnten Ansprüche der Ausländer aber nur) 782,401,119, Pf. St. —

*) Fundirte Schuld heißt diejenige, zu deren Verzinsung der Fond durch Abgaben oder andre Hülfsmittel angewiesen ist; die unfundirte Schuld besteht aus Anweisungen auf künftige Einnahmen, um Ausgaben, für welche besondre Fonds bestimmt werden müssen, einstweilen zu bestreiten, oder einen vorübergehenden Mangel zu decken.

Sch. 10¾ D. 2) die unfundirte Schuld mit 51,992,095 Pf. Sterl. 14 Sch. 2¾ D.; so erhält man 3,334,393,214 Pf. St. 15 Sch. 1 D., welche mit 15 Procent besteuert, 500,158,982 Pf. St. 4 Sch. 2 D. eintragen. Werden diese zur Tilgung der ganzen Summe der fundirten und der nicht fundirten Schuld, die zusammen 839,393,214 Pf St. 15. Sch. 1 D. betragen, verwendet, so bleiben noch 349,234,232 Pf. St. 10 Sch. 11 D. übrig. Diesen Rest glaubt Heathfield durch eine Besteurung des Eigenthums in den Colonien und in Indien, in so fern die brittische Gesetzgebung hier eingreifen kann, durch eine Abgabe von allem, nach der ersten Besteurung in dem vereinigten Reiche erworbenen, Eigenthum, und nicht genau zu berechnenden Einnahmen, z. B. dem Ertrage der Steuer, von dem über die angenommenen 2,500 Millionen im Reiche wahrscheinlich befindlichen Eigenthum, decken zu können. Das alles steht in der Rechnung sehr leicht aus; aber wie soll die Erhebung von 15 Procent ausgeführt werden, ohne das Land drückend zu belasten? Bei den Staatsgläubigern macht es keine Schwierigkeit; man zieht die Procente vom Betrag ihrer Ansprüche ab. Wie aber werden andre Eigenthümer im Stande seyn, den Betrag der Besteurung zu geben? Heathfield theilt diese Eigenthümer in 2 Classen, 1) Landeigenthümer, Besitzer von Häusern, Bergwerken, Kanälen; 2) Manufacturisten, Schiffseigener, Kaufleute, Pachter und Andere. Der ersten Classen werden 10 Jahre zur Bezahlung des ganzen Steuerbetrags bewilligt, der aber während dieser Zeit mit 5 Procent jährlich, in halbjährigen Zahlungen, verzinset werden muß, und wenn der Betrag nach Verlauf jener Zeit nicht berichtigt worden ist, mit 6 Procent bis zur Abzahlung. Die zweite Classe bezahlt die Steuersumme in 5 nach einander folgenden Jahren, jährlich in gleichen Zahlungen, und verzinset dieselbe gleichfalls mit 5 Procent; doch kann die Zahlungszeit auch nach Umständen verlängert werden, nicht aber über 10 Jahre. — Auch dieses Auskunftmittel scheint gut berechnet, und aller Beachtung werth zu seyn. England muß jährlich gegen 70 Millionen an Abgaben bezahlen, wovon ⅔ für die Zinsen der Staatsschuld aufgehen. Rechnet man nun das Privateigenthum zu 2500 Millionen, die Schuldenmasse zu beinahe 1200 Millionen, so verhält sich diese zu jenem wie 1 zu 2. Abgesehen von den Vortheilen, welche die Annahme des Plans dem Handel bringen müßte, würde auch der Capitalist durch die vorgeschlagene Besteurung nicht belastet werden. Denn gesetzt, er habe ein Capital von 20,000 Pf. St., wovon er jährlich (wenn man 20 Procent als Besteurung des Eigenthums annimmt) 200 Pf. St. Abgaben bezahlen muß, so besitzt er im Grunde nicht mehr als 16,000 Pfund, und es ist völlig gleich, ob er die jährliche Abgabenzahlung verlängert, oder sogleich 4000 Pf. opfert. Aber allerdings bleibt ein Einwurf gegen diesen Plan unerledigt. Die Besteurung trifft ausschließend das Capital, nicht das Einkommen. Es ist nicht billig, diejenigen, die jetzt auch ihren Antheil zu den Abgaben zahlen, von allen Opfern bei der Schuldentilgung zu entbinden.

Anekdote.

Einen charakteristischeren Nationalzug giebt es wohl schwerlich, als folgenden: Als der berühmte französische Kanzelredner, Pater Bourdaloue, einst an einem Charfreitage vom Küster in die Kirche zum Predigen abgeholt ward, sah dieser den heiligen Mann durch die etwas zu

öffnete Thür seines Studirzimmers angethan mit dem Chorrock, und auf der Violine eine lustige Melodie spielend, in der Stube umher tanzen. Der erschrockene Küster, lange überzeugt, der ehrwürdige Pater habe den Verstand verloren, wagte endlich, nachdem er dieser Scene eine Weile zugeschaut hatte, leise anzuklopfen. Schnell legte der Pater die Geige nieder, warf seinen Ornat über, und ging mit seiner gewöhnlichen ernsten, aber freundlichen Miene dem Küster entgegen. Auf dem Wege zur Kirche konnte der immer noch nicht ganz von seinem Schrecken zurückgekommene Küster sich nicht entbrechen, sein Befremden über das was er sah und hörte, zu erkennen zu geben. Lächelnd erwiederte Bourdaloue: „sehr natürlich war Ihr Befremden, weil Sie meine Weise noch nicht kennen. Als ich nämlich den heutigen Text überdacht, ward ich so niedergeschlagen, daß ich meine Geisteskräfte zum gehörigen Vortrage unfähig fühlte ich nahm daher meine Zuflucht zu dem Hülfsmittel, dessen ich mich in solchen Fällen gewöhnlich zu bedienen pflege, zur Musik und Bewegung. Es hat auch heute seine Wirkung nicht verfehlt, und ich fühle mich in der gehörigen Stimmung zum Predigen."

(Spence's Anecdotes.)

Auf den Tod

eines jungen, aus dem Felde zurückgekehrten, und bald nachher im älterlichen Hause verstorbenen Kriegers; im Namen der trauernden Seinigen geschrieben von Noeldeke.

Guter Jüngling, ach! du ruhst im Schooße der Erde,
Keine Thräne des Grams scheuchet den theuren Schlaf;
Keine Thräne, geweint für dich von zärtlicher Liebe,
Siehst du, hörest den Laut, welcher dich rufet, nicht mehr.
Nicht mehr blüht dein Leben, verwelkt ist jegliche Knospe,
Die so köstliche Frucht irdischer Hoffnung versprach.
Männer-Muth in Gefahr, und Sinn für Recht und für Wahrheit,
Rastlos wirkender Fleiß bis zum Vollenden war dein.
Früh schon, an der Schwelle der Jugend, weihte Gefahr dich
In die Schreckniße ein, welche das Leben bedrohn.
Doch du blicktest furchtlos ihr und lächelnd ins Antlitz,
Bald vorüber ging sie, und uns gerettet warst du.
Selbst aus Gluten des Kriegs im Waffengefilde gerettet
Kehrtest in siegender Schaar heim du ins friedliche Land,
Wo dir Lebensglück den Becher füllte der Freude,
Ach! zu früh vom Tod wieder den Lippen entrafft;
Uns nur blieb gefüllt die Schaale bitterer Trauer;
Unversiegbar rinnt hier, wo du schlummerst, ihr Quell.

Da in dem

Sylben-Betonungs-Räthsel

in der vorigen Nro. ein Druckfehler eingeschlichen, so erlauben wir uns hier das richtige zu wiederholen.

Mein Räthsel-Wörtlein hat der Silben drei.
Die erste lang, und kurz die andern zwei,
Dann ist's etwas, dran sich viel Schönes knüpft.
Mir mindestens das Herz im Leibe hüpft,
Und Sonnenschein spür' ich im Angesicht,
Wenn mir's der Freund von ganzer Seele spricht.
Reicht er mir vollends gar das liebe Wort
Mit Freuden küß ich gleich den Spiegelbord,
Und finde stets in seinem Feuerschlunde,
Den reichsten Stoff zu mancher Freudenstunde.
Doch kurz die erste Silb' und lang die andern zwei,
Pfui dann der gräßlichen, verdammten Drei!
Die stumm sich nur durch Uebelthaten rührt,
Dem Schuft nur und dem Bösewicht gebührt.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 62.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 3. August 1820.

*Pope's Versuch über den Menschen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Hier hob ein kleiner Staat sich, andre blieben
Nicht fern, vereint durch Fürchten oder Lieben.
Wo hier der Baum sich unter rötl'rer Frucht?
Ward dort ein Thal vom klaren Bach besucht? —
Der Handel konnte leih'n, was Krieg genommen;
Heim ging als Freund, wer war als Feind gekommen.
Verkehr und Liebe banden stärker nur,
Da Liebe Freiheit war, Gesetz Natur.
So wurden Staaten. Da hieß König keiner,
Bis vom Gemeinwohl ward erwählet einer.
Nur Tugend war's, durch Waffen oder Kunst
Abwendend Harm, verbreitend milde Gunst, —
Was Söhne ihren Ahn-Herrn unterthänig,
Und eines Volkes Vater schuf zum König.
Da saß, naturgekrönt, der Patriarch,
Dem jungen Staate Priester und Monarch
Und Vater; zweite Vorsicht war er ihnen,
Sein Wort Orakel, Richtschnur seine Mienen.
Er rief aus überraschter Furche Frucht,
Gebot den Gluten, zwang die Flut zur Flucht;
Zog Ungeheuer aus des Meeres Schlunde
Und Adler hoch herab zum Thales Grunde;
Bis sie ihn sinken, siechen, sterben sahn,
Als Mensch beklagend den gottgleichen Mann.
Dann ward erschaut ein Vater aller Väter;
Dem Großen weihten sich zuerst Anbeter.
Die schlichte Sage, daß dieß All begann,
Ging klätig treu zum Sohn hinab vom Ahn.
Der Künstler ward vom Kunst-Werk wohlgeschieden,
Mit einem war stets reiner Sinn zufrieden,
Eh' schiefer Witz das grade Licht geschwächt,
Sah Mensch und Schöpfer, daß, was wär, war recht.
Zur Tugend schritt er auf der Tugend Bahnen,
Gott ahnen hieß da einen Vater ahnen,
Und Glaub' und Treue waren Liebe nur.
Im Menschen kannt' kein göttlich Recht Natur,
Kein Zagen da vor Gott; ein höchstes Wesen
War, was sie sich als höchstes Gut erlesen;
Und treuer Glaub' und Staats-Kunst, einig sah'n
Dort Gottes- hier der Menschen-Liebe Bahn.
Wer lehrt' erst Sklaven-Seelen wüste Reiche
Der Vielheit Wahn für einen? — Diese Seuche,

Den stolzen Bruch, Natur, an deinem Bund,
Der Welten umstürzt, aushöhlt ihren Grund?
Zwang schuf erst Siegs-Joch, Siegs-Joch Rechts-Gebote,
Bis Irr-Wahn Ehrfurcht heischte dem, der drohte;
Dann Zwingmacht theilte, dann half ihrem Ruf,
Aus Helden Götter, Bürgern Sclaven schuf.
Umringt von Blitzes-Leuchten, Donner-Tönen,
Umschwankt von Bergen, bey des Erdballs Stöhnen,
Hieß er die Schwachen knien, die Stolzen flehn
Vor größ'rer Macht, doch ohne sie zu sehn;
Sah aus der Erde Kluft und Himmels-Höhen
Gottheiten schweben, Höllenfeind' erstehen;
Wies hier der Qual, dort Wonnen an ihr Haus;
Furcht heckt' ihm Teufel, Schwachsinn Götter aus;
Götter voll Launen, Leidenschaft und Unbill,
Begleitet stets von Rachsucht, Wuth und Unwill,
Wie Memmen-Seelen wohl sie möchten sehn,
Und dann, daß sie Tyrannen sahn, gestehn.
Nicht Milde, Eifer führte da die Blinden,
Haß mußte Hölle, Hochmuth Himmel gründen;
Nicht heilig mehr schien da des Aethers Dom;
Vom Mormor-Altar quoll des Blutes Strom
Da erst fand blut'ge Kost der Flammen köstlich;
Von Menschenmord grüßt ihm sein Götze festlich;
Von Himmels-Donnern schüttert ihm die Welt,
Und mit dem Gott hielt er die Welt umstellt.
So streht Selbstliebe mit Unfug und Fuge,
Zu Eines Macht, Ehrfurcht, Gelüst und Truge.

Die selb'm allen legt des Zügels Grund,
— Regierung und Gesetz ihm in den Mund.
Denn wenn, was einer, Andre auch begehren,
Was hilft ein Wille, wo sich Viel' empören?
Wie kann bewahren er, was Nacht und Tag
Ihm List entwenden, Stärke rauben mag?
Sein sichrer Stand muß Freyheit ihm beschränken.
Im Allverein darf nichts den Sammler kränken.
Gedrängt zur Tugend durch der Selbstwehr Streit
Lernt auch der Fürst Mild' und Gerechtigkeit.
Selbstlieb' nahm andre Pfad mit andrem Muthe
Und fand das einz'ine im gemeinen Gute.
Doch hob die Denker-Stirn, die edle Brust
Der Menschen-Freund, das Herz voll Himmels-Lust,
Der Dichter, Patriot sich auf vom Staube,
Und wieder hob sich Sitten-Lehr' und Glaube.
Natur gab sie; ihr ward nur hell'res Licht;
Da sah man Gottes Schatten-Bildniß nicht
Recht lernten Volk und Fürst die Macht anwenden,
Die zarten Saiten ziehn mit kund'gen Händen.
Die kleinern, größern, so gestimmt zum Klang,
Daß Ton der einen bebt die ander' entlang,
Bis uns der Zwecke Ton-Gewirr' und Gange
Der Staat sich wohl gemischt in einem Klange.
Das ist die große Harmonie der Welt,
Die Ordnung, Einheit, Volllaut stets erhält;
Wo Groß und Klein, sich Schwäch' und Kraft befreunden,
Sich lieb'- nicht leidthun, stärken, nicht anfeinden
Bemächtigt mehr, je mehr es Andern Noth,
Wird jedem das Heil, was es Andern bot.
Nach einem Schwerpunkt ziehn dann unterthänig
Thier, Mensch und Engel, Knecht und Herr und König.

Um Staats-Form mögen Thoren sich entzweyn,
Die bestbestellte muß die beste seyn.
Um Glauben mögen Eifrer heillos fechten,
Der glaubt nicht unrecht, wer da lebt im Rechten.
Uneins ist Glaub' und Hoffnung oft gestellt;
Doch Menschenlieb' umfaßt die ganze Welt.
Unächt sind die dieß große Ziel verfehlen;
Von Gott sind, die Weltglück und Bess'rung wählen.
Gleich edlen Reben lebt der Mensch gestützt;
Umarmt er fest, wird er mit Kraft geschützt.
Wie sich um ihren Pol drehn Wandel-Sterne,
Zugleich die Sonn' umkreisend nah und ferne
So regt ein Doppeltrieb des Menschen Sinn,
Der sieht nach sich nur, der zum Ganzen hin.
So band Gott und Natur das große Ganze
Geselligkeit, Selbstlieb' in einem Kranze.

G. F. Roedeke.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Während so Cortez Landmacht alles aufbot, des Kampfes letzte Entscheidung zu erzwingen,

blokirte Sandoval, der jetzt die Brigantinen beschäftigte, den Hafen von Tlatelolko, um den Belagerten auch die letzte Hoffnung, die Rettung durch die Flucht zu Wasser, zu rauben. Jetzt wimmelte es auf einmal aus den Kanälen der Inselstadt von Mexikaner-Böten, die, mit dem Kern des Adels bemannt, die Brigantinen mit einer Wuth und Todesverachtung angriffen, die selbst in diesem ganzen entsetzlichen Kriege bisher noch nicht wahrgenommen worden. Diese Tausende von Böten, die einen großen Theil des Sees bedeckten, der Ruder Bewegung, der Krieger Federn und Waffenglanz bot ein eben so prächtiges als fürchterliches Schauspiel dar. Aber Sandoval gab von seinem Schiffe das Signal zum Angriff, und die Brigantinen schleuderten aus ihren Kanonen, Musqueten und Armbrüsten den Tod in die Flotte der Kähne. Kein Schuß ging in dem dichtgedrängten Haufen verloren. Vom Winde, der in ihre Segel bließ, und von der Ruder Gewalt getrieben, schwammen die Brigantinen mit unwiderstehlicher Gewalt in die Reihen der feindlichen Böte, zertrümmerten und versenkten, und bald trieb die Hälfte der Heidenflotte als Wrak auf den Wogen, in denen Tausende mit dem Tode kämpften. Aber das schreckte die Uebriggebliebenen nicht. Tod und Wunden verspottend, ruderten sie heran an die feierspeienden Seeungeheuer und bestrebten sich auf das hartnäckigste, zum Handgemenge zu kommen.

Während so ein Landsee auf dem Continente der neuen Welt der Schauplatz eines nie gesehenen europäischen Meertreffens wurde, gewahrte Sandoval plötzlich einige große, stark bemannte Pirogen, die in möglichster Eile quer über den See ruderten. Er schöpfte Verdacht, und gab dem Hauptmann Garcia de Holguin, dessen Brigantine am schnellsten segelte, das Signal zur Jagd. Holguin setzte alle Segel bei, und verderbendrohend rauschte sein Schiff den Flüchtlingen nach. Jetzt hatte es sie eingeholt, und schon schlugen die Musquetiere und Armbrustschützen an, und der Kanonier hob die Lunte, um aufzuhauen. Da hielten die Kähne stille, die Ruderer ließen die Ruder sinken, die Krieger legten die Waffen nieder und alle schrieen kläglich, daß man nicht schießen, sondern ihres Königs schonen solle. Jetzt erkannte Holguin in dem größten Boote an der Ehrfurcht des Gefolges den König Quauhtemotzin, der, nach langem Widerstande durch die Bitten seiner treuen Edeln gezwungen, sich endlich zur Flucht entschlossen, um in einer entfernten Provinz des Reichs eine neue Waffenmacht gegen die Spanier aufzubieten. Schnell gebot der Capitain der königlichen Pirogue, sich an den Bord der Brigantine zu legen, und, entzückt über die Ehre, die das Glück ihm zuwandte, sprang er mit bloßem Schwerte, von einigen Armbrustschützen begleitet, in den Kahn, der Mexico's Schicksal trug.

Mit edelm Anstande, unerschrocken, trat Quauhtemotzin aus dem Kreise seiner weinenden Begleiter. Ich bin Dein Gefangener, Christ, sprach er: und bereit, Dir zu folgen. Ich erbitte mir von Dir weiter keine Gunst, als daß Du der Königin, meiner Gemahlin, die Achtung erweisest, die Du ihrem Geschlechte und Range schuldig bist.

Besorgt, die kostbare Beute wieder zu verlieren, sah sich Holguin während dieser Anrede nach den andern Kähnen um, von denen er einen Angriff befürchtete. — Sey unbekümmert, sprach, den Blick wahrnehmend, Quauhtemotzin mit der Ruhe der Resignation. Sobald meine Krieger erfahren werden, daß ihr König gefan-

gen ist, so werden sie sich Dir freiwillig ergeben, um mit ihm zu sterben. Und er wandte sich nach den Kähnen und winkte ihnen, und alle ruderten heran und legten ihre Waffen nieder.

Jetzt flisterte der König seiner trauernden Gemahlin einige Trostworte zu, nahm sie bei der Hand und bestieg mit ihr die Brigantine. Dem königlichen Paare folgten Tetlapanquetzaltzin, Fürst von Tlakopan, Koenokotzin, Tetzkukos entwichener König und mehrere Große des Reiches, die sich mit ihrem Herrn retten wollten, und nun seine Gefangenschaft theilten.

Holguin eilte, seine Gefangenen nach einer Terrasse von Tlatelolko zu bringen, von der Cortez das Verderben Mexico's leitete. Dieser, auch im Glück Meister über sich, verbarg das Entzücken, das er bei dieser Begebenheit empfand, empfing seinen erhabenen Gefangenen mit allen Zeichen der Achtung und Freundschaft, und war sogar so großmüthig, dem Fürsten, den er von einem der größten Erdenthrone herabgestoßen, einen Sessel anzubieten, um sich darauf niederzulassen.

Aber Quauhtemotzin blieb stehn und sprach mit einer Seelengröße, die selbst seinen Sieger ergriff: Ich habe, Feldherr, zu meiner und meiner Unterthanen Vertheidigung alles gethan, was die Ehre meiner Krone und die Achtung für mein Volk verlangte. Aber die Götter waren gegen mich, und ich habe Krone und Freiheit verloren. Jetzt kann ich meinem Lande nicht mehr nützen, und ein Gefangener meiner Art muß seinem Ueberwinder lästig seyn. Darum ergreife Deinen Dolch und nimm mir ein Leben, das ich in der Vertheidigung meines Reiches leider nicht verlieren konnte.

Der Königin lautes Weinen begleitete die rührende Rede. Freilich war der gewandte Cortez nicht um Trostgründe für den unglücklichen Monarchen verlegen. Er erklärte feierlich, daß er ihn nur als den Gefangenen seines Kaisers, nicht als den seinigen betrachte. Er betheuerte, daß Quauhtemotzin von der Gnade dieses milden Herrschers nicht nur die verlorne Freiheit, sondern auch den Thron seiner Vorfahren zu erwarten habe, den er so würdig besessen und so tapfer vertheidigt. Aber Quauhtemotzin hörte der süßen Rede mit bitterm Lächeln zu. — Mein Oheim Montezuma, sprach er: Dein Freund und Beschützer, starb, von Dir gefangen und beschimpft, durch Deine Schuld. Wie soll ich, der ich stets Dein offner Feind war, ein besseres Schicksal erwarten dürfen? Willst Du mir aber einen Beweiß Deiner Menschlichkeit geben, so laß aufhören das Würgen unter meinen armen Unterthanen, das jetzt ganz zwecklos ist, da Du mit mir mein ganzes Reich in Deiner Gewalt hast.

Befiehl, daß sie die Waffen niederlegen, rief Cortez rasch und froh: und der Friede ist geschlossen zwischen uns. Du hättest ihn schon vor einigen Monden um einen wohlfeilern Preis haben können!

Du weißt, Feldherr, des Volkes Ehre ist theurer als sein Leben, sprach der König mit schwerer Bedeutung, und auf seinen Wink ging der Zihuakoatl, den Belagerten den Befehl ihres gefangenen Herrschers zu bringen.

Er ward augenblicklich befolgt. Ohne Waffen, mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe zog der Rest von Mexico's Vertheidigern, noch über 70.000 Köpfe stark, aus den zertrümmerten Mauern. Drei Tage und drei Nächte währte der Jammerzug der ausgehungerten Greise, die ihre Vaterstadt verließen um sich in entfernten Gegenden von den ausgestandenen Leiden zu erholen.

Jubelnd zogen die Sieger in die theuer erkämpfte Stadt. Aber die Gräuel der Verwüstung, die sie dort fanden, waren der Thaten werth, mit denen der Sieg errungen worden. Ueberall war der Erdboden von den Hungrigen durchwühlt, die nach Wurzeln gesucht hatten, von den Bäumen war die Rinde abgenagt, alle Häuser und Kanäle waren mit faulenden Leichen gefüllt, deren gräßlicher Gestank die Luft verpestete, Leichen lagen auf den Straßen so dicht, daß niemand gehen konnte, ohne auf sie zu treten *). Weinend rang Olmedo die Hände, als er an Cortez Seite in die Mördergrube trat. Religion, du kostest viel, klagte er zum Himmel hinauf: du mußt diese Heiden zu Engeln veredeln, wenn du ihnen das Elend vergelten willst, das deine Bekenner über sie gebracht haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über die altdeutsche Kleidung.

Werfen wir einen Blick auf die Schilderungen, die uns Tacitus und Jul. Cäsar von der Kleidung unserer Vorfahren aufstellen, so ist es, als beträten wir eine ehrwürdige Halle, in welcher lauter Heroen wandeln, deren hoher Ernst mit unserm jetzigen Kinderspiele einen merkwürdigen Contrast macht! —

„L'habit ne fait pas l'homme!" sagt Moliere, und so wäre den jungen Altdeutschen unserer Zeit füglicher ächt deutscher Sinn, als verfuschte Nachahmung altdeutscher Kleidung zu empfehlen. —

Thierhäute, ein grober wollner Zeuch, und aus Bast geflochtene Matten waren die einzigen Bestandtheile der alt-teutonischen, höchst einfachen Garderobe. Die von ihrer Geburt an abgehärteten jungen Leute blieben gewöhnlich bis in ihr zwanzigstes Jahr unbekleidet. Erst dann bekamen sie ein viereckiges, aus Wolle gewirktes, auswendig zottiges Kleidungsstück, das sie Sagum nannten. Im Sommer war dieses Gewand aus Bast geflochten, zur Winterzeit war es aus Wolle, oft mit bunten Streifen, oft auch mit Würfeln gewirkt. Es ließ die Arme unbedeckt, reichte über den Rükken bis etwa unter die Hüften herunter, und war auf der Brust mit einer Schnalle oder nur mit einem Dorne befestigt. —

Eine vollständige Thierhaut macht sehr oft ihre gewöhnliche Kleidung aus, an welcher sie gemeiniglich die Ohren, Hörner oder Geweihe der Thiere ließen, so daß die Kopfhaut der letztern zugleich ihnen zum furchtbaren Kopfschmuck wurde. Auf diese Art trugen sie Hirschhäute um die Schultern und auf dem Haupte trug das Geweih von 18 bis 20 Enden stolz empor. Die behaarte Seite des Pelzes wandte sich wie bei unsern Wildschuren nach außen.

Zu schwacher Nachahmung des Saums hat sich der Altdeutsche neuerer Zeit den kurzen, schwarzen, zottigen Klausch zur Kopfbedeckung das schwarze Sammtbaret mit dem weißen Kreu-

*) Es verdad y juro amen, que toda la laguna y casas y barbacoas estaban llenas de cuerpos y cabezas de hombres muertos que yo no se de que manera lo escriba; pues en las calles, y en los mismos patios de Tlatelolco no habio otros cosas y no podiamos andar si no entre cuerpos y cabezas de Indios muertos. Yo he leido la destruction de Jerusalem, mas si en ella hubo tanta mortandad como esta yo no lo se etc. sagt Diaz im 150sten Capitel seiner Geschichte.

ze gewählt, das lächerlich genug, eher den Maltheserrittern, als den Teutonen abgeborgt zu seyn scheint.

Noch trugen die alten Deutschen ein Art kleiner Kamisöler, die Jul. Cäsar Rhenones nennt; diese gingen vom Hals herab bis an den Nabel, waren ohne Aermel, und ebenfalls von Thierhäuten, — sie sind folglich außer der Parallele unserer Spenzer.

Der Hals war bloß und unbedeckt, — doch keine lächerliche Kinderkrause bedeckte seine Rundung.

Kinn und Wangen wurden beschoren, die Oberlippe hingegen deckte ein dicker, langer Knebelbart, und vermehrte das wilde, kriegerische Ansehn des Mannes. Wie auffallend contrastirt mit diesem das kleine, schwarze Zwickelbärtchen zwischen Kinn und Unterlippe, das gezwungen sich aus den wüsten Steppen der umliegenden Flaumfedern erhebt! —

In seiner Hand trug der Altdeutsche eine starke knotige Keule, — statt ihrer schwingt man jetzt den berüchtigten Ziegenhainer.

Denkt man sich den schönen, jungen altdeutschen Mann, stark von Sehnen, Muskeln und Gliedern, mit dickem blonden Knebelbart, Vaterlandsliebe im Feuerblick, und kräftiger Stimme, sieben Fuß und drüber hoch, eine Wolfshaut um die Schultern, die fast herkulische Keule schwingend — war es wohl dem Gallier zu verargen, wenn er einen Augenblick stutzte, sich mit solch einem Krieger Mann gegen Mann zu messen?

Ungeachtet wir eben nicht Ursache haben, die rohen Thierhäute auf unsere Schultern, zurück zu wünschen, so können wir doch nicht ohne Seufzen bedauern, daß im Strome vergangener Generationen ein großer Theil der altdeutschen Kernkraft vorüberrauschte.

Möge doch der ächtdeutsche Sinn fortwährend uns bleiben!

* Das Heirathen

ist einer Fisch-Parthie zu vergleichen. Mancher fischt und fängt einen stattlichen Hausen; er bekömmt eine gute Haushälterin. Ein anderer fischt und fängt einen trefflichen Karpfen oder einen guten Rogen; er bekömmt eine Reiche; Ein dritter fischt, und fängt einen Weisfisch, der voll Gräten ist; er bekömmt eine weise und schöne Frau ohne Vermögen. Ein Vierter fischt und fängt einen Aal; er bekömmt eine Megäre. (Furie.)

Das Heirathen ist auch einem Glückshafen ähnlich. Mancher greift in den Loostopf und zieht einen Treffer heraus mit Nro. 20 sie bekömmt einen Sekretär, der die Feder in der Hand und die Flügel an dem Wamms trägt: Wieder eine andere tappt, zieht mit Nummer 9 Würfel; sie bekömmt einen Spieler. Manchen reizt eine schöne Gestalt, da doch das gemeine Sprüchwort sagt, die Schönheit vergeht, die Tugend besteht. Schön sind die goldenen Haarlocken, aber nicht dauerhaft. Schön sind die schwarzen Augen, aber nicht beständig. Schön ist ein Korallenmund; aber das schöne roth verwandelt sich in sterbendes blau. Schön sind weiße Zähne, die einer Perlenschnur gleichen, aber sie dauern nicht, werden bald abgestumpft und gleichen Pallisaden. Mancher verliebt sich nur in die Schaale und kennt den Kern nicht, vernarrt sich in die Scheide und sieht nicht auf den Degen, er verliert sich an der Hülle und kennt das Innre nicht: er bekömmt eine Herrliche aber keine Ehrliche. Ein schönes Weib ohne Tugend, gleicht den vergoldeten Pillen, einem schön gebundenen Buche, dessen Inhalt nichts taugt; einem goldenen Becher, in dem schlechter Landwein blinkt.

Das Meer.

Parabel.

Auf einem Felsen am Meer saß Ampnth mit seinem Sohne, dem zarten Hikar. Lange schon hatte sich der Knabe nach diesem Augenblicke gesehnt, denn er hatte oft gehört von der unendlichen Meeresfläche, und dem Riesenkampfe der Wogen im Sturm.

Oft hatte er gebeten: O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich auch einmal niederfallen möge vor der großen, erhabenen Natur, die sich dort in dem unermeßlichen Wasserreiche offenbaret.

Aber Ampnth wollte ihm das hohe Schauspiel erst gewähren, wenn sein Geist fähiger sey, die Wunder der Schöpfung zu fassen.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig erfand, Gott anzubeten in dem erhabensten Tempel seiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen stiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach sich schäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe schwindelnd hinab sah in das schrankenlose Reich.

Lange stand er und starrte in die unendliche Ferne, dann klammerte er sich fester an den Vater und rief: O halte mich Vater! mir wird so seltsam zu Sinn bei diesem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth.

Ich habe mir das Meer so schön gedacht — aber es ist ein trauriges Bild! Wie hoch auch diese unruhigen Wellen sich heben mögen, sie werden nie das Himmels-Gewölbe erreichen, nach dem sie zu trachten schienen. Kaum berührt ihr ohnmächtiges Haupt das niedere Gewölk, und hat es sich auch bis zu diesem hinangekämpft, so steht ja der blaue Himmelsbogen unerreichbar darüber, und ihr Streben erlangte nichts, als Dunst und Wolkenschatten, was doch ein gar trauriger Lohn ist für so ermüdenden Kampf.

Es ist ein Bild des Lebens, mein Sohn! sprach der Vater. So langt der Menschen ohnmächtiges Geschlecht nach den Sonnenhöhen des Glücks. Gleich diesen unruhigen Wogen, die den Himmel erstürmen möchten, dessen Bild aus dem getrübten Spiegel entschwand, heben sich die Hände der ungestümen Foderer empor, ein Gut zu erfassen, das nur immer ferner entschwindet, je trotziger sie es in der Aussenwelt suchen. Und wenn nun Einer meint, es endlich erhascht zu haben, so war es nur ein Wolkenbild gleich jenem, in dessen Schoos die durstende Welle ihr Haupt taucht.

Aber des Himmels seliges Bild, erwiederte Hikar: darf es sich denn nimmer der Sehnsucht kund geben?

Möge die Natur, o mein Sohn, Dir selbst diese Frage beantworten! sprach der Vater, und verwies den forschenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe herab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender denn das erste, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten standen.

Aber am Morgen, als das Wetter vorüber und der Himmel ein einziger heller Saphir war, da weckte der Vater den schlummernden Knaben und zog ihn rasch mit sich fort, und führte ihn auf die schimmernden Felsen. Schon hatte sich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbett emporgehoben, schon wollte ihr zitterndes Licht in tausend Schwingungen auf dem Meeresspiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanze des Morgens. Sanft hoben sich die Wellen, wie die Pulsschläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder ruhte des Himmels Bild und das Antlitz

der Sonne, als gehörte Alles zu einem Reich, denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in Eins verschmolzen, durch den Wiederschein des himmlischen Lichtes. —

Aber der Knabe warf sich nieder in unaussprechlicher Rührung, und faltete die Hände und sprach: Ja, nun habe ich das Herrlichste gesehen, was die Erde giebt, das erhabene Bild der seligsten Ruhe!

So bewahre es tief in Deinem Herzen, mein Sohn! sprach der Vater: es ist das Bild des in sich zufriedenen Gemüthes! — Wie der Himmel sich nur auf der ruhigen Fläche wiederspiegelt, so wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum Dein Herz rein von ungestümen Wünschen und Foderungen, so wird der Himmel darinnen wohnen, und Deine irdische Welt schon hier Eins seyn mit dem lichthellen Jenseits, wie jene purpurne Fläche mit dem Firmament, zwischen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über Beide ein Lichtschleier geworfen ist, dem himmlischen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend in Eins verbindet.

* Die Stufen des Lebens.

Der Säugling.

Unbekannt mit Freud' und Schmerzen,
Wissend nicht woher er kömmt;
In der ganzen Schöpfung fremd
Heimisch nur am Mutterherzen;
Hülflos jeden Augenblick,
Ahndet er nicht sein Geschick;
Weint und lächelt hin und wieder
Regt die kleinen zarten Glieder;
Schläft dann an der Mutterbrust
Lächelnd ein, doch unbewußt
Dieser unschuldvollen Lust.

Der Knabe.

Auf der Kindheit Rosenbahnen
Hüpft der Glückliche dahin —
Keiner Zukunft düsteres Ahnen
Trübt den unbewölkten Sinn.
Haschend nur den Augenblick
Schaut er ängstlich nicht zurück
Und nicht vorwärts. Keine Schmerzen
Weilen in dem jungen Herzen. —
Freude trägt sein blühend Leben;
Engel sind ihm zugegeben:
Unschuld mit den weißen Rosen
Hoffnung mit dem Lenzes-Rosen!

Der Jüngling.

In des Jünglings frohem Leben
Zeigt sich schon ein höh'res Streben;
Es erhebt sich sein Gefühl.
Große Thaten sind geschehen —
In ihm soll'n sie auferstehen
Und er steckt sich selbst ein Ziel;
Schreitet auf erhöhter Bahn
Forschend weiter, — Doch vom Wahn:
Daß die Erd' ein Eden sey,
Ist auch seine Brust nicht frei;
Denn ihm naht die holde Liebe,
Unschuld heiligt seine Triebe;
Sehnend schaut er bis an's Grab
Einen Blumen-Plan hinab! —
In der feelen, reinen Brust
Wohnt nur Lieb' und Lebens-Lust!
Weil er selber keinem feind,
Scheint ihm jeder Mensch ein Freund,
Und er möchte, im Entzücken
Alle an den Busen drücken;
Alle, alle sie beglücken! —

Der Mann.

Der Jugend-Traum ist, ach! zu bald dahin!
Dem Manne sinkt der Täuschung bunter Schleier
Allmählig nieder und sein Blick wird freier
Nur Wahrheit ist ihm jetzt Gewinn. —
Er ward geprüft und prüft nun wieder;
Der Ernst des Lebens geht dem Denker auf
Und er erkennt des Schicksals Wunderlauf
Und kämpft die aufgekeimten Zweifel nieder.
Der Mensch ist Mensch, so fühlt er, und kein Engel
Wie seine Jugend-Schwärmerei ihn schuf
Und auf den Besten selber lasten Mängel,
So tönt ihm der Erfahrung Echoruf.

Der Greis.

Still blickt der Greis am Ziele seiner Bahn,
Den langen schmalen Lebens-Weg hinab!
Ihm winkt zur Ruhe das umblühte Grab
Und Charon lenkt zu ihm den Kahn.
Er scheut ihn nicht, den stillen, letzten Freund
— Der Redlichste, der jemals uns erscheint —
Daß dieses Leben nur die Schule war
Zur Vorbereitung für ein besseres Leben,
Ward ihm im frommen Glauben klar!
Es muß sein Geist zum Sternenlande schweben!
Und was ihm hier im Glauben aufgegangen
Hofft er zu schau'n mit seligem Verlangen! —

H — ll —

Auflösung des Räthsels in Nro. 60.

Willkommen. — Willkommen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 63.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 6. August 1820.

Der Tiegerkampf.

Zwei Fürsten, die in alter grauer Zeit
Durch Herz und Gränze Freund' und Nachbarn waren,
Versuchten in langweil'gen Friedensjahren,
Oft gähnend, andern minder blut'gen Streit.
Der Fürsten jeder hielt in seinem Zwinger
Viel wilder Thiere buntgemengte Zucht.
Den Löwen, der des Thrones Würde sucht,
Den Leopard, den muthig schnellen Springer,
Das Fresserpaar; den Schakal, die Hyäne,
Den plumpen Bär, den listig schlauen Fuchs,
Den faulen Dachs, den allzeit muntern Luchs
Und hundert andre, die ich nicht erwähne!

Aus solcher kraftbegabten Doppelzahl
Ward oft ein Streiterpaar hervorgezogen.
Zusammen in der Turnbahn Zirkelbogen
Warf man die Bestien nach der Fürsten Wahl,
Und sah mit Lust ihr Ringen und ihr Quälen,
Und hört' ihr Aechzen und ihr Angstgeschrei. —
Ich lief' davon — doch der Geschmack ist frei
Und anders fühlen hocherhabne Seelen.

Als ersten Schmuck der zwei Menagerie'n
Fand man in jeder einen Tieger prangen.
Wer Beider, wenn zum Kampfe sie erglühn,
Wird wohl den zweifelhaften Sieg erlangen?
Gleich groß, gleich alt, aus gleichem Vaterland,
Von gleichen Klauen, gleichgespitzten Zähnen,
Mit gleicher Rachen schrecklich gleichem Gähnen,
Ist jedem Sieg und Unfall gleich verwandt.

Oft aufgeschoben ward das hohe Fest,
Wo Eines Tod des Andern Ruhm vermehret,
Bis man aus Laune doch geschehen läßt
Was der Besitzer Ahndung lang gewehret.
Man raumet Woche, Tag und Stunden ein,
Man wagt und wettet ungeheure Schätze,
Hof, Adel, Bürger, werden zu Partei'n,
Die sich für den und jenen blind entzwei'n,
Und grimmig selbst nach Mord und Blute schrei'n
Bis daß der Kampf den Kämpfern Schranken setze.

Die gleicherfahrnen Wärter sorgen nun
Der Untergebnen Mordlust zu vermehren.
Sie lassen beide fern vom Lichte ruhn,
Indem sie die gewohnte Nahrung wehren.

Mit Blut und Mark erhitzen sie die Kraft.
Es wird der Mensch wohl spielend unterrichtet,
Wie er den Menschen fasset und vernichtet,
Allein bei'm Thier braucht's größre Meisterschaft.

Und roth, im Ost, erscheint der Feier Ziel.
Auf Gitterwagen fährt man her die Helden,
Die gräßlich brüllend selbst ihr Kommen melden, —
Trompeten laden ein zum Trauerspiel, —
Es läuft das Volk, — vorzüglich Frauen viel —
Die Fürsten kommen, hoch läßt man sie leben!
Drei Paukenwirbel feiern den Beginn.
Und alles weicht — und drängt sich wieder hin —
Und starret nach den Käfigen mit Beben.

Mit Beben, ja! — Die Fallen rasseln auf, —
An Ketten hebt man sie aus sich'rer Höhe.
Die Wuthentbrannten stürzen vor im Lauf,
Begrüßen sich mit: Wehe, Wehe, Wehe!
Umkreisen schnell einander, — packen an,
Den Hunger erst, die Mordlust dann zu zwingen;
Und reissen, beissen, springen, ringen, schlingen, —
Und fressen — welch ein schaudervoll Gesicht! —
Es flieht das Volk, die Fürsten tragen's nicht, —
Und fressen sich ganz auf mit Haut und Haar,
Und sterben beid' indem sie beide siegen.
Nur eine Spur zeigt, was geschehen war:
Vier Ohren sieht man auf der Wahlstatt liegen!

So weit das Mährchen, — und nicht ohne Geist,
Nicht deutungsleer wird es mein Leser finden.
Die Tieger, die man Kritiker auch heißt,
Sehn wir noch jetzt in Zwietracht sich entzünden.
Mit gleichen Klauen, gleichgespitzten Zähnen,
Wird oft wenn eben fremde Nahrung fehlt,
So Freund als Bruder schonungslos erwählt,
Im wilden Kampf gehn beide gleich verloren,
Und auf der Wahlstatt liegen nur die Ohren.

Friedrich Treitschke.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Die Todten waren im See begraben, die Lüfte durch große Scheiterhaufen gereinigt, die Cortez in allen Straßen Tenochtitlans Tag und Nacht brennen ließ. Die heidnischen Bundestruppen waren größtentheils in ihre Heimath zurückgekehrt, um überall Mexico's Fall und der Spanier Ruhm zu verkünden. Jetzt ward zur Theilung der Beute geschritten. Sie entsprach den Erwartungen der Sieger sehr schlecht. Als man die größten Kunstwerke von Gold, Juwelen und Federn für den Kaiser bei Seite gesetzt, und nun das übrige Metall eingeschmolzen, betrug es nicht mehr als 130,000 Kastellanos, und der Antheil der gemeinen Soldaten war so geringe, daß viele Spanier ihn mit Verachtung wegwarfen. Da schwieg die Freude über den glücklichen Erfolg, ein unzufriedenes Murren trat an ihre Stelle, und das ganze Heer versank in ein finsteres Grübeln, wie es wohl möglich sey, daß diese reiche Goldstadt so viel Blut so schlecht bezahlt habe. Julian von Alderete, der königliche Schatzmeister, trat vor den Feldherrn, ihm dieses Nachsinnens Frucht im Namen des Heeres vorzutragen. Er fand ihn auf seinem Ruhebette, und der Kubaner Pedrillo, den er seit der Nacht der Trübsal als einen Nachlaß seines Juans zu sich genommen, verband ihm eine Armwunde des letzten Sturmes.

Welche edle Uneigennützigkeit Euch auch zieret, General, sprach Alderete mit bescheidener Entschlossenheit: so muß Euch dennoch die fast lächerliche Geringfügigkeit der Beute aufgefallen seyn, die wir in der größten, reichsten Stadt des reichen Neuspaniens gefunden. Mag es seyn, daß viele Kostbarkeiten mit den Häusern, die sie bargen, verbrannt, daß viele von unsern indi-

schen, der Gelegenheit besser kundigen, Bundestruppen geraubt worden, so fehlen uns doch noch immer die unermeßlichen Schätze der Götzentempel und der königlichen Paläste, die gewiß so lange aufbewahrt wurden, als Mexico nur noch den Schatten einer Rettunghoffnung sah. Wo sind diese Schätze geblieben? Weder in den Booten, in denen der König fliehen wollte, noch in Mexico, das alle Einwohner nackt verlassen mußten, haben sie sich gefunden. Es bleibt daher keine andere Vermuthung übrig, als daß der verstockte boshafte Heidenkönig alle edeln Steine und Metalle vergraben oder in den See versenken lassen, um uns aus eingefleischten, teuflischem Christenhasse um den Lohn unserer langen Blutarbeit schändlicher Weise zu betrügen. Das darf ich aber nicht dulden. Als Soldat muß ich für meine Kameraden, als Schatzmeister des Kaisers, unsers Herrn, muß ich für den Antheil sprechen, der diesem von den Schätzen seines neuen Reiches gebührt, und deßhalb bitte ich Euch, General, mit geziemender Ehrfurcht, mir den gefangenen Quauhtemotzin und seinen ersten Minister zu übergeben, um ihnen den Ort, wo die Schätze liegen, abzufragen.

Glaubt Ihr, daß er Euch diesen Ort gutwillig entdecken wird? fragte Cortez bedenklich.

So wie sich der verdammmte Heide bisher benommen, glaube ich das nicht, antwortete Alderete: aber die Folter hat schon manchen festverschlossenen Mund geöffnet.

Nimmermehr! rief Cortez mit Abscheu. Sucht Euer elendes Gold zusammen, wo ihr wißt und könnt, nur preßt es dem Könige nicht ab. Quauhtemotzin ist ein Held, und ich müßte mich selbst verachten, wenn ich den wehrlosen Gefangenen martern ließe. — Den Heiligen sey Dank! rief Pedrillo, und drückte Cortez Hand an seine Lippen. Ihr seyd wieder ein Mensch geworden!

Was ficht Dich an, kecker Bube? fragte Cortez befremdet, und Alderete, der dem gefangenen König die frühere Kriegslist und das eigne Versehen nicht verzeihen konnte, von Rachsucht fast noch heftiger gespornt, als von Golddurst und Dienstpflicht, fiel mit schneidendem Tone ein: Gern würde ich Eure Großmuth auch da respektiren, mein Feldherr, wo sie einem unwürdigen Gegenstande geweiht wird. Einem Helden, wie Ihr, zu dienen, könnte ich nicht nur meinen und meiner Brüder Vortheil, sogar meinen Eid vergessen. Aber eben die unbegrenzte Verehrung, die ich für Euch fühle, verbietet mir, da zu schweigen, wo Eure Ritter-Ehre auf dem Spiele steht. Der Pöbel im Heere, und, wie Ihr wißt, giebt es auch vornehmen Pöbel, will sich durchaus nicht mit seinen elenden Beute-Antheilen begnügen. Die Unzufriedenheit ist schon hoch gestiegen, und der Unmuth, einmal entzügelt, wagt sich selbst an Eure geheiligte Person. Schon murmelt man ziemlich laut: Euer Mitleid mit Quauhtemotzin sey planmäßig, und Ihr verschontet ihn bloß um Euch heimlich seiner Schätze zu bemächtigen, um weder mit Eurem Monarchen, noch mit dem Heere theilen zu dürfen.

Dieser vergiftete Dolchstoß saß in Cortez Herzen. Wüthend sprang er auf. Pedrillo, der in seinen rollenden Augen einen dunkeln Entschluß las, stürzte zu seinen Füßen, und suchte durch Thränen und flehende Blicke den Ausbruch seines Zornes aufzuhalten. Aber wüthend stieß Cortez den Knaben zurück. Der Heide ist Euer, Alderete, donnerte e dem Schatzmeister zu. Macht mit ihm, was Ihr wollt! Tief verbeugte sich dieser und eilte in der Freude des gelun-

*

genen Plans aus dem Gemache an das unselige Geschäft zu dem er dem Helden die Erlaubniß abgelistet. Er geht, rief Pedrillo schmerzlich. Um der heiligen Jungfrau willen, General, ruft ihn zurück. Alle Schätze Neu-Spaniens können Euch diesen Augenblick nicht zurückkaufen, der den Ruhm Eurer glänzendsten Waffenthaten befleckt!

Laß mich, Knabe, zürnte Cortez: Du verstehst das nicht. Meine Ehre steht auf dem Spiel, und ehe ich auf dieser den kleinsten Flecken haften lasse, gehe dieses Landes ganze Bevölkerung zu Grunde! Eure wahre Ehre ist es, rief Pedrillo, den Helden zu retten, der nur Eures Monarchen Kriegsgefangener, nicht Euer Sclave ist, dem Ihr Freiheit und Thron verheißen, als er, sein Schicksal ahnend, Euch bat, ihn durch einen raschen Stoß von langer Qual zu befreien. Wenn Ihr ihn Euern Henkern Preis gebt, wer mag dann noch auf Euer Ritterwort bauen, und welche Ordenskette aus des Kaisers Hand vermöchte das Brandmal zu bedecken, das Ihr Euerm Herzen aufdrückt?

Deine Kühnheit wird zur Frechheit, Pedrillo, rief Cortez heftig. Verlaß mich augenblicklich oder zittere vor meinem Zorn.

Tödtet mich, rief der Knabe mit schöner Begeisterung. Seit der Nacht der Trübsal hat mein Leben keinen Werth mehr für mich Ich opfere es freudig, wenn Ihr dadurch zur Erkenntniß Eurer Pflicht kommt, und dieser große Charakter im ungetrübten Sonnenlichte auf die staunende Nachwelt gelangt. Ich lasse nicht ab, um Gnade Euch zu flehen, bis Ihr mich erhört und niederstoßt. Unter den tausend gescheiterten Wünschen meines Daseyns hat sich nur einer noch über den Wogen erhalten, daß Mexico's Eroberer, an die ich, von meinem Herzen verführt, mein Loos geknüpft, sich ihres Ruhmes und Glückes würdig erhalten. Schon wankt auch dieses letzte Luftgebäude, von mancher schweren That erschüttert. Aber durch das, was jetzt mit Eurer Erlaubniß geschehen soll, würde es unerrettbar in Trümmern zusammenstürzen, und ich müßte mich selbst verachten, wenn Ihr, Euch zu verachten, mich zwänget!

Mensch, wer bist Du? fragte hier plötzlich Cortez, der schon lange befremdet der feurigen Rede zugehört, in die sich, selbstvergessen, Pedrillo ergossen. So habe ich Dich nie reden gehört. So spricht auch kein getaufter Antillenbewohner, Das ist die Sprache eines Spaniers; aber so hat auch noch kein Mann mit Cortez zu sprechen gewagt. Jetzt fallen mir des ehrlichen Diaz Warnungworte ein, mit denen er Dich mir übergab, und Du gehst nicht aus diesem Gemache, bis Du Dich völlig gerechtfertiget hast.

Wohlan, General, rief Pedrillo, richtete sich mit majestätischem Stolze in die Höhe und blickte den Feldherrn mit den schönen, klaren Wunderaugen durchdringend an. Ich nehme Eure ungestüme Forderung für einen Wink des Schicksals, das lange verwahrte Geheimniß zu erlösen aus meines Herzens Tiefe. So wißt denn — ich bin —

Da sprang die Thür auf, und herein stürzte ein blühender spanischer Jüngling und hinter ihm ein schönes mexikanisches Mädchen. Juan! schrieen Cortez und Pedrillo zugleich, während der lange Betrauerte an seines Freundes Brust sank.

Die Freude hoffte ich nicht, Dich noch einmal diesseits zu umarmen, sprach Cortez, ihn mit herzlicher Rührung küssend. Du dankst sie Quauhtemotzins Edelmuth, antwortete Juan. Den Dein Freund in diesen Augenblick foltern läßt, schrie Pedrillo schmerzlich.

O bei allem, was gut ist, flehte Juan, vor Cortez niederfallend: bei Deines Lebens grossen Zwecken beschwöre ich Dich, begnadige den unglücklichen Mann. Er ist ein edler, kräftiger Mensch, er hat viel an mir gethan, und gegen Dich doch nur seine Königspflichten erfüllt. Und bist Du in dem Jahre, das zwischen uns liegt, so grausam geworden, daß Du Martern sehen mußt, so nimm mich zum Sühnopfer an. Laß mich auf die Folter werfen, aber schone diesen König, dessen Ritterssinn ihm Deine Achtung erwerben muß.

In des Wiedersehens heiliger Stunde kann Juan keine Fehlbitte bei Cortez thun, sprach der Feldherr gerührt; begleite mich zu Aldereten. Und beide verließen eilend das Zimmer.

Und mit übereinandergeschlagenen Armen trat Pedrillo vor die Mexikanerin, musterte sie lange mit forschenden Blicken, und fragte dann gespannt: Wer bist Du, schöne Dirne?

Juans Weib, antwortete diese mit einem Tone, der es deutlich bewies, wie glücklich sie dieser Name mache. Juans Weib! schrie mit Entsetzen Pedrillo, und stürzte ohnmächtig zu Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Tulpen.

Der wundervolle Zauber, der in Gottes Schöpfung erfreuenden Tulpen, erregt durch die Schönheit und Einrichtung ihrer zierlichen Muster als Bild vom Weltschmuck, einen schönen Eindruck auf das menschliche Gemüth.

Im 16ten Jahrhundert kamen sie aus der Türkei. Ihre Benennung ist von dulbend gebildet worden, welches den Muselm bezeichnet, den die Morgenländer um den Kopf winden, woraus die Europäer Tulband und Turban, der Aehnlichkeit des Kopfschmucks wegen, gemacht haben.

Als die Tulpe in die Niederlande kam, bewirkte sie eine wahre Manie der Blumisten, und eine reiche Geld- und Handelsquelle der Speculanten, so daß in den Jahren 1634 — 38 der Handel mit der Tulpenzwiebel nach dem Gewicht kaufmännisch getrieben wurde. Nach ihrer Schönheit wurden sie bezahlt, für 446 Aß der Tulpen bezahlte Admiral van der Eyk 4400 Gulden, so daß im Jahre 1637 zum Nutzen des Waisenhauses öffentlich 120 Tulpenzwiebeln für 90,000 Gulden verkauft worden sind.

Von der größten bis zur geringsten Menschenklasse war die Sucht zu diesem Handel verbreitet. In allen Städten waren Wirthshäuser, welche statt der Börse dienten, wo Vornehme und Geringe um Blumen handelten, und sie hatten unter sich Gesetze, Notarien und Schreiber.

Ein Kaufmann hatte für eine Tulpen Zwiebel 500 Gulden bezahlt; kurz darauf brachte ihm ein Bootsmann fremde Waaren, dem er einen frischen Heering reichen ließ, nebst einer Kanne Bier. Der Schiffmann sah die theure Zwiebel im Fenster liegen, glaubte, es sey eine Gemeine, schälte und speiste sie zu dem Heeringe. Dieser Mißgriff kostete den Kaufmann mehr, als wenn er den Prinzen von Oranien traktirt hätte.

Ein Engländer fand in einem Garten ein Paar Tulpen Zwiebeln, und steckte sie zu sich, er wurde aber als Dieb angeklagt und mußte endlich eine große Rechnung bezahlen.

Man sah, daß der Tulpenhandel sich in eine Art Actienhandel verwandelte, den die Speculanten zu seiner Höhe erhoben hatten, und deswegen fiel er auch plötzlich wieder. Im Jahre

1760 kostete in England die Theuerste [Don Quevldo genannt] nur 2 Pfund, und in Deutschland noch viel weniger.

Der Milchbaum.

Humboldt fand denselben in den Provinzen von Venezuela, wo er besonders auf den Küstengebirgen wächst. Er ist in der That eine sehr merkwürdige botanische Erscheinung. Man denke sich auf einem kahlen Felsenabhange einen Baum, der nichts weniger als ansehnlich ist. Seine holzigen Wurzeln dringen kaum in das Gestein; seine Aeste scheinen verdorrt; seine Blätter sind bleich und lederartig; man bemerkt nicht die mindeste Feuchtigkeit darauf. Allein, so wie man den Stamm anbohrt, fließt im Ueberfluß eine Milch heraus. Dies ist besonders Morgens bei Sonnenaufgang der Fall. Die Einwohner und die Negersclaven kommen dann mit Gefäßen herbei, fangen die Milch sorgfältig auf und tunken ihr Mais- oder Maniokbrod hinein. So finden sich die chemischen Bestandtheile der Milch auch in der Pflanzenwelt wieder; so umschlingt ein Band die ganze organische Natur.

*Ein Traum, der in Wirklichkeit verwandelt werden kann?

Ein rechtlicher, sein gutes Auskommen habender Mann, der sich bescheidentlich enthält, sein eigner Lobredner zu seyn, hatte in den Morgenstunden des 1sten Aprils einen Wonnetraum, der ihm ein holdes, doch leider ihm ganz unbekanntes weibliches Wesen als Braut zuführte. Er wendet sich deshalb an Deutschlands schöne Töchter mit der Frage: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Aehnliches träumte? Ist das der Fall, so ward dadurch offenbar eine Ehe im Himmel geschlossen, und der Bräutigam fliegt in die Arme seiner Braut, sobald sie ihren Namen und Wohnort unter der Aufschrift D. M. an die allgemeine Expedition versiegelt einsendet.

*Bemerkung.

Unsre hochlöbliche Polizey, rühmlich besorgt, jeden uns schadenden Unfug abzustellen, ließ es bisher ganz außer Acht, das Unwesen der lustigen Tage unserer Institute und Schulen zu untersagen, oder zu beschränken. — Ein Menschen- und Kinderfreund bittet um Erwägung dieser Angelegenheit! weil er Ursache hat zu glauben, auch nöthigenfalls es beweisen kann, daß moralisch die Kinderwelt dadurch verstimmt, und die Unglücklichen zur Schlachtbank geführet werden; daß jenes gräßliche polizeywidrige „Hurah" ein Dolch ins Herz liebevoller Menschen seyn muß, womit die Kinder auf Kommando in ihre, Gott sey Dank! stillen Umgebungen zurückkehren müssen.

Was soll den Kindern die ländliche Freude, bei solchem Aufzuge? und welche Erinnerung an diesen Spektakel wird ihr ferners Leben beglücken? —

— k — n.

*Prognosticon.

Ein Mädchen im Januar geboren]
Ist guter, freundlicher Natur.
Doch von den Göttern auserkoren,
Zu wandeln auf bedornter Spur.
Vorzüglich in den Jugendtagen
Ist sie der Spielball des Geschicks;
Doch birgt sie still des Busens Klagen
Und harret eines bessern Glücks.

Der Februar, obgleich er stürmet
Bringt liebe, holde Kinder dar,
Die Hymen vorzugsweise schirmet
Und frühe leitet zum Altar.
Doch: — Wahrheit muß ich immer sagen —
Sie üben das Pantoffelrecht
An ihre Herr'n, die öfters klagen;
Sie seyen ihrer Schönen Knecht!

Dem zarten Glöckchen zu vergleichen,
Das lächelnd durch den Schnee erblüht,
Erscheinen, nur zum guten Zeichen,
Des Märzes Kinder, Unschuld glüht
In ihren Herzen; auf den Wangen
Wohnt Liebreiz und ihr Augenpaar
Spricht nach dem Höchsten nur Verlangen;
Der Mund nur das was schön und wahr!

Veränderlich ist jede Schöne
Die der April zum Leben weckt;
Drum hütet Euch ihr Adams-Söhne
Das kein Camäleon Euch neckt.
Schön sind sie zwar wie Sonnenblicke
Die durch Aprilles-Wolken schaun;
Doch — wie gesagt — voll loser Tücke
Und ihnen auf kein Haar zu trau'n.

Ein Mädchen, das im May geboren
Ist wie des Mayes Röse hold,
Doch leicht umflattern sie die Thoren
Und — sie hält Flitter leicht für Gold.
D'rum warn' ich Euch Ihr guten Mütter:
Habt Acht auf Euer rosig Kind;
Verwahrt es hinter Eisen-Gitter
Weil Männer nicht zu trauen sind!

Violen gleich, sanft und bescheiden,
Sind Mädchen die der Juni bringt;
Das Aug' azurn, gelockt und seiden
Und dunkelbraun ihr Haar sich schlingt
Um's schöne Haupt; — sie sind so freundlich
Wie Co's stiller Rosenglanz
Und nimmer nah'n sie hart und feindlich
Und alles Schöne thun sie ganz!

Die Rose blüht und streut die Düfte
Mit stolzer Selbstsucht um sich her;
Ihr dienen alle Schmeichellüfte
Zuerst, in Florens buntem Heer.
So Julius sind deine Kinder!
Doch ach! — was hilft die kurze Pracht:
Berauscht verwelken sie geschwinder;
Vergessenheit hüllt sie in Nacht!

Ein Kind, das im August geboren,
Ist von Minervens Geist durchglüht;
Hat ausserordentliche Ohren;
Ein Auge das durch Bretter sieht;
Ein allerliebstes spitzes Näschen;
Ein Mündchen das zum Küssen winkt
Und gern ein nicht zu kleines Gläschen
Des allerbesten Weines trinkt. —

O Jüngling! willst du dich vermählen
Erkiese ein Septemberkind;
Denn keine Bess're kannst du wählen
Wie schön auch all' die Andern sind.
Wenn manche ihre Zeit vergeuden
Sitzt sie im stillen Kämmerlein;
Denkt nur auf ihres Hauses Freuden
Und sollt' sie ihre Ruhe weih'n.

Einfach und wahr und leicht zufrieden
Still, ernst und kalt, nicht leicht bewegt
Von Leid und Lust; im Innern Frieden;
Ein Herz das treu für Freundschaft schlägt;
Uneigennützig und gefällig
Ist des Octobers liebes Kind
Und über Alles noch gesellig
Wie selten andre Mädchen sind.

November-Mädchen sind sehr zierlich
Und über alles accurat;
Vom Kopf bis auf dem Fuß manierlich
Und nähen eine gute Nath
Sie gehen, *en Statue*, gerade
Und dreh'n den Kopf nur mit dem Rumpf,
Und sitzen gerne *en Parade*;
Und stricken einen guten Strumpf.

Obgleich der Winter rauh beginnet
Wenn der December sich erhebt,
Und jeder Tropfen eisig rinnet
Und jedes Wesen kalt erbebt:
Die Mädchen die in ihm geboren
Sind wie Madonna, schön und gut
Und für die Tugend unverloren;
Im Mißgeschick voll hohen Muth!

H — ll —

Trost für einen Bekümmerten.

Die Spanne Zeit dünkt Dir so lang und schwer?
Es sehnt das Herz sich so nach Ruh?
O sieh! drei Engel schweben um Dich her,
Und wehen süßen Trost Dir zu.

Erinn'rung leitet Dich mit sanfter Hand
Zurück in eine schön're Zeit,
Wo noch dem Freund im rosigen Gewand
Die Liebe manche Blume streut.

Von ihrem Flügel liebevoll bedeckt,
Genießest Du entschwundnes Glück;
Es stellt, aus Wonneträumen aufgeweckt,
Die Hoffnung sich vor Deinen Blick.

Nach jener Ferne zeigt sie tröstend hin,
Wo Seligkeit den Geist erhellt;
Sie zieht hinauf den tiefbewegten Sinn
Zu den Bewohnern heß'rer Welt.

Beschirmend reicht die Freundschaft Dir den Stab,
Und schreitet durch das Weltgewühl
Vertraulich Hand in Hand mit Dir hinab,
Hinab zu dem ersehnten Ziel.

Charade.

Wenn Blumen uns in bunter Flor begrüßen,
Dann ruft die gütig schaffende Natur
Die beiden ersten auch in Garten, Wald und Flur,
Dem Sterblichen das Daseyn zu versüßen.
Traut ihnen nicht, die Waffen sind verborgen,
Zieh' Handschuh an, damit Dich keine sticht!
Auch mag noch außerdem ein Jeder sorgen,
Daß keine je ihm komme in's Gesicht.

Die dritte Sylbe wird meist rund geflochten,
Dem treuen Jüngling, der manch langes Jahr
Um Glück und Liebe männiglich gefochten,
Reicht sie vielleicht das Mädchen lächelnd dar.
In holde Nachbarschaft die ersten zwei zu bringen,
Wird durch das Ganze Dir am sichersten gelingen.

Es ist kein Bienenkorb, muß ich Euch sagen;
Drum hört noch mein Geschichtchen an:
Als ich und Hannchen, erst vor wenig Tagen,
Die Mutter mit dem Ganzen sah'n
Zur Vesperzeit im Garten sitzen,
Da drückt' ich, um den Augenblick zu nützen,
Und unbekümmert um den flücht'gen Schmerz,
Das Ganze meinem Mädchen an das Herz.

Der verbesserte Kalender der freien Hansestadt Bremen, für das Jahr Christi 1821, gedruckt und zu haben bei G. Jöntzen,

hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern und in der Papenstraße Nro. 22 zu haben. Er enthält diesmal ausser der gewöhnlichen Kalender-Berechnung mit Ebbe und Fluth:

1. Neue Zeitrechnung.
2. Kirchenrechnung nach dem neuen Kalender.
3. Welt- und Planeten-System.
4. Mittlere Entfernung der Planeten von der Sonne und Größe derselben.
5. Von den Jahreszeiten.
6. Von den Finsternissen im Jahre 1821.
7. Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet.
8. Bauern-Practik.
9. Uebersicht der Witterung der Monate April bis October 1820.
10. Verzeichniß der Jahrmärkte nach Datum und alphabetischer Ordnung für das Jahr 1821.
11. Verzeichniß sämmtlicher abgehender und ankommender Posten in Bremen.
12. Oeffnung, Sperre und Schluß der Thore der freien Hansestadt Bremen.
13. Bekanntmachung wegen Verlängerung der Sperrzeit und der zu erlegenden Sperrgelder während der Nachtzeit.
14. Mittel, um Regenwürmer aus den Gärten zu vertreiben.
15. Die Eigenschaften und Tugenden des Knoblauchs.
17. Die Kunst: Eier so zu kochen, daß sie weich bleiben.
18. Miscellen und Anekdoten.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 64.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 10. August 1820.

Eisbäre.

(Nach Scoresby's Nordpol-Zoologie.)

Ob Bäre gleich zuweilen einander auffressen, so sind sie doch außerordentlich zärtlich gegen ihre Jungen. Die Mutter, die in der Regel zwei Junge wirft, vertheidigt sie mit solchem Eifer, und bewacht sie so ängstlich, daß sie nicht selten ein Opfer ihrer Mutterliebe wird. So wurde eine solche Bärin mit zwei Jungen einmal von bewaffneten Schiffern über das Eis verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen anzutreiben, schneller zu laufen, indem sie selbst vor ihnen her lief, dann sich nach ihnen umkehrte, und mit einer besondern Bewegung und eignem Tone ihre Angst anzeigte, daß sie nur rasch fortkommen möchten. Da sie aber bemerkte, daß die Verfolger schneller waren, so stieß, schob und trieb sie die Jungen, wie es nur anging, vor sich her und entkam glücklich mit ihnen. Die Jungen legten sich dabei quer über die Tatzen, um von ihr fortgeschoben zu werden, und wenn sie sie so einige Ellen weit vorwärts gebracht hatte, so lief sie ihnen nach, während diese sich wechselsweise zu einem zweiten Schub anschickten.

Anekdoten von der Klugheit dieser Thiere sind nicht selten.

So hatte sich ein Bär einen Seehund, der mitten auf einem großen Eisstücke lag, und eine offne Spalte desselben gerade vor sich hatte, zur Beute ausersehn, tauchte daher unter das Eis und schwamm darunter weg nach der Kluft zu, wohin der Seehund seine Zuflucht zu nehmen gewohnt war. Der Seehund bemerkte nun zwar seinen Widersacher und sprang ins Wasser, der Bär jedoch unmittelbar ihm nach und kam dann wenige Minuten darauf mit dem Seehunde im Rachen, zum Vorschein.

Der Capitän eines Schiffs zum Wallfischfang wollte gern einen Bären fangen, ohne die Haut zu verletzen, er legte daher einen Strick mit einer Schlinge in den Schnee und mitten

in die letztere ein Stück gebratenes Fleisch. Ein Bär, der auf dem Eise in der Nähe herumstreifte, ward bald durch den Geruch herbeigezogen. Er ward die Lockspeise gewahr, näherte sich ihr und ergriff sie mit der Schnauze, da er aber mit dem Fuße zu gleicher Zeit an den Strick stieß so schob er ihn mit dem Vorderfuß bei Seite und ging bedachtsam wieder fort. Nachdem er das Fleisch, das er mitnahm, verzehrt hatte, kam er wieder. Unterdeß war die Schlinge mit einem andern Fleischstücke wieder hingelegt worden. Er schob nochmals den Strick bei Seite und ging triumphirend mit seiner neuen Beute fort. Man legte die Schlinge nun zum drittenmale wieder hin, selbst klug gemacht aber durch des Bären Klugheit, versteckten sie den Strick unterm Schnee und legten die Lockspeise in eine tiefe Höhle, welche man mitten in der Schlinge gemacht hatte. Jetzt kam der Bär nochmals, und schon glaubte man gewonnenes Spiel zu haben. Doch pfiffiger, als vermeint, kratzte Pätz, nachdem er einige Minuten um die Stelle herumgeschnobbert hatte, den Schnee mit den Vorderpfoten langsam weg, schob den Strick bei Seite und entkam abermals glücklich mit seiner Beute.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Unterdeß hatte sich Alderete mit fürchterlicher Eile seines Opfers bemächtigt. In seinem Gemach war alles zu Quauhtemotzins Verhör gerüstet. Mit einigen Offizieren, ihm ähnlich, saß der Schatzmeister am Tische, auf dem die Werkzeuge der Marter lagen, und acht Tlaskalaner, die sich zur Sättigung des alten Nationalhasses freudig den Spaniern zu Folterknechten angeboten, standen harrend an der Thür. Jetzt ward der unglückliche König mit seinem Minister hereingebracht.

Wohin habt Ihr die Schätze des Tempels und der Krone verborgen, Heiden? schnaubte Alderete sie an.

Euer Gott, das Gold, liegt im See, antworkete Quauhtemotzin mit kaltem Spotte. Wir hofften so am sichersten uns von Euch zu befreien, wenn wir das vernichteten, weßhalb Ihr uns bekämpft.

Bezeichne uns augenblicklich den Ort, wo Ihr die Schätze versenkt, zürnte Alderete: oder die ausgesuchtesten Qualen sollen Dir die Zunge lösen.

Ich weiß es wohl, erwiederte Quauhtemotzin: wie tief ich in Euer Herz greife, wenn ich Euch den Sold Eurer Gräuelthaten raube, aber eben deßhalb soll er für Euch auf ewig verloren seyn. Ich freue mich, Euch die namenlosen Leiden, die Ihr über uns gebracht, doch in etwas vergelten zu können. Wollt Ihr wissen, wo unsere Schätze liegen, so laßt den See ab, auf eine andere Art werdet Ihr es schwerlich erfahren.

Den Ort! knirschte Alderete, aber Quauhtemotzin sah ihn verächtlich an, und schwieg. — Vielleicht wird der Diener vernünftiger seyn, als der Herr? fragte der Schatzmeister den Minister, aber dieser zuckte die Achseln, und schwieg. Da sprang Alderete wüthend auf, und winkte den Tlaskalanern. Mit grimmiger Freude ergriffen diese die Märtyrer, und die Pein, von Christen angeordnet und geleitet, begann mit einer Grausamkeit, die dem Topiltzin und seinen Mordgehülfen Ehre gemacht haben würde.

Aber ihre Allmacht scheiterte an Quauhtemotzins bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Kein Laut des Schmerzes konnte von ihm er-

preßt werden. Er litt und schwieg. Sein treuer Diener, empfindlicher gegen die Qualen, machte durch Angstseufzer der gemißhandelten Menschheit Luft, und — schwieg wie sein Herr.

Da ließ Alderete, schäumend über das Mißlingen des wohlersonnenen Planes, die Märtyrer auf einen Rost werfen und über glühenden Kohlen langsam braten. Jetzt warf der Minister, dieser ausgesuchten Marter erliegend, auf seinen König einen Jammerblick, der diesen um die Erlaubniß zu flehen schien, zu offenbaren, was er wisse. Aber Quauhtemotzins hohe Seele verwarf die stumme Bitte. — Ruhe ich hier auf einem Blumenbette? fragte er gelassen. Der treue Diener verstand den Vorwurf, der in dieser Frage lag. Fortan hörte man keinen Laut von ihm. Er schwieg, duldete und starb.

Da stürzte plötzlich Cortez mit seinem Juan herein. Der todtgefolterte Diener, der leidende Quauhtemotzin sprachen mit fürchterlicher Beredtsamkeit zu dem irregeleiteten Feldherrn. Ihr habt meine Erlaubniß gemißbraucht, donnerte er Aldereten zu: Geht mir aus den Augen, und wagt es nicht mehr, durch ähnliche Gräuel den Namen Spanier und den heiligeren — Mensch — zu entweihen.

Bestürzt entwich Alderete. Ihm folgten die Theilnehmer und Werkzeuge seiner That. Während dem hatte Juan den König seinem Marterlager entrissen. Gott sey Dank, rief er freudig: Ihr seyd gerettet, und mein Wort am Fechtersteine habe ich gelöst!

Pedrillo, von seiner Ohnmacht erwacht, hatte sich von der Mexikanerin in sein Gemach führen lassen, und lag, tief aufathmend und erschöpft, auf seinem Bette. Mit Blicken zärtlicher Theilnahme stand das liebliche Weib vor dem kranken Landsmanne. Er sah sie lange an und fragte dann beklommen: Du bist also wirklich Juan's Weib, schöne Heidin?

Warum nennst Du mich so? sprach Anakoana. Längst hat ja mein Gatte mich in den Bund der Christen aufgenommen. Ich heiße jetzt nach ihm, und bete mit ihm zu einem Gotte.

O mein armer Kopf! rief Pedrillo, die Hand an die brennende Stirne legend.

Beruhige Dich, armer Knabe, bat Anakoana, ihn sanft die Wangen streichelnd. Du bist fieberkrank. Ich will Dir einen Kühltrank bereiten.

Fort von mir, Buhlerin! schrie Pedrillo, sie heftig zurückstoßend.

Warum schmähest Du die Unbekannte? sprach diese weinend. Ich bin Juan's Gattin und keine Buhlerin. Der große Priester selbst hat am heiligen Opferfeuer unsere Gewänder zusammengeknüpft. — Eine heidnische Vermählung, spottete bitter Pedrillo: dem gefangenen Christen aufgedrungen. Hoffentlich wird Juan, da er sich jetzt wieder unter Christen befindet, sie nicht länger für gültig erkennen.

Du irrest, versicherte Anakoana eifrig. Der ehrwürdige Vater Bartholomäus, von dem Juan mir so viel Gutes erzählt, soll gleich morgen den heiligen Gürtel, den kein Sterblicher lösen darf, um unsere Hände winden, und mich so auf ewig mit meinem Gatten vereinigen.

Brich armes Herz! rief Pedrillo, die Hände vor das Gesicht schlagend. Dann sprang er wild vom Lager auf, riß ein Faustrohr von der Wand, glimmte die Lunte an und trat mit durchbohrenden Blicken vor Anakoana. So sey der Treulose denn für mich verloren! schrie er: aber auch du sollst Dich seines Besitzes nicht

*

erfreuen. Und scharf zielend richtete er das Todesrohr auf das schöne Weib.

Diese blickte ihn mit sanftem Vorwurf an und sprach: Du bist gewiß noch kein Christ, weil Du so grimmig wüthen kannst, gegen eine Unschuldige, die Dich nie beleidigte. Willst Du mich tödten, so laß mir nur so lange Zeit, bis ich das Gebet an den ewigen Vater gesprochen, das Juan mich gelehrt. Ich will ihn bitten, daß er mir meine Schulden so willig vergebe, wie ich Dir meinen Tod verzeihe.

Und sie sank auf ihre Kniee, und betete still, mit geschlossenen Augen. Pedrillo sah sie lange an, und der holden Beterin Anblick löste den wilden Zorn in seiner Brust in sanfte Rührung auf. — Nein! rief er plötzlich, das Werkzeug des Todes von sich schleudernd: Ist es Deine Schuld, daß er Dich liebt, daß Du ihn liebst? Wer kennt ihn, und betet ihn nicht an? Lebe, gutes Weib, und Deine Liebe schenke ihm das Glück, das er so sehr verdient, und das ihm eine andere vielleicht nicht geben könnte. Ein Opfer muß bluten auf seines Herzens Altar. Ich will dieß Opfer seyn, ich will lieben, leiden und schweigen, bis dieß schwache, heiße Herz verglüht und bricht im letzten Kampfe!

Und fort stürzte der seltsame Knabe. Anakoana erhob sich und wollte, tief erschüttert, das Gemach verlassen, da trat, im Tlaskalaner Kriegsgewande, ein Greis zu ihr herein, der sie mit grimmig kalten Blicken anstarrte.

Ewiger Gott, mein Vater! rief sie freudig, und wollte sich in seine Arme werfen. Aber er wehrte die Umarmung ab, und fragte mit feindlichem Hohne: Kennt die neue Christin noch den Heidenpriester und Heidenvater?

Vater, bat Anakoana mit wehmüthiger Zärtlichkeit. Wie verdiene ich den schrecklichen Vorwurf, der in dieser Frage liegt? Bin ich nicht, von Deinem Segen begleitet, fortgezogen mit dem Manne meiner Wahl? Wie magst Du es der Tochter, die Dir immer gehorchte, zutrauen, daß sie über ihrem Eheglücke je des Kindes heilige Dankbarkeit vergessen werde?

Es wird sich gleich zeigen, sprach der Priester mit gräßlicher Ruhe, ob Deine Betheurungen bloß zu den schönen Worten gehören, die Du von Deinem Spanier gelernt, oder ob Du auch bereit bist, sie durch Thaten zu besiegeln. Horche aufmerksam der Rede meines Mundes; Tenochtitlan, die Herrliche, ist gefallen. Ihre Bewohner sind gemordet, oder irren siech und hülflos in Anahuaks verwüsteten Fluren umher, unsere Wohnungen, unsere Tempel liegen in Trümmern, unsere Götter sind vernichtet. Dein alter Vater hat auf der Erde keinen Ort, wo er sein Haupt hinlege, im Himmel keinen Gott, zu dem er beten kann. Ich hätte längst im heiligen See mein Daseyn und meinen Schmerz versenkt, wenn ich mich nicht für die Rache hätte aufsparen wollen. Der Augenblick der Rache ist gekommen. Ich habe Dich gefunden, und feierlich wälze ich auf Dein Haupt die heilige Pflicht. Anakoana, Tochter des höchsten Priesters von Mexico, einst selbst Priesterin der Götter, die man uns geraubt, Du bist vom Schicksal ausersehen, zu rächen die Ströme des vaterländischen Blutes, das die fremden Räuber vergossen, zu rächen das grenzenlose Elend der Ueberlebenden, den Brand der Tempel, der alten Götter Schmach. Zu dieser heiligen Handlung Dich zu weihen, habe ich mein elendes Leben bisher gefristet, und wenn Dein schönes Wort von vorher keine Lüge war, so erwarte ich jetzt von Dir Gehorsam, blinden Gehorsam für das, was ich von Dir fodere.

Die Zornwuth verblendet Dein Auge gegen die Unmöglichkeit, mein Vater, sprach die geängstete Tochter. Wie könnte ich, ein einzelnes, schwaches Weib, das Werkzeug der Rache werden gegen die Christen, die mit dem siegenden Schwert, mit Blitz und Donner bewaffnet sind, die ganz Anahuak als seine Herren verehrt?

Trenne das Haupt vom Körper der giftigen Schlange und Du hast das Thier getödtet, sprach der Priester, eine kleine goldene Phiole auf den Tisch setzend. Dein Christ ist der Freund des obersten Räuberhauptmannes. Als Juan's Gattin kann es Dir nicht schwer fallen, Dich ihm zu nähern. Dann gieße diese Phiole heimlich in seinen Becher. Er wird sterben, und mit ihm stürzt das Reich der Weißen in diesem Lande, denn keiner seiner Genossen ist vermögend diese Horden grimmiger Thiere zum Zerfleischen zu führen, wie dieser entsetzliche Fremdling, den Tlokatekololotl selbst geschaffen hat zum Verderben Anahuaks.

Des Gatten Freund meuchelmorden? Nimmermehr! rief die unglückliche Anakoana mit gerungenen Händen.

Entartete Tochter Mexicos! schrie der Priester: Deine Götter, Dein Vaterland, Dein Vater waren eher als Dein Buhler. Die Verirrung, die Dich in seine Arme warf, konnte Deine ältern Pflichten nicht lösen. Darum gehorche, wenn ich nicht die Schwäche verwünschen soll, zu der mich mein Herz hinriß gegen den Verführer und die Verführte.

Ach kenntest Du die milde Himmelslehre, die ich von meinem Gemahl empfing, sprach Anakoana mit frommer Begeisterung: Du würdest wahrlich nicht beharren auf der gräßlichen Foderung. Liebe für Feindschaft, Segen für Fluch, Fürbitte für Beleidigun und Verfolgung, das nur erwirbt Kindes-Recht bei dem göttlichen Vater!

So gieb denn auf für ewig den irdischen Vater, zürnte der Unversöhnliche, sein Gewand zerreißend: der Dich erzeugt und gepflegt, und erzogen in der Furcht der wahren Götter, für den fremden Gott, dessen Bekenner Dein Vaterland verheeren. Wie dieß Gewand, so zerreiße ich das Band, das mich an Dich geknüpft. Nichts bleibe Dir von mir zurück, als mein Fluch und die Strafen der von Dir verrathenen Götter, die ich über Dein Haupt herabrufe. Ich gehe jetzt in das dunkle Reich, woher noch kein Erdensohn zurückkehrte, und wenn mir dort noch das Bewußtseyn bleibt und der Vergangenheit Erinnerung, so wird auch von dort mein Fluch tönen zu Dir hinauf, Dich verfolgen über Länder und Meere, bis der Reue Schlangenzahn Dein Herz zerreißt, und Du, gleich mir, endest in grauser Verzweiflung.

Und wie rasend, stürzte er fort. Arme Anakoana, seufzte die unglückliche Tochter; starrte die Gift-Phiole mit irren Blicken an, und steckte sie hastig in ihren Busen. Nein, Vater, nein, brach sie dann plötzlich aus in verzweifelndem Schmerze, ich war immer dein gehorsames Kind, aber dießmal kann ich dir nicht gehorchen! (Die Fortsetzung folgt.)

Die türkische Hochzeit.*)

Dem Manne verbietet es bekanntlich die Landessitte, die erwählte Braut vor der Hochzeit zu sehen; ihr aber wird es leichter, ihre Neugier zu befriedigen, doch ist es auch nicht immer möglich, ihn eher zu sehen, als in der hochzeit-

*) Nach Browne (in dem neuen Werke von Robert Walpole *Travels in the East.* 1820.) der sich vor allen Reisenden, durch die vertrauteste Bekanntschaft mit den Sitten und selbst dem häuslichen Leben der Morgenländer, auszeichnet.

lichen Kammer. Dieser Zwang führt zu mancherlei Erfindungen, um gegenseitige Annäherung zu erleichtern. So giebt es Heirathstifter von Gewerbe, die ihr Geschäft recht einträglich zu machen wissen. Die herrlichen Eigenschaften der Braut und des Bräutigams werden, begreiflich mit großen Uebertreibungen, herausgestrichen. Leichtgläubige oder Unerfahrne lassen sich hintergehen, und es folgt eine Verbindung, die oft wenige Tage nachher durch eine Scheidung wieder zerrissen wird.

Sind beide Theile einverstanden, so wählt jedes einen Wakil, oder Bevollmächtigten, und zwei Zeugen. Diese vereinigen sich vor dem Iman über die Summe, die der Mann geben muß, um wenigstens ein Zimmer des Hauses mit Kissen, Teppichen und anderm nöthigen Hausgeräthe zu versehen, und es wird zugleich das Nikah bestimmt, eine Entschädigung, welche die Frau nur im Fall der Scheidung fodern kann. Der Vertrag wird von den Zeugen abgefaßt und unterzeichnet. Eine Verheirathete wird daher auch Kitabieh, d. i. Weib durch Schrift genannt. Der Iman oder Priester erhält ein angemessenes Geschenk, oft ein Oberkleid; die übrigen aber werden mit geringern Spenden abgefunden. Von nun an bis zur Hochzeit wird das Haus des Bräutigams allen Bewohnern des Kirchspiels (Mahhal) gastfrei geöffnet, und selbst Fremden wird wohl Zutritt gestattet, was denn die Gauner zu benutzen pflegen, die zuweilen so dreist sind, selbst die Bernsteinspitzen der Pfeifen zu stehlen. Das Heirathen ist so kostspielig in Constantinopel, daß der Mann dazu, geringe angeschlagen, sein jährliches Einkommen, und zuweilen mehr braucht. Unter der Mittelclasse betragen die Kosten 2000 bis 2500 Piaster. *)

*) 2600 bis 3000 Thaler.

Am Hochzeittage wird der Bräutigam durch den Iman und die übrige Gesellschaft in das Zimmer der Braut geführt. Der Iman kehrt sich mit dem Rücken gegen die Thür und spricht eine Art von Gebet, bei dessen Schlusse die Anwesenden Amen! sagen. Alle gehen nun nach Hause. Der Bräutigam klopft dreimal an die Thür, die Brautjungfer, die Jeni-tschatun, öffnet, erwiedert sein Salam Aleikum und führt ihn zu der Braut, deren Hand sie in die seinige legt. Darauf geht sie hinaus, um den Speisetisch zu holen, der gewöhnlich mit gebratenem Geflügel und andern Kleinigkeiten besetzt ist. Während der Abwesenheit der Brautjungfer sucht der Bräutigam das Gesicht seiner Vermählten zu enthüllen, das mit einem langen Schleier bedeckt ist. Nach den herkömmlichen Anstandsregeln muß sie ihm ein wenig Widerstand leisten. Er bietet ihr einige Zierrathen, meist Geschmeide an; nach gebührender Zögerung nimmt sie das Geschenk und läßt sich endlich entschleiern. Man setzt sich zu Tisch. Der Mann zertheilt das Geflügel mit seinen Händen und reicht seiner Frau ihren Antheil. Der Speisetisch wird bald wieder weggeräumt, und beide waschen sich. Die Brautjungfer bringt nun das Bett, das sie auf dem Boden ausbreitet. Darauf wird die Braut in das anstoßende Gemach zu ihrer Mutter und den übrigen Weibern geführt, welche sie entkleiden. Nach kurzer Zeit bringt die Brautjungfer sie zu dem wartenden Mann zurück, legt die rechte Hand der Neuvermählten in die Seinige, und läßt nun beide allein. Nach sechs oder sieben Tagen wird die Braut in's Bad geführt, womit die Hochzeitfeier schließt.

Die Sitte, das Schnupftuch zuzuwerfen, setzt Browne hinzu, wird häufig erwähnt, und man setzt voraus, daß sie sich auf eine be-

kannte Thatsache gründe; ich habe jedoch nie ausmitteln können, ob ein solcher Gebrauch in den Harems der Großen, oder unter irgend einer Classe von Weibern in Constantinopel oder einer andern morgenländischen Stadt herrschend sey. In der westlichen Türkei ist indeß eine Gewohnheit, welche durch die Erzählungen von Deutschen oder Venetianern zu der herrschenden Meinung Anlaß gegeben haben kann. In einem Theile von Bosnien nämlich dürfen junge Mädchen von Mohamed's Glauben bei Tage mit unbedecktem Gesichte ausgehen, und jeder heirathslustige Mann wirft einer Schönen, die ihm gefällt, im Vorübergehen ein gesticktes Schnupftuch an den Kopf, oder hat er kein Schnupftuch, so dient jeder andere Theil seines Anzuges als Sinnbild dieser Liebeserklärung. Das Mädchen begiebt sich dann sogleich nach Hause, betrachtet sich als eine Verlobte und darf nicht mehr öffentlich erscheinen.

Ueber Träume.

Ein Engländer, Andrew Carmichael, hat neuerlich eine sinnreiche Erklärung von der Entstehung der Träume gegeben. Er zählt sieben verschiedene Zustände des Schlafens und Wachens. 1) Wenn das ganze Gehirn und Nervensystem im Schlaf begraben ist, so findet durchaus gar kein Träumen Statt. 2) Wenn einige der Sinnorgane (Geistesorgane) wach und alle Sinne entschlafen sind, (all the senses asleep,) dann träumt man, und der Traum scheint völlige Realität. 3) Wenn dieser Zustand vorhanden und überdies die Nerven der freiwilligen Bewegung, (nerves of voluntary motion,) in einem Zustande der Wachsamkeit sind, dann kann das merkwürdige Phänomen des Nachtwandelns Statt finden. 4) Wenn einer der Sinne wach ist und zugleich einige der Geistesorgane es sind, dann können wir während unsers Träumens uns selbst bewußt seyn, daß wir bloß träumen. 5) Wenn einige der Geistesorgane entschlafen, aber zwei oder noch mehr Sinne wach sind, dann können wir auf die äußeren Eindrücke Acht haben und den allmähligen Uebergang vom Träumen zum Wachen bemerken. 6) Der sechste Zustand ist der des völligen Erwachtseyns, wo wir den vollen Gebrauch aller unserer Seelenkräfte und des uns von der Natur verliehenen Verstandes haben. 7) Der siebente ist der des Träumens bei'm völligen Wachen, wenn wir nämlich so sehr mit geistigen Arbeiten beschäftigt sind, daß wir einzig dem Gegenstande unsers Nachdenkens unsere Aufmerksamkeit widmen, und auf die Eindrücke äußerer Gegenstände gar nicht Acht haben. Unser Versunkenseyn im Nachdenken täuscht uns dann wie ein Traum.

Entdeckung eines neuen Blitzableiters.

Lapostolle, in Amiens, hat Blitzableiter von Stroh empfohlen. Experimente gaben ihm die Ueberzeugung, daß das Stroh ein Elektricitätsleiter ist, welcher den Vorzug vor allen bis jetzt bekannten metallischen verdient. Seine Gewalt ist so groß, daß man mit einem Strohseile von einem Zoll Länge, das sämmtliche elektrische Fluidum aus dem stärksten Apparell herausziehen kann, ohne die geringste Erschütterung zu spüren. Lapostolle glaubt, man würde die Felder vor der Blitzverheerung und selbst vor dem Hagel verwahren können, wenn man einen etwa zwanzig Fuß hohen Pfahl in jedem Raum von 60 Klaftern aufrichtete, der ein Strohseil trüge, über welchem eine metallische Spitze angebracht wäre.

* Die Buchwahl nach Büchertiteln.

Aus allerlei Werken, die ich nicht kannte,
Empfahl man mir einiges Interessante;
„Regentengemählde von Unterthanen.
Die Reise zum Himmel mit Charten und Planen.
Bescheidene Flüche, vermessene Bitten.
Berichte von Mädchen, die männlich gestritten.
Beweise, daß besser nicht übel ist.
Des Wolfs Lob daß er nur Schaffleisch frißt,
Beschreibung der neulichen Wasserhose.
Prinzip der Verdaulichkeit für Zahnlose.
Entscheidung über das künftige Jahr.
Gespenstergeschichten so neu als wahr.
Komödienzettel mit stehenden Lettern.
Politischer Fallschirm, nöthig beim Klettern.
Virgils Georgica, deutsch für Bauern.
Bewahrung der Gurken vor dem Versauern.
Neue Phantasien der Mathematik.
Generalhaß-Lehre der Sphärenmusik.
Zergliederte Lungen der lautesten Schreier
Specifisch Gewicht der Straußwindeier.
System des ergiebigsten Leugnens und Meinens.
Mechanik des Lachens, des Gähnens und Weinens.
Museen der kläglichen Alltagswelt.
Der Kopf mit dem Fuße zusammengestellt.
Annalen der heimlichen Almosengabe.
Der Voltigeur für Greis' am Stabe.
Zeichnungen des Gellertschen Fabelhutes.
Das Wesen des feindlichen Heldenmuthes.
Entwurf, frühzeitige Pilze zu zieh'n.
Die Mittagszeitung für Schmauser in Wien.
Versuch im Sündigen und Bereuen.
Methode sich Staub in die Augen zu streuen.
Handbücher für allerlei Handarbeiter.
Berliner beliebtester Blitzableiter.
Rathschläge für Schurken, ein Rad zu schlagen.
Die Praxis zu nehmen, ohne zu fragen.
Miscellen aus fremdem, verbotnen Gebiet.
Nachrichten von Allem was nicht geschieht.
Vollständige Regeln zum Schwärmen und Rasen.
Vorzüge massiver Seifenblasen.
Homerisch-Horazischer Fünftelsaft.
Aufruf tunguisischer Geisteskraft.
Beispiele des Unverschämten und Frechen.
Gefäße der Griechen zum Speien und Brechen.
Kritik der bekanntesten Schleifsteinarten.
Anleitung zu täglichen Luftschifffahrten.
Bonbons und Pillen für Söhne, die reisen.
Das Ja-Nein Aller, die Alles beweisen.
Ein kräftiges Wort von Pulver und Blei.
Vermuthungen über den Dotter im Ei.
Beschwerden der Finger über dem Ringe.
Schwerd, Feder und Geld, drei mächtige Dinge.
Vorschläge den Karr'n aus dem Sumpf zu holen.
Dekrete des Thierreichstags in P. — —
Empfindungen einer entsetzlichen Magd.
Antworten für Jeden, der naseweis fragt.
Der Schild für moralische Seitenhiebe.
Abmahnung von der Platonischen Liebe.
Charakteristik der Menschenhyänen.
Geordnete Folge von Hobelspänen.
Südfrüchte, gezogen im eisigsten Norden.
Gesetze für rechtliche Räuberhorden.
Organische Glieder der Gartenerde.
Der Farben Gesäusel; der Töne Geberde.
Vorletzter Bescheid an die, die mich necken.
Fragmente zum Riesen und zum Erschrecken.
Die Logik des Raben, die Matrik der Lerche.
Culturgeschichte der Lämmer im Pferche.
Erdkunde für jeglichen Tag im Jahr.
Grammatik nach Papagei, Elster und Staar.
Ragout für Denker, die lichtlos speisen.
Achtstimmige Lieder in einsamen Kreisen.
Erfahrungen für Gevattern und Pathen.
Betrachtungen über den Krampf in den Waden.
Ein Doppelprozeß der Justiz und Chemie.
Heftpflaster auf Lippen bei Menschen und Vieh.
Archiv für Geschmack aus Kehricht und Trebern.
Empfehlung genießbarer Spitzmaus-Lebern.
Des Knaben Ermahnungen an den Alten.
Copien von Bildern ohne Gestalten.“ —

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 65.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 13. August 1820.

Danklied.

Ich freue mich,
Daß ich ein reicher Kauz nicht bin;
Denn solch ein Kauz mit frohem Sinn,
Der ist auf diesem Erdenring
Fürwahr ein wunderseltes Ding.
Auch hat er meist ein Herz von Stein.
Ich mag ein solcher Kauz nicht seyn.

Ich freue mich,
Daß ich kein Kronenträger bin,
Was geben Kronen für Gewinn? —
Sie zieren — bringen Glanz und Ehr' —
Doch dafür drücken sie auch schwer; —
Schein ist das Glück, das sie verleihn;
Ich mag kein Kronenträger seyn.

Ich freue mich,
Daß ich ein Kraftgenie nicht bin,
Denn das hat meist zu leichten Sinn,
Die Mittelstraße selten hält,
Als lockrer Bursche sich gefällt,
Fährt immer nur in's Zeug hinein —
Ich mag ein Kraftgenie nicht seyn.

Ich freue mich,
Daß ich im Kampf um hohes Ziel
Nicht auch so eine Rolle spiel' —
Man martert nur dabei sich ab,
Und hascht nach Schatten bis in's Grab.
Mag wer da will, um Ehre frei'n,
Ich mag kein Mitbewerber seyn.

Ich freue mich,
Daß ich nicht mehr bin, als ich bin —
Zufriedenheit giebt stets Gewinn.
Sie leichtert jede Lebensmüh'
Erquickt den Pilger spat und früh,
Und führt am sichern Wanderstab
Ihn liebevoll bis in sein Grab.

Ich freue mich,
Der mir auf Erden gab so viel —
Mein Weib — den Freund — mein Saitenspiel —
Ein Heerdchen Kinder groß und klein —
Stets aufgeräumt der Herzensschrein —
Und Glaub' und Lieb' und Hoffnung drin —
Wohl mir, daß ich bin, was ich bin.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

Sechs Monden lag ich schwer an den Wunden des Opferkampfes darnieder, schloß Juan am andern Abende in Cortez Gemache die Erzählung seiner Abentheuer, von meiner Juanna mit zärtlich sorgender Liebe gepflegt. Endlich genaß ich, und Quauhtemotzin, seinem Königsworte getreu, entließ mich mit meinem Weibe reich beschenkt, obgleich er wußte, daß er in mir Dir, seinem Verderber, einen tüchtigen Streiter wieder gab, obgleich der Teotenktli wiederholt im Namen der Götter meinen Tod forderte. Erreichen konnte ich diese Großmuth des Heiden nicht, aber ihr mindestens nachzueifern beschloß der Christ, und fest stand mein Wille, nie wieder das Schwert zu ziehen gegen diesen König. Auf Umwegen erreichten wir Tlaskala, wo wir gastliche Aufnahme fanden, bis die Nachricht von Tenochtitlans Fall und mein Herz mich zu meinem Freunde zurückführten.

Habe ich noch Ansprüche auf Dein Herz, sprach finster Cortez: so vergönne mir, auf diesen heiligen Grund eine ernste Mahnung zu bauen. Eine Heidendirne nennst Du Dein Weib? Juan, spanischer Ritter, Christ! Fühlst Du, was ich Dir darüber sagen könnte?

Sie ist durch mich getauft, betheuerte Juan: und was der neuen Bekennerin des wahren Gottes noch fehlen könnte, das ergänze Olmedo's Lehre und öffentliche Taufe, zu deren Zeugen ich Dich mir erbitte. Dem königlichen Stamme ist Anakoana entsprossen, Fürstin durch ihre Geburt, durch ihr Herz schon hienieden ein Engel!

Und die arme Isabelle? fragte der ehrwürdige Bartholomäus, der von beiden unbemerkt, schon eine Weile im Zimmer stand.

Ist für dieses Leben für mich verloren, rief Juan schmerzlich: und wird mir gewiß nicht zürnen, wenn ich der zärtlichen Retterin meines Daseyns, die ihren Vater und ihren Gott verließ, um mir zu folgen, den einzigen Dank zolle, der für sie Werth hat.

Wißt Ihr es so gewiß, Don Velasquez, fragte Olmedo weiter: daß Isabella den Schleier nahm auf San Domingo? Ich sollte meinen, der Lügenmund, durch den Ihr diese Kunde empfinget, verdiente eher Zweifel als Glauben.

Laßt mich zurückfragen, ehrwürdiger Vater, sprach Juan befremdet. Wie seyd Ihr dazu gekommen, Dinge zu wissen, die ich bisher jedem Sterblichen verschwiegen?

Eben wollte Olmedo antworten, als Pedrillo mit lautem Jammergeschrei in das Zimmer stürzte. Deine Gattin stirbt, schluchzte er Juan zu. Eile an ihr Lager, vielleicht weißt Du Hülfe. Der Arzt des Generals weiß keine. Er spricht von Gift.

Das wolle Gott nicht, rief Bartholomäus und eilte Juan nach, der bei dem ersten Wort Pedrillo's mit einem Laut des Entsetzens fortgestürzt war.

Seltsam und schrecklich, stammelte Cortez erschüttert, und eilte ihm nach.

An Anakoana's Sterbelager fanden sich alle zusammen. Wie eine schöne Bildsäule aus dunkelm Marmor, von Meisterhand geformt, lag die Mexikanerin da. Vernichtet kniete Juan an ihrem Lager; ihre schlaff herabhängende Rechte an seine brennenden, thränenlosen Augen pressend.

Wer hat Dich ermordet? Heilige! rief er dann wild, sich plötzlich zur grimmigsten Wuth ermannend. Ich selbst, flüsterte das holde Weib,

in deren Zügen das Leben mit dem Todesschmerz kämpfte, ich selbst! —

Nimmermehr, schrie Juan. In der Jugendfülle üppiger Kraft, von einem geliebten Gatten angebetet, welcher Dämon konnte Dir den gräßlichen Entschluß eingehaucht haben, mich einsam und trostlos zurückzulassen, auf diesem Schauplatz voll Elend und Verbrechen? Nenne mir das höllische Gespenst, ich will es angreifen und erwürgen, und wenn ich es in der tiefsten Hölle suchen müßte.

Deine Liebe thut mir wohl, sprach Anakoana mit himmlischem Lächeln, aber mäßige Deinen Ungestüm, ich bin zu schwach, ihn zu ertragen. Ich sprach die Wahrheit. Das Gift, das mich tödtet, habe ich freiwillig getrunken.

Bei des Erlösers Mutter beschwöre ich Dich, meine Tochter, rief Bartholomäus, bekenne uns die Wahrheit, die schon die Christin dem Diener Gottes schuldig ist, der ihre letzte Beichte hören wird. Hast Du wirklich in unglücklicher Stunde Hand an Dich gelegt, so ist es Deine Pflicht, die Veranlassung zu offenbaren, damit auf keinen Unschuldigen ein Verdacht falle, und mein heiliges Amt erlaubt mir nicht, Dich eher von Deinen Sünden loszusprechen, bis Du durch ein freimüthiges Geständniß dem Leben die letzte Schuld bezahlt hast.

Mein Vater, sprach die Sterbende in immer längeren Pausen: war gestern bei mir. Tenochtitlans schrecklicher Untergang hatte auf's neue seinen Haß gegen die Christen entzündet. Er gab mir Gift, es in des Spanier Feldherrn Becher zu gießen, und als ich die schreckliche That weigerte, verfluchte er mich und endete im heiligen See sein elendes Leben. Ich sah die Leiche des unglücklichen Mannes aus den Fluthen ziehn, und aus meiner Brust entfloh der Friede für immer. Von des Vaters letzten Donnerworten zermalmt, begann ich mich selbst für eine Verrätherin meines Vaterlandes zu halten, aber gehorchen konnte ich darum doch nicht dem entsetzlichen Gebot. Zwei feindliche Gewalten rissen mit Adlerklauen an meinem armen Herzen. Mein Kopf ward wirr und wüste über dem grimmigen Kampf, und meinen Qualen erliegend, sah ich keine andere Rettung, als meinen Tod. Ich wollte doch lieber sterben, als tödten. Ich leerte die Phiole, die mein Vater für Cortez mir gereicht. —

Sie stirbt für mich! rief Cortez mit Entsetzen. Ist keine Hülfe möglich, Doctor?

Keine, sprach Anakoana, während der Arzt traurig das Haupt schüttelte: das wußte ich, ehe ich trank, denn ich kenne das Gift, das in unsern Tempeln bereitet wird. Das fühle ich jetzt, in dem Feuer, das statt des Blutes in meinen Adern rollt. Ich sterbe freudig, denn nur menschlicher Schwächen, keines Verbrechens bin ich mir bewußt. Getrost werde ich vor den schönen Gottessohn treten. Er wird gewiß das Weib freundlich empfangen, die seiner Lehre ihr glückliches Erdenleben opferte. Ja Juan, rief sie, sich mit wunderbarer Stärke aufrichtend, und sah den trostlosen Juan mit einem Blicke an, in dem schon die Vorsonne einer bessern Welt glänzte. Ich bin sehr glücklich mit Dir gewesen. Ich danke Dir dafür. Denke manchmal an Deine Juanna, und folge ihr bald nach in das Reich Deines Gottes, damit ihr nicht zu bange wird in dem fremden Himmel!

Sie sank auf ihr Kissen zurück. Sie ist verschieden, sprach weinend der Arzt, der ihren Puls fühlte.

Ja, treue Seele, ich folge Dir nach in meines Gottes Reich, es soll Dir nicht bange werden in dem fremden Himmel, schrie Juan

*

verzweifelnd, riß den Dolch vom Gürtel und zückte ihn nach seinem Herzen.

Freund! bat Cortez, ihm kräftig in den Arm fallend. Christ! warnte Bartholomäus. Juan! schluchzte mit bekannten Liebestönen Perdillo, und fiel an seine Brust. — Gott, das ist Isabellens Stimme! rief der Jüngling außer sich, und sank betäubt auf Anakoana's Leiche nieder.

(Der Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung und die Einführung der Spielkarten.

Bei den Arabern, Indiern und Chinesen finden wir die ältesten Spuren von Spielkarten. Jene Völker, die ihre Gebräuche so selten ändern und so wenig von den Europäern sich aneignen, müssen das Kartenspiel schon seit undenklichen Zeiten gekannt haben. Auch tragen ihre Karten ein so deutliches orientalisches Gepräge, daß gar kein Zweifel an der Originalität Erfindung der Karten bei ihnen übrig bleibt. Selbst der Name naïpes oder naïbi, welchen die Karten anfangs im mittäglichen Europa führten, scheint orientalischen Ursprungs zu seyn, ob man gleich jetzt die Karten dort mit andern Namen bezeichnet. Noch mehr beweißt dieß die Analogie zwischen dem Schachspiele, dessen Ursprung in Asien doch klar bewiesen ist, und dem Kartenspiele wie es sonst war. In beiden Spielen gab es einen König, einen Ritter und einen Stallmeister oder Diener. Das Uebrige bestand im Schachspiel in einfachen Soldaten oder Bauern, während im Kartenspiel numerirte oder mit Punkten versehene Karten denselben Zweck hatten. Noch mehr: bei vormaligen Kartenspielen betrug die Zahl der Karten 36 und eben so viel auch sonst die Zahl der Figuren im Schach. Auch die Verschiedenheit beider Spiele darin, daß während im Kartenspiele jede Figur und jede Parthie vierfach ist, sie im Schach nur doppelt sich vorfindet, kann man aus dem Wunsche herleiten, Parthieen zu vier Personen zu machen, ohne doch das System des Spiels selbst zu ändern. Eigentlich sind doch auch noch jetzt die Farben unserer Karten (wir sprechen hier natürlich bloß von den französischen) nur doppelt.

Ohnstreitig erfanden also die Indier, welche eine einfache, sitzende Lebensweise haben, sehr zeitig jene beiden, ursprünglich sehr wenig verwickelten Spiele, um eine, ihrem Geschmacke angemessene, Beschäftigung zu haben. Denn was konnte einfacher seyn, als die bildliche Darstellung ihrer Regierung, deren ganze Kraft im Schach, oder König, seinem Vezier, seinen Rittern und Waffenleuten bestand? Diese machten in der That den ganzen Staatshaushalt der Indier aus, da die Frauen eingeschlossen gehalten wurden. Auch kamen diese weder im Schach, noch im Kartenspiel vor. Nur die europäische Galanterie machte diesen Fehler wieder gut, und substituirte dem Vezier eine Königin. So hatte man denn als Figuren im Kartenspiel den König, die Königin, den Ritter und den Buben. Man findet dieses so in mehrern alten Spielen. Warum der Ritter späterhin verschwand ist nicht leicht zu erklären. Vielleicht war er, da er zu Pferde und geharnischt dargestellt ward, für die unwissenden Kartenmacher schwerer zu zeichnen und zu complizirt für einen Holzschnitt.

Sind unsere Karten einfacher, so sind die orientalischen dagegen zusammengesetzter und reicher an Ausschmückungen geworden. Vielleicht ist die Kunst der Perser und Chinesen daran Schuld, deren Geschmack sich nicht mehr mit

der ursprünglichen Einfalt der Indier verträgt. Doch muß man freilich auch hierbei nicht verschweigen, daß die Sanskrit-Sprache kein Wort für Karten hat, und daß die Indier, welche sich der Erfindung des Schachs, der Würfel und der Mährchen rühmen, von keinem andern Spiele sprechen. Vielleicht wollen sie dieß auch nicht, weil sie es für zu unbedeutend hielten, Aufhebens von einer bloß figurirten Nachahmung ihres Lieblingspiels, des Schachs, zu machen.

Die asiatischen Karten sind von Papier, wie die unsern, doch hat man auch welche auf Täfelchen von Holz und Elfenbein, mit Gold und Farben bemalt. Auf diese Art kamen nun die Karten vom Orient zuerst nach Italien durch die Kreuzzüge, die Sarazenen, die Kaufmannsflotten, die Griechen in Unteritalien und die Zigeuner, welche ganz Europa durchzogen. Uebrigens spricht ein altes italiänisches Manuscript von 1299 schon von Karten, als einem gewöhnlichen Spiele.

Anfangs kannte man bloß gemalte Spiele. Sie waren gewöhnlich schlecht gemalt, Fürsten bedienten sich aber besserer. Das Pariser Kupferstichkabinet bewahrt noch eine Karte Karls VI, wo die Figuren sehr zierlich auf Goldgrund gemalt sind, und eine silberne Einfassung um jede geht. Die Miniaturgemälde, die sich auf dem Spiele Karten befanden, welches 1430 der Herzog von Mayland für 1500 Goldkronen kaufte, müssen noch viel schöner gewesen seyn. So hießen auch die Kartenmacher in Deutschland lange Zeit hindurch Briefmaler. Später druckte man die Umrisse auf die Karten, und malte diese dann aus. Von da war der Schritt, die ganze Figur in Holz zu schneiden und abzudrucken, nicht mehr weit. Die Deutschen machten diese Erfindung nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Solche deutsche Karten wurden sehr gesucht und gingen besonders nach Italien, von wo aus sie doch früher erst nach Deutschland eingewandert waren.

Die älteste Eintheilung ist wohl die der italiänischen Karten in Becher, Degen, Pfennige und Stäbe, die man zum Theil auch noch bei den Spielen der Orientalen findet. Auch in Frankreich war sie üblich, und sollte die vier Stände, nämlich Geistlichkeit, Adel, Handels- und Ackerbautreibende vorstellen. In England, wo die Karten zwischen 1409 und 1463 eingeführt wurden, hat man zum Theil auch noch die alten Benennungen beibehalten.

Die Pagode des Sumnaut, im westlichen Indien, zerstört von Sultan Mahmud.

Dieser heidnische Tempel ward von 2000 Braminen, einer großen Anzahl tanzender Mädchen und Musiker bedient, 56 Säulen trugen seine, mit Goldplatten überlegte und an vielen Stellen mit Rubinen, Smaragden und andern kostbaren Steinen geschmückte, Kuppel. Eine einzige Hängelampe, deren Licht durch zahllose Juwelen im größern Umfange zurückgestrahlt wurde, erhellte das weite Gebäude. In der Mitte des Tempels befand sich der Götze Sumnaut, aus einem einzigen Stein gehauen, 50 Ellen, (zu 1½ Fuß) hoch, wovon aber 47 Ellen unter der Erde, und war hier, nach Behauptung der Braminen, schon zwischen 4 bis 5000 Jahren göttlich verehrt worden. Sein Gesicht ward jeden Morgen und Abend mit frischem, aus einer Entfernung von 1200 (engl.) Meilen hergeholten Wasser des Ganges gewaschen. Rund um den Dom waren Tausende von goldenen

und silbernen Statüen, in mannigfaltiger Gestalt und Gruppirung, aufgestellt, so daß dieser geweihte Ort einem großen Pantheon glich, in dem alle in Hindostan verehrte Gottheiten versammelt waren. Vergebens riefen die Priester den Zorn ihrer ersten Gottheit auf die Störer ihrer Religion, vergebens opferten 50,000 Menschen ihr Leben, vergebens boten die Braminen Mahmud ein Lösegeld von 10 Millionen Pf. Sterl. an, wenn er ihr Heiligthum verschonen wolle. Mahmud, obgleich im hohen Grade geizig, wollte sich doch dem Vorwurfe nicht aussetzen, als habe er, auf Kosten seiner Religion, dem Fortbestehn des Götzendienstes Vorschub geleistet; auf seinem Befehl wurden alle Statüen zerschlagen und — aus deren Trümmern fielen ihm eine Zahl Diamanten und Rubinen entgegen, deren Werth die Summe, welche ihm die Braminen vorher geboten, weit überstieg.

Der Leopard auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Aus C. J. Latrobe's Reisebeschreibung von Süd-Afrika.)

Dieses Thier zeichnet sich vor allen andern durch eine furchtbare Kampflust aus, indem es nicht wie der Bengalische Tiger, wenn der erste Angriff ohne Erfolg geblieben, sich davon macht, sondern dann um so heftiger den Kampf erneuert und nicht eher ruhet, als bis es gesiegt hat oder getödtet worden ist. Zwei Missionarien, Herr Bonatz und Schmitt, begaben sich einst mit ungefähr dreißig Hottentotten nach Lauwekloo's Anhöhe früh Morgens auf die Wolfsjagd, trafen auch bald ein solches Thier an und lähmten es durch einen Schuß, doch entkam es in das Gebüsch. Die Hottentotten setzten ihm nach, die Missionarien aber, welche an dessen Auffindung zweifelten, wollten eben einen andern Weg einschlagen, als jene ihnen zuriefen, der verwundete Wolf sey im Dickicht aufgespürt. Herr Schmitt ritt zurück, stieg ab und ging mit einem Hottentotten, Namens Philipp Moses, in das Buschwerk hinein. Der Hund, den sie bei sich hatten, verrieth bald die Nähe eines Thieres, was die im Dickicht vorgedrungenen Personen aber noch nicht gesehen hatten, als die übrigen und außen gebliebenen Hottentotten ihnen zuriefen, sie möchten sich schleunigst retten, jenes Thier sey ein Tiger (Leopard). Herr Schmitt und Philipp eilten nun schnell zurück, ersterer mit gespannter Büchse; aber plötzlich und von einer Seite, wo es nicht erwartet worden, sprang der Leopard mit einem Satze von 20 Fuß in der Länge und über 6 bis 8 Fuß hohes Gebüsch, hervor und packte den Hottentotten mit den Zähnen und Klauen im Gesicht und den Obertheile des Körpers. Der arme Philipp stürzte zu Boden und rang verzweiflungsvoll mit dem wüthenden Feinde, so daß er bald oben, bald unten lag. Der Missionär hätte sich während dem sehr leicht durch die Flucht retten können, aber ein solcher Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, vielmehr suchte er seinem unglücklichen Gefährten zu Hülfe zu kommen. Er näherte sich mit seiner schußfertigen Büchse den Kämpfern, konnte es aber nicht wagen abzudrücken, weil sich diese mit einer solchen Schnelligkeit am Boden kollerten, daß er befürchten mußte, den Tod dessen, dem er das Leben retten wollte, selbst zu veranlassen. Kaum aber hatte der Leopard bemerkt, daß Herr Schmitt auf ihn anlegte, so ließ er seinen Gegner fahren, riß sich von ihm, der eben oben lag, los und sprang mit Blitzesschnelle auf den Missionär zu. Dieser, dem bei solcher Nähe das

Gewehr nutzlos war, warf es weg und hielt dem wüthenden Thiere seinen linken Arm gebogen, so daß er damit sein Gesicht deckte, vor. Diesen faßte der Leopard in seinen Rachen und hauete nun mit seinen Tatzen zu, wovon Herr Schmitt aber, ebenfalls mit der linken Hand, eine ergriff, mit der andern Tatze aber schlug der Leopard ihn heftig vor die Brust und zerriß ihm seine Kleidung. Bald fielen beide zu Boden, und zwar so, daß der Missionär, ohne es beabsichtigt zu haben, auf die Magenmündung der wilden Bestie knieete. Zu gleicher Zeit faßte er nun die Kehle des Leoparden und hielt ihn mit aller Gewalt nieder. Der Luft beraubt, ließ dieser nun, nachdem er ihn nochmals in der Nähe des Ellbogens gebissen hatte, seine Beute los. Herrn Schmitts Gesicht lag hart an dem Rachen des Unthiers, welches, durch den Druck seiner Luftröhre beängstigt, ein furchtbares Gestöhn hören ließ, während seine vortretenden Augen, gleich brennenden Kohlen, wild glüheten.

Nun rief der Missionär den Hottentotten zu, sie sollten ihm schnell zu Hülfe kommen, denn seine Kräfte waren einer längeren Anstrengung nicht mehr gewachsen, während Wuth und Todesangst die seines ohnehin so mächtigen Gegners verdoppelten. Diese entschlossen sich auch endlich, dem Rufe zu folgen und ins Gebüsch zu dringen, wo einer von ihnen die Büchse des Herrn Schmitt ergriff und den Leoparden, unter dessen Arm weg, gerade durchs Herz schoß, so daß dieser auf der Stelle den Geist aufgab.

Anecdoten.

(Aus dem Leben gegriffen.)

Der Registrant eines Mauthamtes hatte ein neues Zolldekret einzuregistriren. Auf dem Rubrum standen die Worte: Bücklinge zahlen denselben Einfuhrzoll, wie Häringe. Er aber las und schrieb: Bucklige zahlen denselben Einfuhrzoll, wie Häringe.

Ein Tischlerlehrjunge ging zum Burgthor herein, er sah einen Hofwagen fahren und heftete, da er schon müde war, sein kleines Wägelchen mit Tischlerarbeiten hinten an den Hofwagen an, und er selbst setzte sich hinten auf. Ein Vorübergehender verwies ihm das: „Wie kannst Du Dich unterstehn, Deinen Karren an die Hofequipage anzubinden?“ — „„Ey! — antwortete der Bursche — ich bin gut kaiserlich gesinnt, warum soll ich nicht mit einem Hofwagen fahren?““

Ein Mann besah die Schwimmanstalt, er fand das Institut vortreflich, und fragte, was für das Erlernen des Schwimmens zu bezahlen sey? — „Vierzig Gulden für den ganzen Kurs!“ erwiederte der Schwimmmeister. — Und wie viel ist zu bezahlen, wenn ich den Schwimmmeister zu mir auf's Zimmer kommen lasse?

Der Marschall d'Huxelles, bekannt wegen seiner menschenfeindlichen Stimmung, ward einst mit seiner Ehelosigkeit aufgezogen. „Ich habe nie, antwortete er: eine Frau gesehen, deren Mann ich hätte seyn mögen und nie einen Mann, dessen Vater ich hätte seyn wollen.

Auflösung der Charade in Nro. 61.

Rosenkranz.

* Amors Nachtbesuch.

Nach *Anakreon.* *)

Bei nächtlicher Weile,
Wenn lieblichen Mohn
Der Schlummergott schüttet
Auf Hütten und Thron

Kam Amor, der Schwärmer,
Und rasselt' am Thor.
„Wer ist denn da?" rief ich,
„Wer ist denn davor?"

Da schlief ich so ruhig
Vom Mohne besä't.
„Aus rosigen Traume
Wer weckt mich so spät?"

„Ach, thu' mir das Thor auf,
Und fürchte dich nicht,"
Sprach Amor, der kleine
Verführ'ische Wicht.

„Ich bin dir ein armes
Geflüchtetes Kind!
Du weißt es, daß Kinder
Kein Heldenvolk sind."

„Sturmwetter und Hagel
Und Dunkel der Nacht,
Hat leider mich Armen,
Vom Wege gebracht."

„Auch bin ich zum Schwimmen
Vom Regen so naß.—"
Ich hört' es, und dachte;
Das wäre kein Spaß.

Ich rührte mich, machte
Mein Licht an, und ließ
Den Knaben zum Thor ein
Mit schönen Gottgrüß.

Und nun erst gewahrt' ich,
Mein kleiner Herr Gast
Sei wirklich nichts Schlechtes
Und daure mich fast.

Auch war es ein Knabe
Zum Malen, so schön;
Ein Heiliger hätte
Daran sich versehn.

Er hatte zwei schöne
Geflügel von Gold,
Trug Köcher und Bogen
Und schwatzte so hold.

Das nimmt mir das Herz ein;
Durch Artigkeit wird
Ein Tiger gefesselt. —
Ich machte den Wirth.

Ich suche zusammen
Mein ärmliches Reis,
Und mache mein Zimmer
Zum Baden so heiß.

Ich führ ihn zum Ofen
Verschwatz ihm den Harm,
Und mache sein Händchen
In meiner Hand warm.

Ich drück' ihm den Regen
Aus lockigem Haar,
Und lasse mir träumen
Von keiner Gefahr!

Was weiter? Kaum fühlt sich
Der reisige Mann,
So nimmt er den Bogen
Und klimpert daran.

„Laß proben doch," spricht nun
Zum Bogen der Gast,
„Ob du auch gelitten
Vom Regen was hast."

Er spannt ihn, und trift mich
Recht mitten ins Herz.
Ihr könnt euch leicht denken
Ich schreie vor Schmerz.

Er aber? Er lächelt:
So viel ich ersehe:
„Mein Bogen ist gut noch,
Du, thut es dir weh?"

G..... B.....

*) Von einem der Schüler der hiesigen Vorschule frei übersetzt. —

Räthsel.

Harmlos, treu und ohne Tücke
Wahr' ich was Du mir vertrau'st,
Und entziehe neid'schem Blicke
Was in mir verborgen haus't.

Aber, ohne Kraft, im Streite
Unterlieg' ich Armer bald.
Meine Trümmer sind die Beute
Jeder irdischen Gewalt.

Dennoch kann ich Wunden schlagen,
Fürchterlicher als das Schwert,
Habe ich, die Welt zu plagen,
Eine zarte Hand bewehrt.

In der kräft'gen Faust des Helden,
Wär' er kühner als der Leu,
Mächtig wie der Herr der Welten,
Blickest Du mich ohne Scheu.

Aber aus geliebten Armen
Komm' ich, Vater jeder Noth,
Herzen würg' ich ohn' Erbarmen
Und der Freude bring ich Tod.

Darum, Mädchen, geht mit Waffen
Christlich und behutsam um
Die so viel Verderben schaffen;
Für die Menschheit bitt' ich drum.

J. M.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 66.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 17. August 1820.

Bienchen.

Ein Glockenblümchen hatt' einmal
Ein braunes Bienchen zum Gemahl
Die liebten sich so treu und gut,
Wie das im Frühling Alles thut.

Das Bienchen flog beim Frührothschein
Zum Blümchen, singend klar und fein:
„Sum, sum, fein's Liebchen werde wach,
„Da ist dein Schatz, da ist der Tag."

Das Blümchen öffnete dann schnell
Den weichen Kelch, wie Silber hell;
Den Gruß von Duft sog Bienchen ein
Und schmiegte zärtlich sich hinein.

Wenn sich braun Bienchen satt geküßt,
Was, merkt es, nicht unmöglich ist;
Blieb's dennoch treu und flog, sum, sum,
In Kreisen um sein Lieb herum.

Da kam ein böser Bube her,
Dem lüstet's nach dem Blümchen sehr,
Und wie es sorglos träumend stand
Zerknickte er es mit der Hand.

Braun Bienchen sah's und seufzte: ach!
Dann zog's den Stachel aus und stach,
Dem Tod sich weihend, zornenbrannt,
Ihn in des Buben freche Hand.

Der Bube floh — das Bienchen kroch
Verscheidend zu dem Blümchen noch
Und starb, der treuliche Genoß,
Im Kelch', der welkend ihn umschloß.

Ihr bösen Buben allzumal,
Vernehmet also die Moral:
Stört nicht der treuen Liebe Glück,
Sonst bleibt ein Stachel euch zurück!

Die Eroberung von Mexico.

(Schluß.)

Unter den Arkaden des neuerbauten Prachtschlosses, den Trümmern des königlichen Pallastes Tepak entstiegen, stand' um die Mitte des Jahres 1528 der Statthalter von Mexico, Don Cortez, und betrachtete mit düstern Blicken eine herrliche Feldschlange, aus Silber gegossen, von

unvergleichlicher Arbeit, die ihm eben der kunstreiche Goldschmidt abgeliefert. Da rief eine wohlbekannte Stimme: Gott grüße Dich, Cortez! und Don Juan Velasquez de Leon, sein alter Freund, schloß ihn in seine Arme. Ihm folgte Donna Isabella, seine reizende Gemahlin, an jeder Hand einen holden Knaben führend. — Willkommen Juan, in Mexico, sprach Cortez mit einem erzwungenen Freudenlächeln. Du bist lange in Kuba geblieben.

Der Empfang der Verlassenschaft eines Diego Velasquez, scherzte Juan, der lange Jahre an der Quelle aller Reichthümer saß, kostet Zeit, und Ausgleichungen mit dem königlichen Schatze pflegen auch nicht sonderlich zu fördern, zumal wenn die Majestät herauszahlen soll. Jetzt sah er die Feldschlange und rief erstaunt: Nun beim Himmel, jetzt werde ich das Gerücht nicht mehr der Uebertreibung zeihen, wenn es Deine Pracht und Herrlichkeit bis in die Wolken erhebt. Ein Geschütz, ganz von Silber. Wem gehört dieser Phönix unter den Kanonen?

So heißt er wirklich, sprach Cortez: lies die Aufschrift, und Juan las:

„Der Vogel Phönix ist ohne seines gleichen. Euch dient niemand, wie ich, und auch Ihr habt keinen Eures gleichen in der Welt *)."

Wahr und schön, rief Juan; und in wenig Worte zusammengepreßt den ganzen Stolz des Spaniers und das Selbstgefühl des Helden! Das ist ein Geschenk für den König?

Ja, antwortete der Statthalter kurz, und versank wieder in Gedanken. — Euch dient niemand, wie ich, wiederholte Juan. — Bei Gott, sehr wahr, denn einen halben Welttheil hat ihm noch keiner seiner Feldherrn erobert.

Erkennt das auch der König noch immer?

Ich hoffe ja wohl, erwiederte Cortez in ungewissem, wehmüthigem Tone. Dann riß er sich gewaltsam aus seinem Brüten, und sprach: Komm in mein Kabinet, Juan. Wir haben mancherlei mit einander zu plaudern. Euch, Donna Velasquez, begrüße ich freudig in meiner Residenz. Verzeiht, daß ich des Wiedersehens erste Augenblicke dem lang entbehrten Freunde weihe. Ich hoffe, Ihr werdet mir die Ehre erweisen, heute Mittag meine Tafel mit Eurer Gegenwart zu schmücken, und ich werde dann das Glück Eurer Unterhaltung mit besserer Muße genießen können.

Galanter kann kein Spanier eine Dame bitten, ihn allein zu lassen, sprach mit muthwilligem Spotte das schöne Weib: und gern trete ich den Forderungen der Freundschaft nach. Ich habe ohnedem, setzte sie wehmüthig hinzu: noch ein eben so theures, als trauriges Gelübde zu lösen. Ihr werdet wohl die Güte haben, Herr Statthalter, mich nach der Gruft bringen zu lassen, in der die arme Anakoana schläft. Ich habe es gelobt, mit meinen Kindern zu beten an dem Sarge des guten Mädchens, deren treue Liebe ich das Leben meines Gemahls verdanke.

Gerührt blickte Cortez Isabellen an, küßte ihr ehrerbietig die Hand und, auf Sandoval zeigend, der eben, Juan zu bewillkommen, hinzutrat, sprach er: Der neue Gouverneur von Mexico wird Euch dahin begleiten, wohin Ihr befehlt, und Euch dann mit Eurer Erlaubniß zur Tafel führen.

Mit warmen Händedruck und Liebesblick schied Isabella von Juan, der nun mit Cortez in dessen Gemach ging. Dieser entsiegelte selbst

*) Ave Nacio sin par,
Yo en serviros sin segundo,
Y vos sin ygual en mundo.

eine Flasche, füllte die goldenen Becher und rief, mit Juan anstoßend: Mit dem ersten Weine, den ich aus spanischen Reben in Mexico keltern ließ, trinke ich in meinem neuen Reiche auf Dein Glück, mein Juan, das mir auf gutem, festen Ankergrunde zu ruhen scheint. Du hast eine treffliche Gattin, das hat mir, deutlicher noch als Dein heiteres Gesicht, die fromme Betfahrt verrathen, die sie jetzt zum Grabe einer begünstigten Nebenbuhlerin antritt.

Ja, ich bin ein glücklicher Mann, rief Juan: aber ich würde das noch weit lebhafter empfinden, wenn ich auch Dich glücklich wüßte. Das scheint mir aber nicht. Ich finde Dich ernster als ich Dich verließ, fast schwermüthig. Ich glaube wohl, daß um des Lebens Sonnenhöhen manche Stürme brausen, aber ich habe Dich schon in schwereren Ungewittern mit heiterer Stirn gesehen. Oeffne Dein Herz dem Freundesherzen und sage was Dich quält?

Solltest Du das alles nicht längst in Kuba erfahren haben? fragte Cortez düster. Des heimtückischen Narvaez Verläumdungen am spanischen Hofe, Diego Colon's und Garay's freche Anmaßung, Ribeira's niedrige Ränke, des allmächtigen Bischofs von Burgos Verfolgung —

Aber Du hast glorreich alle diese Kämpfe bestanden, fiel Juan ein. Deinen gefährlichsten Gegner, Garay, riß, nachdem Du durch Großmuth ihn bezwungen, der Schmerz über gescheiterte Pläne in's Grab. Meines armseligen Schwiegervaters Leben erlag dem Aerger, mit eigner, ungeschickter Hand seinen Feind erhöht zu haben, und allen, Narvaez, Colon, Ribeira und Bischöfen zum Trotz bist Du durch Karlos Gerechtigkeit Unterkönig des unermeßlichen Reiches geworden, das Du ihm erobert.

Und Alvarado's Undank, Olid's Aufruhr? fragte Cortez weiter.

Freilich schlägt alter Freunde Treulosigkeit dem Herzen tiefe Wunden, tröstete Juan. Aber Alvarado steht schon vor dem ewigen Richter, jeder Groll muß verschwinden mit des Beleidigers Leben, und Olid wird ja wohl einem Cortez nicht lange widerstehen können.

Sein Widerstand hat schon geendet, rief der Statthalter schmerzlich: aber nur mit seinem Leben. Die Hauptleute, die ich gegen ihn ausgeschickt, und die er geschlagen und gefangen, überfielen ihn, unterstützt von seinen eigenen Soldaten, beim Essen mit dem Dolch in der Faust, und ließen ihn zu Nako öffentlich enthaupten.

Schade um den kühnen Degen! sprach Juan. Er war freilich auch ein lebender Beweis, daß man nicht viel ist, wenn man bloß tapfer ist.

Friede seiner Asche, rief, von der Erinnerung ergriffen, Cortez, und eine Thräne fiel in den Becher, den er auf das Andenken des gefallenen Feindes leerte.

Und wie geht es dem unglücklichen Quauhtemotzin? fragte Juan mit herzlicher Theilnahme. Cortez schrak zusammen. Wohl! rief er heftig, drückte in seiner Brust gewaltigem Kampfe den Goldbecher zusammen, daß der Wein an die Decke spritzte, schleuderte ihn dann an den Boden, und schritt hastig auf und nieder.

Wohl? rief Juan mit gerungenen Händen aufspringend: und das in diesem Tone? er ist todt?

Ja, antwortete Cortez dumpf.

Gewiß fiel er durch eigene Hand, fuhr Juan bestürzt fort! denn dieser stolze Geist konnte schwerlich seine Herrschaft und seine Freiheit lange überleben.

*

Verachte mich, Juan, rief Cortez: ich ließ ihn hinrichten!

Hinrichten? jammerte Juan: den edeln König? Grausamer Mensch, warum?

Ich war auf dem Marsche nach der empörten Provinz Komajahua, erzählte Cortez eintönig mit stieren Blicken. Quauhtemotzin und die Könige von Tezkuko und Tlakopan führte ich mit mir, um sie immer unter meinen Augen zu haben. Da zeigte mir ein Mexikaner-Bube an, die Fürsten hätten sich geheim verschworen, mich mit meinen Leuten zu ermorden, um dadurch Freiheit und Kronen wieder zu gewinnen. Nur 200 Spanier, von des Marsches Beschwerden erschöpft, hatte ich bei mir, und 3000 Mexikaner. Da glaubte ich nur durch etwas Großes, Entscheidendes die Heiden schrekken und mich retten zu können, und — ließ die drei Könige an einem Baume aufknüpfen!

Schrecklich! rief Juan. Ja, es ist schön, ein Held zu seyn, es ist schön mit Schöpferkraft zu walten über Millionen, aber es kostet großen Preiß.

Das Schrecklichste hast Du noch nicht gehört — sprach Cortez schmerzlich: den Wurm kennst Du noch nicht, der an meinem Herzen nagt, der meine Nächte schlaflos macht, und meine Tage vergiftet. Mein Urtheil war übereilt. Der schurkische Angeber, der die Fürsten behorcht, hatte, um sich bei mir einzuschmeicheln, ihre Worte verdreht, und Aeusserungen, dem Unmuth über ihre Lage entschlüpft, zu einer planmäßigen Verschwörung vergrößert, an die sie nicht gedacht. Das wurde mir klar, als ich die Untersuchung auf die Vollstreckung folgen ließ.

Also unschuldig hast Du den ritterlichen König sterben lassen des schimpflichsten Todes? rief Juan empört. Das möge Dir Gott in Deiner letzten Stunde vergeben, ich kann es nicht. Der Gemordete war mein Wohlthäter, mein Lebensretter, und ein König, wie es nicht mehr viele giebt auf dem Erdenrunde. O Du hast mir die Freude des Wiedersehens häßlich verbittert. Wär'st Du doch weniger offenherzig gegen mich gewesen, daß ich Dich noch lieben könnte. Ich kam nach Mexico zurück, um mich hier unter dem Schatten Deiner Flügel niederzulassen. Ich dachte mit meinem Freunde Cortez alt zu werden. Doch mit eigener blutiger Hand hat er das schöne Traumgebäude meines Glückes niedergerissen. Noch heute verlasse ich Mexico, und bald die neue Welt, die doch nur von Henkern und Schlachtopfern wimmelt, und kehre mit den Meinen nach Spanien zurück. Möge Gott Dir Leiden senden, die Dich bessern, denn das Glück hat Dich entmenscht. Doch das ist ein vergebliches Gebet. Deines Glückes Bau steht fortan fest, durch Quauhtemotzins Todesblut gekittet. Mit diesem Morde hast Du Mexico's Eroberung vollendet, denn wer wird es jetzt noch wagen, nach der Krone zu greifen, die von dem sterbenden Haupte des letzten rechtmäßigen Königs fiel? Genieße die Freude der Sicherheit, ein seltenes Gut für Tyrannen. Wir sehen uns nimmer wieder.

Er rief's und stürzte fort. Cortez sah ihm lange trübe nach, und klagte dann mit einer weichen Wehmuth, die dem Stahlherzen bisher fremd gewesen war: Das war doch wohl zu hart, Juan!

Da führte Sandoval mit finsterm Gesicht einen bleichen, magern Mann ein, über dessen schwarzer Amtstracht eine reiche Ordenskette flimmerte.

Ich bin der Licentiat Ponce de Leon, Herr Statthalter, sprach die Erscheinung, die Höflichkeiten des Eingangs übergehend: von

des Kaisers und Königs Majestät zum Oberrichter von Neuspanien ernannt, und beauftragt, die zahllosen Beschwerden zu untersuchen, die über Eure Eigenmacht zum Throne des Monarchen gedrungen sind. Dieß königliche Patent wird Euch sagen, daß ich sogar berechtigt bin, Euch im Nothfall zu verhaften und nach Spanien zu schicken. Ich erwarte daher von Eurer Klugheit, daß Ihr der Erfüllung meiner ohnedieß unangenehmen Sendung nicht das kleinste Hinderniß in den Weg legen werdet.

Königs Dank! rief Cortez im Gefühl des erlittenen Unrechts und ging, dieß Gefühl der Schadenfreude seines Richters nicht Preiß zu geben, in das Nebenzimmer. Ihm folgte der treue Sandoval. Du wirst doch nicht vor diesem Federhelden die Waffen strecken, Adelantado? fragte er ihn knirschend. In meinem Leben halte ich nichts mehr von Dir, wenn Du das thust. Wer Unwürdiges erduldet, verdient, was er leidet. Himmel und Hölle, ist das der Lohn für Alles, was Du vollbracht für die Krone in diesem Lande? Jetzt hältst Du noch des Schwertes Heft in Händen! — Es gilt die Probe, wer allmächtiger ist in Neuspanien, Karlos der Fünfte, der es von seinem bequemen Thronsessel in Europa aus, regiert, oder Cortez, der es entdeckt und so bezwungen, und erst eigentlich geschaffen hat. Behaupte mit Gewalt Deine Rechte gegen Dein undankbares Vaterland. Du kannst es. Gieb mir Ordre, das Tintenfaß zu verhaften, was sich draußen so breit macht, und die Fastnachts-Posse wird schneller endigen, als sie begonnen!

Schweig, Unsinniger, donnerte Cortez mit flammenden Augen. Noch eine solche Rede, und ich lasse Dich selbst verhaften, als Aufrührer gegen unsern Monarchen. Ich habe weder den Kopf noch das Herz eines Rebellen, und mag die Verleumdungen meiner Feinde nicht wahr machen. Wenn auch Karlos mich auf eine Weise behandelt, seiner und meiner gleich unwürdig, so will ich doch wenigstens meinen Charakter behaupten, und lieber untergehen als ein treuer, verkannter Diener meines Herrn, denn stehen bleiben, als ein glücklicher Verräther. Ich fühle es in dieser schweren Stunde, es ist nicht die Wuth meiner Verfolger der ich erliege, es ist Gottes Hand, die mich durch diese unverdiente Kränkung meiner Ehre züchtiget, für die zahllosen Leiden, die mein Ehrgeiz über dieß Land gebracht. Ich will den göttlichen Rathschluß still halten, daß einst der Geschichtforscher, wenn er mein Leben durchblättert, sage: Cortez hat mit großen Anlagen Gutes zu thun, viel Böses vollbracht, aber er war kein Bösewicht!

Van der Velde.

Der heilige Bund.

Von Waitzel, dem treflichen Verfasser der im vergangenen Jahre erschienenen und mehrmal aufgelegten kleinen Schrift: „Wird Deutschland eine Revolution zu fürchten haben?“, dem geistreichen, einstigen Mitarbeiter an Schlözer's Staatsanzeigen, und manchen andern die größten Interessen des Menschen im Staate behandelnden Schriften, ist jetzt der erste Band seiner vermischten Schriften erschienen, den wir nicht dringend genug empfehlen können.

Was der Herr Waitzel hier unter der Ueberschrift: „Der heilige Bund“ aufstellt, ist nichts geringeres, aber auch (wir bemerken dies sogleich hier zu Nutz und Frommen derer, die gern Jagd machen auf alles, was nur entfernt nach Geheimniß und geheimen Verbrüderungen schmeckt, damit sie sich durch diese Ueberschrift nicht verleiten lassen, zu suchen was sie hier nicht finden,) nichts mehr als die Aussprechung

der Idee: „in Zeiten wie diese, worin wir leben, bald wild und stürmisch durch Bajonette und Kanonen, bald geräuschloser und unblutiger, darum aber nicht minder angestrengt und erhitzt, durch Wort und Schrift und noch vieles andere, das große Capitel von Freiheit, Gesetzmäßigkeit und Menschenrechten commentirt wird, thut es Noth und ist es an der Zeit, daß die Besseren der Menschheit, (nicht blos die eines Volkes, oder gar einer Kaste,) sich die Hände zu einem wahrhaft heiligen Bunde reichen, damit durch ihre vereinte Kraft verhindert werde, daß das, durch die heißen Kämpfe von Jahrhunderten, durch das Blut und die Thränen von Millionen, theuer erkaufte Licht gesetzmäßiger, auf heilige Menschenrechte gegründeter Freiheit und die segenvolle Aufklärung echten Christenthums, nicht getrübt werde, weder durch dieses Lichtes alte Feinde, noch durch manche seiner, demselben weit schädlichern sogenannten Freunde, die entweder, hingerissen durch Excentricität, ernten möchten denselben Tag noch, wo sie säen, oder völlig verwerflich, eigentlich nur dem Götzen gemeiner Selbstsucht dienen, und allem Schlechten, was dieser als Gefolge nachschleppt.

Nun ist zwar diese Idee, (die Verbeüderung aller Guten,) in unsern Tagen, in denen sich das Neue von dem Alten unter manchen Zuckungen auf immer zu scheiden trachtet, so daß die von uns durchlebte Aera einst in der Geschichte, als eine gewaltige Alpenwand, den Norden vom Süden, das Alte vom Neuen trennend, dastehen wird, hier nicht zum ersten Mal berührt; aber wohl kaum anderswo mit so vielem Geist und tiefer Erfassung dessen, was die Zeit belebt, ausgesprochen, und in dieser Hinsicht dies Werk als ein wahres Schatzkästlein gediegner An- und Einsichten zu betrachten. Daß übrigens bei der Abfassung seines Buches, so wie bei der Ueberschrift: „der heilige Bund," der Verfasser nicht an die gleichnamige große Verbindung der christlichen Fürsten in Europa mit besonderer Beziehung, (wie vielleicht manche glauben mögen,) gedacht hat, bemerken wir nur nebenbei, so wie auch H. W. dies in der Vorrede thut, und beweist sich solches schon von selbst dadurch, daß ein Theil des gegenwärtig Gegebenen bereits im Jahre 1805 von ihm unter dem Titel: „der unsichtbare Bund," im Druck erschien, als zu gleicher Zeit bekanntlich unter den Fürsten von einem heiligen Bunde noch nicht die Rede war, sondern nur von diversen irdischen.

Von der romanartigen, nicht romanhaften Einkleidung, die der Verfasser vielleicht glaubte wählen zu müssen, um das, was er zeigen wollte, gleichsam personificirt zeigen zu können, wird hoffentlich kein ernster Staatsmann und Gelehrter sich abhalten lassen, das Buch zu lesen, von dem man variirend den bekannten Dichterausspruch sagen kann: „Tiefer Sinn liegt in der leichten Form." Die Scene der Handlung hat H. W. in die Schlußjahre des vergangenen Jahrhunderts gesetzt, in jene Zeit, wo die Anstrengung, der Heroismus, die aufopfernde Vaterlands- und Freiheitsliebe der republikanischen Armeen, die Welt in ein billiges und gerechtes Erstaunen setzten, wo der Mann von Kopf und Herzen sich gleichsam mit überirdischer Gewalt dem auflodernden Fanal heiliger und ewiger Rechte zugezogen fühlte, wo es kaum möglich war, gesund und unumnebelt

an Geiste, an die Standarten der Menschenrechte nicht seine Wünsche wenigstens zu ketten, wo es auch zugleich schon dem tiefer als blos die Oberfläche beschauenden Blick der im Innern des blendend aufgehenden Ganzen, verborgene, grimmig um sich fressende Krebs sich zeigte, an dem das Erhabene verblutet, weil nicht der Sache, wohl aber ihren Führern im Ganzen und mit wenigen Ausnahmen, der innere, ewige Halt fehlte, bei aller Kraft, bei aller, selbst zum Theil in einzelnen Aufblitzen, der Unsterblichkeit werthen begeisterten Aufschwingung.

Diese innere Haltlosigkeit, dieses Fehlen an einem ewigen Mittelpunkt, der nichts anders ist als Liebe, oder mit andern Worten, als der heilige Geist, der in dem Christenthum weht, bei einer großen verehrungswürdigen Kraft und einer eben solcher Anerkennung werthen edlen Begeisterung für ewige Menschenrechte im Ganzen, dieses hat der Verfasser in der Person eines jungen Franzosen, Harlot, eines echten, großartigen Sohnes der Revolution, vortrefflich dargestellt. Man sieht hier einen Menschen, ausgerüstet mit allem, was die Erde, aber auch nur die Erde, Großartiges geben kann, sich vor uns enthüllen, und dieser Harlot zeigt gleichsam dem Leser in einem Spiegel, was der Mensch ist, werden kann und werden muß, der in kecker und kraftvoller Vermessenheit allein glaubt dastehen zu können, ohne den Stützpunkt, den der Himmel giebt. Man muß ihn lieben diesen jungen, frischen Sprößling der gereisten Ideen der Zeit, in dem sich gewissermaßen diese Ideen wie in einem Brennpunkt concentriren; man sieht aber auch voraus, daß er, als Repräsentant der blos irdischen Verkörperung dieser Ideen, fallen muß, und zwar recht eigentlich aufgerieben durch sich selbst, und kann ihn nur beklagen in so fern, als es uns stets schmerzt, etwas Großartiges untergehen zu sehen: denn, in höherer Rücksicht betrachtet, ihn schuf die Zeit, und nur die Zeit, und nicht das Ewige. Wir glauben in diesen Worten verstanden zu werden, und enthalten uns deswegen einer weitern Auseinandersetzung, die das Nachdenken des Lesers ja ohnedem finden wird. Als Gegensätze in dieser erhabenen Beziehung gegen Harlot stehen nach Alter, Stand und andern Aeußerlichkeiten motivirt, Lindau, ein junger Deutscher, der ergriffen von dem Aufschwung der Ideen, welche damals Frankreich's Volk belebten, in den republikanischen Heeren ficht, Ranteville, ein Ausgewanderter, wie es wohl wenige gegeben hat, Eponymos, Polydor und der Pater Johannes, ein Klausner, wie es auch nicht viele gab.

(Der Schluß folgt.)

---

* Anfrage.

Ist ein hier am 31sten July d. J. 2 Monate dato ausgestellter Waaren-Wechsel am 30sten September oder 4ten October zahlbar? Der 37ste Artikel der hiesigen Wechsel-Ordnung schreibt vor: „Die Wechsel-Briefe, so auf Mo„nate oder Uso von Monaten lauten, betagen „auf dasselbe datum; die aber auf medio „mense lauten, sind auf den 15ten allemal ver„fallen, es habe der Monat mehr oder „weniger Tage." Dieser Artikel läßt obige Anfrage unentschieden und daher sind die Meinungen verschieden. Die einen sagen, da es keinen 31sten September giebt, muß die Zahlung, nicht früher, sondern erst am 4ten October geschehen, die andern aber, da vom letzten July bis zum letzten September zwei volle Monate sind, so muß an diesem Tage gezahlt werden. Letztere scheinen das meiste Recht zu haben und zwar durch den Schluß des oben angeführten

37sten Artikels. Denn was da in Bezug auf halbe Monate gesagt ist, wird ohne Zweifel auch von ganzen gelten.

Da der 30ste September wegen des Buß- und Bettages am 27. desselben Monats ein doppelter Zahltag wird und, wie verlautet, viele Wechsel laufen, bei welchen obige Anfrage Anwendung findet; so ist zu wünschen, daß dieselbe in diesem Blatte einen gründlichen Beantworter finde, und daß man sich dessen Entscheidung allgemein unterwerfe, um mancherlei Unbequemlichkeiten am Zahltage selbst auszuweichen.

---

* Neu entdecktes Mittel

die mahagony Schreib-Commoden von Dintenflecken zu reinigen und deren vorigen Glanz wieder herzustellen.

Um die Kraft und Wirkung der conzentrirten Schwefelsäure in der Färberei anzuwenden, wurde ich eines Tages veranlaßt, eine neue Probe zu machen.

Ich nahm:

8 Loth Nordhäuser Vitriol-Oel,
4 Loth Salz-Geist, und
8 Loth alten Urin,

jedes in einem Medizinglase; welche drei Gegenstände ich in meine Schreibcommode setzte, weil eine zufällige Verhinderung mich abhielt, gleich davon Gebrauch zu machen.

Am nächsten Morgen, als ich meine Untersuchung fortsetzen wollte, fand ich beim Oeffnen der Commode die drei Gläser an dem Dintenfaße zerdrückt. — Der Urin hatte den Vitriol-Oel erhitzt und dadurch meine sämtlichen Schreibmaterialien in ein schäumendes Meer eingehüllt.

Nachdem ich nun die zerbrochnen Glasscherben hinweggeräumt, nnd die Flüßigkeit mit einem Schwamm aufgetränkt hatte, fand ich zu meinem größten Vergnügen, die alten verjährten Dintenflecken aufgelöset und mit mit dem Schwamme verwischt. — Den wenigen Salzgeist, der in dem untern Theil des zerbrochenen Glases noch übrig geblieben war, wendete ich nun, mit etwas Wasser verdünnt, dazu an, die völlige Reinigung zu vollenden, wodurch die Commode wie neu wurde.

J. G. H — n.

Anekdote.

Als Heinrich IV. von Frankreich den katholischen Glauben angenommen hatte, erwartete man in Rom, er werde, zum Beweise der Aufrichtigkeit seiner Rückkehr zum wahren Glauben dort irgend ein ausgezeichnetes Denkmal stiften. Nachdem er von dieser Erwartung benachrichtigt war, befahl er sogleich, nahe bei der Kirche Santa Maria Maggiore, ein Kreuz zu errichten mit der Inschrift: „In hoc signo vinces.“ Anfangs bewunderte man dies Denkmal als ächt katholisch; allein bald fanden schärfere Beobachter, daß der Theil des Kreuzes, worauf die Inschrift angebracht war, die Gestalt einer Kanone hatte, woraus denn, ohne viel zu deuteln, die Conjectur hervorging, der vermeintlich bekehrte König habe mehr seinem schweren Geschütz, als der alleinseligmachenden Kirche, durch dies Denkmal huldigen wollen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 65.

Der Korb.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 67.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 20. August 1820.

Nachdem wir in der vorigen Nummer dieser Wochenschrift die Erzählung der Eroberung von Mexico beendet haben, theilen wir unsern Lesern noch eine

Beschreibung der alten Stadt Mexico.

Nach dem Spanischen des Antonio de Salis y Ribadeneyra.

mit.

Die große Stadt Mexico, in früheren Zeiten unter dem Namen Tenochtitlán bekannt, enthielt an 60,000 Familien und theilte sich in zwei Quartiere, von denen das eine Tlatelúlco, das andere Mexico genannt wurde. Ersteres wurde von gemeinen Leuten bewohnt, in letzterem aber residirte der Hof und Adel, und von ihm ging die allgemeine Benennung der Stadt und deren Einwohner aus. Sie war in einer weitläuftigen Ebene erbaut und rings umher mit einer Kette hoher Berge umgeben, von welchen mehrere Bäche und Flüßchen herabstürzen, sich in der Ebene sammeln und mehrere Landseen bilden, vorzüglich zwei große, um welche die Mexikanische Nation in mehr als 50 Oertern einwohnte. Dieses kleine Meer enthält im Umfange 30 Meilen, und die beiden Seen, welche es bilden, stehen durch einen Steindamm in Verbindung, in welchem einige Oeffnungen gelassen sind, damit man der Ungleichheit des Wasserstandes in dem einen oder dem andern dadurch abhelfen kann. Ueber diese Oeffnungen gehen Zugbrücken. Der höher liegende See enthält ein klares, süßes Wasser, worinnen sich einige wohlschmeckende Fischarten aufhalten; der andere See enthält ein trübes, salziges, dem Meerwasser ähnliches Wasser, woran nicht sowohl die in denselben sich ergießenden Flüßchen, denen diese Eigenheit gänzlich fehlt, als die in dieser Gegend sich befindende fette und salzige Erde, Schuld ist. Man benutzt auch jene Gegend zur Zubereitung des Salzes, welches die Wellen ans Ufer werfen und welches man

durch Sonne und Feuer von fremden Theilen und Schaum reinigen läßt. Fast in der Mitte dieses Salzsees lag die Stadt unter 19° 3′ nördlicher Breite, und genoß eines milden, heilsamen Klima's, wo Kälte und Hitze regelmäßig, und ohne zu beschwerlich zu seyn, abwechselte, und die Feuchtigkeit der Luft, welche in dieser Gegend der Gesundheit schädlich hätte seyn können, durch Winde gereinigt oder durch die Sonnenhitze gemildert wurde. Diese große Stadt war von mehreren schönen Inselchen umgeben und hing durch Steindämme oder Hauptstraßen mit dem Lande zusammen; kostbare Arbeiten, die eben sowohl zum Nutzen, als zur Zierde, gereichten. Ein zwei Meilen langer Damm ging gegen Mittag, und auf ihm zogen die Spanier ein; ein anderer war eine Meile lang und erstreckte sich gegen Norden, so wie ein dritter, wenig kleinerer, gegen Abend. Die Straßen waren geebnet und breit; wo Wasser war, fanden sich Brücken zur Bequemlichkeit der benachbarten Bewohner; andere führten allein durch trockenes Land; bei andern waren die Seiten als Fußpfade für Menschen und die Mitte für Canots und Barquen von verschiedener Gestalt eingerichtet. Hier schiffte man zur Stadt oder trieb Handel, und ihre Anzahl belief sich sehr hoch; man sagt, Mexico habe damals über 50,000 derselben gehabt, mit Ausschluß ganz kleiner Fahrzeuge, Acales genannt, aus einem einzigen Stamme gemacht und nur eine einzelne Person fassend, die sich selbst ruderte. Die öffentlichen Gebäude und die Häuser der Vornehmen, welche den größten Theil der Stadt ausmachten, waren steinern und wohl gebaut, die des gemeinen Volkes klein und unregelmäßig, und einige so gebaut, daß sie nach verschiedenen Gegenden des Dammes hingingen, wo die Märkte gehalten wurden. Unter allen andern war der von Tlatelu'co von besonderer Größe und stark besucht; hier versammelten sich an den bestimmten jährlichen Hauptmärkten alle Handels- und Kaufleute des ganzen Reichs mit dem Seltensten ihrer Erzeugnisse und Manufakturen, und es pflegten deren so viele zu kommen, daß, obwohl dieser Platz einer der größten der Welt war, doch die in Reihen aufgeschlagenen Zelte sich so an einander drängten, daß kaum für die Handelnden Platz genug da war. Jeder kannte seinen Ort, wo er seine Bank oder tragbare Bude, mit einer baumwollenen Decke von oben bedeckt, ausschlug und Schutz gegen Regen und Sonne fand. Unsere Schriftsteller sind nicht im Stande, die Ordnung, die Verschiedenheit und den Reichthum dieser Märkte zu beschreiben. Es gab Reihen für die Goldarbeiter, wo man Schmuck und vorzüglich schöne Ketten verkaufte; verschiedene Thiergestalten und Gold- und Silbergefäße, so künstlich gearbeitet, daß unsere Künstler ihnen ihre Aufmerksamkeit nicht zu versagen vermochten; vorzüglich Kessel mit beweglichen Handhaben, welche an dieselben gegossen zu seyn scheinen, und andere ähnliche Stücke mit erhabener Arbeit, an denen man weder die Arbeit des Hammers noch anderer Instrumente erkennen konnte. Es gab auch Reihen von Malern mit seltenen Gemälden und Landschaften von eingelegten Federn, welche das Colorit gaben und die Figuren hoben; seltene Proben von mühseligem Fleiß und reicher Erfindungskraft. Auf diesen Markt kamen Arten von Zeug, welche die Frauen des ganzen Königsreichs, Feindinnen des Müßiggangs und in Handarbeiten geschickt, aus Baumwolle oder Kaninchenhaaren künstlich gefertigt hatten. Viele besserten Geschirre und die feinen Gefäße von jenem zarten Thon aus, den man zum Verkauf austrug, der, verschieden

an Farbe und Geruch, zur Verfertigung der Geschirre diente, die man zum Gebrauch und zur Zierde einer Haushaltung nöthig hatte, weil Gold und Silber sich nur auf der königlichen Tafel und auch da nur an feierlichen Tagen fand. In gleicher Fülle und in Ueberfluß fanden sich Lebensmittel, Früchte und Fische, kurz alles, was Luxus und Bedürfniß käuflich macht. Der Einkauf und Verkauf geschah durch Tauschhandel, indem ein Jeder seinen Ueberfluß gegen seine Bedürfnisse austauschte, Mais aber und Cacao kleinere Artikel ausglich. Man bediente sich dabei keiner Wage, die man auch nicht kannte, hatte aber verschiedene Maaße zur Bestimmung der Quantität, und Zahlen oder Charaktere, den Werth der Sachen zu bestimmen. Es gab einen gerichtlichen Ausschuß, welcher die Streitigkeiten der Handelnden entschied, und niedere Beamte, welche sich unter das Volk mischten, das Recht der Leute beobachteten und Betrügereien oder strafbare Excesse vor jenes Gericht brachten. Die Spanier konnten sich, als sie zuerst einen solchen Markt sahen, nicht enthalten, dessen Ueberfluß, Reichthum, Ordnung und Polizei zu bewundern, mit der eine solche Menschenmasse regiert wurde. Gewiß ein bewundernswerther Ueberblick der Größe und Staatseinrichtung dieses Hofes.

(Der Schluß folgt.)

Der heilige Bund.

(Fortsetzung.)

Nicht um den Lesern dieses Blattes das Buch des H. W. entbehrlich zu machen, sondern nur um ihnen in wenigen Sätzen durch einige Anschauung zu zeigen, was sie in demselben für einen Schatz von trefflichen Auffassungen zu erwarten haben, geben wir ein Paar dergleichen, die hinreichend zeigen werden, welcher richtig tiefe Blick auch diesmal den Verfasser leitete. „Das ist der Geist, der unsere Zeit bewegt. Freiheit will jeder, aber nur für sich, und in solchem Maße, daß allen Andern nichts übrig bliebe als Sclaverei. Ihr Reich gedenkt er durch die Mittel der Tyrannei zu begründen, und die Duldung durch Inquisitionen einzuführen. Heute bekehrt die Republick zu ihrem Glauben mit permanenten Guillotinen, Kartätschen und Noyaden; morgen die Legitimität mit Kriegs- und Prevotalgerichten. So will jeder das Wahre, Gute und Rechte, erkennt aber nur, was ihm frommt, für wahr, gut und recht." (Also, immer das alte, klägliche Spiel des Egoism.) „Die Deutschen, — sagt unter andern Harlot, — sollen das Schicksal der Welt bestimmen! Nun, dann muß es gut werden. Es sollte mich nur wundern, wenn sie die Sonne nicht vom Himmel wiesen, weil sie weder capitel- noch hoffähig ist; sie, die sich auf ihre strenge Gerechtigkeit nicht wenig einbilden, weil sie es kaum wagen von der Stelle zu gehen, wenn es nicht durch Brief und Siegel erwiesen ist, welcher Fuß vor dem andern den Vortritt hat; die von einem Manne, um etwas Tüchtiges seyn und leisten zu können, fodern, sein Ahnherr müsse wenigstens mit Noah Brüderschaft getrunken haben, die das menschliche Geschlecht in Edel-, Wohl-, Hochedel- und Hochwohlgeboren abtheilen, und nach solcher Rangordnung würdigen und anstellen! Das nennen sie Gründlichkeit, wenn sie bei gutem Appetite den Löffel nicht nach dem Suppenteller bringen können, bevor sie auseinandergesetzt, welche Völker Suppe gegessen, welche Namen sie ihr gegeben, auf welche Weise sie dieselbe in den verschiedenen Epochen der Geschichte zubereitet haben. O über den

*

Ernst und die (sogenannte) treue Gemüthlichkeit, wo jener darin besteht mit der Miene und dem Schritt eines Leichenbitters eine Menuett zu tanzen, diese aber in der Anhänglichkeit an die alte gute Sitte der Vorzeit, wo der Gemeine von dem Vornehmen standesmäßig geprügelt und geschunden ward!" (Man sieht, der Neufranke kannte uns, und — haben wir ihm etwa in dem Lauf der Jahre widersprochen?!) „Wenn der Wilde nur das Land kennt, das ihm das Leben gab, und für Feind und Fremdling nur ein Wort und einen Begriff hat, dann ist das sehr natürlich, weil mit den Grenzen seines Landes seine Welt und sein Leben geschlossen ist. Verhält es sich aber so mit uns? Von dem Feuer, das wir aus Griechenland und Rom erhielten, empfing das Abendland Licht und Wärme. Unsere Jugend richtet sich an ihren unerreichten Mustern auf, und aus ihren reinen Quellen schöpft sie die ersten Züge zur Stärkung des geistigen Lebens. Wem verdanken wir das Beste, was wir sind, das Edelste was wir haben?" (Bei dieser Stelle fühlt man sich versucht, den engherzigen deutschthümelnden Patrioten ein „Hört! Hört!" zuzurufen.) „Nicht uns selbst, sondern den Freunden der Mit und Vorwelt. An dem Strahle, den wir aus der Ferne zu uns geleitet, sonnt sich unsere Zeit. Die heilige Lehre die wir göttlich nennen, weil sie den Menschen in dem Menschen, und in jedem den gleichgebornen Bruder, den Sohn desselben göttlichen Vaters ehrt, kam aus dem Schooße des verachteten Volkes. England hat in den deutschen Wäldern das Vorbild seiner schönsten Institutionen gefunden, das für uns selbst verloren ging. Soll sich England derselben als einer fremden Erfindung schämen, oder Deutschland aus gleichem Grunde dessen Geschwornengerichte und Parlamentsform verschmähen, wenn sie ihm dienen können? Thörichte Eigenliebe ist es, die nur billigen will, was das Vaterland erzeugt. Alles Treffliche der Erde ist ein Gemeingut, wie die trefflichen Menschen auf ihr nur Eine Gemeinde bilden." Und an einer andern Stelle: „wie die Angelegenheiten der Nationen jetzt stehen und sich mit jedem Tage mehr entwickeln, wird die enge Vaterlandsliebe leichter eine Sünde an der Sache der Menschheit, als der weite Weltbürgersinn an der des Vaterlandes. Wer kann sagen, ob die französische Freiheit sich nicht einst durch die spanischen Cortes stärkt?" (wir glauben, sie fängt es schon an zu thun,) „eine constitutionelle Verfassung in Deutschland nicht unter französischem Schutze gedeiht? England die Unabhängigkeit seines Unterhauses nicht Nordamerika verdankt? die alte Welt nicht unter dem wohlthätigen Einflusse der neuen sich verjüngt? Wer kann das, oder auch den umgekehrten Fall leugnen?" (Niemand, sagen wir, der nicht etwa am hellen Tage nicht sehen will.)

(Der Schluß folgt.)

Bilder aus Brasilien.

Vorwort.

Der Verfasser dieser Darstellungen schöpfte den Stoff dazu aus der Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied. Er ordnete nämlich alle zerstreute Züge in ein Ganzes, und bildete dieses mit künstlicher Geschicklichkeit aus. So entstanden diese Gemälde, voll Frische und Lebendigkeit, in deren Colorit und Zeichnungen man den Verfasser sogleich erkennen wird. Hier das erste, die beiden übrigen ohn Zögerung.

I.

Die brasilianischen Urwälder.

Die Feuer erloschen; die Sterne erbleichten; der Himmel erglühte in Rosenschimmer, und strahlend stieg die Sonne über dem Meer empor. Die Jäger waren erwacht, und schickten sich zur Abreise an. Bald war der Zug in Bewegung, und alles voll Leben und Fröhlichkeit. In glänzendem Lichte lag die frische, duftige Landschaft da. Alle Pflanzungen waren mit üppigem Grün geschmückt, und mit blühenden Aloen eingefaßt. In dem dunkeln Cactusgebüschen glühten hochrothe Erythrinas, mit sanftgelben Bignonias vermischt, und zwischen Orangen, Bananen und Mangobäumen, mit Cocospalmen gekrönt, blickten weiße, freundliche Landhäuser hervor. Die Gebirge waren von klarem Gewölk umflossen, und in düsterer Ferne, zog sich der starrende Urwald hin.

Einige Stunden, und die Jäger drangen in die kühle, dunkle Wildniß ein. Welch ein Anblick! — Diese Riesenstämme, diese ungeheuern Mimosen, Cäsalpinen, Cecropien und Cokospalmen, mit tausend andern kolossalen, tropischen Bäumen gepaart! Alle im frischesten, saftigsten Grün; alle hoch und mächtig, in den Himmel hinein! Die düstern Kronen mit feurigen Blütenbüscheln geschmückt; die Aeste mit auf- und abrankenden Schlingpflanzen verbunden; die Stämme mit glänzenden Prachtblumen bedeckt. Welche Mannigfaltigkeit! Welche Ueppigkeit! Welch' ein wunderbarer Zauber von Formen und Farben aller Art! Jeder Baum eine eigene Pflanzenwelt! Die Natur in überschwenglicher Urkraft! in ihrer ganzen erhabenen Herrlichkeit!

Und nun das vielfältige Leben, das in diesen ungeheuren Waldungen herrscht. Tausende von Papageien und Affen, von Vögeln und Quadrupeden aller Art. Auf den rankenden Lianen die prachtvollen hochrothen Araras, in Sonnenglanz; in den Kronen die leichtfüßigen rosenrothen Sahuis; in den Aesten die schwarzen Lucans, oder die milchweißen Procnias; in den Blüthen endlich ein Heer von schimmernden Schmetterlingen und Colibris! — Und dies alles mit einer Unzahl von Tönen, Klängen und Rufen, in tausendfältiger Vermischung, in unendlicher Mannigfaltigkeit; eine Welt von Stimmen, in ewig sich erneuernder unerschöpflicher Kraft.

Aber plötzlich vernahmen die Jäger gedämpfte Menschenstimmen und Aextenschlag. Vorsichtig schlossen sie sich zusammen; da hörten sie, daß es Portugiesisch war, und daß der Schall immer näher kam. Endlich stürzte ein hoher Jacaranda nieder, nnd zwischen den weißen Mimosen wurden die Köpfe von Mulatten und Negern sichtbar. Bald hatten sie sich mit ihrem Waldmesser durch das Gebüsch gearbeitet, und schnell traten die Anführer mit freundlichen Worten auf die Jäger zu. Beide Partheien begrüßten sich nun mit einem Freudenfeuer, und lagerten sich unter den Urstämmen hin. Ein gutes Mittagsessen von Reis und Wildpret besiegelte die neue Bekanntschaft, und man kann denken, ob die erfrischende Jacuba vergessen ward.

Den Nachtisch würzten traulich Gespräche aller Art. Am meisten indessen zogen die über das Waldleben an; so z. B. wie leicht man sich in diesen ungeheuern Wildnissen verirren kann. Ein Jäger nämlich verfolgt seine Beute zu hitzig und geräth unbemerkt auf einen Seitenpfad; er eilt vorwärts und vorwärts, endlich befindet er sich in einem undurchdringlichen Dickicht; jetzt kehrt er um, schießt zweimal schnell hinter einander, um seinen Gefährten ein Zeichen zu geben, vernimmt ihre Antwort, und glaubt ge-

rade auf sie zuzugehn; allein er hat sich in der Richtung geirrt, und entfernt sich nur immer mehr, bis er endlich an einen Waldbach kommt. Er hält es für's Beste, diesem abwärts zu folgen, findet aber nur zu bald, daß er sich in einem Sumpfe verliert. Natürlich muß er wieder umkehren, indessen entdeckt er zu seiner großen Freude, einen ihm halbbekannten Seitenpfad.

Jetzt giebt er ein zweites und drittes Zeichen, erhält aber keine Antwort. Dies beweist ihm, daß er sich abermals geirrt hat, oder daß er zu weit entfernt, oder hinter eine Höhe gerathen ist, die den Ton abhält. Da es nun überdem Nacht wird, wirft er sich äußerst ermüdet unter einen Baum hin. Hier zündet er ein kleines Feuer an, nimmt seinen letzten Rest von Maniokmehl zu sich, stillt seinen Durst mit einigen wilden Orangen, und schläft ein. Aber bald wird er wieder aufgeweckt. Tausende von Affen sind durch das Feuer wach geworden, und pfeifen, und schreien, und bellen und trommeln von den Aesten herab. Zugleich sieht er sich von Moskitosschwärmen umringt. So bringt er die Nacht sehr unangenehm zu, bis er endlich mit Sonnenaufgange weiter gehen kann. Jetzt hat er endlich das Glück auf friedliche Wilde zu stoßen, von denen er zurecht gewiesen wird. Allein dies ist nicht immer der Fall. Man hat vielmehr Beispiele, daß Jäger wochenlang umher geirrt, und fast verhungert sind. Das Wildpret ist nämlich in diesen ungeheuern Wäldern bei weitem nicht so häufig, als mancher glauben mag. Ein Jäger kann oft tagelang wandern, ehe er nur ein lebendiges Wesen sieht. Eben so finden sich die eßbaren Früchte, Beeren u. s. w. nichts weniger als in Ueberfluß.

Weiterhin kam die Rede auf die Botocudos; der kräftigste Stamm der Ureinwohner, die wahren Söhne des wilden Urwalds, die unversöhnlichen Feinde der Portugiesen, wenigstens der bisherigen Meinung nach. Allein in Ansehung aller dieser Wilden ist dies nicht mehr der Fall. Die am Rio Belmonte z. B. sind, mit Ausnahme einer einzigen schwachen Horde, sehr friedlich gestimmt. Dies ist die Folge der klugen und freundlichen Behandlung, wodurch man sie allmählig gewonnen hat. Geschenke an Messern, Aexten, Tüchern, Mützen, Maniokmehl u. s. w. thaten natürlich das Beste dabei. Diese friedlichen Botocudos finden sich daher häufig auf den benachbarten Pflanzungen, ja selbst in den Ortschaften ein.

Völlig feindselig dagegen, und dem Glauben nach selbst Menschenfresser, sind die sämmtlichen Horden am Rio Doce, bis zu dem Ursprunge desselben, in Minas Geraes, hinauf. Diese überfallen die Jäger u. s. w. entweder aus Hinterhalten; oder sie stürzen sich auf die Fazendas, (Pflanzungen,) und morden alles, was ihnen vorkommt; deßhalb haben die Portugiesen in diesen Wäldern eine Reihe sogenannter Destacamentos, oder Militärposten angelegt; dieses sind Blockhäuser, mit zwölf, zwanzig bis fünf und zwanzig Mann besetzt. Von hier aus werden häufig Patrouillen, und im Nothfalle förmliche Streifzüge gemacht. Der Vortrapp trägt dabei eine eigene Art von Panzerhemden, oder Gibaos d'Armas. Diese sind aus weißem Baumwollenzeug gemacht, mit mehreren Lagen gleicher Watte gefüttert, und zum Schutz des Halses mit hohen stehenden Krägen versehen. Auch der stärkste Pfeil prallt daher davon ab; doch ist ein solcher Gibao d'Armas auch gewaltig schwer. Ueberhaupt erfordert dieser Waldkrieg eben soviel Gewandtheit als Körperkraft. Die Einwohner von Minas Geraes,

oder die sogenannten Mineiros, und die civilisirten Ureinwohner selbst, sind am tauglichsten dazu. Bemerkenswerth ist, daß sich die Botocudos in ihren Wäldern eigener Sprachröhre bedienen, die nichts als abgeschnittene Tatuschwänze sind, (vom großen Gürtelthier.)

Aber die Sonne sank tiefer; die Jäger mußten sich trennen; jede Parthei zog ihres Weges dahin. Endlich, nach einigen Stunden, hatte die unsrige den Ausgang des Waldes erreicht. Ein großer Raum, zu einer neuen Pflanzung bestimmt, war hier bereits niedergebrannt. Gleich Säulenruinen, standen die ungeheuern, halb von den Flammen verzehrten Urstämme da, und wie Gewinde hingen die rankenden Lianen daran herab. Aber bald öffnete sich die blühende heimathliche Landschaft, voll Anmuth und Lebendigkeit. Die weiße Fazenda, mit herrlichen Baumgruppen umringt, grasende Heerden auf üppigen Wiesen zerstreut; die Zuckermühle mit ihrem rauschenden Wasser und ihrem rastlosen Räderwerk; Neger die von der Arbeit heimkehren, und die Capelle mit dem hohen Kreuze, von der das Angelus ertönt; die Gebirge in Rosenschimmer, und Meer und Himmel in Purpurglanz!

So lagerten sich die Jäger um die Fazenda, fanden ein gutes Abendessen und sprachen noch lange von ihrem Weidmannszug. Als aber die letzten Töne der Viola verklungen waren, und nur der einsame Wächter bei seinem Feuer saß; da eilten seine Gedanken in die ferne Zukunft hinaus. Diese Wildniß, diese Stromufer, einst mit Städten und Flecken, mit Kriegsschiffen und mit Kauffahrern bedeckt! Welche Verwandlung! Welche Erscheinung, in dem Fluge des Augenblickes gesehn! So Philadelphia, so Kalkutta! So die Ufer der Newa und des Tajo, ein Jahrhundert, ein Jahrtausend zurück! — So ein Gang der Zeit! — Ein Sieg der Cultur! — Ein Fortschreiten der Menschheit.

Das Gastmahl.

Man sprach einst in einer Gesellschaft zu Rotterdam über die Ursachen des Verfalls der Republik der vereinigten Niederlande, den die meisten nur politischen Ereignissen zuschreiben wollten. Ein reicher Kaufmann äußerte darauf, wenn die Anwesenden an einem bestimmten Tage bei ihm zu Mittag essen wollten, würde er sie überzeugen, daß es noch andere Ursachen gebe, die sie heben könnten. Man nahm die Einladung an, und alle glaubten, der Kaufmann werde ihnen, nach einem köstlichen Gastmahle, wie er es zu geben gewohnt war, bei einem Glase Wein die Mittel angeben wollen, ihren Handelsunternehmungen günstigern Erfolg zu verschaffen. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie nur Heringe und gewöhnliches Tischbier auf der Tafel fanden. Die Gäste aßen schweigend und die getäuschte Erwartung verbergend, einen Bissen. Der Wirth aber schien es nicht zu bemerken, und bat sie, es sich schmecken zu lassen. Endlich, als man anfing nach der Uhr zu sehen, befahl er, das Essen aufzutragen. Bei diesem Worte erglänzten alle Gesichter, und alsbald erschien eine gesottene Hammelkeule mit Rüben, nebst einigen Krügen Doppelbier. Diese Schüssel war jedoch nicht viel erfreuender, als die erste, und paßte wenig zu der glänzenden Pracht des Hauses. Man opferte Gewissen und Wahrhaftigkeit, als man Keule und Bier pries, endlich aber fingen einige zu gähnen an, und die Hälfte des Fleischstückes blieb unberührt unter den zahlreichen Gästen. Der Wirth, dem ihr Kummer nicht entging, winkte heimlich einem

alten grauhaarigen Diener, der ehrerbietig an einem Nebentische stand, um Brod oder Bier zu reichen. Der Alte verließ das Zimmer, und die Unterhaltung ward immer matter, aber die Blicke der Gäste waren beredter als ihre Zungen. Plötzlich flogen die Flügelthüren auf, und es erschien ein Zug von zwölf Dienern mit großen Schüssein von erlesenen Fischen, Fleischspeisen und Geflügel, und allen Leckerbissen der Jahreszeit. Zwei Diener ohne Livree stellten sich hinter den Wirth, die übrigen aber, glänzend geputzt, hinter die Gäste. Ueber funfzehn Sorten Weine wurden herumgegeben, und selbst die reichsten Gäste waren erstaunt über den Glanz und die Mannigfaltigkeit der Bewirthung.

Als man den eben so leckern Nachtisch aufgetragen hatte, und die Gläser munterer geleert wurden, glaubte ein kluger Gast, es sey endlich Zeit, den Wirth um die versprochene Erläuterung zu bitten. „Ich habe meine Meinung schon gesagt, werthe Herren, und meine Lehren schon gegeben. Als unsere Vorfahren unter Burgund, Oesterreich und Spanien, zu Wohlstand sich erhoben, waren sie mit unserer ersten Schüssel zufrieden, und dankten noch dem Erfinder. Im zweiten Zeitraum, als durch das edle Haus Oranien und Moriz von Nassau, unsere Macht in Ost- und Westindien gegründet ward, und Handelsreichthum unsere Häfen und Kanäle überschwemmte, war man noch immer sparsam aus Gewohnheit und Klugheit, und unsere reichsten Rathsherren begnügten sich mit Hammelfleisch und gesundem Bier. Die Mahlzeit, womit ich Sie zu bewirthen die Ehre gehabt habe, ist nur ein sehr gemäßigtes Bild von unserer jetzigen Lage. Nehmen Sie dazu den Aufwand und Prunk in Häusern, Hausgeräthe und Wagen, und berechnen Sie selber, wie groß der Unterschied ist, ein Unterschied, den man, auch nur in einem Jahre, zur Zeit unserer bärtigen Voreltern, schon für ein Vermögen gehalten haben würde."

Logogryph.

Den Mann, der durch des Schicksals Launen
So viel erfahren, den voll Staunen
Der Nationen viele sah'n,
Der eines Weisen Herz gewonnen,
An dessen Licht sich viele sonnen,
Ihn zeigt Dir dieses Räthsel an. a)
In seines Namens Letternhülle
Liegt der Bedeutung reiche Fülle.
Du findest aus dem heil'gen Buch
Den Ruf aus Davids Psalmenliedern, b)
Den besten von den ersten Brüdern, c)
Idol und Priester; Pestgeruch d) e)
Haucht, was im Worte noch zu finden; f)
Die Fische, die sich schlüpfrig winden, g)
Ersieht man; eine Schweizerstadt, h)
Auch eine noch aus grauen Zeiten,
Der Rom von seinen Herrlichkeiten
Und Bürgern viel zu danken hat, i)
Ein Richter aus dem Türkenlande, k)
Und der, im blühenden Gewande,
Selbst Perser, Pe[illegible]mährchen schrieb; l)
Die Sterbliche, vom Heidengotte
Geliebt, die, keuscher Scham zum Spotte,
Uns in den Kunstgemälden blieb. m)
Was Aerzte uns als Stärkung preisen; n)
Auch einer von den sieben Weisen o)
Erscheinet vor des Forschers Blick;
Des Esels Schrei wird auch nicht fehlen; p)
Nun, Leser, magst Du prüfen wählen;
Zur leichten Deutung wünsch' ich Glück!

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 68.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 24. August 1820.

* Klage und Trost.

(Aus einer Erzählung.)

Sind auch des Lebens Stunden dunkel,
Ist auch der öde Weg so steil;
O schaue hin ins Sterngefunkel,
Nur oben, oben liegt das Heil.
Es thronet ein Vater auf glänzenden Sternen,
Er sieht uns aus unermeßlichen Fernen;
Zum liebenden Vater den kindlichen Sinn,
Das Herz schwebt in Liebe und Wonne dahin.

Freundschaft, Liebe — ach! entfliehen,
Können Dir nicht immer blühen;
Nachhall hoher Seligkeit
Bleibt aus schnell entschwundner Zeit.
Blumen blühen und verschwinden,
Und du kannst nur wiederfinden —
Welke Blätter, dürres Moos,
An dem finstern Erdenschooß.

Und im blassen Sterbekleide,
Liegt die grünende Natur.
Ach! die höchste Engelfreude,
Schwindet auf der öden Flur.
Rosenkränze schmücken heute
Deine freudenvolle Brust.
Morgen liegt in öder Weite
Die so hoch erhabne Lust.

Und was ist Dir dann geblieben?
„Sehnsucht nach der schönen Zeit!“
Denn Dein Leben, Hoffen, Lieben
Schwimmt im Meer der Ewigkeit. —
Hoffnung, willst Du mir entfliehen?
O so laß mich mit Dir ziehen
Tochter aus Elissum
In Dein schönes Heiligthum!“

Sieh hin zu dem Vater auf glänzenden Sternen,
Er sieht uns aus unermeßlichen Fernen.
Zum liebenden Vater den kindlichen Sinn,
Das Herz schwebt in Liebe und Wonne dahin.

G.

Beschreibung der alten Stadt Mexico.

(Beschluß.)

Die Tempel erhoben sich prachtvoll über die übrigen Gebäude, und der größte, wo die

höchste Person jener heidnischen Priester residirte, war dem Götzen Vitzlipuztli geheiligt, welcher in ihrer Sprache den Gott des Krieges bedeutete und den man für die höchste Gottheit hielt. Ihm weihte sich der Soldat, der sich einrollliren ließ. In der Beschreibung dieses stolzen Gebäudes weichen die Schriftsteller bedeutend von einander ab. Antonia de Herrera schließt sich genau in seiner Beschreibung an Francisco Lopez de Gomara an; diejenigen, welche ihn damals sahen, hatten andere Dinge zu beobachten, und die Uebrigen rissen ihn nach dem auf sie gemachten Eindruck ab. Wir folgen dem Pater Joseph de Acosta und anderen besser unterrichteten Schriftstellern. Die erste Lage desselben war ein großer viereckiger Platz, umgeben mit einer durchbrochenen Mauer, welche an der äußern Seite mit Guirlanden gefesselter Schlangen geziert war; ein fürchterlicher Anblick des Säulenganges und ein ganz eigenthümlicher Zierrath desselben. Kurz vor dem Haupteingang war ein nicht weniger furchtbarer Altar von Stein, mit 30 dergleichen Stufen, die in die Höhe führten, mit einer länglichen Balustrade, wo mehrere Bäume reihenweise gepflanzt waren. Durch dieselben waren Löcher in geringer Entfernung gebohrt, und durch diese ging eine Kette mit den Schäfen von aufgerichteten Menschenschädeln, deren Zahl, die sich, ohne Anstoß zu geben, nicht nennen läßt, von den Priestern des Tempels immer voll gehalten wurde, indem man die verwitterten durch neue ersetzte. Es waren die Schädel hier geopferter Menschen. Mitleidswürdige Trophäe, durch welche der Feind der Menschen seinen Groll beweist, und jene Barbaren hatten ohne Gewissensbisse diese Opfer der Unmenschlichkeit vor Augen und vernichteten durch diesen beständigen Anblick in sich das Andenken des Todes. Der Platz hatte vier sich einander gegenüberstehende Thüren, welche nach den vier Himmelsgegenden aussahen. Auf dem Frontispiz standen vier Statuen von Stein, welche den Weg zu zeigen und Profane abzuweisen schienen und die Thür bewachende Gottheiten vorstellten, daher man sich auch beim Hineintreten gegen sie verneigte. Längs der innern Seite der Mauer standen die Wohnungen der Priester und Tempeldiener, nebst mehreren Sälen, die durch den ganzen Umfang des Platzes liefen, ohne dem heiligen Quadrate zu nahe zu kommen, und so viel Raum lassend, daß 8 — 10000 Menschen Platz zum Tanzen behielten, wenn die heiligen Tage eine solche Menge heranzogen. Die Mitte dieses Platzes nahm ein großes steinernes Gebäude ein, welches unter freiem Himmel ohne Dach sich über die Thürme der Stadt erhob, nach und nach in der Höhe an Dicke abnahm und in eine Art von mittlerer Pyramide auslief, mit drei gleichen Seiten und auf der vierten eine Treppe gearbeitet. Ein kostbares Gebäude, von regelmäßiger Bauart, so hoch, daß die Treppe 120 Stufen enthielt, und von einem Umfange von 40 Fuß in Quadrat, dessen Grundstück, von bunten Jaspisen gemauert, ein Geländer ringsher umgab, mit gewundenen Spitzen, nach Art der Wendeltreppen, auf beiden Seiten aus einem, dem Achat ähnlichen, schwarzen Stein gemacht und mit weißem und rothem Mörtel, welcher das Gebäude sehr zierte, verbunden. An der Oeffnung des Gebäudes, wo die Treppe anfing, standen zwei Statuen von Marmor, welche ein Paar große Leuchter von seltener Arbeit in den Händen trugen. Weiter hin fand sich eine grüne Steinplatte, fünf Palmen hoch über der Erde und mit einer Höhlung, worauf man mit den Schultern den Unglücklichen festband, der geopfert werden sollte, und ihm das

Herz aus der Brust riß. Vorne war eine Kapelle von köstlicher Arbeit und Material, von oben durch ein Dach von köstlichem Holz bedeckt, woselbst das Götzenbild auf einem hohen Altare und hinter Vorhängen stand. Es war abgebildet als ein Mensch, sitzend auf einer Art von Thron, der auf einer himmelblauen Kugel stand und welche den Himmel vorstellte. An dieser Kugel waren Stäbe mit Schlangenköpfen, woselbst die Menschen anfaßten, wenn die Gottheit im feierlichen Umzuge herumgetragen wurde. Sein Antlitz drückte furchtbare Strenge aus und wurde durch zwei blaue Binden, eine über die Stirn, die andere über die Nase, noch mehr entstellt. Auf dem Kopfe trug er einen Federbusch von bunten Federn in Gestalt eines Vogels, Schnabel und Kamm von polirtem Gold. In der rechten Hand hielt er eine geringelte Schlange, die ihm als Stock diente, und in der linken vier Pfeile, die man als vom Himmel gekommen verehrte, und ein Schild mit fünf weißen, kreuzweise gelegten Federn, von welchem Schmuck und der Bedeutung dieser Insignien und Farben man mit allem Ernste eine läppische Deutung vorgab. Links dieser Kapelle war eine andere von gleicher Bauart und Material, mit einem Idol, Tlaloch genannt und in allem seinem Nachbar gleich. Man hielt sie für Brüder und Freunde, gleich an Macht und Willen, beide Beschützer im Kriege, und brachte ihnen deßhalb beiden ein Opfer dar, wandte sich mit einer und derselben Bitte an beide, dankte ihnen für den glücklichen Ausgang des Krieges und verehrte beide gleich. Die Zierrathen beider Kapellen waren von unschätzbarem Werth; Kleinodien und seltene Steine schmückten Altäre und Wände, und farbige Federn waren dazwischen gesteckt. Es gab acht Tempel von dieser Art und Reichthum in dieser Stadt, ohne die kleineren zu erwähnen, deren mehr als 2000 waren, geheiligt anderen Idolen, verschieden an Zahl, Figur und Anbetung. Kaum gab es eine Straße ohne ihren Schutzgott, kaum fand sich ein Unglück in menschlichen Verhältnissen, welches nicht seinen Altar gehabt hätte, wo man Hülfe finden konnte. Sie stellten sich ihre Gottheiten nach ihrem eigenen Naturell vor und bildeten sie so ab, ohne zu merken, daß sie die Macht der einen schwächten, indem sie den andern vertrauten.

Der heilige Bund.

(Beschluß.)

Was geschehen muß, wenn nicht das sonst unvermeidliche Uebel kommen soll, zeigt der Verfasser kürzlich in folgendem: „Der Nothstaat, (d. h. der bei der Entwickelung der Völker in ihren ersten Perioden durch die Noth geschaffene,) soll, (so heischt es die Zeit,) ein Vernunftstaat werden, (ein auf die sehr klaren und kurzen, aber ewigen Regeln der Vernunft erbauter.) Fassen wir das nicht, oder wollen eigensinnig widerstreben, dann werden wir die Begriffe der Leidenschaften mit allen ihren Kräften gegen einander zum Kampfe führen, (ist geschehen seit einem Menschenalter,) dessen wechselnde Ereignisse kein Mensch errathen kann, so unbezweifelt auch sein Ausgang ist. Die alte Ordnung der Dinge wird sich voll Zwietracht auflösen in ein ungeheures Chaos, das sich dann wieder zu neuem Leben zu gestalten sucht, (sucht sagen wir; denn noch dauert das Spiel der Leidenschaften fort, und noch ist man vieler Orten immer viel bereitwilliger zu verkennen, als zu erkennen.) Diese furchtbare Katastrophe kann nur dadurch abgewendet werden, wenn man Revolutionen durch Reformen vorbeugt,

den Streit der feindseligen Ansprüche schlichtet, die neue Ordnung, welche die Zeit fordert, aus der alten, die sie verwirft, hervorruft, und so Europa Zuckungen, Krämpfe, Elend, Verwüstungen, Blutvergießen und Rückschritte, die vielleicht Jahrhunderte währen, und die lange finstere Nacht eines andern Mittelalters erspart. (Aber, ist es nicht gerade die, die von manchen Seiten begehrt wird?) Durch Wahrheit und Recht können wir allein uns retten; durch Lüge und Gewaltthat müssen wir untergehen. Die Macht, die alles zu vermögen glaubt, weil ihr kein Widerspruch entgegentritt, findet gern in diesen Besorgnissen Thorheit oder bösen Willen. Unangenehme Wahrheiten sagt keiner der Gewalt, weil jeder ihr gefallen will, (thut er's aber doch, so wird er — — —) Hätten viele, die den Muth der Elenden haben, der gefallenen Größe Hohn zu sprechen, den Muth der Edlen, ihr Wahrheit zu sagen, wenn sie noch aufrecht steht, dann stände es um Beherrscher und Beherrschte besser und das Menschengeschlecht zöge, zu seiner Ehre, eine Classe Niederträchtiger weniger, und zwar die schlechteste von allen. Es ist nicht blos gesetzloses Treiben was, wie eine Erderschütterung, an den friedlichen Wohnungen des Menschen, an dem Gebäude seines gesellschaftlichen Lebens rüttelt; nicht blos Plan und Absicht, zu zerstören, äußert sich in oft verwegener Rede oder kühner That. Das Geschlecht wird unwillkührlich fortgetrieben und durch sein ganzes inneres Leben, das mit dem äußeren im Widerspruche steht. Es ist ein Strom, der gegen den Damm andringt, von dem der Bach sich halten ließ. Wir mögen Dämme auf Dämme thürmen, der Strom wächst nur höher und wilder nach, bis er sein Bett gefunden. Dem Strome gleicht der neue Geist, dem lockeren Damm, die alte Form." (In einem Bilde, das Ganze dargestellt! — Die Worte übrigens: „das Geschlecht wird unwillkührlich fortgetrieben," könnten, so wahr sie an sich sind, gemißdeutet, und vielleicht als enge Ansicht einer göttlichen Beschränkung der menschlichen Freiheit, ohne welche Freiheit eigentlich keine Verdienstlichkeit mehr Statt finden kann, so wenig wie eine Verantwortlichkeit, als eine Art trauriger Fatalismus, der den Menschen zum Sclaven und zur Maschine in seinen höchsten Beziehungen macht, angesehen werden; diesem zu begegnen, wär' es auch bei Einem oder wenigen nur nöthig, wollen wir versuchen in kurzem zu sagen, was wir hierunter uns denken, und was wir glauben, auch H. W. sich hierunter gedacht hat. Getrieben wird das Geschlecht der Zeit allerdings zu thun, was im Plane der Vorsehung zur weitern Entwickelung beschlossen ist, aber das Wie? die Ausführung, ist des Geschlechtes, wie des Einzelnen, Verdienst oder Vergehen. Der Herr der Welt giebt jedem Jahrhundert, oder besser jeder Zeit und jedem in ihm lebenden Geschlecht, den Vorwurf dessen, die Grundlinien gleichsam von dem, was geschehen muß, was in der Zeit, vor- und rückwärts, in, aus und durch sich selbst bedingt ist. Er theilt auch gewissermaßen, um uns eines Bildes zu bedienen, die Rollen in dem großen Drama aus, — die Rollen, deren Grundzüge zwar angegeben sind in der Zeit und in der Vergangenheit, die aber nicht, wie Theaterrollen, eine wörtliche Instruction sind, die man eben blos lernt und nachplappert — und nun ist es an uns, sie auszuführen. Von dem Wie? hängt das Verdienstliche ab, und darum eben thut es Noth, daß diejenigen, die das Rechte erkennen und wollen, zusammenstehen, mit einer rechten Brudertreue im Geist und in der Wahrheit — nicht blos in eitlen, hohlen und spielenden Formen — und halten, tragen, bauen und

stützen, je nachdem es erforderlich ist, damit die schlechten Acteure, die entweder in den Geist ihrer ihnen gewordenen Rollen nicht dringen können oder wollen, aus dem großen erhabenen Drama nicht eine Narrenfratze machen, oder gar ein blutiges Greuelstück.) Diesem unseren gelegentlichen Einschiebsel wollen wir noch als gleichsam den Schlußsatz dazu bildend, folgende wenige Worte von H. W. hinzufügen: „Eine schwere Verantwortlichkeit lastet auf unserer Zeit, die das Schicksal einer langen Zukunft entscheiden muß, und auch weiß, daß sie es entscheidet. Verlorene Reiche können wieder erobert, verlorene Schätze wieder gewonnen werden; aber nichts, nichts in der Welt giebt eine Liebe, ein Vertrauen zurück, die durch Verrath und Treubruch verloren wurden.

Die Jettenhöhle.

Zu den größten Naturmerkwürdigkeiten des Harzes gehört unstreitig die Jettenhöhle, welche bei der Stadt Osterode, am Dorfe Düna, liegt, und erst kürzlich entdeckt wurde.

Von vielen wird sie der Baumanns- und Bielshöhle vorgezogen, auch ist nicht zu bezweifeln, daß sie beiden an wilden romantischen Partien wenigstens gleich kommt. — Der enge Schlund derselben ist durch verworrenes Gesträuch dem Suchenden verborgen, und nichts besonderes bietet sich den forschenden Blicken dar, allmählig aber beginnt sie sich zu erweitern, und gleich einem Dom wölbt sie sich endlich in ungeheurer Krümmung. Unordentliche Felsenstücke, schroffe Klippen, und mehrere Teiche, die sich von den herabfallenden Tropfen gebildet, und das reinste klarste Wasser in sich fassen, machen hin und wieder das weitere Fortschreiten beschwerlich. Doch nach Besiegung dieser Hindernisse wird man auch durch den fürchterlich schönen Anblick der ungewöhnlichen Erscheinung sehr belohnt.

Der Hauptgang führt ungefähr 50 Klaftern weit, wo er sich in einem wohl zwanzig Schuh in's Gevierte fassenden Platze endigt, von welchem zu allen Seiten düstere Gänge auslaufen. Es ist hier jedem zu rathen, es nicht zu wagen, ohne Leitfaden einen dieser Gänge zu durchwandern, denn schwierig ist es, und fast unmöglich, durch der Höhle labyrintische Gänge einen Ausweg zu erreichen, indem sie sich zu fest in einander verschlingen. Der erfahrenste Führer vermag, in dem Falle einer Verirrung, nichts zu helfen, kein Ruf vermag bis zu den Ohren der Menschen zu dringen. Beobachtet man indeß die Vorsicht, einen Faden mitzunehmen, der einen sicher wieder zur Oberwelt geleitet, so wird gewiß kein Reisender unbefriedigt diese Höhle verlassen; stets werde ich mich lebhaft des Vergnügens erinnern, welches mir der Besuch derselben, in Gesellschaft von mehreren Personen, in den ersten Tagen des Juny gewährte. —

Die Unterlassung genannter Vorsichtsmaßregel hätte mir selbst theuer zu stehen kommen können. Ich hatte mit den Gefährten beschlossen, wo möglich bis zu dem Ende zu gelangen, wir wandten uns deshalb von jenem Platze, von welchem alle Gänge ihren Ursprung nehmen, zu demjenigen, der uns am geräumigsten und die größern Schönheiten darzubieten schien. Lange waren wir bereits in diesem fortgewandert, noch entdeckten wir das bestimmte Ziel nicht, noch war kein Gegenstand, der unsere Schritte aufgehalten, als nur unregelmäßige Steinmassen, als wir das Tollkühne unsers Unternehmens einsahen und durch die vielen sich kreuzenden Gänge beängstigt die Rückkehr antraten. Vergebens

irrten wir, einen Ausweg suchend, lange Zeit umher, ein kundiger Führer, auch Spürhunde waren unsere Begleiter; allein auch sie vermochten nicht zu nützen in diesen Gewölben des Todes, denn zu solchen schienen sie uns wirklich bestimmt zu seyn. Man war genöthigt über jähe Klippen wegzuklimmen, und sich an den kalten Felsenwänden fest anzuklammern, um nur nicht in den sich den Blicken zeigenden Abgrund zu stürzen, nur ein Schritt von dem bestimmten Pfade abgewichen, brachte unvermeidlichen Untergang. Aengstlicher klopfte das Herz, und höher und ungeduldiger schlug der Puls, da nach langem Wandern sich das Ziel unserer Wünsche dem spähenden Blicke nicht zeigte.

Endlich traf, o Wonne! das blendende Tageslicht, von dem graulichen Gestein zurückgeworfen, unsere Augen. Schnell entwanden wir uns dem düstern Kerker der Höhle, und froh, der drohenden Gefahr glücklich entronnen zu seyn, und mit den Gedanken an das bestandene Abenteuer beschäftigt, eilten wir nach dem nahgelegenen Düna, wo wir unter lustigen Einfällen und kurzweiligen Gesprächen eine Schale labender Milch genossen; von hier reisten wir zu dem König der Harzberge, der sein stolzes Haupt, die nebenstehenden Berge verachtend, bis hoch in die Wolken erhebt. M —

Der jesuitische Himmel.

Der Jesuit Henriquez gab im Jahre 1631 zu Salamanca ein seltsames Buch: „das Leben der Heiligen im Himmel" — heraus, worin er das Paradies mehr als türkisch schildert. Er sucht im 22. Capitel zu beweisen, daß jeder Heilige sein eigenes Haus im Himmel, und Christus den herrlichsten Palast habe. Im 24. sagt er, es sei die größte Wonne, die Leiber der Seligen zu küssen und zu umarmen; es gebe gar liebliche Bäder im Himmel, wo man sich im Angesichte aller andern bade, wie Fische schwimme und melodisch wie Nachtigallen singe. Im 27. behauptet er, Männer und Weiber würden sich mit Mummereien, Gastmahlen und Gesängen ergötzen; im 28., die Engel würden Weiberkleider anziehen, und den Heiligen in solcher Tracht, in knappen Miedern und Wülsten, mit zierlich geringelten Locken sich zeigen.

Elfenbein-Papier.

Miniaturmaler klagen, daß das Elfenbein theuer sey, leicht gelb werde, sich bei Witterungswechsel gern werfe, und gewöhnlich nur in kleinen Tafeln zu haben sey. Diesen Nachtheilen hilft eine neue Erfindung ab: das Elfenbein-Papier, dessen Bereitung in den Transactions of the society for the encouragement of arts beschrieben wird. Um einen Bogen dieses Papiers von 17 Zoll Länge und 16 Zoll Breite zu verfertigen, kocht man ein Pfund Pergamentspäne mit drei Kannen Wasser 4 bis 5 Stunden, während man von Zeit zu Zeit Wasser hinzu gießt, um das Verdunstete zu ersetzen. Alsdann gießt man die Flüssigkeit von dem Satze sorgfältig durch ein Tuch ab, und erhält, wenn sie erkaltet ist, eine starke gallertartige Masse. Darauf leimt man mehrere Bogen Zeichenpapier zusammen, wobei aber jene Masse so glatt als möglich auf jede Lage gestrichen wird. Zuletzt mischt man etwas Pariser Gyps zu der übrigen Masse, die man endlich auf das Papier gießt. Die Oberfläche wird dann mit feinem Glaspapier geglättet.

* Beantwortung der Anfrage wegen einer Wechselbezahlung.

Es schein mir, daß Wechsel vom 31. Juli 2 Monat dato angestellt, am 30. September fällig sind, da aber immer ein in Frage bleibender Punkt seyn wird, ob sie auch an diesem Tage zahlbar, so däucht mir könnten die Aussteller mit Hinweisung der in der Wechselordnung vorkommenden acht Respect-Tage, das Zahlbar wohl am vierten October gelten lassen, wenigstens rathe ich den Herren Inhabern solcher Wechsel, da eine Anfrage dieserhalb gemacht worden, es So zu nehmen.

Ein K — f — n.

Theater-Anekdote
oder
Vox populi vox Dei.

Der Schauspieler A. zu S. wurde als Johann von Paris von Gallerie und Parterre herausgerufen. Süß lächelnd wie immer, trippelte er herbei und lispelte: Sind sie entzückt, bin ich beglückt! — „Er ist verrückt!“ donnerte eine Baßstimme vom Amphitheater herunter, und das Haus hallte von lautem Lachen wieder.

Mein Reichthum.

Ward vom Geschick auch wenig mir beschieden
an Perlen, eitelm Gold, an Hoheit, Macht —
hat es fürwahr doch reicher mich bedacht
als manchen Großen, der so stolz hienieden.

Denn sieh, es gab mir innern Seelenfrieden
als Leitstern in des Lebens dunkler Nacht —
ein rein Bewußtseyn, das durch Thränen lacht,
ob treulos auch das Glück von mir geschieden.

Noch hat es mir ein Saitenspiel gegeben
zu träumen mir ein paradiesisch Leben,
berühret rauh mich die Alltäglichkeit —

Und einen Talisman für jedes Leid,
deß Zauberspruch mir tief in's Herz geschrieben,
er heißt: Vertrauend Glauben, Hoffen, Lieben.

Gnome.

Den Schmerzen jaget nach, doch nie den Grillen!
Schaut nimmer durch des Neid's gefärbtes Brillen!
All' Euer Thun prägt nur nach festem Willen!
Tragt Gott in Euch! — glaubt! duldet!
— hofft im Stillen!

Schreiben vom Niederrhein.

Auch hier im Westen von Deutschland, wo man es mit der Liebe gewöhnlich so ernsthaft nicht nimmt, als im Norden unsers Vaterlandes, hat vor Kurzem eine unglückliche Liebschaft einen sehr tragischen Vorfall veranlaßt.

Ein junger Mann unbemittelter Aeltern war in einem sehr vornehmen Hause erzogen worden, oder hatte wenigstens eine vieljährige freundschaftliche Aufnahme in diesem Hause gefunden; als er sich endlich von einer unglücklichen Leidenschaft für die Schwester seines Gönners, eine junge liebenswürdige Wittwe, hinreißen ließ. Diese Liebe verblendete ihn dergestalt in Ansehung der bestehenden Verhältnisse, daß die Möglichkeit einer Verbindung bei ihm zur fixen Idee ward. Er war Seconde-Lieutenant, und die Göttin seines Herzens, die Schwester eines Fürsten. Jeder andere sah daher wohl die Unmöglichkeit ein, nur der Unglückliche nicht, dessen Unrecht darin bestand, daß er nicht sechs Jahrhunderte früher gelebt. Damals, wo noch jeder Freigeborn nach überstandnen Lehrjahren in der Kunst der Waffen, den Ritterschlag be-

kam, wäre er dem ältesten Edelmann ebenbürtig gewesen, seit er den Offizier-Degen führte: so wie in England der Prediger Sohn Nelson nach seiner Ernennung zum Lord, eben ein solcher Pair war, wie der Erstgeborne aus der ältesten Grafen-Familie der brittischen Insel, nur daß dieser letztere den neuen Lord höher achtete, weil jener sich durch seine Verdienste emporgeschwungen, er aber bloß gefunden, was ihm seine Voraltern hinterlassen hatten.

Kurz, der junge Mensch berücksichtigte diese Verhältnisse nicht eher, bis es zu spät war. Die Liebenden mußten sich zu einer Trennung entschließen. Wie schrecklich diese durch die That des unglücklichen Liebhabers geworden, zeigt, wohin eine sonst so sanfte Neigung führen kann.

Der Abschied sollte feierlich seyn, in Gegenwart der Verwandten. Der Unglückliche sprach mit Ruhe seinen Schmerz aus über unselige Verhältnisse. Dann zog er ein Pistol hervor, und schoß der schönen Frau, dem Gegenstande seiner Liebe, die Kugel durch das Herz, mit einer Sicherheit, die Schiller'n vorschwebte als er die furchtbare That Carl Moor's dichtete. Mit noch größerer Ruhe zog er unmittelbar darauf ein zweites Pistol heror, und die Kugel traf wieder eben so sicher den Sitz des Lebens.

Eine furchtbare That!

Seit diese und mehrere solche Thaten in Deutschland vorgefallen, können die Ausländer nicht mehr — wie Frau v. Stael in ihrem Werke über Deuschland gethan, bei den Deutschen die kalte Verachtung des Todes vermissen, welche man bei andern Nationen findet. Deutschland hat jetzt schon mehrere Männer aufzuweisen, die unter andern Umständen wohl fähig gewesen wären, den Tod eines Cato zu sterben.

Wir wollen im vorliegenden Falle keine Vergleichung über die Motive der Handlung anstellen; allein wir müssen auf die außerordentliche Ruhe aufmerksam machen, welche zu zwei so sichern Schüssen in Gegenwart mehrerer Personen gehörte, wo kein langes Besinnen möglich war. Wie oft ist nicht der Schuß eines Unglücklichen, dem das Leben eine Last däuchte, noch mißrathen, selbst nachdem er die vorsichtigsten Anstalten lange vorher gemacht hatte.

Räthsel.

Wenn der Krieger aus dem Schlachtgewühle
Siegestrunken nach der Heimath zieht,
Und mit einem frohen Hochgefühle
Seine väterliche Hütte sieht,
Wieg' ich öfters mich auf seinem Hute,
Den er fröhlich in die Lüfte schwingt,
Wenn mit schüchtern liebevollem Muthe
Ihm sein Mädchen mich entgegen bringt.
Wohlgerüche duftend, Unglück bringend,
Bleibe ich Dir stets ein Doppelsinn;
Willst Du mich ergreifen eil' ich springend,
Wie im Fluge, durch die Wüsten hin.
Oft erzeugt' ich Unglück, Tod und Wunden,
Oefter schuf mich eines Mädchens Hand,
Die mich in dem Thau der Morgenstunden
Nur mit einer leichten Fessel band,
In der heißen Zone muß ich bluten;
Hier, wo keine Sandgebirge glühn,
Muß ich durch des Sonnenballes Gluthen
Dennoch bald verwelken und verblühn.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 67.

a) Alcibiades. b) Sela! c) Abel, d) Bel, e) Elias, f) Aas, g) Aal, h) Basel, i) Alba, k) Cadi, l) Sadi, m) Ceda, n) Bad, o) Bias, p) Ja!

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 69.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 27. August 1820.

* Tod, Grab und Verwesung.

Drei Worte nenn' ich Dir; Bösen hier
Zum heiligen Schrecken erlesen.
Doch freundlich werden sie nahen Dir,
Bist edel und fromm Du gewesen.
Der Todesengel zeigt liebend das Grab,
Und leitet Dich still zur Verwesung hinab.

Wenn ruhig Dein sterbendes Auge nun bricht,
Die irdische Hülle nun sinket:
Dann glänzt durch das Dunkel des Todes ein Licht,
Und friedlich der Bote Dir winket:
„Vollendet ist, müder Wandrer, Dein Lauf,
Die Klarheit des Ewigen geht Dir nun auf!"

Im Grabe schläft sich's so sanft und so süß,
Es stört Dich kein irdisches Weben.
O danke dem Boten, der's freundlich Dir wies,
Denn Ruhe bringt nicht dieses Leben.
Im herrlichen Frieden der kurzen Nacht,
Ruhst Du sicher vom Vater der Liebe bewacht.

In Herrlichkeit blüht's, was in Schwachheit gesä't,
Das Samenkorn muß ja verwesen.
Aus dem Staube, von säuselnden Lüftchen verweht,
Entblüht einst ein schöneres Wesen.
Drum, wirst Du zur Erde, woraus Du gemacht,
So fürchte nur nichts, denn Dein Vater wacht.

Dies sind die drei Worte; den Bösen hier
Zum heiligen Schrecken erlesen.
O, Vater! laß heilig mich wandeln vor Dir,
Ein reines und heiliges Wesen.
Zeigt dann mir der Todesengel das Grab,
So senke man gern mich zur Ruhe hinab.

G.

Mehr Glück als Verstand.

(Wahre Geschichte.)

In Aachen lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Färbergeselle, der, da es auf den Namen nicht ankommt, Peter Rothholz heißen mag.

Das blinde Glück hatte ihn in seinen frühern Jahren so stiefmütterlich bedacht, daß er sich, von armen Aeltern geboren, nach überstan-

denen Lehrjahren bei einem Färbermeister, zum Gesellen losgesprochen, lange Zeit auf der Wanderung herumtrieb, wo es ihm oft recht kümmerlich ging. Was er verdiente reichte kaum zu, sich zu ernähren und zu bekleiden, denn er gehörte nicht zur Zahl derjenigen Färbergesellen, die es in ihrer Kunst über das Gewöhnliche gebracht hatten. Von Natur sehr beschränkten Geistes, blieb er bei dem Erlernten handwerksmäßig stehen und suchte sich die neuerfundenen Kunstgriffe und Verbesserungen nicht zu eigen zu machen. Müde des unsteten Wanderns von einem Orte zum andern, denn er wurde immer älter, mithin auch schwächer auf den Beinen, war er froh, daß er endlich in Aachen, wo damals die Färbereien in dem höchsten Flor standen, als Geselle sein tägliches Brod fand.

Hier hatte er so lange, gleichsam ein Inventarium der dortigen Färberinnung, gelebt, daß er zu der Würde eines Altgesellen, emporstieg; es ging ihm gerade so mit dieser Würde, wie es mit manchem andern geht, die man auch ohne Verdienst, nur wegen der vieljährigen Dienstzeit, erhält.

Viele seiner weit jüngern Mitgesellen, die entweder durch Erbschaft, oder durch eine vortheilhafte Heirath, zu Vermögen kamen, erwarben sich nach und nach das Meisterrecht, etablirten eine neue Färberei für eigene Rechnung, oder erkauften eine alte, die durch einen Todesfall, oder dadurch erledigt worden war, daß der hochbejahrte, und dabei reich gewordene Besitzer sich zur Ruhe setzen wollte. Oft hatte sich Rothholz ein eben so glückliches Loos im Stillen gewünscht, und sich darüber gehärmt, daß ihm alle Aussicht dazu abgeschnitten sey. Eine reiche Erbschaft hatte er nicht zu hoffen, und ein reiches Mädchen würde ihm, — das sah er wohl ein — bei seinem Alter und seinem Mangel am Aeußerlichen, nie ihre Hand gegeben haben. Dieß wußte er überdies aus vielfältigen Erfahrungen, denn er hatte nicht einen, sondern wohl zehn bis zwanzig Körbe erhalten.

Dies ging ihm zwar bisweilen im Kopfe herum, aber kein Freund von vielem Denken, schlug er sich diese Grillen doch bald wieder aus dem Sinne, wenn er am Färbekessel stand, oder des Abends in der Herberge, — wo er als Altgeselle doch schon eine Rolle von Bedeutung spielte — seine Pfeife rauchte, und sein Glas Bier oder seinen Schnaps trank, um desto besser schlafen zu können.

Ein junger wandernder Geselle traf einst des Abends in Aachen ein und suchte sein Unterkommen vorläufig in der Herberge. Müde und matt legte er sein Bündel ab, und ganz erstarrt von Kälte, — denn es war im Monat December, — setzte er sich in einem Winkel auf die um den großen glühend heißen Ofen angebrachte Bank.

Die anwesenden Gäste, und unter diesen auch Rothholz, redeten den Angekommenen freundlich an, aber er versuchte vergebens, eine verständliche Antwort zu stammeln. Man merkte bald, daß der arme Mensch nicht blos von der Kälte erstarrt, sondern ganz erschöpft und krank war. Sein Auge war halb geschlossen, starr und matt, sein Gesicht bleich, wie Kreide, die Lippen blau, und ihn schüttelte ein Fieberfrost, daß ihm die Zähne im Munde klapperten.

Die Anwesenden trugen dem Herbergswirth auf, ihren Kameraden nur gleich in ein gewärmtes Bette zu bringen, und ihm eine wärmende Suppe bereiten zu lassen. Dies geschah. Der Eingewanderte wollte aber nichts genießen. Am folgenden Morgen wurde zu einem Wundarzte geschickt. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf, verschrieb dem Kranken eine Medicin, kaum

war ihm die e eingeflößt worden, so gab er seinen Geist auf, worüber zwischen den Gesellen und dem Chirurgus ein großer Streit entstand, denn die erstern behaupteten, ihr Kamerad würde noch am Leben seyn, wenn man ihn der Natur überlassen und mit der Medicin verschont hätte. Der Chirurgus behauptete dagegen keck, der Todte hätte nur zu wenig von seiner Wundermedicin verschluckt, mit der er schon Menschen und Vieh mehr als hundertmal vom Tode gerettet habe.

Dieser Zwist konnte jedoch den Abgeschiedenen nicht wieder in's Leben zurückrufen, er war also, wie so mancher andere Streit, der mit großer Hitze und einem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scheingründen geführt wird, ohne allen wesentlichen Nutzen.

Die Leiche mußte zur Erde bestattet werden. Man untersuchte das Felleisen des Todten, fand aber darin, außer seinem Lehrbriefe, seiner Kundschaft und einem Paar werthlosen, Kleinigkeiten, nicht einen rothen Heller. Er hatte nur noch ein paar Grote in seiner Beinkleidertasche, und sein ganzer Nachlaß reichte nicht hin, den Herbergswirth zu bezahlen, geschweige den Chirurgus für sein todtbeförderndes Recept, dem Apotheker die Medicin und die Kosten des Begräbnisses zu bezahlen.

Die Ehre der Zunft gestattete es nicht, daß einer, welcher lebend ihr Mitglied gewesen war, wie ein Bettler oder armer Sünder begraben würde. Ein paar Gesellen, welche die Sprecher unter ihren Kameraden machten, erklärten daher bestimmt: daß es die unerläßliche Pflicht aller Färbergesellen in Aachen sey, so viel zusammenzuschießen, daß nicht allein der Herbergsvater, der Chirurgus und der Apotheker befriedigt werden können, sondern daß auch ihr Kamerad anständig beerdigt werde.

Einige, die entweder aus Geiz dazu nicht Lust, oder zu Allem eher Geld hatten, als zu einem Werke der Barmherzigkeit, widersprachen diesem Vorschlage, sie wurden aber bald überschrieen, mithin auch bald überstimmt, und Rothholz, als Altgeselle, erhielt den Auftrag, den Geldbedarf dazu vermittelst einer Kollekte bei den Gesellen, und falls dieses nicht zureichen sollte, auch bei den Färbereibesitzern einzusammeln.

Rothholz konnte sich dessen nicht weigern, auch litt es sein Ehrgeiz nicht, daß ein Jüngerer sich diesem Geschäfte unterzog; nur war er nicht wenig verlegen, wie er dies eigentlich anzustellen habe.

„Ich will es wohl thun!“ sagte er: „und zwar recht gern; denn als Altgesell kommt es mir zu. Aber wie viel soll ich mir denn von Jedem geben lassen?

Das muß freilich auf Jedes Belieben ankommen, versetzte einer der Gesellen: es wird aber doch wohl nöthig seyn, erst sich zu erkundigen, wie viel ein honettes Begräbniß kostet, damit man nach der Zahl der Gesellen einen ungefähren Ueberschlag machen kann, was Jeder dazu beizutragen haben wird. I nun, ist mancher nicht so bei Gelde, daß er so viel missen kann, so ist auch wohl ein Anderer wieder generös und giebt etwas mehr, und die Meister werden sich doch nicht lumpen lassen, das Fehlende zuzuschießen.

Dieser kluge Gedanke erhielt allgemeinen Beifall. Der Herbergsvater mußte seine Rechnung machen, dazu das Honorar für den Chirurgus und den Betrag der Medicin setzen, und sich nun erkundigen, wie hoch sich das Begräbniß, mit Allem, was dazu erforderlich ist, d. h. Sarg, Platz auf dem Kirchhofe, Todtengräber, Leichenbitter u. dergl. belaufen würde wobei man aber schlechterdings nicht knausern wollte.

Dies geschah; und die Summe belief sich auf etwas über hundert Thaler, denn nach der Einsenkung der Leiche wollten sich die Leidtragenden doch auch in der Herberge eine Güte thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die indische Inselwelt.

(Aus Crawford's History of the Indian Archipelago. London 1820.)

Vom Norden des großen Continents Neuholland bis zu den südlichen Küsten von Asien dehnt sich diese große Masse von Inseln aus, den Ozean erfüllend. In der Länge begreift diese Kette 40 Längen-Grade, von dem westlichen Ende der Insel Sumatra, bis zu den Aroe-Inseln, nicht inbegriffen den größern Theil des ungeheuern Eilandes Neu-Guinea. In der Breite enthält sie 30 Grade, vom 11ten Grade der südlichen bis zum 19ten der nördlichen, und faßt so, mit Inbegriff der See, eine Oberfläche von 4¾ Millionen geographischer Meilen.

Borneo, Neu-Guinea und Sumatra sind Inseln des ersten Ranges, und unter den andern unzählbaren Eilanden sind mit Ausschluß der Malayischen Halb-Insel Java, Celebes, Luconia, Mindanao, Bali, Lambock, Sambawa, Chandana, Flores, Timur, Ceram, Burde, Gelolo, Pulawan, Negros, Samar, Mondora, Panay, Leyte, Zebu u. s. w. den meisten Lesern besser bekannt, als die philippin. Inseln und die von Sunda, mindestens durch die sie umströmenden Gewässern unter den Namen Markassar, molukische, chinesische, bengalische See oder Bay.

Die indische Inselwelt ist durchgehends bergiger Natur, und alle ihre Hauptgebirge sind vulkanisch. Gewöhnlich sind sie mit Waldungen ungeheuer großer Bäume bedeckt. Grasige Ebenen sind sehr selten, noch seltener wüste, sandige. Sie unterscheidet sich von allen Inselgruppen der Erde durch ihre periodischen Winde. Animalische und vegetabilische Erzeugnisse weichen entweder ganz von denen anderer Gegenden ab, oder zeigen wenigstens große Verschiedenheit. In einem Theile derselben ist selbst die Nahrung eine solche, deren sich ausserdem kein Völkerstamm bedient. Nicht weniger merkwürdig sind die Erzeugnisse des Ozeans durch ihren Ueberfluß und ihre Mannigfaltigkeit.

Die Ur-Einwohner bestehen, wie die der meisten südlichen Enden von Afrika, aus zwei verschiedenen Arten; die eine von schöner, brauner Bildung, die andere von Negerart.*)

---

*) Seit Crawford schrieb, brachte eine chinesische Junke, die sie auffing, zwei Wilde aus den Inseln von Adaman, nach Penang. Als man sie im Wasser verfolgte, tauchten sie, wie die Enten, unter und kamen weit davon wieder zum Vorschein. Ihre Schenkel und Arme sind ungemein dünn, aber nicht übel gebildet. Einer davon war 4 Fuß 6 Zoll, der Andere 4 Fuß 7 Zoll hoch, und jeder wog nur 74 Pfund. Sie haben dicke Bäuche. Einer ist ziemlich alt und sieht sehr wild aus, der andere ist ein Knabe von 17 Jahren und hat ein freundliches Ansehn. Sie scheinen dumm und schläfrig und hoch abgeneigt vom Sprechen. Wenn sie allein sind und sich unbemerkt glauben, machen sie ein Geräusch, wie das Krähen kalkuttischer Hähne. Ihre Haut ist schwarz und ausserordentlich glänzend. Sie sind über und über tattowirt. Gefräßig sind sie im höchsten Grade, und zerbeissen die Knochen gleich Hunden. Im Bäumeklettern gleichen sie Eichhörnchen. Sie gehen ganz nackt, und da die Insekten sie sehr peinigen, so ist früh ihr erstes Geschäft, sich mit Koth zu bedecken, welcher, wenn er trocken

Ausserdem haben die Hindus, Chinesen, Araber, Deutsche und Spanier mehrere Abstufungen herbeigeführt, und so findet man dort die Menschheit in allen ihren Verhältnissen, von dem thierischen Wilden von Neu-Guinea bis zu dem gebildeten Einwohner von Sumatra oder Java.

Aber die beiden ureinwohnenden Racen menschlicher Wesen auf den indischen Inseln sind eben so wieder von einander selbst, als den übrigen Menschengeschlechtern, verschieden. Dieß ist die einzige Gegend der Erdkugel, welche eine so sonderbare Erscheinung darbietet. Eine derselben kann man im Allgemeinen als eine braune Menschenart, mit langem Haar, die andere als eine schwarze, oder vielmehr rußige, mit wolligem, borstigen Haar, beschreiben. Beide kann man am füglichsten mit den Weißen- und den Neger-Racen des Westen vergleichen. Denn die erstern haben stets eine eben so ausgezeichnete Obergewalt über die letztern bewiesen, als im Westen die Weißen über die Neger. Von der letztern aus ist die ganze Bevölkerung dieser Inselwelt gegangen, aber die schwarze Race wird überall im wildesten Zustande vorgefunden. Sie erstreckt sich von einem Ende des Archipels bis zum andern, ist aber natürlich da weniger zahlreich, wo die gebildetere sich mehr vorfindet, und scheint da ganz zu verschwinden, wo diese am weitesten vorschritt. Die braungefärbten Stämme sind von Statur klein, fett und kräftig, ihre Mittelhöhe ist von 5 Fuß 2 Zoll bei den Männern, 4 Fuß 11 Zoll bei den Frauen, also fast 4 Zoll unter dem europäischen Mittelmaaße. Sie sind ausserdem nicht eben schön gebildet. Die Papua, oder der wollenhaarige Stamm, ist viel kleiner. Ein ausgewachsener Mann, den man aus den Gebirgen von Queda einbrachte, war nicht größer als 4 Fuß 9 Zoll, und nie sieht man einen, der über 5 Fuß wäre. Sie sind mager und dünn. Ihre Haut ist nicht so schwarz, wie die der afrikanischen Neger, sondern mehr rußig, und überhaupt unterscheiden sie sich in mehreren Punkten ihrer physischen Natur so auszeichnend von diesen, daß man sie durchaus für eine sehr untergeordnete Art des Menschengeschlechts halten muß. Wenn sie den besseren Stämmen begegnen, werden sie wie wilde Thiere des Waldes gejagt, und müssen sich in die Berge oder Wildnisse, als ihre einzigen Rettungsplätze flüchten.

Aber auch ihre grausamen Jäger sind eben so schwach, als sie unmenschlich sind. Alle Fähigkeiten ihres Geistes sind in verhältnißmäßiger Niedrigkeit. Ihr Gedächtniß ist ungewiß und gering, ihre Phantasie kindisch und ärmlich, und ihr Verstand elender als alles übrige, sobald es einen Gegenstand betrifft, der sich nur über das Allergewöhnlichste erhebt, mangelhaft und irrig. Keiner ist im Stande sein Alter anzugeben, oder irgend etwas merkwürdiges aus der Geschichte seines Stammes oder seiner Gegend zu erzählen. Ist ein solcher bei irgend einem merkwürdigen Vorfalle, z. B. einem Morde oder Raube zugegen gewesen, und wird zehn Tage nachher darüber vor Gericht gefragt, so kann er niemals weder Stunde noch Tag, noch selbst einen deutlichen Bericht über das Vorgefallene geben.

---

wird, sie vor allen Stichen und Bissen schützt. Sie grüßen, indem sie ein Bein aufheben, und den untern Theil des Schenkels mit der Hand streicheln. Sie sind beide in dem bejammernswerthesten Zustande der Verwilderung, und ein Andaman (deren Bevölkerung 2 bis 3000 beträgt) kann vielleicht in der Stufenleiter der Geschöpfe auf die unterste Staffel gestellt werden.

Kleinigkeiten.

Der berühmte Pope befand sich eines Abends auf Button's Kaffeehause, wo er und mehrere andere Gelehrte eine Handschrift des griechischen Lustspieldichters Aristophanes mit der größten Aufmerksamkeit betrachteten, worin sie eine Stelle gefunden hatten, die keiner von ihnen erklären konnte. Da die Herren ziemlich laut sprachen, trat ein junger Offizier, der am Kamin gestanden und ihre Unterredung gehört hatte, hinzu und bat um Erlaubniß, die Stelle ebenfalls ansehen zu dürfen. O! rief Pope, mit sarkastischem Tone: ich bitte Sie um's Himmels Willen, meine Herren, zeigen sie dem jungen Gentleman das Buch. Der Offizier nahm es, betrachtete eine Zeit lang die streitige Stelle und sagte hierauf, daß hier nur ein Fragzeichen fehle, um das Ganze verständlich zu machen. Dieß war in der That auch der Fall. „Master," rief Pope, den es vielleicht ärgern mochte, sich von einem Militär übertroffen zu sehen: „sagen Sie mir doch: was ist ein Fragzeichen?„ „„Ein Fragzeichen — antwortete der Jüngling, mit dem Blicke der tiefsten Verachtung — ist ein kleines krummes Ding, welches fragt.""" Pope war, wie man versichert, mit dieser einzigen Replik so ungemein zufrieden, daß er den bittern Spott über seine Person willig vergab.

Anecdoten.

Franz Benda (geb. 25. Novbr. 1709, gest. 7. März 1786) machte einmal eine Badereise nach Wiesbaden. Bei seiner Rückkehr hielt er sich einige Tage in Frankfurt auf. Weil er sich auf dieser, der Erholung gewidmeten, Reise nirgends wollte hören lassen, ließ er sich einem geschickten Violinisten Berdo unter dem Namen eines Kaufmanns vorstellen. Man ersuchte Berdo, zu spielen. Als dieser sich mit dem Mangel eines Accompagnements entschuldigte, erbot sich Benda dazu, wiewohl er als Dilettant um Nachsicht bitten müsse.

Anfänglich machte er absichtlich einige Fehler; sie mußten sogar ein Paar Male aufhören und wieder von Neuem anfangen. Berdo's Spiel und Composition gefiel Benda, er machte ihm darüber einige Lobsprüche. Berdo glaubte sie erwiedern zu müssen, gestand, für einen Liebhaber habe er ziemlich viel Tact, und bat ihn aus Artigkeit, wenn er einige leichte Sonaten bei sich habe, so wolle er sie ihm accompagniren.

Benda ließ sich nach Dilettantenmanier erst lange nöthigen. Da Sie bloß Liebhaber sind, bemerkt sein Begleiter, so sind sie immer wegen einiger Fehler zu entschuldigen. Endlich auf vieles Zureden zog Benda ein Solo hervor; Berdo las auf dem Umschlage den Namen Benda. „Kennen Sie den berühmten Mann?" fragte er ihn. Benda erwiederte, daß er täglich mit ihm in Gesellschaft sey. Er sollte weiter sagen, wer ihn unterrichtet. Eben dieser Benda, gab er ihm zur Antwort.

Jetzt fing er sein Solo an, machte abermals Fehler, und mitunter falsche Griffe. Endlich hielt er gar inne. Berdo redete ihm zu, nur noch einmal anzufangen, es würde schon besser gehen. Nun fing Benda mit größerm Ernste an, seine Stimmung riß ihn fort, er vergaß die Verstellung über sich selbst. Ein Bravo über das andere erfolgte. Endlich stand Berdo auf, und sagte: „Mein Herr, Sie sind kein Kaufmann, Sie sind Benda selbst." Und die Gesellschaft brach in lauten Jubel aus. Als er

auf ferneres Bitten noch ein Solo spielte, war er freilich vollends verrathen.

Ein ehrsamer Spießbürger bewarb sich um die Hand eines Mädchens in seinem Wohnorte. Die Sache, wie ein anderes gewöhnliches Geschäft behandelnd, sagte er zu dem Mädchen, in Gegenwart der Aeltern:

Würden Sie wohl die Güte haben, mich zu heirathen?

„Wenn Sie's erlauben, so werd' ich so frei seyn!" versetzte die Gefragte mit einem tiefen Knix.

Der Prinz von L... sprach mit dem ...schen Minister über dessen Herrn, den Fürsten N.., an welchem er seinen Verstand, seine Kenntnisse und manche andere Tugend bewunderte; nur an seinem Fluchen fand er kein Behagen. Der Minister erwiederte ihm; dieß geschehe aus lauter Gutmüthigkeit und Sanftheit. — Wie, versetzte der Prinz: verträgt sich dieß God dam und diese Sanfmuth? — Warum nicht, entgegnete jener: er könnte ja die, welche es angeht, selbst strafen, und so — überläßt er es Gott.

Ein Herr von S..., dessen literarische Thätigkeit nur darin bestand, daß er, mit Bürger zu reden, süßkandirte Zoten schrieb, wollte eine Sammlung davon, die er einzeln drucken lassen, mit einigen noch ungedruckten vermehrt, veranstalten.

Er übergab die Handschrift einem Buchhändler, dieser durchblätterte sie, und glaubte, der Verlag sey, in merkantilischer Hinsicht, keine nachtheilige Spekulation. Bevor er sich indeß dazu bestimmte, fragte er deßhalb einen Hausfreund, einen jungen Gelehrten, um Rath, und indem er ihm das Manuscript zur Ansicht gab, sagte er: ich glaub', es ist etwas damit zu verdienen?

Der Befragte durchblätterte es, und erwiederte: „Das glaub' ich auch."

Nun, so will ich's behalten. Aber es fehlt mir noch ein recht pikanter Titel. Können Sie mir nicht einen vorschlagen?

„Da es jetzt Mode ist, Titel aus dem Pflanzenreiche zu wählen," versetzte der Gelehrte: „so scheint mir keiner passender, als Saubohnen."

Die Werbung.

Der Professor Bode in Helmstädt, der größte Orientalist seiner Zeit, aber auch der Unwissendste in dem, was um ihn vorging, wurde von einem Freund dahin vermocht, sich zu verehelichen. Nachdem Letzterer Tags vorher den Antrag bei einem Frauenzimmer für ihn gemacht hatte, so ging Bode, in Begleitung seines Freundes, selbst hin. Man setzte sich um einen Tisch, an welchem die Braut und noch einige Verwandte befindlich waren. Sein Freund wiederholte nun den Antrag; er wurde angenommen, und die Verwandten der Braut fragten ihn nun selbst: ob dieses Alles seinem Willen gemäß sey? Bode spielte mit der in Händen habenden Tobackpfeife und antwortete: „Wenn Alle einwilligen, so willige ich auch ein."

Auflösung des Räthsels in Nro. 68.

Strauß.

Oekonomie.

Kann ein Finanz-Minister es wohl wagen
Einer Königin seinen Beifall zu versagen,
Die für ihr Vaterland, von Kummer beschwert,
Bereit ist, eine halbe Million auszuschlagen
Und nur eine halbe Krone begehrt?

(Morning Chronicle.)

Jeder ist sich selbst der nächste.

Sporteli us, der Advokat,
Vor'm Hungerleiden und vor'm Betteln
Den allergrößten Abscheu hat;
Drum suchet er, durch seinen Rath
Processe täglich anzuzetteln.
Es hungert schon die halbe Stadt
Und bettelt unter Gram und Sorgen;
Was kümmert's ihn — er ist geborgen.

Triolettes.

1.

Warum so reich an Schmerzen!
und ach! so arm an Glück?
frogt thränenschwer mein Blick.
Warum so reich an Schmerzen
im sehnsuchtvollen Herzen?
Du waltendes Geschick!
Warum so reich an Schmerzen
und ach! so arm an Glück.

2.

Nur Prüfung sind die Schmerzen
und Traum — das Erdenglück —
ein Lebens-Silberblick! —
Nur Prüfung sind die Schmerzen,
zu läutern Menschenherzen
durch Gram und Mißgeschick!
Nur Prüfung sind die Schmerzen,
ein Traum — das Erdenglück.

Räthselfragen.

1

Wenn wird der Oeconom der Aufklärung am nachtheiligsten?

2

Wer hat, ausser den Fürsten, noch das Recht über Leben und Tod?

3

Welche Fensterladen fallen von selbst zu, auch ohne daß man das Geringste hört?

4

Wem darf jeder den Hals brechen, ohne daß die Justiz sich darein zu mengen hat?

5

Wer bittet täglich auf die magerste Kost zur Tafel und hat doch immer Gast an Gast?

6

Welche sind die zweimal nach oben — und zweimal nach unten — und zweimal halb nach oben, halb nach unten geschwänzten aber sparsam mit Freude bekränzten Lebensjahre? —

---

* Frage.

Warum werden jetzt, wenn der Mond, durch Wolken verhüllt, nicht leuchten kann, die Laternen in den Straßen der Stadt nicht angezündet; da solches doch in frühern Jahren an den Abenden, wenn der Himmel trübe war, immer geschah, und die Abgaben für Straßen-Erleuchtung nicht verringert worden sind?

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 70.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jönßen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 31. August 1820.

Das Lied von der Nase.

Die Nase — sie will ich besingen!
Doch — wird das Nasenlied gelingen? —
Das steht auf einem andern Blatt.
Die Nase gründlich zu betrachten —
Die Sache ist nicht leicht zu achten,
Weil — Jeder eine andre hat! —

Die Nase thront auf dem Gesichte
Und giebt ein Ansehn manchem Wichte —
Wie Bürgermeistern oft der Bauch,
Der Adler und der Habicht geben
So mancher Nase erst das Leben,
Die Griechen, Römer, Polen auch.

Man pflegt sie groß und klein zu haben —
Und stumpf und spitzig — bunte Gaben!
Wer hat die Arten wohl gezählt? —
Doch wahrlich! Schöne Nasen bleiben
Die Nasen, die noch andre treiben,
Recht treu und inniglich vermählt!

Oft ist die eine blitternarbig —
Die andre glatt — wohl kupferfarbig —
Das Kupfer macht sich wunderlich!

So — durch die Farbe mannigfaltig,
Da unterscheiden sich gewaltig
Die vielen Nasen unter sich. —

Grau — blau — ja schwarz kann man sie finden,
Die dunkle zeigt von manchen Sünden —
Die weiße ist der Unschuld Preis!
In Alles seine Nase stecken
Und alle andre Nasen necken —
Das macht den ächten Naseweiß!

Gedrehte Nasen tragen Viele —
Man dreht sie an in leichtem Spiele,
Und Mancher ist im Drehen stark!
Noch andre geist'ge Nasen senden
Die Obern oft mit vollen Händen
Den Untern in das tiefste Mark!

Der nennt die seine gut gerathen,
Die allenthalben merkt den Braten,
Erreicht er auch nicht seinen Zweck —
Er zieht sie listig aus der Schlinge,
Damit's ein andermal gelinge!
Den macht die Nase minder keck!

Der Nase Inn'res zu erspähen,
Wird man zwei kleine Pförtlein sehen,
Die nehmen sich possirlich aus —
Der Pförtlein Nutzen ist entschieden,
Und drum, das Spötteln nur vermieden!
Sie bringen Luft in's ganze Haus.

Dürft' Jeder sich die Nase wählen,
Wir würden viele Streiter zählen,
Der wollt' sie groß, der andre klein —
Merkt's! wer die größte hat erhalten,
Dem ist die Ehre vorbehalten,
Ein Nasenkönig gar zu seyn! —

Ach! — alle Nasen zu erkennen —
Das möcht' ich doch ein Kunststück nennen,
Denn — Mancher trägt sie gar zu hoch —
Und um sie vollends zu verstecken —
(Wer kann die Form da gleich entdecken?)
Belastet sie die Brille noch!

Die Nase bleibt ein nützlich Wesen —
Sie sey auch leidlich nur erlesen
Aus jenem großen Nasencorps.
Ich zieh' die Nase, die mich kleidet,
Und alles Aergerliche meidet,
Der schönsten aller Nasen vor!

Mehr Glück als Verstand.

(Fortsetzung.)

Rothholz begann in der ganzen Stadt in allen Färbereien herumzugehen und das erforderliche Geld einzusammeln. Er bekam richtig die Summe und noch einen nicht unbedeutenden Ueberschuß, da die Meister dazu nicht kärglich beisteuerten.

Bei diesem Geschäfte, daß er des Morgens in aller Frühe begann, war der ganze Tag verflossen; es war schon gegen Abend, und er hatte darüber Essen und Trinken verabsäumt. Froh, endlich damit zu Stande zu seyn, beschloß er nun, in dem ersten besten Speisehause einzukehren und sich an Speise und Trank zu erlaben. Ein buntgemaltes Schild, worauf allerhand Eßwaaren recht appetitlich abgebildet waren, und wo ihm ein paar gemalte Gläser mit rothem Branntweine entgegenschimmerten, mit der Inschrift in großen goldenen Buchstaben:

Hier speist man nach Belieben.

Die deutsche Umschreibung des später erst Mode gewordenen Worts: Restauration, lockte ihn an. Er trat in's Haus, öffnete die Thür, worauf zu lesen war: Speisesaal, und trat in ein geräumiges Zimmer, in welchem an mehreren einzelnen Tischen bereits Gäste von verschiedenem Stande und Alter saßen. Die meisten hatten schon abgespeist, tranken nur noch ihren Krug Bier, schmauchten ihre Pfeife Tabak, und unterhielten sich über die damaligen wichtigsten Zeitereignisse.

Rothholz nahm an einem Tische Platz, der noch leer war, und ließ sich sein Lieblingsgericht, das er schon bei'm Eintreten durch den Geruch ausgewittert hatte, auftragen, Sauerkraut mit Bratwurst. Dazu erbat er sich einen guten Schnaps Anis, und eine Flasche Bier. Alles wurde ihm nach Wunsch gereicht, und hungrig und durstig machte er sich mit einer Begierde darüber her, daß alle Gäste seinen Appetit bewunderten, und ihn viele, schon gesättigt, darüber beneideten.

Ein kleines rundes Männchen, mit einer freundlichen verschmitzten Miene, in einem fast schwarzen Anzuge, eine Sammetkappe auf dem Kopfe und um das Kinn einen Streifen Bart, so schmal, wie ein Bindfaden, nahm, während Rothholz Tafel hielt, neben ihm Platz. Er rauchte mit einer auffallend großen Ruhe sehr langsam aus einer thönernen Pfeife, und beobachtete schweigend mit großer Aufmerksamkeit den hungrigen Esser.

„Schmeckt es?“ fragte endlich das Männchen mit einem Grinzen, das bei ihm die Stelle des Lächelns vertrat.

Wie sollt' es nicht, ich habe heute noch keinen Bissen im Munde gehabt, versetzte Rothholz kauend.

„Es ist doch schon so spät“.

Ja, nahm Rothholz wieder das Wort: man hat zuweilen wichtige Geschäfte, die keinen Aufschub leiden, und warf sich dabei in die Brust.

Wichtige Geschäfte! dachte das Männlein, das an den blauen Händen von Rothholz nun schon errathen zu haben glaubte, daß dieser ein Färber seyn müsse, und der nach dem Aeußern schloß, solche könnten unmöglich weit her seyn: die wäre ich doch neugierig zu erfahren.

Er hütete sich aber wohl, zu schlau, Rothholz gradezu zu fragen: welche wichtige Geschäfte er denn gehabt habe, sondern sagte nur flüchtig hingeworfen:

„Ja, ja! man hat manchmal Geschäfte, worüber man Essen und Trinken vergißt.“

So gab denn ein Wort das Andere, und der Fremde entlockte auf eine feine Art dem treuherzigen Rothholz, was ihn heute verhindert habe, sein Mittagsbrod zu der gewöhnlichen Stunde zu sich zu nehmen.

Der kleine Mann mit dem schwarzen Käppchen erfuhr also, daß seine Vermuthung, Rothholz sey seiner Profession nach ein Färber, völlig gegründet, nebenbei aber noch, daß der Letztere in dem Besitz von fast 150 Thaler sey, welche ihm behufs der Bestreitung der Begräbnißkosten des verstorbenen Färbergesellen, eingehändigt worden waren.

Aaron Harlemer (der Bekenner des mosaischen Gesetzes) hatte zu viel Menschenkenntniß, um nicht in seinem Innern überzeugt zu seyn, daß sein neuer Bekannter nicht zu der Zahl der Genies gehöre.

Eben war in Holland die erste Lotterie errichtet und der Jude als ein Vertreiber der Loose, hauptsächlich in das benachbarte Ausland, angenommen worden, und er hielt sich jetzt zu diesem Zwecke in Aachen auf.

Er zog also ein Taschenbuch aus der Tasche, nahm daraus einen gedruckten Plan von dieser Lotterie in holländischer Sprache und reichte ihn dem Altgesellen Rothholz hin, mit den Worten: „Belieben Sie doch einmal zu lesen.“

Rothholz nahm das gedruckte Blatt Papier in die Hand; er, dem es aber schwer wurde, etwas Gedrucktes in seiner Muttersprache ohne Anstoß zu lesen, warf nur einen flüchtigen Blick auf den Zettel, gab ihn dann dem Juden zurück und sagte: das kann ja kein Christenmensch verstehen.

„Doch, mein Herr!“ entgegnete Aaron Harlemer: „es ist der Plan zu einer Lotterie, die zum Besten der leidenden Menschheit und aller solcher, welche sich in armseligen Umständen befinden, so eben errichtet worden ist.“

Diese Nachricht fiel Rothholz auf; er hatte sich von Kindesbeinen an in schlechten Umständen befunden, und es war ihm daher nicht zu verargen, daß er sich von dem freundlichen Fremden eine nähere Auskunft darüber ausbat, indem er nie das Wort, Lotterie, gehört hatte.

Aaron Harlemer dachte bei sich, kannst Du noch ein Loos absetzen, so ist es nicht unrecht, einem Unbekannten einmal etwas weiß zu machen, der so viel Jahre lang weiß in alle andere Farben verwandelt hat.

Er sagte ihm also ganz kurz: Es ist eine Anstalt, wo man für einen Zettel, worauf eine Nummer steht, zwei hundert und zwanzig Gul-

*

den zahlet, und wenn hernach diese Nummer aus einem Glückerade gezogen wird so bekommt man dafür, nachdem der Gewinn fällt, entweder das große Loos mit 200,000 Gulden, oder 100,000, 80,000, 60,000, 50,000, wie es sich trifft, auch noch weniger, doch nie unter 500 Gulden. Er hütete sich aber wohl, mit einer Sylbe der Nieten zu erwähnen.

Bei dem gänzlichen Mangel an richtigen Begriffen von einer Lotterie dachte Rothholz: ja, wenn du 220 Gulden hättest, so wäre dein Glück gemacht.

Da Aaron Harlemer seinen neuen Bekannten so stumm und nachdenkend sah, so fragte er ihn schmeichelnd:

„Wie wär's, wenn Sie ein Loos nähmen?"

Rothholz zuckte die Achseln, und versetzte wehmüthig: ich habe das Geld nicht dazu.

„Hoben Se mir doch gesogt, das sie hoben bei sich über 150 Thaler."

Das Geld ist aber nicht mein. — Davon soll ja der verstorbene Geselle begraben werden.

„Was thut das. — Kann er nicht warten ein paar Tag. Uebermorgen wird gesogen. Da haben Sie gewonnen das große Loos. Dann lassen Sie ihn so prächtig begraben, wie 'nen Hohen Priester. — Nehmen Sie das Loos; 's wird Ihr Schode nicht seyn. Der Taute läst Ihnen nicht davon."

Dies alles wurde so geschwinde, so freundlich und mit solcher Zuversicht gesagt, daß Rothholz dieß Anerbieten für eine Schickung des Himmels hielt. Die Sache war so einfach, und ihm so einleuchtend, daß er gar kein Bedenken trug, von einer so vortheilhaften Gelegenheit, plötzlich ein reicher Mann zu werden, die ihm so ganz unerwartet kam, Gebrauch zu machen.

Man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist. Dieses lehrreiche Sprichwort suchte Aaron Harlemer hier geschickt anzuwenden. Er bot alle seine Beredsamkeit auf, dem noch unschlüssigen Rothholz jede Besorgniß zu benehmen, schwatzte ihm glücklich das Lotterieloos auf, und strich dagegen von dem eingesammelten Gelde 220 Gulden schmunzelnd ein, ließ sich noch einen Trunk geben und entfernte sich.

Rothholz, müde von dem vielen Laufen, Straße auf, Straße ab, durch die Stadt und ihre Vorstädte, entsagte für heute dem Genuß der Abendunterhaltung auf der Herberge, kehrte in seine Wohnung zurück, zog sich aus, legte sich ruhig nieder, denn er hatte keine Ahnung, daß er durch den Ankauf des Looses mit fremden Gelde etwas Unerlaubtes gethan, und träumte von dem zu hoffenden Gewinn, den er schon in der Tasche zu haben vermeinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der pommersche arme Sünder.

Johann Koch von Gyldenstein oder Gyllenstiern, ein geborner Pommer, welcher seiner Verdienste wegen*) von Karl XII. geadelt und zum Oberstlieutenant erhoben worden war, kam mit den Schweden 1706 nach Sachsen. In seinem Standquartiere, auf dem Rittergute Oelsnitz, zwischen Großenhayn und Ortrand, gerieth er mit der Tochter des Gerichtshalters in eine etwas zu genaue Bekanntschaft, welche sich endigte, wie die meisten dergleichen Bekannt

*) Er sprach sieben Sprachen mit großer Fertigkeit, wußte in mehrern sehr geschickt die Feder zu führen, hatte sich durch Gewandtheit bei einigen geheimen Sendungen brauchbar gezeigt, und auch als Soldat nicht gewöhnliche Tapferkeit bewiesen.

schaften, geschlossen unter Bellonens Schilde — die Tochter ward Mutter, aber nicht Frau. — Der pommersche Corydon folgte bei'm Ausmarsche der Schweden aus Sachsen seinem Regimente, ohne weitere Notiz zu nehmen von der getäuschten Galathee, welcher er indeß zur Schadloshaltung 500 Dukaten zurückließ. Das arme Mädchen starb vor Gram. Das Pfand ihrer Liebe blieb am Leben. Gyldenstein gerieth nachher bei Puktowa in russische Gefangenschaft, ging, nachdem er ausgewechselt war, nach Schweden, erschoß da 1722 einen Kavalier im Duell, flüchtete nun nach Sachsen, besuchte seine uneheliche Tochter bei ihren Großältern, fand sie — sie stand im 17. Jahre — so blühend und schön, als einst ihre Mutter, und wollte nun handeln an ihr, wie einst an jener. Doch der frommen Großmutter wachsames Auge verhinderte den neuen Frevel. Der pommersche Bösewicht gab indeß seine ruchlosen Absichten nicht auf. Was List nicht vermochte, sollte nun Gewalt erzwingen. Den 10. März fährt Gyldenstein, begleitet von Kapitän Serrand und noch einem Offizier der Chevalier Garde, aus Dresden nach Oelsnitz, übernachtet im nächsten Dorfe vorher, geht dann früh um 7 Uhr in der Großältern Haus, besetzt, als er hört, daß alles noch schläft, mit seinen Bedienten die Gesindestube, weckt, begleitet von den Donnerstimmen der beiden sächsischen Offiziere, die alten Leute mit Ungestüm, und verlangt die Auslieferung seiner Tochter. Als man sie verweigert, ziehen Alle die Degen, morden die Großmutter mit 13 Wunden, und versetzen dem Großvater so viel Hiebe über Kopf und Schultern, daß er ohnmächtig zur Erde sinkt. Der Sohn, gleichfalls verwundet, entspringt, macht Lärm im Dorfe und — die Mörder müssen fliehen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Gyldenstein ward bei Elsterwerda ertappt, und schon den 15. März nach Dresden gebracht. Die Uebrigen entkamen. Die Gesetze erkannten Gyldensteinen das Schwert zu. Dies hatte er als fremder Kavalier und Militär nicht erwartet. Er schäumte vor Wuth bei'm Vorlesen des Todesurtheils, stellte sich bald taub, bald rasend, verlangte bald einen evangelischen, bald einen katholischen Geistlichen, und bald wollte er wieder gar nichts wissen von Trost und Buße. Freiwillig und gelassen ging solch ein armer Sünder nicht zum Rabensteine, das war vorauszusehen. Auch hatte er oft wüthend im Gefängnisse erklärt, daß für ihn kein Strick fest, kein Arm stark genug sey, daß eher 20 erliegen müßten, ehe man ihm an's Leben kommen solle, und daß, wenn Alles ihn verlasse, der Teufel selbst ihm beistehen werde. Man überfiel ihn deshalb die Nacht vor der Hinrichtung im Schlafe, schnürte ihm, so derb er sich auch wehrte, Hände und Füße zusammen, und schaffte ihn so, um alles Aufsehen zu vermeiden, den 30. Oktober 1724 früh halb 3 Uhr in einem Korbwagen nach dem Lazarethe in der Wiedrufer Vorstadt, denn wollte man ihn, nach altem Brauche, vom Rathhause, wo in der Regel das Halsgericht gehegt ward, nach dem Rabensteine auf einer Kuhhaut schleifen, so war von dem Menschendrange Unglück zu fürchten. Als er vom Wagen in die Stube kam und einen Prediger erblickte, der ihn zum Tode bereiten sollte, gebehrdete er sich, wie ein Rasender. Auch nur ein vernünftiges Wort mit ihm zu sprechen, war unmöglich. Gegen 6 Uhr trug man ihn, auf einen Stuhl gebunden, auf den Rabenstein, vor welchem alle Anstalten getroffen waren zur Hegung des Halsgerichts — Schranken, Wache zu Pferd und zu Fuß, der Scharfrichter und seine Helfershelfer — alles bereit, nur der arme

Sünder nicht, welcher weder hören, noch antworten, noch beichten — sondern durchaus leben bleiben wollte, und in einem fort vom Rabensteine herunterschrie, bald bittend, bald sich vertheidigend. Da durchaus in Güte nichts mit ihm auszurichten war, ließ man ihn auf ein niedriges Tabouretchen binden, die Trommel wirbeln, und, ohne Halsgericht und Beichte, ehe er sich's versah, den Kopf ihm abschlagen. Ein Jahr nach seiner Hinrichtung meldete sich von selbst Kapitän Gerrand, der aber, weil man ihm nicht viel aufbürden konnte, mit dem Königstein davon kam, wo er am 24. Novbr. 1725 bis 24. Januar 1726 auf der Georgenburg saß.

Uebrigens war Gyldenstein lange Zeit den Dresdnern nicht blos Gegenstand des Gesprächs, sondern auch der Furcht; denn auf seinem Gefängnisse, wie auf dem Rabensteine, sollte er ohne Kopf sich alle Nächte sehen lassen. Viele Nachbaren jenes Hochgerichts veränderten deshalb ihre Wohnungen, und die Büttelgasse war Abends gleichsam ein Territorium clausum, das man nur mit Schaudern und Entsetzen betrat. Bänkelsänger sangen, Kinderweiber erzählten nur von dem pommerschen Geiste, wie man ihn nannte, und erst wiederholte Hinrichtungen, woran es damals nicht fehlte, konnten allmählig den pommerschen armen Sünder in Vergessenheit bringen.

Ali Pascha von Jannina.

William Turner in seiner neuesten Reise nach der Levante, welche in diesen Tagen, reich mit Kupfern ausgeschmückt, in London erschienen ist, erzählt von diesem, dem Anscheine nach immer merkwürdiger werdenden Manne, bei Gelegenheit seines Aufenthaltes zu Argricastro, unweit der Hauptstadt Ali's, folgendes:

„An diesem Morgen ging ich in die noch unvollendeten Festung-Anlagen dieses Orts. Nach meiner Meinung wird diese Festung unbezwinglich werden. Ihre hohe Lage, wohin keine Kanonenkugel reicht, und die staunenswerthe Stärke der Werke muß sie gegen jeden Angriff schützen. Sie liegt fast im Mittelpunkte seiner Besitzungen, und er befestigt sie daher immer mehr, um seine Unterthanen dadurch in Furcht zu erhalten. Fast jedes Haus bildet ein starkes Außenwerk da fast jedes auf einem höher aufsteigenden Punkte des Berges liegt, indem sie sich selbst aus den mannigfachen Privatstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Albanesischen Stämmen herschreiben. — Abends um 9 Uhr schickte der Vezier nach mir. Ich ging sogleich und fand den Pascha in einem geräumigen Zimmer, das mit Lampen und zwei silbernen Leuchtern, auf welchen braune Wachskerzen brannten, erleuchtet war. Waffen hingen rings umher an den Wänden. Es befand sich noch ein Schreiber, einige Offiziere und ein Derwisch bei ihm, der am andern Ende des Zimmes auf den Knieen lag. Zwei albanesische, rothgekleidete Knaben mit fliegendem Haar warteten ihm auf. Er saß an dem Fenster und sah den Congreviſchen Raketen zu, welche aus der Festung geschossen wurden. Die Wirkung der Raketen auf die Gebirgsgegend, die auf einen Augenblick im hellsten Feuer stand, war köstlich. Dazu schien der Neumond hell, und einige Musiker spielten unter den Fenstern. Eine Rakete fiel in die Stadt. Er war sehr unruhig deßhalb, und sendete sogleich jemand ab, um Erkundigung einzuziehn, ob sie Schaden angerichtet habe. Als er jedoch das Gegentheil hörte, schien er sehr vergnügt darüber.

Ali Pascha ist ein alter Mann, welcher durch zwei Laster, die einen Greis am höchsten verunzieren, beherrscht wird, nämlich durch Schwelgerei und Grausamkeit. Die erstere, seiner Religion nach verzeihlichere, bestraft er doch an andern sehr hart. Zu der andern verleitet ihn sowohl natürliche Neigung als Politik. Seine Soldaten, deren Regimenter einerlei Kleidung haben, sind ungemein wohlgebildete, thätige und kräftige Menschen, aber wenn er von den Türken angegriffen werden sollte, wovor er sich, als ich um ihn war, täglich fürchtete, würde er nur auf die Treue von 40.000 von ihnen sich verlassen können. Darum wendet er sich auch an europäische Ingenieurs und läßt sich von ihnen unbezwingbare Festen auf die höchsten Berge bauen. Seine Söhne besitzen bei weitem weder seine Thätigkeit, noch seine Geisteskraft. Die Kleidung der Truppen ist größtentheils folgende: Die Haare sind vorn kurz abgeschnitten, hängen aber hinten lang herunter. Auf dem Scheitel tragen sie eine kleine rothe Mütze, mit einer purpurnen Trottel oben, und ein albanesisches Kleid von dunkler Farbe, dicht und reich mit rother Seide gestickt und an den Enden mit Franzen besetzt. Darunter eine enge Weste von derselben Art und Weise. Ein lederner Gürtel geht über diese, worin ein Paar Pistolen und ein Dolch stecken. Ueber dem Rücken von der Schulter herüber hängt ihre lange Flinte, und an der Seite ein Säbel. Weite Beinkleider gehen bis an's Knie, dann kommen Strümpfe von der Farbe wie das Kleid, und Schuhe von Leder. Ihre Waffen sind kostbarer oder einfacher, je nach dem Vermögen des Soldaten, und da schöne Gewehre eine Hauptleidenschaft der Türken sind, so sind auch die ihrigen meist sehr köstlich mit Silber ausgelegt.

Für Blinde.

Der verstorbene Etatsrath von West machte, bei seinem Aufenthalte zu Brüssel, auch dem Herzog von Aremberg auf dessen Schlosse Enghien einen Besuch. Diese prächtige Besitzung liegt vier Stunden von der genannten Stadt, und ist unter andern auch wegen der herrlichen Gewächshäuser berühmt. Am merkwürdigsten aber für unsere Reisenden war der Herzog selbst. Man erinnert sich, daß dieser in seiner Jugend, durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd, das Gesicht verlor. Bei seinen ausgezeichneten Talenten hat er dies aber bald auf's vollkommste zu ersetzen gewußt. So leitet er z. B das ganze Bauwesen zu Enghien. Zu dem Ende entwirft er erst die Zeichnung mit Kreide, läßt sich dann ein hölzernes Modell machen, und ordnet darauf die Ausführung an. Eben so beschreibt er jedes Gemälde vollkommen richtig, sobald er nur einige Auskunft über die Größe und Stellung der Figuren u. s. w. erhalten, und das Ganze gehörig befühlt hat. Weiter findet er, wenn ihn auch nur ein Knabe leitet, in seinen Gärten jede seltene Pflanze auf. Am bewundernswürdigsten aber ist, daß er Whist und l'Hombre so gut wie ein Sehender spielt. Es geschieht dies auf folgende Art. An dem Spieltisch ist neben ihm eine kleine zierliche Maschine, ungefähr eine Hand hoch angeschraubt, die wie ein viereckiges Kästchen aussieht. Auf dem Deckel derselben befinden sich vier Reihen Stifte, die durch einen leichten Mechanismus vor und rückwärts zu schieben sind. Jede dieser Reihen bezeichnet eine Farbe, wie jeder dieser Stifte eine Karte vorstellt. So wie nun gegeben wird, nimmt ein Secretär des Herzogs dessen Karten auf, ordnet dieselben, giebt sie ihm, und stellt die Stifte darnach. Der Herzog fährt nun seinerseits ein oder zweimal drüber hin, und sieht

so mit den Fingern, was für Karten, und in welcher Folge, er hat. Jetzt beginnt das Spiel. Jeder der andern nennt die Karte die er ausspielt, und der Herzog giebt eben so schnell, als richtig zu, ohne je einen Fehler zu begehen. Diese sinnreiche Erfindung rührt übrigens von ihm selbst her; ohne Zweifel wird die obige Beschreibung manchem anderen Blinden willkommen seyn.

Kleine Dampfmaschine. Erfindung von Daret.

Diese zur Chocoladen-Bereitung dienliche Vorrichtung besteht aus zwei eisernen Porticussen, die von zwei Tischen getragen werden, deren jeder mit einem horizontalen Steine beschwert ist, der die Bestimmung hat die Chocolade-Stoffe aufzunehmen. Eine Dampfmaschine ist zwischen die beiden Porticusse gestellt, die nicht mehr als 8 Fuß Länge und 4 Fuß Dicke hat. Das Verdienst dieser Erfindung besteht darin, daß alle Theile der Maschine in einen sehr schmalen Raum zusammengedrängt sind, ohne daß dadurch ihre Wirkung geschwächt wird, und ohne daß die Reparaturen schwierig werden, ohne daß widrige Zufälle zu befürchten sind. Diese Construction hat überdies in ihrem Gange ganz die Regelmäßigkeit eines Pendels.

Diese Erfindung giebt den, die gangbare Meinung widerlegenden, Beweis, daß von den kleinen Dampfmaschinen eine sehr vortheilhafte Anwendung gemacht werden kann. Anstatt 7 oder gar 15 Arbeiter täglich zu halten, welche nöthig seyn würden, wenn man eben so große Feinheit bei'm Zerstampfen der Stoffe erreichen wollte, braucht man der Arbeiter nur 2, und die Maschine giebt 152 Pfund Chocolade in 12 Stunden. Während dieser Zeit ist für Steinkohlen nur 2 Franken 25 Centimen aufzuwenden; da hingegen 4 Franken aufzuwenden seyn würden, um die 7 Steine zu heizen, deren man bedürfen würde, wenn man dieselben Resultate erlangen wollte, wie mit den gewöhnlichen Mitteln.

* Beantwortung der Frage im Bürgerfreunde Nro. 69, die Gassenbeleuchtung betreffend.

In den drei Abenden vor Vollmond, wie in der vergangenen Woche der Fall gewesen, werden die Laternen wegen erforderlicher besonderer Reinigung der Lampen, mit Ausnahme derer an den Sperrthoren, nicht angezündet. Bei dem fernern Mondschein richtet sich freilich das Anzünden jedesmal nach der Witterung, deren Veränderlichkeit allein beizumessen ist, wenn mal eine dunkle Stunde auf unsern Straßen unerwartet eintreten sollte. Die weiteren Bestimmungen und Instructionen der Lampenwärter finden sich übrigens in einer gedruckten Piece über diesen Gegenstand, welche Wachtstraße Nro. 2 jedermann unentgeltlich zu Dienste steht, woselbst auch jede schriftliche Beschwerde über etwaige Pflichtversäumung der Anzünder, jederzeit mit bestem Dank zu möglicher Abhülfe entgegen genommen wird.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 71.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 3. September 1820.

* Sängerfreuden.

Die Sonne sinkt — durch reiche Blumendüfte
Neigt sich die Dämmrung auf die stille Flur,
Und in dem Tanze lauer Abendlüfte
Verbleicht des Tages letzte Rosenspur.

Die lauten Stimmen der Geschäfte schweigen,
Im Sternenschleier nah't die milde Nacht,
Und jetzt — wo sich des Feldes Blumen neigen —
Hebt sich des Geistes reiche Farbenpracht.

Erinnerung — aus goldgewebter Ferne
Paart liebend sich mit heitrer Phantasie;
Der reiche Kranz verheißungsvoller Sterne
Umschlingt das Paar in trauter Harmonie;

Und holde Bilder ferner Wonnezeiten
Zieh'n vor des Sängers stillbewegten Sinn,
Berühren leis' des Geistes zarte Saiten,
Und tragen ihn ins Land der Dichtung hin.

Warum soll er in das verarmte Leben,
Wo unter Dornen nur die Wahrheit blüh't,
Nicht süßer Täuschung grüne Kränze weben? —
— Wenn auch nur Traum, der mit dem Morgen flieht!

Der Rührung Thräne, ist die Aganippe,
Aus der der Sänger die Begeist'rung trinkt,
Süß ist sein Lohn, wenn ihm von holder Lippe,
Aus sanftem Auge, stiller Beifall winkt.

Hold strahl't das Bild, das in der Abendlaube
Ihm brautgeschmückt in frommer Huld erschien,
Das theure Bild — aus dem der schöne Glaube
An Menschenwerth und treue Lieb' erblüh'n;

So zieht er fort! — des Lebens öde Weiten
Erblühen jung bei seiner Lieder Klang,
Was ihn bewegt vertraut er seinen Saiten,
Was ihn erfreut, erzählet sein Gesang.

Ein deutsches Lied und stillen Seelenfrieden,
Genügsamkeit und schöne Frauenhuld,
Das hat das Glück ihm liebevoll beschieden,
Und um ihn her, ein Leben ohne Schuld.

Sein ist das Bild, das in der Abendlaube
Ihm brautgeschmückt in frommer Huld erschien;
Das theure Bild aus dem der schöne Glaube
An Menschenwerth und treue Lieb' erblüh'n.

A. Daeves.

Der Köhler-Knabe.

Wahre Geschichte.

Nach dem Kirchen-Protokoll und mündlicher Ueberlieferung erzählt von dem Prediger H. in W.

1. Das Köhler-Dörfchen.

Im Süden des seit grauer Vorzeit berühmten Meisner Berges, im Kurfürstenthum Hessen, bilden hohe Waldwände ein enges, schönes, stundenlanges Thal, das sich unfern des Fuldaflusses allmählig erweitert. Gewaltige Buchen beschatten die kräuterreichen Wiesen, fast den einzigen Reichthum seiner dürftigen, doch zufriedenen Bewohner. Mehrere reiche Brunnenquellen der Anhöhen vereinigen sich mit einem klaren Forellen-Bache, der auf reinem Kieselgrunde den schmalen Wiesenstrich durchschlängelt, zu dessen Bewässerung er in jedem Frühling und Herbste sorgsam geleitet und gebreitet wird; dieß Gewässer treibt mehrere Mühlwerke und verliert sich endlich in der Fulda. An beiden Seiten des wohlthätigen Bächleins im oberen Thale befinden sich gegenwärtig ungefähr vierzig, meist ärmliche, wegen des Raummangels in zwei Reihen hinlaufende Wohnungen, bewohnt von gutmüthigen, genügsamen Menschen. Die Feldflur ist klein, bergig und, wegen des Waldes Nähe, nicht ergiebig; nur kümmerlich nähren sich darum die meisten Menschen als Kohlenbrenner seit undenkbarer Zeit. Nicht unwahrscheinlich ist's, daß ein Einsiedler in diesem stillen Thale die erste Hütte baute; denn mehrere Stellen führen heilige Namen aus Palästina bis auf diesen Tag. Auch giebt es dort zerfallene Kloster-Ruinen auf einer mäßigen Anhöhe, die der Klosterberg heißt. — Merkwürdig ist an jenen Thalbewohnern die Liebe zur Heimath; sie scheinen in ihr Thal gebannt, und verschmähen gewöhnlich jedes günstigere Loos, das sie dieser entziehen würde. Nur selten verheirathen sich ihre jungen Leute mit Fremden, und die sich auswärts vermietheten, kehrten bald genug in die Heimath zurück, um ihre Kohlensäcke, nach wie vor, durch alle Jahrzeiten vier Stunden weit zu tragen.

---

2. Der Abend.

Cyriak Geyer, ein frommer, fleißiger, von allen Nachbaren geachteter Köhler jenes Dörfchens, kehrte am Abende des 2. Augusts 1772 müde und hungrig, aber mit recht fröhlichem Sinn, aus dem nahen Walde zum Feierabend heim. Seit vierzehn Tagen war er nicht zu Hause gewesen. Ein großer Kohlhaufen mußte so lange brennen und machte seine Aufsicht nöthig; das Essen ward ihm zugetragen. Eine Hütte von Zweigen neben der Brandstätte barg ihn bei Sturm und Regen, und auf dem Mooslager schlief derselbe des Nachts, nur höchstens halbe Stunden lang, denn ein längerer Schlaf konnte ihm großen Verlust an Kohlen bringen. Eine Art, eine Schüppe und eine Bibel, in welcher Cyriak gern und oft las, war sein ganzes Hütten-Geräth. Ein kleines Feuer unterhielt er vor der Hütte, das ihm bei Nacht Licht und Wärme gab und an welchem er fleißig sein Pfeifenstümmelchen zündete. Heut' hatte er abermals sein Werk vollendet; es war dem Emsigen und Sorgsamen gerathen; ein voller Wagen mit ausgebrochenenen und abgekühlten Kohlen folgte ihm. Der Hausvater berechnete im Gehen, wie viel Geld er lösen würde. Nun

konnten wieder Brod und sonstige Lebensbedürfnisse angeschafft, auch mancher Rückstand bezahlt werden. Daher seine frohe Stimmung und sein leiser Gesang: „Nun danket alle Gott!“ — Der Seelenvergnügte wandelte mit den Seinigen den kürzeren Fußsteig; einen großen Umweg mußte der beladene Wagen nehmen. — Die Abendglocke schallte jetzt von dem niedrigen Kirchthurme. Arbeiter aus dem Felde und kleine Viehheerden zogen den Dorfhütten zu. Es war ein heiterer, stiller Abend; aber wie Grabgeläute dünkte Geyern der Glockenschall. Vor seiner Wohnung weilte der bewegte Köhler betend, die Mütze in den gefalteten Händen; denn eben zog der Küster die größere Glocke zu den gewöhnlichen 9 Betschlägen, die noch jetzt an Deutschlands frühere Nöthe, an die Türken und die Pestzeit erinnern und fromme Herzen zum Dank für die Rettung aus solchen Drangsalen auffodern. Laut wiederholte Geyer sein stilles Gebet: „Verleih' uns Frieden gnädiglich, Herr Gott! zu unsern Zeiten; es ist ja doch kein andrer nicht, der für uns könnte streiten, denn du, o Gott, allein!“ Eine sonderbare wehmüthige Ahnung kam bei dem Getöne der doch schon so oft gehörten Glocke über den Köhler; er seufze mehrmals unwillkührlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mehr Glück als Verstand.

Den folgenden Abend erschien er wohlgemuth in der Herberge. Man fragte ihn: wie weit er mit seiner Kollekte gekommen, und wie viel er zusammengebracht, um darnach nun bald möglichst die Fortschaffung der Leiche veranstalten zu können.

Unbefangen nannte er die Summe, und als man von ihm verlangte, daß er sie herausgeben sollte, damit sie einstweilen in die Gewerkslade niedergelegt würde, erklärte er: wie er erst die Ziehung der holländischen Lotterie, die morgen geschehen werde, abwarten müsse.

Die anwesenden Gesellen sahen ihn starr an, und einige glaubten, er habe zu viel getrunken, andere aber, die von einem Rausche sonst nichts spürten, kamen auf den Gedanken, er sey übergeschnappt. Man bestürmte ihn von allen Seiten mit Fragen, und da zwanzig Stimmen zugleich schrieen, so hielt es lange Zeit schwer, daß er zu Worte kommen konnte. Endlich gebot einer der Gesellen, der bei den Andern in besonderm Ansehen stand, und für einen ausgezeichneten Kopf galt, mit einigen Kernstüchen Stillschweigen. — Man gehorchte, und Rothholz erzählte nun, wie er von dem Gelde 220 Gulden dazu verwendet habe, für sich ein Loos in der neuerrichteten holländischen Lotterie zu kaufen, um dadurch ein reicher Mann zu werden. Sie sollten aber darüber doch keinen so albernen Spektakel machen, morgen würde die Lotterie gezogen, dann wolle er von seinem Gewinne alles bei Heller und Pfennig zahlen, und es würde doch wohl nichts verschlagen, ob der Todte heute, morgen oder in ein paar Tagen auf den Kirchhof käme.

Damit waren aber die Kontribuenten keineswegs zufrieden, sie überhäuften den Altgesellen mit tausend Vorwürfen und Schimpfworten; einige erklärten ihn sogar für einen Dieb und Betrüger, und die ihn noch am schonendsten behandelten, schalten ihn Dummkopf, Esel, Einfaltspinsel.

„Schimpft nur so viel ihr wollt,“ dachte Rothholz bei sich selbst: „wenn ich nur erst das große Loos ausgezahlt erhalten habe, werdet ihr ganz andere Saiten aufziehen.“

*

Die Mehrzahl der Gesellen war keineswegs gemeint, es darauf ankommen zu lassen. Er mußte vorläufig alles, was er noch von dem gesammelten Gelde besaß, herausgeben, und er wurde bedroht, das man ihn den Gerichten, als einen Betrüger und Unterschlager fremden Gutes, zur Bestrafung übergeben würde, wenn er nichts bis zum folgenden Morgen Anstalten träfe, das Fehlende baar herbei zu schaffen.

Hier war nun guter Rath theuer. Rothholz war plötzlich sehr unfreundlich aus seinem schönen Traume aufgeschreckt worden. Die nachdrücklichen Vorstellungen seiner Kammeraden, von welchen hauptsächlich der Kluge seine dunklen und verworrenen Begriffe über eine Lotterie, zu seinem Schreck berichtigt hatte, versetzte ihn in die peinlichste Lage. Alle seine Habseligkeiten waren nicht 50 Thaler werth, Kredit hatte er auch nicht, und er sah nichts weiter vor sich, als entweder die Nacht heimlich davon zu geben, oder morgen in's Gefängniß zu wandern.

So kehrte er tiefsinnig und der Verzweiflung nahe in seine einsame Kammer zurück. All sein Nachsinnen bot ihm keinen Weg zur Rettung dar, aber über den Monolog: „Weglaufen oder bleiben. Das ist die Frage?" erbarmte sich endlich der Tröster der Leidenden, der Schlaf, seiner, und er schloß die müden Augen, bis er am andern Morgen durch einen bei ihm eintretenden Gesellen unfreundlich geweckt wurde.

Auf die trotzige und lakonische Frage; ob er Rath geschafft? antwortete er verzagt: Nein, und sie hießen ihn nun, sich anzuziehen und mit ihnen zu dem Gewerksbeistande, einem Mitgliede des Magistrats, zu gehen.

Er kleidete sich unter großer Herzensangst an. Der Weg zu dem gestrengen Rathsherrn wurde ihm blutsauer. Dieser Kelle mit ihm ein weitläufiges Verhör an. Da sich aber daraus unumstößlich ergab, daß der Altgesell leidiglich aus Einfalt gehandelt, und keine Bosheit dabei im Spiele sey, so dachte er menschlich genug, den Klägern vorzustellen, daß sie sich diesen Unfall in gewisser Rücksicht selbst zuzuschreiben hätten, da sie eine so unüberlegte Wahl bei der Einsammlung dieser Kollekte getroffen. — Sie möchten also ihren Altgesellen mit Schonung behandeln, ihm Nachsicht bei der Wiedererstattung des ihnen gebührenden Geldes bewilligen, und durch einen Geschiedtern eine zweite Sammlung zur Beerdigung des Todten veranstalten.

Diese Vorstellung fand nach einigen Widersprüchen der Gesellen Eingang, zumal da sich Rothholz vor der Gerichtsperson schriftlich verbindlich machte, von seinem Wochenlohne einen Theil so lange abzutragen, bis die Schuld getilgt sey.

Ueber dieses tragische Intermezzo hatte Rothholz sein Lotterieloos, das er tausendmal verwünscht, beinahe vergessen. Die Lotterie wurde gezogen, und nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen sagte ihm der Herbergsvater, wie ein kleiner dicker Mann, mit einem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe, bei ihm gewesen, und sich wahrscheinlich nach ihm erkundigt habe. Er hätte zwar den Namen nicht gewußt, aber der Beschreibung nach müsse er es seyn. Er hätte hinterlassen wie er in der — Straße Nro. 44. bei dem Juden Salomon Manasser wohne.

Das ist der Jude, von dem ich das Lotterieloos gekauft. Der Spitzbube! rief er aus: ich will doch zu ihm, und ihm die Angst, die

er mir gemacht, tüchtig anstreichen. So lief er spornstreichs aus der Herberge und nach dem bezeichneten Hause.

Er erkundigte sich bei dem Wirthe, ob hier ein Fremder aus Holland, einer seiner Glaubensgenossen, wohne?

„Was sollt er nicht?" versetzte dieser: „belieben Sie nur zu spatzieren herauf drei Treppen, linker Hand die Thüre, da ist sein Logis."

Rothholz kletterte die steilen Treppen hinauf, und ohne anzupochen, öffnete er die Thür, und stürzte, in der Absicht, seinen Zorn an dem Urheber seines Unheils auszulassen, in das Zimmer.

„Gotts Wunder! seynd Sie's," rief ihm Aaron Harlemer entgegen: „hob' ich Sie doch gesucht, wie eine Stecknadel. — Ich gratulire!"

Warte, ich will Dich begratuliren! schrie Rothholz und ballte die Faust.

„Was ist das?" fragte der Jude und sprang zurück: „Ist das mein Dank, daß ich dem Herrn gerathen, das Loos von mir zu kaufen. Hat der Herr doch gewonnen."

Gewonnen? unterbrach ihn Rothholz erstaunt und etwas besänftigt!

„Nu, erschrecke der Herr nur nicht, 's ist ein grauser Gewinnst."

Lügst Du auch?

„Nein, worüm sollt ich lügen, muß ich doch zahlen das Geld."

Aaron Harlemer wollte anfänglich mit der Sprache über den wahren Betrag des Gewinns nicht recht heraus, und ließ sich mit Rothholz in Unterhandlungen ein, wie viel er ihm, außer der vorschriftsmäßigen Provision, noch als freiwilliges Douceur bewilligen wolle.

Als endlich Rothholz, aus Ungeduld, hierin zu genügen versprach, erfuhr er von ihm, daß er wirklich das große Loos von 200,000 Gulden gewonnen habe.

Anfänglich wollte er seinen Ohren nicht trauen, als aber der Bekenner des mosaischen Gesetzes es mit vielen Schwüren bekräftigte, ließ er alle Zweifel schwinden, und sprang aus Freude wie närrisch in dem Zimmer herum.

Aaron Harlemer verlangte die Zurückgabe des Looses; dann, sagte er, will ich dem Herrn alles nach Abzug der Provision und des Douceurchens, in guten Papieren zahlen.

Rothholz hatte das Loos nichts bei sich, versprach aber den folgenden Tag wieder zu ihm zu kommen, und gegen die Ausantwortung den Gewinn in Empfang zu nehmen.

Der Altgesell hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sein unerwartetes großes Glück einem andern Gesellen, zu dem er am meisten Vertrauen hatte, mitzutheilen. Dieser versprach, ihn am folgenden Tage zu dem Juden zu begleiten, und gab ihm den wohlmeinenden Rath, sich auf die guten Papiere nicht einzulassen, weil in dem Lotterieloose die Zahlung des Gewinns in baarem Gelde zugesichert sey.

Beide gingen zu Aaron Harlemer. Er machte anfangs Schwierigkeiten, baar Geld zu geben, als aber der Freund des Altgesellen darauf nachdrücklich bestand, wurde der Gewinn in der verheißenen Art ausbezahlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der Geduld.

Diese Himmelstochter ist es, die oft allzugroßen Schmerz von uns abhält, wenn ein Glück ausbleibt, auf dessen Kommen wir harren, oder wenn eine Sorge nicht von uns weichen will, die unser Inneres beengt.

Ich nenne sie eine Kunst. Eine, in der das Leben selbst den Unterricht ertheilt, seine Methode auch an dem Ungelehrigsten bewährend; denn der Geübtere darf sich rühmen, ihr Vortheile abgewonnen zu haben, wie jeder Virtuose der seinigen, die der Anfänger noch entbehren muß.

Die Himmelstochter will ja dem, über dessen Leben kein helles Gestirn waltet, liebend den Vorzug gewähren vor dem Glücklichen, und es ist ihm zu gönnen — ihm, der nicht helle Tage zählen darf in einem von Stürmen bewegten Leben, sondern nur Augenblicke — es ist ihm zu gönnen, daß er ein leiseres Ohr hat für die Klänge, welche die Sorgen in Schlummer einwiegen, und daß ihn die furchtbaren Stöße, welche sein Leben erschütterten, nicht tiefer zu Boden schmettern, als den sichern, verweichlichten Günstling des Glücks eine kleine Freude, um die ihn der Zufall betrügt, ein Regenschauer, der sein Kleid zu durchnässen drohet.

Resignation soll sie nicht heißen, die sanfte Geduld, die so schmerzlich süß den Kummer anlächelt. Resignation nicht! für die keine Zeit mehr ist, die der Sehnsucht zu langsam heranschleicht, kein Ort, zu dem das Verlangen gläubig sich hinwendet. Diesen Genius soll der Mensch nicht rufen. Sein Kommen ist gewiß, und harrte er seiner auch erst bei den Bewohnern der Grüfte. Denn ein Leben ohne Hoffen und ohne Wünsche ist der Anfang des Todes, und ein allmählig Sterben kann Niemand wollen, sondern den Tod, der auf einmal vom Leben trennt.

Kein unthätig Dulden ist Geduld; Wohl schließt sie ihr Auge vor jener gewaltsamen Geschäftigkeit, die ihr Ziel erstürmen will, und die Tage bis zur Erfüllung eines Wunsches dafür hingiebt.

Ihr Sinn ist nicht auf Heute gerichtet, auch morgen kann das Glück noch ausbleiben, aber sie giebt es nicht auf, es kommt einmal, und wenn sein Morgen auch bis ins Unendliche zögert. — Und wenn auch alle Hoffnung für ein Bestimmtes verschwindet, so hat doch die Ferne noch ihre unbekannten, im Nebel schwimmenden, seligen Inseln, von denen ein matter Strahl zu uns herleuchtet, den die Seele verfolgt, so weit ihr scharfblickendes Auge reicht. Die Kluft ist weit und unabsehbar bis zum Möglichen, aber sie füllt sie aus mit goldenen Träumen und duftenden Blüthen, und die Geduld vergißt, daß es das Leben selber ist, das uns trennt vom Genusse.

Man fühlt es, daß ein Weib in einer innigern Berührung mit dieser Himmlischen stehen müsse, die ich fast Poesie nennen möchte. — Wie reich ist die Liebende noch, die der Trennung von dem theuren Gegenstande so unendlichen Schmerz giebt, wenn sie die Macht hat, in ihrer Einsamkeit die dürftigen Zeichen, die ihr der Ferne aus einem neuen Leben herüber sendet, in ihn selber zu verwandeln. Ihr entflohenes Glück ist wiedergekehrt, so oft sie die mystischen Züge betrachtet, die die geliebteste Hand für sie niederschrieb. Aber es kommt eine Zeit, wo jene Züge nichts sind, als todte Züge, wo das gläubigste Herz den alten heiligen Sinn nicht mehr darin finden kann, wo der Treuen Treue längst vergessen scheint, wo alle sie Thörinn nennen, und sie das Liebste nun anklagen soll — dann nähert sich ihr die Himmlische — und sie fühlt sich gestärkt und schweigt — und neue Blüthen treibt im Stillen die Hoffnung. — Und wenn nun auch alles in Dämmerung zerfließt, so kann sie nicht ablassen von dem Schatten. Die Möglichkeit lebt doch, daß Alles einmal wiederkehre, wie sonst, und auf immer. —

Keiner rufe ihr mitleidig entgegen: „Dich täuscht ein Traum!“ Er soll es! Wem Alles genommen ist, dem gönne man das letzte Glück, mit Bewußtseyn zu träumen.

Beneidete Menschen, denen kein Irdisches versagt ward! — denen Andrer Leben das eigene gebahnt hat — denen die Erinnerung aus den Blumentagen der Kindheit nur den mit Kerzen erleuchteten Saal zeigt, weiche Teppiche, seidene Polster, und die Liebe einer Mutter! — Beneidete Menschen, denen das Leben so leicht ward — die es nach Genüssen, nicht nach Entbehrungen, schätzen dürfen. — Jene beneiden euch nicht immer, denen schon die dämmernde Kindererinnerung Thränen kostet, denen nicht immer vergönnt ward, so weich zu ruhen, bei denen Fremde an das kleine Bette traten, wenn sie in bangen Träumen die Geliebtesten riefen. Sie beneiden euch nicht immer, wenn gleich in späteren Jahren die Sonnenblicke der Freude so selten waren, als in frühen die Liebkosungen der Mutter — einzelne schöne Stunden in den Armen der Entbehrten gaben ihnen seligere Genüsse, als ein ganzes Leben gewähren kann, ohne Mängel — ohne Erwartungen — ohne Geduld!

---

* Warnung.

Es werden anjetzt in Comparicen unter dem Namen von englischen, oft Tischmesser und Gabeln mit durchgenieteten, zum Theil recht feinen Schaalen verkauft, welche in Formen aus Eisen gegossen werden; Sie sind sehr mürbe und brüchig, enthalten nicht den mindesten Stahl, lassen sich sehr leicht feilen, die Feilenspäne sind alsdann schwarz wie sogenannter Pottloh und färben, wenn sie mit dem Finger auf Papier gerieben werden, dasselbe schwarz, daher zu vermuthen ist, daß das Eisen, um es dünne flüßiger zu machen, daß es die Formen füße, damit zusammen geschmolzen wird. Da nun die Käufer damit angeführt werden, so habe ich nicht unterlassen können, das Publikum darauf aufmerksam zu machen.

A. L. de Laubell.
Chirurgischer Instrumentenmacher.
Westerstraße Nro. 28 A.

---

* Logogryph von neun Zeichen.

Ein deutsches Städtchen liegt sehr schön,
Neun Zeichen zählt das Oertchen,
Ihr könnet vieles hierin sehn,
Drum löset mir das Wörtchen.

Seyd müde Ihr, so setzt Euch doch,
Ein 1. Sitz ist d'rin zu haben,
Seyd hungrig Ihr, so laßt vom Koch
Euch nur mit Essen laben.

Ein 2 schmaler und ein 3 breiter Fisch
Ist leicht darin zu blicken,
Auch könnt dabei Ihr Euern Tisch
Mit einem 4. Kraute schmücken.

Wollt ihr im 5 großen Zimmer seyn,
Ich geb' es Euch mit Freude,
Doch führe ich zuvor Euch ein
In ein recht hübsch 6. Gebäude.

Wollt ihr ins Freie gern mal gehn,
Führ ich Euch nach den 7 Gründen,
Ihr könnt dort freilich nicht weit sehn,
Doch manches dorten finden.

Ihr seht das 8 Korn im Felde dort,
Den 9 Zweig am hohen Baume.
Erquickung bringt ein so kleines Wort
Nach jenem engen Raume.

Das Echo hört 11 vornehmlich Ihr,
Sein 12 Ton dringt Euch zu Ohren.
Und wenn Euch dort ein 13 böses Thier
Mal packt, seyd Ihr verlohren.

Ihr könnet harte Sachen auch
Und 14 Stein' im Worte finden,
Und dann mit Schwamm nach altem Brauch
Euch sehr leicht Feuer zünden.

Doch wißt Ihr wie das 15 Wörtchen heißt,
Was Ihr dann noch müßt haben?
Und wenn Euch mal ein 16 Thierchen beißt,
Dann müßt Ihr Euch mal schaben.

Find't Ihr Vergnügen mal zu sehn
Ein 18 Thier mit vielen Kleinen,
So braucht Ihr nur aufs Land zu gehn,
Wo häufig sie erscheinen,

Wo röchelnd es im Strohe liegt
In seiner 19 kleinen Klause,
Und ob es gleich nicht lieblich riecht,
Dient es uns doch zum Schmause.

Wenn Euch mal friert, daß Euch das 20 Fell
Vor Kält' anfängt zu beben,
Dann gehet hin und laßt Euch schnell
Ein Kleid von 21 Laken geben.

Und setzet 22 Kopfbedeckung auf,
Bedecket Euern Nacken;
Und seyd Ihr 24 eilig mal im Lauf,
So mög' Euch Niemand packen.

Wollt Ihr auch viele Oerter sehn
Ohn' deshalb weit zu reisen?
So kann dies auch recht bald geschehn,
Laßt nur ein 25 Buch Euch weisen.

Doch findet Ihr in meinem Wort
Auch deutlich g'nug vorhanden,
Manch' großen und manch' kleinen Ort,
In nah und fernen Landen.

In England eine große 26 Stadt,
In Rußland eine 27 zweite,
Italien auch welche 28. 29 hat,
Auch Deutschland 30 drob sich freute.

Das Wort giebt auch den 31 Namen her
Von manchem Mann und Knaben.
Reich ist das Wort an 32 Farben sehr,
Ein 33 König drin zu haben.

Auch einen 34 Strick führt's Wörtchen an,
So wie auch eine 35 Schwere
Der Gegensatz von 36 dumm, der kann
Oft machen Manchem Ehre.

Und handelt Ihr mal ohne Geld,
Wie wollt Ihr dieses nennen? 37.
Ihr werdet's, wenn es Euch gefällt,
Im Worte finden können.

Es riecht nicht gut, 38 was ich noch weiß
In meinem Wort' zu finden.
Und soll es seyn nicht kalt noch heiß, 39.
Kann noch ein Wort ich künden.

Ein Hannoveraner.

Antworten
auf die Räthselfragen in No. 69.

1.
Wenn er zu viel Schöpse zieht.

2.
Aerzte und Wundärzte.

3.
Die der Augen.

4.
Den Flaschen.

5.
Der uns einen Mund voll Erde giebt — Freund Hein.

6.
Das 66ste und 99ste — das 69ste und 96 Jahr.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 72.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 7. September 1820.

* Wiegenlied.

Kindlein, Kindlein, liege
Still in Mutterarm;
Hinter deiner Wiege
Lauern Schmerz und Harm.

Schmerz und Harm erfüllen,
Wenn du wein'st, ihr Herz;
Ihre Worte stillen
Freundlich jeden Schmerz.

Jeden Schmerz im Leben
Still't nicht Mutterlieb'.
Finstre Mächte weben
Oft die Loose trüb';

Loose trüb und helle,
Braut- und Todtenkranz
Trägt des Schicksals Welle
Oft im Morgenglanz.

Morgenglanz umziehet
Lenz und Jugendbahn;
Doch der Lenz verblühet;
Und die Stürme nah'n.

Stürme nah'n — von ferne
Hör't das Kind sie weh'n,
Sieht die goldnen Sterne
Trauernd untergehn.

Untergehn und blühen
Ist der Erde Loos,
Nach des Lebens Mühen
Wink't des Grabes Schooß.

Grabes Schooß ist stille,
Birgt die reiche Saat;
Aus der Blumen Fülle
Spricht die gute That.

Gute That bringt Kränze,
Kränze jung und grün,
Die im ew'gen Lenze
An der Gruft erblüh'n.

Hinter deiner Wiege
Lauern Schmerz und Harm,
Kindlein, Kindlein, liege
Still in Mutterarm.

A. Daevet.

Mehr Glück als Verstand.

(Fortsetzung.)

Rothholz war nun auf dem Gipfel eines Glücks, nach dem er so lange sehnlichst geschmachtet, und worauf er, nach dem letzten unglücklichen Vorfalle, fast ganz Verzicht geleistet hatte. Was er in prophetischem Geist vor einigen Wochen vorhergesagt, traf wirklich ein.

Alle seine Kammeraden, die ihn sonst ziemlich verächtlich angesehen, bewarben sich nun um seine Gunst, und diejenigen, die ihn noch vor kurzem einen Esel und Einfaltspinsel, oder wohl gar Betrüger geschimpft, konnten nicht Worte genug finden, seinen Verstand und sein gutes Herz bis zum Himmel zu erheben.

Seine einfältige Gutmüthigkeit fand daran nichts auffallendes. Er ersetzte koppelt, was er seinen Kammeraden schuldig geblieben war, und ließ sogar, auf den Rath seines Freundes, der mit ihm zu Aaron Harlemer gegangen war, dem nun schon längst, aber armselig genug, beerdigten Gesellen auf seine Kosten ein Monument von Sandstein setzen. Der Rathgeber kam auf diesen Gedanken, weil ein Vaterbruder von ihm in Aachen Bildhauer war, dem er auch diesen Verdienst zuwandte. Wahrscheinlich ist dies nicht das einzige Denkmal, das Verstorbenen aus solchen, oder ähnlichen Nebenabsichten gesetzt worden ist.

Jetzt hatte Rothholz nur einen Gedanken, aus dem Stande der Gesellen in den ehrenvollern eines Meisters überzugehen und sich zu etabliren. Bei dem vielen Gelde, das er besaß, hatte das Meisterwerden keine Schwierigkeiten, der köstliche Schmaus, den er bei dieser Gelegenheit seinen Innungsgenossen gab, ersetzte zehnfach, was ihm an soliden Kenntnissen abging. Meister Rothholz, der auch das Bürgerrecht gewann, war nun nur darauf bedacht, eine Färberei zu erstehen.

Die Wittwe eines dortigen Färbers wünschte die ihrige loszuschlagen, da sie die unerfreuliche Bemerkung gemacht, wie sie, nach dem Tode ihres Mannes, sich auf fremden Beistand verlassend, statt zu gewinnen, jährlich von ihrem Vermögen zugesetzt hatte. Rothholz erfuhr dies, er ging zu der Wittwe, man wurde bald Handels eins, und er war nun der Herr einer wohleingerichteten Färberei.

Sie hatte aber, nach dem Tode des ersten Besitzers, sehr viel an Kundschaft verloren, mithin fehlte es dem neuen Eigenthümer gar sehr an Arbeit. Rothholz kam auf die Idee, um nicht müßig zu seyn, für eigene Rechnung weisses Tuch von den Tuchmachern und Fabrikanten zu kaufen und es zu färben. Er verwandte darauf alles, was er noch an baarem Kapital übrig hatte, und färbte dieses weiße Tuch — um nicht mit der Zurichtung von vielen Farben Zeit nnd Mühe zu verlieren — schwarz.

Der Erfolg krönte leider nicht seine Hoffnung, dadurch einen Gewinn zu machen. Schwarz war damals keineswegs, wie jetzt, eine Modefarbe; Jedermann trug sich in andern Farben, mit Ausnahme der Geistlichkeit und der Leidtragenden bei Sterbefällen, und diese letztern suchten, so bald als möglich, sich von einer so lästigen Tracht wieder frei zu machen

Da sich keine Abnehmer seines schwarzen Tuches fanden, selbst wenn er es unter dem Preis ausbot, so gerieth er dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit. Er lief Gefahr, seine Färberei wieder verkaufen zu müssen, und das Sprichwort: wie gewonnen, so zerronnen, durch sich wahr zu machen.

Einst saß er, darüber eben nicht in erfreulichem Nachsinnen versenkt, des Abends in

seinem Zimmer, als ihn der Freund besuchte, der ihm zu dem Denkmale gerathen.

Nach einigem Hin- und Herfragen entdeckte ihm Rothholz seine unerfreuliche Lage.

„Weißt Du was, Freund!“ sagte dieser: „mir fällt was ein, das Dir helfen kann. Hier wirst Du Dein Tuch in Ewigkeit nicht los, und es werden's am Ende die Motten fressen. In Rußland sind aber noch gar keine Tuchfabriken. Wenn ich wie Du wäre, ich packte alle meine Tücher ein und reiste damit nach St. Petersburg, bot' es dort feil, und — ich wollte darauf wetten — Du würdest es reißend los.“

Die Sache ließ sich hören. Der Freund hatte Lust, mit nach Petersburg zu reisen, weil er dort eine Schwester an einen Uhrmacher verheirathet hatte, die er gern noch vor seinem Tode gesehen hätte. Er erbot sich daher aus Freundschaft, ihn zu begleiten: „es versteht sich,“ setzte er hinzu: „daß Du mich frei hältst, denn Du weißt ja, ich bin ein armer Teufel.

Rothholz willigte in Alles ein. Die Tücher wurden wohl verpackt aufgeladen, und, so viel es sich thun ließ, zu Wasser nach St. Petersburg geschaft. Der Besitzer derselben, mit seinem Freunde, machte die Reise, der Sicherheit und Bequemlichkeit wegen, zu Lande.

Beide kamen ohne Abentheuer in St. Petersburg an; auch waren die Tücher wohl erhalten eingetroffen; Rothholz hatte indessen, auf seine Färberei behufs der weiten kostspieligen Reise, ein beträchtliches Kapital aufgenommen, und das war größtentheils unterweges verzehrt worden, als das Ziel der Reise erreicht war.

Sein Reisegefährte hatte ihm unterweges sehr viel von seinem Schwager und seiner Schwester vorgeschwatzt, und wie solche, mehrere Jahre in St. Petersburg ansässig, ihm gewiß mit Rath und That bestens zur Hand gehen würden.

Von allen diesem erfolgte nichts. Der Schwager Uhrmacher konnte und mochte auch nichts für den Landsmann thun. Rothholz bot überall seine Tücher feil, aber auch hier wollte man nichts darauf bieten, denn es war natürlich, daß ein noch weniger kultivirtes Volk keinen Geschmack an einer so traurigen Farbe finden konnte, vielmehr die recht hellen und schreienden liebte.

Rothholz mitgebrachtes Geld schmolz immer mehr, und er war auf dem Punkte, seine Tücher für ein Spottgeld zu verschleudern, und mit dem daraus zu lösenden Gelde in sein Vaterland zurückzukehren.

Er eröffnete dies seinem Reisegefährten, und forderte ihn auf, ihm wieder dahin zu folgen.

„Thu' das!“ sagte dieser kalt: „ich glaube selbst, daß es das Beste ist. Hier ist doch nichts für Dich zu machen, das hab' ich nun wohl weg. Ich werde aber hier bei meiner Schwester bleiben.“

Diese Erklärung befremdete Rothholz nicht wenig. Der Schwager und die Schwester seines Reisegefährten hatten aber das Projekt gemacht, daß der letztere in St. Petersburg bleiben, und dort gemeinschaftlich mit einem vermögenden Russen, eine Färberei anlegen sollte, wozu sie von der Krone eine Unterstützung hofften, und daran sollte Rothholz keinen Theil nehmen.

Höchst mißvergnügt über das Mißlingen seines ihm eingeschwatzten Planes, seines noch dabei fruchtlos verausgabten Geldes, der deshalb gemachten Schulden, und hauptsächlich, daß sein Freund ihn nun so schnöde verließ und

*

er die Rückreise allein antreten sollte, war er eben damit beschäftigt, darüber nachzudenken: wie er seine Tücher noch am besten losschlagen könnte, als sein Wirth — bei welchem er ein Zimmer gemiethet hatte — zu ihm in's Zimmer trat, um sich, da er Geld brauchte, von ihm die Miethe für den noch nicht abgelaufenen Monat zu erbitten.

Rothholz gerieth darüber in Verlegenheit, da er selbst nur noch im Besitze von wenigen Rubeln war, und entdeckte dem Wirthe seine Lage, mit der Bitte, ihm doch einen Käufer zu seinen Tüchern zuzuweisen.

„Das Beste ist," sagte dieser: „daß Sie davon eine Anzeige in den Zeitungen machen lassen."

Rothholz erwiederte, daß er dies wohl noch versuchen wolle, er sey aber der russischen Sprache nicht so mächtig, um eine solche Anzeige machen zu können.

„Das ist das Wenigste," meinte der Wirth: „das will ich schon besorgen, wenn Sie nur die Insertionsgebühren tragen wollen."

Dazu verstand sich Rothholz sogleich, denn ein Mensch, der in der Gefahr schwebt, zu ertrinken, sucht sich auch an einem Strohhalm zu halten.

(Der Schluß folgt.)

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

1.

Der Herzog von Campochiaro.

Aus einer alten Familie Neapel's stammend, zeigte Campochiaro früh große Neigung zu den schönen Wissenschaften. Die Folge aber bewies bei ihm, wie schon oft bei Andern, daß die Neigung dafür nicht immer den Beruf dazu in sich trägt. Obschon er mit vielem Eifer sich auf das Studium derselben warf, so entsprach doch das, was er in diesem Felde des Wissens leistete, nicht den gehegten Erwartungen, und C. verließ bald den Blumenweg, den die Musen zeigen, um den zu wandeln, der, wenn wir so sagen dürfen — die eigentliche Rennbahn der Zeit geworden ist, den der Politik nämlich. Da an Ferdinand's Hofe dem jungen Manne aber kein beförderndes Gestirn leuchtete, so umfaßte er die in jener Zeit auch in seinem Vaterlande wogende, durch die französische Staatsumwälzung hervorgerufene Parthei der Revolution, welches dann zur Folge hatte, daß mannigfache Verfolgungen von Seiten der dem Neuen Feindlichgesinnten auf ihn hereinbrachen, denen, so wie der 1799 ausgesprochenen Proscription zu entgehen, er sein Vaterland verließ, wohin er nicht eher zurückkehrte als im Jahre 1806. Einer der ersten von denen, die dem neuen König Joseph (Buonaparte) ihre Dienste anboten, ward er zum Staatsrath und Minister des königl. Hauses ernannt, bald darauf aber, da dieses Ministerium einging, als neapolitanischer Gesandter an den damaligen Kaiserhof nach Paris gesendet, bei welcher Gelegenheit er von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion erhielt. Später war er in gleicher Eigenschaft an den Höfen zu München, dann zu Wien accreditirt, und da Joseph's Nachfolger auf Neapel's Thron, Joachim Murat, großes Vertrauen bis an seinen Tod in ihn setzte, so wurde er von diesem König im Jahr 1814, nachdem durch die Ereignisse der beiden vorhergehenden Jahre ein allgemeiner Umschwung der politischen Verhältnisse Statt gefunden hatte, in's Hauptquartier der Verbündeten gesendet, denen er auf ihrem Zuge bis nach Paris folgte. Der

Zweck dieser Sendung, Namens seines Herrn mit den alliirten Herrschern zu unterhandeln und dadurch Neapel's Krone auf Murat's Haupte zu erhalten, vermochte aber von Campochiaro nur theilweise erreicht zu werden; denn außer Oesterreich weigerten sich die übrigen Verbundenen, mit Murat zu unterhandeln. Als der Wiener Congreß sich bildete, begab sich Campochiaro auf Befehl seines Königs, begleitet von dem Fürsten Cariati, (einem andern neapolitanischen Großen, auf den Joachim gleichfalls ein unbedingtes Vertrauen setzte, welches auch Cariati, edelmüthig und treu seinem Herrn bis auf den letzten Augenblick rechtfertigte,) dahin, um, wo möglich, hier die bisher mißglückten Versuche einer bestimmenden Unterhandlung mit den Alliirten zu erneuen und die Feststellung des vorläufig mit Oesterreich geschlossenen Friedens zu bewirken. Indeß waren die Anstrengungen beider in beiden Hinsichten auch hier nicht glücklich. Standhafte Weigerung, sich in Unterhandlungen einzulassen von einer, oberflächliche Versprechungen von der andern Seite, waren alles, was sie erhielten, und der vielleicht zu hoffende Erfolg von Campochiaro's, dem Fürsten Metternich unter dem 25. Januar 1815 übergebenen, von ihm und Cariati unterzeichneten Note, betreffend das Verlangen Joachim's, Oesterreich möge sich hinsichtlich seiner Anerkennung bei den Bourbonnischen Höfen verwenden, wurde durch Napoleon's Rückkehr von Elba vernichtet, und es wurden dadurch zum Theil mit die folgenden Ereignisse herbeigeführt, welche, wie bekannt, dem unglücklichen Murat bald darauf Thron und Leben kosteten *).

Obschon, wie oben bemerkt, vom König Joachim fortdauernd mit seinem Vertrauen beschenkt, soll Campochiaro dasselbe doch nicht immer so verdient haben, wie sein Gefährte bei der Wiener Sendung, Cariati. Wir sagen, soll; denn streng Gewisses darüber vermag vielleicht erst eine spätere Zeit zu geben. Beschuldigt wird der Herzog, eben bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Wien, mit der nun verstorbenen Gemahlin Ferdinand's I. oder IV. von Sicilien, Caroline von Oesterreich, geheime Unterhandlungen angeknüpft zu haben, die, falls sie wirklich Statt fanden, schwerlich zu seines damaligen Souveräns Vortheil seyn konnten.

Welche Stellung jetzt, in den neusten Ereignissen in Neapel, (deren Entstehen man nicht unterlassen hat den Carbonari's zuzuschreiben, als wenn jemals etwas Anderes den Wunsch rege machte, die Regierung verändert zu sehen, als eben die Regierung selbst!) Campochiaro, den wir nacheinander Staatsrath und Minister della casa reale vom König Joseph, dann Gesandter an den Höfen van Paris und München, dann wieder als Bevollmächtigter König Joachim's im Lager der Alliirten und beim Congreß in Wien, gesehen haben, einnimmt, ist durch öffentliche Blätter bekannt, und wird solches von uns, da in dieser Hinsicht die Acten noch nicht geschlossen sind, als hier noch nicht hergehörig, übergangen, indem unser Zweck hier nur seyn

*) Früher schon, wie diese hier erwähnte Note, wurde eine Denkschrift: „Mémoire historique sur la conduite politique et militaire de S. M. le Roi de Naples depuis la bataille de Leipsic, jusqu'a la paix de Paris" zu Rechtfertigung des Betragens von Murat, dem Lord Castlereagh von dem Herzog von Campochiaro übergeben, gegen welche später der Graf Rugent, österreichischer, hernach neapolitanischer General, widerlegende Bemerkungen gleichfalls an Castlereagh eingab, die viel dazu beitrugen, Murat's letztes Geschick herbei zu führen.

kann, in kurzen Umrissen zu zeigen: wer die sind, die in dieser neuen Variation auf das seit einem Menschenalter gegebene große Thema Hauptrollen übernommen haben.

Der Köhler-Knabe.

(Fortsetzung.)

Vor sechs Monaten hatte Geier eine rechtschaffene Wittwe und Mutter von sieben Kindern, geheirathet. Jedermann wunderte sich damals über Geyers Entschluß; dieser aber gelobte — Gott und sich selbst vertrauend — ein redlicher Vater und Versorger der Verlassenen zu seyn, denn Wolfrum war plötzlich gestorben und Geyer, sein Freund, achtete jenes für Pflicht, und wähnte, eine innere Stimme zu vernehmen: werde der Verwaist'ten Vater! — Es liebten und ehrten auch die Kinder den Stiefvater gleich einem leiblichen. — Alle, bis auf das dreijährige Annchen, welches bei der Mutter geblieben, waren eben mit dem Vater heim gekommen, da sie heute im Walde seine Gehülfen gewesen. — Schon glänzte der Abendstern über dem westlichen Walde und die Kinder eilten vergnügt in die kleine Wohnung; denn sie alle, von der mündigen Tochter bis zur sechsjährigen Elisabeth, trugen eine Gabe des Waldes zu Hause; das eine dürres Holz, ein anderes mit Himbeeren gefüllte Weidenkörbchen ꝛc. — Am kleinen Heerde bereitete die Mutter das Abendessen, und belobte jedes Kind wegen des Mitgebrachten. „Kommt auch der Vater?" fragte die Geschäftige das geschwätzige Kinderhäuflein wiederholt und kräftiger. „Ich warte hier auf den Wagen!" rief von aussen der Köhler, der seinen Liebling, Annchen, auf den Arm genommen und das Mädchen seufzend liebkosete, gleich als sollte es sein tröstender Engel seyn. So sonderbar war dem Manne noch nie! Schon manche Stunde der Nacht hatte er unter Donner, Blitz und Sturm im einsamen, schauerlichen Walde zugebracht, doch nimmer ihm gebangt, denn „mein Hort ist Gott, ihn laß ich walten!" war stets seines Herzens fester Glaube, sein Trostgedanke gewesen. Nur jetzt wollte das zagende Herz sich nicht beruhigen. — Auf einen Augenblick trat Mutter Anne in die Hausthür, bot dem harrenden Gatten freundlich einen guten Abend und kehrte schnell und vergnügt zum niedrigen Heerde zurück. Endlich fuhr der schwerbeladene Kohlenwagen heran und dicht neben der Hausthür in den Schuppen, wo er morgen abgeladen werden sollte. Der Fuhrmann spannte die Zugthiere ab, trieb sie nach Hause und Geyer verwahrte das Behältniß. — Mit einem Gott Lob und Dank trat der Vater in die Stube, wo schon die Lampe brannte, setzte sich dann zum Tische, der viele Jahre schon unverrückt, wie eingepfählt auf dieser Stelle stand und an welchem ihn Mutter und Kinder bereits sehnlichst erwarteten. — Auf der Mitte des Tisches dampften aus der großen, irdenen Schüssel die ersten Kartoffeln des Jahres den Hungernden, als der köstlichste Wohlgeruch entgegen! Nur Salz auf hölzernem Teller sollte die lieblichen Erstlinge würzen. Aller Augen waren auf die Schüssel gerichtet. Annchens Händchen strebten schon nach ihr. — „Betet, Kinder! betet recht von Herzen!" sprach der innig gerührte Vater; „solch Labsal ward uns lange nicht! Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist. Der Vater dort oben verläßt uns doch nicht. Bis hieher hat uns der Herr geholfen;" — „Und wird uns ferner helfen!" fuhr andächtig Mutter Anne fort. Tiefgerührt waren Alle. Die Kinder hatten gebetet nnd unter Freu-

denthränen zählte nun die Mutter jedem sein Theilchen zu.

Dieses Jahr war eins der schrecklichsten Hungerjahre, womit ganz Deutschland und die Nachbarländer heimgesucht ward, und das vielen Tausenden den jammervollsten Tod brachte. Auch in diesem Thaldörfchen war die Noth groß; die Aelternsorge besonders schwer und drückend gewesen. Daher die dankvolle Freude bei diesem köstlichen Mahle; rührende Stille herrschte während desselben. — Alle waren nun satt, aber auch herzlich müde. Annchen schlummerte schon auf der Mutter Schooße. Von jedem Kinde ward nun ein kurzes Dankgebet, doch recht von Herzen und nicht aus Gewohnheit, gesprochen; und bald hatte jedes seine Schlafstatt gefunden.

(Der Schluß folgt.)

Aberglaube der Hinduer.

Der Tempel des Kedar Nath ist eines der berühmtesten Heiligthümer, wohin die Hinduer wallfahrten, in einer rauhen Felsengegend mehr als 11,000 Fuß über dem Meere. Der Gegenstand der Verehrung ist ein unförmlicher schwarzer Felsenblock, worin man eine Aehnlichkeit mit dem Hintertheile eines Büffels finden will. Kedar Nath, erzählt die hindustsche Sage, ward von Bhim Singh, dem furchtbaren Riesen verfolgt, und unweit des Tempels eingeholt. Schnell verwandelt sich der Bedrängte in einen Büffel, und begab sich zu einer Heerde, die in der Nähe weidete. Der Riese, der gleich nachher ankam, ahnete die List seines Feindes, und ersann ein schlaues Mittel, den Verfolgten zu entdecken. Er nahm die Stellung eines Kolosses, und zwang die Büffel, einzeln zwischen seinen Beinen durchzugehen. Alle bestanden die Probe, aber der arme Kedar war so dick, daß er in der Mitte eingeklemmt blieb. Ehe aber der Riese seine Rache vollführen konnte, zerriß Kedar's Leib bei seinem heftigen Kampfe in zwei Theile. Kopf und Schultern versanken alsbald in die Erde und kamen auf einem unterirdischen Wege nach Nepal, wo man sie noch sieht. Der Rumpf ward eine Beute des Riesen. — Die Hinduer wallfahrten zu dem Tempel, um die Sünden des Fleisches durch Selbstaufopferung abzubüßen. Die Büßenden werden von den Braminen in die Schlucht eines verschneiten Hohlweges geführt, wo sie ihr Eigenthum und ihre Kleidungsstücke verschenken. Ganz nackt müssen sie alsdann bis an's Ende der Schlucht wandern, wo sie sich von einer schrofsen Höhe in den gähnenden Abgrund stürzen sollen. Einige Tage vor der Ankunft des Hauptmanns Spencer Webb — dessen Erzählung*) hier mitgetheilt wird — hatten drei Frauen von mittlern Jahren die furchtbare Probe bestanden, und kamen, wunderbar genug, lebendig zum Tempel zurück, nachdem sie drei Tage und drei Nächte im Schnee und ohne Nahrung den Tod gesucht hatten. Sie fanden den jähen Absturz nicht, der auch wahrscheinlich gar nicht da ist. Eine der Unglücklichen starb wenige Stunden nach ihrer Rückkehr zum Tempel. Die beiden andern saßen unter einem Obdache am Wege und bettelten. Eine von ihnen schien mit dem Verluste beider Füße und einer Hand gerettet werden zu können; die Gliedmaßen der Andern aber waren in einem so schrecklichen Zustande, daß sie nur wenige Tage leben konnte. Die Ueberzeugung, Gott habe, wie sie sagte, ihr Opfer und ihre Gebete verschmäht, erhöhte ihr Elend.

---

*) Journal of science, literature and arts No. 17. (1820.)

Menschliche Thorheiten.

Bei der Einweihung der Jesuitenkirche in München 1599, erschienen 24 Fürsten, 36 Prälaten und der ganze Adel des Landes. Wenn es den Wünschen mancher nachginge, so könnte es in funfzig Jahren wieder so ein Fest geben. Der Himmel wird ja wohl davor bewahren.

Anekdote.

Der große Mechaniker Ramsden hatte die Gewohnheit vieler andern Künstler zur Vollkommenheit ausgebildet, die nämlich: daß er nie Wort hielt, und in Versprechungen und Zusagen eben so leicht, als in Entschuldigungen, über das Nichthalten derselben, ganz unerschöpflich war.

Der jetzt verstorbene König Georg III. hatte einst ein astronomisches Instrument bei ihm bestellt, das er besonders gern bald zu erhalten wünschte. Er hatte Ramsden die Erlaubniß gegeben, die Zeit der Ablieferung ganz nach eigenem Gutdünken zu bestimmen; nur müsse er dann fest darauf rechnen können. Als aber diese Zeit herankam, war die Arbeit kaum begonnen. Erst ein Paar Jahr nachher wurde das Instrument fertig, und Ramsden eilte nun in größter Hast in einer Postchaise nach Kew, um es dem König zu überreichen. Er fuhr gerade vor die Thür des königl. Pallasts, und frug ganz naiv: ob der König zu Hause wäre, er müsse ihn ganz nothwendig gleich sprechen. Die Pagen und Hofbedienten hielten den zudringlichen Künstler für halb verrückt, und wollten ihn gar nicht einlassen. Er aber sagte ganz keck: „sagt Sr. Majestät nur, daß Ramsden mit dem Instrument da ist, und er wird froh seyn, daß ich's ihm bringe." So war es auch; der gütige Monarch ließ ihn gleich vor sich. Der König, ein Kenner, untersuchte das Instrument sehr aufmerksam, fand es vortrefflich und sagte Ramsden viel Schmeichelhaftes darüber. Dann wandte er sich ganz gravitätisch und mit königl. Anstand gegen den Mechanikus: „Man hat mir versichern wollen, Mr. Ramsden, daß Sie der am wenigsten zuverlässige Mann im ganzen Königreiche wären; das finde ich doch nicht; Sie haben pünktlich den Tag gehalten, wo Sie mir dies Instrument abliefern wollten, und Sie haben sich nur in dem Jahr geirrt."

* Zweisylbige Charade.

An einem schönen Tag im Lenze,
Lief Erste zu der Letzten hin;
Wand dort die schönsten Blumenkränze,
Die heute prangend sollten glühn
In Lieschens schönem Lockenhaar,
Die Bräutchen von der Ersten war.

Die Kränze waren kaum gewunden,
So wie der frische Blumenstrauß,
Als Lieschen auch sich eingefunden;
Nun ging es Arm in Arm zu Haus
Aus diesem schönen Ort, der's war
Wo Liebe schwur das junge Paar.

Bekränzet ging zum Ganzen wieder
Dem Städtchen, das versprochne Paar,
Es tönten munt're Hochzeitslieder
Von der vergnügten Gäste Schaar.
Im Ganzen, das romantisch liegt,
War alles heute hochvergnügt.

Ein Hannoveraner.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 71.

Clausthal.

1. Stuhl.
2. Aal.
3. Lachs.
4. Salat.
5. Saal.
6. Haus.
7. Thal.
8. Saat.
9. Ast.
10. Thau.
11. laut.
12. Schall.
13. Luchs.
14. Achat.
15. Stahl.
16. Laus.
17. Lust.
18. Sau.
19. Stall.
20. Haut.
21. Tuch.
22. Hut.
23. Hals.
24. Hast.
25. Atlas.
26. Hull.
27. Tula.
28. Ala.
29 Casal.
30. Hall.
31. Claus.
32. Tusch.
33. Saul.
34 Tau.
35. Last.
36. schlau.
37. Tausch.
38. Aas.
39. lau.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 73.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 10. September 1820.

Der Köhler-Knabe.

(Beschluß.)

3. Die Nacht.

In der nahen Kirche hatte eben die Uhr zehn geschlagen, als Mutter Anne den Hausriegel vorschob, das Heerdfeuer einscharrte, dann das Licht löschte und sich zu ihrem, bereits tief schlafenden Cyriak legte. Dießmal hatte der fromme, aber so ermüdete Köhler nur den ersten und letzten Vers seines Abendliedes: „Nun ruhen alle Wälder ꝛc", das er gewöhnlich im Walde und daheim mit lauter Stimme absang, gebetet und schon halbträumend lispelte er noch: „Auch Euch, Ihr, meine Lieben, erschüttre kein Betrüben, kein Unfall noch Gefahr! Schlaft ruhig bis zum Morgen, Gott wolle für Euch sorgen; Euch schütze seiner Engel Schaar!"

In der Kammer an der Wohnstube stand schon zur Zeit ihrer Vorfahren das geräumige Ehebette. Zwischen den Gatten schlief, beider Liebling, Annchen. Kein Fenster, nur ein Gesuchloch, nicht zwei Fuß im Gevierten, hatte die Hinterwand, vor welches ein Bret geschoben wurde. — Das zweite Stockwerk hatte, ebenfalls hinten, zwei Kammern, wo die sämmtlichen übrigen Kinder, nach dem Geschlechte gesondert, schliefen. Gleichfalls nur kleine Oeffnungen, ohne Fenster, gingen auf eine, an's Haus grenzende Bergwiese. — Hier schlummerten sorglos die Müden im süßesten Schlafe. —

Plötzlich ward Geyer durch den schrecklichen Schall der Sturmglocke aus einem schweren Traume aufgeschreckt. — Hatte er nicht vor wenigen Stunden Ahnung gehabt? — Zugleich vernimmt sein Ohr ein klägliches Rufen und Donnern an der Hausthüre, welche die Hausfrau so wohl verwahrte. Fast nackt eilt er in die Wohnstube und schon droht ihm der Dampf und die erstickende Gluth, welche von der Hausflur durch die brennende Thür dringen, unvermeidlichen Tod. Er stürzt aus dem Fenster, ach! und denkt in

der Angst nicht an Weib und Kinder! In dem Augenblicke stürzt der flammende Oberstock ein. Jammernd liegt der Betäubte am Boden. Nur wenige Nachbarn — es war Mitternacht, und alle Bewohner des Dörfchens im ersten Schlafe — stehen, händeringend, um ihn her. Wüthend prasselt die helle Flamme und bald bricht die ganze Wohnung krachend zusammen. Hülfe, Rettung ist unmöglich, und Weib und Kinder begräbt der Flammenhaufen! In diesen will Geyer sich verzweifelnd stürzen, nur mit Mühe hält man ihn zurück. Endlich werden hinter der Brandstätte winselnde Stimmen auf der Wiese laut. Es war der zwölfjährige Martin und das kleine Annchen; ersterer vom Brande und durch den Sprung beschädigt, letzteres nackt, doch unversehrt. Jener hatte sich allein durch kühnen Sprung aus dem oberen Stock gerettet; für die übrigen Geschwister waren die Oeffnungen zu klein. Annchen ward von der Mutter aus dem Kammerloche geworfen, ihr aber folgen konnte sie nicht. So fand also die schwangere Mutter und fünf Kinder einen schaudervollen Tod im Brande! Hier sind ihre Namen und Alter: 1) Die Mutter Anne, 43 Jahr alt, 2) die Tochter Katharina 20, 3) der Sohn Heinrich 17, 4) die Tochter Barbe 14, 5) der Sohn Konrad 9, 6) die Tochter Elisabeth 6 Jahr alt. — Welche Schreckensnacht auf den schönen Abend, den eine Familie in so glücklich-frommem Vereine feierte!

Es brachten, leider! die gepriesenen Kohlen, welche das Leben dieser Familie auf lange fristen sollten, sechs Unschuldigen den grausenvollsten Tod. Ohne Zweifel gab es noch glimmende unter ihnen; der Schuppen hatte Zugluft und die Entzündung mußte demnach plötzlich über Hand nehmen. Auf dem Boden über ihm lagen mehr als hundert Bündel ungereinigten Flachses. Sobald das Feuer diesen erreicht hatte, war die Rettung unmöglich und daher die schnelle Verbreitung des Feuers erklärbar.

4. Das Mitleid.

Der Vater und beide Kinder, die allein Geretteten, jammerten unaufhörlich um die Verbrannten; herzzerschneidend war ihr Klaggeschrei. — Die Leichname jetzt zu suchen, war unmöglich, denn der anbrechende Tag fand einen rauchenden Schutthaufen. — Endlich wurden sie alle aufgefunden, theils mehr, theils weniger verstümmelt, wahrscheinlich schnell erstickt; der Anblick war herzerschütternd. — Am dritten Tage wurden sechs Särge, von zahllosen Zuschauern begleitet, zur Stätte der Verwesung getragen. —

Die Verlassenen fanden bald Aufnahme und Beistand; aber trostleer blieb besonders des Vaters Herz, nach kurzer Zeit vereinigte ihn der Tod mit den verlorenen Seinen. — Die nun ganz verwais'ten Kinder fanden Wohlthäter. Annchen ward von Verwandten erzogen und des Knaben Martins erbarmte sich ein menschenfreundlicher Beamter in der nahen Stadt. Ohne Zweifel hatte dieser keine andere Absicht, als ein Werk der Barmherzigkeit an dem Verlassenen zu thun, vielleicht auch sich an dem Knaben einen Aufwärter zu erziehen, allein es fand sich bald, daß der Aufgenommene vorzügliche Anlagen und viel Lernbegierde habe, welche Entdeckung dem Beamten herzliche Freude machte.

5. Die Flucht.

Diese angenehmen Verhältniße heilten, gemeinschaftlich mit der Zeit, die tiefen Wunden des Kindes- und Bruderherzens, der arme, scheue, dem Feuertode entsprungene Köhlerknabe ward bald ein blühender, muntrer Jüngling. Väterlich liebte den gelehrigen, wackern Schüz-

ling der Wohlthäter und gab ihm manche Stunde frei, um sich noch andere nützliche Kenntnisse zu verschaffen und Freuden seines Alters zu genießen. Schon jetzt sahe derselbe in dem angehenden Schreiber den künftigen, sehr brauchbaren Staatsdiener und machte ihn darum zum Gegenstande seiner Gunstbezeigungen. — Aber wie verderbend war nicht schon das oft zu starke sogenannte Wohlwollen unter ähnlichen Verhältnissen! Ach, es wird dann zum wahren Uebelwollen! Wohl möglich, daß dem Lieblinge vielleicht schon mancher Fehler übersehen ward, daß noch immer das Mitleid sprach; gewiß aber, daß der Wohlthäter Ernst und Strenge mit der schonenden Liebe hätte verbinden sollen; gewiß, daß jene heilsamer oft, als Liebe sind. — Martin Wolfrum ward verführt! Böse Gesellen verdarben ihn. Der Beliebte gerieth nach und nach in Schlingen, die ihn immer mehr umstrickten. Heimlich ward gezecht, gespielt und ausgeschweift. Dem väterlichen Wohlthäter konnte Martins Jubelleben nicht ganz verborgen bleiben: väterlich waren die Ermahnungen des Gönners, aber — die Warnung kam zu spät! Das spärliche Taschengeld reichte nicht hin, die nun schon gewohnten Bedürfnisse zu befriedigen. Es ward geborgt, dann betrogen, dann — gestohlen! Solcher Weg entsprach des Wohlthäters Aussichten nicht! Wohin führt auch nun wohl Martins Pfad?

Das Entwenden einem Paares silberner Schuhschnallen, die seinem Wohlthäter gehörten und einem dortigen Juden verkauft wurden, entschied über sein Geschick. Der Dieb ward entdeckt und mußte nun verhaftet werden; mit Schmerzgefühl gab der Beamte den Befehl, doch Martin floh, sein Schicksal ahnend, wie er ging und stand. Der den Flammen Entsprungene entsprang jetzt der brennenden Schande. Seine Verlassenschaft deckte zwar den Diebstahl, aber lange, lange trauerte der zweite Vater um den verlorenen Sohn. — Mehrere Monden lang irrte der Flüchtling umher; ungewiß wohin er sich wenden, was er beginnen solle? Er fand sich endlich nach Hamburg, und ging als Matrose zur See. —

Hier gäbe es für den Romanschreiber ein breites Feld und einen schönen langen Zeitraum zu Erdichtung wundersamer Abenteuer. Ich könnte meinen Köhlerknaben Schiffbruch leiden, an einer unbekannten Insel landen lassen, oder ihn nach einem der Raubstaaten schikken und mit den Perlen eines Harems in süße, aber halsbrechende Verhältnisse stellen, muß aber als Erzähler einer wahren Begebenheit, aus Mangel an Nachrichten, eine Lücke von sechszehn vollen Jahren unausgefüllt lassen.

---

6. Der Beduinenfürst.

Ja, als solcher hat Martin Wolfrum, der als Köhlerknabe sein Thaldörfchen verließ, dann als Abschreiber entfloh, sein Vaterland und seinen Geburtsort wieder besucht! — Ich beklage noch jetzt, daß keiner seiner Landsleute das Vertrauen des so merkwürdig gewordenen Mannes zu gewinnen verstand, um dessen gewiß sehr interessante Begegnisse der Welt mittheilen zu können. Was ich davon erfuhr, soll ihr kund werden. — In der, seinem Geburtorte zunächst gelegenen Stadt hatte Wolfrum einen prächtigen Wagen stehen lassen und wanderte, von einer halbschwarzen Gattin (der Versicherung nach, einer Araberin von fürstlicher Abkunft) begleitet, zu Fuße nach dem Tahldörfchen; es folgte ihnen mohrische Dienerschaft: aber sein Herz soll verschlossen, sein Blick umwölkt gewesen seyn. Gewiß war er jetzt nicht so glücklich, als einst in seinem Köhlerkittel, denn ihm fehlte

bei allem Gold und Glanze das Kleinod — Zufriedenheit. — Er forschte vor allem nach Schwester Annchen. Auf der Brandstätte war schon längst wieder eine Wohnung errichtet, in welcher diese, seit kurzem an einen Handwerker verheirathet, lebte. Die Geschwister erkannten sich lange nicht; das Herz mußte den Dolmetscher machen und führte sie einander entgegen. Aber nicht lange verweilte Wolfrum in dem alten Vaterlande — Man erzählt, der unermeßlich reiche Mann habe hier bleiben wollen, auch sey ihm eine Domaine zum Kauf angeboten worden; allein die Gattin willigte nicht ein und sehnte sich zurück in die Heimath. Wolfrum's einziger Wunsch war nun, daß ihn Schwester Annchen und ihr Mann nach Arabien begleiten möchten; doch dazu war, bei aller Willfährigkeit derselben, eine längere Vorbereitung nöthig, als einst der fliehende Schreiber brauchte. Der Bruder ließ deßhalb einen schweren Wechsel für die Reiselustigen zurück und ging nach Hamburg voraus. Dort vereinigten sich, nach wenigen Wochen, die Geschwister und steuerten dem andern Welttheile zu.

Noch im Jahre 1806 schrieb Wolfrum an einen Freund in seinem Geburtsorte. Klagen über die Unruhen in seiner Gegend und — heftige Sehnsucht nach Europa machten den Hauptinhalt des Briefes aus. Er erwähnte nur beiläufig, daß Annchens Gatte während der Seereise gestorben sey, die Witwe in seiner Nähe lebe, wieder geheirathet habe, aber sehr unglücklich fühle.

Mehr Glück als Verstand.

(Beschluß.)

Die Bekanntmachung wurde aufgesetzt, in den St. Petersburger Zeitungen abgedruckt, und Rothholz gab dazu fast die letzten Groschen, die er noch in der Tasche hatte. Da er doch nicht ganz ohne Geld seyn konnte, so mußte er in dieser Noth eine schöne goldne Repetiruhr verkaufen. Der Schwager seines Freundes erstand sie von ihm, blos aus Freundschaft, wie er sagte, und gab ihm dafür etwa den dritten Theil des wahren Werthe; auch schwatzte der letztere solche einige Tage darauf einem reichen Bojaren für einen so übermäßigen Preis auf, daß dieser dafür den doppelten wahren Werth zahlte.

Rothholz wartete einige Tage vergeblich, daß sich bei ihm, nach der öffentlichen Bekanntmachung, Käufer zu seinen Tüchern melden sollten, aber vergebens. Niemand kam, und er gab nun auch diese letzte Hoffnung auf, solche los zu werden, wenn er sie nicht fast ganz verschenken wollte.

Eines Morgens ganz früh klopfte es an seine Thür. Er lag noch im Bette. Schnell sprang er heraus, warf seinen Schlafpelz um und öffnete. Ein Mann in einer stattlichen reichen Uniform trat in's Zimmer und fragte ihn: ob er der Deutsche sey, welcher schwarzes Tuch feil geboten habe.

Rothholz bejahte es.

„Wie viel ist es?"

Rothholz wies ihm das Verzeichniß seines ganzen Vorraths, worauf auch die Feinheit jedes einzelnen Stücks und der Preis bemerkt war.

„Das bitt' ich mir aus," sagte der Fremde und entfernte sich.

Gleich darauf kam der Wirth zu ihm und sagte zu Rothholz:

Haben Sie schon den Handel wegen des Tuches abgeschlossen?

„Nein," antwortete Rothholz.

So rath' ich ihnen, wenigstens noch ein

mal so viel zu fordern, als es werth ist. So eben ist der Kaiser Peter III. gestorben, und die Kaiserin Katharina II. will dies Tuch behufs des feierlichen Begräbnisses aufkaufen. Es ist in ganz Petersburg nichts zu haben, und man muß Ihnen geben, was Sie fordern.

„Der fremde Herr, der bei mir war," sagte Rothholz, „hat aber den Preiscourant schon."

Das thut nichts. Wenn er wieder kommt, so erklären Sie ihm, daß mittlerweile schon einige Kaufleute Ihnen so viel darauf geboten, und Sie blos seine Rückkehr erwartet, um ihm den Vorzug geben. Sie können dadurch auf einmal ein reicher Mann werden, und ich rechne für meinen guten Rath auf Ihre Erkenntlichkeit.

„Ich fürchte nur," meinte Rothholz ängstlich, „daß dadurch der ganze Handel rückgängig wird.

Lassen Sie das meine Sorge seyn, ich werde schon für Sie das Wort führen.

Während beide sich darüber noch nicht vereinigt hatten, und Rothholz meinte, ein Sperling in der Hand sey besser, als zehn auf dem Dache, trat der Abgeordnete der Kaiserin wieder in's Zimmer und erklärte sich, die sämmtlichen Tücher für die, in dem Verzeichnisse schon sehr hoch angesetzten Preise, für die Kaiserin zu behalten, denn diese hatte Rothholz Reisegefährte schon in Aachen gemacht, und seinen Freund dadurch mit krönen wollen, eine solche kostbare und weite Reise zu unternehmen, weil dadurch für ihn ein so augenscheinlicher großer Vortheil erwachsen müsse, wenn er sie dafür in Rußland absetze, woran, nach des listigen Freundes Versicherung, gar kein Zweifel sey.

Ehe sich Rothholz noch erklären konnte, entspann sich zwischen dem Fremden und dem Wirthe eine Unterredung in russischer Sprache, von der Rothholz nur einzelne Worte verstand. Das Resultat derselben war aber, daß sich der Abgeordnete des Hofes bereit erklärte, wenn es nicht anders seyn könnte, das ganze geforderte Geldquantum für die schwarzen Tücher, die man unumgänglich nöthig brauche, zu entrichten, wobei er es sich nur zur unabläßlichen Bedingung mache, daß nicht eine Elle davon zurückbehalten würde.

Rothholz ging dies mit Freuden ein. Der Käufer entfernte sich, kam in kurzer Zeit zurück, ließ sich die sämmtlichen Tücher überantworten, und zahlte mehr als die doppelte Summe des wahren Werthes blank und baar.

Wer war froher, als Meister Rothholz, den nun schon zum zweiten Male das blinde Glück so ganz wunderbar aus seiner Noth gerissen, und das wieder gut gemacht hatte, was seine Einfalt verdorben.

Er beschenkte seinen Wirth reichlich für seinen guten Rath, und beschloß nun, je eher, je lieber, mit aller Bequemlichkeit nach Aachen zurückzukehren, und künftig sein so sonderbar erworbnes Geld besser zu Rathe zu halten, um nicht noch einmal in ähnliche Verlegenheit zu gerathen, denn das Glück möchte es doch am Ende überdrüßig werden, ferner sein Vormund zu seyn.

Sein Begleiter auf der Hinreise nach St. Petersburg erfuhr bald die glückliche Wendung des Schicksals seines Landsmanns und Zunftgenossen. Sein und seiner Verwandten Plan war gescheitert; es wollte sich keiner dazu verstehen, sich mit ihm, einem Ausländer, in ein so grosses Unternehmen, als die Errichtung einer Färberei, einzulassen, von der man damals dort

noch keine Kenntniß hatte. Er eilte also zu Rothholz, umarmte ihn zärtlich, wünschte ihm tausend Glück, und versicherte dabei: „Siehst Du, Freund! daß ich doch recht gehabt, Dir zu dieser Reise zu rathen.“

Rothholz war, bei aller seiner Beschränktheit, doch nicht so einfältig, um nicht einzusehen, daß hier blos ein Zufall, an den weder er noch sein Freund je denken können, obgewaltet, und er verhehlte ihm dies nicht, mit der Aeußerung: „Deinetwegen hätt' ich mich wieder nach Hause betteln können.“

Das bestritt nun den Freund sehr heftig, und erbot sich, ihn wieder treulich nach Aachen zu begleiten.

„Du hast mir gesagt,“ versetzte Rothholz: „daß Du bei Deiner Schwester bleiben willst. Thu' das. Ich glaube selbst, daß dies das Beste ist. In Aachen ist doch nichts für Dich zu machen, das hab' ich nun wohl weg.“

Er beharrete fest auf seinem Vorsatze, keinen Reisegefährten haben zu wollen, und meinte, er würde den Weg zurück wohl allein finden.

Sein Landsmann verließ ihn bitterböse, hoffte aber doch, ihn noch umzustimmen. Rothholz reisete aber, ohne Abschied von ihm zu nehmen, schleunigst von St. Petersburg ab, traf gesund und reich in Aachen ein, und fand nun noch, da er Geld hatte, ein braves Mädchen, die ihm die Hand am Altare reichte. Sie, klüger wie er, erhielt die Wirthschaft und die Färberei im Flor, er zeugte mehrere Kinder und starb im größten Wohlstande.

Bilder aus Brasilien.

II.

Brasilianisches Jägerleben.

Die Sonne war untergegangen, und schon trat die duftige Mondessichel hinter dem Urwalde hervor. Wir machten daher auf einer schönen Wiese Halt, die ringsum von Mimosengebüschen umgeben war. Die Maulthiere wurden abgeladen, und auf die Weide geschickt. Das Gepäck ward im Halbkreise aufgestellt, in der Mitte ein großes Feuer angezündet, und Anstalt zum Abendessen gemacht. Ochsenhäute gaben die Matratzen, Mantelsäcke die Kopfkissen ab; eine wollene Decke vollendete des Waidmanns Bett. Unsere Mahlzeit bestand nur aus Reis und Fleisch; aber wir aßen unter dem schönsten Sternenhimmel, und waren äußerst froh. Unsere deutschen Jagdhunde wurden natürlich auch nicht vergessen; sie zeigten eben so viel Muth als Wachsamkeit. Bald streckten wir uns nun, mit Ausnahme der nöthigen Wächter, auf unsere Lager hin. Die Nacht war unbeschreiblich schön; leuchtende Insekten umgaukelten uns, und aus den Gebüschen tönte der Ruf der Cabure, was eine kleine rostrothe Eule ist.

Der Tag brach an; unser Gepäck und unsere Decken waren vom Thau durchnetzt; allein bei der Kraft der Sonne, selbst in den ersten Stunden, achtet man dies nicht. Wir frühstückten und vertheilten uns. Ich begab mich an einen kleinen Fluß, dessen Ufer mit hohen, dichten Mimosen eingefaßt war. Herrliche Vögel aller Art, aber äußerst beschwerliche Jagd! Die Stacheln und Dornen jener Bäume, die Schlingpflanzen an den Stämmen, die ein dichtes Gewebe bilden, und die Muruis (eine Art kleiner Moskitos) alles trug dazu bei. Indessen erbeutete ich mehrere schöne Vögel, und erlegte noch auf dem Rückwege mehrere niedliche Colibris. Diese schwärmen gerade wie die Bienen um die Blätter herum.

Abends, kurz vor Sonnenuntergang, kamen wir bei einer Fazenda (Plantage) an. Der Besitzer empfing uns äußerst freundlich, und versah uns mit frischem Rindfleich und Reis, so wie mit Zucker, Brandtwein und herrlichen Orangen

im Ueberfluß. Am folgenden Morgen brachen wir auf, rückten aber bei den grundlosen Wegen nur langsam fort. Die Dickichte, durch die wir kamen, bestanden aus niedrigen Palmen und hohem rohrartigen Gras. Auf einer Anhöhe hatten wir eine weite Aussicht auf das Meer. Bald erreichten wir die Küste selbst, hörten das Tosen der Brandung, und kamen durch Gebüsche von hohem Cactus, und Bromelien, mit wunderschönen Blumen geschmückt. Abends erreichten wir eine Venda, oder einzelnes Wirtshaus an einem See. Sie ward von einigen Fischern gehalten, deren größter Reichthum in dem gewöhnlichen, mit Messing beschlagen Stilet bestand, das jeder gemeine Brasilianer im Gürtel trägt. Erst am Morgen erhielten wir etwas frischen Fisch.

Wir schossen an diesem Tage mehrere Lucans Arassaris, Surucuas, (Vögel,) Sahuis, (Affen) u. dgl. mehr. Dabei labten wir uns mit wilden Orangen, oder mit dem Tagvarussus; diese Rohrart wird dreißig, bis vierzig Fuß hoch, und enthält ein kühles, süßliches Wasser, das den Durst auf der Stelle löscht. Die Nacht brachten wir in einer Fazenda, in der Nähe eines Waldes, zu. Wir waren jetzt in der Mitte Septembers, und hatten daher den brasilianischen Frühling. Die zarten Baumarten, die hier allein ihre Blätter verlieren, waren nun mit neuen geschmückt. Nichts lieblicheres, als diese jungen, gelblichen, oder gelbgrünen, carmin- oder purpurrothen Blätter an den Spitzen der dunkeln Aeste zu sehn! Andere Bäume standen in der Blüthe; noch andere trugen Früchte und Blüthen zugleich. Wir brachten beinahe den ganzen Tag in diesem Walde zu, und hatten eine sehr glückliche Jagd. Unter andern schossen wir mehrere Papageien von seltener Art. Alle diese Vögel hatten blaugefärbte Schnäbel, was aber nur vorübergehend ist. Es kommt nämlich von einer kirschähnlichen Frucht her, die um diese Zeit zu reifen pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

11.

Der General Carascosa.

In den Jahren 1814 und 15 befehligte Carascosa eine Division neapolitanischer Truppen, erst vereinigt mit denen Oesterreich's, dann gegen diese fechtend, und erwarb sich theils durch den Antheil, den er am Siege zu Rocera (d. 29. April) hatte, theils durch seine oft geäußerte Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit und Ehre, unter seinen Landsleuten einen sehr günstigen Ruf. Vorzüglich er war es, der in jener Zeit in König Joachim drang, den Neapolitanern eine längst gewünschte Constitution zu geben, und ihm den guten Rath gab, alle Franzosen von sich und der Verwaltung zu entfernen, weil niemals etwas ein Volk mehr seinem Herrscher entfremdet, als wenn dieser sich mit Fremdlingen umgibt.

Das bald darauf eintretende Mißgeschick aber, welches die Waffen Mürat's heimsuchte, hatte auch auf Carascosa's kaum erworbenen militärischen Ruhm einen ungünstigen Einfluß. Genöthigt sich nach Ancona zu werfen, erklärte er diese Stadt am 1. Mai in Belagerungsstand; da aber schon am dritten desselben Monats Mürat's Niederlage bei Tolentino ihn jeder Hoffnung auf Entsatz beraubte, so begab er sich nach Casalanza vor Capua, wo damals das österreichisch-englische Hauptquartier sich befand, um mit dem Feldmarschall Bianchi zu unterhandeln. Der Erfolg hiervon war bekanntlich ein Waffenstillstand und die Uebergabe von Capua, und bald darauf auch die von Neapel selbst. Vorzüglich zur Last gelegt in dieser Zeit wird Carascosa sein Benehmen zu Cesena, wo es — so behauptet man — in seiner Macht stand, eine österreichische Truppen-

abtheilung von 2000 Mann aufzuheben, welches, falls es geschah, freilich, wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit, seinem Souverän bedeutenden Nutzen hätte stiften können. Anfänglich, als ein Anhänger Mürat's, nicht mit günstigen Augen von Ferdinand betrachtet, als dieser den Thron Neapel's wieder bestieg, gelang es Carascosa dennoch bald, sich bei dem legitimen Herrscher in ein besseres Licht zu setzen, und er erhielt sein, auf einige Zeit verlornes Militärcommando wieder.

Jetzt, bei der neuen Gestaltung der Dinge, verwalter der Baron Carascosa das Militärdepartement, und die feindliche Stellung, die, nach einigen öffentlichen Berichten, kurze Zeit zwischen ihm und dem General Pepe (einst Adjutant Mürat's und jetzt eigentlichen Anführer der soi-disant Insurgenten oder Rebellen, oder, wie die neuen Constitutionellen sagen, der Nationalarmee,) Statt gefunden haben soll, soll nun auch, nach spätern Berichten, sich so ausgeglichen haben, daß Carascosa Kriegsminister bleibt, und Pepe Oberbefehlshaber der Truppen.

Anekdote.

Der Sohn des Bürgers N... zu K... war auf Wanderung gegangen, hatte aber seit einigen Jahren seinem Vater gar keine Kunde mehr von seinem Aufenthalt gegeben. Familienangelegenheiten wegen wünschte er darüber bestimmte Nachricht zu erhalten. Er ließ also nachstehende Aufforderung in die Zeitungen einrücken:

„Meinen Sohn, Jakob N..., Tischlergesellen, der, unwissend wo? herumreiset, „bitte ich dringend um schleunige Adresse."

Des Fischers Klage.

Ein Fischer stand am stillen See
Und warf die Angel nieder,
Bald sah er auf mit leisem Weh,
Bald in die Fluthen wieder;
Die Lieben barg ein frisches Grab,
Des Lebens Glück, des Alters Stab.

So steh' ich einsam — rief er aus —
Wer theilt mir Lust und Leiden?
O könnt' ich bald vom leeren Haus
Zur ew'gen Heimath scheiden;
Die Hand wird matt, das Leben kühl,
Und ich bin jeder Welle Spiel!

Da zog ein Fisch mit starkem Schlag
Der Angel Haken nieder,
Die Angel zog den Fischer nach,
Er sank und kam nicht wieder.
Ihn barg der See in seinen Schoos,
Errungen war des Wunsches Loos.

Neuigkeit aus Holland.

Zu Brüssel hat der Director des botanischen Gartens, Herr Dekin, im vorigen Jahre die Frucht von Mespilus Japonica zur Reife gebracht. Es ist dies das erste Beispiel im ganzen Königreich. — Ein Herr Audoor hatte vor einigen Jahren in der Nähe von Löwen einen Weinberg angelegt, und mit Burgunder- und Champagnerreben bepflanzt. Er las in letztem Herbste einen recht trinkbaren Most davon, der sich sehr zu verbessern verspricht.

Auflösung der Charade in Nro. 72.

Clausthal.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 74.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 14. September 1820.

Finsterniß.

(Nach Lord Byron.)

Mir träumte einst, was mehr war als ein Traum:
Die Sonne war erloschen, und getrübt
Durchschweiften die Gestirn' den ew'gen Raum,
Bahnlos und Strahlenlos; die eis'ge Erde
Hing schwankend in der mondenlosen Luft,
Sich mehr und mehr verfinsternd. Morgen kam
Und ging und kam und brachte keinen Tag.
Der Menschen Leidenschaft verstummt' im Schreck
Trostloser Oed', und ihr geängstet Herz
Erstarrt' im selbstischen Gebet um Licht.
Sie sammelten sich um die Feu'r; die Throne,
Der Könige Paläste und die Hütten,
Die Wohnungen von allem was da wohnt
Nährten die Feuer; Städte schwanden hin.
Es drängten sich um ihrer Häuser Brand
Die Menschen, um noch einmal sich zu sehn.
Wie glücklich jene, so im Angesicht
Der Riesenfackeln der Vulkane wohnten!
Furchtvolle Hoffnung war die ganze Welt.
Aufloderten die Wälder; doch von Stund
Zu Stunde sanken sie und es erlosch
Dumpfkrachend das Gestümpf und schwarz war alles.
Der Menschen Antlitz, vom Verzweiflungslicht
In schnellen Augenblicken überblitzt,
Schien geisterhaft; es legten ein'ge sich
Und weineten verhüllten Aug's, und andre,
An's Kinn die Fäuste stemmend, lächelten.
Noch andre liefen hin und her und nährten
Die Scheiterhaufen, in wahnsinn'ger Angst
Aufblickend zum lichtlosen Himmel; dann
Laut fluchend warfen sie sich in den Staub
Und heulten zähneknirschend. Die Raubvögel
Schrie'n angsterfüllt und flatterten am Boden
Ohnmächtig hin; des Waldes wild'ste Thiere,
Sie kamen zahm und zitternd, es krochen
Die Schlangen matt herbei mit wildem Zischen,
Doch stachellos; zur Nahrung dienten sie.
Der Krieg, auf einen Augenblick erkrankt,
Füllte von neuem sich; mit Blute ward
Ein Mahl erkauft, und jeder saß allein
In dumpfem Gram hinbrütend; nirgend Liebe,
Die Erd' nur ein Gedank', und der war Tod,
Unmittelbar, unrühmlich; überall
Das Wüthen grauser Hungerspein; hinstarben
Die Menschen, gradlos lagen Fleisch und Bein.

Den Abgezehrten schlang der Abgezehrte;
Die Hunde schonten selbst der Herren nicht;
Nur einer blieb dem Leichnam treu und hielt
Die wilden Thier' und Menschen von ihm ab,
Bis sie der Hunger tödtete; er selber
Ging nicht nach Nahrung; unaufhörlich winselnd,
Mit Angstgeschrei die Hände leckend,
Die sein Liebkosen nicht erwiederten,
Starb er. Der Hunger raffte alles hin,
Nur zweie nicht, aus einer großen Stadt,
Die Feinde waren. Beide trafen sich
Bei'm Aschenhaufen einer Altarstätte,
Besetzt mit heiligem Geräthe, das
Unheiliger Gebrauch entweiht. Mit kalten
Fleischlosen Händen wird die matte Asche
Durchstört und dann mit mattem Athem angefacht
Zu schwarzer Flamme; nun erhoben sie
Das Antlitz, und wie sie einander sehn,
Schrei'n sie laut auf und stürzen todt zu Boden,
Nicht ahnend, wen die Hungersnoth also!
Zum Höllengeist entstellt. Die Welt war leer,
Die menschenreiche, mächtige, ein Klumpen,
Der Zeiten baar, der Menschen, alles Lebens,
Ein Todesklumpen, harte Erdenmasse.
Die Bäche, Seen, der Ocean stand still;
Und nirgend regt sich's in den stillen Tiefen,
Die Schiffe modern einsam auf dem Meer,
Die Maste, stückweis niederfallend, liegen
Im wellenlosen Abgrund; regungslos
War jede Well', und Ebb' und Fluth erstorben.
Der Mond, ihr Herrscher, war bereits nicht mehr.
Die Winde hingen starr in todter Luft,
Die Wolken waren weggeschwunden. Ihrer
Entrieth die Finsterniß: Sie war das All.

Bilder aus Brasilien.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend erreichten wir die Küste wieder, und ergötzten uns an dem lieblichen Gesange der Küstendrossel, die man als die Nachtigal von Brasilien betrachten kann. Da eben die Sonne unterging, machten wir bei einem Wachthause Halt, das ziemlich geräumig war. Der ganze Posten war ohngefähr sechs Mann stark, und wegen des Schleichhandels angelegt. Diese Soldaten hatten nichts, als weiße baumwollene Hemden und gleiche Hosen an; aber, nach Art aller Brasilianer, einen Rosenkranz um den Hals. Eben so bestand ihre ganze Bewaffnung nur aus einer Flinte ohne Bajonnet. Indessen nahmen sie uns sehr freundlich auf, machten ein großes Feuer an, und versahen uns, gegen eine Kleinigkeit, mit Maniokmehl und Salzfleisch. Am folgenden Morgen passirten wir einen See vermittelst eines Canots, das mehrere Male hin und wieder fuhr. Während wir die andern erwarteten, schossen wir den Carao, (Ibis mit röthlichem Gesichte,) den Caracara (schöne Falkenart) u. dgl. mehr. Leider aber gingen unsere Maulthiere mit wilden Pferden durch.

Dies setzte uns natürlich in große Verlegenheit, zumal da es heftig zu regnen anfing. Indessen war Geduld das einzige, was uns übrig blieb, und so hielten wir bis gegen Abend unter den Bäumen aus. Da erschien endlich ein Fischer und brachte uns die Nachricht, daß die Maulthiere von unsern Leuten eingefangen seyen. Zugleich bot er uns seine zwei Hütten zum Uebernachten an, und zeigte überhaupt viel Gutmüthigkeit. Man kann leicht denken, daß wir dieses Anerbieten annahmen, und so hatten wir unser Wirthshaus sehr bald erreicht. Die Hütten waren blos aus Rohr gemacht, und glichen, versteht sich nach einem größeren Maßstabe, gerade unsern Soldatenzelten; indessen hatten wir ein großes Feuer, und gebackene Fische obendrein. Wir brachten die Nacht, wiewohl wir uns ziemlich eng behelfen mußten, ganz erträglich zu.

Am folgenden Morgen das herrlichste Himmelblau. Das Frühstück von gesottenen Fischen

ward vor den Hütten auf Rohrmatten eingenommen; der heitere Morgen begeisterte uns außerordentlich. Nicht weit von der Hütte lagen eine Menge Fische auf dem Boden; andere waren an Stricken von gedrehten Ochsenhautriemen, die durch Pfähle gehalten wurden, ihrer Länge nach aufgereiht. Endlich, nachdem wir unsere braven Wirthe hinlänglich bedacht hatten, brachen wir zu neuen Jagdabentheuern auf. Eine possirliche Erinnerung war unsere gute dicke Wirthin, mit ihrer langen dampfenden Tabakspfeife, während der freundliche Herr Gemahl einen Cigarro nach dem andern hinter dem Ohre hervornahm. Durch malerische Gegenden ging es nun in fröhlicher Ordnung fort. Auf einer herrlichen Wiese sahen wir einen kolossalen wilden Feigenbaum, in dessen obern Zweigen sich ein Nestchen des kleinen grünen Plattschnabels mit gelbem Bauche befand. Es war kugelrund, bis auf den engen Eingang völlig geschlossen, nur aus Wolle gebaut. Weiter kamen wir bei einer schönen Fazenda vorbei, deren Eigenthümer uns gastfreundlich zum Mittagsessen einlud. Wir verweilten hier bis nach 2 Uhr.

Leider aber wurden wir nunmehr von einem heftigen Gewitter überrascht. Tausendfältig hallte der Donner in den Gebirgen wieder, während der Regen in Strömen herabschoß. Zum Glück kamen wir bald in den dichten Urwald. Hier aber erwartete uns eine neue Verlegenheit. Der Weg war nämlich äußerst schmal und uneben, auch nahm die Dunkelheit mit jedem Schritte zu; wir mußten daher unsere Maulthiere am Zügel führen; endlich standen wir gar vor einer breiten tiefen Schlucht, über die nur ein Weg von drei Baumstämmen ging. Wenig fehlte, so wären einige unserer Thiere hinabgestürzt; indessen kamen wir mit der Furcht davon. Tausende von leuchtenden Insecten umgaukelten uns nun; aus der Ferne ließen sich große Cicaden hören, und zu den Locktönen der Nachtschwalben gesellte sich ein sonderbares Froschgequak, das wie die Hammerschläge eines Blechschmidts klang. Endlich erreichten wir das uns bezeichnete, unbewohnte Waldhaus, und brachten die Nacht darin zu.

Die folgende Tagereise endigte diesen unsern ersten Jagdzug. Durch freundliche Gegenden kamen wir bei guter Zeit an dem Orte unserer Bestimmung an. Mit unsern Wäldern verglichen erschien uns dieses kleine Städtchen hundertfach belebt. Sonderbar wirkte auf mich vorzüglich das Glockengeläute. Das Ordnen, das Reinigen unserer Jagdschätze u. s. w. gab uns nun über einen Monat volle Beschäftigung.

Die Buonapartiden in Rom.

In der Reise des englischen Malers Williams liest man folgende Nachrichten über sie: „Die Glieder der Familie Buonaparte in Rom bestehen aus der Prinzessin Pauline, Gemahlin des Fürsten Borghese; Ludwig Buonaparte, ehemaligem König von Holland; Lucian, Fürsten von Canino, mit seiner Familie, wozu neuerlich auch Napoleon's Mutter kam. Die erste war die Lieblingsschwester des ehemaligen Kaisers. Während seines Aufenthalts in Elba mußte sie, wenn sie beisamen waren, dicht neben ihm sitzen, und bei Tische forderte er zuweilen einen seiner Officiere auf, ein Paar Verse zum Lobe ihrer Reize zu machen und herzusagen. . . ."

„Sie lebt zwar von ihrem Gemahl getrennt, bewohnt aber den glänzenden Palast Borghese in Rom. Der Prinz lebt jetzt in

*

Florenz. Napoleon suchte während seiner Herrschaft ihn im Staatsdienste empor zu bringen, aber es gelang nicht; denn der Prinz zeigte sich so unachtsam, daß man genöthigt war, ihn von den Geschäften zu entfernen. Die Prinzessin liebt sehr die Gesellschaft, und soll viel von der Gefallsucht und Eitelkeit französischer Weltfrauen zeigen. Canova hat ein Standbild von ihr gemacht, dessen Ebenmaß und üppige Stellung man sehr bewundert*). Eines Abends bat sie eine zahlreiche Gesellschaft, wozu sie mit dem Ausdrucke einlud, sie hoffe, der Gebetene werde sie besuchen, um Canova's Marmorbild beleuchtet zu sehen."

„Diejenigen, welche die Buonapartische Familie aus langem Umgange kennen, finden die beiden andern Schwestern Napoleon's, Madame Bacciocht und Madame Murat, besonders liebenswürdig, und vorzüglich wird jene mit hoher Achtung genannt. Lucian vermeidet sorgfältig, sich öffentlich zu zeigen; doch gibt er Engländern, die bei ihm eingeführt werden, Zutritt. Nie berührt er politische Gegenstände, und läßt sich nicht verleiten, darauf einzugehen, wenn Andere, um seine Meinung zu erforschen, das Gespräch darauf leiten. Er nimmt zuweilen in der Unterhaltung einen erkünstelt leichtsinnigen Ton an, wahrscheinlich um die ernstlichen Absichten zu verschleiern, die er, wie man sagt, hinsichtlich seines Bruders gehegt hat. Doch wie dem auch sei, es soll überhaupt schwer seyn, über irgend einen Gegenstand seine Meinung zu erforschen. Früher trieb er die Landwirthschaft, zum Theil nach englischen Grundsätzen, auf seinem Landgute La Ruffinella, das auf dem Platze von Cicero's Tusculanum stehen soll. Diese Neigung erkaltete jedoch bald, und es folgte ihr eine eifrige Beschäftigung mit der Sternkunde. Er besitzt ein schönes Teleskop und einige Instrumente von Dolland; aber, wie man mir erzählt, ist er flatterhaft in allen solchen Beschäftigungen, und giebt sie bald auf. Seine Wohnung in Rom ist recht hübsch, und er hat oft kleine Abendgesellschaften, wo man sich mit Musik oder Tanz unterhält. Zwei seiner Töchter spielen und singen gut, und lieben besonders die schottische Musik. Seine älteste Tochter aus der ersten Ehe, die an einen römischen Edelmann verheirathet ist, hatte ihr Oheim einst zur Gemahlin des Königs Ferdinand von Spanien bestimmt*)." —

„Napoleon's Mutter wohnt mit ihrem Bruder, dem Cardinal Fesch, im Pallast Falcone. Sie lebt abgeschieden und soll eine Andächtlerin geworden seyn. Nur eine ihrer ehemaligen Hofdamen ist bei ihr geblieben; ungeachtet dieser Abgeschiedenheit aber bewohnt sie eine Reihe von Zimmern, die schön und weit bequemer, als man es gewöhnlich in italienischen Häusern findet,

---

* Man versichert, sie habe sich dem Künstler als Modell enthüllt.

*) Henry Matthews erzählt in seiner unlängst erschienenen Reise durch Portugal, Italien, die Schweiz und Frankreich in den Jahren 1817—19. (Diary of an Invalid — London, 1820.) die sonst nicht mehr werth ist, als daß sie hier beiläufig in einer Anmerkung genannt werden kann: „Lucian's Tochter, die Prinzessin Prossedi, solle sehr angenehm und anziehend seyn. „Sie hatte den Muth," setzt er hinzu, „des Kaisers Drohungen zu verachten, als er ihr bei ihrer Anwesenheit die Verbindung mit Ferdinand VII. vorschlug." Man fragte sie später, ob sie sich nicht gefürchtet habe, einen so erzürnbaren Mann zu reizen. „O nicht doch," antwortete sie, „man fürchtet wenig jemand, den man nicht achtet."

eingerichtet sind. Sie zeigt sich keineswegs so zurückhaltend über gewisse Gegenstände, als Lucian, sondern spricht mit nassen Augen von dem ehemaligen Kaiser, verräth in ihren Aeußerungen über ihn die Gefühle einer Mutter, und beklagt sich, daß er seit seinem Aufenthalte in St. Helena keinem von seinen Verwandten geschrieben hat. Gern überläßt sie sich der Hoffnung, die überhaupt unter Buonaparte's Anhängern zu herrschen scheint, daß ihn die englische Regierung endlich in Freiheit setzen werde, und schließt gewöhnlich mit lauten Lobsprüchen des Charakters der Engländer, deren Großmuth sie zu kennen versichert. Sie ist offenbar eine sehr schöne Frau gewesen, und auch jetzt in ihrem vorgerückten Alter sieht sie, freilich mit dem Beistande der Künste des Putztisches, noch gut aus, und ihr Benehmen ist würdevoll. Sie zeigt sich wie eine Königin, und widerlegt, so wie auch ihre Töchter, jenes Gerede von dem gemeinen Benehmen der Frauen des Buonapartischen Hauses, das man in England, (wie in Deutschland,) so leicht geglaubt hat. In Lucian's Wohnung sieht man eine Büste von Niccolo Buonaparte, dem Vatter, dessen Gesicht sehr ausdrucksvoll ist, und schönere Züge hat, als man bei Napoleon, oder irgend einem seiner Angehörigen findet."

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

III.

Der General Ambrosio.

Mit dem Herzoge von Campochiaro und dem Fürsten Cariati wurde Ambrosio gleichzeitig von Mürat nach Wien gesendet, um gemeinschaftlich mit den Genannten sein Interesse bei dem dortigen Congresse zu betreiben. Wie aber der Zweck dieser Sendung durch mancherlei Umstände nicht erreicht wurde, und bald darauf die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und dem damaligen König von Neapel ausbrachen, kehrte Ambrosio nach Italien zurück und übernahm das Commando einer Division, mit welcher er, zu Ravenna stationirt, den Rücken des Königs decken sollte. Umringt indeß bald von allen Seiten von den Feinden, blieb ihm nichts übrig, als sich eilig zurückzuziehen. Bei dieser retrograden Bewegung aber, heftig von den Gegnern verfolgt, verlor er einen großen Theil seiner Arrieregarde und wurde selbst schwer verwundet.

Bei der nach diesen für Mürat so unglücklichen Ereignissen folgenden Regierungsveränderung in Neapel gelang es dem General Ambrosio, sich oben zu erhalten. König Ferdinand behielt ihn in seinen Diensten, und würdigte ihn zuweilen seines besondern Vertrauens. So wie die unter I. und II. geschilderten Männer hat jetzt auch Ambrosio die Sache der Zeit umfaßt.

IV.

Der General Florestan Pepe.

So berühmt dieses Generals Name in den letzten Tagen geworden ist, so wenig bekannt war er vorher.

Zwei Brüder Pepe dienen in der neapolitanischen Armee; sie sind Calabresen nnd Florestan Pepe, einst Adjutant bei König Joachim Mürat, zeichnete sich durch persönlichen Muth verschiedentlich aus. Eine einst erhaltene Schußwunde auf der Brust hat seine Gesundheit erschüttert, und der stille, fast melancholische Charakter dieses Mannes ließ nicht ahnen, daß er, der sehr zurückgezogen lebende, noch bestimmt

war, eine bedeutende Rolle auf dem politischen Theater zu spielen.

Im Jahre 1813 war er Chef des Generalstabes der neapolitanischen Division, welche unter Mürat Napoleon's Fahnen nach Rußland folgte, und eingeschlossen in Danzig während der Belagerung dieser Stadt, soll Pepe auch hier Beweise seines Muthes gegeben haben.

Wie durch ihn jetzt besonders mit die neuen Ereignisse in Neapel Gestaltung gewonnen haben, ist bekannt, eben so daß er zum General en Chef der Nationalarmee und zum Mitgliede der vorläufig niedergesetzten Regierungs-Junta ernannt worden ist; Würden, die er jedoch, neueren Nachrichten zufolge nur auf wenige Monate provisorisch gleichsam, angenommen haben soll.

V.

Filangieri, Fürst von Satriano.

Ein Sohn des berühmten Publicisten gleiches Namens, (s. über diesen den 3. Band des Conversations-Lexicons,) zeichnete sich der junge Filangieri früh durch schätzbare Eigenschaften aus. Erzogen in Frankreich, trat er in die Kriegsdienste dieses Landes, wo er bald Gelegenheit fand, Proben seines Muthes abzulegen. Später in die Dienste seines Vaterlandes übergehend stieg er schnell bis zum General empor, und beurkundete auch hier gleiche Tapferkeit, die manche ehrenvolle Wunde bezeugt. Bei dem letzten unglücklichen Feldzuge der Neapolitaner unter Joachim Mürat stellte sich Filangieri an die Spitze seiner Division, um den muthlos gewordenen Truppen ein Beispiel zu geben. Schwer verwundet bei dieser Gelegenheit, hatte er aber den Schmerz, sehen zu müssen, wie die gleichsam von einem panischen Schrecken Ergriffenen keineswegs dem ehrenvollen Benehmen ihres Führers nacheiferten, und Filangieri, wie der mit ihm kommandirende General Carascosa, (s. No. 2. d. biograh. Sk.,) vermochten nicht den Strom der feigen Flüchtlinge aufzuhalten.

Die damals empfangene Wunde setzte Filangieri geraume Zeit der Lebensgefahr aus, seine Jugend und gute Körper-Constitution ließ ihn aber endlich genesen, und bei der neuen Gestaltung der Dinge in Neapel befehligt er jetzt an der Stelle des krankgewordenen Herzogs von Ascoli, die Nationalgarde.

Den Titel, Fürst von Satriano, nebst einem sehr bedeutenden Einkommen erhielt Filangieri durch das Vermächtniß einer Tante.

Ungedruckter Brief Joseph's des Zweiten.

An eine Dame.

Madame!

Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verlethen solle, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Haben Sie in Ihrem Gesuch wichtigere Beweggründe, als die, wovon ich gegen Sie erwähnte? Sagen Sie nicht, Ihr verstorbener Gemahl wäre ein verdienter General, und ein Cavalier von einem angesehenen Hause gewesen? und Sie versprechen sich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Compagnie unter meinen Fußvölkern für Ihren zweiten Sohn, der so eben von seinen Reisen gekommen?

Madame! Man kann der Sohn eines Generals seyn, ohne die geringste Anlage zum

Officier zu haben; ein Cavalier von guter Familie seyn, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sey.

Ich kenne Ihren Sohn, und ich kenne, was zum Soldaten gehört. In dem Gesichtspunkt von der Kenntniß dieser beiden Gegenstände finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmann habe, und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um sich solche Dienste von ihm zu versprechen, auf die sein Vaterland einstens Staat machen könnte.

Weswegen ich Sie bedaure, Madame! das ist, daß Ihr Sohn weder zum Officier, noch zum Staatsmann, noch zum Priester tauge; kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist.

Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, daß, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzet hat, die ihn dafür hinlänglich entschädigen, und ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen.

Ich hoffe, daß Sie unpartheiisch genug sind, die Ursachen einzusehen, die mich zu einer Entschließung genöthigt haben, die Ihnen vielleicht unangenehm seyn wird, die ich aber für nothwendig angesehn habe.

Adieu Madame!

Ihr

wohlaffectionirter

Joseph.

Lachsenburg, den 4. Aug. 1787.

Anecdoten.

Der verstorbene Schauspieldirektor ***** zu B...., befand sich einst des Mittags in einer Restauration mit einigen Bekannten. Bald nach ihm trat ein feister, ziemlich altmodisch gekleideter Mann, von fast karikaturmäßigem Aeußern, in das Zimmer, und setzte sich nicht weit von dem Schauspieldirektor an einen Tisch, foderte mit einer rauhen sehr lauten Stentorstimme von einem Aufwärter den Speisezettel, las ihn laut ab, foderte dann einige Gerichte und Wein, setzte aber noch hinzu: aber vor allen Dingen erst einen tüchtigen Schnaps Rum! Dieser wurde gebracht, er stürzte ihn hinunter, zog dann die Serviette durch ein Knopfloch seiner Weste, die so ein buntes großes Muster hatte, als Möbelkattun, und aß, laut scherzend, mit dem Appetit eines hungrigen Tagelöhners, wenn er von seiner anstrengenden Arbeit sich an die volle Schüssel mit derber Hausmannskost setzt.

Dem Schauspieldirektor fiel diese Figur vorzüglich auf, und bei einer noch durch einige Gläser Wein gesteigerten muthwilligen Laune machte er nicht nur, — in der Voraussetzung, daß dieses komische Zerrbild kein Französisch verstünde — seine Tischgenossen in französischer Sprache auf diesen Neuangekommenen aufmerksam, sondern er ahmte auch seine Gebehrden, seinen Ton der Stimme und seine Art zu essen und zu trinken so genau bis in die kleinsten Nüancen nach, daß die beiden Bekannten, mit denen er hier dinirte, Mühe hatten, ein lautes Gelächter zu unterdrücken.

Da der Gefoppte sich indeß in seiner behaglichen Ruhe nicht stören ließ, so trieb der mimische Künstler sein muthwilliges Spiel immer weiter, bis der Fremde seine Mahlzeit verzehrt hatte.

Jetzt berichtigte er seine Zeche und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Bei'm Weggehen wandte er sich aber ganz unerwartet an den Schauspieldirektor und sagte zu solchem in französischer Sprache:

„Diesen Mittag, Herr Direktor! bin ich Ihr Narr gewesen, weil es mir selbst Spaß machte, und zwar gratis. Heute Abend werd' ich meinem Knecht zwölf Grote geben, dafür soll er auf die Gallerie gehen und Sie sollen sein Narr seyn."

Mit diesen Worten verließ er den beschämten Künstler und die darüber nicht wenig erschrockenen Freunde desselben. Der Unbekannte war ein sehr gebildeter königlicher Domainen Pächter, und der Direktor spielte an diesem Abend eine niedrig komische Rolle in einer Kotzebue'schen Posse.

Alle silberne Münzen in Rußland, die auf ihrem Gepräge auf den Czar Iwan hindeuteten, wurden unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, bei der härtesten Leibesstrafe verboten.

Ein Tischler, ein Deutscher von Geburt, hatte mehrere Jahre in Petersburg gearbeitet, wollte aber wieder in sein Vaterland zurückkehren. Mit einem vorschriftsmäßigen Reisepaß versehen, befand er sich schon zu Kronstadt auf einem Lübeckschen Schiffe. Eben als das Schiff absegeln wollte, erschien ein Commissär der Regierung und untersagte ihm: Silber, noch weniger aber geprägtes Silbergeld mit sich zu nehmen, wobei er ihm die Frage vorlegte, ob er dergleichen etwa besäße?

Unbefangen erwiederte der Tischler: er hätte nichts dergleichen, außer einigen Silberrubeln, womit er dem Schiffscapitain die Ueberfahrt zu bezahlen gesonnen sey. Man verlangte nun von ihm, diese Rubel vorzuzeigen. Er that es, und es befand sich darunter ein Rubel mit Iwans Bildnisse.

Er wurde gefragt: von wem er dies Geldstück erhalten habe, darüber konnte er keine befriedigende Antwort geben, da er sich diese Rubel nach und nach, ohne sie genau zu besehen, behufs seiner Reise gespart und eingewechselt hatte. Man schleppte ihn darauf in ein Gefängniß, von dort nach Petersburg, und aller seiner Vorstellung ungeachtet, wie er ganz unschuldig sey, wurde er doch nach Sibirien geschickt.

Höchst interessante Witterungsregeln.

Herr Hofrath Munke, Professor der Physik auf der Universität zu Heidelberg, hat solche aufgefunden, und theilt sie im 5. Hefte von Gilbert's Annalen der Physik für 1820 mit. „Bei'm Zustand regelmäßiger Witterung steigt das Barometer alle Zeit ungefähr um 9 Uhr 0,5 bis 1. Linie, und fällt ungefähr um 3 Uhr eben so viel wieder. So lange das Steigen des Morgens Statt findet, ist kein Regen zu erwarten, welcher dagegen allezeit seither den Tag erfolgt, wenn das Barometer anstatt zu steigen, zu dieser Zeit fällt. Dagegen deutet ein Steigen des Barometers gegen Abend auf veränderliche und regnerische Witterung." — Sollten sich diese Regeln bestätigen, so würden sie nicht nur für die Landwirthschaft, sondern auch für das häusliche Gewerbe, von dem größten Nutzen seyn.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 75.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 17. September 1820.

Verlorne Liebeslust.

O der kindlich schönen Tage
Meiner Liebe, meiner Lust!
Da kein Seufzer, keine Klage
Drang aus dieser jungen Brust;

Da ein Paradies die Erde,
Noch in Lenzes ew'gem Grün,
Und, vergnügt am kleinen Heerde,
Mir der Mensch ein Engel schien;

Da, gleich einem Silberstrome,
Noch das Leben ewig klar,
Und der Glanz am Sternendome
Mir ein Spiegel Gottes war;

Da auf des Gefühles Wogen,
Bei der Harfe Zauberklang,
Stark und stärker angezogen,
Sich mein Geist zum Himmel schwang!

Alles — ach! ist nun verloren,
Alles todt und menschenleer —
Langsam fliehn die leichten Horen
Und mein Busen athmet schwer.

Nur im Strahle jener Welten,
Wo verstummt des Schmerzes Ach,
Wird die Liebe mir vergelten,
Und die Freude wieder wach.

Bilder aus Brasilien.

III.

Neue Jagdscenen aus Brasilien.

Der Regen hatte endlich aufgehört; wir fingen unsre Waidmannszüge von neuem an. In den Wäldern und Sümpfen am Flusse fanden wir die schöne Bisamentenisten, und schossen sie. Die Jungen gaben ein sehr schmackhaftes Jägergericht. Ibisse, Reiher, worunter der herrliche Königsreiher, eine neue Art Specht, und mehrere andere schöne Vögel, zeigten sich in Ueberfluß. Eben so Saüassus, eine sehr niedliche Affenart. Hier und da trafen wir freie Sandgegenden, mit zahlreichen Fährten von Antas, und Rehen bedeckt. Endlich kamen wir an den Strand, und sahen in der Entfer-

nung, auf der hohen Küste, das Quartel vor uns. Bald stießen wir auch auf eine Patrouille von sechs Mann, die uns der hiesigen Sitte gemäß entgegen kam. Das Quartel ist nämlich zum Abhalten der wilden, feindlichen Ureinwohner bestimmt, und besteht aus einem Officier mit zwanzig Mann. Um die zwei Wachthäuser sind Mais- und Maniokpflanzungen angelegt; alles übrige ist einsame Wildniß. Bei der Höhe der Küste hat man eine unermeßliche Aussicht auf den Ocean. Wir fanden bei dem Officier die beste Aufnahme; er hatte seit Jahr und Tag keine Reisenden gesehen.

Am folgenden Morgen ging es weiter, immer in dem Walde, an der Küste hin. Wir sahen hier Möven, Strandläufer, Meerschwalben, Regenpfeifer u. s. w. in großer Zahl. Die Hitze war drückend; indessen boten uns die Bromelienstauden gutes Wasser dar. Es sammelt sich nämlich in den Winkeln der steifen Blätter, so daß man es ohne viele Mühe einschlürfen kann. Eine neue Art von Heliconia bildete mit ihren schönen Blumenschäften, die sich gleichförmig auf- und abrankten, einen herrlichen Bogengang. Tausende von Schmetterlingen umgaukelten uns, und von allen Seiten tönten Lockstimmen durch den Wald. Auch sahen wir die Hütten friedlicher Ureinwohner, zwischen mächtigen Riesenbäumen zerstreut. Dunkle, schmale Pfade schlängelten sich von einer zur andern hin, und in den klaren Bächen, worin sich die hohen Wipfel spiegelten, plätscherten nackte, dunkelbraune Kinder mit rabenschwarzem Haar. Endlich traten wir aus dem Walde heraus, und schlugen am Rande desselben unser Lager auf.

Unsere weite Reise führt uns gegen Mittag, zu einem zweiten Quartel, oder Posten, das hart an der Küste, auf den Dünen lag. Dennoch hatten die Soldaten einige Pflanzungen von Mais, Manjok und Wassermelonen angelegt. Dies, verbunden mit dem Ertrage der Jagd und Fischerei, giebt ihnen reichlichen Unterhalt. Wir fanden daher bei dem freundlichen Commandanten ein gutes Mittagsmahl, und machten zugleich die Bekanntschaft eines biedern Greises, Namens Simon. Dieser lebte schon viele Jahre, in der Nähe des Quartels, in einem kleinen Hause als Einsiedler, und zeichnet sich durch Körperkraft und Heiterkeit aus. Er baut seine Pflanzung selbst, jagt und fischt, und wird von den benachbarten Wilden ordentlich respectirt. Wir erhielten von ihm ein Fell des großen Ameisenbäres zum Geschenk.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Eine noch unbekannte Anekdote.

(Aus der mündlichen Erzählung des Neffen S...)

Kaiser Joseph II. von Oesterreich reisete, um unerkannt seine Menschenkenntniß zu bereichern und zu berichtigen, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein durch Deutschland, Italien ꝛc.

Seine Reiseequipage und sein Gefolge bestand in einer unscheinlichen, sogenannten Wiener Kalesche und einem Diener. So kam er im Würtembergischen durch O... an dessen äußerstem Ende das Posthaus, jedoch ein einzelnes Gehöfde lag. Der Ruf seines Eintreffens in der Residenz Stuttgard, war ihm schnell vorangegangen. Jedermann eilte zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß dorthin, um den damals Allgepriesenen zu sehen. Aus dieser Ursache wurde er auf dieser Station genöthigt, noch länger, als gewöhnlich auf Pferde zu warten. In der ziemlich großen Gemeinstube traf er mehrere Personen, deren Gesprächsgegenstand lediglich seine Reise

war. Man erzählte sich da viele drollige abenteuerliche Begebenheiten, die ihm mitunter ein Lächeln abnöthigten. Durch dieses Belächeln veranlaßte er Einen von jenen zur Frage: Han Si'n schon g'sehn? (den Kaiser) Er antwortete: Ja, und noch kürzlich hat man mich für ihn gehalten. Alle lachten laut auf.

K. J. Ich höre, daß man ihn in Stuttgard erwartet. Weiß man es schon gewiß, daß er dort kommen wird? (Mit dieser Frage wandte er sich an einen in einer Ecke sitzenden, körperlich wohlgebildet und gut gekleideten Mann, der etwas in seine Schreibtafel eintrug und bis jetzt nicht Theil an der Unterhaltung genommen und der wegen seiner interessanten Phisiognomie seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.)

Fr. (Gleichgültig) Ja.

K. J. Welchen Tag erwartet man ihn?

Fr. Weiß es nicht.

K. J. Wahrscheinlich sind Sie hier auch fremd und warten auf Fortkommen?

Fr. Ja; jedoch letzteres vorläufig zu Fuß.

K. J. Und wohin wollen Sie?

Fr. Nach Wien.

K. J. Welches Geschäft führet Sie dorthin?

Fr. Mein künftiges Fortkommen.

K. J. Und das besteht in — —

Fr. Erstens in der Absicht es zu suchen, und zweitens in der Hoffnung es zu finden.

K. J. Ich verstehe Ihre räthselhafte Antwort nicht. Was verstehen Sie nämlich unter Suchen und Finden?

Fr. Ich bin eigentlich ein Dienste-Suchender.

K. J. So, so. — Und was trieben Sie bisher?

Fr. Ich strebte denen Recht zu verschaffen, die es nach meiner Absicht verdienten.

K. J. Sie waren darnach zu schließen, Advokat?

Fr. Nein, ich war Amtmann.

K. J. Aus welcher Ursache sind Sie es nicht noch?

Fr. Aus Kabale gegen meine Rechtlichkeit.

K. J. Aus Kabale! — Doch davon finden sich viele Beispiele. Es giebt aber auch Beamte, die — man als das drückendste Uebel ihrer Untergebenen betrachten muß.

Fr. Allerdings. Davon hat uns neulich das Verfahren Kaiser Josephs gegen einen solchen Vampir im Oesterreichischen einen Beleg geliefert. Eben diese Begebenheit erweckte bei mir den Entschluß, diesem herrlichen Monarchen meine Dienste anzutragen, und von ihm würde mir eine Anstellung im Militair eben so willkommen seyn als im Civilfach, und dies ist auch der Zweck meiner gegenwärtigen Reise. Uebrigens möcht' ich um alles in der Welt nicht in der Rubrik der vorberührten Amtsmänner stehen. Ich kann es nicht allein betheuern, auch beweisen kann ich es, daß ich stets, in dem mir anvertrauten Amtsbezirk, Jedem, so viel ich vermochte, mit Rath und That an die Hand zu gehen suchte, nicht ahnend noch achtend, daß dies mein nachheriges Verderben werde.

K. J. Was hatte man aber für Gründe und Ursachen zu Ihrer Verabschiedung, besonders da Sie sich auf Ihre Rechtschaffenheit beziehen?

Fr. Beide finden sich, sobald man sie sucht. Jedes Ding hat zwei Seiten, am auffallendsten das Recht.

K. J. Man mußte doch triftige Ursachen zur Hand haben, Ihnen den Prozeß zu machen. Was war aber die eigentliche Veranlassung dazu?

Fr. Veranlassung? Lieber Gott! die kann man an der besten und liebenswürdigsten Handlung finden. Zum Belege hiezu dient die allbekannte Prozeßsache des Müllers Arnold, in welcher der so scharfsichtige Friedrich der Große — — großmüthig seine Uebereilung gut machte. Die eigentliche Veranlassung zu meiner Dimission war: der Schultheiß des Orts, in welchem ich als Amtmann wohnte. — Ein sehr bemittelter und äußerst rechtschaffener Mann führte über 18 Jahre einen sehr kostspieligen Prozeß gegen den Schwager des Ministers v. W., Frhl. v. R. und verlor solchen in drei Instanzen. Mit dem letzten Spruch in der Hand kam er zu mir, klagend über sein Schicksal, das ihm jetzt den gänzli-

chen Ruin brächte. Ich ließ mir die Manualacten geben, und nach dem ich sie durchgelesen, fand ich, daß er vollkommen Recht hatte, welches aber durch sogenanntes Verschleppen der Sache und durch allerlei Chikane, so verdreht und verstellt worden war, daß es auch den unbefangensten Richter gegen ihn zu entscheiden bestimmen mußte. Aus Theilnahme und Bedauern erbot ich mich, eine actenmäßige Ausarbeitung für die Revisions-Instanz zu übernehmen. Durch die mündlichen Erklärungen über die mir aus den Acten dunkeln Punkte, wurde ich in den Stand gesetzt, die Blößen sowohl des Anwaldes als des Richters in geläutertes Anschauen zu bringen, und hatte die Freude, die Sache in zwei, von auswärtigen Juristen-Fakultäten eingeholten, Erkenntnissen in letzterm, sogar mit Erstattung aller Kosten zu gewinnen. Dies gab den Stoff zu meiner Verfolgung und führte zum Resultat meiner Dienstentsetzung.

K. J. Fanden Sie nicht andere Mittel sich Ihrem Vaterlande nützlich zu machen und von allem unabhängig durch zu kommen?

Fr. Nachdem mich mein Vaterland, dem ich den besten Willen und Vorsatz hatte nützlich zu seyn, gemißhandelt hat, ist mir jedes Mittel, davon mir das Advociren nicht das unräthlichste schien, verleidet und ekelhaft geworden. Ich bin jetzt im Begriff meinen Entschluß auszuführen. Der mißlichste Punkt in meinem Plane ist die jetzige Abwesenheit des Kaisers. Durch Connexion eines nicht unwichtigen Freundes in Wien, hoffte ich bei demselben zur Audienz zu gelangen, um ihm selbst meine Absicht vorzutragen, und mich ihm zugleich recht dringend zu empfehlen. Das alte Sprichwort: „Selbst ist der Mann," regt meine Hoffnung immer mehr auf: Josephs gerühmter Scharfblick könnte auch wohl ein glücklicher Treffer für mich werden.

K. J. Sie scheinen viel Vertrauen zum Kaiser zu haben, aber Sie werden doch wissen, daß auch die Kaiser nur Menschen sind, und daß die Ursachen der an denselben bewunderten schönen Handlungen größtentheils nur vom bloßen Ungefähr oder vom Zufall abhängen? Indessen —

Fr. Dies Alles erwog ich früher und fand die Gründe meiner Hoffnung stärker, als die des Zweifels, darum nun mein Losungswort: Wien und Joseph.

K. J. Indessen halt' ich Ihre, mit so vieler Zuversicht unternommene Reise doch für ein Wagniß. Es harret und lauret dort stets (ein ganzes Heer, könnte man sagen) auf Anstellung. Haben Sie sonsten noch Freunde und Bekannte in Wien?

Fr. Viele. Zu den ersteren zähle ich mehrere, die jetzt in hohen Staatsämtern stehen, darunter meine besten Universitätsfreunde. An sonstige, sogar an die Obersten im Staate hab' ich Empfehlungsschreiben, — hier — (indem er seine Schreibtafel öffnete und gleich einem umgekehrten Füllhorn versiegelte und unversiegelte Briefe auf den Tisch schüttete,) hier, mein Herr! sehen Sie, an Empfehlungen fehlt es mir nicht.

Hierauf wandte der Kaiser sich zu einem Schreibzeuge, das in seiner Nähe auf dem Tische stand und allen Bedarf zu seinem Behuf darbot, bis endlich der Ton des Posthorns ihn an seine Reisefertigkeit mahnte. Während des Schreibens fragte er den Fremden sehr freundlich: „Ihr Name?" Schnell legte er nun das Billet zusammen, versiegelte es und reichte es dem Fremden mit den Worten: „Ich habe auch Bekannte in Wien, und bitte dies zu Ihrer Empfehlung, nach Anweisung der Aufschrift abgeben zu wollen. Adieu!"

Der Fremde nahm es eben so gleichgültig an, wie ein mit körperlichem Uebel Behafteter, dem man ein Rezept giebt, legte es eben so gleichgültig zu denen in seiner Brieftasche, sagte sich neigend: ich danke! So scheidend setzten beide ihre Reise, jedoch in verkehrter Richtung fort.

Ohne weiteren Aufenthalt kam S. in Wien an, setzte sich in Bewegung, um theils

seine mündlichen und papiernen Empfehlungen an die Behörden zu bringen. Alle hatten gleichen Erfolg. Meistens wurden selbige höflich und mit dem Bedauern: nicht helfen zu können, entgegen genommen. Es vergingen acht Tage unter gleichen Umständen und Aussichten irgend etwas für seine Wünsche und Hoffnungen, mit welchen er gekommen war, erspähet zu haben.

Ueber seine gegenwärtige trostlose Lage nachdenkend, zog er seine Brieftasche und aus derselben die von dem Unbekannten in jenem Posthause empfangene Empfehlung, welche an den damaligen Gouverneur zu Wien, Pr. v. H... addressirt war, ging damit, kleingläubiger als mit allen anderen, nach dessen Wohnung, ließ sich melden und hatte das Glück vorgelassen zu werden. Hoffnungsloser als je gab er das Briefchen ab. Der Gouverneur nahm es befremdend an, nickte während des Lesens desselben, wie es schien, beifällig über dessen Inhalt und sagte, sich zu S... wendend mit recht freundlicher Miene: Gratulire, Herr Rittmeister! welches auch die eben gegenwärtigen Offiziere durch ein Zunicken, jedoch stillschweigend zu erkennen gaben. „S' ist halt wieder Eins von ihm; will's hoffen, daß's gut geht." Jetzt war S... Befremden über diese Metamorphose seiner Aussichten fast größer wie seine vorherige Hoffnungslosigkeit. Das Ganze konnte doch wohl kein Fastnachtsspiel seyn! — Keiner von den Anwesenden wußte, ausser dem Gouverneur, woran er war, „Unser allergnädigster Kaiser schreibt da: (das Billet laut lesend) „Den Ueberreicher dieses „W. H. S. aus dem Würtembergischen, hab' „ich um Rittmeister ernannt, und will, daß er „vorläufig à la Suite angestellt werde. Sein „Patent und Gage geht vom heutigen Datum. „Bei meiner Zurückkunft erwart' ich, daß er „mir vorgestellt werde." Joseph.

Am nächstfolgenden Tage wurde S. zur Tafel des Gouverneurs eingeladen, wo dieser zu jenem sagte: „Herr Rittmeister! Sie haben halt kein gewöhnliches Glück gemacht; suchen 's fest zu halten!"

Bis zu des Kaisers Rückkunft nach Wien hatte der neue Rittmeister Zeit genug, das zum Kavalleriedienst Erforderliche zu lernen, und er that's.

Der Kaiser kam, und S... wurde ihm vorgestellt. Beim Eintritt ins Audienzzimmer, rief der Kaiser ihm sehr freundlich entgegen: „Nun, mein lieber Rittmeister, welche Empfehlung war die Beste?" Vor Dank und Freude hochroth näherte sich S... mit der Erwiederung: „die, von welcher ich gerade am allerwenigsten es glaubte; dafür soll auch mein ganzes Leben nur ein unabläßiges Streben seyn, Ew. Majestät Wahl zu rechtfertigen und zu entsprechen."

Daß er das Verheißene erfüllte, bewies die fortdauernde Gunst des Kaisers.

Bei dem für Oesterreichs Waffen sehr ungünstigen Kriegsereignisse am sogenannten Beschanier Damm, wo der Kaiser bekanntlich von seinem Staabe getrennt, in Gefahr war von den Muselmännern gefangen zu werden, stieß er unverhofft auf eine, sich wieder sammelnde Reuterschaar, in deren Anführer er unsern S... erkannte.

In dem Baierschen Erbfolgekriege diente S... als Oberst, und fand als Generalmajor den Heldentod gegen die Neufranken.

S..r.

Allgemeine Theaterrüge.

Unter vielen Unarten, welche sich unsere lockere Theatermuse verzeiht, und damit den sinkenden Geschmack der Dichter und Schauspieler, wie des Publicums an den Pranger stellt, sticht

hervor die Lust, welche sie an Verkleidung der Geschlechter findet. Freilich geben schon die alten Mythen Anlaß zu solchen üppigen Zwitterspielen. Hercules am Spinnrocken unter den Zofen der Omphale, Jole in seiner Waffentracht, die Metamorphosen des Tiresias, der Cänis und Iphis, Achill im Frauenzimmer der Deidamia, das Verschmelzen der Salmacis und des Hermaphroditus, Atys und seine Galler, nebst andern Opferceremoniels in Carthago und Babylon, das Mährchen von den Amazonen und dergleichen gehören dahin, wie auch die hermaphroditischen Statuen; allein irgend ein feiner und tiefer, und mit der Moral jener Zeiten vereinbarer Sinn lag hinter diesen Abweichungen von Natur und Sitte. Selbst die Geschichte, wenn sie uns vom weibischen Tonosconcoleros, von der männlichen Semiramis, von den Sitten der Sybariten, vom Dankfeste zu Argos, (an welchem zum Gedächtniß weiblicher Tapferkeit die Geschlechter die Kleider tauschen mußten,) vom liederlichen Clodius, von der Vermählung des Nero mit dem Sporus und andern hermaphroditischen Gräueln der wollüstigen Cäsaren erzählt, will damit charakterisiren. Auch mögen wir den christlichen Dichtern es blos an ihrer höhern Meisterschaft abrechnen, wenn sie durch solche Mummerei interessante und schlüpfrige Episoden herbeiführen, wie Ariost und der Sänger des Pastor fido thut, oder komische, wie Buttler, der seinen Hudibras in den Unterrock seiner Siegerin steckt. Der Nonnain des Voltaire, welcher die frommen Vorsätze der schönen Agnes Sorel zu Schanden macht, und der aus den Frauenkleidern nicht herauskommende Faublas sind, wie andere unzählige feine und grobe Wollüsteleien, der Frechheit der altfranzösischen Aftermusen zuzurechnen, und in der Hochzeit des Figaro wird das verführerische Knabenmädchen Cherubin durch den Zauber der Tonkunst, wie Kind's üppiger Fastnachtsträumer durch den Reiz der Diction, wenigstens gegen den Vorwurf der Geschmacklosigkeit gerettet, was man freilich von Hofmann's widerlichem Eunuchen nicht sagen kann*). Desgleichen wird Niemand etwas gegen des mannhaften Ulrich v. Lichtenstein's abentheuerliche Venusfahrt, noch gegen alle die weiblichen, allegorischen und mythologischen Masken haben, welche turnirende Ritter über ihre Panzer zogen, und wenn der Chevalier d'Eon unter die Haube kroch, so mußte er der königlichen Ordre folgen, wie junge Uhlanenofficiere dem Befehle ihres Chefs gemäß, sich die patentmäßige Stöpsel — taille durch Kunst aneignen. — Aber bei den heiligen keuschen Musen! wie soll man es deuten, daß unsere Lustspieldichter sich darin gefallen, ihre Intriguen mit Beinkleider- und Unterrockrollen zu durchflechten, daß Actricen und Acteurs diese Verzwitterungen mit Liebe und Coquetterie ausführen, und daß das Publikum mit sichtlichem Behagen dieses Hermaphroditenwesen aufnimmt! Der alte Sünder K... hat diesen wollüstelnden Geschmack des Zeitalters besonders gereizt und ihm gefröhnt, andere geringere, als Wolf, Julius v. Voß, Bäuerle haben es nachgethan und wie es scheint, ihre Rechnung dabei gefunden; denn wer weiß ob Cäsarion und die falsche Prima Donna, zusammt den Schwestern von Prag, ohne die üppige Mummerei noch am Leben wären! Allerdings ist nun auch für junge rundlich gewachsene Histrionen, welchen nebst andern männlichen Kunsttalenten, auch Stimme und Bart zu Heldenrollen fehlt, ein eignes Fach und für die

*) Siehe in den beiden rivalisirenden Almanachen Kind's und Gleditsch's vom Jahr 1820! — Die Fastnachtsträumereien und Signor Formica.

Theatercirection eine besondere Art von Magneten für das weibliche Publicum gefunden; die Sittlichkeit der Familien wird durch Liebhabertheater noch mehr gefährdet; und wir werden kaum mehr im Stande seyn, den Wälschen ihr gottverfluchtes Castratenwesen vorzuwerfen, ja die Schnürleiber unserer sich aus falschen Gründen hochbrüstenden Elegants scheinen diesen hermaphroditischen Lüsteleien besonders zuzusagen. Doch das Publicum freut und kitzelt sich herzinniglich, und erbauliche Staatsminister, welche gern jede ernste Muse zur Hofdame, jede heitere zur Bayadere machen möchten, werden nichts gegen die Verweichlichung des Volkes haben. Mehrt sich das alles, treibt der von der Sündfluth zurückgebliebene Schlamm ferner geile Auswüchse hervor, finden sich wollüstige Regenten und Magnaten, welche sich nicht schämen, den Sonnenschein ihrer Gunst, auch außer dem Bereiche ihrer Lotter — stübchen, diesen Giftpflanzen, zu kommen zu lassen, dann kann es nicht fehlen, daß auch die hohe ernste Richterin, die öffentliche Meinung, sich umnebeln und beschwichtigen läßt, und daß ein Sittenverderbniß, wie unter den römischen Cäsaren, sich aller Stände bemächtigt, also daß wir, trotz unserer Palingeneste von 1813 seq. doch den wiedergebornen Nationen in Süden und Westen ein Spott, den nervigen Söhnen des Nordens eine Beute dereinst werden müssen.

Es wäre Pflicht der Weisen im Lande, solcher heimlichen von öffentlicher Volkslust ausgehenden Contagion durch freien Tadel zu steuern, es wäre Sache der Satyriker, diese Lustspielfabricanten, zusammt den weibischen Kunstjüngern und den sybaritischen Zuschauern zu züchtigen, es wäre auch namentlich das Verdienst reiner edler Frauen, dergleichen Frevel an Pflicht und Sitte durch Verachtung zu strafen, und durch ihren allmächtigen Einfluß auf den guten Ton ein richtiges Urtheil über diese frechen Lüsteleien und deren Gönner in der Gesellschaft zu befestigen. Doch dies werden fromme Wünsche bleiben, so lange die der Sittlichkeit hohnsprechenden Geschmackverderber einen die Stimme der Wahrheit übertäubenden Cachinnus erregen, und so des vornehmen und niedern Pöbels Lachen auf der Seite haben! —

Schrecklicher Mord.

Die Morgen-Chronik erzählt folgende schreckliche Unthat: „Dr. Cotter, der mit Colonisten aus den vereinigten Staaten nach der Küste von Afrika abging, meldet, daß ein spanisches Schiff genommen wurde, das 400 Sclaven an Bord hatte. Um zu verhindern, daß diese in die Hände der Kaper fielen, mischte die spanische Schiffsmannschaft in die Lebensmittel der Sclaven Gift, so daß alle, ausgenommen 6, starben.

Menschliche Thorheiten.

Wir wollen die Heiden bekehren, die in Ostindien leben und denken nicht an die Heiden, d. h. die Unwissenden in unsern Ländern? Wir lassen Bibeln für die ganze Welt in allen Sprachen drucken, und sind alle unsere Schulen auf dem Lande nur mit den nöthigsten Schulbüchern, Schiefertafeln ꝛc. versehen? Wir stellen nicht selten Heuchler und bigotte Dümmlinge an, welche in Ostindien lehren sollen, und lassen unsere Schullehrer zu Hunderten bei einem Gehalte von oft noch nicht hundert Thalern im Jahr hungern!

Japanesen und Chinesen müssen lange nicht so einfältig seyn, wie wir sie uns oft vorstellen. Sie jagten die Jesuiten fort, wir Europäer auch. Aber jene duldeten sie nur 25 bis 50 Jahre, wir 225 Jahre, und müssen jetzt schon wieder ausrufen: „Principiis obsta!" Jene nicht!

Bemerkungen.

Wie traurig! der große Saal, wo Karl V. und die Fürsten des Reiches versammelt waren, um Luthern anzustaunen als er mit übermenschlicher Geistesgröße sein „Ich kann es nicht! Gott helfe mir! hier stehe ich!" ihnen allen erklärte, dieser große Saal in Worms ist jetzt — ein Holzschuppen. So schätzt man Alterthümer hier und da in Deutschland.

Alle Staaten Europa's leben mit einander in Frieden, viele sind durch den heiligen Bund verbrüdert und doch — zehren 1,800,000 Mann unter den Waffen von dem Marke dieses Friedens.

In zwanzig bis dreißig Jahren werden die Juden, bei völlig gleichen Rechten und überwiegendem Reichthume im Besitz vieler Rittergüter des verarmten Adels seyn, und der Christ muß dann für sie das Feld bauen! Das muß dann große Katastrophen herbeiführen! Das führt dann, wie Fries behauptet, zu jenen blutigen Volksaufständen des Mittelalters! (Es wird so arg nicht werden!)

Die Reformation zerriß das Netz, das die römische Hierarchie um Deutschland gewoben hatte. Aber die Hoffnung es wiederherzustellen, hat Rom noch jetzt nicht aufgegeben, und leider scheinen protestantische wie katholische Individuen die Hand jetzt gern dazu zu bieten. Alle Concordate sind Mittel dazu!

* An A. Daeves.

Du giebst der Welt stets Räthsel und Charaden,
Die Deine Sphinx gar sinnreich ausgedacht.
Mag — Deinetwegen — wer es kann — sie rathen,
Die falsche Deutung wird vor Dir belacht.
Nicht schwer ist es, des Räthsels Knoten schlingen;
Kann jeder auch so süß, wie Du, nicht singen.

In weiter Ferne ist es laut erschollen,
Daß Du mit Räthseldeuten Manchen plagst;
Drum laß uns freundlich wechseln unsre Rollen,
Auf daß Du mal ein Oedipus seyn magst;
Denn wie des Räthsels Knoten ich geschlungen
Das sey von Dir so zart, wie sonst, besungen.

* Charade von drei Sylben.

Vor seiner Gattinn Eifersucht in Sorgen
Hat in der Ersten Form ein Heidengott
Das heißgeliebte Mädchen einst verborgen;
Doch seine Schlauheit ward der Gattinn Spott;
Denn heimlich brütend lange, heiße Rache
Erbat sie sich die Erste vom Gemahl,
Gab boshaft sie in Argus strenge Wache
Und häufte sinnreich immer Qual auf Qual.

Aus Mehreren, die bei des Tanzes Freuden
Durchs wilde Chaos schweben, Hand in Hand,
Besteh'n die bunten, zartgeschlung'nen Zweiten,
Die flunig-schön Terpsichore erfand.

Das Ganze schmilzt in süßen Harmonien
Oft bei der Sonne letztem Abschiedsstrahl
Mit froher Hirten sanften Melodien
Vom Berg' herab ins düstre Alpenthal.

Rinteln. Karl Daeves.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 76.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 21. September 1820.

* Prolog

bei Aufführung der

„Respectablen Gesellschaft"

von Fräulein A. von. J. gesprochen.

Von Roelbeke.

(Amor redet.)

Nicht mit schallreichem Wort-Gepränge,
Wo der Verstand leicht ins Gedränge
Und in Gefahr der Witz geräth;
Nicht mit erkünstelten Gebärden,
Die nur zu leicht Verräther werden
An dem, der kunstvoll sie gedreht,
Erschein' ich, wie ihr mich hier seht,
Von dem, was sich hat zugetragen,
Ein kleines Vorwort euch zu sagen.

Fünfhundert Jahre, — wahrlich respectabel! —
Von respectablen Frau'n und Männern
Zu sechszigen — und etwas mehr — verlebt,
Vereinten sich, um Amors Macht zur Fabel,
Die Macht, die Welt mit Welt verwebt,
Um meine Macht, trotz tausend Gönnern
Und meines Throns ergebnen, treuen Wachen,
Zur Fabel einer Altenhayn zu machen.

Mit ihnen haben sich verbunden
Zum Kampfe gegen mich Polyp und Gicht
Und Asthma. — Diese Eidgenossenschaft,
Zu der noch Runzeln auch sich eingefunden,
Woran es mir durchaus gebricht,
Will wider mich aufbieten alle Kraft,
Will ihre Streitkraft hier versammeln,
Um zwischen mir und ihrem festen Plan
Den Weg zu einem sechszehnjähr'gen Schatz
Mit sechs mal sechszig Jahren zu verrammeln.

Was ist zu thun? die alte Allianz zu trennen,
Da helfen Brand und Pfeil und Bogen nicht;
Da würd' ein Congreve selber schier zum Wicht,
Denn seine Blitze fänden nichts mehr zu verbrennen.
Wohlan! so führ' ein andrer Plan zum schönsten Bunde,
Und siegreich muß ich seyn in einer Stunde!

Schon rückt heran das Heer der Veteranen;
Schon hör' ich Asthma, Husten und Polyp
Und Podagra, versammelt um die Fahnen
Von fünf Jahrhunderten, sich nah'n mit Poltern,
Um sechszehnjähr'ge Jugend todtzufoltern.

Ich fürchte nicht der alten Drachen Hieb;
Und, wann ihr mich hier wiedersehet,

Hat sich mein Ruhm durch neuen Sieg erhöhet.
Die dann Besiegten oder geb' ich, zur Belohnung
Für eure Treue, werthe Herrn und Frau'n,
In eure Hand mit allen ihren Schwächen.
Mir g'nügt, mit Liebe sie zu rächen;
Behandelt sie mit milder Schonung.
So schwing' ich kühn, daß sich ein Jeder wundert,
Die Sieges-Fahne über mehr als ein Jahrhundert.

Bilder aus Brasilien.

Neue Jagdscenen aus Brasilien.

(Beschluß.)

So wanderten wir immer längs der Küste hin. Unsere Leute gruben dabei eine Menge Schildkröteneier aus dem Sande; endlich mit Sonnenuntergange machten wir Halt. Treibholz zu dem Feuer fanden wir an dem Strande genug, aber süßes Wasser zum Kochen war nicht da. Wir waren daher wegen unsers Abendessens in nicht geringer Verlegenheit; denn von den Schildkröteneiern kamen, bei der starken Gesellschaft, kaum zwei auf den Mann. Doch plötzlich wurden wir zu unserer großen Freude, in geringer Entfernung von den Feuern, eine belastete Schildkröte gewahr. Sie stand eben im Begriffe, ihre Eier zu legen, und höhlte zu diesem Ende, ein cylinderförmiges Loch in dem Sande aus. Dabei warf sie denselben sehr geschickt, und wie im Tacte zu beiden Seiten aus, worauf sie ihr Geschäft mit „vieler Gemüthlichkeit" begann. Wirklich ließ sie sich nicht im mindesten dabei stören, selbst als sie angefaßt und aufgehoben ward. Eine Art Blasen, nach Art der Gänse, war das einzige Zeichen ihrer Unruhe oder Unzufriedenheit.

So wie sie nur ihre Eier legte, nahm sie einer unserer Leute, der hinter dem Loche lag, ganz ungehindert heraus, und so bekamen wir in etwa zehn Minuten, gerade hundert Stück. Wir ließen nun dieß harmlose Thier, das kaum vier Mann aufheben konnten, ihr Loch ruhig mit Sand anfüllen, zustampfen, und seines Weges ziehen, und hielten von seinen Geschenken, die wir in Seewasser kochten, eine eben so reichliche, als schmackhafte Abendmahlzeit. Unterdessen war der Vollmond aufgegangen, und Land und Meer lagen im Zauberlicht. Tosend brach sich die feurige Brandung an den Felsen, und im ätherischen Glanze wogte der Ocean.

Unsere folgende Tagereise war äußerst stark; wir brachen daher in aller Frühe auf. Endlich nach einem fünfstündigen Marsche erreichten wir die Mündung des Flusses, an dessen Ufern unsere Station gewählt worden war. So bestiegen wir die bereitgehaltenen Canots, und fuhren stromaufwärts. Der Fluß war nicht sehr breit, aber die Strömung außerordentlich stark. Dazu kam die brennende Mittagssonne, die gerade über uns stand. Die Ufer waren mit Urwäldern eingefaßt, und die niedrigen Aeste mit weißgrünen Schwalben, und gräulichen Fledermäusen bedeckt. Mit einbrechender Dämmerung kamen wir endlich auf unsern Posten an. Hier machten wir uns ein Lager von Cocosblättern, mit Zweigen bedeckt, und von mehrern Feuern umringt. In den Augenblicke vernahmen wir eine Menge Flintenschüsse, und ein lautes Freudengeschrei. Es war eine zweite Jagdgesellschaft, die der Verabredung gemäß mit uns zusammentraf. Wir hatten nämlich diese Wildniß auf längere Zeit zu unserem Aufenthalte ausersehen; Wildpret, Fische und gutes Wasser befanden sich in Ueberfluß daselbst.

Am folgenden Morgen wurden nun vor allem Anstalten zum Aushauen eines Lagerplatzes gemacht. Vier und zwanzig rüstige Arbeiter beschäftigten sich damit. Es ging indessen schneller, als man glauben mag. Während nämlich

ein Theil die Hauptstämme fällte, hieben die andern mit dem Fouce (Sichel an einem Stocke) das Unterholz und niedrige Gesträuche ab. Jeder fallende Stamm riß, wegen der Lianen, noch eine Menge andere mit nieder, oder zerbrach sie doch. Kurz in wenig Tagen hatten wir einen lichten Platz. Hierauf wurden Hütten errichtet, und mit Palmblättern gedeckt. Eben so ward eine Schmiede gebaut, die natürlich ein Hauptbedürfniß für uns war u. dgl. mehr. Ueberhaupt hatten alle unsere Leute ihre bestimmte, angewiesene Arbeit. So schafften die einen Wildpret, die andern Fische herbei; so besorgten diese die Küche, jene das Brennholz; kurz das Ganze war eine geordnete Jägercolonie. Wir bereicherten dabei unsere Sammlungen außerordentlich. Hierzu dienten uns besonders die Mundeos, oder Thierfallen, die die brasilianischen Jäger sehr gut anzulegen verstehen. Sie richten dieselben so ein, daß das Thier von losschnellenden Balken getödtet wird. Wir hatten mehr als dreißig solcher Fallen an dem Flusse; in recht dunkeln Nächten fingen sich in jeder derselben, oft fünf bis sechs Thiere auf einmal. So hatten wir Antas, Rehe, wilde Schweine u. s. w. in Ueberfluß.

Auf einer unserer größern Streifereien, tief in den Urwald hinein, stießen wir auf einmal auf Ratachos, was ein Stamm friedlicher Ureinwohner ist. Sie waren, die Männer, wie die Weiber, völlig nackt, doch weder bemalt, noch sonst entstellt. Die Mehrzahl war von schlanker, mittlerer Gestalt; die Gesichter indessen waren groß, knochig, und die Züge äußerst plump. Die Männer hatten die Vorhaut eines gewissen Organes mit Schlingpflanzen zugebunden, was demselben ein sehr sonderbares Ansehen gab. Auf dem Rücken trug jeder einen kleinen Bastbeutel, der zum Aufbewahren von Taback u. s. w. diente, und an einer Schnur um den Hals hing. Eben so war jeder mit Bogen und Pfeilen versehen. Der Anführer zeichnete sich von den übrigen, blos durch eine rothe, wollene Mütze, und ein Paar blaue Hosen aus.

Ihr erstes Wort war eine Bitte um etwas zu essen; sie erhielten daher mehrere Cocosnüsse, und etwas Maniokmehl. Jene wußten sie sehr geschickt mit einer kleinen Axt zu öffnen, und bissen hierauf die weiße Kernmasse mit ihren herrlichen Zähnen aus der Schaale los. Die Gierigkeit, womit sie aßen, war ganz thierischer Art. Hierauf gaben sie einige Proben ihrer Geschicklichkeit im Bogenschießen; sie war wirklich sehr groß. Auf vierzig Schritte weit verfehlten sie eine aufgesteckte Cocosnuß auch nicht ein einziges Mal. Ihre Hütten bestanden aus jungen Stämmen, oder eingesteckten Aesten, oben eingebogen, zusammengebunden, und mit Cocosblättern gedeckt. Bei jeder befand sich ein hölzerner Rost, zum Braten des Wildprets. — So brachten wir in dieser Wildniß zwei volle Monate zu. Doch endlich waren auch diese Arbeiten beendet, und alle Anstalten zur Abreise gemacht. Einsam saß ich am Vorabende vor meiner Hütte, dachte an Heimath und Vaterland, und schwebte über den Ocean im Fluge zu meinen Lieben hin.

Gedankenspiel über die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache herrscht und waltet viel weiter, als der Bund der deutschen Staaten reicht. Sie strömt in Norden bis Kopenhagen, Stockholm, Riga, Petersburg, durch Polen bis Moskwa und Cherson, in Osten fluthet sie durch Böhmen, Mähren

und Ungarn, in Süden umfaßt sie die ganze Schweiz, und in Westen verfließt sie jenseits des Rheins und der Maas mit der französischen und holländischen Sprache. Sie hat viele überseeische Colonien in Nordamerica und den Indien, und wo in der Welt träfe man nicht deutsche Individuen und Familien! Schwer würde es seyn, die Grenzen scharf zu zeichnen, binnen welchen das Volk nichts als deutsch spricht; aber eben so schwer ist es, einen Centralpunkt der reinen deutschen Mundart zu bestimmen. Denn wenn es selten Menschen giebt, welche immer rein deutsch schreiben, wenn diejenigen noch seltner sind, welche immer rein deutsch reden; so können ganze Städte, oder Länder sich dieser Vorzüge nirgends rühmen. Aller Orten stößt man selbst in den gebildeten Cirkeln auf Idiotismen und Provinzialismen, welche oft genug durch übel angebrachten Patriotismus und Civismus in Schutz genommen werden, und vollends in den niedern Volksclassen sind wie überall kaudewälsche Wörter, Redensarten und Dialecte zu finden. Die zahllosen und unaufhörlichen Einwanderungen und Ansiedelungen fremder Wörter, der Pedantismus der Schriftgelehrten und Künstler, der Schlendrian und Vandalismus des Gerichtsstyls, die Bocksbeutelei der kaufmännischen Briefsteller, die Gallomannie der Höflinge und Standespersonen, die Ziererei und Aefferei der Stutzer, die Tölpelei der Studenten und Kriegsleute haben das Ihrige gethan, und thun es noch, um die reine deutsche Mundart zu entstellen und zu verdrehen. Diese Verderbniß und Verwirrung der Sprache ist wegen der vielen verschiedenen Centralpunkte der Cultur, des Luxus und des Verkehrs im nördlichen und südlichen Deutschland, obschon die Residenzen, Gott sey Dank! sich vermindert haben, immer größer geworden, und selbst die Kriegsstürme der letzten Jahrzehende, welche deutsche Heerhaufen und Geschäftsleute durch einander geworfen, haben die Klüfte zwischen den nördlichen und südlichen Dialekten so wenig ausgefüllt, als die großen politischen Arrondirungen und Consolidationen zur Zeit im Stande gewesen sind, die abweichenden Mundarten der mehreren Volksstämme einander, oder dem Dialekte der Dynastie näher zu bringen. Es ist mit der reinen deutschen Sprache, wie mit der wahren Religion, dem wahren Patriotismus und der wahren Cultur, welche, von äußern Schranken und Formen unabhängig freie, heilige, unsichtbare Gemeinden in jedem Lande, und so durch die ganze Menschheit den Freimaurerbund der Vernünftigen, den Tugendverein der Guten bilden.

Dies ist so wahr, als daß die hitzigen Versuche der Turnapostel und der zu ihren Füßen sitzenden Jünglinge alle alten eingebürgerten Colonisten, zumal wälschen Stammes, zum Tempel hinaus zu werfen, so wenig gefruchtet haben, wie die Bemühungen der Ritter von der blauen Erde, die Sitten und Reden des Mittelalters herzustellen. —

Uebrigens sind wir noch ganz im alten Zuge, unsere reiche Sprache mit fremden und neuen Behörden, in Schrift und Rede, besonders in der Conversation und im Geschäftsstyl zu überfüllen. Die neuern Schriftsteller haben wenig für Sprachberichtigung und Verbesserung gethan, vielmehr haben einige tolle Poeten Rück- und Querschritte gemacht. Die Theologen, zumal die evangelischen Kanzelredner, haben vielleicht das Verdienst, am mehrsten auf reines Deutsch zu halten; allein von ihnen kann man solches auch begehren, weil sie Berufs wegen in der herrlichen Diction der lutherischen Bibelübersetzung leben und weben, und in der

Abhandlung ihrer ernsten Gegenstände mit Modewörtern und Kunstausdrücken wenig zu thun haben. Die Juristen, soviel die höhere Sphäre des Staatsrechts und der Politik anlangt, beobachten auch mehrentheils eine edle Schreibart, aber ihre garrula verba fori und ihre Prozeßschriften bekunden allüberall, daß sich zwar vom barbarischen Schlendrian losgemacht, aber mit einer Menge neuer preciöser Terminologien beladen, — kurz den alten Wust mit frischem Unrath vertauscht haben. Demnach, aber, alldieweil, sintemal, anerwogen, Unbill ꝛc., sind reine deutsche Klänge, wogegen die neuen Modewörter objectiv, subsumiren, Kategorie, Tendenz ꝛc. wohl zurücktreten mögen, und das kräftige „Mochtens Euch nicht bergen" schlägt besser an die Ohren, als die umwundenen Rescriptstiraden, welche der langen Rede kurzen Sinn oft in der Resolution „Wascht den Pelz, macht ihn aber nicht näß!" finden lassen. Liest man vollends süddeutsche Gerichtserlasse und preußische Decrete! — doch immer und einzig wird es den ICten mehr um die Sache, als um die Worte zu thun seyn. Die Mediciner haben weder für, noch gegen die Fortschritte der Sprache etwas gethan, als mit dem Brownischen System, dem Galvanismus, Magnetismus, der Homöopathie, neue Wörter aufgebracht. Die Philosophen, seit sich die Nachtreter Kant's unter den Eklektikern verloren haben, sind etwas verständlicher in Schrift und Rede und mit neuen Terminologien sparsamer geworden; doch sie werden, wenn der Geist über sie kommt, stets mit fremden Zungen reden. Die Naturforscher und Chemiker, zumal die letztern haben viel Neues gefunden, und folglich viel neue Worte machen müssen. Maler und Bildhauer sind bei ihren alten Redensarten geblieben; aber die Theaterkritiker haben ein ganz neues Deutsch zu Tage gefördert und es weit gebracht in der Kunst, über Nichts viel Schönes und über viel Schönes Nichts zu sagen. Ueberhaupt den Prosaikern unserer Zeit, wenn auch classische Diction unter ihnen selten ist, mag man keine Verderbung der Sprache, aber wohl eine Lauigkeit im Reinigen derselben, und auch das zur Last legen, daß sie in wortreichen, langen und gekünstelten Perioden sich gefallen. So tragen oft Görres, Steffens, Oken, auch Krug, ihre herrlichen Sachen in einem so schweren Style vor, daß dadurch die Gemeinnützigkeit ungemein vermindert wird. Die neueren Dichter, wenn sie sich auch rhythmischer Licenzen und unreiner Reime zum Uebermaß bedienen, führen doch meistentheils eine correcte Sprache, auch Müllner, der sonst in seinen prosaischen kritischen Aufsätzen sich in wunderlichen Constructionen und den geschmacklosesten Wortbildungen, worin er seinen angeblichen Humor sucht, gefällt. Alle Dresdner Musen vergeben der Sprach-Ehre ihrer Residenz nichts, und die Berliner wie die Wiener Sänger, (nämlich die zünftigen,) lassen die Mißtöne der sie umrauschenden Volksstimmen keineswegs in ihren Liedern spüren.

Dennoch aber liegt es im Klaren, daß, ob auch in der Republik der deutschen Gelehrten und Künstler und in öffentlichen und privatim gebildeten Cirkeln Wort und Schrift sich ziemlich rein erhalten, es doch weder zu einer vollkommenen und fortgesetzten Reinigung, noch zu einem regelnden Verständniß über die mannigfachen Differenzen in der Aussprache, Schreibart, ja selbst in der Bedeutung mancher Lesarten kommen will. Schon in der Aussprache einzelner Buchstaben liegen eine Menge unbeseitigte Abweichungen ganzer deutscher Volksstämme. Der Schwabe läßt sich nicht davon abbringen, dem S einen geräumigen Weg durch die Zähne zu lassen, welche der Niedersachs und Westphale dagegen bei St, Sp,

und Sch, nicht hoch genug hebt. G, j und K, beeinträchtigen sich unaufhörlich; das ätherische H ist kaum der Gefahr entgangen, alle seine Besitzungen im Innern des Reichs zu verlieren, und ist hie und da seines verjährten Eigenthums noch nicht sicher. Ph. wird vom F, wie ein Colonist in seiner mitgebrachten Habe vom Urbewohner, bedrängt; der alte Ansiedler C hat ewigen Streit mit den Eingebornen Z und K, und steht auf dem Puncte bei letzterem seinen hergebrachten Vorläuferdienst zu verlieren. Tz und Z können so wenig als D und T und ß und ſſ auf ihren Koppeltriften einig werden; K und S intriguiren gegen den ärmsten aller Selbstlauter X, und T und S haben gleicher Umtriebe gegen Z sich verdächtig gemacht. Ja man könnte nicht einmal diese Rechtshändel der Consonanten vor das Gericht der Vocale bringen, weil die Jury der Selbstlauter selbst nicht einig ist. Denn vorerst würde dem, trotz seiner pythagoräischen Glorie, in der Glorie, in der Gefahr des Exils schwebenden Y quaestio status gemacht werden; sodann sind E und J im Streit über die Trabantenstelle bei'm U, und das überreiche E möchte mit allen Buchstaben wegen zu häufiger und gewaltsamer Unterdrückungen in Rede und Schrift, zumal durch die Poeten, hadern. Zudem giebt's noch eine Menge Grenz- und Rangstreiten unter Punctum, Komma, Semikolon, Ausrufungs- und Fragzeichen, und die Anmaßungen der Gedankenstriche und Parranthesen drohen die Ausnahme zur Regel zu machen. Ferner, welche Präcedenzstreite giebt es zwischen den großen und kleinen Buchstaben, welchen Zwiespalt erregt die Niederlassung jedes aus der Fremde einwandernden Wortes! Welcher unaufhörliche Zwist unter den alten Wörtern selbst über Beugung, Stellung, Bindung, ja sogar über Bedeutung und Ehre! zumal in der Conversation. Der Oesterreicher macht aus dem Schaffen ein Begehren, der Preuße verwechselt mir und mich, der Hanseate häuft sein „Ja wohl!“ — der Dresdner säußelt zum Ueberfluß sein „das ist eben nicht zu leugnen!“ (vulgo lehknen) in Wien sind Schmeissen, Schwanz ꝛc. verpönte, Unterhaltung, Uhr ꝛc. verdächtige Worte, in Dresden und Leipzig geziemt sich's bei Erwähnung fast aller menschlichen Gliedmaßen eine Ehrenmeldung vorauszusenden; der Anzahl alter und neuer Idiotismen und Provinzialismen, welche im Strudel geselliger Conversation auftauchen, oben schwimmen und untergehen, nicht zu gedenken, noch der burlesken Gemeinplätze, Schlag- und Stichwörter, welche müßige Lebeleute und Pflastertreter, namentlich Officiere, Elegants, Spieler, noch mehr aber die Jugend hoher und niederer Schulen erfinden, und welche sich bisweilen auf unbegreifliche Weise in die allgemeine feine Conversation hinein stehlen.

Aller dieser Unfug würde freilich auch nicht ganz wegfallen, wenn die Träume des einen und freien Deutschland's auf eine oder die andere Art, ganz oder zum Theil, in Erfüllung gingen; allein vieles würde sich doch ganz anders gestalten, wenn die deutsche Sprache Eines Volkes Sprache wäre, und alle politische und patriotische Träumereien bei Seite gesetzt, soviel doch beruhet in der Wahrheit und wäre so möglich, als wünschenswerth, daß Einigung deutscher Cultur, ohne allen politischen Sturm, Hauptzweck der deutschen Gelehrten-Republiken seyn sollte, und daß Verein zur Reinigung der Sprache hierzu einen Hauptweg bahnen würde.

Sonach dürfte man wohl dem deutschen Bundestag zumuthen, auch an die deutsche Sprache zu denken, und für sie ein Institut, wie Ludwig XIV. für die französische Sprache zu

gründen, deren durch das bekannte Dictionaire festgestellte Basis das Erdbeben der Revolution ausgehalten hat. So gewiß ein Verein deutscher Gelehrten dieses wichtige Geschäft eben so gründlich und weniger despotisch und hoffärthig*) beenden würde, so bald möchte dies doch geschehen, bevor Nord- und Süddeutschland durch politische Schismen noch mehr getrennt werden, und bevor in Norden und Süden die guten alten Classiker, unter deren Vorsitz allein die Akademie der deutschen Sprache das gute Werk mit Segen beginnen mag, ins bessere Vaterland hinübergehen. Dixi et salvavi animam.

Frage und Antwort, nebst Trost.

Frage.

Die Sorgen sind das Gift im Lebensbecher,
Die Mädchen aber echte Sorgenbrecher,
Was meint Ihr wohl dazu, — Ihr Herren Zecher? —

Antwort.

Als Weibchen werden sie meist Freudenbrecher.
Da loben wir uns doch den edlen Becher,
Der ist und bleibt der echte Sorgenbrecher.
So klang es an der Tafelrunde
Aus aller Männer Munde.
Und in dem Uebermuth, erzeugt vom Wein,
Fiel Frauenstimmchen lieblich also ein:
Sind Bräutchen wir — die Männer Bräutigämmer,
Da sind sie alle allerliebste Lämmer,
Doch lassen wir in Hymens Joch uns spannen,
Da werden bald aus Lämmern — Haustyrannen.
Die Ihr nicht Frauen seyd von heut' und gestern,
Hab' ich nicht wahr gesprochen, traute Schwestern?

Und von der Tafel oben bis ans Ende
Der Frauen Schaar klatscht' jubelnd in die Hände,

Da thät ein alter Herr sich stolz erheben:
Tyrannen steht schon eine Frage frei —
Belehren Sie, Madam! darüber mich:
Warum sehnt doch wohl jedes Mädchen sich
Nach unsrer Tyrannei? —

Die Antwort — soll Madam noch heute geben,
Doch männiglich thät hoch den Becher heben:
Die Haustyrannen sollen leben. —

Und — die den Haustyrannen unterthan —
Sie stießen nolens volens auch mit an.

---

* Anfrage.

Wäre es nicht wünschenswerth, bei der jetzigen zweckmäßigen Verschönerung des Innern der St. Ansgarius Kirche auch darauf Bedacht zu nehmen, daß nach außen — auf der Ost- und Nord-Seite — an der Kirche herum alles geordnet würde, nämlich: daß den Wagen und sonstigen Geräthschaften ein anderer Platz angewiesen, und daß der Kirchendiener ernstlich angehalten würde, wenigstens alle Sonnabend die sich sammelnden eckelhaften Unreinigkeiten wegzuschaffen? dieses müßte den daselbst passirenden und zur Kirche gehenden Personen sehr angenehm seyn! —

---

*) Wir erinnern hier an die lächerliche stolze Willkühr, mit welcher die französischen Akademiker die Endung ois, bei den in nahem Verkehr mit Frankreich stehenden Nationen, gleich François, z. B. bei Anglois, Hollandois, bei den entferntern Völkern aber, als Hongrois, Danois, Suedois, die Aussprache in oa, als Merkmal ihres wenigern Connexes mit Frankreich festsetzten!

Oldenburg's dreizehnter Julius.

Der Schutzgeist Oldenburg's schrieb feiernd diesen Tag
Im Weltenbuch geweihter Namen nieder,
Und flog zu Sternen auf; von seinem Flügelschlag
Erklangen durch die Himmel süße Lieder.
Ein Engel breitete sein Lichtgefieder
Weit über diesen segenvollen Tag
Mit Lächeln aus und sprach:
Dir leuchte mild und hold des Lebens Sonnenschein!
Er sprachs. — Noch heute stimmen liebevoll und rein
Viel tausend Herzen in den Wunsch des Engels ein.

Ek. Ed. Loen.

---

* Antwort an Karl Daeves.

Befreundet, wie des Ganzen Harmonieen,
Oft in der Sonne letztem Abschiedsstrahl,
Mit leisem Hauch' von Alp' zu Alpe ziehen
Wie Sphärenton — im schönen Limatthal:
So traut und freundlich klang aus Bruders Munde
Die Forderung zum heitern Räthselspiel;
Ich nahm den Handschuh — mit Oedip' im Bunde,
Begann den Kampf, und — Sphynx — die Deine fiel!

„Die Liebe schuf zum Prunkgemach die Grotte
„Wo Jo weilte — mit bewegtem Harm',
„In stiller Sehnsucht nach dem schönen Gotte! —
„Die Lyra ruht verstumm't in ihrem Arm'.
„Doch vor der Gattinn langgehegtem Neide
„Verwandelt sie des Gottes Zauberstab,
„Zur weißen Kuh, auf Thebens grüner Weide
„Wo Juno sie dem Argus übergab.

„Die Sonne sinkt; aus dufterfüllten Zweigen
„Lauscht Alpenröslein von der Hügelwand,
„Und rasch beginn't das Hirtenvolk den Reigen
„Und Stöffeli reicht Mimili die Hand —
„Z' Lebewohl! — nach fernem deutschen Lande
„Ruft ihn das Schicksal aus des Thales Schooß';
„Die strenge Macht! von ihrer Urne Rande
„Mahn't harmerfüllt und ernst der Trennung Loos.

„Die Alpen sinken in der blauen Ferne,
„An seiner Brust verwelkt des Mädchens Strauß,
„Und über ihm erglänzen fremde Sterne;
„Noch einmal blick't er nach der Heimath aus:
„Da hört er sanft des Ganzen Töne ziehen,
„Kuhreigen ist's! — im letzten Abendstrahl;
„Die Sehnsucht nah't — zur Heimath muß er fliehen
„ — Und nie verläßt er mehr das Alpenthal."

Jetzt laß auch mich den dichten Knoten schlingen,
Heraus, heraus, zum ernsten Räthselspiel!
Nicht früher will ich Dir den Lorbeer bringen
Bis meine Sphynx vor Deinem Scharfsinn fiel.

---

* Charade von drei Sylben.

Die erste breitet ihre Zweige
So weit Dein Fuß die Welt ermißt,
Du trifft sie an des Hügels Neige,
Und weißt nicht wo ihr Ursprung ist.
Sie leitet Dich durch öde Fluren,
Und trägt zahlloser Wesen Spuren.

Der Mann, den Dir die Letzten nennen,
Steht ruhig in des Lebens Traum'
Sieht wie die Menschen rastlos rennen
Nach Gold und Rang — ihn rührt es kaum;
Doch selten wird der Mann gefunden
Denn sein Jahrhundert ist entschwunden,

Das Ganze breitet seine Arme
Ernst über jener Ersten Rand.
Zum Lebewohl, im stummen Harme
Reicht sich das Freundespaar die Hand.
Es darf ja nur die Arme breiten
Um warnend Trennung anzudeuten.

A. Daeves.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 77.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 24. September 1820.

* Sie ist todt! —

Todt ist Sie? — Wer kann die Worte fassen?
Wer besiegen seinen tiefen Schmerz?
Todt ist Sie? — Sie konnte, konnt' erblassen? —
O wer kann, wer kann so ganz es fassen?
Sie ist todt! — Es schlägt nicht mehr Ihr Herz? —

Es schlägt nicht mehr, gehemmet ist sein Schlagen
Todt auch das Herz, das schlug so liebevoll! —
Es schlägt nicht mehr! — Was Sie entgegen uns getragen,
Was immer voll von treuer Liebe uns geschlagen
Es sorgt nicht mehr für unser Aller Wohl? —

Sie sorgt nicht mehr! — Es fehlt Ihr treues Walten,
Es fehlt der Augen schöner, holder Blick,
O hätte Gott die Theure, Theure doch erhalten! --
Der Kinder schon den schönen Muttternamen lallten.
Doch Sie ist todt! -- Und nichts bringt sie zurück. --

Ach Sie ist todt! -- Da liegt Sie auf der Bahre!
Fließ hin du Schmerzensthrän' auf Ihr Gewand
Damit sie noch im Tode es gewahre
Wie heiß Sie ist geliebt, die Theure auf der Bahre
Die oft so still erfreut' mit lieber Hand. —

Wo ist nun Trost? -- Was giebt Ersatz uns wieder?
Zerrissen ist das schönste Band. --
Die holde Fürstin treu und bieder,
Sie kehret, kehrt uns nimmer wieder
O traure tief du armes, armes Land. --

Oldenburg, C. St.
den 14. September 1820.

Die Rückkehr aus Rußland.

Eine durchaus wahre Begebenheit dieser Tage*)

Im älterlichen Hause diente vor ungefähr funfzehn Jahren eine schon ziemlich bejahrte

*) Die Namen-Unterzeichnung der bekannten und geachteten Verfasserin dieses merkwürdigen Aufsatzes berechtigt uns zu dessen Mittheilung, und wir werden Berichtigungen einiger darin ausgesprochenen Versicherungen mit gleicher Bereitwilligkeit aufnehmen. Die Redaction.

Magd mit großer Treue und Anhänglichkeit an ihrer Herrschaft, und besonders an uns Kindern, die sie bei jeder Gelegenheit nach ihrer Art verzog, und uns so viel Gutes that, als irgend in ihren Kräften war, obgleich sie nicht eigentlich zu unserer Aufwartung, wozu ein anderes Mädchen angewiesen war, sondern zu andern Diensten im Hause benutzt ward. Wir vier Geschwister hingen deßhalb auch mit großer Liebe an der guten, alten Charlotte (so heißt sie bis auf diese Stunde noch im Hause), und als sie in ihrem fünf und vierzigsten Jahre noch das Glück hatte, trotz ihrer geringen Schönheit und großen Kränklichkeit — sie war besonders sehr von der Gicht geplagt — einem rüstigen und ganz hübschen Schiffer von fünf und zwanzig Jahren zu gefallen, der um sie anhielt, und da er sie gut ernähren konnte, zur Braut bekam, waren wir alle über ihr Glück sehr erfreut und gaben an ihrem Ehrentage gern unsern besten Schmuck her, sie damit zu schmücken; auch ward einer verstorbenen Schwester und mir das Glück, sie als Brautjungfern zu bedienen. Diese seltsame Ehe war eine der glücklichsten, die es je gegeben hat; der junge Mann trug seine reizlose Frau fast auf den Händen und arbeitete Tag und Nacht, damit sie es nur recht bequem und gut habe. Man konnte nichts rührenderes sehen, als diesen rührigen, hübschen Mann um seine alte, abgeblühte Frau bemüht, die ihn dagegen bis zum Himmel erhob und keinen andern Namen für ihn hatte, als den: mein edler Mann. So blieb dies Verhältniß, bis die Franzosen es sich einfallen ließen, dem Schiffer das Mittel zum Erwerbe, sein kleines Fahrzeug, hier Ever genannt, zu nehmen, ja man wollte ihn sogar unter die Marine stecken. Jetzt bemächtigte sich eine finstere Schwermuth des Beraubten, er wünschte sich und seiner guten Frau den Tod, ja, nichts kränkte ihn so bitter, als daß Charlotte jetzt arbeiten mußte, um den gemeinschaftlichen Unterhalt zu verschaffen, welchen sie als Wäscherin spärlich erwarb. Auch unsere Familie war von unvorhergesehenen Unfällen betroffen worden, so daß wir bei dem besten Willen wenig für sie thun konnten, welches uns von ihrer Seite durch eine allzugroße Delicatesse noch erschwert wurde. So standen die Sachen, als die französische Conscription auch bei uns eingeführt ward und Schrecken bei Armen und Reichen verbreitete. Das Loos zu marschiren traf auch den Sohn eines wohlhabenden Schlossermeisters, der des Vaters Profession erlernt hatte und dessen Nachfolger im Geschäft werden sollte; man mußte daher einen Stellvertreter suchen. P., dieß ist der Name des Schiffers, hörte davon und vertraute einem Bekannten, er wünsche dieser Stellvertreter zu werden, da ihm doch sein Brod-Erwerb geraubt sey, wenn er dadurch seiner guten, alten Frauen Zukunft vor allzu großer Arbeit und Sorge sichern könne. Das Schwierige bei der Sache war nur dieses, daß er sich nicht unter seinem rechten Namen der französischen Behörde stellen durfte, indem er sich durch List dem Dienste als Marinier entzogen hatte; doch dafür wußte jener Freund, an den er sich gewandt hatte, Rath, man gab ihm einen alten, ziemlich zutreffenden Paß eines gewissen Lange, und nachdem man sich mit dem Schlossermeister über den unschuldigen Betrug verständigt hatte, ward ein Contract aufgesetzt, worin P. sich unter dem Namen des Lange anheischig machte, für den Sohn die Militär-Pflichten zu übernehmen, wogegen ihm 1600 Thlr. Cour. zugesichert wurden. Diese sollten Terminweise an die Frau des P., laut geheimen Vertrags, ausgezahlt werden, doch da Lange, auf den der Contract

lautete, unverheirathet gewesen war, durfte von einer Frau in demselben nicht die Rede seyn. Sich auf die Rechtlichkeit und das Versprechen des Schlossermeisters thörigter Weise verlassend, nahm P. jetzt wohlgemuth die Muskete und ging mit dem Regiment, wozu man ihn gestellt hatte, nach einem sehr herzlichen Abschiede von seiner Frau, mit nach Rußland. Von der Zeit seiner Ankunft an der russischen Grenze hörte Charlotte nicht weiter von ihrem Manne und gab sich endlich, da die ganze französische Armee dort fast vernichtet ward, der traurigen Ueberzeugung hin, er sei auch das Opfer des harten Klimas oder einer feindlichen Kugel geworden. Die treue, gewissenhafte Seele wagte es aber dennoch nicht, das Geld anzutasten, welches ihr von dem scheidenden Manne im Fall der Noth war bestimmt worden, und obgleich ihr schwacher Körper große Anstrengungen des Fleißes fast unmöglich machte, arbeitete sie nach Kräften, um sich ihren kümmerlichen Unterhalt zu verschaffen, ohne jenes Geld sich zueignen zu wollen: ihr Mann konnte ja noch leben, noch wieder kehren! Auch wir hatten Hamburg wegen der Belagerung verlassen; mein Gatte (ich reichte dem Freunde meiner Jugend, einem geschickten Juristen in der Zwischenzeit meine Hand) stand mit den Verbündeten als Freiwilliger im Felde, und jeder suchte sich selbst nur zu retten, daher denn auch der armen Charlotte nur noch mit fruchtlosem Bedauern gedacht ward. Der Feind war endlich in seine Grenzen zurückgeworfen und auch ich verließ mit den Meinigen das bisherige Asyl, um nach Hamburg in die gewohnten Verhältnisse zurückzukehren. Mein Gatte kam unversehrt aus dem Feldzuge wieder und begann von Neuem seine juristische Praxis; bald war alles wie in frühern, bessern Zeiten, und häufiger entstand nun auch in unserm Kreise wieder die Frage: was mag wohl aus der guten, alten Charlotte geworden seyn? ist sie dem allgemeinen Verderben entronnen, oder lebt sie noch? Es wurden Erkundigungen in ihrer vorigen Wohnung über sie eingezogen, aber ohne Erfolg; keiner wußte von ihr einige Nachricht zu ertheilen. Da rief mich, als ich einst durch einen sehr volkreichen Theil der Stadt ging, eine wohlbekannte Stimme an; ich wandte mich um und stand vor Charlotten, die in der Freude des unverhofften Wiedersehens alle ihre Leiden vergaß und selbst die Krücke fallen ließ, an der sie einherhinkte. Meine Freude über den Anblick der treuen Person war nicht minder groß, doch belehrte mich dieser auch, die Arme müsse viel in der Zwischenzeit gelitten haben, denn nicht allein ihre Gestalt verrieth Krankheit und Verfall, sondern auch ihre Kleidung war außerordentlich armselig. Ich lud sie gleich zu uns ein, und schon am andern Tage betrat die bekannte alte Gestalt, an welche sich so viele Jugend-Erinnerungen knüpften, unser Zimmer. Es war ihr wirklich sehr bös ergangen, und Krankheit hatte ihr fast eben so arg zugesetzt, als die Menschen, die überaus schlecht mit der Armen verfahren waren; nur mit genauer Noth trug sie das armselige, nackte Leben davon. Ihr Gatte war noch immer nicht wiedergekehrt und der Schlossermeister, für dessen Sohn er sein Leben verkauft hatte, läugnete, irgend eine Schuld an sie zu haben, als sie, von Krankheit und Mangel überwältigt, sich endlich während der Belagerung genöthigt sah, an jenes Geld Anspruch zu machen. Der Schlosser behauptete nämlich — er wußte indeß den Zusammenhang der Sache vollkommen gut, weil er selbst behülflich gewesen war, die französische Behörde zu täuschen — es sey keiner Namens P. für seinen Sohn als Stellvertreter weggegangen, sondern ein unverheiratheter Mann

Lange genannt; diesem werde er die 1600 Thlr. auszahlen, wenn er wiederkehre. Diese Schurkerei setzte besonders uns Frauen in Feuer und Flammen, und mit meiner gewohnten Heftigkeit eilte ich auf das Studirzimmer meines Gatten, ihn gegen die Betrügerei des Schlossers zu Hülfe zu rufen. Nachdem ich ihm die ganze Lage der Sache entwickelt hatte, schüttelte er bedenklich mit dem Haupte und sagte, daß wenig Hoffnung für die Unterdrückte da sey, indem die Namenverfälschung den Gang eines ordentlichen Prozesses hemmen werde; es sey hier nichts als der Versuch zu machen, ob die Richter auf jene außerordentliche Zeit Rücksicht nehmen und dem Schlossermeister vielleicht den Eid auferlegen würden, daß er nicht darum wisse, daß Lange und P. eine und dieselbe Person wären.

So begann denn der Prozeß, jedoch ohne glücklichen Erfolg, vor den hiesigen Gerichten und zögerte unter fortwährenden schwachen Hoffnungen bis zum August des Jahres 1820 hin. Daß P. nun noch wiederkehren könne, ward als Unmöglichkeit angesehen, eben so, daß der Prozeß gewonnen werde, indem der betrügerische Schlossermeister fortwährend auf seiner Behauptung bestand, es sey Lange, der unverheirathete Lange, der Stellvertreter seines Sohns. Um noch mehr Verwirrung in die Sache zu bringen, war der Notar, der den Contract zwischen P. und dem Schlosser aufgesetzt hatte, in der Zwischenzeit gestorben; eben so ging es mit manchen anderen Personen, die Zeugniß hätten ablegen können, denn einige davon waren während der Belagerung umgekommen, andere in unbekannte Gegenden ausgewandert; darauf verließ sich natürlich auch der betrügerische Schlossermeister. Am ersten August trat mein Gatte mit sehr heiterem Gesichte in's Zimmer und rief mir entgegen: „Rathe, wer wiedergekommen ist?" Ich rieth hin und her, bald auf Diesen, bald auf Jenen, aber es war keiner von allen der Rechte. „Charlottens Mann ist wieder da!" rief endlich S., der sich nicht mehr halten konnte; „er kehrte gestern aus der russischen Gefangenschaft zurück!" Das klang so ziemlich, wie ein Mährchen. Doch dem war wirklich so. Am andern Tage trat Charlotte mit ihrem Manne zu uns ein; wir erhielten den ersten Besuch, durften zuerst ihre unerwartete Freude theilen. Nie, nie habe ich ein rührenders Bild gesehen, als dieses Ehepaar, der Mann in seinen besten Jahren, rüstig, gesund, kräftig; die Frau, so elend und verfallen sie auch war, leuchtend von Freude, und als ich sie fragte: Nun Charlotte, Sie sind doch wohl die glücklichste Person von der Welt? antwortete sie mir mit Ausdrücken, die eine unübertragbare Freude verriethen. Wie hübsch war es, als beim Scheiden P. sorgsam die Hand seiner Frau ergriff, als er sie am Arme führend, jedes Steinchen vermied, welches ihrem schwachen Gange Hindernisse in den Weg hätte legen können, wie er mit leuchtenden Blicken und der unverkennbarsten Gutmüthigkeit sagte: „Nun soll sie auch nicht mehr arbeiten; jetzt will ich für sie schon sorgen!" O welche Tugend bei so vieler Armuth, welch Bild reiner, fleckenloser Liebe in so niedrigem Stande! Als das tugendhafte Paar von uns schied, und wir uns einander ansahen, hatte jedes eine stille Thräne im Auge: galt sie dem Glücke oder der seltenen Größe des Paares?

Daß jetzt der böse Betrug des Schlossermeisters an den Tag kömmt, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Prozeß gewonnen wird, steht eben so sehr zu hoffen, als anzunehmen; wenigstens werden alle Rechtsmittel versucht und mit Geschicklichkeit dabei angewendet werden, damit die beiden musterhaften Eheleute in Zukunft

ausser Sorge leben können, denn jene Summe wird hinreichen, dem braven P. ein neues Schiffchen zu kaufen.

Hamburg, am 10. Septemb. 1820. Amalie Schoppe, geb. Weise.

Natur-Merkwürdigkeit.

Katharine Makepeace, in Quarry-Hill bei Brancepeth, wollte vor einigen Wochen Feuer anmachen und brach deßhalb ein großes Stück Steinkohle entzwei. Dabei bemerkte sie an einem dieser durch den Bruch entstandenen Stücke etwas, wie ein Sperling-Ei. Sie machte aus Neugierde in diese eirunde Substanz eine kleine Oeffnung. Wie staunte sie aber, als sie ein lebendiges Geschöpf darin sich regen sah. Als ihr Mann nach Hause kam, untersuchte man die Sache weiter. Die Oeffnung, die sie gemacht hatte, war noch mit einer weißlichen Haut verschlossen; der Mann machte jene daher größer und nahm das darin befindliche Thier auf seine Hand heraus. Er beschrieb es, daß es Füße gehabt und wie ein Glühwurm ausgesehn habe. Einen Monat darauf ward das Thier in mehrerer Personen Gegenwart von einem Naturkenner wieder besichtigt. Wenn die erste Beschreibung richtig war, so hatte es unterdessen sich sehr verändert. Die hintere Hälfte bestand jetzt aus einer ovalen, harten Haut, die vordere war aus fünf bis sechs runden, hornartigen Ringen zusammengesetzt, welche durch bewegliche Membranen mit einander verbunden wurden. Ihre Form war konisch. Berührte man das Thier, so wand es seinen konischen Theil nach Einer Seite, und machte dadurch eine radförmige Bewegung. Neben dem Thiere entdeckte man eine mit Haaren bedeckte Hülse, welche ganz zusammengeschrumpt war. Unstreitig kam diese der ersten Beschreibung bei, welche der Mann von dem Insassen des Ei's gegeben hatte. Man hat jetzt diesen alten Erdbewohner den berühmtesten Naturforschern zu näherer Beleuchtung vorgelegt. Die Kohlen, in welchen er gefunden ward, kamen aus den Woodeyfildschen Gruben, aus einer Tiefe von 12 Klaftern. Wahrscheinlich, möchte man annehmen, hatte sich dieses Thier in den Wäldern von Woodeyfield vor der Sündfluth für den Winter eingesponnen, diese aber wurden überschwemmt und mit einem Strato nach dem andern bedeckt, und so blieb es Jahrtausende lang in diesem Winterzustande und genoß, fern von den Stürmen der Welt, hier sein beschränktes Leben.

(Aus Durham Cronicle.)

Die Pudelbrücke.

Bekanntlich ist die Opernbrücke in Berlin, welche vor Kurzem so fehlerhaft gebaut ward, daß sie wieder abgetragen und neu aufgeführt werden mußte, die nächste an der Hundebrücke. Man machte daher den Vorschlag, jene die Pudelbrücke zu nennen.

Fresko-Anekdote.

Einem Kürassiercorporal kam von seinem Oberlieutenant der schriftliche Befehl zu: morgen um 4 Uhr vor dem Hause desselben gesattelt zu erscheinen.

Die beiden Muhmen.

Zwei junge Frauenzimmer, welche Geschwisterkinder waren, und in der vertrautesten Freundschaft mit einander lebten, fühlten sich sehr unglücklich; beide hielten sich zu Tours auf; die

Eine hatte einen Herrn Donat zum Manne, der sehr geitzig, grob und äußerst eifersuchtig war; die Andere hieß Lucie und hielt sich bei ihren Eltern auf, die sie zwingen wollten, einen Mann zu heirathen, der Herrn Donat glich. Oft erzählten sie einander ihre Leiden; ihre Köpfe waren durch das Romanenlesen erhitzt und sie faßten den Entschluß, zu entfliehen. Sie versehen sich mit den nöthigen Papieren, damit ihrem Fortkommen kein Hinderniß in den Weg trete und schlagen den Weg nach Nantes ein, weil sie glaubten, daß man sie hier nicht suchen werde. Kaum aber sind sie in dieser Stadt angelangt, so wird Lucie gefährlich krank und starb in wenigen Tagen, so viel Mühe sich auch ihre Muhme gab, sie sorgfältig zu pflegen.

Madame Donat war innigst betrübt über den Verlust ihrer Freundin, allein der Gedanke, diesen Umstand zu ihrem Vortheil zu benutzen, tröstete sie. Sie nahm die Papiere der Verstorbenen, steckte ihr die ihrigen in die Taschen nebst dem Ehevertrage und ließ sie unter ihrem eigenen Namen als Madame Donat beerdigen. Sorgfältig ließ sie sich angelegen seyn, ein Verzeichniß der zurückgelassenen Sachen ihrer Freundin aufzunehmen und schickte dies nebst dem Ehevertrage und einem Todtenscheine ihrem Manne zu. Sogleich darauf schiffte sie sich nach St. Domingo ein. Bei ihrer Ankunft auf dieser Insel errichtete sie auf dem Cap unter dem Namen ihrer verstorbenen Freundin eine Modenhandlung und erwarb sich in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen.

Einige Jahre darauf nöthigten Handelsangelegenheiten ihren Mann, der sich für einen Wittwer hielt, eine Reise nach St. Domingo zu machen, aber wie erstaunte er, als er daselbst seine Frau in sehr glänzenden Umständen wieder fand! Er verlangt, sie solle wieder zu ihm ziehen, aber sie hatte keine Lust dazu und gab der Freiheit vor dem Ehestande den Vorzug. Keck behauptete sie gegen ihn, es sey vergebens, daß er sie für seine Frau ausgebe; sie legte ihm einen Todtenschein von ihr vor, den sie doppelt hatte ausfertigen lassen. Donat besteht auf seiner Behauptung, indem er vollkommen überzeugt ist, daß sie seine für todt ausgegebene Frau sey; er geht sogar soweit, daß er einen Prozeß anfängt; sie sagt ihm dreust ins Gesicht, sie wisse recht gut, daß er der Mann ihrer verstorbenen Muhme sey, die er Tag und Nacht geplagt habe. Mit dem Scheine vollkommener Aufrichtigkeit erzählt sie, in Frankreich habe er gewagt, sich leidenschaftlich in sie verliebt zu zeigen, sie habe es aber für Pflicht gehalten, seine Frau davon zu unterrichten, um sich von seiner Zudringlichkeit zu befreien. Seine Frau habe daher beschlossen, ihn zu verlassen und ihr den Antrag gethan, ihr zu folgen. Aus Freundschaft und aus andern Gründen habe sie ihrem Zureden Gehör gegeben und sey mit ihr von Tours abgereiset und als sie das Unglück gehabt, zu Nantes ihre Muhme zu verlieren, so sey ihr ihr Vaterland verhaßt worden und sie sey ohne Bedenken allein nach St Domingo gereiset.

Dieser kleine Roman, den sie vor Gericht mit allem Anscheine von Offenherzigkeit und Wahrheit erzählte und mit mehrern Aktenstücken unterstützte, machte auf die Richter einen großen Eindruck, welche schon sonst für eine Frau eingenommen waren, die sich bisher durch ihre untadelhafte Aufführung ausgezeichnet hatte und da sie ausserdem noch von ihrem Ankläger eine große Entschädigung, wegen der ihr zugefügten Beleidigung verlangte und ihn der Geitz mehr als die Liebe plagte, so hielt er es für das

Beste, sich wieder einzuschiffen und nach Frankreich zurück zu kehren. Sie behielt nunmehro ihre vollkommene Freiheit und hörte nie etwas wieder von den Ansprüchen ihres Mannes auf sie.

Biografische Skizzen aus der Gegenwart.

VI.

Der Graf von Nugent.

Da über diesen Feldherrn und Staatsmann bereits in der fünften Auflage des Conversations-Lexicons (Band VI. pag. 947) biographische Nachrichten gegeben sind, so verweisen wir, nur einige Hauptzüge seines Lebens hier recapitulirend, unsere Leser auf dies allgemein bekannte Werk, und fügen das noch hinzu, was diesen General in den neuesten neapolitanischen Begebenheiten berührt.

Schon unter No. 1., wo wir von dem Herzog von Campochiaro sprachen, erwähnten wir der Denkschrift, welche Graf Nugent während des Wiener Congresses dem englischen Bevollmächtigten, als Widerlegung der früher von Campochiaro zu Gunsten Mürat's übergebenen Memoire, einreichte, und wie diese Denkschrift viel mit dazu beitrug, die ungünstigen Gesinnungen der meisten Glieder jenes Congresses gegen Mürat zu befestigen.

Hiedurch sowohl, als durch seine in dem darauf erfolgten Feldzuge gegen König Joachim, bewiesene Thätigkeit, wo Nugent sich als ein General von großem Talent zeigte, gewann er die Zuneigung Ferdinand's IV., dem nicht entgehen konnte, wie weit dieser Staatsmann und Feldherr dazu beigetragen hatte, daß Neapel's Krone wieder auf das Haupt ihres alten Besitzers kam, und erfreute sich derselben, nachdem er bekanntlich seit 1817 ganz in neapolitanische Dienste getreten war, bis jetzt.

Als im Beginn des Monats Julius d. J. die Bewegungen in Neapel ihren Anfang nahmen, soll General Nugent im Verein mit dem gewesenen Finanzminister Medici, den König Ferdinand, bei Gelegenheit des in der Nacht vom 5. Julius auf einem Kriegsschiffe gehaltenen großen Staatsraths, aufgefordert haben, sich aus dem Reiche zu entfernen.

Von einer andern Ansicht ausgehend, verwarf der König diesen Vorschlag, und das Volk und dessen Führer, denen nicht unbekannt blieb, zu welchen Maßregeln die Grafen Nugent und Medici gerathen hatten, fühlten sich gegen beide sehr gereizt, so daß sie, um sich den Ausbrüchen der Volkswuth zu entziehen, es für gerathen fanden, sich aus Neapel und dem Reiche zu entfernen. Nugent lebt jetzt in Rom.

---

* Elegie

auf den Tod des Papagey's der trauernden Corinna.

Nach Ovid, von Noeldeke.

Hin, ihr Vögel, ist er, den mir soische Inder
Sandten, mein Sittig; o folgt häufig dem Leichenzug nach.
Geht, mitleidige Vögel, und schlagt an die Brüste die Flügel;
Zeichnet die Wangen so zart, euch mit dem starrenden Horn.
Rauft statt Locken des Grams das struppichtrauhe Gefieder?
Statt des Tuba-Getöns schmettere euer Gesang!
Klagst, Philomele, den Frevel du noch des ismarischen Wütrichs?
Jahre füllten schon sich mit den Tönen des Grams.
Wankt zur traurigen Leiche heran des seltenen Vogels.
Groß war um Itys der Grund, aber verjähret, zum Harm.

Alle die ihr die Flügel dahin durch wallende Luft wiegt,
Klagt, doch vor allen du, gurrender Tauber, sein Freund!
Voll von Eintracht war das ganze Leben euch beiden,
Und bis ans Ende bestand fest die gehaltene Treu.
Was dem Orest, dem Argolier, war der junge Phocäer,
War, so lang er gekonnt, Sittig, der Tauber dir einst.
Doch was frommt die Treue, die Form der seltenen Farbe?
Was die Stimme, so reich in der Veränd'rung des Tons?
Und daß, als du geschenkt ihr wurdest, mein Mädchen dich liebte?
Unbeglückt liegst, ach! Stolz des Geflügels du da!
Grüne Smaragden verdunkeltest du mit deinem Gefieder,
Und in Crocus getaucht glänzte dein purpurner Mund.
Nicht, wie du, war ein Vogel der Welt Nachbilder von Stimmen;
Also gabst du geschickt lispelnd die Töne zurück.
Mißgunst raubte dich mir; du begannst nie wüthende Kriege;
Ruhigem Frieden stets waretst du, Plauderer, hold.
Sehet die Wachteln an; sie leben sich selber bekriegend:
Daher vielleicht so oft werden sie alt und betagt.
Dir genügte das Mindeste schon; vor Liebe zum Plaudern
Hatte für vielen Genuß Zeit nicht der hastige Mund.
Speise war eine Nuß dir, Mohnsaat Quelle des Schlummers,
Trunk von einfachem Naß scheuchte den Durst dir hinweg.
Noch lebt gierig der Geier und luftdurchkreuzend der Weihe,
Und der Häher, der Flur Regenverkündiger, stets;
Noch die Krähe, verhaßt der waffentragenden Pallas,
Neun Jahunderte kaum können ihr bringen den Tod.
Todt sank hin das schwatzende Bild der menschlichen Stimme,
Hin der Sittig, verehrt mir von den Grenzen der Welt.
Alles beste beinah wird Raub von gierigen Händen;
Nur das Schlechtere füllt, bleibend, die Stundenzahl aus.
Sah doch Thersit des Phyllaciden traurige Leiche;
Asche war Hector's Gebein, lebend die Brüder umher,
Was meld' ich mein Gelübde für dich dem fürchtenden Mägdlein?
Frommes Gelübde, vom Süd über die Wogen verweht!
Sieh, es kam der siebente Tag, ihm folgte kein achter:
Und mit feirendem Stab winkte die Parce dir schon.
Dennoch stockten dir nicht am trägen Gaumen die Worte;
Selbst mit sterbendem Mund riefst du: Corinna, leb wohl!
An Elisium's Höhn ragt düsterschattend ein Eichwald,
Und in ewigem Grün lächelt die thauende Flur.
Allda weilen, ist anders der Sage zu trauen, die guten,
Frommen Vögel, entfernt von der unheiligen Schaar.
Allda wandeln umher, freiweidend, die harmlosen Schwäne,
Und der Phönix, bejahrt, einer der Vögel nur stets;
Dort auch schaut der junonische Vogel selbst sein Gefieder,
Und die Taube umkost't, schnäbelnd, den lüsternen Mann.
In dem Schooße des Hains, von ihren Chören empfangen,
Stimmt in des Sittiges Flehn fromm das Geflügel mit ein.
Seine Gebeine bedeckt ein Hügelein, groß für den Körper!
Wo ein kleines Gestein Zeilen, nicht größer, enthält.
Meine Gebieterin liebete mich, — dies lehret das Grabmal; —
Denn in Vogelgestalt sprach ich mit menschlichem Mund.

---

* Erklärung der Steindruck-Beilage.

Sir Francis Burdett ist stets einer der heftigsten Redner der Opposition im Hause der Gemeinen gewesen. Er besitzt große Talente und ein nicht minder beträchtliches Vermögen, das ihn äußerlich unabhängig macht. Dabei steht er in dem Rufe eines Mannes von unbescholtenem Charakter und hat viele Freunde. Im Jahre 1797 sprach er für eine Reform des Parlaments auf gesetzmäßige Weise. Den 13. Februar 1800 widersetzte er sich der fernern Suspension der Habeas-Corpus-Akte. Im Jahre 1810 wurde er wegen ungeziemender Aeußerungen im Parlamente in Verhaft genommen und in den Tower gesetzt. Dieser Verhaftnehmung widersetzte er sich auf's Aeußerste, wodurch große Volksbewegungen verursacht wurden. Nach dem Schlusse des Parlaments erhielt er die Freiheit wieder.

A. Töpken jr. — Redacteur.



Francis Burdett.

Englischer Volksredner.

Nro. 78.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 28. September 1820.

Die Gebirgsvölker Schottland's.

Wie ein Denkmal der Urwelt standen die alten Gebirgsvölker Schottland's noch in's Jahr 1745 in fast unveränderter Gestalt da. Ihre Verfassung reichte zurück in das grauste Alterthum; ihre Sprache ist, wo nicht die alten Bewohner selbst ausgerottet sind, noch heute die alte galische; ihre Kleidung hatte von dem übrigen Europa sehr wenig angenommen. Ihre Treue gegen den alten (obwohl sächsischen) Königsstamm der Stuart's kostete ihnen in zwei verschiedenen Perioden das theuerste, was der Mensch hat, die von den Voreltern überlieferte Freiheit und das alte Recht. Anstatt sie durch Gerechtigkeit und Milde für die neue Regierung zu gewinnen, wußte man auch in diesem Falle nur zu zerstören; anstatt ihre alten Einrichtungen zur wirklichen Ordnung auszubilden, trieb man sie durch rohe Gewalt zur Verzweiflung. Die Behandlung, welche sie im Jahr 1692 erfahren mußten, brachte die Empörungen von 1715 und die noch gefährlichere von 1745 hervor. Von den Vorfällen im Jahr 1692 erzählt uns der Verfasser einer 1819 in London erschienenen Schrift unter dem Titel:

Sketch of a Tour in the Highlands of Scotland etc. etc.

ein fürchterliches Beispiel.

Im Jahr 1689 hatten mehrere Stämme, unter andern auch die Glenco, ein Zweig vom Stamme der Macdonald, in der Schlacht von Killicrankie mit gegen Könes Wilhelm gefochten. Im Jahr 1691 schlug Lord Breadalbane eine Einstellung der Feindseligkeiten vor, welche von mehrern Häuptlingen, auch dem von Glenco angenommen wurde. Im August 1691 erging eine Proclamation, wodurch allen, welche vor dem 1. Januar 1692 dem König Wilhelm den Unterthanen-Eid schwören würden, Straflosigkeit zugesichert wurde. Glenco, der Häuptling seines Stammes, meldete sich im Decemberbei den Commandanten von Fort William, wel-

ches die nächste Garnison war, um sich zu unterwerfen und den Eid zu leisten. Aber der Commandant hatte keinen Auftrag hiezu, und wies ihn nach Inverary. Da es unsicher war, ob Glenco mitten im Winter, wo alle Wege mit Schnee bedeckt waren, diese weite Reise in der vorgeschriebenen Frist werd. zurücklegen können; so gab ihm der Commandant ein Zeugniß mit, daß er vor dem Ablauf derselben sich in Fort William zur Eidesleistung gemeldet habe. Glenco erreichte Inverary in den ersten Tagen des Januars, aber doch früher, als der zu Abnahme des Eides bevollmächtigte Beamte, Sir Campbell of Ardkinlas daselbst eintreffen konnte. Dieser weigerte sich zwar Anfangs, ließ sich aber doch durch Glenco's Bitten und Thränen bewegen seinen Eid anzunehmen, und schickte die Urkunde mit Entschuldigung der Verzögerung und dem Zeugniß des Commandanten von Fort William an das Geheimeraths-Collegium in Edinburg. Auf Anstiften eines Mitgliedes desselben weigerte sich aber der Kanzleibeamte diese Urkunden dem Geheimenrathe vorzulegen, und suchte selbst durch Radiren sie unleserlich zu machen.

Die Regierung, und besonders der Staatssecretär Stair hatten ein abschreckendes Beispiel zu geben beschlossen, und den Stamm Glenco zu ihrem Opfer ausersehen. Von Stair sind noch Briefe voll einer kalten erbarmungslosen Grausamkeit darüber vorhanden. Er bezeigt in einem derselben seine Freude über den harten und anhaltenden Winter, weil nur in einer solchen Jahreszeit, in welcher die Menschen nicht lange im Freien ausdauern können, die Unternehmung auszuführen sey. In einem Briefe an Sir Thomas Levingstone vom 7. Januar 1692 schreibt er, daß die Truppen zu Inverneß und Fort William Befehl erhalten sollten, die Districte von Lochaber, Locheil's, Keppoch's, Glengary's Land und Glenco gänzlich zu verwüsten, und hofft: „daß die Regierung nicht mit Gefangenen werde belästigt werden." Unterm 16. Januar 1692 erging ein königlicher Befehl: „Was Mac Kean Glenco und seinen Stamm betrifft, so wird es, wenn sie von andern Hochländern gehörig zu unterscheiden sind, am besten seyn, diese Räuberbande auszurotten."

Am 1. Februar 1692 rückte Capitän Campbell of Glenlyon mit 120 Mann in Glenco ein. Sie hatten Befehle, alle Macdonalds von Glenco unter 70 Jahren niederzumachen. Besonders sollten sie den alten Fuchs mit seinen Söhnen nicht entwischen lassen. Mac Kean von Glenco ahndete feindselige Absichten, und machte Anstalten sich zu wehren. Er wurde aber versichert, daß die Truppen nur eine Zeitlang bei ihnen einquartirt werden sollten, und beruhigte sich. Die Soldaten wurden vertheilt, und mit alterthümlicher Gastfreundschaft von dem armen Volke bewirthet. So blieben sie 14 Tage lang bei ihnen.

Am 13. Februar Morgens um 5 Uhr vollzogen sie ihr blutiges Vorhaben, nachdem sie in der Stille alle Häuser besetzt hatten. Lieutnant Lindsay begab sich mit einem Commando zu dem alten Glenco, wurde als Freund eingelassen, und schoß ihn nieder, als er aus dem Bette steigen wollte. So ging es überall. Weiber und unmündige Kinder wurden ermordet. Einen jungen Mann von 20 Jahren suchte Capitän Glenlyon zu retten, als Capitän Drummond dazu kam, und ihn erschoß. Nur wenige kamen davon.

Die Sache machte einen so üblen Eindruck, selbst außerhalb England, daß die Regierung zum Schein eine Untersuchung anordnete. An der Spitze der Commission stand der Großkanzler von Schottland, Marquis von Eweedale.

In dem Commissions-Bericht wurde der Vorgang ein barbarischer Mord genannt, und der König gebeten, den Urhebern den gerichtlichen Proceß machen zu lassen. Allein damit blieb die Sache auf sich liegen, und hatte keine andern Folgen, als in den Herzen der Gebirgsleute Haß und Abscheu zu verewigen.

Die Bergschotten blieben jedoch bis zum Jahr 1745 in ihrer uralten patriarchalischen Verfassung. Die ersten Bewohner der Gegend hatten kein früher angesiedeltes Volk unterjocht, und waren in ihren Bergen ununterjocht geblieben. Sie hatten keinen Unterschied der Stände. Ihre Sprache hat für Leibeigenschaft und Hörigkeit nicht einmal ein Wort. Sie lebten in Stämme (Clans) getheilt, welche einen Häuptling als Führer im Kriege und Vorsteher im Frieden über sich erkannten. Alle, auch die niedrigsten, betrachteten sich als Blutsfreunde des Laird, führten seinen Namen, und wurden von ihm als Verwandte behandelt. Von lehnherrlichen Rechten fand sich bei ihnen keine Spur; obwohl wenig besonderes Grundeigenthum unter ihnen war. Daher jene innige Anhänglichkeit des ganzen Stammes an seinen Häuptling, in welchem ein jeder gewissermaßen sich selbst ehrte. Unter sich waren die verschiedenen Stämme in häufige blutige Fehden verwickelt, welche mit dem gänzlichen Untergange manches Clans geendigt haben. Die Regierung hat in manchen Zeiträumen diese Fehden sogar begünstigt, um die Alpler (Albanach) unter sich selbst aufzureiben, und durch Zwietracht zu beherrschen. Die alte Feindschaft zwischen den in ihre Berge zurückgedrängten Galen und den Bewohnern des flachern Landes, welche von jenen noch jetzt Sachsen genannt werden, machte, daß sie sich in einem beständigen Zustande des Kriegs mit diesen zu befinden glaubten, welchen sie nicht anders als durch Raub und Plünderung führen konnten. Doch waren die auf der Grenze wohnenden Stämme gerade die wildesten, weil sich dahin alle warfen, welche eines Verbrechens wegen aus ihrem eignen Clan vertrieben worden waren.

Diese uralte Clan-Verfassung wurde im Jahr 1746 gesprengt, indem das Parlament auf Lord Hardwoke's Vorschlag alle erbliche Jurisdiction aufhob. Ihre ganze innere Einrichtung wurde verändert; sie mußten ihre Waffen abgeben, und selbst ihre Kleidung wurde verboten. Die letzte haben sie wieder angenommen, aber die Clan-Verfassung ist untergegangen. Es wäre indessen höchst interessant, die Spuren derselben zu sammeln, und für die Geschichte der Verfassungen so zu benutzen, wie der Verfasser von Rob Roy, Waverley und der Braut von Lammermoor ihre Gebräuche zu anziehenden Charakterschilderungen gebraucht hat. Wir werden in einem folgenden Aufsatze einiges darüber aus einem frühern Hefte des Quarterly Review mittheilen.

Von der Nachtmütze und für dieselbe.

Seit geraumer Zeit scheinen die Nachtmützen, wenn nicht ganz abgeschafft, doch, nach dem gemeinen Ausdruck, aus der Mode gekommen zu seyn. Selten findet man heut zu Tage gelehrte Herren oder Geistliche mit Nachtmützen in ihren Arbeitszimmern; auch beim schlichten Bürger vermißt man die altgewohnte häusliche Kopfdecke, und wenn man des Morgens in sein Haus tritt, erscheint er mit verstörtem Haar voll Daunen, oder grüßt uns des Abends vor seiner Thür mit einem Un-

*

garischen, Russischen, Ex-Jesuitischen oder Französischen Käpplein, oder vielmehr, er grüßt uns nicht; denn der trauliche Morgen- und Abend-Gruß scheint mit der weißen Schlafmütze entschwunden, und es läßt sich nur fremd mit dem Kopf nicken unter solch einem ausländischen Käpplein.

Ich möchte hier mit dem Juden in der bekannten Operette singen:

„Und alle die ledernen Käppel auf Erd'
Sind's weiße Nachtmützen-Käppel nicht werth!"

So erscheint mir denn eine Nachtmütze keineswegs als verächtlicher Gegenstand, sondern vielmehr von drei Seiten zu betrachten:

als Nachtmütze, als Schlafmütze und als Mütze überhaupt.

Als Nachtmütze.

Eine Nachtmütze ist nicht immer eine Schlafmütze, welcher letztere Begriff freilich wohl zu unserer wachen neuen Zeit nicht recht passen will, weswegen man ihn auch anfeinden mag. Wenn sie dies nun nicht ist, könnte man sie wohl eine Gedankenmütze nennen; denn wer kennt die stillen Geburten eines nächtlich brütenden Gehirns, das unter ihrer milden Decke Kinder des Lichts erzeugt oder der Finsterniß? Auch Leidensmütze müßte sie oft heißen, weil mancher Schmerz sich weinend unter ihr verhüllt. Umwölkt von Tabaksdampf thront oft die Nachtmütze auf dem Haupt eines Dorfpfarrers, der in der mitternächtlichen Einsamkeit seines Studierzimmers die Hauspostille nachschlägt und sich mit gleicher Gelassenheit den Leichensermon für die Frühstunde und die Taufrede für den Mittag ins Gedächtniß prägt. Stolzer wohl fühlt sie sich, wenn sie mit einem Herschel oder Bode zum gestirnten Nachthimmel hinaufblickt und sich die riesenhaften Berechnungen der Irrstern-Bahnen unter ihrer Wölbung umherjagen; ja, ich glaube, daß geistiger Ueberfluß bei so naher Berührung auch lebiosen Dingen mittheilbar seyn könnte; kleine Geistestheilchen steigen dann hinauf bis zu ihrem bequasteten Zipfel, und mit philosophischem Ernst betrachtet dieser des Kriegsgotts röthlich schimmerndes Gestirn und neigt sich schmachtend nach dem Stern der Liebe.

Gemüthliche Nachtmützen sind bei treuen, redlichen Hausvätern zu finden, und grüßen freundlich aus der Hollunderlaube, wenn der Wanderer am heitren Sommerabend still am Landhause vorüberzieht, und die fröhlichen Knaben zupfen schelmisch an ihren Zipfeln und schmeicheln sie dem lieben alten Vater vom kahlen Scheitel herunter.

Heil Euch, Ihr glücklichen Menschen, die Ihr solche Nachtmützen habt! oder besser: Heil Euch, Ihr glücklichen Nachtmützen, die Ihr so gute Menschen bedecket!

Als Schlafmütze.

Auch die Schlafmütze, in ihrer wörtlichen Bedeutung, hat ihren unverkennbaren Werth. Mag des starken Jünglings wallendes Lockenhaar ihrer Hülle lachen, wohlthätig schmiegt sie sie sich doch an manchen alten Kopf, der mehr sorgen als haarvoll und vielleicht von Leiden gebeugt ist. Wer wird des grauen Kriegers spotten, der nach spätem Abendsegen den narbenvollen Scheitel mit ihrer wärmenden Hülle schützt und seinen müden Leib und seine treue Seele Gott empfiehlt?

Schlummere süß, Du alter Degen, mit Deinem wunden Haupt, und liebende Hände mögen Dir weiche Schlafmützen bereiten, bis der Tod sie Dir einst lächelnd über die Augen zieht!

Wohl dem beglückten Schläfer, dem seine Nachtmütze immer auch Schlafmütze bleibt, wenn

er es nur nicht selbst durch sie wird, und dies ist weniger möglich, als daß die Mütze durch ihren Herrn das Bild der Trägheit und Schläfrigkeit werden kann; denn wenn dieser wacht, wo er soll, bleibt die Schlafmütze ein fideles Haus, trotz Spott und Hohn.

Item ist ausgemacht, daß der Geist mehr einwirkt auf die todte Masse, als umgekehrt, und ungerecht ist es daher, der todten Schlafmütze ihre moralische Bedeutung entgelten zu lassen.

Als Mütze überhaupt.

Am Ende bleiben Nachtmützen und Schlafmützen doch immer Mützen, und hier ständen wir bei einem viel umfassenden Begriff voll politisch-historischer Beziehungen.

Nicht allein, daß im fernen Schwedenlande eifernde Partheien für Hüte und Mützen, für Rußland und Frankreich stritten; auch öfterer und anderwärts haben Mützen Land und Meer bewegt, und die geheime Geschichte fast aller Cabinette mag von mancher weiblichen Nachtmütze und männlichen Schlafmütze große Dinge berichten können.

Von allen Mützen ward einst, im Hoffnungsschimmer eines schön geträumten, aber auf schlechtem Grund gebauten Menschenwerks, die eine stolz und freudig erhöht; auf grünen Bäumen prangte sie, die Freiheitsmütze der gereinigten Menschheit.

Allein die verächtlichste aller Mützen des Erden Balls, die rothe, blutbefleckte der Jakobiner, entweihte bald des schönen Bildes Sinn, und kränkte schmerzlicher die heiligsten Rechte, als je ein Tyrann seit Anbeginn menschlicher Geselligkeit. — — — —

Noch vor einigen zwanzig Jahren herrschte bei einem großen Theil des Sch — n Landadels die treuherzige Sitte, daß ein Deckelglas an fröhlicher Tafel die Runde machte, wenn die Frauen sie verlassen, und ein Diener alsdann jedem anwesenden Gastfreund ein schneeweißes Mützchen und eine Pfeife Tabak überreichte. Mit heiterem Muth zog er es über die benebelte Stirn, seliger sich dünkend in solchem Nachtmützen-Schmuck, als mancher Erdengott im Kaiser-Ornat.

Reiche, alter Johann, nach dieses Tages Last,
Die ich, redlich und treu meinem Berufe, ertrug,
Jetzt die brennende Pfeife
Und die nächtliche Mütze mir.
Sanft entschlummert das Haupt unter der Hülle stets,
Und mich wundert es fast, daß man des Schlafes Gott
Nicht mit quastiger Mütze
Dachte zu der Hellenen Zeit.

---

* Klagen eines Wallnußbaumes.

Nach Ovid von Noeldeke.

Nußbaum bin ich und führ' am Weg' ein harmloses Leben;
Doch im Vorübergehn werd' ich gesteinigt vom Volk.
Offne Verbrecher pflegt sonst Strafe der Art zu verschütten,
Wann des Volkes Grimm länger kein Zögern erträgt.
Nichts hab' ich verbrochen, ist anders nicht das ein Verbrechen,
Jährlich der pflegenden Hand zollen erneuete Frucht.
Vormals war es nicht so; da stritt, in besseren Zeiten,
Mit den Bäumen umher ich um der Fruchtbarkeit Preis.
Da war's Sitte gebietender Herrn, eingedenk, mit Umkränzung,
Für gedeihliche Frucht schmücken die Götter der Flur.
Da sahst deine Trauben du oft mit Bewundrung, o Lieber,
Und Minerva oft ihre Oliven, erstaunt.

Seine Mutter beschädiget hätte das Obst, wenn die lange
Gaffel dem sinkenden Zweig hätte nicht stützend gedient.
Unserem Vorbild ward gefolgt von gebärenden Frauen,
Und, wo eine da war, war sie auch Mutter zugleich.
Doch seitdem die Platane mit ihren unfruchtbaren Schatten
Mehr denn jeglicher Baum Fülle der Ehre genoß,
Fingen auch wir fruchtbringende an, — bin anders ich Nußbaum
Einer der Schaar, mit des Haars Locken zu schweigen umher.
Nun gedeihet nicht mehr durch Reihen von Jahren die Baumfrucht,
Und erkrankt kommt heim Traube und Beere zugleich.
Nun ist ein Schooß voll Feucht der schönseynwollenden Vorwurf;
Und wo wäre, die noch Mutter begehrte zu seyn?
„Hätt' ich nimmermehr geboren, geborgener wär' ich!"
Klytämnestra's war würdig der Klage-Gesang.
Wüßt' es die Rebe, sie würd' erdrücken die werdenden Trauben,
Wüßt' es der Pallas-Baum, kinderlos möchte er seyn.
Käme dem Apfelbaum und Birnbaum solches zur Kunde,
Würd' es ihrem Gehölz mangeln an beiderlei Obst,
Und vernähm' es er, der seine Kinder vielfarbig
Zeichnet, der Kirschbaum, ständ' er ein fruchtloser Stamm.
Zwar ich beneide sie nicht; doch wird kein Baum je getroffen,
Der, ermangelnd der Frucht, Locken nur leget zur Schau.
Sehet die sämmtlichen Stämme, die ächten, nur an nach der Reihe,
Welchen jegliches fehlt, um sich getroffen zu sehn.
Mir nur schaden, verstümmelt an Zweigen, grausame Wunden,
Und aus der Rinde geschält klaffet mein nacktes Gehölz.
Nicht das Werk des Hasses ist das, nein, gieriger Raubsucht;
Andre beladet mit Obst, sie auch beklagen sich dann.
So ergeht's dem Beschuldigten wohl, ob welchem der Sieg mag
Bringen Gewinn; doch wer nimmt sich des Dürftigen an?
So scheut Ueberfall der Wanderer, der sich bewußt ist
Grund zu tragen der Furcht; sicher gehn Leichte des Wegs.
So trifft mich nur der Wurf, weil ich nur des Wurfes bin würdig,
Ungekränketen Laubs grünet die übrige Schaar.
Wann auch, mir zunächst, Bruchstückelung leiden die Sträucher,
Und der Reiser viel liegen zerrissen umher.
Büssen doch sie nicht eigene That, die Nachbarschaft schadet;
Würfe, geschleudert nach mir, fangen im Rückschlag sie auf.
Kaum zu glauben wär's, wenn nicht, was weiter entfernt steht,
Glänzte, noch unverletzt, in dem natürlichen Reiz.
Aber, verständen sie's recht, und folgten dem Willen die Worte,
Würden mein Schatten-Doch alle verwünschen umher.
Ach! wie so traurig ists, noch Haß beim Schaden zu leiden!
Und als gar zu nah selbst angeklagt mich zu sehn!
Doch nimmt meiner, ich wähn' es, mit großem Fleiß der Bemühte
Ackrer sich an, und erdenkt bess'res Geschenk mir als Land.
Leicht und durch eigenen Trieb wachs' ich auf verschmäh'tem Gefilde,
Und des Raumes ein Theil dient, wo ich stehe, am Weg.
Daß ich nicht schade der Saat, — ihr bin ich, sagen sie, schädlich,
Trägt das letzte Gefild mich an den äussersten Rand.
Mir nicht kürz die Sichel Saturn's die üppigen Schatten,
Und das gehärtete Land lockert der Spaden mir nicht.

Sonnen-Glut und Durst leid' ich und möchte vergehen,
Doch von labendem Naß rinnet kein Tröpfchen mir zu.
Zeigt sich aber gereift in geborstener Schale die neue
Nuß, dann kommt zum Schlag grimmig die Stange herbei;
Unbarmherzige Wunden versetzt sie dem vollen Geäste,
Daß ich nicht habe des Steins Wurf zu beklagen allein.
Fällt mir die Frucht, ist sie nicht ausgeschlossen vom Nachtisch,
Und die erlesene Nuß sparet die wirthliche Frau.
Aufrecht stellt sie der Knabe, mit sichrem Schlag sie zerschellend,
Oder sein Finger trifft mehrmals die liegende flach.
Vier der Nüsse, nicht mehrere, gilt in Allem das Glücksspiel,
Wann auf dem Untersatz eine zu dreien sich fügt.
Schief läßt über die Tafel ein Andrer sie gleiten und wünschet,
Nur von einer der Schaar seine berühret zu sehn.
Auch sagt einer wohl an, ob die Zahl gleich oder ob ungleich,
Daß er als Augur davon trag' den errathenen Schatz.
Und in wächserner Form, gleich wie ein Sternen-Gebilde,
Oder die vierte Gestalt in der hellenischen Schrift,
Bilden Abstufungen sich, in deren Mitte ein Röthlein
So viel Nüsse gewinnt, als es derselben berührt.
Oft auch wird ein Gefäß, ein hohles, gestellt in Entfernung,
Daß ein Nußwurf drein schnelle behend aus der Hand.
Glücklich ist der Baum, der wuchs auf entlegnem Gefilde,
Und der seinem Herrn einzig kann zollen Tribut.
Nicht der Menschen Geräusch, nicht hört er der Räder Gerassel,
Nicht von benachbartem Pfad naht ihm des Staubes Gewölk.
Er darf, was er trug, als Geschenk verehren dem Landmann,
Und der Früchte Zahl rechnen im Fülle ihm zu.

Aber nicht mir ist vergönnt, gereifete Frucht zu erzielen,
Und selbst vor der Zeit schlägt man die Schätze mir ab.
Weich ist noch mein Plättchen, getaucht in den zartesten Milchsaft;
Auch nicht einem frommt, was mir zum Schaden gereicht.
Gleichwohl finden sich ihrer, die nach mir zielen und gierig
Mit voreiligem Wurf suchen ein leeres Geschenk.
Würd' ein Maaß des Geraubten gestellt, ein Maaß des Gelaß'nen,
Wäre des Wanderers Theil reichlicher schier als des Herrn.
Oft, wann einer an mir die entblätterten Wipfel gesehen,
Wähnt' er der Boreas-Wuth trauriges Werk zu erschaun.
Der glaubt mich durch Glut, und der durch Kälte verwüstet,
Auch dem Hagelschlag giebt wohl ein Andrer die Schuld.
Aber nicht Hagelschlag, verhaßt dem gehärteten Landmann,
Schadete mir, noch Sonne so wenig als Frost.
Mir bringt Wehe die Frucht, mir bringet Fruchtbarkeit Wehe,
Und, die so manchen gekränkt, Raubbegier kränket auch mich.
Raubgier kränkete dich, Polyber, Raubgier des verruchten
Weibes sandt' in die Schlacht einst den aenischen Mann.
Sicher wäre der Hain des hesperischen Königs gewesen,
Hätte nicht dort ein Baum zahllose Schätze gezeigt.
Aber der Dorn- und Brombeerstrauch, geschaffen zu schaden,
Und Haubechel stehn sicher, wie andre, bewehrt.
Mich, der ich keinem schade, noch drohe mit häkligen Stacheln,
Treffen, von gieriger Hand Würfe, muthwillig geschnellt.

Wie, wenn nicht vor der Sonn' ich den Fliehenden dichtern Schatten
Lieh', wann gespalten die Flur lechzt dem ikarischen Hund?
Wie, wenn nicht Zuflucht ich den Regenguß-Meidenden gäbe,
Wann ein Wasserschwall zieht unerwartet daher?
Alles dieß thu' ich und leiste Jeglichen ämsig
Dienst, doch dienend selbst werd' ich mit Steinen verfolgt.
So gequält muß noch des Gebieters Schmollen ich dulden,
Angesprochen, warum wimmle das Feld von Gestein?
Während er säubert das Land und gesammelte Kiesel zurückwirft,
Finden gegen mich stets Pfeile geöffnete Bahn.
Darum, Andern verhaßt, ist mir nur dienlich die Kälte,
Und gesichert stellt grade der Winter mich dann.
Nackt zwar bin ich dann, doch Nacktseyn ist mir ersprießlich,
Denn so findet der Feind nichts mehr zu rauben an mir.
Doch kaum hat mein Geäst mit warmem Gewand sich umhüllet,
Treffen die junge Frucht Würfe dem Hagelschlag gleich.
Sagte vielleicht Jemand: „Was hinausreicht in das Gemein-Gut,
Ist zu brechen vergönnt; dieß ist der Straße Gebühr;“
Wär's, — dann reißt aus einander den Oelbaum, hauet die Saat ab,
Brich den benachbarten Kohl, frevelnder Wanderer, dir;
In die Thore der Stadt dring' ein derselbige Unfug,
Und dein Gemäuer treff', Romulus, gleiches Gericht;
Raube, wer will, das Silber vom Giebel der Wechsler-Halle,
Mach' ein Andrer, der's will, flugs an die Gemmen sich an;
Der hier nehme das Gold, und der dort fremdes Gesteine,
Und, was an Schätzen er kann heben, das heb' er hinweg.
Doch nicht hebt es sich so! und regieret Cäsar das Ganze,
Findet vor seinem Blick straflos kein Räuber sich mehr.
Aber nicht auf die Mauern der Stadt beschränket den Frieden
Dieser Gott, durch die Welt überall hielt er mit Macht.
Doch was frommet das mir, wenn am Mittag Streiche mich treffen
Oeffentlich, und nicht einmal sicher die Ruß mir kann seyn?
Darum setzt ihr nicht schwebend ein Nest in meiner Umlaubung,
Und in meinem Sitz keinen der Vögel verziehn.
Aber, wo immer ein Stein in der Zweige Gabel sich festsetzt,
Sitzt er, dem Sieger gleich, in der eroberten Burg.
Zwar ist andrer begangene Schuld nicht selten zu läugnen,
Und von der Stimm' oftmals wird ihr Verbrechen verneint;
Kränkung, die mir geschieht, bezeichnet die Finger mit Braunsaft,
Weil von der Schale die Hand, so sie berührte, sich färbt.
Das ist Blut von mir! — Mit diesem Blute beflecket
Wäscht im Wasserbad nimmer die Rechte sich rein.
O wie oft, wenn mir des langen Lebens Verdruß kam,
Hab' ich verdorrt zu seyn, hab' ich den Tod mir gewünscht!
Oft gewünscht ein Spiel zu seyn der wirbelnden Windesbraut,
Oder dem Wetterstrahl, kräftig geschleudert, ein Ziel!
Raubeten mir die Frucht doch wild aufbrausende Stürme,
Oder könnt' ich selbst schütteln die Kinder von mir!
So bleibt, wann dir erst der Grund der Gefahr abgestreift ist,
Pontischer Biber dann auch sicher das Uebrige dir.
Wie ist vollends zu Muth mir, wann der Wandrer zum Wurf greift,
Und der Verwundungen Fleck zielend im Voraus bestimmt
Grause Verletzung zu meiden, dazu fehlt Biegung des Stammes,
Welchen die Wurzel am Grund hält, und die Fessel gekrümmt.
Preis steh' ich den Streichen gegeben, wie Schächer den Pfeilen
Oft, wenn die Ketten das Volk ihnen zu nehmen verbeut;
Und wie die zitternde Kuh, wenn sie sieht heben das Schlachtbeil
Oder den blanken Stahl, gegen ihr Leben gezückt.
Oftmals wähnetet ihr, mein Laub erzittere dem Winde
Aber die Furcht in mir war der Erschütterung Grund.
Hab' ich gefehlt und schein' euch schuldig, so lodre mein Holzstoß
Und die Entehrung gönnt, einmal unglücklich zu seyn.
Doch habt ihr nicht Grund, mich mit Flamm' und Axt zu vertilgen,
O dann schont, und gelangt so an der Wanderschaft Ziel.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 79.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 1. October 1820.

Liebchens „So oder so."

Klein oder groß!
Was kümmert mich die Länge,
Ist nur das Herz für Hohes nicht zu enge,
Schlägt's nicht für Eitelkeiten bloß.
Zur Größe will ich mich schon auch erheben,
Mit Kleinen läßt es sich gemüthlich leben;
Klein oder groß!
Ist Liebe nur mein Loos.

Blond oder braun!
Ich liebe alle Farben,
Und blondes Haar, wie schwarzes Aug', erwarben
Sich gleichen Reizes mein Vertraun.
Ertönen nur die frohen Hochzeit-Glocken,
Der Liebe Kranz schmückt herrlich alle Locken.
Blond oder braun!
Nur herzig anzuschaun.

Rund oder schlank!
Wer möchte dann wohl wägen
In welche Form sich gießt des Himmels Segen,
Für jede sey ihm heißer Dank.
Schön sind wohl Cedern, die zum Himmel dringen,
Doch kann ein voller Arm auch hold umschlingen.
Rund und schlank!
Nur träg' nicht oder krank.

Reich oder arm!
Ich frage nicht nach Schätzen,
Es bringen ja des Reichthums taube Götzen
Nur frohen Herzen Angst und, Harm.
Es soll uns stille Häuslichkeit bereichern,
Die Eintracht Freude häufen in den Speichern.
Reich oder arm!
Ist nur das Herz recht warm.

Schön oder nicht!
Die Blüthen welken eilig,
Das Inn're nur ist jedem Sturme heilig,
Ein Fels, an dem die Woge bricht.
Nicht ein Modell will ich als Maler kaufen,
Nach Schönheit kann nur toll die Menge laufen,
Schön oder nicht!
Strahlt nur im Auge Licht.

Hoch oder tief!
Das Herrlichste und Beste,

Es tragen's nicht allein des Stammbaums Aeste,
Urkundet staubig kein Archiv.
Am Boden dicht oft wächst die goldne Traube,
Dem Adler nach fliegt nicht die holde Traube,
Hoch oder tief!
Wenn's nur die Liebe rief.

Still oder laut!
Ob sich der Geist Altäre,
Daß er sich daran in hohem Glanz verkläre,
Ob nur ein Blumengärtchen baut.
Wohl mag Verstand und reiche Suada schmücken,
Doch liegt auch viel in stummen Feuerblicken.
Still oder laut!
Nur mit Gefühl vertraut!

So oder so!
Ich bin ja stets zufrieden.
Nur eins sey unerläßlich ihr beschieden,
Weh mir, wenn dieses von ihr floh.
Die Güte, die nie wechselt, nie veraltet,
Die fromm und heiter in dem Hause waltet.
So oder so!
Nur innig gut und froh!

Die schöne Römerin.

Novelle von Ernst Ferdinand Schulze.

1.

Auf einem Säulenschafte, den entweder die Barbarei oder die Verwüstung der Zeit niedergeworfen hatte, denn lange schon hatte Moos und Epheu seinen Rücken bedeckt, saß Rheinberg nun schon seit zwei Stunden dem Colosseum gegenüber. Seine Freunde waren in ihre Quartiere zurückgekehrt, weil das Abendbrod einlud; er aber fühlte noch kein Bedürfniß. Kaum hatten ihn die Alpen mit ihren ewig beschneiten Firnen so ergriffen, als er sie zum erstenmale aus Wolken hervorblitzen gesehen hatte, und doch, was ist die Kunst gegen die Natur, wenn beide sich in Wettstreit einlassen! Mögen die Menschen sich brüsten mit ihren gothischen Münstern, mit ihren griechischen Tempelbauen, was sind jene gegen die Nadeln der himmelhohen Gletscher, was diese gegen die Grotte des Fingal mit ihren Basaltpfeilern? Aber der Schwärmer glaubte nie etwas Erhabeneres gesehen zu haben. Der St. Peter mit seiner doppelten Riesenkuppel, obgleich weit größer, schien ihm armselig gegen das großartige Gebäude der versunkenen Römerwelt. Der schwermüthige Mondenstrahl, die ungeheuern Schatten des Gebäudes, die Erinnerung des klassischen Bodens mit ihren verwitterten Zeugen rund umher, machten tiefen Eindruck auf sein Herz. Er wähnte die geisterbleichen Römergestalten um und neben sich in ihren blendenden Tagen wandeln zu sehen, sah die Menge hinwallen in's Colosseum durch die mächtigen Thore. Ein Volkstribun trat mit zürnender Miene auf ihn zu und fragte: was willst Du hier, Barbar? Willst Du der Schutthaufen spotten, die Euer Grimm über Roms alter Herrlichkeit gehäuft hat? — Rheinberg schüttelte seufzend das Haupt. Dort ging eine Geweihte der Vesta, — an ihrer tiefen Verhüllung und an dem breiten Purpursaume erkannte er sie, — mit ihrer Vase, vom heiligen Wasser zu holen. Von der Ehrwürdigkeit ihres Berufs zeugte der Dank eines Verbrechers, welcher durch ihre Begegnung befreiet, knieend das Gewand der Priesterin küßte. Durch jene stolze Pforte, welche ihren Fittig so kühn über den Häuptern der Menschen schwinge, zog jetzt das Gepränge eines Triumphators. Er hörte deutlich den Schall der Tuben und Litunenbläser, welche dem Zuge vorausschritten; die Gruppe der gefangenen Parther, welche seine Sinne treu bewahrt hatten, als er sie im Vorhofe der Studien zu Neapel zum erstenmale erblickte, sah er lebenskräftig, obwohl gedrückt, dem goldenen Wagen des Feldherrn vorangehen, die prach-

vollen Marmorrosse des Monte Cavallo trabten unmuthig, als des Sieges Beute, daher, und der stolze Waffenheld mit köstlicher Rüstung auf dem Wagen stehend, ragte hoch und ernst, wie die Statüe eines Jupiters, dem statt des Donnerkeils ein Feldherrnstab in die Rechte gegeben war, über die entzückte, beifalljubelnde Menge, welche in unendlichen Wogen nachwallte, empor. Aus den Ruinen umher stiegen in vorzeitlichem Prunke die Paläste und Tempel auf in die mondhellen Räume. Unwillig schüttelten sie den malerischen Epheubehang von ihren grauen Stirnen und die Architraven und Kapitäler, welche Jahrhunderte schon in der Erde feierten, hoben sich, von Geisterhänden aufgesetzt, wieder auf die verwaist'ten Säulenschäfte, wie ein Herrscher, nach langer Knechtschaft, die Fessel bricht und die goldne Krone auf's gesalbte Haupt setzt. Der capitolinische Hügel prangte wieder mit Tempelkuppeln und Statüen und das alte und neue Rom hatte sich die Hand der Versöhnung gereicht.

Rheinberg, vertieft in seine Phantasieen, hatte nicht darauf geachtet, daß die Sonne nieder ging, daß seine Freunde ihn verließen, daß der Mond aufstieg und die alte Königin der Nacht ihren Sternenmantel ausbreitete. Was war ihm die gegenwärtige Welt, wenn die glühende Phantasie dem Jünglinge ihre Heiligthümer aufschloß. Aus dem verdächtigen Gesindel da drüben, welches zur Nachtzeit die ungeheuern Räume des Collosseums bewohnt und bald auf Mord und Raub ausgehend, seine Freistätte verläßt, oder dahin zurückkehrt, mit Beute beladen, hatte er nichts Arges. Er wußte wohl, daß kein Römer sich dem furchtbaren Banditenlager dieses Gebäudes zur Nachtzeit nähert, aber er war ruhig, hatte er doch unter dem starken Arme, durch den Mantel verdeckt, seinen treuen Degen. Vielmehr hatte seine sorglose Einbildungskraft klassische Gestalten aus dem Gaunerzeuge gemacht. Den Kerl, der vorher ihm lauerd nahte, hätte er zum Volkstribun umgeschmolzen. Plötzlich weckte ihn ein derber Rippenstoß aus seinen Träumereien. Ein starker Kerl, hoch und breit gewachsen, mit einem furchtbaren Knebelbarte stand vor ihm; die Pistole und der Dolch, welche der zurückgeschlagene Mantel zeigte, kündeten unwidersprechlich seinen Beruf an, wenn auch nicht zum Ueberflusse die Hölle ihre Pinselzüge auf seinem verbrannten Antlitze geführt hätte. — „Nun, Horazio, faule Bestie, fing er mit hohler Grundstimme an: was gaffst Du noch, es ist Zeit! Zehn Minuten nur hat sie noch zum Leben. „Komm, sagte Rheinberg entschlossen, mit verstellter Stimme: wir müssen eilen." Der Bandit ging voran; Rheinberg, tief in den Mantel vermummt, folgte. — „Signora Camilla wird uns heute nicht vor ihrem Bettchen erwartet haben." Indeß grinzte er teuflisch und drehte sich nach seinem Begleiter um. „Der Tod klopft eben so gleichgültig an die Hütte der Armen, wie an dem gethürmten Königspalast. Mag sie's uns Dank wissen, daß wir sie so früh von den Versuchungen ihrer Schönheit erlösen und ihr die Keuschheit für jenes Leben aufbewahren. Wir würden einmal doch kein Glück mit unsern Fratzen bei dem Engelkinde machen. Schön ist sie aber, wie eine Mutter Gottes. Du kennst sie noch nicht, drum nimm Dich zusammen und mache unserm Stande Ehre! Was mich betrifft, ich weiß das Herz zu finden." Dabei machte er eine so sprechende Pantomime und ein Gesicht, daß Höllen-Breughel es kaum verzerrter gemalt haben würde. Dem kühnen Deutschen, der dem Tode unerschrocken in's Auge gesehen hatte, fröstelte es beim Gedanken eines solchen Berufes. Seines edeln Landsmannes, des Dichters Horaz Worte

in dem Munde dieses Banditen, wären ihm fast gehässig geworden. Doch ging er gefaßt und kühn dem Abentheuer entgegen. Der Sbirren wegen mußten sie die dunkeln Straßen und manchen Umweg wählen, zum Ziele zu gelangen. Rheinberg kroch still und lautlos dem Verderber nach. „Aber Kerl, Du sprichst ja kein Wort, antwortest kaum auf drei Fragen ein Ja, was ist Dir?“ fragte der Bandit und faßte seinen Mann in's Auge. „Narr,“ erwiederte Rheinberg mit rauhem Tone und Wesen, „was liegt mir an Deinem Schwatzen? Meine Zechinen will ich so gut als Du verdienen. Denkst Du, ich bin Horazio, so irrst Du gewaltig. Ich bin Guilielmo, der Piemonteser, zwar noch nicht lange unter Euch Bestien, nehme es aber wohl mit Euch allen auf. Wir haben dort auch Fäuste und Dolche. Horazio konnte nicht kommen, er hat mich geschickt, er ist mit dem großen Pietro gegangen. Nun, denke ich, ist's genug, geh, daß wir nichts versäumen.“ Der Bandit blickte den neuen Kameraden scharf an. Der aber sah ihm so fest und unwillig in's Auge, daß jener sich beruhigte. „Na, komm nur, Bruder Guilielmo, wir wollen unsere Sache schon machen. Aber es ärgert mich, daß der Horazio heute Nacht so glücklich ist. Wer mit dem Pietro geht, macht gute Geschäfte.“ — „Ja, sagte Rheinberg spöttisch hingeworfen: sie wollen den Marchese Benevoglio auf die große Reise bringen, tausend Zechinen Handgeld.“ — Der Bandit fluchte, daß der Mond sich hätte verstecken mögen. Vor einem mächtigen Pallaste standen sie still.

„Hier ist's,“ murmelte der Bandit. Er trat zu einer Nebenthür, die zur Seite der prachtvollen Marmortreppe sich befand und klopfte. Sogleich war innerhalb Bewegung. Er nannte seinen Namen, und die Pforte öffnete sich leise. Rheinberg war Willens gewesen, den Banditen vor dem Hause niederzustechen. Aber es trieb ihn dem Banditen nach in die geöffnete Thür. Neugierdrang nach Abentheuern, und das Verlangen, zu wissen, in welchen verrätherischen Händen sich das unglückliche Schlachtopfer befinden werde — denn jetzt sah er ja, daß Mehrere in den Mordanschlag verwickelt waren, Hausgenossen sogar, — zwangen ihn, seiner Bestimmung zu folgen. Der schurkische Bediente, vollkommen durch seine Gesichtszüge als Diener des Obersten der Teufel legitimirt, führte sie mit einer Blendlaterne durch mehrere hohe, prachtvoll gebaute Säle und Gemächer bis vor das Schlafzimmer der Signora.

(Die Fortsetzung folgt.)

Maria und Johanna de Bohorques*).

Maria de Bohorquez, aus einem der ersten Häuser von Sevilla, ward 1559 des Lutherthums verdächtig, in die Gefängnisse der Inquisition gebracht. Sie war schön, erst zwanzig Jahr alt, verstand lateinisch und griechisch, besaß eine Menge lutherischer Bücher, wußte mehrere derselben über die Gnadenwahl, die guten Werke, die Sacramente, u. s. w. ja selbst das neue Testament auswendig, und zeichnete sich durch große Charakterstärke aus.

Dies bewies sie denn auch in den Verhören der Inquisition. Weit entfernt, die ihr beigelegten Meinungen zu widerrufen, vertheidigte sie dieselben vielmehr, als ächt catholisch, suchte dies zu beweisen, und rechnete sich ihre Forschungen zum Verdienste an.

*) Aus den merkwürdigen Inquisitions-Prozessen von Man. Mendoza y Rios.

Unter den Thatsachen, die ihr schuld gegeben wurden, machte sie einen Unterschied. Sie erkannte nur solche an, die sie für wahr hielt. Die übrigen verneinte sie, entweder aus Vorsicht, um niemanden zu verwickeln; oder aus wirklicher Vergessenheit. Auf der Folter indessen gestand sie, daß ihre Schwester Johanna gleicher Ueberzeugung mit ihr sey. So ward sie zur Relaxacion, d. h. zum Tode verdammt; doch sollte noch ein Versuch zu ihrer Bekehrung vorangehen.

Einige Tage vor dem Auto, wurden daher zwei Jesuiten und dann noch zwei Dominikaner zu ihr gesandt. Diese, wie jene erstaunten, sie so gelehrt und scharfsinnig zu finden, vermochten aber nicht das Mindeste über sie. Den Abend vor dem Auto, begaben sich daher noch zwei Mönche nebst mehrern andern Geistlichen zu ihr. Sie empfing sie äußerst höflich, erklärte sich aber mit der größten Freimüthigkeit.

„Sennores!" — sagte sie — „Ersparen Sie sich die Mühe, mich von ihrem Glauben zu unterhalten; sie ist fruchtlos! — So sehr Sie um mein Seelenheil besorgt seyn mögen; unmöglich sind Sie es so sehr wie ich selbst!"

Einige der Herren wollten einfallen; aber sie fuhr mit Wärme fort: Fände ich in meinen Ueberzeugungen die mindeste Ungewißheit; ich hätte denselben längst entsagt. War ich aber deßhalb schon früher beruhigt; so bin ich es in diesem Augenblicke um so mehr. Sie haben alles aufgeboten, was in ihren Kräften stand; ich aber habe alle ihre Gründe auf's bündigste widerlegt. — So sprach sie, und die Herren entfernten sich.

Am folgenden Tage 24. Sept. 1559 ward sie mit einer Menge Schlachtopfer zum Tode geführt. Einer der Mitverurtheilten, Juan Ponce de Leon, der eben abgeschworen hatte, drang in sie, dasselbe zu thun. — Sie aber wieß ihn mit Härte zurück! — „Laßt mich in Ruhe!" — sagte sie — „Mein einziger Gedanke ist jetzt an das Blut unseres Heilands!

Auf dem Richtplatz angelangt, war sie bereits an den Pfahl gebunden, als man ihr das Credo herzusagen befahl. Sie sprach es mit lauter Stimme, fügte aber sogleich die lutherische Auslegung hinzu. Da winkte der Großinquisitor, und die Henker stürzten hinzu. Ein Augenblick; — sie war erdrosselt, und der Scheiterhaufen in Brand gesteckt.

In Folge ihres Geständnisses, ward nun ungesäumt ihre Schwester Johanna in die geheimen Kerker gebracht. Zwar befand sie sich im sechsten Monate schwanger; allein das Tribunal nahm keine Rücksicht darauf. Indessen schritt die Untersuchung sehr langsam fort, weil es gänzlich an Belegen gebrach.

Nach zwei Monaten, kam die unglückliche Frau mit einem Kinde nieder, um es sich schon am siebenten Tage entreißen zu sehen. Sie fiel in eine tödtliche Krankheit, nur mit Mühe erhielt sie ein minder feuchtes Zimmer und eine Pflegerin.

Kaum etwas hergestellt, mußte sie dieselbe zur Folter begleiten, wo das arme junge Mädchen unter den schrecklichsten Schmerzen verschied. Wenig Tage darauf hatte Johanna dasselbe Schicksal, bekam einen heftigen Blutsturz, und starb in der folgenden Nacht. — Welches Cannibalengericht!

Beitrag zur Charakteristick des Kaisers Napoleon.

Als der deutsche Baron v. D..... sein Kammerherrn Amt zum erstenmale im Vorzimmer Napoleons verwaltete, trat der General D..... ein, und wollte geraden Wegs in das Kabinet des Kaisers. Der Kammerherr wieß ihn zurück, weil S. M. befohlen habe, niemanden einzulassen. Der General versuchte nochmals den Eintritt mit der Bemerkung, daß er jeden Morgen unangemeldet seinen Rapport an S. M. zu bringen habe. Der Bar. D. aber weigerte sich, wie er meinte, seine Kämmererpflicht zu verletzen. Hierauf geriethen beide in Wortwechsel, in Folge daß der Kammerherr den General herausforderte. „Ich schlage mich nicht mit Stubenbedienten!“ erwiederte der General, und verließ das Vorzimmer. Der Bar. v. D. klagte bei Napoleon über das Betragen des Generals, und der Kaiser bat ihn, sich hierüber nur ganz zu beruhigen, und den General künftig zu jeder Stunde unangemeldet eintreten zu lassen. Dieß geschah; bis eines Tages, als der General im Kabinete des Kaisers war, dieser den im Vorzimmer befindlichen Bar. v. D. herein rief, ihn an einem Nebentische mit Hervorsuchung eines gewissen Aktenstücks beschäftigte, und dann, zum General gewendet, sprach: „General, ich kenne Ihre Verdienste um das Vaterland, um meine Familie und um mich selbst; ich bin gesonnen, Ihnen ein Zeichen meiner Gunst zu geben, und ernenne Sie hiermit zu meinem Kammerherrn.“ Der General, der noch kurz vorher diese Würde als das Amt eines Stubenbedienten verachtet hatte, machte bonne mine a mauvais jeu und empfing mit tiefer Verbeugung diese unerwartete und dennoch unwillkommene Gnade des Kaisers. Obgleich nun der Baron von D. auf diese große und feine Weise Genugthuung erhalten hatte, und der beleidigende Theil noch eine Gnade dazu, so stand doch zu erwarten, daß sie sich bei der nächsten Veranlassung wieder feindlich einander begegnen würden. Auch der Kaiser sah dieses wohl ein, und da der Graf. v. B....., Präfect zu A...., in der Hauptstadt ankam, zu einer Senatorstelle berufen, ernannte der Kaiser den Kammerherrn, Baron von D. zum Präfecten an dessen Stelle, worauf er sich sofort nach A.... begab.

Der Mathematiker.

Der berühmte Mathematiker Condamine befand sich eines Morgens bei der hübschen und muntern Marquise v. M***

Sie saß an einem kleinen Arbeittisch und er stand vor demselben, ihr gegenüber. Da Condamine's Unterhaltung für sie ziemlich trocken war, so sagte sie scherzhaft zu ihm:

Ich glaube, es giebt keinen galanten Mathematiker auf der ganzen, weiten Welt.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, das muß ich widersprechen.“

Beweisen Sie mir das Gegentheil.

Condamine sah die Marquise einige Minuten mit unverwandtem Blicke an und sagte darauf:

„Gnädige Frau, es fehlen nur zwei Schuh und vier Zoll, so wär' ich der Glücklichste aller Sterblichen!“

Sonderbarkeiten.

Besonders unter großen Gelehrten finden sich Leute, die in Rücksicht ihrer Abneigungen Ausnahmen machen, die auf keine Weise in die allgemeinen Regeln zu bringen sind. So erzählt man zum Beispiel von dem bekannten Erasmus, daß er schon bei dem Geruche der Fische das Fieber bekam. Ein anderer Gelehrter vom bekanntem Rufe, Boxhornius, ward, so oft ihn allein oder in Gesellschaft Langeweile plagte, von der Diarrhöe ergriffen. (Man kann billig dem guten Manne Glück wünschen, daß er nicht zu unsern Zeiten lebt, wo er ehrenhalber genöthigt wäre, in manchen Familien und Zirkeln zu erscheinen. Was würde der arme Mann leiden!) Ebenso konnte Galland durchaus keine langweilige Erzählung anhören, ohne ein widriges Drücken in der Gegend des Herzens zu bekommen. Der gelehrte Chabeau bekam bei Erblickung eines bis oben angefüllten Tintenfasses Nasenbluten.

Zur fixen Idee war es bei Paskal, der an großer Nervenschwäche litt, geworden, er sähe beim Studieren einen feurigen Abgrund neben sich, so daß er Bücher vorbauen mußte, um nur ruhiger zu werden.

Neuigkeit.

Für Pflanzenliebhaber.

In Harlem war kürzlich die dritte Ausstellung seltener Gewächse, welche um die darüber von der „nederlandsche huys houdelyke Maatschappy" ausgesetzten Preisen und Prämien warben. Die allgemeine Jury zeichnete 123 verschiedene Pflanzen und Gewächse als ausgezeichnet aus, und unter diesen erhielten dann als die seltensten folgende zwei den ersten Preis:

No. 69. Dillenia speciosa, eingesandt durch Herrn J. Moonen in Harlem.

No. 198 Doryantes excelsa, eingesandt durch Herrn Jan Willink in Amsterdam.

Als die am besten gepflegten und schönsten Exemplare erhielten den Preis:

No. 11. Digitalis sceptrum; eingeschickt durch Goll von Frankenstein in Amsterdam.

No. 199. Ficus elastica; von Jan Willink.

Aehnliche Pflanzenausstellungen finden in Gent und in Brüssel Statt, und erregen mit Recht eben so viel Aufmerksamkeit als die Kunstausstellungen bei uns, an denen es dort aber auch nicht fehlt.

Trommelt sie — trommelt sie.

„Wie befinden sich Fräulein Tochter?" fragte eine alte Dame, ins Zimmer tretend, die Wirthin.

Das Gott! Sie phantasirt wieder einmal —

„Das arme Kind — seit wenn denn?"

Seit einer Viertelstunde —

„Kann ich sie sprechen?"

Warum nicht — dort im dritten Zimmer — man hört sie schon von weitem. —

Die alte Dame ging in das bemerkte Zimmer: als sie aber Henrietten am Pianoforte fröhlich und guter Dinge fand und so lustig darauf herumgreifend, daß sie die Eintretende gar nicht bemerkte, ging erstere ärgerlich zur Mutter zurück.

„Ei ei, meine Gnädige, wie haben Sie mich doch ohne Noth mit dem Uebelbefinden des

Fräuleins erschreckt — das Mädchen trommelt ja auf dem Pianoforte herum, daß einem Hören und Sehen vergeht." —

Trommelt sie — trommelt sie — ja, ja, das nennt eben das Wettermädel: Phantasiren. —

---

* Der Kosack und das Milchmädchen.

Von Moeldeke.

Nach Tischbein's Handzeichnung, darstellend einen, in der Nähe des belagerten Lübecks, durch einen Schuß von französischer Seite, seines Pferdes beraubten Kosacken; wie ihm der Zufall einen Milchkarren und auf demselben ein zur Stadt fahrendes Mädchen in den Weg führt; wie er, diese Gelegenheit schnell benutzend, sich auf den Gaul schwingt, und mit Milch und Mädchen davon eilt und glücklich entkommt.

Von den Kosacken gepeitscht wird muthiger Renner der Karrngaul.
Seht ihn gestreckt im Galopp! Mädchen, o wehe der Milch!
Bütte gerüttelt an Bütte verströmt die wallende Schaumflut,
Und aus dem offenen Arm flieht der gehoffte Gewinn.
Hinter ihr liegt, gestreckt in den Staub, verblutend, das Streitroß,
Aber der Streiter hat flugs Zügel und Gaul ihr entrafft.
Rascher und rascher beflügelt durcheilt er mit ihr das Gefilde,
Ferner stets der Gefahr, näher dem winkenden Ziel,
Wo ihn Muth mit Glück, Glück krönet mit Sieg, und Liebe den Sieger
Führet dem offenen Arm seiner Sabinerin zu.

Verlust und Gewinn.

Nur durch ein Weib ging's Paradies verloren.
Wer mag wohl läugnen dies?
Und doch — wer zaubert uns im Tanz der Horen,
Die Welt zum Paradies?
Die Frauen sind's, die Schiller also pries:
„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben."
Drum laßt in dem freundlichen Glauben uns sonnen;
Wir haben Millionen gegen Eins gewonnen;
Denn Ein Paradies ging durch Ein Weib verloren,
Und Eins wird in jedem braven Weib uns geboren.

Buchstaben-Räthsel.

Der Zeichen, die ich meine, sind nicht mehr als sieben;
Und darauf kommt es an, zwei Zeichen zu verschieben.

---

l — a — ach! seh' ich nur vor mir sie stehen —
Wie durch Dampfmaschinen die Pulse dann gehen —
Doch wenn sie vollends mit mir sich vermählt,
Nun dann — dann fühl' jede Kraft ich gestählt —
Dann wachsen dem Muthe die herrlichsten Schwingen,
Das Höchste in Wort, wie in That zu vollbringen.

a — l — Nun, wer Du auch immer seyst,
Du bist und bleibst ewig ein böser Geist,
Der, ob er auch noch so lange bethöret,
Am Ende den Frieden des Lebens doch störet,
Mich schaudert, wenn, wie und wo ich Dich sehe.
Drum komm' doch — ich bitte — nicht in meine Nähe —
Doch mag auch a — l vor Aerger mich rösten,
Ist l — a — nur bereit, mich freundlich zu trösten.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 80.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 5. October 1820.

* Sie ist nicht todt!

(Parodie auf das Lied in Nr. 77 des Bürgerfreundes „Sie ist todt!“

Sie ist nicht todt! — O, diesen Glauben fassen,
Ermuthigt uns im namenlosen Schmerz,
Ja! trockne froh die tiefgesenkten, — nassen, —
Die Augen, die den Lichtpunkt nicht erfassen:
Der Tod umschlingt kein edles frommes Herz!

Fühlst du nicht mehr des treusten Herzens Schlagen?
— Es schlug so rein, so stark, so liebevoll —
Auf Engelsschwingen ist es weggetragen;
Entehr' die Manen nicht durch dumpfe Klagen,
Die Hoffnung ist des Dankes schönster Zoll.

Das, was Sie hat im Leben werth gehalten,
Erfaßt Sie nun mit heil'gem Engelsblick;
Sie sieht die Lieben schöner sich gestalten,
Die dunkle Zukunft lichtreich sich entfalten,
Ohn' Reue zur Vergangenheit zurück.

Wo suchtest du Sie? auf der Leichenbahre?
Im Sarge Sie? Im modernden Gewand'?
Wie, spähest du im Staube nach dem Aare?
Ruht' je, was göttlich ist auf einer Bahre?
Hat noch dein Glaub' den Lichtpunkt nicht erkannt?

Der Glaub' hat Trost, — denn Sie war gut und bieder —,
Drum riß es nicht, des Lebens schönstes Band,
Unsichtbar hält's, knüpft einst sich fester wieder,
Senkt auf den Waller Himmelsruhe nieder,
Bis in der Heimath er Sie wieder fand.

Ja glaub's, Sie lebt in bessern Regionen,
In Himmelsfrieden, sel'ger Harmonie,
Soll unsern Schmerz noch Ihre Liebe lohnen,
Müss' Ihrer Tugend Bild stets in uns wohnen,
Auch in des Volkes Herzen lebe Sie!

Oldenburg, C — r.
am 30 September 1820.

(dem Tage der Beisetzung der verewigten allverehrten Frau Erbprinzessin von Oldenburg.)

Die schöne Römerin.

(Fortsetzung.)

2.

Es war tiefe Nacht und Stille in den ernsten Gewölben des Palastes. Der Augenblick drängte. Schon hat der Bediente das Heilig-

thum der Jungfrau geöffnet, die Strahlen der matten Leuchte fallen auf das Lager des Mädchens, die in der betenden Glorie der Unschuld da liegt, denn ihre Engel halten Wache um sie her. Einen Stoß des mörderischen Eisens gilt es und Rom hat eine seiner ersten Zierden, ein stolzes Haus seine Blume, die Tugend ihren Schützling verloren. Da packt Rheinberg mit Riesengewalt den Arm des Banditen und zückt den Degen auf seine Brust. „Bis hieher durftest Du kommen, ruft er ihm zu: aber nicht weiter, nicht in das geweihte Gemach der Jungfrau! Bekenne, wer hat Dich gedungen, gieb Deinen Dolch, so ist Dir das Leben geschenkt.“ — Der Mörder brüllte vor Wuth und Verzweiflung. Worte konnte er nicht hervorbringen, sich losmachen von der eisernen Faust des Gewaltigen eben so wenig. Da stürzt sich der Bediente meuchlings auf den Fremden. Sein Messer verfehlt die Brust und dringt bloß, unschädlich, in den Arm. Der Bandit nutzt den Augenblick, ringt sich von der Linken, die ihn gelähmt hatte, los und ist im Begriff, den tödtlichen Streich auf das Herz des vermeinten Kameraden zu führen, da kömmt ihm Rheinberg zuvor. Mit gespaltenem Haupt stürzt der Verbrecher nieder und der Blutstrom gießt sich auf den Mosaikboden der köstlichen Halle. Der feige Bediente sucht zu entspringen, als der Stoß ihm mißglückt, aber mit Einem Sprunge, wie der Löwe seine Beute, faßt ihn Rheinberg und schmettert ihn mit der Faust nieder, daß er leblos da liegt. Alles ist die Sache eines Augenblicks. — Das Klirren des Degens, der Schrei des Bedienten, das Brüllen und Röcheln des sterbenden Bedienten machen im Nu das Haus lebendig. Die Thür des Schlafgemachs fliegt auf. Camilla stürzt bebend, todtenbleich, zitternd hervor. Die Blendlaterne wirft ihre Lichter auf die Lilien des schönsten Gesichts. Versteinert wie eine Niobe vor Entsetzen steht sie da. Zu ihren Füßen liegt der gefällte Bandit, dort der Bediente des Hauses und unter den Gestalten des Grauens steht, ein Cherub mit dem Flammenschwerte, der Erretter. „Um der heiligen Jungfrau willen, was bringt Ihr! wollt Ihr meinen Tod?“ fragt sie halb verwirrt, stürzt auf die Knie, ringt die Hände und fleht um Erbarmen. — „Nein, Signora, entgegnet Rheinberg: Euer Leben wollte ich, darum habe ich es diesen Bösewichtern abgekauft, darum habe ich gekämpft.“ Er hob sie auf und ein Blick, in dem ein Engel sich verklärte, dankte ihm, lohnte ihn überschwenglicher, als die Schätze der Erde es vermocht haben würden. Reizender als alle Ideale der entzückten Jünglingsschwärmerei stand das Mädchen vor ihm und dankte. Das Nachtgewand, um Formen fließend, wie sie nur ein Phidias oder Scopas gesehen haben mag, gab ihr ätherische Reize. Schlank, zart wie die Elfe, welche die deutschen Eichenforsten ehedem bewohnte, und mit der üppigsten Fülle wieder, wie des Hellenen Nymphe, neigte sie sich vor dem erglühenden Jünglinge und sagte ihm Worte, wie sie nie von weiblichen Lippen an sein Herz gedrungen waren. Die nächtlichen, glänzenden Locken, von der eifersüchtigen Nadel entfesselt, wogten über den ächt römischen Busen und kamen tief bis auf die Hüften hernieder. Und auf dem Liliengrunde der Wangen traten die Rosen des Entzückens und der Gesundheit wieder hervor und das erlöschende Auge wurde wieder zur Sonne.

Rheinberg sollte erzählen, wie er hieher gekommen, was er erfahren, wie er sie gerettet habe; aber seine Zunge konnte keine zusammenhängende Rede schaffen. Er sah nur das engelschöne Geschöpf vor sich, hörte nur die Har-

monie ihrer Stimme; die Rednerkunst verließ ihn. —

Da kam Camillens Vater, der Marchese Banoretti; mit ihm die Dienerschaft des ganzen Hauses. Die Tochter flog auf ihn zu, ihn bekannt mit der That des jungen Helden zu machen. Rheinberg erwartete mit Recht, der Vater werde ihm für die Rettung der einzigen Tochter mit Wärme danken. Aber nichts weniger. Ernst und kalt trat er auf den Fremdling zu und fragte nach dem näheren Hergange der Sache, genau und gewählt, wie ein alter Richter. Er schien der Erzählung keinen Glauben beizumessen. Es befremdete ihn, daß Rheinberg, vorher unterrichtet von dem Plane des Banditen, diesen nicht vor dem Hause erdolcht und erst gewartet habe bis zum letzten Augenblicke. So hätte seiner Tochter der tödtliche Schrecken erspart werden können. Ueberhaupt ließ er nicht undeutlich merken, er glaube, daß ein Nebenbuhler den Andern hier umgebracht habe, und der Tumult, das Erwachen des Hauses möge wohl den Sieger an der Flucht gehindert und ihm die schlaue Ausrede in den Mund gelegt haben. Der kalte Italiäner, eingeweiht in die Küste der Intrigue, muthmaßte dieß nicht ganz grundlos. Vor Camillens Schlafzimmer war der Kampf vorgefallen. Zweideutig lächelnd blickte er nach seiner Tochter hin. Camilla machte mit edelstolzem Wesen den Vater aufmerksam auf die Höllenphysiognomie des getödteten Bösewichts, suchte mit ihren Thränen seinen Argwohn auszulöschen und ihm dankbare Gesinnungen gegen ihren Retter einzuflössen, aber vergebens. Er nöthigte zwar den Fremdling einzutreten, aber so förmlich, so schneidend kalt, daß Rheinberg, empört durch solches Verkennen seiner uneigennützigen That, sich stolz umwandte und empfahl, ohne zu seiner Vertheidigung etwas Anderes zu erwiedern, als: „Bei uns in Deutschland legt man guten Handlungen nur im letzten Falle schlechte Beweggründe unter, in Italien mag dieß nicht so seyn. Ich kenne die Sitte des Landes noch nicht.“ Aber einen Blick der Liebe mußte er noch auf die Himmelsgestalt des Mädchens werfen und wäre sein Stolz noch so sehr beleidigt gewesen. Sie hatte ja nicht Schuld an dem Benehmen des Vaters. Ihr Herz, empfänglich für jede gute Regung, wie hätte es hier kalt bleiben sollen. Und gewiß, tausende ihrer Schwestern würden an Camillens Platze den Dank ebenfalls nicht spärlicher gezollt haben. Wenn die Blüthe der Jünglinge ihnen an der Schwelle des Todes die Hand zum Leben geboten, Rheinberg, in seiner Siegerglorie, glänzend wie des Meisters Perugino goldgewappneter Erzengel Michael, vor ihnen gestanden hätte, blutend aus der Wunde, die ihretwegen der Bandit ihm gegeben, — würden sie ihn kalt abgefertigt haben? Wenn die Liebe in einem dankbaren Gemüthe ihren stillen Sitz aufschlägt, so wird sie ohne Zweifel am sichersten geborgen seyn, am schönsten dort blühen. Rheinberg ging mit getheiltem Herzen davon. Haß und Liebe nahmen es in Besitz. Zwar konnte er eigentlich keinen Haß gegen den Vater seiner Geretteten hegen, es war nur der aufwallende Zorn, der ihn bemeisterte, er schwor sich aber, keinen Schritt wieder hieher zu thun und wenn sein Herz brechen sollte. Das war also der Dank, den man in Rom für die Rettung eines geliebten Angehörigen gab. „Laßt lieber Eure Töchter fallen von Banditenfaust, ehe Ihr dem Fremdlinge die Hand zur Erkenntlichkeit reicht, Ihr mißtrauischen Enkel einer schöneren Vorzeit! Ich will die Straßenpolizei nicht mehr handhaben!“ sagte Rheinberg mißmuthig und machte sich auf den Heimweg.

Banoretti's Pallaste gegenüber, in der dunkeln Säulenhalle, lehnte ein tief vermummter Kerl und hatte fest im Auge, was dort geschah. Gewiß Horazio, der Mordgefährte des Banditen, dessen Rolle ich so eben gespielt habe, dachte Rheinberg. Seine Sicherheit erforderte es, sich zu überzeugen. Er schlich zu ihm und fragte. Der Bandit gab sich zu erkennen. „Höre, guter Freund, flisterte ihm Rheinberg spöttisch zu: Du wirst allein nach Deiner Räuberhöhle zurückgehen müssen, man hat uns dort überfallen, Giovanni ist geblieben, ich bin glücklich entsprungen. Seine Leiche werden des Marchese Bedienten bald herausbringen. Eigentlich schade, daß der Kerl nur Einen Tod sterben konnte, der tausendfache Mörder!" setzte er vergessend hinzu in der Ueberwallung seines Grimms. „Sag' doch, Bruder Guilielmo, flisterte der Bandit und drängte sich näher: hat denn der Bediente den braven Giovanni verrathen? Erzähle doch genauer, wie das Ding zusammenhängt. Der Plan war vollkommen gut angelegt, irgend eine Verrätherei muß hierbei zum Grunde liegen." Er sprach immer leiser und drängte sich nahe an Rheinberg heran. Dieser aber war auf seiner Huth. — „Weißt Du was ich glaube?" fuhr Jener fort und machte den lästigen Mantel, der ihn vermummte, frei. „Nun, was?" fragte Rheinberg gespannt. — „Daß Du der Verräther bist, der sterben muß!" brüllte Horazio und führte seinen Dolchstoß auf des Fremdlings Brust. Rheinberg aber, die Absicht des Banditen längst ahnend, entwich dem Streiche; sein Stahl ward bloß, und senkte sich blitzschnell in des Banditen Brust. Der Kerl stürzte zusammen. „Gut getroffen!" stöhnte er noch hervor und wälzte sich im Blute. Rheinberg entfloh. Zum zweifachen Mörder war er in dieser Nacht geworden, und doch hatte er nur gethan, was die Pflicht gegen Andere und sich selbst erheischte. Sein Leben war geächtet; den finstern Nächten des Abgrundes ohne Zweifel verfallen, wenn Horazio, der Mitwisser des Mordanschlags, lebend blieb. Es war so gut, daß er dem ewigen Richter vorgegriffen hatte.

Andern Tags ging Rheinberg mit einer Gesellschaft deutscher Künstler nach dem heutigen Tivoli ab, um das Haus der hallenden Stromfälle und die reizenden Orte, wo des Dichters Villa stand, zu sehen. Roms Schönheiten machten ihm den Abschied schwer, vorzüglich die moderne, lebende Schönheit Camillens. Aber sie war ihm unzugänglich; der Stolz siegte über die Liebe. Und wer weiß, ob nicht die Vorsehung seine Schritte darum von Rom wegleitete, weil das schleichende Banditenvolk den Verräther wohl konnte erkundet haben, der zwei ihrer gefürchtetesten Kameraden dem Orkus zugesandt hatte. Er mußte gehen, um sie desto gewisser wiederzufinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Ohren-Schmaus.

Sic me servavit Apollo.

Von Roeldeke.

Mit dumpfem, schauerlichem Grabes-Ton
Hört' ich den Tragiker Mormophoon
Die Leiden seines Ugolin's erzählen.
Die Hörer-Schaar nach Herzens-Lust zu quälen,
Wußt' er zu dieser Declamtion
Den längsten Winter-Abend sich zu wählen.
Schon hatt' ein Dutzend Scenen wohl durchjammert
Des Stückes Held, vom Hunger-Tod umklammert,
Schon tönte Mitternacht von Pisa's Thurm,
So wie von unsrem; da erst schwieg der Sturm
Der Rede mit dem letzten Act voll Leichen.
Drob sah ich rings umher die Frau'n erbleichen.

Wir Männer riefen: Das ist ohne Gleichen!
Die Wirthin aber, die zum Ohren-Schmaus,
Und weiter nichts, geladen ihre Gäste,
Sprach: mir erregt es Todes-Angst und Graus;
Seht! welche Qual spricht meiner Kinder Miene aus!
Nicht wahr, mein Karl, Sophie, mein beste,
Ihr liebet nichts so sehr als solche Feste?
Ihr fühlet euch bewegt von inn'rem Schaudern?
Ihr fühlet noch — Was fühlt ihr? — Da schrien ohne Zaudern
Die Kleinen: Hunger! Hunger! beste Mutter;
O gieb, daß wir nicht sterben, Brod und Butter!
Ein gleicher Drang trieb jeden Gast zu Haus,
Um Trost zu suchen nach dem Ohren-Schmaus.

---

* Der Truthahn und Henne.

Von Noeldeke.

Ein Truthahn sah am Rande eines Teiches
Einst eine Mutter-Henne sorglos gehn!
Und hörte sie, vom Plan des Wellen-Reiches,
Die Küchlein, sich zu ihr zu sammeln, flehn.
So wahr ich Truthahn bin, sprach er, ein Gleiches
Ist wohl, so lang dieß Dorf steht, nicht geschehn.
Wie? du, ein Huhn, führst einer Ente Küchlein?
Die rudern fort und ausserhalb Bereiches,
Nicht achtend dein stiefmütterliches Flehn. —
Stiefmutter, ich? Bei jenem rothen Tüchlein,
Das dir vom Schnabel hängt, du bist ein Thor! —
Erwiederte das Huhn; und, wenn dein Schnabel
Nicht immer Unsinn kollerte, dein Ohr
Für Mutter-Ruf nicht sein Gefühl verlohr,
So wäre mein Gefühl dir keine Fabel.
Dies machte mich zur Entenküchlein-Mutter;
Sie folgen der Natur auf jener Bahn,
Und folgen mir zum grünen Wiesen-Plan,
Wann ich sie locke zu des Hausherrn Futter.
Die Henne sprach's und rief; — und von der Flutbahn
Rauscht her der Trupp und ließ beschämt den Truthahn.

Miscellen.

Ein junger Mensch, der ein großer Schwatzer war, nahm einen Sprachmeister an. Dieser forderte von ihm noch einmal so viel für den Monat als seine andern Schüler gaben: „denn," sagte er, „ich habe mit ihm doppelte Arbeit; ich muß ihm zwei Künste lehren; die Eine zu sprechen, die Andere zu schweigen."

Die deutschen Frauen besitzen zu viel Geist und Bildung als daß sie noch länger bloß ausländischen Moden huldigen sollten. Sie schaffen daher jetzt eben so oft neue Moden als die Ausländerinnen, die ihnen häufig an Bildung und Herzensgüte weit nachstehen.

Die Geizigen leben, als ob sie nimmermehr sterben würden und die Verschwender, als ob sie nicht lange mehr zu leben hätten.

---

* Erläuterung wegen der Verfallzeit der Monat-Wechsel.

Am 30. September d. J. sind mehrere Wechsel unbezahlt gebliebenen, welche vom 31. Juli d. J. 2 Monat nach Dato ausgestellt waren und von den Acceptanten nicht als fällig anerkannt.

Es heißt von Monats-Wechseln im Preussischen Landrechte 2. Theil 8. Titel.

§ 855.

Lautet der Wechsel auf Monate; so wird jeder Monat, ohne Rücksicht auf die Zahl seiner Tage mit dem Monatstage geendiget, an welchem die Ausstellung geschehen ist.

§ 856.

Ist ein solcher Wechsel am letzten Tage eines Monats ausgestellt, und der Monat, worin die Zahlung geschehen solle, hat weniger Tage: so tritt die Verfallzeit am letzten Tage des Zahlungsmonats ein.

und in G. H. Sievekings Materialien zum Wechsel-Recht, herausgegeben vom Etats-Rath von Eggers.

§ 221.

Wechsel die auf Monate zahlbar sind, der Ausdruck laute: nach dato, à dato oder von dato, sind an demselben Monatstage fällig an welchem sie ausgestellt sind, oder an dem letzten Tage des Monats, wenn der Monat, in welchem sie zahlbar sind, nicht so viele Tage hat, als der Monat, in welchem sie ausgestellt wurden, und wenn sie an einem der Tage ausgestellt sind, die dieser Monat mehr hat, als jener.

---

* Ueber Eifersucht.

Eifersucht, Neid und Mißgunst sind Geschwister und in ihrer Urquelle einerlei Natur: Sie entstehen aus einer unmäßigen Sucht nach Ruhm und Bewunderung, gepaart mit einem Gefühle Inferiorität gegen Den, der beneidet wird und Eifersucht erregt. Geht diese Sucht überdem von einem schlechten und verwilderten Herzen und von Verachtung der Mitmenschen aus, so ist der damit gegeißelte zu allen Gräueln fähig, die gegen Mitmenschen geübt werden können.

Durch Eifersucht mit ihren Geschwistern, ist schon sehr viel Unglück in der Welt angerichtet. Schlachten und Länder gingen dadurch verlohren, daß Feldherren, die gemeinschaftlich den Feind bekämpfen sollten, eifersüchtig auf einander wurden. Gute Vorschläge, groß in ihren Würkungen, wenn sie angewendet worden wären, wurden aus Eifersucht häufig ad acta gelegt, und die Eifersucht der Residenz-Weisheit verweiset nicht selten die Vernunft aus der Provinz mit einem: „Was kann von Nazareth Gutes kommen" zur Ruhe! Als der berühmte Admiral Ruyter der combinirten englisch-französischen Flotte eine Schlacht liefern sollte, fragte die batavische Regierung: Wie viel Kriegsschiffe bedürft ihr um zu siegen? Die Antwort Ruyters war: Treffe ich die Engländer allein, so bedarf ich deren 18. Treffe ich aber die Franzosen und Engländer zusammen, so habe ich an 12 genug. Wir sehen also: es gibt in den Wundern der Eifersucht nichts Neues unter der Sonne. Der großen und herrlichen Menschen, die auch das nicht von ihnen ausgegangene Beßere ehren und mit dem Beßeren zugleich den Schöpfer lieben, giebt es Wenige. Viele gehen in den höheren Geschäfts- und Staaten-Leben in eifersüchtig-verblendetem Starrsinn dahin, können keinen Widerspruch dulden, und sehen vom gegenwärtigen Augenblick, wie bei der neulichen Finsterniß, nur den Rand von der Sonne. Das Innere von der wahren Natur der Dinge, den Geist der Zeit begreifen sie nicht. — Wenn die Finsterniß dann vorübergezogen und alles Licht ist, seufzen sie: Wer hätte das gedacht!

So ist es oft mit der Eifersucht in der Staaten-Verwaltung und im Geschäfts-Leben.

Im häuslichen Leben treibt diese Furie nicht minder ganz arges Spiel! Menschen die recht glücklich mit einander leben könnten, verbittern und verkümmern sich oft ihr Daseyn durch Eifersucht, und sind in den mehrsten Fällen unheilbar, weil sie, über die wahren Quellen der Eifersucht sich täuschend, den lächerlichen Wahn haben: Nichts könne wahre Liebe beßer beweisen, als wahre Eifersucht.

In der Regel wird im ehelichen Leben die Eifersucht zuerst durch weibliche Anverwandte aufgeregt, die mit einer falschen Sehekunst die Frau oder den Mann gallsüchtig nachstellen. Wer Ruhe und Frieden in seinem Hause erhalten will, der entferne diese Zudringlichen aus dem Zirkel seiner Familie bei der ersten Ohrenbläserei; denn haben sie einmal festen Fuß gefaßt, und glaubt der Mann diesen Zischern mehr, wie seiner Frau, oder die Frau ihnen mehr wie ihrem Mann, dann ist des Leidens kein Ende. Bedenken müßen Mann und Frau, daß grade für die herrlichsten Gemüther und besten Herzen es unmöglich ist, mit allen edlern Gefühlen im Zirkel der Familie stehen zu bleiben — daß Dankbarkeit gegen andere und ihr hochempfundener Werth grade diese Gemüther und Herzen am mehrsten hinreißt, auch außer dem Zirkel der Familie zu lieben und zu ehren. Wer dazu Fähigkeit und Drang hat, trägt immer eine sichere Bürgschaft in sich, daß er auch im häuslichen Leben, Dasjenige ehren und lieben werde, was geehrt und geliebt zu werden verdient. Und doch! wie viele Beweise liefert die Geschichte von ermordeten guten Männern durch eifersüchtige, boshafte Frauen — von hingerichteten, guten Frauen durch blutdürstige eifersüchtige Männer! Keine Leidenschaft ist rasender, als Eifersucht in der Liebe, wenn sie in Haß verwandelt ist.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Berlin, am 19. August 1820.

Ein junger, sehr talentvoller Maler, Z...., der nach dem Urtheil unserer vorzüglichsten Künstler und Kenner, durch die bereits gelieferten Arbeiten für die Folge zu der Hoffnung berechtigte, daß er sich einst in seine Kunst ehrenvoll auszeichnen würde, ist durch einen frühzeitigen, schnellen Tod der Welt entrissen worden. Die Umstände dabei sind so außerordentlich, daß sie reichen Stoff zu einer Erzählung in dem neuesten Geschmack darbieten. Der Künstler war erst vor Kurzem mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen verheirathet. Der Buchhändler R... machte ihm den Vorschlag, unter sehr annehmlicher Bedingung, sein Begleiter auf einer Reise durch das südliche Deutschland nach der Schweiz zu seyn. Z.... lehnte dies Anerbieten wegen des vor Kurzem geschlossenen Ehebündnisses ab, und hauptsächlich erklärte auch die junge Gattin daß sie in diese Trennung höchst ungern willigen würde. Man bestürmte indeß sowohl den jungen Mann als dessen Gattin so lange mit Bitten, und neckte die letztere selbst mit Sarkasmen über ihren Widerspruch, daß sie endlich im Unmuth darüber nicht weiter darauf bestand, ihn von dieser Reise zurückzuhalten, doch setzte sie mit vieler Bestimmtheit hinzu: „ich bin fest überzeugt, ich seh' ihn nie wieder."

Diese trüben Besorgnisse suchte man ihr auszureden, doch — umsonst. Ihr Gatte reisete ab. Nach einiger Zeit schrieb er ihr. Ein Freund von dem jungen Paar erhielt den Brief durch Einlage, und brachte ihn des Abends mit in eine Gesellschaft, wo er die junge Frau anzutreffen erwartete, und auch wirklich fand.

„Wir haben ja gute Nachricht von Ihrem lieben Mann," sagte er zu ihr, „seine Reise ist bisher recht angenehm und glücklich gewesen, und er befindet sich ganz wohl. — Sie werden dies alles aus seinem eigenen Briefe ausführlicher erfahren."

Er reichte ihr solchen dar. Sie nahm ihn, aber keineswegs mit heiterer Miene; mit Thränen in den Augen warf sie ihn unerbrochen auf einen Tisch, und rief aus:

„Ich mag ihn gar nicht lesen! Ich bekomm' ihn doch nie wieder zu sehen."

Die Gesellschaft bemühte sich, die finstere Schwärmerin zu beruhigen, sie nahm den Brief endlich zu sich, entsiegelte ihn aber erst bei der Zurückkunft in ihrer Wohnung. Er war in den zärtlichsten Ausdrücken eines von einer geliebten Gattin getrennten jungen Ehemanns abgefaßt; er enthielt die kleinen Abenteuer seiner Reise, ohne daß mindeste Beunruhigende. Die Frau wiederholte indeß doch öfters, daß sie die feste Ueberzeugung habe, sie werde ihren Mann nie wieder sehen.

Vor einigen Tagen lief hier die traurige Nachricht ein, daß Z.... in München, wo er sich gebadet, seinen Tod im Wasser gefunden habe. Er war gerade an dem nämlichen Tage und in der nämlichen Stunde ertrunken, wo seine unglückliche Gattin hier den Brief von ihm erhalten, und ihn, von bösen Ahnungen gemartert, unerbrochen auf den Tisch geworfen hatte.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß sein Vater, der früher im Militär gedient, ein vorzüglicher Mathematiker, demnächst eine einträgliche Versorgung im Civildienst hieselbst erhalten, sich erschossen; daß einer seiner Brüder sich erhenkt, und ein anderer, hier noch lebender, ein angesessener Bürger, schon seit langer Zeit in eine zuweilen an Wahnsinn gränzende Melancholie verfallen ist. Als dem letztern die traurige Botschaft von dem frühen Tode seines hoffnungsvollen Neffen mit vieler Schonung hinterbracht wurde, ergriff ihn der heftigste Schmerz, und er äußerte in dieser Verzweiflung: „ich werde auch nicht lange mehr leben, Gottlob! aber zuvor will ich noch nach Ohlau reisen, und mich an der Asche meiner dort begrabenen Mutter rächen!“

Er erklärte, auf Befragen, was diese räthselhaften Worte sagen wollten?

„Seine Mutter hätte ihn und seine beiden Brüder oft, da sie sehr zornig gewesen, verflucht, und dieser unselige Fluch sey an ihren Söhnen in Erfüllung gegangen.“

Hier kann man wohl mit Shakespeare ausrufen: es geschieht sehr viel zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Indeß muß man doch wünschen, daß der Glaube an ein unvermeidliches Schicksal nicht um sich greife, und nicht durch geistreiche Schriftsteller in erdichteten Erzählungen, Schauspielen u. dergl. mit allem Zauber einer blühenden Phantasie geschmückt, genährt werde, weil es wohl keinem Zweifel unterworfen ist, daß ein solcher Glaube an Fatalismus nachtheilig auf die Sittlichkeit der Menge einwirken muß.

Es ist wohl sehr natürlich, daß eine ihren Gatten zärtlich liebende, erst kürzlich verheirathete Frau, bei der Trennung von dem Erstern, die Besorgniß äußert: ihn nicht wieder zu sehen. Dies mögen Hunderte unter Thränen beim Abschiede geäußert haben. Ist der Gatte demnächst wohlbehalten in die Arme der Gattin zurückgekehrt, so wird davon nicht weiter gesprochen, über die Freude des Wiedersehens ist die frühere Besorgniß vergessen, nur im entgegengesetzten Fall erregt eine solche Aeußerung die allgemeine Aufmerksamkeit, und wer an Ahnungen, Träume, Visionen u. dgl. glaubt, findet darin eine Bestätigung seiner Ansichten.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 68.

Flasche — Falsche.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 81.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 8. October 1820.

* Ueber Eifersucht.

(Beschluß.)

Es mag nicht unzweckmäßig seyn, diese Gedanken über Eifersucht mit einem furchtbaren Beispiele von ihren gräßlichen Wirkungen, aus der Geschichte zu schließen.

Der jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt vom Könige Herodes folgendes:

Herodes hatte die wunderschöne Mariana zur Frau genommen, und liebte sie gränzenlos mit Eifersucht. Es lagen in seiner Seele alle die Uebel, aus welchem Eifersucht fließt. Sein Herz war grausam und verwildert. Darum ließ er Marianens Vater und Bruder hinrichten. Er hatte den Wahn, daß diese ihm etwas von Marianens Liebe entzögen. Ueber diese Gräuelthat wurde Herodes von dem römischen Statthalter Marcus Antonius zur Verantwortung nach Egypten gefordert. Herodes glaubte: der Statthalter sey in Marianen verliebt, und habe es darauf angelegt ihn zu verderben, um verliebte Wünsche zu erfüllen. Darum gab Herodes die Mariane seinem Vetter Joseph in Verwahrung und beauftragte ihn, die Mariane sofort hinrichten zu lassen, wenn der Statthalter ihn verderben würde.

Vetter Joseph fand Marianens Umgang sehr interessant, und bemühete sich mit der möglichsten Beredsamkeit sie von der gränzenlosen Liebe des Herodes zu ihr zu überzeugen; allein sie blieb kalt und ungläubig; der gemordete Vater und Bruder lagen ihr tief im Herzen. Joseph konnte mit seinen Worten keinen Eingang finden, und war nun unbedachtsam genug, den erhaltenen geheimen Befehl zu ihrer Hinrichtung, als einen Beweis von der gränzenlosen Liebe des Herodes zu ihr geltend zu machen: Da siehst Du, setzte er hinzu, daß Herodes ohne Dich weder leben noch sterben kann.

Mariane schauderte über dieses unmenschliche Vorhaben — der letzte Funken von Liebe

für Herodes war damit erloschen: Sie konnte in dem Mörder selbst den eifersüchtig Liebenden nicht mehr finden.

Herodes fand indessen Mittel von dem Statthalter frei gesprochen zu werden, und beschleunigte nun, von Eifersucht und Liebe gegeißelt, seine Rückreise. Aber schon auf der Reise erhielt er Nachricht, daß Vetter Joseph und Mariane vertraulich mit einander gelebt hatten. Also fing die erste Zusammenkunft mit ihr, damit an, Vorwürfe über diese Vertraulichkeit zu machen. Nach vieler Mühe gelang es ihr den entstandenen Argwohn zu vertreiben, und Herodes war durch Ueberzeugung von Marianens Unschuld so entzückt, daß Freuden-Thränen und zärtliche Umarmung den Vorwürfen folgten. Herodes schüttete sein ganzes Herz voll Liebe und Beständigkeit auf die zärtlichste Weise aus; da unterbrach ihn Mariane, ihn fragend: Ist dein geheimer Befehl mich hinrichten zu lassen, auch ein Beweis deiner Liebe? Plötzlich kehrte der alte Argwohn des Herodes zurück; er stellte sich wie ein Rasender — denn er schloß: hätte sie mit Vetter Joseph nicht vertraulich gelebt, so würde dieser ihr nie mein Geheimniß verrathen haben. Der Vetter wurde also ohne Umstände hingerichtet, und es fehlte wenig daran, so hätte Mariane ein ähnliches Schicksal erfahren.

Herodes erhielt zum zweitenmale Befehle vor dem römischen Statthalter in Egypten zu erscheinen und sich wegen angebrachter schwerer Klagen zu verantworten. Jetzt übergab er Mariane der Aufsicht des Sahemus. Demselben wurde derselbe geheime Befehl ertheilt, wie Vetter Joseph ihn erhalten hatte, und Herodes reisete ab.

Weiberlist, Geschenke und eine wunderschöne Gestalt, brachten es bald dahin, daß Sahemus den hinterlassenen geheimen Befehl des Herodes beichtete.

Herodes kam zum zweiten male in Egypten glücklich davon, und eilte abermals, von Liebe und Eifersucht gegeißelt, zurück. Er sah Mariane wieder und war vor Freuden außer sich; allein sie stieß ihn kalt zurück und überhäufte ihn weinend mit Vorwürfen über den verübten Mord an Vater und Bruder. Herodes wurde wüthend, und hätte sie in diesem Augenblicke gemordet, wenn nicht der Gedanke: Du kannst sie nicht überleben, ihn davon zurückgehalten hätte. Er stieß sie von sich weg! Ein Tag war vergangen, da wurde ihm das Leben ohne Mariane schon zur Last. Er ließ sie wiederfordern und sie kam. Von Neuem bot er alle Mittel der Liebe auf, um sie zu besänftigen. Sie blieb kalt wie vorher und wiederholte die Vorwürfe über den Mord an Vater und Bruder. Dem Herodes wandelte nun wieder neue Wuth an, die grenzenlos war. In der Heftigkeit des Wortwechsels traten einige von den Feinden der Königin gedungene Zeugen ins Zimmer, die da aussagten: Mariane habe den König vergiften wollen.

In der Stimmung, worin Herodes war, fanden diese falschen Zeugen williges Gehör, er gab sogleich Befehl den Bedienten der Königin auf die Folter zu legen. Beim höchsten Grade der Marter, bekannte dieser, daß die Abneigung seiner Gebieterin gegen Herodes aus einem Geheimnisse herrühre, das Sahemus ihr geoffenbaret habe, aber vom Vergiften wisse er nichts.

Da schloß Herodes wie vorher: hat er ihr mein Geheimniß verrathen, so muß er auch vertraut mit ihr gelebt haben. — Kurz, auch Sahemus wurde zum Tode verdammt und hingerichtet. Aber damit war die wüthende Eifersucht noch nicht besänftiget. Herodes klagte seine Gemahlin an, daß sie ihm nach

dem Leben getrachtet hätte, und da die Richter dem Herodes feil waren, so wurde nun auch sie zum Tode verdammt und hingerichtet.

Nach ihrem Tode wurde Herodes schwermüthig — er entzog sich allen Staatsgeschäften — floh in einen Wald, wo eine vollkommene Melankolie ihn ergriff. Er irrte einsam umher, sprach im Wahnsinn von Marianen und rief sie beim Namen, als wäre sie noch um ihn gewesen. Unruhen, die in der Nähe ausbrachen, retteten den eifersüchtigen Tyrannen. Er kehrte zu Staats-Geschäften zurück.

Die schöne Römerin.

(Fortsetzung.)

3.

Der Marchese Banoretti erkannte sein Unrecht. Er fühlte, daß er den edlen Fremdling für seine uneigennütze That schlecht gelohnt hatte. Der Bediente hatte in der Todesangst gebeichtet. Von einem der vornehmsten Römer, der sein Auge auf die reiche, schöne Camilla geworfen hatte, war er bestochen worden, dem teuflischen Plane die Hand zur Ausführung zu bieten. Der Mensch wurde auf die Galeere gebracht. Zum Ueberflusse hatte man bei dem getödteten Banditen ein Billet gefunden, welches deutlich sagte, daß er von einem Unbekannten gedungen war, für eine namhafte Summe das Mädchen umzubringen. Das Geld sollte er andern Tages um eine bestimmte Abendstunde an der Pyramide des Cestius einfordern. Rheinberg war völlig unschuldig. Seine Erzählung, sein freimüthiger, offener Ton trug überdem den unverkennbaren Stempel der Wahrheit. Dem Mordstifter war allerdings die frevelnde That zuzutrauen. Camilla hatte seine Hand zurückgewiesen, sein Ehrgeiz war im Innersten verwundet, Rache schnaubte er, und das Mittel, sie zu befriedigen, entsprach ganz seiner feigen, tückischen Gemüthart. Der Marchese sandte seine Bedienten nach allen Winden aus, den Unbekannten zu suchen, er war aber verschwunden. Die Tochter machte ein betrübtes Gesichtchen, als keiner den schönen Fremdling wiederbrachte.

Sie sah sich, als der Morgen anbrach, überall um nach dem Flüchtlinge. Einmal, dachte sie, einmal wird er doch vorbei gehen, wenn du den Eindruck auf ihn gemacht hast, den du zu bemerken glaubtest. Die Straßen füllten sich, Alles wogte nach dem Dome des heiligen Schüsselträgers. Fremde aller Nationen, welche die Kunst nach Roms Mauern gezogen hatte, strömten durch die Straße. Aber unter allen den blonden Nazarenern, wie die Römer die Deutschen mit ihrem Langhaar und der altdeutschen Nationaltracht zu nennen pflegen, war des Reiters hohe, schlanke Gestalt, mit dem kriegerischen Anstande nicht zu erspähen. Sie sah sich fast die Aeuglein blind, er aber war unter der Menge nicht befindlich, er gehörte nicht zu ihr. Der Vater beredete sie, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, mit ihr auszufahren. Sie besuchten alle Gesellschaftsorte, alle Kunstdenkmäler, alle malerischen Aussichten, die gewöhnlich von Fremden besucht werden, aber nirgend trat ihr die Michaelsgestalt jener furchtbaren Nacht wieder vor Augen. In den Werken der alten Künstler, in ihren Heroenstatüen fand sie wohl öfters den Nachklang jener Formen, aber das Leben fehlte dem Marmor; kein dunkelblaues Auge, das zürnend und liebend blicken konnte, wie das seine, schwamm in dem weißen Raume der Steinbilder. Und, wenn sie auf dem Farbengrunde verwandten Bildern begegnete, welche die Röthe seiner Wan-

gen, den blonden Lockenfall, die edle Nase, den lieblichen Mund, das blaue Auge besaßen, so bewegte diese nicht der königliche Gang, der Zauber der Stimme war dem Munde nicht gegeben, auch dieses Auge blickte starr und todt. Camilla nährte mit Erinnerungen ihr liebendes Herz, die Gegenwart hatte keine Süßigkeiten für sie. Die schönsten Jünglinge der Edelhäuser Roms buhlten vergebens um ihre Gunst. Kalt sah sie auf ihre Bewerbungen hin. Der Sohn des Nordens mit seiner Kraft und Anmuth, der edelmüthige Retter, hatte ungleich mehr Reiz für sie, als die Abkömmlinge der Julier, Cornelier und Scipionen. Sie hätte sich, wer weiß wie gern, mit einer Locke des schönen Jünglings geschmückt, wie einst die altrömischen Frauen es mit dem goldnen Haar der Deutschen thaten; auch ein so geringes Andenken war ihr nicht vergönnt. Er aber wußte nicht, wie Camilla die heißeste Liebe in sich verschloß, seinethalben unruhig in die Ruinen der Mondnächte hinaus sah, seinethalben die Gegend mit ihrem Vater durchstrich. Wochen, Monate verliefen, den Jüngling führte kein freundlicher Zufall ihr wieder entgegen. Sehnsuchtvoll wandte aber auch er öfters auf seinen Wanderungen das Haupt nach Roms Himmelsgegend. Es trieb ihn dahin zurück, wo sein Glück, sein Alles unter den Trümmern vergangener Menschengröße wohnte. Nur der frostige Empfang des Marchese trat ihm dann, gleich einem Gespenste, vor die Seele. Sollte er, der wie ein Abentheurer, wie ein nächtlicher Ehrenräuber fast, dort behandelt worden war, dort wieder erscheinen? Der Verachtung sich preis geben, weil er das Andenken eines schönen Weibes, die ihm einen Dank zugeworfen hatte, nicht vergessen konnte? Unmöglich. Er nahm sich vor, diesen Boden ganz zu verlassen und nach Sicilien zu gehen. Seinen Seume in der Tasche, bewerkstelligte er den Plan.

Arme Camilla! lange magst du aussehen nach dem Fremdlige, der deinen Busen füllt. Er wandelt längst nicht mehr unter den Stanzen des Vatikans, wo er die Götter und Helden des heiligen Meisters einst nachbildete. Er steigt nicht mehr auf die Hügel deiner Vaterstadt, wie er's oft that, wenn Luna die ausgestorbenen Ruinen versilberte, irrt nicht mehr an den Ufern der braunen Tiber und ruft Numa's Freundin mit dem sanften Halle seiner Flöte aus ihrer stillen Grotte hervor. — Das Mädchen litt unter den süßen Schmerzen der Sehnsucht, die sie Niemanden mittheilen mochte. Das dunkle Incarnat ihrer Wangen verlor an Frische und über das strahlende Auge zog die Wehmuth einen Flor, der es reizender jedoch als je machte. Die Gesundheit nahm einen Theil ihrer Geschenke zurück, aber die Liebe vergütete den Verlust doppelt. Von den Verfolgungen des verschmähten Liebhabers hatte sie übrigens nichts mehr zu fürchten. Nemesis hatte vergolten. Wie man in Rom munkelte, hatte eine Gabe von sicher wirkender Aqua Tofana seinen geheimen Gräueln ein Ziel gesetzt. Wer dieser Menschenfreund gewesen war, konnte niemand erforschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Branntewein den Fusel zu benehmen.

Der Fuselgeschmack des Branntweins entsteht von einem, in der Hülse des Korns sich befindenden Oel, welcher mit übergeht, wenn der Blase zu starkes Feuer gegeben, oder solches zu lange unterhalten wird. Den Branntwein davon

zu befreien, wird in ein Oxhoft von 180 Berliner Quart 30 ℔ gepulverte, und in einem verschlossenen Gefäß, wohl geglühete Knochenkohle geschüttet, alsdann bis auf den zehnten Theil mit Branntewein angefüllt, und 15 Minuten gerollt, und der Spunt auf einige Minuten geöffnet. Diese Operation wird vier Tage nach einander, jeden Tag zweimal wiederholt. Dann wird das Faß aufs Lager gebracht, wo es 8 Tage ruhig liegen muß. Nach Verlauf dieser Zeit, wird es 4 Zoll über dem untern Theil abgezapfet. Die zurückgebliebenen Kohlen werden der Distillation unterworfen, und wann solche wieder von neuem in einem geschloßenen Gefäße geglühet sind, so können sie wieder gebraucht werden.

Juan de Salas. *)

Er war Arzt zu Valencia; ketzerischer Meinungen beschuldigt, ward er im Februar 1527 in die geheimen Kerker der Inquisition zu Valladolid gebracht. Alles indessen vereinigte sich zu seinem Vortheil.

Einmal wichen die Aussagen der zwei einzigen Zeugen nicht nur unter sich, sondern auch von der Erzählung des Angebers, sehr bedeutend ab, auch wurden sie mit mehr als hinreichenden Gründen recusirt.

Ferner war nur eine einzige, angeblich ketzerische Aeußerung beigebracht, die überdem von dem Beschuldigten sogleich zurückgenommen worden war.

Endlich war zwischen dem Vorfalle und der Anklage ein so bedeutender Zeitraum verflossen, daß eine treue Ueberlieferung kaum denkbar schien.

*) Aus den merkwürdigen Inquisitions-Prozessen von Manuel Mendoza y Rios.

Sonach war die Absolution de levi, als der leichteste Grad der Strafe vollkommen anwendbar. Allein das Tribunal erkannte auf die Tortur, und diese fand dem zu Folge auch wirklich statt. Protocoll darüber ist der wörtlichen Anführung werth.

„Valladolid 21. Juni 1527.

„Der Sennor Licenciado, Inquisitor Moriz ließ den Licenciado Juan Salas erscheinen, und ihm diesseitiges Erkenntniß vorlesen, worauf gedachter Juan Salas erklärte, nichts von dem, dessen er beschuldigt sey, geäußert zu haben. Augenblicklich ließ nun der obige Sennor Licenciado Moriz, denselben in den Marterkerker führen, bis auf das Hemd entkleiden, und in die Escalera*) legen, wo er von dem Scharfrichter, Pedro Porros, an Armen und Beinen dergestalt mit Stricken befestigt wurde, daß dieselben eilfmal um jeden Arm und jedes Bein herumgingen."

„Während nun dieses geschahe, ward Salas verschiedenemal aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, welches er jedesmal mit der Behaup-

*) Diese Maschine, die auch unter dem Namen Burro vorkommt, gleicht einem engen Backtroge, gerade zur Aufnahme einer erwachsenen Person groß und breit genug. Sie hat indessen keinen Boden, sondern ein bloßes Mittelholz. Der Unglückliche wird nun so hineingepreßt, daß die Füße ungleich höher zu liegen kommen, als der Kopf. Darauf werden ihm Arme und Beine, vermöge der zu beiden Seiten befindlichen Hacke acht bis zwölf Mal aufs heftigste zusammen geschnürt. Oft dringen die Stricke, auch ohne besonderes Anziehen, gleich anfangs auf einen Zoll tief in das Fleisch. Man denke sich nun die Marter, wenn sie der Scharfrichter, vermöge eines Knüttels immer stärker anzieht.

D. U.

tung beantwortete, daß er nie etwas von dem geäußert habe, dessen er beschuldigt sey. Er sagte das Glaubensbekenntniß her, und dankte vielfältig Gott und der heiligen Jungfrau."

"Hierauf wurde gedachtem Salas ein Stück feine, naßgemachte Leinwand*) über das Gesicht gebreitet, und ihm vermöge eines irdenen, unten mit einem Loche versehenen Gefäßes, ungefähr ein halbes Nösel Wasser in Mund und Nasenlöcher geträufelt; er beharrte indessen fest dabei, nie etwas von dem Angeschuldigten geäußert zu haben.

„Dem zu Folge zog der Scharfrichter, Pedro Parros, die Stricke an dem einen Bein schärfer an, und träufelte dem gedachten Salas, noch ein halbes Nösel Wasser in Mund und Nasenlöcher, auf die oben beschriebene Art. Die Stricke wurden hierauf noch stärker angezogen; dennoch blieb Salas bei seiner Behauptung, und wiederholte, so oft in ihn gedrungen wurde, nichts anderes, als daß er nie etwas von dem geäußert habe, dessen er beschuldigt sey."

„Hierauf erklärte der Sennor Licenciado Moriz, daß die Tortur angefangen, jedoch nicht geendigt sey; befahl inzwischen den Patienten loszubinden, worauf derselbe aus der Escalera herausgehoben ward. Dieser Execution habe ich, Heinrich Paß, Gerichtsactuar, vom Anfang bis zum Ende beigewohnt. — H. P."

Juan de Salas, der große Körperkraft besaß, erholte sich zwar bald von dieser Marter, blieb aber gleichwohl noch ein volles Jahr im Gefängniß. Endlich ward er zu einem öffentlichen Aute de Fe, mit gleicher Abschwörung, so wie zu einer Geldstrafe und öffentlichen Kirchenbuße verurtheilt.

*) Eigentlich wurde es dem Unglücklichen in den Mund gesteckt, wodurch die Marter verdoppelt wird. Ueberdem tropfte das Wasser, wegen der Kleinheit der Oeffnung, so langsam herab, daß schon bei einem halben Nösel eine ganze Stunde darüber verging. Diese Marter überstieg jeden Begriff; mehrere Unglückliche erstickten, oder bekamen tödtliche Blutstürze davon. Andere erhielten auf der Folter solche Wunden, daß der Brand dazu schlug; noch andern wurden sämmtliche Glieder verrenkt. Allein nach dem Grundsatze der Inquisition, hieß es in jedem solchen Urtheile: — Wobei wir jedoch protestirt haben, und noch protestiren, daß jede Verletzung, Verrenkung, u. s. w. imgleichen der Tod nur der eigenen Schuld des Beklagten zuzuschreiben sey. — Welches scheußliche Gericht:

---

* Künstlichen Franzbranntwein zu machen.

50 Berliner Quart gereinigter Branntwein 51 pro Cent nach der Tralleschen Alkoholimeter-Skale stark, werden in der Destillirblase mit einen 72 ℔ trocknen essigsauren Kali, ¾ ℔ konzentrirter Schwefelsäure, und 10 Quart reinem Brunnenwasser versetzt, alles wohl untereinander gerührt, 48 Stunden stehen gelassen; dann bei der gelindesten Hitze 40 Quart überdestillirt, und diese mit 10 Quart Violenwurzwasser versetzt. Das Violenwurzwasser bereitet man, indem 1 ℔ grob gepulverte florentinische Violenwurz in einer Destillirblase mit 25 Quart reinem Brunnenwasser übergossen, und 15 Quart davon abgezogen worden.

Statt dem Violenwurzwasser kann man auch 2 Quart ächten guten Haut-Sauternewein zusetzen.

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

Cariati, Minichini, Begani.

Bei Gelegenheit der Schilderung Campochiaro's, (No. 1. d. biogrph. Sk.) haben wir bereits einen Theil der diplomatischen Laufbahn des Fürsten Cariati erwähnt. Wir fügen diesen nur folgendes noch bei: Als nach der Zerschlagung der Unterhandlungen in Wien und nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und dem damaligen Herrscher von Neapel, Cariati sich nach Italien zurückbegab, fand er gegen seine Erwartung Murat nicht mehr, weder in Ancona noch in Pescara, wohl aber den Commodore Campbell in Begriff, Neapel zu bombardiren. In dieser Bedrängniß schloß Cariati, abgeschickt von der Königin Caroline (Gemahlin Murat's) an den englischen Befehlshaber, mit diesem eine Convention, der zufolge die Hauptstadt gerettet und die Königin auf einem englischen Schiffe nach Triest gebracht wurde.

Seit dieser Zeit lebte Cariati zurückgezogen von öffentlichen Geschäften, und trat erst jetzt wieder in die Reihe activer Staatsmänner, als bei der neusten Umgestaltung seines Vaterlandes ihm der Gesandschaftsposten in Wien übergeben ward, wo er jedoch, eben so wenig glücklich wie 1814, nicht angenommen wurde, und nach Neapel zurückkehrte, um hier Theil an der innern Staats-Organisation zu nehmen.

Der Fürst Cariati ist der Sohn des Marquis Fuscaldo, und der Abkömmling einer der ältesten Familien Neapel's.

Louis Minichini, Canonicus zu Nola, ein Mann, dessen Name überall genannt wird, war noch vor kurzem völlig unbekannt; daher wir bis jetzt über ihn nur weniges anführen können. Wie von ihm, dem Lieutenant Morelli und dem Generale Florestan Pepe der erste Anstoß zu den Ereignissen in Neapel geschah, ist bekannt, desgleichen wie bei dem Einrücken der Volkshaufen in der Hauptstadt Minichini mit an der Spitze war.

Er soll ein Mann noch in den besten Jahren, von vielen Kenntnißen und feurigem Charakter seyn, der auf seinen früher gemachten Reisen durch Frankreich, England, Spanien, und einem Theile Deutschland's Gelegenheit nahm, die Verfassungen und die Gesetze dieser Länder zu studiren. Da die Volksbewegung gerade am Tage des heiligen Theobald, (den 1. Julius) zum Ausbruch kam, dieser Heilige aber angeblich der Schutzpatron der Carbonari ist, auch Minichini, Pepe und Morelli als Glieder dieses Bundes bekannt sind; so glaubt man den Beweis zu haben, daß nur das Treiben dieses schwer verfolgten Vereins alles so weit gebracht habe, als es jetzt ist; ein Glaube, dessen Werth wir billig auf sich beruhen lassen.

Der General Begani vertheidigte 1815 Gaeta mit Tapferkeit. Nach Uebergabe dieser Festung, leistete er dem König Ferdinand den Eid der Treue, zog sich aber dennoch aus den neapolitanischen Staaten zurück, in welche er erst jetzt wieder eingetreten und ein Commando im Militär übernommen hat.

Von Murat's Familie waren ihm, noch während er in Gaeta befehligte, einige Wagen anvertraut, die er bei dem Uebergang der Festung dem jetzigen König anbot, die aber von diesem nicht angenommen, sondern ihm überlassen wurden. Man will behaupten, daß sich in diesen Wagen ein Theil des Privatschatzes von Joachim Murat befand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten.

Der bekannte Fürst von Dessau kam eines Tages nach Braunschweig, den Herzog zu besuchen. Der Diener, welcher das Anmelden hatte, fragte den Fürsten in barschem Tone: was will er? Den Herzog sprechen. Der läßt sich heute nicht sprechen, Er muß Morgen wieder kommen. Gut. Der Fürst ging, des andern Morgens um die bestimmte Zeit war er wieder auf dem Schlosse. Der Diener fragte: ist Er schon wieder da. Ich bin hieher beschieden. Er kann warten. Nach Verlauf etwa einer Stunde, kam der Diener und fragte: wer ist er? ich will ihn nun melden. Melde er nur den Dessauer. Bei dieser Antwort erschrack der Diener heftig, und fragte: Doch nicht Seiner Durchlaucht der Fürst? Allerdings. Der Diener fiel ihm zu Füßen, und bat flehentlich ihn seine Aufführung zu vergeben, er habe es nicht gewußt daß er mit dem Fürsten spräche. Stehe er nur auf, und melde mich, sagte der Fürst, bei seines Gleichen sind die Leute schon Grobheit gewohnt.

Ein Maler hatte das Paradies abgebildet. Zu Jedem, der ihn besuchte, um dies gelungene Gemälde in Augenschein zu nehmen, sagte er:

„Sehen Sie hier das Paradies, was wir noch nicht gesehen haben, und auch nie zu sehen bekommen werden."

---

* Bitte.

Bekanntlich hat jede Zone ihre besonderen Gewächse und Geschöpfe; werden solche in eine andere versetzt, so verderben sie, oder arten aus. Ferner — ein Jahr ist für das andere günstiger in der Fruchtbarkeit, und bringt schönere Früchte hervor. Der Mensch ist der Witterung ausgesetzt, genießt die Früchte, die bald besser, bald schlechter gerathen sind, man sollte glauben, daß demnach die Witterung sowohl als die Nahrung Einfluß auf den Körper des Menschen hätte. Von dem Körper hängt wieder der Geist ab; denn ist der Körper schwach, so leidet auch der Geist; demnach wäre erklärlich, warum nur zu gewissen Zeiten große Geister da sind, zu anderer Zeit gar keine. Man ist der Meinung: daß alles so sey, wie oben kurz angekündigt worden, und wünscht sehr, daß es jemand gefallen möge, in diesen Blättern auseinder zu setzen, wie eines aus dem andern sich entwickelt. Oder wenn man Unrecht in obiger Meinung hat, sich gleichfalls darüber auszusprechen.

X.

An die Geliebte.

Laß, mein süßestes Licht, an Küssen mich stehlen so viele,
Als ein Sänger Catull Lesbias Munde geraubt,
Nein! Ich verlange zu wenig. O gib mir an Küssen so viele,
Als wohl Bienen des Wald's Honig bereiten und Wachs,
Ja, so viel', als Stern' am Himmel und Sand am Gestade,
Laub an den Bäumen, und Gras auf den gesegnetsten Au'n,
Ja, so viel' als Fisch im Meer' und Vögel in Lüften,
Noch unzähliger, als meine Gedanken an Dich.
Wenn Du mir solches vergönnst, o Geliebte, so will ich der Götter
Gastmahl, und Ganymeds Nectar mit Freude verschmäh'n.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 82.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 12. October 1820.

* Hymne an die Malerei,

von Noeldeke.

Holde Tochter des Himmels, des Lebens süße Gefährtin,
Welten-Bilderin Du, Schönes gestaltende Kunst,
Dank Dir! nicht zu Glücklichen nur in goldnen Palästen,
Schwebst Du herab, Du beglückst, Hülfe verleihend und Trost,
Den,*) der Dir sich vertraut, entronnen den brandenden Wogen,
Oder dem schleifenden Schwung stürmender Renner entrafft.
Du zeigst ihn dem schauenden Volk im Momente des Schreckens,
Während, geborgen, er selbst unter dem Bilde verstummt,
Doch im Bilde gedrängt vom qualenvollen Verhängniß,
Und mit tröstendem Erz füllet die staunende Schaar
Ihm mitleidig den Schooß. — Er wankt, noch einmal gerettet,
Zu dem ärmlichen Heerd, segnend und dankend, zurück;
Segnend und dankend Dir, du holde Tochter des Himmels,
Schöpferisch bildende Kunst, Lebens Verschönerin, Dir!

*) Anmerkung. In Rom nehmen Unglückliche, nicht selten mit gewünschtem Erfolg, das Mitleiden der vorübergehenden Menge schweigend in Anspruch, indem sie die Schaulustigen auf die zum Auge redende Darstellung ihres Unglücks in einem neben sich aufgepflanzten Gemälde hinzulenken bemüht sind.

Die schöne Römerin.

(Fortsetzung.)

4.

Die trauernden Einöden Siciliens, besonders die riesigen Trümmer Syrakusa's, waren wenig gemacht, Rheinbergs düstre Stimmung aufzuhellen. Wenn auch die Natur, in Afrika's

Nachbarschaft, die üppigsten Segnungen in einzelnen Landstrichen hervorgerufen hatte, wenn auch die Pracht der Denkmäler griechischer Baukunst seine Seele mit den erhabensten Bildern füllte, auf diesen Gegenden weilt nur die Schwermuth und der glühende Himmel blickt traurig auf seine schönsten Kinder. „O warum leerst du dein Füllhorn nur auf diesen Fluren allein, ungerechte Mutter Natur, rief der Pilger: während du uns so dürftig ausgestattet hast? Siehst du nicht, wie der Mensch deine Gaben verschmäht, wie er kalt vor dem Paradiese der Erde vorüber geht und die gefallenen Titanen, die Wohnungen seiner Väter nicht wieder auferstehen heißt? Die Tempelhallen sind gestürzt, die weiten Amphitheater verödet, die schiffreichen Häfen leer! Nimm deinen Ueberfluß zurück und wende ihn den Menschen zu, die unter der kalten Sonne mit Sumpf und Waldung und harter Erde kämpfen müssen, daß sie ihnen ihr Brod gebe. Oder, wolltest du die unglücklichen Bewohner dieses Landes versöhnen mit dem Geschick, daß du dreifach glühenden Odem in die Adern ihrer Erde hauchtest?"

Rheinberg wandelte gleichgültig fast durch die schönsten Gegenden. Die reizendsten Sicilianerinnen sandten umsonst ihre Feuerblicke von den hohen Balkonen ihrer Häuser nach dem schönen Ausländer. Aber keine Camilla fand er darunter. Keine machte Eindruck auf sein Herz, denn mit jedem Schritte, den sein Maulthier oder seine Füße ihn über Berg und Thal weiter trugen, grub sich das Bild der holden Römerin darin tiefer, wie in der Kamée des härtesten Porphyrs. Immer standen ihm Roms Kuppeln vor den Augen. Und wie eine Schutzgöttin schwebte Camillens Gestalt vor ihm her, in den Lüften, auf den Meeresfluthen; hinter jedem Oleanderstrauch wähnte er die edle Römerin hervortreten zu sehen.

Er bestieg mit zwei Gefährten den schneebedeckten Aetna. Der Himmel war ihm günstig, und ob zwar am Hause des Gemellaro die Heerzüge bedeckter Wolken heraufzogen und den Himmel verfinstern wollten, so erfaßte sie doch bald der Orcan und schleuderte sie in die Tiefen des Meeres. Kurz vor ihnen war eine kleine Gesellschaft zur Bergspitze empor geklimmt. Sie fanden die frischen Spuren der Maulthiere im Schnee. Bald standen sie oben am Krater des ungeheuren Vulkans. Rheinberg hatte in den furchtbarsten Schlachten mit unerschüttertem Muthe gestanden, die Geschütze hatten ihr Verderben ihm aus hundert Feuerschlünden entgegengeworfen, er hatte geglaubt, daß die Natur ihm nichts Schrecklicheres zeigen könne. Aber wie kleinlich erschien ihm der Mensch mit seinen Schöpfungen, zu deren Hervorbringung er sich doch immer die Kräfte der Elemente zinsbar machen muß, gegen die fesselose Kraft dieses Schauspiels. Entsetzen und Entzücken stritten sich um die Herrschaft seines Geistes. Es schien ihm, als wolle hier die Hölle aufsteigen, um den ganzen Erdball zu vernichten. Aber bald wurde ihm die Wahrheit des Spruchs einleuchtend, daß der Himmel und die Hölle sich nahe sind. Er erhob den Blick — und aus braunem Dampfe trat eine Gestalt hervor, wie er sie nur einmal gesehen. Wie der Phönix sich auf goldfarbigem Gefieder aus der Flammengluth erhebt, so trat aus der Nacht seiner Träume ein Bild hervor, woran er selbst noch zweifelte, als es mit der freudigsten Ueberraschung dicht vor ihm stand. „Will ein Engel die Hölle versöhnen, sie bereden, daß sie ihre Opfer ausliefere? rief er in seiner Entzückung aus. Ist sie es selbst, oder schicken mir die infernalischen Scha-

ren Gaukelbilder, um mich zu necken?" Rheinberg war in der That ungewiß, ob seine Phantasie ihn täusche, oder ob die Wirklichkeit seinen heißesten Wunsch kröne. Ja, sie war es, Camilla stand vor ihm in der Glorie der Schönheit, die selbst von der ungünstigen Tracht, die ihren Wunderkörper verhüllte, nicht beeinträchtigt ward. Das härne Pilgerkleid der Aetnawaller, der schwarze Kopot, so unförmlich er sonst den Körper umfaltet, fügte sich sogar der Aethergestalt; der schwebende Sylphengang, eine der Eigenthümlichkeiten der Römerinnen, offenbarte sich dennoch unter der Vermummung. Der Marchese, ihr Vater, ein junger Verwandter und ein kleines Geleit von Bedienten und Führern waren um sie. Das heldenmüthige Mädchen hatte alle Schrecknisse und Beschwerlichkeit der Reise muthig und geduldig überwunden, und fest, wie ein geprüfter Mann, stand sie unter Gewittern und Schwefelgluth und steigenden Rauchballen und glühenden Steinblöcken, und sah in den gräßlichen Feuerkessel. — Der Marchese — als ihn Rheinberg gewahrte, ward er doch von seinem Entzücken zurückgeführt in die nüchterne Wirklichkeit — machte eine zuvorkommende Bewegung und schien, was Ihnen hoch befremdete, sehr erfreut zu seyn. Er deutete auf die Tiefe und fragte durch Geberden, ob Rheinberg und seine Gefährten nachher die Rückreise mit ihm machen wolle. Der tausendstimmige Donner des Feuerbergs machte natürlich jede Unterhaltung durch Worte unmöglich. Rheinberg und Camilla bedurften der Sprachwerkzeuge auch wirklich nicht, um sich verständlich zu seyn. Ihre Augen führten die entzückendste, beruhigendste Unterhaltung und das Mienen- und Gestenspiel verlieh der Liebenden die zauberischesten Reize. Nachdem man sich satt gesehen und gehört hatte an der sinnenzermalmenden Naturerscheinung, trat man den Rückweg an. Aber von den prachtvollen Gegenden unter sich, von dem Reichthume, den die Natur am Fuße des Berges ausgebreitet hat über Meer und Land, sahen die Beiden wenig. Der helle Lasur des südlichen Himmels schien ihr matt gegen sein Auge, und in Camillens Sonnenblicken ging für Rheinberg alle Herrlichkeit der Erde, wie sie dort auch geschmückt war, rein unter. Jetzt konnte nun die Sprache wieder ihre Rechte geltend machen. Der Marchese that dem glücklichen Rheinberg völlige Abbitte, erkundigte sich auf's Genaueste nach Herkunft, Heimath und Verhältnissen des Fremdlings und schien mit Rheinbergs Antworten sehr zufrieden. Rheinberg war ein sehr vermögender Mann, von angesehenen Aeltern aus Preußen und bereiste, bloß um sich zu belehren und als glücklicher Dilettant in der Malerei Roms Kunst- und der Schweiz Naturschätze kennen zu lernen, beide hochbegabte Länder. Höchst zufrieden langte man im schönen Catanea an. Der Marchese brachte den Begleitern zu Gefallen noch zwei Tage dort zu und bat den Retter seiner Tochter, bei seiner Rückkehr nach Rom sein Haus täglich und stündlich zu besuchen. Das träufelte Honig in den Kelch des Schmerzes und gefaßt sah Rheinberg die Geliebte seines Herzens zum zweiten Male verschwinden.

Er hatte die Gewähr ihrer Liebe erhalten. In einem, von den Gefährten unbelauschten, Augenblicke hatte er ihr seine Liebe gestanden; mit dem süßesten Erröthen war sie an seine Brust gesunken und hatte sie erwiedert. Wer war glücklicher als er! Darum schied er auch so ruhig von der Theuern, der Aufruhr seines Herzens war gestillt. Für den Glücklichen giebt es keine Fernen, keine Zeit, und wenn die Sehn-

sucht das Herz überwältigen will, so legt die Hoffnung ihre weiche Hand auf die unruhigen Pulse und beschwichtigt die wilden Blutwellen. So konnte Jacob sieben und aber sieben Jahre um die Hand der schönen Rahel dienen. Aber das Unglück macht Ewigkeiten aus Jahren.

Ruhig setzte Rheinberg nun seinen Wanderstab weiter, das glänzende Ziel entging ihm nicht, denn eine Gefährtin hatte er zur Reise bekommen, die alle Anstrengungen, alle Mühen ihm freigebig vergütete. Es war die Hoffnung, die sich auf den Ankerstab des Glaubens stützt, die ewig lächelnde Schwester der Geduld. Absichtlich kehrte er nicht unmittelbar nach Rom zurück. Camilla hatte ihn beschworen, noch einige Zeit sich entfernt zu halten, denn das Gerücht hatte sich wahrscheinlich durch die Bedienten Banoretti's in Rom verbreitet von der List, womit ein Deutscher die feinen Gauner betrogen habe. Die Banditen dürsteten unfehlbar nach des Verräthers Blut. Er hatte die ganze, edle Sippschaft beleidigt, sich für Einen der Ihrigen ausgegeben, um zwei brave Gesellen in's Verderben zu stürzen. Camilla beschwor ihn deshalb, nicht nach Rom selbst zu kommen, sondern in der Nähe sich aufzuhalten und ihr es dann brieflich kund zu machen, wenn er dort angelangt seyn werde. Rheinbergs Muth hatte sich dagegen gesträubt, er hatte wenigstens versprechen müssen, unter einer Maske dorthin zu kommen. Deßhalb wurde der armen Camilla der Abschied ungleich schwerer, als dem lebensheitern, muthigen Deutschen. Mit trüben Ahnungen schied sie von ihm, und unaufhaltsam flossen ihre Thränen, welche sie dem strengen Vater indeß sorglich verbarg. Selbst ihr Freund sollte sie nicht gewahren, aber den feuchten Schleier sah er doch. Rheinberg hatte Neapel schon einmal gesehen und zum Augenmerk genommen, wo in reizenden Gärten Edens von des heiligen Dichters gleich feuriger Phantasie erzeugt, die Natur ihren eigentlichen Brautschmuck trägt. Zwar ging er nicht, „um Neapel zu sehen und dann sterben zu können," dorthin; das Leben sollte ihm mehr, ein höheres Glück, geben. Er kam dorthin, blickte vom Kloster der Camaldolenser in die himmlische Landschaft, wie Tausende vor ihm gethan hatten, entzückt und selig, aber sterben wollte er darum noch nicht. Denn, wenn die Götter, namentlich der freundliche Hymen, ihm günstig waren, so sollte ihm auf den nordischen Fluren Preußens ein Eldorado noch schöner wie hier aufblühen an Camilla's Hand. Darum trennte er sich getröstet und kummerlos von des Vesuvs lachenden Fluren, ließ das brandende Meer, den prachtvollen Feuerkegel, den er natürlich auch bestiegen hatte, und die üppigen Triften, mit des Lyäus überschwenglichster Fülle im Rücken, ohne zu murren und ging weiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Thorwaldson.

Albert Thorwaldson ward um das Jahr 1772 zu Kopenhagen geboren. Sein Vater, der aus Island stammte, ein Steinmetz, erhielt sich und die Seinigen nur kümmerlich. Albert fand seit seiner Kindheit Vergnügen daran, seinem Vater bei der Arbeit zu helfen, und machte die Verzierungen in Holz nach. Der Vater sah, daß aus dem Knaben mehr als ein gemeiner Steinmetz werden wollte, und schickte ihn in die Zeichenschule der Kunst-Akademie. Der junge Künstler zog bald die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich, obgleich er sich nie durch Fleiß empfahl; aber er zeichnete sich durch seine Neigung zum Modelliren so sehr aus, daß er bald einige kleine Preise erhielt. Im siebzehnten Jahre machte er den ersten Versuch, eine der kleinern

Denkmünzen zu gewinnen, die man für das Modelliren in Basrelief austheilt. Die Zöglinge werden bei dieser Preisbewerbung in ein besonderes Zimmer eingeschlossen, wo sie ganz ihrem eigenen Geiste überlassen sind. Angstvoll, wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, ging Thorwaldson seinem Siege entgegen, und noch jetzt, auf dem Gipfel seines Ruhmes, kann er nicht ohne komisches Schrecken daran denken, was er zu jener Zeit fühlte, und wie er genöthigt war, sich vorher duech einen Zug aus der nordischen Hippokrene, die für den armen Knaben nur aus Branntwein bestand, Muth zu geben. In vier Stunden war er fertig. Der Gegenstand war: „Heliodor, oder der Tempelraub." Man fand die Arbeit so gelungen, daß die Beurtheiler erstaunten, und ihm nicht nur den Preis zuerkannten, sondern auch die große goldne Denkmünze, womit der Genuß eines Jahrgeldes zum Studium in Italien auf gewisse Zeit verbunden ist. Dieser Vortheil wurde ihm jedoch für's erste nicht gewährt, da die Lehrer es nicht für rathsam hielten, einen so unerfahrenen Menschen, ganz sich selber hingegeben, in die Welt zu schicken. Er bekam daher nur die Preise, und seine Lehrer sahen mit Freude, wie er täglich fortschritt. Der berühmte dänische Maler Abilgaard bewies ihm eine große Zuneigung, und unter dem Adel ermunterte vorzüglich der geheime Rath, Christian Reventlow, den aufstrebenden Geist.

Endlich, als er in seinem Vaterlande verschiedene Kunstwerke ausgeführt hatte, reisete Thorwaldson im Jahre 1797 nach Italien. Er landete in Neapel. Unbekannt mit der Welt, nur seiner Muttersprache kundig, fühlte er sich ganz einsam und verlassen in jenem Paradiese der Natur und Kunst. Das Heimweh, das fast jeden jungen Dänen im Auslande befällt, machte ihn ganz unempfindlich gegen alle Zauber, welche die reizende Gegend ihm zeigte, und er war der Verzweiflung so nahe, daß nur die Scham ihn abhielt, mit demselben Schiffe, das ihn gebracht hatte, in die theure Heimath zurückzukehren, ohne Rom, den Apollo von Belvedere, den Laokoon und die tragische Muse gesehn zu haben. Er mußte nun nach Rom gehen. Wie im Traume wanderte er hier anderthalb Jahre unter Götter- und Heldenbildern umher, und bei der Betrachtung so vieler Meisterwerke der Kunst war er unfähig, irgend etwas Bedeutendes zu schaffen. Bald aber schwand der Nebel, der seine Geisteskraft einhüllte. Die römischen Frauen fingen an, auf den ausgezeichnet hübschen nordischen Schwärmer ihre Blicke zu werfen und ihn zu ermuntern. Gegen Ende des zweiten Jahres seines Aufenthaltes in Rom fing er an Modelle und Abgüsse zu machen, und wieder zu zerstören. Sein berühmter und gelehrter Landsmann, Zoega, der den hohen Geist des Künstlers erkannte, widmete ihm eine lebhafte Theilnahme, aber der vertrauteste Freund war zugleich der strengste Richter. Thorwaldson fand in ihm stets einen unpartheilichen Beurtheiler, der nie nachsichtig war, wo er Grund zum Tadel hatte. „Die Alten würden es nicht so gemacht haben," sagte er zuweilen, und als er einst eine Pallas von dem Künstler sah, in dem Gewande eine Falte nicht ganz anständig gelegt war, sprach er zu ihm: „Keine Frau von Stande, viel weniger eine Göttin, würde im Alterthum ihr Gewand so gezeigt haben." Der Künstler, nach dem hohen Ideale strebend, schlug seinen Bildern die Köpfe ab, und Werke, die selbst bei solchen Mängeln hätten berühmt werden können, wurden zerstört.

Noch immer aber hatte Thorwaldson die Blicke der Kenner nicht auf sich gezogen, und

als er seinen meisterhaften Jason vollendet hatte, fragte man ihn in einer Gesellschaft von dreißig bis vierzig Künstlern, mit welchen er gewöhnlich speißte, ob er den jungen Dänen kenne, der das treffliche Bild gemacht habe. Der freigebige Kunstfreund Hope aus Amsterdam war um jene Zeit in Rom. Er besuchte Thorwaldson, sah seinen Jason, der nur erst in Gyps vollendet war, und bestellte ihn in Marmor. Bald nachher modellirte Thorwaldson ein großes Basrelif, die Scene aus dem ersten Buche der Ilias, wo Agamemnon die schöne Briseis aus dem Zelte des Achilles holen läßt. Auch dieses Werk zog die Blicke aller Kenner an. Mit schnellen Schritten näherte sich nun der Künstler der Vollendung, und täglich mehrte sich sein Ruhm. Eine gefährliche und langwierige Krankheit hemmte in den Jahren 1804 und 5 diese glücklichen Fortschritte. Die Aerzte verzweifelten an seiner Genesung, und seine Freunde fürchteten, ihn zu verlieren. Er würde ohne Zweifel der Kunst zu früh entrissen worden sein, hätte nicht die edelste Freundschaft ihn gerettet. Thorwaldson eilte nach Florenz, und fand in dem Hause des dänischen Gesandten, Kammerherrn von Schubart, die Pflege und Ruhe, deren er so sehr bedurfte.

Im Jahre 1808 lieferte er zwei Kunstwerke, die seinen Ruhm für immer gründeten. Sein kolossaler Mars und sein Adonis bilden einen Zeitabschnitt in der Geschichte der neuern Kunst. Die Kenner waren entzückt bei'm Anblick des Adonis, und priesen ihn eine wahrhaft-göttliche Menschengestalt. Auch der berühmte Canova sah das Kunstwerk, und erklärte es für Thorwaldson's schönstes Meisterstück. Im Winter 1809 erhielt er neue Bestellungen aus Dänemark, wohin er viele seiner Arbeiten geschickt hatte. Der König wünschte, von ihm vier Basreliefs zur Verzierung des Portals seines neuen Schlosses zu Christiansburg zu haben, und Thorwaldson vollzog den Auftrag zu allgemeiner Zufriedenheit. Unter den zahlreichen Werken des Künstlers muß man vorzüglich seine drei Grazien nennen, deren holde Anmuth unerreicht ist. Seine Allegorie des Tages und der Nacht und sein Mercur entzücken alle Kunstfreunde. Sein Einzug Alexander's des Großen in Babylon ward ursprünglich von Napoleon bestellt, und sollte in Basrelief den Eingang eines öffentlichen Gebäudes in Mailand zieren.

Fremde Völker, Polen und Schweizer, haben Thorwaldson die Entscheidung über ihre öffentlichen Denkmäler aufgetragen. Man hat ihm zu Ehren eine Denkmünze in Rom geschlagen, worauf sein sehr ähnliches Bildniß steht. — In seiner Werkstätte sind immer funfzehn Arbeiter in Thätigkeit, aber er hat so viele Bestellungen, daß er, so lange er lebt, nicht feiern kann. Er ist jetzt hauptsächlich für sein Vaterland beschäftigt, um den königlichen Pallast mit seinen Werken zu zieren. Darunter sind auch die Candelabre aus dem Jupiter-Tempel zu Athen, die Thorwaldson nach der Beschreibung des Pausanias gearbeitet hat. — Thorwaldson ist nicht verheirathet. Sein Kopf gleicht einem Marmorbilde; aber Verstand strahlt aus seinen Zügen, und sein freies offnes Benehmen gewinnt ihm die Zuneigung aller, die ihn kennen. Mit ausgezeichneter Anlage zur Tonkunst begabt, spielt er die Guitarre sehr ausdrucksvoll und geschickt. Sein Umgang ist äußerst angenehm, denn er besitzt ein so feines Gefühl und einen so zarten Sinn für das Schickliche, daß man glaubt, er habe stets unter den gebildetsten Menschen gelebt, da er doch fast drei und zwanzig Jahre lang in seiner Werkstätte zu Rom eingeschlossen gewesen ist. Treffend und scharf ist sein Witz, und sein Ur-

theil über Kunstwerke so streng als es sich für einen Künstler geziemt, der seinen Blick auf die höchste Vollendung richtet.

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

Ricciardi, Parisi, der Herzog von Gallo.

Don Franzesco Ricciardi, Graf von Camaldoli, ist ein berühmter Rechtsgelehrter, der sich bei der Einziehung mehrerer Klöster im Neapolitanischen, unter König Ferdinand, sehr thätig bewies, auch durch Administrirung einiger derselben ein großes Vermögen erworben haben soll, wie denn sein Titel: Graf von Camaldoli, auf ein Majorat gegründet ist, das aus dem ehemaligen Camaldulenser Kloster bei Neapel für ihn geschaffen wurde. Er bekleidete nach einander die Würden eines Oberrichters und Ministers der Justiz und des Cultus, und soll, obschon mit unter etwas schroff und hart, doch ein Mann von einfachen Sitten und noch in seinen besten Jahren seyn.

Als 1806 die französischen Waffen Joseph Buonaparte auf den Thron von Neapel hoben, wurde der General Parisi, bis dahin in Diensten König Ferdinand's, zum Generallieutenant und Staatsrath ernannt, und mit dem Orden beider Sicilien geschmückt. Unter Murat war er Gouverneur der Pagen. Er ist ein Greis von liebenswürdigen Sitten und sanftem Charakter, dessen Kenntnisse und Rechtschaffenheit allgemein anerkannt werden.

Hinsichtlich des Herzogs von Gallo, können wir auf den 4. Band des Conversations Lexicons, neueste Ausgabe, verweisen, wo eine die Hauptdata umfassende Lebensschilderung dieses Staatsmannes gegeben ist, der in den verschiedenen Verhältnissen, in welchen er unter den vier einander folgenden Regierungen in Neapel (unter Ferdinand IV. bis 1806, Joseph Buonaparte, Joachim Murat und wieder Ferdinand IV.) stand, stets den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes bewährte. Denn wohl zu merken, nicht Hab- oder Neuerungssucht war es, was den langjährigen Diener König Ferdinand's dem Interesse der von den französischen Waffen eingesetzten Herrscher in Neapel zuführte, sondern die kränkende Compromittirung, die er im Jahre 1805 als neapolitanischer Gesandter bei'm Kaiser der Franzosen von seinem Hofe erfuhr, und die darin bestand, daß, während er auf Befehl seiner Regierung mit dem damaligen Ministerium in Paris wegen des Abzugs der französischen Truppen aus Neapel glücklich unterhandelte, sein Hof eine englisch-russische Armee-Abtheilung aufnahm, wodurch bekanntlich Neapel's gleich darauf erfolgendes Geschick beschleunigt wurde, der damalige Marquis von Gallo aber auch begreiflich, wiewohl ohne seine Schuld in den unvortheilhaftesten Lichte bei dem Cabinette erscheinen mußte, wo er accreditirt war.

Dem unglücklichen Murat, der ihn zu den wichtigsten Verhandlungen brauchte und zum Herzog erhob, war Gallo treu und ergeben bis auf den letzten Moment. Als König Ferdinand die Zügel der Regierung wieder ergriff, zog sich Gallo, nachdem er einige wenige Male den Hof besucht hatte, auf sein Landgut Cao di Monte zurück wo er jedoch nicht lange in Einsamkeit lebte, sondern bald darauf als neapolitanischer Gesandter nach Petersburg ging. Obschon ziemlich vorgerückt im Alter, (er ist 1753 geboren) vermählte er sich doch in der letzten Zeit von Joachim's Regierung zum zweiten Male mit der

jungen Prinzessin von Colonna-Stigliano. Jetzt zum Mitgliede der Regierungs-Junta ernannt, sind von neuem die Augen seiner Landsleute auf den Herzog von Gallo gerichtet.

Dampfpresse zur Kaffe- und Theebereitung.

Man glaubt den Lesern dieser Blätter keine ganz uninteressante Notiz mitzutheilen, wenn man sie mit einer neuen, vom Erfinder der Luftpresse, Dr. Romershausen zu Acken, neuerdings ausgeführten und für die praktische Chemie überhaupt wichtigen Dampfpresse bekannt macht. Die Maschine extrahirt, bei'm Gebrauch einer Spirituslampe, durch eigne innere Kraft wirkend, in wenigen Minuten die organischen Substanzen so vollkommen und ohne alle Verflüchtigung der aromatisch und ätherischöligen Bestandtheile daß dabei nichts als die reine Holzfaser zurückbleibt, welches einleuchtend, bei weit höherer Vollkommenheit solcher Auszüge, zugleich eine nicht unbedeutende Erspa rung an Zeit und Material gestattet. Diese Dampfpresse bietet nun in ihrer elegantern Form und Einrichtung die größte Bequemlichkeit zur vollkommensten Selbstbereitung des Kaffees und Thees dar, und übertrifft in jeder Hinsicht alle seither zu diesem Zwecke bekannt gewordenen Maschinen. Der Erfinder, welcher sich bereits seit längerer Zeit mit höherer Vollendung seiner Luftpresse und der neuen Ausziehungsweise überhaupt beschäftigte, und auf die verschiedenen, für die mannigfachen Anwendungen bestimmten Extractionsapparate im preußischen Staate patentirt wurde, hat gegenwärtig in Acken an der Elbe eine eigene Fabrik dieser Maschinen etablirt.

Eben so sehr empfehlen sich auch zum Gebrauche seine sehr compendiösen Apparate zur häuslichen Bereitung eines ganz vorzüglich reinen und geistigen Bieres und mehrerer anderer Getränke. Ueberhaupt läßt sich wohl erwarten, daß diese, so vielseitige Vortheile darbietende Ausziehungsweise nun bald auch in unserm Deutschland eine weitere Anwendung im Hauswesen, wie in den Fabriken und der Pharmazie finden wird.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer des Bürgerfreundes S. 646. Sp. 2. Z. 14. von unten, lese man: ½ ℔ statt 72 ℔, und in Z. 4. von unten werden statt worden.

Der Beifall, den das Hanseatische Taschenbuch in den Jahren 1815, 16, 17, 18, 19 und 1820, allgemein gefunden hat, veranlaßt mich zu der Herausgabe eines Aehnlichen für das Jahr 1821.

Das Format dieses Taschenbuchs wird zweckmäßig gestaltet, Druck und Papier gut, und der Inhalt desselben ansehnlich vermehrt und verbessert werden. Viele Handels-Bemerkungen und Lokal-Notizen, so wie auch eine kleine Landcharte von dem Territorio Bremens mit dem Weserstrom bis zu dessen Ausfluß, in Stein gedruckt, werden demselben ein allgemeines Interesse gewähren.

Den Weg der Subscription wähle ich auch dieses Jahr, und ersuche meine geehrten Freunde und Gönner um gütige Unterzeichnung Papenstraße Nro. 22. und bei mir.

Georg Jönßen. Weidestr. Nro. 10.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 83.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 15. October 1820.

* Der Mensch.

Schwach ist der Mensch, — drückt nieder seine Kräfte
Sinkt er dahin im lauten namenlosen Schmerz.
Stark ist der Mensch! — sieht er beim Tod der Theuren,
Der Heißgeliebten, — gleich auf höh're Mächte.
Der Blick verschaft ihm Trost für's wunde Herz. —

Allein der minder Starke giebt sich hin der Klage,
Er giebt sich hin dem lauten Schmerz,
Er sieht den Theuren nun von sich getrennet,
Er klagt, — was auch der stärk're Freund ihm sage
Er findet nur im Klagen Linderung für sein Herz.

Der schwache Mensch — er übersieht in trüben Stunden
Ach! oft den Trost der sanften Freundin Religion —
Denn er ist schwach — doch ein'ge Stunden nur
Und leht, schon hat er überwunden,
Er höret wieder ihren sanften Ton. —

Er eilt zu ihr, sinkt hin in ihre Arme,
Sie giebt ihm Kraft, gießt Balsam ihm ins Herz;
Er ringt sich auf, — hebt wieder seine Kräfte
Er klagt nicht mehr, befreit ist er vom Harme,
Er glaubt, er hofft, besieget seinen Schmerz. —

Stark wird er wieder, sieht mit andern Blicken,
Die Trennung von dem Vielgeliebten an;
Trost hat er nun, — er glaubt,
Er sieht bewährt, verherrlicht zum Entzücken
Den Geist nun wandeln ew'ger Weltenbahn. —

Er sieht nicht mehr das schönste Band zerrissen
Sieht fester es geknüpft für jene Welt —
Stark ist er jetzt, ist Sieger nun geworden,
Sieht jetzt die Hütte nur auf Sterbekissen;
Denn Religion und Zeit hat seinen Blick erhellt. —

Oldenburg den 6. Octob. 1820. — G. St....e.

Die schöne Römerin.

(Fortsetzung.)

5.

Camilla langte indeß wieder an des Tibers alterthümlichen Gestaden an, den jetzt die neu-

dischen Menschen zwingen wollen, seine lang verwahrten Schätze wieder heraus zu geben. Als hätte er, wie jener Usurpator, sich ihrer widerrechtlich angemaßt, und doch sind sie von ihnen selbst ihm aufgedrungen, wühlen sie in der Urne des ehrwürdigen Flußgottes, um weniger zu finden, als ihnen die Erde geben würde. — Mit beklommenem Herzen begrüßte sie die schöne Vaterstadt wieder. Jetzt erst gewahrte sie, wie öde das ungeheuere Rom liegt, gleichend einer Säule in der Wüste, wie ein denkender Reiserder sagt. Die stolzen Gotteshäuser der Christen, übermüthig auf die epheuberankten Tempel der alten Götter herabsehend, trugen ihr von fern den Trost des Glaubens an, aber ihr Heiliger war nicht dort. Die grauen Ruinen des Colosseums erweckten ihr Schaudern. Sie glaubte der Banditen Dolche dort blitzen zu sehen. Der junge Mann, den der Vater zum Begleiter mitgenommen hatte, stieg aus dem Wagen, dem Pallaste seiner Aeltern zuzugehen. Aber der Vater lud ihn so freundlich ein, bald wieder zu kommen, um sich mit ihm über die gehabten Reiseabentheuer zu unterhalten; sein Abschiedsgruß war so bedeutend, als gründe er die sicherste Hoffnung schon auf ihre Hand. Der Marchese hatte während der Reise schon nicht undeutliche Aeusserungen fallen lassen. Und das Entzücken des Jünglings, mit dem er den hingeworfenen Plan auffing, das dunkle Glühen seines Auges, der wilde Druck seiner Hand, wenn er die ihrige fassen konnte, ließ die arme Camilla Alles fürchten. Auch das noch, um die stille Sorge, die mit ihr umherging, die unerklärbare Angst, die sie oft in die harten Arme nahm, zu vermehren!

Der junge Vincenzo, der Reisebegleiter, kam fast täglich, den Marchese zu besuchen. Seine Absichten wurden immer klarer, seine Blicke fielen flammender auf das Mädchen, dessen Schwermuth von Tage zu Tage wachsend erschien. Ihr Auge zwar streifte kalt an ihm vorüber, sie stieß frostig seine Hand zurück, wenn er ihr die Erstlinge seiner Liebe, die reichsten Geschenke, zu bieten kam. Er mußte sich Aufschluß verschaffen. In einem der oft wiederholten Gespräche von der zurückgelegten Reise nach Sicilien, leitete Vincenzo, gestissentlich oder nicht, das Wort auf den Aetnabesuch. Er schilderte die Schönheit und das Furchtbare der Ansicht so lebhaft, daß Camilla ihrer Verschlossenheit vergaß. Das umwölkte Auge schoß wieder Blitze, sie schilderte, was sie gesehen mit so glühenden Farben, als hätte der Aetna selbst sie gekocht. „Der Fremdling hätte sie durch Schwefeldampf und wilde Gluth bis an den Feuerkessel dicht heran, wohin sich die Andern nicht getraut hätten, geführt, hätte ihr die Lavaschichten, wie sie die Ausbrüche früher und späterer Jahre angesetzt haben, bezeichnet, sie aufmerksam gemacht auf die Einzelnheiten der unendlichen Aussicht zu ihren Füßen; ihr jedes Vorgebirge, jeden Nebelstreifen des Meerhorizonts, jede Küste und Stadt benannt, die das Auge gewahren konnte. Er habe ihr den und jenen Aufschluß über das Alterthümliche, Klassische des Bodens gegeben, habe sie unterhalten mit — — dem Wissenswürdigsten und Belehrendsten" — und doch war das gerade der kleinste Theil seiner Unterhaltung gewesen — kurz, Camilla hatte vergessen, daß sie mit einem Anbeter sprach, sie entblößte ihr tiefstes Geheimniß mit vergessendem Munde. Denn, ohne zu wissen, mit welchem Antheile sie erzähle, verließ sie die sitzende Beschäftigung und stellte sich nahe vor Vincenzo und improvisirte, wie eine Corinna. Zwar war die Natur der begeisternde Gegenstand ihrer Rede, warum aber fühlte sie sich

nicht auch anderswo so ergriffen? So hatte Vincenzo sie nie sprechen hören; Fülle des Gedankens und Reiz des Wortes floß über die Granatlippe. Ach, gewiß nur die Liebe hatte sie so sprechen gelehrt, Liebe gegen einen fremden Abentheurer, dachte der gekränkte Liebhaber, und die dunkle Röthe des Zorns, der Eifersucht, stieg auf seine Wangen. Schon damals, — wie hätte das Auge der Liebe es verkennen sollen? — schon auf dem Aetna hatte der eifersüchtige Vincenzo den Brand in Camillens Auge und Herzen entstehen sehen, der ihm furchtbarer als der des Vulkans schien. Er hatte ihr Beisammenseyn, ohne den Wohlstand und die Pflicht der Dankbarkeit zu verletzen, nicht hintertreiben können, aber gehütet hatte er sie, wie der scharfblickende Falk. Er hatte Camillens Thränen gesehen. Jetzt wußte er, der Abschied von dem verdammten Deutschen nur hatte sie erpreßt; damals ließ sich der Leichtgläubige von der schlauen Landsmännin täuschen. Immer hatte er damals gehofft, der Eindruck der schönen Gestalt werde vorübergehend seyn, seine Willfährigkeit, seine beredte, aufopfernde Liebe solle das Mädchen gewinnen, aber jetzt sah er sich völlig getäuscht. „Fahr hin, unglückliche Liebe, sprach er zähneknirschend in sich: will mich die Signora nicht lieben, so soll sich auch dieser vermaledeite Abentheurer ihrer Gunst nicht rühmen. Noch leben Bravo's. Mag er nur kommen und werben!"

Camilla wurde nüchtern. Sie erkannte jetzt, wie ein fremdes Gift, das der Eifersucht, in den Adern des so schmeichelnden, gefälligen Jünglings kochte. „Was fehlt Euch, lieber Vinzenzo? fragte sie beunruhigt. Ihr schaut so wild, so verstört aus den stieren Augenhöhlen? Habe ich Euch beleidigt?" fragte sie gutmüthig. „O nein, erwiederte jener, sich zwingend, kalt zu scheinen. Ich hatte mal einen schönen Traum, der mich selig machte. Ich glaubte in den Gärten der Hesperiden zu seyn und die Schönste der Bewohnerinnen lieh mir ihre Gunst. Die Geleite gab mir von Lethes Welle zu nippen und die Erde mit ihren Schönheiten und widerlichen Makeln verschwand vor meinen Augen. Kein pontinischer Sumpf verpestete, wie bei uns, den Aether, voll Ambraduft und Rosengluth. Petrarca hat nie ein schöneres Land im entzückten Geiste gesehen, und Rinaldo, Armidens Feenpallast und Gartenanmuth verachtend, würde zu mir geflohen seyn. Da trat ein Fremder, kalt und fühllos auf die Blumen unseres Gartens, langte nach den goldenen Aepfeln, die unter den Silberblüthen reiften, um sie von den widerstrebenden Zweigen zu brechen, und ich, Signora, streckte den unwillkommenen Gast zu Boden, der unser Paradies zu verwüsten kam. Seht, da erwachte ich, und die todte Wirklichkeit stand wieder um mich herum mit ihren Alltagsbildern, und der tödtende Hauch des glühenden Windes trieb mich zu den kalten steinernen Häusern, damit ich nicht seine Beute würde." — Er schwieg eine Weile, heftete fest den Blick auf das zitternde Mädchen und sagte spöttisch: „Verzeiht, Signora, daß ich geträumt habe!" dann ging er.

6.

Vincenzo kam nicht wieder. Der Marchese, an des lebhaften Jünglings Umgang gewöhnt, ließ ihn einladen, der Bediente aber brachte Entschuldigungen von Krankheit oder Zufälligkeiten zurück. Der Vater fragte mit ernster Miene, ob Camilla den Verwandten beleidigt habe. Sie verneinte es zitternd. Hatte sie es doch nicht gewollt. „Kann denn die Liebe

welche die Natur jedem Wesen mit der Mutermilch einflöst, beleidigen? Ist Er allein denn von der Vorsehung bestimmt, meine Liebe zu haben?" fragte sie. Treue Schwesterliebe, Verwandtenfreundschaft im wärmsten Sinne wollte sie ihm gern gewähren, liebte sie doch die ganze Welt, — aber Gattin, seine ewige Gefährtin ausschließlich auf der Lebensreise zu werden., dazu hatte sie nicht den Muth. — Die Vernunftgründe wollten nicht ausreichen, sie zu beruhigen. Wohl hast du ihn schwer beleidigt, raunte sie sich ängstlich zu: er wird sich zu rächen wissen. Nun, wenn nur Blut seine Liebe versöhnen kann, dann nehme er das meinige. Sie warf sich nieder vor dem Bilde der gebenedeiten, schmerzenreichen Mutter Gottes und bot der Welt-Versöhnerin ihr Blut zum Opfer mit den heiligsten Schwüren. Und es schien, als wenn die Heilige das Haupt gewährend neige; als wenn das Auge, welches die Thränen des höchsten Mutterschmerzes geweint, noch eine Thräne mehr für das Schicksal einer unglücklichen Jungfrau habe. Getröstet stand Camilla auf und trat mit erheiterten Augen vor den Vater, der sie seit langer Zeit nur trübe und traurig gesehn hatte. Aber der Trost, den der gläubigen Schwärmerin ihr frommes Gelübde gegeben hatte, währte nicht lange. Ach! der Himmel schafft keine Wunder mehr! seufzte sie bang und schwer. Mein Herz, es sagt mir nur zu deutlich, daß ihn meinetwegen die schwersten Gefahren bedrohen. Sie hütete sich, den schwarzen Vorhang ganz hinwegzunehmen. Sie kannte ihre Landsleute; ihre Liebe ist tief, aber ihr Haß grundlos. Sie wollte sich trösten: Was soll dieser Knabe Vincenz ihm, dem Manne, thun? Doch die ernste, warnende Vernunft erwiederte: Meinst Du nicht, daß sein Gold hundert mordbewehrte Hände dingen könne? Und das gepreßte Herz regte sich stärker in seiner Kammer, und prophetisch.

Die treue Kammersrau, Camillens Nährerin und Freundin von der Geburt an — sie war ihre Amme gewesen — steckte dem Töchterchen einen Brief zu. Ein unbekannter Fremder hatte ihnvor dem Lateran, im Menschengedränge einer Prozession, ihr behändigt. Der Brief, der süße Brief war von Ihm. Daß sie seine Züge verschlang, ohne vor Thränen enden zu können, daß sie ihn tausend Mal küßte und an den warmen Busen drückte — wäre dieß lieber ihm, dem Schreiber, geschehen und uns! — daß sie ihn zwölf Mal wenigstens las, als wollte sie, wie die Masorethen in der heil. Schrift, die Zahl seiner Wörter und Buchstaben erforschen; welche Liebende hat das nicht schon gewußt, ehe der kalte Erzähler sie darauf aufmerksam macht! Mußte er nicht Balsam in des Mädchens wundes Herz träufeln? Schon mehrere Wochen war er von ihr entfernt, wie hätte er sie ohne Kunde von sich lassen mögen. Er lebte, war gesund und auf der Reise nach Rom begriffen. Er hatte die Lavagluth, welche er vom Aetna mitgenommen, noch in seinem Herzen. „Und wie der stille Feuerbach sich langsam immer weiter wälzt und immer glüht, während die Kälte der Aussenwelt seine Oberfläche längst verglas't hat, so — schrieb er — woge es in seinem Herzen, während er kalt schiene. Aber keine Vernichtung bringe diese Gluth, nur das Irdische, die Schlacken verzehre sie und hinterlasse dreifache Fruchtbarkeit, wie auf die phlegräischen Gefilde der Mund des Vesuvs sie hauche." Nie hatte dem entzückten Mädchen das erhabenste Gleichniß eines Tasso oder Ariost so ausdrucksvoll, als dieses ziemlich gewöhnliche Bild geschienen. Sie dachte in ihrer Verzückung nicht daran, daß der Lavaquell bald erkalten muß, daß das Hinder-

niß der elenden Fischerhütte endlich seine Kraft bricht. Ein deutscher Dichterling, der die Gauen seines Vaterlandes nicht verlassen hat, würde vielleicht das entgegengesetzte Element in Anspruch genommen haben. Seine Liebe, würde er singen: rinne wie ein Bach durch Blumen, weite seine Ufer, schwelle zum Strome an und gieße seine Urne in die Unendlichkeit des Meeres. Aber, wenn auch dieses Bild größer wäre, so ist es doch kälter als jenes. Wenn die Lava still steht, so kocht sie nicht mehr; kann die Liebe noch glühen, wenn die Kraft des Herzens gebrochen ist? Und der Bach, der zum Meere geht, bleibt er nicht derselbe? Verlieren sich nicht seine Bestandtheile in dem Fluthenschwalle des Stroms, weil die Vermehrung, welche fremde Gewässer und Thau und Regen ihm geben, eigentlich doch nicht sein Eigenthum ist? Aber der Lavastrom ist der reine, unvermischte Sohn des Berges, und wenn er nicht die Lachter des tiefgewühlten Stromes mißt, so gräbt er seine Bahn doch tiefer und seine Gluth wirft Funken welche die Nacht erleuchten.

Genug der Bekrittlung! Was nehme ich die Worte eines Verliebten gegen Tadler in Schutz, — eines Verliebten, von denen der Menschenkenner Knigge sagt: „Wenn man ihnen ein kaltvernünftiges Benehmen zumuthen wolle, so müsse man auch von den Wahnsinnigen fordern, daß er in Versen phantasire." —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Vorschlag.

Ist noch wohl niemand auf den Gedanken gekommen, in unsern schönen Wallanlagen eine Obstbaumpflanzung zum ausschließlichen Gebrauch für unsere Waisen- und Armenhäuser anzulegen? Einsender dieses glaubt, daß wenn eine solche Pflanzung, an einem dazu paßlichen geräumigen Orte gewählt, mit einer Ligustrum-Dornen- oder Hagebuchenhecke befriedigt, mit Pforten, die des Nacht geschlossen, versehen, und während der Reifung des Obstes von ein paar Monaten, bewacht würde, vollkommne Ordnung dabei bestehen könne. — Die Pflanzung ließe sich in Districte eintheilen, und die Armen und Waisen könnten auf diese Art ohne Kosten zum Genuß dieser schönen erquickenden Gabe des gütigen Schöpfers für Alle, kommen, da sie solche sonst fast ganz entbehren müssen, und würden besonders in Krankheitsfällen, mit zu diesen Behuf getrocknet aufzubewahrendem Obste gespeißt und erquickt werden können, welches eine sehr große Wohlthat für sie seyn würde. Die Anschaffung von Obstbäumen ließe sich dadurch erleichtern, wenn Gartenbesitzer und Inhaber von Baumschulen Schenkungen davon machten, oder die jungen Obstbäume zu einem niedrigen Preise überließen. Eine schöne Anlage derselben, mit Blumen und Stauden durchpflanzt, wird auch dem Publiko, vorzüglich während der Blütezeit, einen fröhlichen Anblick gewähren. — Es ist daher sehr zu wünschen, daß dieser Vorschlag viele Beförderer finden, und sodann bald zur Ausführung kommen möge.

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

Der General Arcovito, der General Carracciolo und die Brüder Pignatelli.

Der General Arcovito diente früher mehrere Jahre in der schwedischen Marine. Eitelkeit soll ein Hauptzug in dem Charakter dieses übrigens verdienstvollen Militärs seyn, und die Sorgfalt, sein wahres Alter zu verbergen, und durch

die Kunst der Toilette sich, obschon ungefähr ein Sechziger, das Ansehen eines jugendlichen Mannes zu geben, spricht allerdings für die Wahrheit dieser Beschuldigung. Folgende, von französischen Blättern erzählte Anekdote zeigt, wenn sie gegründet, den Grad der Selbstschätzung, welchen Arcovito besitzt. Der General Valentini, zur Zeit der französischen Herrschaft Commandant von Gaeta, sah sich mit einer Belagerung bedroht, was ihm um so mehr Sorge machte, da damals der Platz in keiner Hinsicht in dem Stande war, um einen langen Widerstand leisten zu können. Arcovito, unterrichtet von den Befürchtungen des Commandanten, suchte ihn mit diesen Worten zu beruhigen: „Es ist wahr, Sie brauchen jetzt einen geschickten Marineofficier, um die vorhandenen Fahrzeuge zu benutzen, aber haben Sie nicht Arcovito? die Kanonen der Festung sind freilich schlecht im Stande, die Artilleristen nicht geübt, dem muß abgeholfen werden; ein tüchtiger Artillerieofficier thut noth, aber Sie haben Arcovito! es wird sich machen. Auch die Wälle sind verfallen, die Mauern schadhaft; hier bedarf es die Kenntnisse und die Erfahrung eines ausgezeichneten Ingenieurs, (d'un exellent officier du génie,) wohlan! hier ist Arcovito." Diese etwas weit getriebene Ruhmredigkeit zu bestrafen, erwiederte der General: „Oui, je vois Arcovito, mais je ne vois pas l'officier du génie."

Jetzt ist der General Arcovito zum Commandanten des Fort l'Oeuf auf der kleinen Insel S. Salvador, dicht bei Neapel, ernannt, ein Fort, das sehr gut gelegen zur Vertheidigung der Stadt, in der Geschichte der Unruhen in Neapel mehrmal eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Der General Carracciolo, jetzt Chef und Commandeur der Division von Abruzzo, ist ein Verwandter jenes tapferen und unglücklichen Admirals Caracciolo de Santo Buono, der ein Opfer der Rache, der Hinterlist und der beleidigten Eitelkeit des Cardinals Ruffo, der bekannten Lady Hamilton und ihrers Verehrers Nelson, (vergleiche hiermit diese Artikel im Conv.-Lexicon,) sein Leben auf eine, mehr seine Feinde, wie ihn, entehrende Art, im Jahre 1799 verlor. Caracciolo, von dem wir hier sprechen, flüchtete sich damals nach Oberitalien und war Escadronchef, als im Lauf der Begebenheiten die Franzosen neuerdings nach Neapel komen. Bald darauf stieg er zum Range eines Obristen in der Cavallerie, dann zum General und im Jahre 1814 commandiete er die erste Division der neapolitanischen Armee, bestehend aus den Regimentern der Terra di Lavova und Molina.

Der General Caracciolo ist bereits sehr bejahrt.

Drei Brüder Pignatelli machten sich in Neapel bekannt. Der eine fand bei den erwähnten verabscheuungswürdigen Vorfällen des Jahres 1799 ein trauriges Ende. Verrathen durch die Unvorsichtigkeit seiner Geliebten, fiel er seinen Feinden in die Hände, und dichtete noch im Kerker eine Romanze, die noch im Munde des Volkes lebt und deren rührender Refrain:

„A fu un sogno, un vento,
La mia felicita,"

treffend das düstere Geschick seines Lebens und seiner Liebe schildert.

Der zweite Bruder, Fürst Pignatelli Strongoli, jetzt zum Befehlshaber der Division von Salerno und des Basilicats ernannt, commandirte 1813 und 1814 die neapolitanischen

Truppen in Spanien. Kurz vor Murat's Ende hatte er die Dienste verlassen, und seitdem als Privatmann gelebt. Noch in einem kräftigen Alter ist Fürst Pignatelli-Strongoli ein treuer und beständiger Freund der Parthei geblieben, deren Sache er im Jahre 1798 umfaßte. Kenntnisse und Charakter-Festigkeit verbinden sich bei ihm mit einem bedeutenden Vermögen.

Der dritte Bruder, Vincenzo Pignatelli, diente 1806 in dem Heere der cisalpinischen Republik. Bei seiner Rückkehr nach Neapel stieg er zum Range eines Obristen, bald darauf zu dem eines Marschalls. In dieser Eigenschaft machte er, die neapolitanischen Truppen befehligend, den Feldzug in Rußland mit.

---

* Ueber Launen.

In der Residenz eines bekannten Königs der Schwarzen, wissen die Unterthanen schon am Morgen eines jeden Tages die Launen ihres Beherrschers vorher, da sie täglich die Erfahrung machen: daß, wenn der König Morgen in gelben Stifeln erscheint, er den Tag über Güte, Gnade und Gerechtigkeit ausübt und jeden seiner Unterthanen freien Zutritt zum Throne gewährt; wenn er sich aber Morgens, mit rothen Stiefeln bekleidet, zeigt, seine Umgebung zittert und das Volk den Tag über in Angst und Furcht lebt, weil dann gewöhnlich Zorn aus seinen Blicken sprüht, und Ungerechtigkeit und Willkühr seine Handlungen bezeichnen. — Die Unterthanen und Einwohner des Landes sind schon so sehr an diesem Chamäleons-Character des Herrschers gewöhnt, daß sie jedesmal bei seinen Erscheinen auf seine Fußbedeckung ihr Auge, und je nach dem die Farbe derselben, sich nach seinen Launen richten.

Es wäre zu wünschen: daß unsre mit Launen behafteten Ehemänner diesem Beispiel eines schwarzen Königs folgten, und ihren Hausfrauen und Hausgenossen gleich beim Aufstehen, durch Anziehen von gelben oder rothen Pantoffeln ein Zeichen geben möchten, wie sie für den Tag gelaunt sind, damit jede vernünftige Hausfrau sich früh in die Launen ihres Mannes fügen, und kleine häusliche Zwiste, die so oft im Ehestande aus der guten oder üblen Laune des Ehemanns entspringen, vermeiden werden können. —

---

* Anecdoten.

Ein unbemittelter Landmann hatte das Unglück seine Kuh zu verlieren. Die Fürstin, eine gute und mitleidige Frau, hörte dieses, und schickte ihm eine andere. Einige Jahre nachher starb die Fürstin; kaum hörte dieses der Landmann, als er seine Tochter bei der Hand nahm, und mit ihr der Stadt zueilte. Er verlangte den Fürsten zu sprechen, und wurde vor ihm gelassen. In ganz treuherzigem Tone bezeigte er demselben den Antheil, welchen er an dem Verlust nähme, welcher den Fürsten betroffen, zugleich erzählte er, wie viel er der verstorbenen Fürstin zu verdanken habe, wie sie ihn aus der Noth geholfen, als er seine Kuh verlohren gehabt. Gern setzte er hinzu, hätte ich mich schon thätig dankbar bewiesen, allein meine Armuth hat mich daran verhindert. Aber in diesem Augenblicke glaube ich, kann ich mich etwas erkenntlich bezeigen. Sie, gnädigster Fürst! haben ihre Gemahlin verlohren, hier — er nahm seine Tochter bei der Hand und führte sie dem Fürsten

zu — ist meine Tochter die ich über alles liebe die möge derselben Stelle einnehmen.

Einem Grafen, der ein Liebhaber der Jagd war, wurde von einem Stubengelehrten, der später den Leuten anrieth, Katzen, Hunde, Ratten und Mäuse ꝛc. zu essen, der Rath gegeben, wenn er viele Hirsche in sein Land haben wolle, müsse er die, welche er in seinem Lande hätte, sämmtlich wegschießen lassen. Es würde alsdann nicht fehlen, die Hindinnen oder Hirschkühe würden fremde Hirsche ins Land locken. Der Fürst theilte dieser Vorschlag seinem Jägermeister mit, und erwartete, dieser würde ihn billigen; ward aber sehr betroffen als der Jägermeister antwortete; Dieser Vorschlag sey so übel nicht, und könne in Ausführung gebracht werden, wenn der Herr Hofrath, der ihn gegeben, die auswärtigen Hirsche, mit denen er genaue Bekanntschaft gemacht zu haben schiene, benachrichtigen wolle, herüber zu kommen; sonst dürften sich die Hirschkühe ins Ausland begeben und dort Männer suchen.

* Dreisylbige Charade.

Die beiden Ersten benennen den Fluß,
Der strömt durch germanische Auen;
Er gewährt dem Auge den schönsten Genuß,
Denn wunderlieblich zu schauen
Ist's, wenn er freundlich die Fluren begrüßt,
Eh' er sich in's Größ're, Weitre ergießt.

Die Letzte besteht in Lorbeer und Gold,
In Worten des Danks, auch in Orden —
Sie ist dem liebenden Paare als Sold
Der Minne im Kusse geworden.
Wer sie redlich verdient' und nicht erhält
Wird bitter gekränkt und recht geprellt.

Das Ganze ist eine nicht große Stadt,
Im deutschen Reiche gelegen,
Fabriken mancherlei Arten sie hat
Von Messern, Drath und von Sägen,
Auch hat man in Waaren von Eisen und Stahl,
So wie von Sammt und Seide dort Wahl.

Ein Hannoveraner.

Auflösung der dreisylbigen Charade des Herrn A. Daeves in Nro. 76. des Bgfds.

An L. St.

Wandle froh und heiter immer
Auf dem Ersten hin durchs Leben,
Fliehend Tand und eitlen Schimmer
Laß die Zweiten dich erheben;
Streb' sie immer mehr zu werden,
Hör' sie fernen die Beschwerden;
Auch spricht Herzensaufruhr leiser
Wird die Weisheit uns Wegweiser.

Ch. St.

Der beliebte Comtoir-Kalender für das Jahr 1821 mit dem richtigen Postenlauf sämtlicher Posten in Bremen, hat die Presse verlassen und ist Papenstraße Nro. 22 und bei allen Herren Buchbindern zu haben.

Der Beifall, den das Hanseatische Taschenbuch in den Jahren 1815, 16, 17, 18, 19 und 1820, allgemein gefunden hat, veranlaßt mich zu der Herausgabe eines Aehnlichen für das Jahr 1821.

Das Format dieses Taschenbuchs wird zweckmäßig gestaltet, Druck und Papier gut, und der Inhalt desselben ansehnlich vermehrt und verbessert werden. Viele Handels-Bemerkungen und Lokal-Notizen, so wie auch eine kleine Landcharte von dem Territorio Bremens mit dem Weserstrome bis zu dessen Ausfluß, in Stein gedruckt, werden demselben ein allgemeines Interesse gewähren.

Den Weg der Subscription wähle ich auch dieses Jahr, und ersuche meine geehrten Freunde und Gönner um gütige Unterzeichnung Papenstraße Nro. 22. und bei mir.

Georg Jönthen. Weidestr. Nro. 10.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 84.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 19. October 1820.

* Scene

aus der Iphigenia von Racine.

Probe einer Nachbildung des französischen tragischen Verses, oder des jamb-anapäst- auch amphibrachisch-didimeischen Alexandriners

von F. L. Rhode.

Agamemnon, Arkas.

Agamemnon.

Erkenne meine Stimme, Arkas! sey nicht erschreckt.
Agamemnon ist es, dein König der dich weckt.

Arkas.

Mein König! du selber? — welch dringendes Begehr
Führt dich, noch vor Erscheinen der Morgenröthe her?
Es dämmert das Licht des Tages nur sehr schwach
Allein nur bist du, mit mir in Aulis wach.
Hat irgend ein Geräusch sich in der Luft verkündet?
Der Wind uns erhört, der an den Strand uns bindet?
Doch es schlummert das Heer, und Neptun und der Wind.

Agamemnon.

Glückselig die zufrieden im Mittelstande sind,
Die frei von dem Joche, an das man mich gebunden
Tief in Verborgenheit ihr Lebens-Loos gefunden.

Arkas.

Seit wann diese Sprache, mein König! die du führst?
Durch welche Schikung machen den Thron den du zierst
So willfährig sonst den Wünschen, die du hast,
Die Götter ihr Geschenk mißkennen und verhaßt?
Als König, Gatte, Vater so glücklich, gaben milde
Sie dir von Griechenland die blühendsten Gefilde.
Entsprossen von Atreus aus göttlichem Geschlecht,
Giebt Hymen dir darauf ein neu begründet Recht.
Wirbt endlich nicht Achill, Achill dem das Gerücht,
Das Orakel der Götter so hohen Ruhm verspricht
Um deiner Tochter Hand? Er kommt sie zu fodern.
Wenn Troja, verheert, in Flammen auf wird lodern.
Und welch ein Ruhm, mein König! welch ein Triumphzug gleicht
Dem Schauspiel das hier sich von der Küste zeigt.

Die königlichen Flotten, deren Haupt du bestellt,
Erwarten nur den Wind der ihre Segel schwellt.
Zwar hält ihre Stille uns hier noch angekettet
Vor deinem Zorne noch Ilion gerettet.
Doch — auch du bleibst Mensch und unter so viel Glück
Mischen die Götter auch manches Mißgeschick.
Bald, — doch welch ein Unglück das dieser Brief enthält? —

Woher diese Thräne, die deinem Aug entfällt? —
Ist in der Wiege, Orest dem Tode nah? —
Beweinst du die Gattin? — Ist Iphigenia? — —
Meiner Neugier verzeih, wenn sie frei mit dir spricht. — —

Agamemnon.

Nicht sterben sollst du, nein, nein! ich dulde es nicht!

Arkas.

Mein König!

Agamemnon.

Du siehst den Kummer der mich beugt
Ja du sollst es wissen was meine Ruhe scheucht;
Du weißt, als die Flotte von Aulis Küste stieß,
Wie günstig der Wind in unsre Segel bließ.
Schon erblickten wir ferne das Land das wir gesucht
Die Küsten von Troja, den Hafen, die Bucht,
Es erhub aus dem Nebel sich schon die Stadt dem Aug'
Doch sieh welch ein Wunder, als plötzlich der Hauch
Der Winde erstarrte, es trieb auf dem Meer
Das Ruder die Schiffe vergeblich hin und her.
Ich nahm bei dem Wunder, so ganz unerhört,
Die Zuflucht zu der Gottheit die man allhier verehrt
Ich brachte, daß sie der Lage uns entriß,
Mit Menelaus, mit Nestor und Ulyß,
Geheim ihr ein Opfer in ihrem Tempel dar;
Ich frug ihr Orakel, doch denk dir welches war
O Arkas! mein Entsetzen, mein Jammer, und mein Gram,
Als ich durch Kalchas Mund das folgende vernahm?
„Umsonst daß gegen Troja der Griechen Macht sich lehnt
„Wenn ihr Diana durch Opfer nicht versöhnt
„Wenn an dem Altar, den sie allhier besitzt
„Die Tochter Helenas ihr Blut nicht verspritzt.
„Wollt ihr vom Himmel den Wind den er versagt,
„Sey Iphigemia als Opfer dargebracht."

Arkas.

Wie, deine Tochter?

Agamemnon.

So denke dir dann
Wie vor Schrecken das Blut mir der Adern geraun,
Ich blieb unbeweglich, es erstarrte mein Mund,
Ich that nur durch Schluchzen allein mein Leben kund.
Die Götter verdammend verschloß ich mein Ohr,
Nahm ihnen zu trutzen an dem Altar mir vor.
Von Zärtlichkeit gerührt wußt ich mich nicht zu fassen,
Ich schwur auf der Stelle die Armee zu entlassen.
Mein Klagen nahm Ulyß zum Schein theilnehmend auf
Er ließ meinem Wüthen zuerst den freien Lauf;
Bald aber nahm er, verschmizt wie er ist,
Um mich zu bereden die Zuflucht zu der List.
Er stellte die Ehre, das Vaterland mir vor
Die Könige die mir gehorchten er beschwor
Bei Hellas Ruhme mich, dem längst die Obermacht
Von Asien das Orakel der Götter zugesagt.
„Ruhmlos zu altern in der Familie Schooß
Ging ich gäb ich den Staat um meine Tochter blos."
So sprach er, und selbst von der Scham übermannt
Gereizt durch die Macht und die Größe gestand
Geschmeichelt, von Hellas von Königen das Haupt,
Mir selbst nicht die Schwäche die sich mein Herz erlaubt'
Zum Uebermaß des Unglücks, die Götter alle Nacht
Kaum daß der Schlummer meine Augen zugemacht
Erschienen, die Foderung des Opfers einzuschärfen
Mir warnend im Traume mein Mitleid vorzuwerfen.
Sie sah ich, bestrafend die Widerspenstigkeit
Den Arm schon gehoben, den Donner schon bereit.
Ich ergab mich den Bitten Ulyßens, ich befahl
Von meiner Tochter endlich das blut'ge Todtenmahl.
Jedoch sie dem Arm der Mutter zu entziehn
Welch einem Kunstgriff gab ich mich zuletzt noch hin.

Achill mußte mir den Vorwand jetzt ertheilen.
Ich schrieb ihr nach Argos die Reise zu beeilen.
Achill bedrängte sich hier zur Abfahrt zubereiten
Verlanget von ihr als ihr Gemahl zu scheiden.

Arkas.

Das hast du beschlossen und fürchtest nicht Achill
Du kennst diesen Helden und glaubst du er sey still
Daß er, wie die Liebe, wie Vernunft ihm verbeut
Auch noch seinen Nahmen zu diesem Morde leiht? —
Er sollte die Geliebte so ruhig sehn ermorden? —

Agamemnon.

Achill war entfernet. Sein Vater grau geworden
Peleus wie du weißt von einem Feind bedroht
Rief ihn, er ging wie ihm die Pflicht gebot.
Es hielt dieser Krieg wenn nicht der Anschein täuschte
Vielleicht den Achill deß Gegenwart er heischte
Noch lange fern, allein — was hält sein Stürmen auf,
Er kam sah und schlug, und siegte wie im Lauf.
Doch kaum daß von dem Siege, die Nachricht wir vernommen,
Bereits gestern Nacht ist er hier angekommen:
Doch ists ein süß'res Band was noch den Arm mir hemmt,
Mein Kind, die mir naht kein Argwohn noch beklemmt
Mein Kind die nicht ahnend den Tod der ihrer harrt.
Voll Freude schon sich sehnt nach meiner Gegenwart
Nicht ists dieser Nahme, welch Vorrecht er auch trage.
Nicht ists ihre Jugend, mein Blut das ich beklage.
Dieß gegenseitige Gefühl, die Harmonie
Der Herzen, ihr Ergeben, meine Liebe für sie.
Ihr kindlicher Gehorsam so unübertroffen
Und welchen zu belohnen, ich durfte einst noch hoffen
Nicht hast du, o Himmel! gerecht bist du, von mir
Verlangt die Opfer, aus blutiger Begier.
Es ward mir dies Orakel zur Prüfung nur verliehen
Du würdest mich bestrafen wollt' ich es vollziehen.
Arkas! deinen Eifer und Klugheit brauch ich heut,
Umsonst nicht ins Geheimniß hab ich dich eingeweiht.
Die Königin hat stets auf deine Treu gebaut
Sie half dir zum Range den ich dir anvertraut.
Nimm dieses Schreiben ihr entgegen zu gehn
Beeil' dich, ohne Aufschub nimm den Weg nach Trözen.
Sag ihr wenn du sie siehst, die Reise zu verschieben
Und gieb ihr den Brief von meiner Hand geschrieben.
Nimm einen Führer, verirr dich nur nicht jetzt,
So wie meine Tochter den Fuß in Aulis setzt.
Ist sie verlohren, Kalchas verfolgt ihre Spur,
Gefühllos gegen Zähren hört er die Götter nur.
Die Griechen verzagt, denn gereizt sind sie schon,
Gehorchen nur der Stimme der Religion.
Sie selbst deren Ehrgeiz mein Ruhm nur erbittert
Erheben sich stolz daß mein Ansehn erschüttert
Dies Ansehn das sie kränkt, in den Staub sey gebeugt
Vor meiner Schwäche selbst, bewahrst du sie vielleicht.
Doch gehe zu weit nicht und sey nicht unbescheiden,
Laß nicht am Geheimniß dich zum Verrath verleiten,
Es bleibe meiner Tochter wo möglich unbekannt,
In welcher Gefahr so nah sie sich befand;
Erspare das Gejammer der Mutter, mir so lieb
Bestätige den Inhalt von dem was ich schrieb;
Um vor Beleidigung allhier bei der Erscheinung
Zu warnen sag ich ihr Achill hab seine Meinung
Verändert ee verschöbe das Band worauf so sehr
Vorher er gedrungen, bis zu der Wiederkehr.
Sprich von Euriphile, so im Vertraun als gelte
Sie allgemein allhier als Ursach dieser Kälte
Sie die er von Lesbos als Sclavin mitgebracht
Und bei meiner Tochter in Argos wird bewacht.
Dieß ist genug du mußt das Uebrige verschweigen
Doch sieh es wird hell, schon will der Tag sich zeigen
Hörst du nicht Tritte — man kommt — es ist gewiß
Achill, o ihr Götter! da kommt mit Ulyß.

Die schöne Römerin.

(Fortsetzung.)

Camilla prüfte nicht mit der Besonnenheit eines Logikers die Sprache der Liebe. An ihr

*

Herz war der Brief gerichtet, die Adresse war gut und dieses verstand Rheinbergs Andeutungen, ohne des Dolmetschers zu bedürfen, obgleich der Brief nicht in reiner toscanischer Mundart geschrieben war. Selige Ruhe nahm wieder in dem gequälten Herzen Platz. Drei Monate des höchsten irdischen Entzückens kannte nun Camilla. Sein erstes Sehen, das Wiedersehen auf dem Aetna, wo Er in Donner und Blitz ihr erschien, wie Jupiter der Semele, aber ohne Zerstörung ihres Wesens — und den Empfang des Briefs. Aber wie kurz sind die Entzückungen des armen Lebens! Mit Trübsal und Opfern erkaufen wir, wie theuer! den Besitz der Freude, und wenn sie erscheint, so ist die Sorge und Neid der Menschen und Mißtrauen in ihrem Gefolge. Sie geht und läßt uns ihre Genossen zurück. — Camilla zählte Tag und Stunde: „Heute ist er dort, morgen kömmt er dahin, — dann — dann ist er hier.“ Indeß Rheinberg kam nicht. Die Hoffende hatte die Stationen zu kurz gemacht, und so oft sie ausahe auf den freundlichen Weg, der den Geliebten in ihre Arme führen sollte, Rheinberg war nicht unter den Reisenden, die Rom zu besuchen kamen. Kein Vetturino brachte die theure Beute.

Da bemächtigte sich der Gram, die Sorge wieder des Mädchens. Sollte eine Schönere ihn in ihre Netze gezogen haben? dachte das bescheidene Mädchen mit Angst. „Denn wer kann ihn sehn, den hohen Jüngling, und nicht lieben, und, bin ich allein denn von der Vorsehung bestimmt, seine Liebe zu haben?“ parodirte sie sich selbst, indem sie ihres Selbstgesprächs über Vincenzo gedachte. Etwas diente es zur Beruhigung der kleinen Eifersüchtigen, daß er das gefährliche Eiland der Circe und Catanions schöne Frauen im Rücken hatte. Vor den Neapolitanerinnen hatte sie keine Furcht; die Natur hat für ihre Formen ungleich weniger, als für die Fluren ihrer Heimath gethan. — Dann beängstigte sie wieder die Unsicherheit der Straßen, hinter jeder Ulme und jeder Trümmer wähnte sie versteckte Räuber zu gewahren und sein Muth, seine Todesverachtung bekümmerte sie noch mehr. „Der nimmt sein Leben nicht von der Großmuth eines Räubers geschenkt, er kämpft und siegt oder fällt. Und wenn er umringt ist von Dolchen und Schwertern, so wehrt er sich, wie unsere Väter, den Göttern der Unterwelt, und stürzt sich auf den dichtesten Haufen!“ sagte sie mit Stolz und Schmerz. Bald sah sie in finstern Träumen wieder, wie verschmähte Liebe, wie die Treue zu ihr, — „denn er ist ja ein Deutscher, er muß ja treu und beständig seyn, wenn das Sprichwort nicht lügen soll,“ setzte sie hoffend hinzu, — seinen Untergang herbeiführte; wie die Rache ihre Dolche für sein Herz schliff, wie eine bluterzeugte Medea Gifttränke für ihn kochte; wie er den Todesstoß empfing, wie er röchelte in seinem Herzblute. Sie warf sich über seinen Leichnam, deckte die klaffende Wunde in grenzenloser Verzweiflung mit Mund und Hand zu, daß die geliebte Seele nicht der schönen Tempelhalle des Busens entfliehen solle, wie es die Alten thaten, aber vergebens. Psyche entfloh? der reizende Tempel war entgöttert, gestürzt vom Altare das Heiligthum! — Ein solcher furchtbarer Traum, lebendiger, als je, riß Camillen einst vom nächtlichen Lager auf. Annunciate, die alte Amme, hatte der Schrei der nahe bei ihr Schlafenden ebenfalls geweckt. Höchst erschreckt, fragte sie, was der lieben Herrin fehle. „O, wenn Du mich liebst, rief Camilla ängstlich: komm, Annunciate, komm mit mir! Ich kann nicht schlafen, nicht ruhen, nicht bleiben; komm, laß uns

beten." Die gute Alte wollte das Mädchen beruhigen. Sie führte sie vor das Bild der Schutzheiligen. „Hier nicht, rief Camilla ängstlich; hier kann ich nicht beten, draußen! Komm, laß uns zu den frommen Vätern da drüben gehen, daß ihre Beschwörungen die bösen Geister bannen! Hörst Du, sie singen die Hora! Komm, daß wir mit ihnen beten und singen!"

Die treue Frau, — obgleich im Begriffe zu folgen, und wenn es durch's Fegefeuer schnurstracks zur Hölle ginge, gilt es doch der geliebten Tochter, — stellt ihr vor, die Gefahr der Nacht, der lauernden Banditen, der mistrauischen Wächter. Vergebens. Camilla wirft Mantel und Schleier um, und geht. Sie muß folgen. Auf den Wink der Gebieterin öffnen sich blitzschnell Thor und Riegel. Camilla, auf der verödeten Straße angelangt, sieht nichts von Dunkelheit und Gefahr. Keuchend trippelt die Kammerfrau hinter ihr her. Da stößt ein Mensch auf sie, wild und verzweiflungvoll. Er reißt Annunciaten bald über den Haufen im Vorbeigehen. Ohne Mantel und Barett, mit offener Brust kommt er daher gestürmt. „Die Banditen, die Banditen!" schreiet Annunciate voll Entsetzen auf, und Camilla selbst, vom Schrecken gefaßt, hemmt die Schritte. Diese glaubt, daß der Mensch, der ihnen begegnet, den Mördern entlaufen sey, jene, daß er, selbst Bandit, es auf ihr Leben angesehen habe. Der Fremde hält auch im eilenden Laufe inne. „Nicht hier, sagt er: dort haben die welschen Meuchelmörder ihr Meisterstück gemacht!" An seiner gebrochenen Aussprache erkennt man den Ausländer. „Um Gotteswillen, ruft er: säumt nicht, zeigt mir das Haus eines Wundarztes!" Camillens Begleiterin kennt einen in der Nähe. Das Mädchen selbst ist in der furchtbarsten Spannung; sie wagt nicht zu fragen, ihr Herz sagt den Orakelspruch. Sie klopfen einen Wundarzt heraus. „Mein Freund ist so eben von Banditen niedergedolcht, sagt ihm der Fremde: ich hoffe wenig, indeß müssen wir doch alles aufbieten. Dort vor dem Pallaste, er wußte ihn nicht zu bezeichnen: fand ich ihn im Handgemenge mit vier Banditen. Sie entflohen, als ich zu Hülfe eilte, zwei aber decken mit ihren Leibern den Wahlplatz. Er sank eben nieder, als ich kam, und die Fliehenden schlugen ein höllisches Gelächter auf, als sie, rückgewendet, ihn zu Boden sinken sahen. Er verlangte, als ich ihn heim trug, nach der Marchese Camilla." So erzählte in abgebrochenen Sätzen, während des Hingangs, der brave Genosse des Gemordeten. Da aber schlug Camilla, vom Entsetzen überwältigt, zu Boden. Sie konnte nicht mehr zweifeln. Der Tod rieselte ebenfalls durch ihr Gebein. Glücklicherweise fing sie noch eine Säule des nebenlaufenden Porticus auf, und die Amme konnte sie in die Arme nehmen. — Die beiden Männer hatten den Zufall, der das nachfolgende Mädchen betraf, im forteilenden Gange nicht bemerkt. Mit Riesengewalt brachte aber augenblicklich der Geist den widerstrebenden Körper wieder zu Kraft. — „Komm, eile!" flisterte Camilla und bestrebte sie, der Fackel der Entfernten nachzukommen. Mit übernatürlicher Anstrengung gelang es ihr. Die Liebe macht ja Alles möglich. Und so wie des Mittlers göttliche Liebe die kalte Leiche des Jünglings von Naïn erweckte, so sollte Camillens irdische auch diesen Jüngling wieder erwecken, über dem schon der Genius des Todes die Fackel gesenkt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

Joseph Graf von Zurlo.

Eine ausführliche Biographie dieses berühmten Staatsmannes befindet sich in dem bekannten periodischen Werke „die Zeitgenossen," (Band IV. Heft XVI. vom Jahre 1819.) auf die wir hier um so mehr verweisen können, da sie aus sehr authentischen Quellen geflossen ist. Ihr Verfasser ist nämlich der Baron David Wenspeare, ein Mann von anerkanntem Ruf und Charakter, der jetzt zum Mitglied der neapolitanischen Regierungs-Junta erhoben, sich in den Jahren 1817 bis 18 in Dresden aufhielt, um deutsche Sprache, Kunst und Literatur zu studiren, wie er denn auch die genannte Geographie selbst deutsch geschrieben, und den Redacteur der Zeitgenossen selbst mitgetheilt hat.

Auch im Conversations-Lexicon (Band X. der 5. Auflage) ist in einem eignen Artikel des Grafen Zurlo gedacht, und wir halten es demnach hier um so überflüssiger, eine genaue Schilderung des Lebens dieses bedeutenden Mannes zu geben, da wir voraussetzen dürfen, daß beide Werke, das Conversations Lexicon sowohl, wie die Zeitgenossen unsern Lesern nicht fremd sind. Nur weniges aus dem früheren Leben Zurlo's mag daher, erinnernd gleichsam, hier angedeutet werden. Im 24. Jahre begann des Grafen Zurlo öffentliche Laufbahn. Als Rathgeber dem Staatsbeamten zugesellt, den der König von Neapel den unglücklichen Calabresen nach dem schrecklichen Erdbeben in dem Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum Trost und zur Hülfe schickte, benahm Zurlo sich hierbei auf eine so ausgezeichnete Art, daß von dieser Zeit an das in ihn gesetzte Vertrauen von Tage zu Tage wuchs, und er bald zu den höchsten Staatsämtern emporstieg. Was von ihm während seiner Function als Minister der Finanzen, der Justiz, des Innern gewirkt worden, übergehen wir hier um so mehr, da dieses alles in der oben erwähnten Biographie in den Zeitgenossen gehörig gewürdigt worden ist, so wie auch daselbst mehrere Züge von Großmuth und Uneigennützigkeit mitgetheilt sind, die Zurlo's Charakter auf's höchste ehren.

Mit Genehmigung seines alten Herrn war Zurlo im Jahr 1809 in die Dienste des neuen Beherrschers von Neapel übergegangen; er verharrte in ihnen bis zum Sturz der französischen Macht, wo er wieder in den Privatstand zurücktrat, wie in der Zeit von 1803 bis 1809, wo der Comthur Saratti (derselbe an dem er nachher höchst edel handelte, m. s. Zeitgenossen Heft XVI.) seine Entlassung bewirkt hatte. Nachdem er vorher noch, auf ihr Ersuchen, die Gemahlin Murat's bis Triest begleitete, lebte er bis im Sommer 1818 in Rom, einzig beschäftigt mit wissenschaftlichen und gelehrten Arbeiten, dabei aber in so dürftigen Umständen, daß er zum Theil von der Unterstützung eines Bruders sich erhielt.

Noch in demselben Jahre (1818) kehrte er mit Bewilligung König Ferdinand's in sein Vaterland zurück, und bei der jetzigen Umwandelung der Dinge ist ihm von neuem das Portefeuille des Innern übergeben.

---

* Das Bremer Adreß-Buch.

Ein Reichsthaler

ist unter dieser Benennung allhier von Jahr zu Jahr angekündigt, und ihm der Name der möglichsten Vollkommenheit beigelegt worden; wie weit aber das besagte Werk es bis hieher darin brachte, hat die Zeit gelehrt, und bei

vielen scheint es mir als wenn der neue Druck nach wenigen Abänderungen in der simpeln Jahreszahl verändert sey. Gerne verdient dahero das Sprüchwort allhier seinen Platz: „Geld geht vor Verdienst und Bemühung" mit jenem 1 Rt. per Exemplar verstanden zu werden.

Wie mangelhaft das hiesige Adreß-Buch ist, zeigt folgender Thatbestand der Bevölkerungs-Liste von Bremen. Nämlich: auf die Alt-, Neu- und Vorstädte rechnet man eine Bevölkerung von wenigstens 37,000 Seelen, worunter 5925 Ehelente, 309 Wittwer, 1483 Wittwen, 995 unverheirathete Personen beiderlei Geschlechts, 586 Geschwister bei ihren Verwandten, 14438 Kinder bei ihren Eltern, 2050 hiesige Gehülfen und Hausgesinde, 3459 fremde Gehülfen und Hausgesinde, 470 allhier wohnende Fremde, 270 Hiesige, welche sich in der Fremde befinden. Die in den Casernen wohnenden Soldaten und Kinder in frommen Stiftungen und die in den Gefangenhäusern befindlichen mit hinzu gerechnet.

Aus dieser Liste nehme man nun einen Auszug, und sehe wie Vielen darunter kein Platz in gedachtem Buche eingeräumt worden. Wer sich diese Mühe giebt, wird finden, daß das Bremer Adreß-Buch kaum 4300 hiervon anführt, daher man auch täglich hört „im Adreß-Buch finde ich ihn nicht angemerkt."

N — b — r.

Aus Paris.

Folgender Vorfall hat die Pariser in diesen Tagen sehr belustigt.

Da um die jetzige Jahreszeit die Bühnen in den Provinzen geschlossen werden, strömen die Künstler nach Paris, um hier Engagements zu suchen, die aber sehr selten zu erlangen sind. Eine Aktrice, welche Anstands-Rollen spielt, langt auch hier an, läuft sich fast außer Athem, kann aber nirgend ankommen. Da rafft sie — leben will der Mensch doch auch — einige andere Subjekte beiderlei Geschlechts zusammen und kündigt in einem kleinen, unweit Paris gelegenen Städtchen eine Vorstellung an. Die Billets gehen reißend ab; eine gute Einnahme ist gewiß. Die Direktrice setzt sich mit ihren Collegen an eine wohlbesetzte Tafel; man ißt, trinkt tüchtig — trinkt zu viel. Der Wirth zittert für die Zehrung; denn Helden und Heldinnen liegen schon zu Boden. Es wird gemeldet, daß das Haus schon überfüllt sey, ein zweiter Bote berichtet die Ungeduld des Publikums und bringt zugleich den Befehl des Maires, daß das Schauspiel beginnen sollte. Umsonst versucht die unglückliche Direktrice, die Schläfer zu wecken, keiner regt sich. In dieser Verlegenheit fliegt sie auf die Bühne und haranguirt die Zuschauer mit folgenden Worten: „Meine Herren und Damen. Wir haben Mahomet angekündigt, aber der Schauspieler, welcher den Propheten darstellen soll, hat gegen eine gewisse Vorschrift des Korans gesündigt und kann nicht auftreten. Nehmen Sie mit der schönen Schläferin im Walde (la Belle au bois dormant vorlieb!" Ein Vaudeville statt eines Trauerspiels! Das Publikum war es indessen zufrieden. Nun ließ die Direktrice, die sich an ihren Genossen für die Verlegenheit rächen wollte, in die sie sie versetzt hatten, dieselben, noch tief schlafend, nach dem Theater tragen, jeden, das Gesicht dem Publikum zugewendet, auf einen Lehnstuhl setzen, und befiehlt, den Vorhang erst nach zehn Minuten zu lüften. Unterdeß gewann sie das Weite und hatte das Glück, einen Wagen zu finden, der sie nach Paris zurückbrachte. — Das Publikum amüsirt sich indeß mit Schreien und Pfeifen; der Maire macht seine Autorität geltend, der Vorhang geht in die Höhe — und — man kann

sich das allgemeine Erstaunen denken, wie nach langem Harren keiner der Darsteller ein Zeichen des Lebens von sich giebt. Endlich wird es bekannt, was sich zugetragen hat, Alles will die Bühne stürmen oder das Stück gespielt wissen; aber der vermittelnde Maire macht Alles zu lachen, indem er folgende Anrede an die Zuschauer hält: „Sie wollen das Stück sehen? Gut! aber der Sage nach, welcher das Vaudeville nachgebildet ist, schlafen die Personen dieses Dramas hundert Jahre. In dieser Zeit würden Sie sämmtlich Ihre Geschäfte versäumen, ich will Ihnen deshalb Contremarken geben, die noch nach hundert Jahren gültig seyn sollen.“ Man lachte, und niemand verlangte sein Geld zurück. Den Weinwirth entschädigte der Maire von einem Theile der Einnahme, und der bedeutende Ueberschuß, nach Abzug aller Kosten, ward den Armen des Städtchens zugewendet. Den Schauspielern deutete der verständige Maire zugleich an, daß sie in Zukunft mäßiger seyn sollten, und entließ sie mit einem Zehrpfennig. — Das Geschichtchen ist wahr und gewiß drollig genug.

* Dreisylbiges Worträthsel.

Freudig hier, und ängstlich dort
Wandeln auf dem Erdenrunde
Meine Ersten, — ihre Kunde
Pflanzte sich durch Schifffahrt fort,
Doch du nennest ihren Ort
Nach dem Laut aus ihrem Munde;
Ach! dort trennt sie Raub und Mord,
Sclavenkette hält sie dort,
Hier vereinen sie zum Bunde
Sich, mit Brüdertreu im Munde.

Grauenvoll mein Letztes ist,
Ja, die Hölle hat's geboren,
Unter seinem Stampfen sprießt
Nie ein Blümchen, und die Horen
Jammern, wenn sich's Scheu verloren,
Brüllend auf die Ersten gießt.

Aber jauchzt! das hehre Ganze
Ward geäzt mit Strahlenglanze
In der Menschheit Adelsbrief,
Als sich hob mit fester Treue
Deutscher Heldenmuth auf's Neue,
Der gebannt in Fesseln schlief.

Soll das Lezte nimmer wieder
Wild die Ersteren verheeren!
O so laßt uns, deutsche Brüder,
Redlich, mannhaft, warm und bieder
Jährlich noch das Ganze ehren!

C — r.

D — s

Auflösung der Charade in Nro. 83.

Iserlohn.

Der beliebte Comtoir-Kalender für das Jahr 1821 mit dem richtigen Postenlauf sämtlicher Posten in Bremen, hat die Presse verlassen und ist Papenstraße Nro. 22 und bei allen Herren Buchbindern zu haben.

Der Beifall, den das Hanseatische Taschenbuch in den Jahren 1815, 16, 17, 18, 19 und 1820, allgemein gefunden hat, veranlaßt mich zu der Herausgabe eines Aehnlichen für das Jahr 1821.

Das Format dieses Taschenbuchs wird zweckmäßig gestaltet, Druck und Papier gut, und der Inhalt desselben ansehnlich vermehrt und verbessert werden. Viele Handels-Bemerkungen und Lokal-Notizen, so wie auch eine kleine Landcharte von dem Territorio Bremens mit dem Weserstrome bis zu dessen Ausfluß, in Stein gedruckt, werden demselben ein allgemeines Interesse gewähren.

Den Weg der Subscription wähle ich auch dieses Jahr, und ersuche meine geehrten Freunde und Gönner um gütige Unterzeichnung Papenstraße Nro. 22. und bei mir.

Georg Jöntzen. Weidestr. Nro. 10.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 85.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 22. October 1820.

Die schöne Römerin.

(Fortsetzung.)

7.

Dort lag er. Wie ihn Camilla im Traume gesehen, so hatte das Blut die blonden Locken gefärbt. Ueber dem dunkelblauen Auge, worin der Geist der Liebe und Treue waltete, hatte die Nacht, vielleicht die ewige, ihr Zelt aufgeschlagen. Die blühende Röthe der Wangen war erloschen. So erbleicht Luisens Blume, die rosige Hortensia, wenn sie mit ihrer Fülle der Menschen Augen lange genug erfreut hat. Keine menschliche Macht hätte das römische Mädchen zurückgehalten, sich auf den unendlich geliebten Leichnam zu werfen und mit ihren Thränen das Blut abzuwaschen. Der Wundarzt mußte sie halb mit Gewalt, halb mit der Warnung: er könne sonst nicht helfen, zurückbringen. Der Schleier war mit seinem innersten Blute getränkt; denn die gefährlichste Wunde war tief in die Brust eingedrungen. Der Arzt that sein Geschäft. Er flöß'te dem anscheinend Todten Tropfen ein, aber lange dauerte es, ehe er das Auge wieder aufschlug. Und, als er es that, als er Camillen an seinem Lager erblickte, da drängte sich der erste Lebensseufzer aus seiner Brust empor, daß der ungeschickte Verband, den die Hand der Freundschaft angelegt hatte, sprang und der warme Blutstrom sich wieder Bahn brach. Der Wundarzt mußte eilen. Er legte einen meisterhaften Verband auf die Wunden, wovon jedoch die meisten leicht waren. Camillens Geldbörse und Versprechungen vermochten ihn, seine Bestrebungen zu verdoppeln; doch zuckte er finster die Achseln, meinend: daß zwar der edeln Gefäße keines verletzt scheine, der Stand aber dennoch schwer seyn werde, da der Kranke zu viel Blut verloren habe. Binnen 24 Stunden müsse sich der Kampf des Lebens mit dem Tode enden. „Dann nimmt er mich mit sich!" sagte Camilla mit einem Blicke

der rührendsten Liebe auf ihren Freund, der nach dem Genusse der ersten Arznei in einen linden Schlummer verfiel.

Camilla hatte sich zu den Füßen des Bettes auf die Kniee geworfen. Die mattherabhängende Hand netzte sie mit Thränen, aber kein Druck antwortete ihren Liebkosungen. Jetzt konnte sie ihren früheru Wunsch erfüllen und nahm ihm die blutgetränkte Locke, sie, als ein unschätzbares Kleinod, im Busen verwahrend. Der Wundarzt mußte, auf ihr Verlangen, die Krisis abwarten. Sie hatte ihn fürstlich dafür gelohnt.

Sie selbst harrte bis der Morgen dämmerte in der büßenden Stellung. Ihr Opfer blieb nicht ohne Belohnung. Denn da öffnete er, gestärkt vom weichen Schlummer, das Cyanenauge. Ein Dämmerschein von Freude flog über die blassen Wangen, er erkannte das Licht seines Lebens, die unbeschreiblich reizende Büßerin. Sein Mund versuchte zu lächeln, aber schmerzlich wurde das Lächeln, denn die Wunden verboten ihm noch jede Muskelbewegung. Eine leise Bewegung wurde in der Hand fühlbar. Er wollte die des Mädchens dankbar drücken, aber die Kraft versagte ihm. Dann ging sie mit Annunciaten zurück, als das kranke Auge sich wieder schloß, versprach aber Rheinbergs Freunde: allnächtlich wieder zu kommen. Der Wundarzt gab immer mehr Hoffnung.

Der erste Tag verging Camillen unter unendlichen Qualen. Ach, die Sonne hatte nie so lange verweilt, die Schatten der Ruinen wollten sich nicht verlängern, die Verkündiger des friedlichen Sabbaths, die goldnen Sterne wollten nicht erscheinen. Zwar hatte Annunciate — denn wie hätte Camilla leben können, ohne zu wissen, ob er lebe — erkundet, von den Hausgenossen, daß der Fremde noch athme, aber zweifelhaft war immer noch der Zustand. Endlich kam die Nacht, die Ruhebringerin für so viele beklommene Herzen des weiten Erdballs, endlich breitete sie ihre Flöre aus und die Sterne begannen ihren Reigen und Luna, die Führerin, ordnete sie. Die Ruinen warfen ihre riesigen Schatten über die schweigenden Straßen. Jetzt war es Zeit. Die Pflegerin flog auf Flügeln der Liebe zum Schmerzenlager. Der Wundarzt kam ihr mit dem besten Troste entgegen. „Freuen Sie sich, Signora, dem Tode ist der Stachel genommen, er wird gesunden. Die Vorzeichen des Heils sind da!“ sagte er ihr mit leuchtenden Augen.

Da regte die Liebe zum Leben, welche gestern und heute in schwerer Hülle gelegen hatte, sich wieder lebendig in Camillens Busen. Die Pforten der Erdenfreuden waren ihr wieder aufgethan und die Myrthengewinde der Liebe, durchflochten mit strahlenden Rosen, überwölbten ihre stolzen Bogen.

Camilla besuchte jede Nacht das Krankenbette. Jede Beschwerde, jede Hülfe übernahm sie, so ungewohnt der edlen Tochter des Marchese, von so vielen Händen stets bedient, das Amt der Krankenwärterin war. Die Liebe kochte des Hippokrates Tränke, legte ihm mit zarter Hand den Verband auf, ohne von Schwindel befallen zu werden, wenn das purpurne Blut ihre Finger näßte, lauschte auf jede Bewegung, jeden Augenwink des Schwachen. Niemand durfte sie hindern. „Das ist mein Geschäft,“ sagte sie sanft und liebreich: mir gilt Er mehr als Euch.“ Rheinbergs Freund mußte fest geloben, das Geheimniß treu zu bewahren. Und so ahneten selbst die Wirthleute nicht, daß eine der edelsten Töchter ihrer Vaterstadt den Dienst der barmherzigen Schwester am unglücklichen Fremdlinge übte. Wohl aber wunderte sie es, wie des Jünglings Heilung mit Riesenschritten

vorwärts eilte. Und wenn diese Nächte reizender für die keusche Camilla waren, als sie es für glückliche Bräute sind, denn der Cherub der Liebe lächelte mild in der lampenhellen Kammer; so waren auch die Tage nicht ohne Genuß für das liebende Mädchen.

Annunciate hatte einen Briefträger gewonnen, der treu und schlau seine Dienste verrichtete. Einen kleinen Apfelsinen-Verkäufer, einen Knaben von zehn Jahren, hatte sie geworben, der Morgens und Abends ihr Nachricht von dem Freunde bringen mußte. Morgens legte er den Krankenbericht, den Rheinbergs Stubengenosse schreiben mußte, unter eine einsamliegende, rehmberankte Säule des Janiculus, wo Annunciate ihn abholte, oder an einen andern sichern Ort, der beredet wurde; gegen Abend kam Camilla selbst, den Brief unmittelbar von dem kleinen Zwischenträger in Empfang zu nehmen. Um 4 Uhr machte sie nämlich, ihre Gesundheit wieder herzustellen, die allerdings schwer gelitten hatte, einen Spaziergang mit der Kammerfrau. Daß ihr unter dem Severusbogen der kleine Handelsmann regelmäßig entgegen kam, seine Früchte ihr anzupreisen, die ächten Erzeugnisse jenes Baums der Erkenntniß, wie sie der kleine Schalk nannte, fiel weiter nicht auf. Daß sie von ihm kaufte, weil der Junge ein Amor selbst an kindlicher Schönheit war und weil seine Apfelsinen die frischesten, würzigsten im ganzen Rom waren, war eben nicht befremdlicher. Alles war ganz natürlich. In der schönsten Apelsine aber, die auf dem Boden des Körbchens lag und ausgehöhlet war, befand sich das Briefchen, zierlich geschrieben und zusammengerollt. Das erbrach sie dann geheim und las den Inhalt, der von Tage zu Tage befriedigender ausfiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Pferdezucht in England und über das englische Wettrennen.

Ueber diese Gegenstände theilen wir aus der Schrift des Herrn Kreisdirectors von Knobelsdorff: „über die Pferdezucht in England" (Berlin bei A. Rücker. 12 gr.) folgende interessante Nachrichten mit, bemerken dabei, daß der Herr Verfasser mehrmals in England anwesend war, und seit 20 Jahren ein bedeutendes Gestüt auf seinem Gute Sellin in der Neumark unterhält.

England erzieht, mit Ausnahme Arabien's, die schönsten Pferde in der Welt, und merkwürdig ist es, daß man daselbst die Pferde wohlfeiler erziehen und verkaufen kann als in Deutschland, obschon dort in der Regel das Futter und die Arbeit der Menschen den dreifachen, der Grund und Boden, auf welchem die Pferde erzogen werden, aber den zehnfachen Werth gegen den hiesigen hat.

Man kann die englischen Pferde nach ihrer mehr oder weniger edeln, d. h. vom morgenländischen Blute herzuleitenden Abkunft in ganz edle, halb edle und unedle theilen. Das zum Ackerbau und zur Bewegung schwerer Lasten gebräuchliche Pferd gehört zur letzten Art. Die besten Ackerpferde zieht Suffolk. Das große schwere Karrenpferd ist zur Zeit des Ritterwesens, als man für geharnischte Reiter starker Pferde bedurfte, aus Dännemark, Deutschland, vorzüglich aber aus den Niederlanden eingeführt worden, und man trifft es noch jetzt von riesenartiger Größe an. Ein berühmtes Thier dieser Art der Elephant, maß 7 Fuß 8 Zoll, die Breite seiner Brust war fast 3 Fuß, seine Länge aber 8 Fuß, sein Hufeisen durfte nie unter 8 Pfund wiegen.

Der Preis dieser Pferde ist selten unter 20 Guineen, die, welche sich durch ungeheure

Größe auszeichnen, kosten 80 bis 100 Guineen. Bei schwerer Arbeit erhalten sie bei Heu Stroh, Bohnen; diese und grüne Wicken, während der Sommer-Monate, sind überhaupt das gewöhnlichste Pferdefutter: seit einiger Zeit hat man aber begonnen, Hafer und Bohnen ungedroschen, mit Heu vermischt zu Häcksel geschnitten, mit Vortheil zu füttern.

Diese Pferde schaffen die größten Lasten fort, und man hatte zu dem Ende vor einigen Jahren Wagen erfunden, welche von 4 Pferden gezogen, hinten aber von 2 Pferden mittelst einer schweren Deichsel fortgestoßen wurden.

Um die Abkunft eines edeln Pferdes zu bezeichnen, bedient man sich des Ausdruckes: Blut. Ein Pferd von edler Abkunft von Vater und Mutter durch mehrere Generationen heißt ein Vollblutspferd. Die Abstufungen sind: drei Viertel, ein halb, ein Viertel und etwas Blut

Die Vorliebe der Engländer für Pferde macht, daß ein großer Theil der Landwirthe in den meisten Provinzen wenigstens jährlich ein Pferd aufzieht; als vollständiger Zweig der Landwirthschaft wird Pferdezucht eigentlich nur in der Grafschaft York angesehen, und es ist hier die Zucht des gemischten Blutes einheimisch.

So groß auch die Menge der Pferde seyn mag, die man jährlich nach dem Continente von Europa, nach den beiden Indien und nach Nordamerika ausführt; so ist die Zahl doch nur unbedeutend gegen diejenige, welche der Bedarf der Nation erfordert, indem in England fast nur der Bettelnde zu Fuß geht, und unmittelbar nach dem eignen Hemde das eigne Pferd in der Reihe der Wünsche folgt. Es ist in der That in neuern Zeiten laute Klage über die zu große Vermehrung der Pferde entstanden, welcher weder Theurung noch Taxen Grenzen setzen können, man findet in ihr eine Quelle der Brodnoth und des Elends der untern Classen des englischen Volks.

Der Preis der halbveredelten Pferde ist sehr verschieden; die, welche als Handelswaare nach Deutschland kommen, sind größtentheils nur von halbem oder ein Viertel Blute und werden von den Züchtern für einen Preis verkauft, für welchen man in Deutschland kein Pferd erziehen kann. So sonderbar dies auch scheinen mag; so ist es dennoch leicht zu erklären, einmal weil die Pferdezucht mit größerer Sorgfalt betrieben wird und nicht in den Händen einiger Gestütbesitzer, sondern allgemein verbreitet ist, sodann aber weil den Pferdezüchter in England oft Glücksfälle treffen, wie solche in keinem andern Lande sich zutragen können, da die bessern und besten Pferde zu den höchsten Preisen bezahlt werden, und jeder Pferdezüchter die Hoffnung hat, solche zu erzielen. — Der Durchschnittspreis eines vollkommen makellosen 3½- bis 4jährigen Pferdes dürfte etwa 35 — 40 Guineen seyn.

Bekanntlich ist das Morgenland und besonders Arabien das Vaterland des edelsten Pferdegeschlechts. Man soll dessen Fortpflanzung in England schon unter der Regierung Eduard's II. (1307 — 1327) begonnen haben; es zeigte sich jedoch erst unter Karl II. (1660 — 1685) ein entschiedener Fortgang. Dieser König hatte eine große Leidenschaft für Pferde, und scheint solche der Nation mitgetheilt zu haben. Er verwendete Summen, welche für jene Zeit ungeheuer waren, auf den Ankauf von Zuchtstuten im Oriente, welche man noch jetzt für den ursprünglichen Stamm der Vollblutspferde hält, auch nahm unter seiner Regierung das Pferderennen seinen Anfang.

Von jener Zeit sind fortgesetzt arabische und türkische Hengste eingeführt worden, und das Geschlechtsregister der edlern Pferde in England, 304 eng gedruckte Seiten, führt 21 an, welche für die vorzüglichsten gehalten wurden, und deren Nachkommenschaft die reine englische Wettrenner Race hervorgebracht hat. Die in spätern Zeiten eingeführten arabischen Pferde haben jedoch keine so vorzügliche Nachkommenschaft erzeugt, als die frühern, daher auch gegenwärtig der Sprung der vorzüglichsten englischen Hengste in dem Racing Kalender, der jährlich erscheint, und alles, was auf das Wettrennen und auf die Zucht der Blutpferde Bezug hat, enthält, zu 10 bis 25 Guineen, der von den arabischen Hengsten aber zu 5 Guineen angekündigt stehet.

Bei der Zucht der Vollblutpferde steht als Hauptgrundsatz fest, die zu nahe Verwandtschaft zu vermeiden. Die berühmtesten Hengste, von welchen alle ausgezeichneten Wettrenner abstammen, sind: Harold, Matschem und Eclipse. Von diesen soll Matschem seinem Eigenthümer 120,500 Pf. St. eingebracht haben. Eclipse, geboren 1764, wurde anfänglich für 20, dann für 1000 und zuletzt für 1750 Guineen verkauft, und bedeckte für 100 Guineen, ein Preis, der nachher nie wieder bezahlt ist; er ward nie überwunden. Er soll seinem Eigenthümer 162,000 Pf. St. eingebracht haben. Dieses Pferd legte in 4 Minuten 45 Secunden den Raum einer deutschen Meile zurück.

Schönheit der Gestalt ist für einen Wettrenner nur die zweite Eigenschaft, erwiesene oder muthmaßliche Schnelligkeit, verbunden mit sichtbarer Kraft, die erste. Die Fohlen von der vorzüglichsten Abkunft werden entweder einjährig, oder noch vor ihrer Geburt verkauft; leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß der Zweck dieser Thiere ein hohes Spiel ist, wo der Zufall immer mitwirkt, und bei welchem die Spieler sich seiner auf jede mögliche Weise zu bemeistern trachten. Der Preis dieser Fohlen ist zwischen 20 bis 400 Guineen. Diejenigen Züchter, welche von geschätzten Stuten und einem in der Mode seyenden Hengst Fohlen ziehen, kündigen ihre Zucht an, ehe sie geboren wird, und fordern für ein Hengstfohlen 130, für ein Stutfohlen 70 bis 80 Guineen, abzuliefern um den fünften oder sechsten Monat.

Von dieser Zeit an werden die Fohlen entweder bis zum zweiten oder dritten Jahre, je nachdem sie in dem einem oder andern Jahre zum Wettlauf bestimmt sind, mit großer Sorgfalt gepflegt. Einige Monate vor dem Wettlauf werden aber sowohl alte als junge Pferde einer besondern Behandlung, welche man das Trainiren nennt, unterworfen. Diese geben besondere Kunstverständige, und in der Nähe der Orte, wo Wettrennen gehalten werden, sind besondere Trainir Anstalten. Jedes Pferd erhält dabei seinen eigenen Stall, in welchem es in der Regel ungebunden steht. Es hat seinen eigenen Wärter gewöhnlich wegen der bei'm Reiten erforderlichen Leichtigkeit ein Bursche von 12 bis 14 Jahren, der mit dem Pferde hingesandt wird. Dieser steht buchstäblich den ganzen Tag hinter dem bei rauher Witterung mit mehreren wollenen, im Sommer mit einer leinenen Decke behangenen Pferde, putzt es zweimal sorgfältig und reitet dasselbe täglich zweimal. In gewissen Perioden erhält das Pferd täglich Medicamente, und seine Fütterung und tägliche Bewegung geschehen nach gewissen Regeln. Daß bei dem Trainiren viel Gaukelei getrieben wird, versteht sich von selbst, auch ist der Preis dafür monatlich nicht unter 20 Guineen.

Die Wettrennen wurden, wie schon erwähnt von Karl II. angeordnet, theils um die Pferde

zucht zu heben, theils um dem Volke, welches durch die kurz zuvor Statt gefundenen Unruhen und Zerrüttungen gebeugt war, öffentliche Ergötzlichkeit zu verschaffen. Anfangs fanden sie blos für die vom Könige an jedem Orte ausgesetzten Preise Statt; dann stellten die Communen mancher Städte und reiche Einsaßen Preise aus, um den Städten Nahrung zu verschaffen; endlich aber kam es dahin, daß der Gewinn öffentlicher Preise nur Nebensache, das Wetten unter einander aber Hauptsache wurde, wodurch die Leidenschaft dieser unbedenklich dem Spiele und der Gewinnsucht sehr ergebenen Nation bis auf einen Punct gesteigert ward, welcher bei keinem andern Volke wahrgenommen wird. Denn ausgemacht ist es, daß alles Unheil, welches das Spiel in andern Ländern veranlaßt, gar nicht mit dem zu vergleichen ist, welches die tolle Wuth, auf die Schnelligkeit der Pferde ungeheure Summen zu wetten, in England herbeiführt, und nach der Versicherung einer Person, die es beurtheilen konnte, soll in Newmarket allein jährlich mehr Geld gewonnen und verloren gehen, als in allen öffentlichen Spielhäusern von Europa zusammen. Es sind aber der Plätze, an welchen Wettrennen gehalten, nicht weniger als 93.

(Der Schluß folgt.)

---

* Nützlicher Vorschlag.

In der 231 Nummer des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen vom 30. August 1817 finden wir folgendes „Wort zu seiner Zeit an „die Hausfrauen vornehmer und angesehener Familien."
welches auch von Bremens Hausfrauen beherzigt zu werden verdient.

Seit vielen Jahren war es nur unter Bürgerfrauen und unter den Frauen geringerer und weniger wohlhabenden Familien Sitte und Gebrauch, an Markttagen sich auf den Markt zu begeben und in eigner Person die daselbst zum Verkauf gebotenen Lebensbedürfnisse einzukaufen, und nur in wenigen größern Städten gingen die Hausfrauen vornehmerer und reicherer Familien in Begleitung ihrer Köchin oder einer Magd selbst auf den Markt, um daselbst einzukaufen, was man zur Speise brauchte. Jetzt aber, in einer Zeit, wo man so viele Vorurtheile, die der Stolz oder eine falsche Erziehung eingab, zu bekämpfen und abzulegen bemüht ist, hat man auch jenes Vorurtheil zu entfernen angefangen, als gereiche es einer vornehmen und angesehenen Frau weniger zur Zierde und zum Ruhme, ja vielleicht zur Erniedrigung und Geringschätzung, wenn sie selbst einkaufte, was zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse gehört. Aber gepriesen sey unsere Zeit, daß sie auch jenes Vorurtheil zu vertilgen sucht.

Sey um wirkliche Aufklärung und wohlgeleitete Bildung, oder die noch immer fortwährende Theurung der Grund und Ursache davon, die Frauen von vornehmen Stande und angesehenen Familien gehen jetzt (und ich höre auch, daß sich wirklich ein Verein unter solchen Frauen gebildet hat, in und mit der Absicht, in eigner Person auf dem Markte die Speisen zu erhandeln und einzukaufen), in Begleitung ihrer Köchin oder Magd selbst auf den Markt und kaufen die Bedürfnisse für die Küche ein.

Heil und Ruhm Euch, Ihr edeln, deutschen Frauen! So wie Ihr jenes Vorurtheil, als wäre es Eurer Würde zuwider, Eure Kinder an eigner Brust zu stillen, oder sie beim Ausgehen selbst zu tragen, zu Eurer unvergänglichen Ehre bekämpft und abgelegt habt, so

habt Ihr auch dieses überwunden und von Euch entfernt! Ein großer Vortheil gesellt sich auch zu Eurem Ruhme; denn von jetzt an werden die Dienstboten, über deren Veruntreuungen und Sittenverderbniß schon seit längerer Zeit bittere Klagen überall ertönten, weniger und seltener Gelegenheit erhalten, unerlaubten Gewinn zu treiben und sich des Betrugs und Diebstahls schuldig zu machen; und oft ist auch das schon ein Mittel zur Besserung für die Fehlenden, daß man die Gelegenheit zu dem, was man liebt und doch nicht lieben und üben sollte, entfernen muß. Das Gesinde wird nun besser und ehrlicher werden: denn es fehlt ihm nun die öftere Gelegenheit zum Betrug und zur Veruntreuung, und die eingekauften Dinge wird es mehr achten und besser damit umgehen lernen, wenn es bedenkt, daß auch die Hausfrau dieselben so sehr ihrer Aufmerksamkeit würdigte, daß sie dieselben selbst erhandelte und einkaufte. Und kann es wohl für den, welcher Gesinde halten muß, etwas wünschenswertheres geben, als einen treuen Knecht, eine treue, fleißige, sorgsame Magd zu haben?

Wenn die Frauen selbst einkaufen, werden sie immer das Bessere auswählen und zu erhalten suchen, während die Mägde oft gleichgültig dagegen zu seyn pflegen. Man wende nicht etwa ein: wenn solche vornehme Frauen selbst kommen, so müssen sie, indem die Verkäufer mehr fordern, auch mehr bezahlen; denn der Landmann und die Seinigen urtheilen: wer reich und gut gekleidet ist, kann und soll auch mehr bezahlen. Dieser Einwurf hat im ersten Augenblick viel für sich, allein die Sache näher erwogen, ist er leicht zu widerlegen, denn auch Vornehme wissen sehr wohl zu handeln und werden es thun, und wenn auch im Anfange manche Hausfrau etwas Weniges mehr, als ihre Magd, bezahlt haben sollte, fällt auch dieses in Zukunft weg, wenn die Sitte, die wir hier empfehlen, länger und mehr geübt worden ist.

Biographische Skizzen aus der Gegenwart.

Marschall Kellermann.

— Der jetzt verstorbene Französische General Kellermann, Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich, trat als gemeiner Husar in die Legion von Conflans und war schon 1791 zum General empor gestiegen. In dieser Eigenschaft ward er im Elsaß angestellt, wo er sich bemühte, die Kriegszucht unter den Truppen wieder herzustellen: eine Bürgerkrone, die er zu Landau erhielt, war der Lohn dieser Anstrengung, und zugleich der bei der Nationalversammlung ausgewirkten Erlaubniß, die Volksgesellschaften zu besuchen. Im August desselben Jahrs empfing er das Kommando über die Moselarmee, und nahm, nachdem er im September seine Vereinigung mit Dümouriez bewerkstelligt hatte, die Stellung bei Valmy, einem Dorfe in der Champagne, ein. Hier hielt er am 20. September den bekannten Angriff aus, der sich durch die fürchterliche Kanonade, welche der Herzog von Braunschweig, wiewohl fruchtlos, auf die Stellung machte, auszeichnete. Bei dem darauf erfolgten Rückzuge der Preußen aus der Champagne klagte ihn Dümouriez mehrerer begangener Fehler, z. B. daß er Mainz und Trier nicht weggenommen habe, bei dem Konvent an; Kellermann aber wußte sich nicht nur zu vertheidigen, sondern er ward auch nach und nach an der Mosel, bei der Alpenarmee, und endlich bei der Belagerung von Lyon angestellt, welche letztere er jedoch,

wahrscheinlich aus Menschlichkeit, so saumselig betrieb, daß er der Verrätherei beschuldigt und ins Gefängniß geworfen wurde, aus welcher er erst nach Robespierre's Sturz durch einen Ausspruch des Revolutionstribunals, am 8 November 1794, seine Freiheit wieder erhielt. Im folgenden Jahre erhielt er das Kommando der Alpen- und Italienischen Armee, mußte jedoch Buonoparte weichen, der bald darauf als Obergeneral der Italienischen Armee nach Italien kam. Nachdem er 1797 nach Paris zurück gekehrt war, erhielt er vom Direktorium den Befehl, Lyon in Belagerungsstand zu versetzen, und sodann die Gensdarmerie zu organisiren. Im folgenden Jahre ward er zu einer Generalinspektion ernannt, und erhielt im Theater zu Angers eine Krone, die er sogleich den konstituirenden Autoritäten übersandte. Hierauf trat er in die Kriegskanzlei, dann in den Erhaltungssenat, von welchem letztern er am 2 August 1801 zum Präsidenten ernannt wurde. Am 3. Juli 1803 erhielt er den Titel eines Großoffiziers der Ehrenlegion, ward bald darauf zum Reichsmarschall erhoben und mit der Senatorie von Kolmar belehnt. Später schenkte ihm Napoleon den Johannisberg, und im Jahr 1808 ward er Herzog von Valmy und Oberbefehlshaber der Kanalküsten-Armee. Bei dem Ausbruche des Kriegs mit Oesterreich 1809 ward ihm die Organisation der Neukonskribirten im Elsaß übertragen. Diesen Wirkungskreis behielt er auch in den folgenden Feldzügen von 1812, 13 und 14. Nach der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich wurde Kellermann von Ludwig dem Achtzehnten ehrenvoll ausgezeichnet. Er wurde zum königl. Kommissar für die Militärdivision Metz, und bald darauf zum Pair des Französischen Reichs ernannt. Er starb zu Paris am 13. September Nachts im 83sten Lebensjahre.

---

* Logogryph.

Acht Zeichen sind's — einst waren sie hienieden
Und frühe Schuld verwischte ihre Spur;
Mit ihnen floh der reine Himmels-Frieden
Aus Evens Brust und öde ward die Flur. —
Auf Erden ist es keinem mehr beschieden,
Dem Menschen bleibt die süße Hoffnung nur:
Auch ihn werd' einst, nach bangen Erdentagen
Ein Seraph in die alte Heimath tragen.

Die Ersten Zwei und die drei letzten Zeichen
Nimm nun hinweg, dann zeigt sich deinem Blick
Ein Strafgericht — zum Warnungsvollen Zeichen
Verkündigt's Bösewichtern ihr Geschick:
Daß sie einst hier ein schmähylich Ziel erreichen;
Du wendest tief durchschauert dich zurück! —
Weh! weh dem Armen, der im Schlamm der Sünden
Also den Weg aus dieser Welt muß finden.

Und willst du nun, um wieder dich zu laben
Und zu zerstreuen den umwölkten Sinn,
Ein Wurzelwerk zu deinem Frühstück haben? —
So wirf blos die zwei Ersten Zeichen hin;
Du brauchst dann selber nicht danach zu graben
Es bietet täglich die Verkäuferin
Im Frühjahr aus und giebt für einen Groten
Dir mehr als deine Zähne gerne schroten.

H — ll —

Auflösung des Worträthsels in Nro. 84.

Völkerschlacht.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 86.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 26. October 1820.

* Scenen aus den Maccabäern von Rhode.

1. Aufzug, 1. Scene.

Salmonea.

Stiller wird es, Dank dem Herrn
Und das Kriegsgetöse scheint
Sich den Wällen zu entfernen.

Deines Volkes Jammer sieh
Gottheit Zions! ihm entreisse
Diese Kinder, diese Greise,
Trostberaubte Mütter, die
Hier vor deines Tempels Stufen
Flehend auf zum Himmel rufen, —
Gib den Trost den sie verlor,
Gib den Sohn der Mutter wieder,
Hebe Du dein Volk das nieder
In dem Staube liegt empor.
Laß sie nicht die Hoffnung trügen,
Gott! durch Dich einst obzusiegen.

Israelitin.

Aber kann der Herr das Leben
Allen jenen wiedergeben,
Die als Opfer sind gefallen,
Seit Antiochus die Mauern
Dieser heil'gen Stadt berennt?

Salmonea.

Israeliten, euer Trauern,
Als gerecht hab' ichs erkannt,
Doch warum die Klage mir.
Mir der Maccabäer Mutter?
Sahst du [sie nicht erst erreicht,
Von dem Schlage der sie beugt,
Vom Allmächtigen gesendet,
Kern hingebend, so wie sie,
Den gerechten Schmerz besiegen.
— — — — — — —
Freunde! Mütter aus Judea!
Wenn ihr zu erliegen glaubt
Seht in mir, in Salmonea
Die unglücklichste der Mütter.
Und im Muth den sie euch zeigt,
Sey ein Beispiel euch entfaltet,
Wie man seinen Willen beugt
Dem, der in den Sternen waltet. — —
Seht! zum Tempel eilt ein Krieger,
Von des Volkes Strom umringt

Freunde zweifelt nicht er bringt
Uns die Nachricht von dem Siege. — —
Welche Botschaft Jonathan?

Jonathan.

Alle Hoffnung ist entschwunden,
Denn Judeas euer Sohn,
Der in Feindes Lager schon
Seine Fahnen siegreich lenkte,
Ward vom wilden Heliodor,
Seinem Gegner, überwunden.
Uns verfolgend nach der Stadt
Seines Vortheils sich ersehend,
Drang der Feind mit in das Thor,
In die innern Werke vor.

Salmonea.

Herr! so muß ich mein Gebet,
Muß ich deines Volkes Flehen
Denn von dir verworfen sehen.
Diese Thränen die, o Schmerz!
Dieses Tempels Stufen netzten. —
Nur noch einen Schlag den letzten,
Für dies bange Mutterherz:
Wo sind meine Söhne?

Jonathan.

Sie
Sah ich in des Kampfs Gewühl.
Mancher tapfre Streiter fiel
Unter ihres Schwertes Streichen,
So mit sieggewohnter Hand
Thürmten Leichen sie auf Leichen,
Aber endlich übermannt,
Mußten sie der Menge weichen.
In Jerusalem zurück
Wird Judeas deinem Blick,
Unser Fürst, alsbald sich zeigen,
Sieh hier kommt er.

Zweiter Aufzug, 3. Scene.

Antiochus.

Krieger! eure Tapferkeit
Deren Ruf so weit ergangen,
Bürgt euch die Zufriedenheit
Eures Königs. Eure Thaten
Welche die Unsterblichkeit,
Eures letzten Sieges sichern,
Schon bezeichnet sind sie mir
Euren König werdet ihr
Sie mit Ehren krönen sehen.

Heliodor.

Deine Weisheit die uns leitet,
Und der Donnerer allein,
Hat uns den Triumpf bereitet.
Du verordnest, wir gehorchen.
Aber noch steht sie geborgen,
Deren Sturz dein Zorn beschwor,
In dem Schutz von ihren Wällen
Hebt die Hauptstadt der Rebellen
Trotzig noch ihr Haupt empor.
Doch in ihrer Mauern Schutt
Die vor deinem Zorn erbeben
Soll die Frevler sie begraben,
Welche die erfrechten Stirnen
Gegen den Gebieter heben.
Sieh! der muth'gen Krieger Zürnen,
Deines Sieges sichres Pfand.

Antiochus

Eine frohe Vorbedeutung,
Nehm ich es von ihrer Hand.
Eben bringt man mir die Zeitung,
Theomie sey bald hier.
Die Eliten meiner Garden
Sendet in mein Hauptquartier
Die Prinzessin zu erwarten.
Dich ersetz ich Heliodor,
Sie bei Ankunft zu empfangen.
Du wirst sie, wenn dir zuvor
Mein Befehl ist zugegangen,
Her zu ihrem Vater führen.

Heliodor.

Diese Gnade muß mich rühren
Die der Wünsche höchste eint.
Krieger! hört es, macht euch fertig,
Würdig, wenn sie hier erscheint,
Die Prinzessin zu begrüßen.

Antiochus.

Eures Generals Verlobte.

Heliodor.

Was vernehm ich, welch ein Glück!
Welch ein Ruhm, mein Fürst! womit

Du den Diener überschüttest. —
Ich umfasse deine Knie.

Antiochus.

Wer den Thron vertheidigt nie,
Kann man den zu nah ihm stellen.
— — — — — —
Ach! warum bei aller Pracht
Allem Ruhm die mich umringen,
Kann der Hoheit Zaubermacht
Jenen Dämon nicht bezwingen,
Der in meinem Innern wühlt.

Heliodor.

Ist es möglich daß dem Herrn
Eines Welttheils, der, als König,
Ueber Könige befiehlt,
Etwas noch zu wünschen bliebe?
Deine Feinde sind besiegt,
Und die Welt dir unterthänig.

Antiochus.

Meine Feinde! mir genügt
Das bereits Errungne wenig
Noch in Fesseln nicht geschmiegt,
Sind sie alle, noch erzittern
Macht ein Name mich allein.

Heliodor.

Nenn ihn, wen kannst du noch scheun?
Dieses Schwert soll ihn zersplittern.

Antiochus

Jene Maccabäer.

Heliodor.

Sie?
Die sich freventlich bemühen
Als Empörer dieses Reich
Deiner Herrschaft zu entziehen? —
Schon zum Theil sind sie zernichtet.

Antiochus.

Noch vermag Gewalt und List
Nicht, daß sie mir Ruhe bürgten;
Auch wenn einer übrig ist,
Muß ich diesen einen fürchten.

Heliodor.

Fürchten diese Frevelhorde
Von Rebellen? die dein Grimm
Bald zerschmettert?

Antiochus.

So vernimm
Des Orakels ernste Worte:
Durch der Maccabäer Leben,
Sey das meinige bedingt.

Heliodor.

Nun geöffnet steht die Pforte,
Die sie zu dem Hades bringt.

Antiochus.

Halte Schwäche mir zu gut,
Aber dir muß ich gestehen,
Es hat mich der Heldenmuth
Jener Brüder tief erschüttert,
Wie ich freudig sie zum Tod'
Sah wie zum Triumphe gehen.
Die Erinnrung jener That,
Füllt mich jetzt noch mit Erstaunen.

Heliodor.

Ueberspannung — Schwärmerei —
Wuth ist es was sie entflammt.

Antiochus.

Wen die Politik verdammt,
Darf die Menschlichkeit beklagen.
Spreche nicht dem Elend Hohn.

Heliodor.

Sicherheit für deinen Thron
Gilt es, willst du ihr entsagen.

Antiochus.

Noch ein andres Mittel bietet
Des Orakels Ausspruch dar,
Als dieß Opfermahl und zwar,
Wenn der Maccabäer Einer,
Seines Gottes Dienst verlassend
Jenem Jupiters sich weiht,
Dann erlebt Antiochus
Seines Reiches Blüthenzeit.

Heliodor.

Kannst du ihren Staarsinn beugen?

*

Antiochus.

Wenn Mizael, der am Hofe
Meines Vaters ist erwachsen,
Des Vergnügens Reiz, der Ehre
Etwa noch empfänglich wäre.
Einer Hoffnung Sonnenblick
Wäre mir dann aufgegangen,
Sieh es wär' ein Meisterstück,
Könntest du mir diesen fangen.

Heliodor.

Meinen Nebenbuhler? — möglich
Mach ich die Unmöglichkeit
Wenn mein König mir gebeut. ꝛc.

10. Scene.

Judeas.

Israeliten! im Gebet
Sey der Ewige erhöht
Denn sein Arm hat es vollendet
Hat den Sieg uns zugewendet
Freier athmet sein Geschlecht.
Und die Brüder sind gerächt.
Mir verzeihen wirst du gern
Daß ich dankbar erst dem Herrn
Dieß mein Dank-Gefühl ergoß.

Theomie.

Die Gefangne kann sich nur
Ihrer Schickung unterwerfen.

Judeas.

Achtung gegen dein Geschlecht
Und das Unglück giebt ein Recht
Dir auf jedes Edlen Schonung,
In der Maccabäer Wohnung
Achtet man das Mißgeschick.
Laß mich deins zu mildern sorgen.
Bald vielleicht — vielleicht schon morgen
Werd' ich selber dich zurück,
In des Vaters Arme führen.

Mizael.

Du?

Judeas.

Ich hoff daß mir's gelingt.
Wenn ich ihr die Freiheit schenke
Daß sie der Versöhnung Bande
Um entzweites Völker schlingt
Sie soll uns den Oelzweig reichen.

Mizael.

Und die Klugheit sollte schweigen?

Judeas.

Laß die Richter Israels,
Seiner Edlen Rath, ein Fels
In dem Drange schwerer Zeiten,
Deinen König es entscheiden
Welche Frucht der Sieg uns zeigt,
In dem Pfand, das Gott vielleicht
Uns nicht absichtlos verliehen.
Seine Lenkung ehren wir.
Friedenshoffnung soll mit ihr
In Judeas Hauptstadt ziehen
Wo das Blut in Strömen quoll;
An des Jordans Ufer soll,
Dann des Friedens Palme blühen.

Theomie.

Seyd gesegnet dann ihr Ketten!
Schreckensvoller Augenblick!
Ist es mir vergönnt durch euch
Viele Theure, dieses Reich
Vom Verderben zu erretten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die schöne Römerin.

(Fortsetzung.)

Rheinberg war im Verlaufe weniger Wochen so weit hergestellt, daß man keinen Rückfall befürchten durfte. Nun beschwor er sie selbst, sich die nöthige Ruhe jeder Nacht nicht zu rauben, für ihre eigene Gesundheit besorgt zu seyn. „Willst Du, daß ich an Deinem Bette, meine Süße, wieder wachen soll? Gebe Gott, daß ich ewig Dein Schuldner bleibe. Ach, es ist mir die angenehmste Last, diese ewige Verpflichtung!" sagte der kranke Jüngling, mit dem zärtlichsten Ausdrucke an ihrer Himmelsgestalt hangend. Ca-

milla hatte ihn in seiner Kraft, in seiner feurigen Jugend liebgewonnen. Den Gegenstand ihrer Liebe hatte die Nähe des Todes sehr verändert. Der volle Ton seiner männlichen Stimme war sanfter geworden, die schlanke Gestalt wiegte sich nicht mehr im freien, königlichen Gange vor ihr, die blühenden Wangen waren blaß und eingefallen jetzt; aber demungeachtet liebte sie ihn mehr als je: Während die Keime der Kraft und des Muthes in ihm schlummerten, ging die Liebe in zarterer Gestalt in seinem Herzen auf. Sein Auge herrschte nicht mehr; es bat, es dankte nur und oft perlte eine Thräne darin, wie sie vorher nie erzeugt worden wäre. So saßen die Liebenden oft in den seligen Nächten beisammen, wenn Walding, der Vertraute, schlummerte und Camilla plauderte ihm von ihren Jugendjahren, von der Liebe ihres Vaters, welche er nur unter dem ernsten Scheine verberge, von der Liebe zu ihren Ruinen und ihrer eigenen, welche größer, als die zu Aeltern, Verwandten und Vaterland sey. Und Rheinberg tauschte für die lieblichen Mittheilungen, die Erzählung von den hochgekrönten Eichenforsten seines Vaterlandes und von der Treue seiner Landsleute und der Liebe zu ihrem hochherzigen Könige, was freilich einer Italiänerin nicht recht begreiflich war, aber doch groß und schön vorkam, denn es floß aus dem vollen Herzen ihres Lieblings. Zwar mußte er ihr bemerklich machen, daß dort, im nordischen Vaterlande, die Sonne weniger glühe, die Fluren matter grünten und das Ultramarin des Himmels oft von trüben Wolken umdüstert sey. Daß der Winter mit eisigem Oden über den beschneiten Fluren brause, daß er die majestätischen Flüsse mit starrem Panzer bedecke, während die Lenzensonne in Italien strahle. Aber das Bild der Geselligkeit, wie es der Norden in seinen sanft erwärmten, mit allen Bequemlichkeiten geschmückten Häusern darbiete, gefiel der Römerin desto mehr. „Glaube nicht, Deine stolzen Paläste dort zu finden mit ihren prachtvollen, mustivischen Fußböden, mit ihren reichen Gemälden, süße Camilla. Nur der Glaube hat stolze Münster dort aufgeführt, der Privatmann begnügt sich im reinlichen Stübchen, geschmückt mit den Copien Eurer unbezahlbaren Originale und mit den Erheiterungen der Häuslichkeit zu leben. Keine stolzen Säulenhallen, keine Portale, von der Hand Eurer Bramantes gebaut, führen zu ihren stillen, freundlichen Wohnungen. Die Hausfrau webt im Kreise ihrer Lieben, ihrer Kinder; ihre Welt ist enge, beschränkt, aber ihres Gatten Kuß entschädigt sie für das Treiben der großen Welt. Hast Du Muth, eine deutsche Hausfrau zu werden, Du, die Tochter eines uralten, reichen Hauses, Du, eine Tochter der Kunst? Vergebens suchst Du deine Limonien- und Myrthenhaine dort; Du wandelst unter keinen Triumphbogen einher zum ragenden Kapitol, wo Deine Ahnen vielleicht im Pomp einzogen. Alle die erhabenen Erinnerungen Deines Volks, Deiner Roma, der glänzenden Weltbeherrscherin, fehlen dort. Nur bis an die Silberfluthen des Rheins wirst Du die Denkmäler ihrer Thatkraft finden in den schwarzen Mauern der Aquaducten, der Befestigungwerke noch zuweilen. Bei uns winken nur die grauen Burgen unserer Ritter von bewaldeten Bergstirnen, und in den rauschenden Forsten findest Du zuweilen aus rohen, bemoosten Felsstücken gehauen, der Drudenaltäre Spuren. Bedenke, es ist viel, was Du in die Wagschaale legst. Hast Du noch Muth, eine deutsche Hausfrau zu werden?“ Camilla bedachte sich nicht, Sie legte die Hand auf des Jünglings Herz. „Wiegt etwas dieses Kleinod auf? Ich habe Muth, eine deutsche

Hausfrau zu werden!“ sagte sie mit hohem Entzücken und der süßeste Kuß beseligte die Liebenden.

Der Marchese hatte keine Ahnung von den nächtlichen Ausflügen seiner Tochter. Wohl hatte er seine Bekümmerniß darüber gehabt, wie Camilla das Incarnat des schönen Antlitzes zu verlieren anfing. Man konnte es der väterlichen Besorgniß nicht verdenken, wenn er ihre Schritte anfangs beobachten ließ. Da sie aber nur Nachmittags mit der Kammerfrau, die so leicht keinen Liebeleien Vorschub that, einen Spaziergang machte, sorgfältig allen männlichen Begegnungen auswich und sich mit ihren gewöhnlichen Beschäftigungen abgab, so beruhigte er sich. Dieß um so mehr, da die gebeugte Tochter sich wieder aufrichtete, da die Blume der Gesundheit seit einiger Zeit schöner wieder aufblühte und ihre Stirn wieder glatt und rein wurde. Er nahm seine Kundschafter zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Pferdezucht in England und über das englische Wettrennen.

(Beschluß.)

Folgendes sind ungefähr die Hauptgesetze und Anordnungen, worauf das Wettrennen beruht:

Nur diejenigen Wetten sind gültig und brauchen bezahlt zu werden, die auf öffentlichen Wettrennen vor Richtern nach den Gesetzen Statt finden. Es darf bei 200 Pf. Sterling Strafe kein Wettrennen unter der Summe von 50 Pf. St. gehalten werden. Jedes Pferd welches läuft, bezahlt 2 Pf. 2 S. an die Krone; kein Pferd darf laufen, dessen Alter und Abkunft nicht beglaubiget ist. Kein Reiter kann gewinnen, der nicht vor dem Ablaufen und nach dem Ankommen mit seinem Sattel gewogen worden und das vorgeschriebene Gewicht gehabt und behalten hat. Alle Wetten, die nicht während des Rennens Statt finden, müssen vorher in die Bücher der Vorsteher eingetragen werden. Derjenige, der eine Wette nicht bezahlt, ist unfähig, wieder zu wetten, und eben so der, der eines Betruges bei'm Wettrennen für schuldig erkannt worden ist. Wer die Wette vor dem Rennen verloren gibt, zahlt die Hälfte, es sei denn, daß ausdrücklich festgesetzt worden, daß kein Verlorengeben Statt finden dürfe. Niemand darf ein geborgtes Pferd zum Rennen bringen, sondern dasselbe muß sein Eigenthum seyn. Jeder Streit wird von den Richtern sofort entschieden. Sollten zwei Pferde zugleich das Ziel erreichen, so müssen sie denselben Tag noch einmal rennen. Alle Nebenwetten hängen von der Hauptwette ab.

Besonders reizt der Umstand die Spieler, daß oft viel mehr gewonnen als verloren werden kann. Wenn z. B., wie dies im Jahr 1817 der Fall war, ein Wettrennen unter einer großen Anzahl Pferde Statt findet, so wird natürlich von Einem der von allen eingesetzte Preis gewonnen. Die Unsicherheit des Erfolgs der Wettrennen ist aber um so größer, als sogar auf noch nicht geborne Pferde gewettet wird. So enthält der Racing Kalender von 1818 Wetten angekündigt, die 1821, ja sogar 1822, mit dreijährigen Pferden Statt finden sollen.

Die Räume, welche durchlaufen werden, sind sich keineswegs gleich; auf dem großen Rennplatz in Newmarket sind 16 verschiedene Räume von 4½ bis 4 englische Meilen, deren Wahl die Wette bestimmt. Es kommt daher

vorzüglich darauf an, daß der Reiter die Kräfte des Pferdes nach dem Zeitmaße anstrengt, und oft entscheidet hierbei die letzte Secunde, wenn der Reiter es versteht, durch irgend eine Hülfe die letzte Kraft des Pferdes zu benützen. Deshalb ist das Wettreiten auch eine förmliche Kunst, welche erlernt wird, und diejenigen, welche sie üben, sind nicht etwa Stallknechte oder Wärter, sondern freie, unabhängige Menschen, welche, wie alle Spieler, bald reich und arm sind, und ihre Gesundheit diesem Gewerbe opfern. Sie erhalten nämlich nicht nur von dem Eigenthümer für jeden Cours eine bedeutende Summe oder Tantieme, sondern nehmen auch immer selbst an der Wette Theil, und spielen das Spiel um so leidenschaftlicher, als sie es am besten zu verstehen geeignet sind.

Wie weit übrigens die Leidenschaft des Spiels und des Gewinnens gehen kann, mag folgendes Beispiel beweisen: Mr. Frampton, unter Georg I. und II. Aufseher der königlichen Wettrenner Pferde, und welcher zu seiner Zeit für den erfahrensten Mann in diesen Dingen gehalten wurde, besaß einen Hengst, Namens Dragon, welcher in vielen Wettrennen Sieger gewesen war, und auch einst gegen einen andern geschätzten Wettrenner, Namens Merlin, gewann. Frampton äußerte sich nach gewonnener Wette über Merlin so verächtlich, daß er sich erbot, einen Wallach zu stellen, welcher diesen Hengst schlagen solle. Es wurden sogleich zu der am folgenden Tage festgestellten Wette große Summen unterzeichnet. Frampton erschien zur bestimmten Stunde, und führte seinen Hengst, Dragon, abermals vor, den er in wenigen Minuten, während die Reiter gewogen wurden, zum Entsetzen der Anwesenden, in einen Wallach verwandeln ließ. Das edle verstümmelte Thier errang den glänzendsten Sieg, und bezahlte ihn auf der Stelle mit seinem Leben! Es ist nicht gesagt, ob die verruchte That dem Vollbringer die verdiente allgemeine Verachtung zugezogen hat.

Wir schließen unsere Mittheilung mit folgender richtigen Bemerkung des Herrn Verfassers: Unbeschadet des Vergnügens und der Bewunderung, welches der Anblick dieser schönen Thiere veranlaßt, kann man sich doch eines gewissen Unmuths nicht erwehren, wenn man sieht, wie diese Pferde buchstäblich wie die Kinder der Reichen gepflegt und gewartet werden, während in demselben Lande Hunger und Elend Tausende von Menschen fast zur Verzweiflung treiben. Diese immer wiederholende Empfindung, dies fortwährende Nebeneinanderstehen der äußersten Extreme von Reichthum und Armuth ist es, was den Genuß des Außerordentlichen und Schönen stört, der sich in England öfter als in jedem andern Lande darbietet.

---

* Die Reitkünste

welche in der Reitbahn ausser den Heerdenthore, von der Gesellschaft des Herrn Gustav Price geübt werden, sind unstreitig die bewundernswerthesten Sehenswürdigkeiten unsers diesjährigen Freimarkts.

Vorzüglich verdient aber die Kunst des Herrn Price das gerechteste Lob; denn nichts gewährt einen imposanteren Anblick, als die schönen Stellungen, die regelmässigen, leichten, graciösen Bewegungen und mannigfaltigen, mit Gefahr verknüpften, jedoch mit gewandter Leichtigkeit ausgeübtwerdenden Fertigkeiten dieses Künstlers. — Man wird unwillkührlich von Bewunderung beim Schauen hingerissen, wenn man dem Gedanken Raum giebt, wie ein Mensch es zu

einer so vollkommenen Kunstfertigkeit bringen kann. Die Feder vermag nicht alle die Ansichten zu beschreiben, man muß selbst sehen, um sich davon zu überzeugen. — Auch der Madame Price gebührt Lob; sie bezaubert mit ihrer liebenswürdigen Gestalt und macht durch ihren gefälligen Anstand und wegen ihrer Unerschrockenheit einen angenehmen Eindruck, so wie das übrige Personal des Herrn P. in mancherlei Fertigkeiten zeigt, was Gewandheit und Geschicklichkeit vermag. — Alle Mitglieder dieser Gesellschaft werden jedoch durch die glänzenden Talente und Kunstvollkommenheiten des Hauptes, Herrn Price, sehr verdunkelt.

Möge der anspruchlose Künstler durch einen zahlreichen Zuspruch erfreut und ihm dadurch ein dankbares Andenken an unser Bremen gegeben werden.

Theilung der Beute bei der englischen Armee.

In der so eben erschienen Voyage dans la Grande Bretagne par Charles Dupin membre de l'institut, wird von der Art, wie die Beute bei der englischen Armee vertheilt wird, folgende Nachricht gegeben: Sowohl die Land- als die Seetruppen erhalten die gemachten Prisen als Eigenthum, aber der Maßstab der Theilung ist sehr ungleich. Auf gemeinen Mann fällt ein Theil, auf den Capitän 50, auf den Obersten 150, auf den General 1200 und auf den Commandirenden 2000. Bei dem ersten Einfall der Engländer in Frankreich ließ der Herzog von Wellington alles von ihm erobertе bewegliche Staatseigenthum abschätzen. Folgendes war der Betrag:

An Waffen und Kriegsmunition	285,000 Pf. St.
Vorräthe und Bagage	289,000 " "
Eigenthum der Stadt Bordeaux	107,000 " "
Kriegsschiffe daselbst	81,000 " "
Kauffartheischiffe	95,000 " "
Amerikanische Schiffe	22,000 " "
Gold u. Silber an verschiedenen Orten	33,000 " "

Summa 913,000 Pf, oder gegen 23 Mill. Franken.

Da die Engländer in Spanien alles vorgefundene Material als Eigenthum, nicht ihrer Alliirten, der Spanier, sondern ihrer Feinde, der Franzosen behandelten; so läßt sich leicht beurtheilen, in welchem gesegneten Andenken sie dort stehen.

Uebrigens hängen die Engländer auch in Militärsachen so streng am Alten, daß sie sich nicht getrauen, bei den Soldaten die lächerlichen Jabots abzuschaffen.

Ankündigung.

Der Herr Wm. Schultheis in Frankfurt a/m, von dem wir im vorigen Jahrgange, wie in dem jetzigen so manche schöne Gedichte, mit W. Sch..... unterzeichnet in unsrer Wochenschrift aufgenommen haben, ist gesonnen, die Erzeugnisse seiner und seiner Freunde Muse, blos für die Zahl der Subscribenten in Druck erscheinen zu lassen. — Auf jedem Fall wird der Preiß nicht über 36 grote Gold kommen. —

Wir ersuchen alle Freunde der Dichtkunst, welche schöne Gedichte lieben, und geneigt seyn sollten, auf diese, von einem talentvollen jungen Manne herauszugebenden, zu unterzeichnen, sich gefälligst bei Unterzeichneter zu melden, die gern die resp. Herren Subscribenten aufzeichnen wird.

Die Red. des Bsdes.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 85.

Paradies.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 87.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 29. October 1820.

* Scenen aus den Maccabäern von Rhode.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug, 18. Scene.

Heliodor.

Siegreich ist Antiochus
Und Judea überwunden;
Bald ist auch Jernsalem
Unter sein Gesetz gebunden,
Eure Widerspenstigkeit
Könnt in eurem Blut er rächen,
Doch die Großmuth läßt er sprechen,
Er besiegt euch und verzeiht.

Salmonea.

Er verziehe, er?

Heliodor.

Das Glück
Seiner Waffen, wie ihr wißt,
Hat der letzten Maccabäer,
Deiner beiden Söhne Leben,
Ihm in seine Hand gegeben.

Salmonea.

So sind alle denn erschlagen,
Die der unglücksschwangre Schoos
Salmoneas hat getragen,
Und ich sterbe kinderlos

Heliodor.

Beide leben noch, allein — —

Theomie.

Nun so will ich Bürge seyn
Euch, für beider Prinzen Leben.

Heliodor.

Was, Prinzessin, fällt euch ein?

Theomie.

Was Barmherzigkeit gebietet.
Wenn des Vaters Grausamkeit,
Gegen Unschuldsvolle wüthet

Heliodor.

Einen Tausch dir vorzuschlagen
Ist Antiochus bereit,
Und er sendet mich, um dir
Seine Gnade anzutragen.

Salmonea.

Ist das möglich, daß die Gier.

Seines blut'gen Durstes schweige?
Daß er sich dem Rechte beuge.
Meine beiden Kinder mir
Für die Tochter wiedergäbe?

Heliodor.

Höre! ein Gesetz verdammt,
Weil die Götter es verlangen,
Jeden, der von uns gefangen
Aus dem Blute Davids stammt.
Doch, geneigt des Vaters Bitten
Für der Tochter theures Haupt,
Gegen sein Gesetz und Sitten,
Hat der Priester ihm erlaubt
Als ein Lösepfand für sie,
Von den beiden Opfern, die
Unter seinem Beile schweben,
Eines dir zurück zu geben.

Salmonea.

Nur den Einen? und den andern
Wenn er nicht zur Mutter kehrt?

Heliodor.

Wird zum Schattenlande wandern
Wenn er Zeus als Gott nicht ehrt,
Wenn er nicht in seinem Tempel
Euch Hebräern zum Exempel,
Ab den alten Glauben schwört.

Salmonea.

Grausamer Barbar!

Heliodor.

Du irrst!
Hat ihm nicht der Götter Fürst
Dieses Opfer selbst geboten?
Mich schickt er als Friedensboten
Wenn ihr thut was er begehrt,
In der Scheide ruht sein Schwert.
Und er läßt euch Ruh und Frieden
Jetzt durch meinen Mund entbieten
Freiheit selbst euch zu regieren.

Theomie.

O du Unglücksmutter.

Heliodor.

wähle.
Dir von beiden Einen den
Du zu retten dir ersehn.

Salmonea.

Kann die Mutter hier entscheiden?

Heliodor.

Nun, so opfern wir die Beiden.

Theomie.

Laß mich für die Mütter flehn.

Heliodor.

Was die Gottheit mir befiehlt,
Kann der König selbst nicht ändern.

Salmonea.

Ist's ein Gott der ihm befiehlt,
Daß er seinen Durst noch Ländern.
In dem Blut der Unschuld kühlt?

Heliodor.

Gib mir Antwort, denn nicht Zeit
Hab' ich hier in diesen Streit
Mich mit Worten einzulassen.

Salmonea.

Meine Kinder! O ich bin
Beider Mutter, führt mich hin!
Daß ich rettend sie umfasse,
Oder Euch mein Leben lasse ꝛc.

---

15. Scene.

Antiochus, Judeas, Mizael (in Fesseln.)

Antiochus.

Löst die Fesseln diesem hier. —
Du, auf deines Volks Verlangen
Kehrst an Theomiens Statt,
Die Gefangne auszulösen
Nach Jerusalem.

Judeas.

Es hat
Dann der Rächer alles Bösen,
Dir noch den Triumpf vergönnt,
Den die Hölle nur beneidet,
Keine edle Seele kennt. —
Meinen Bruder seh ich sterben
Und in meiner Gegenwart
Soll ich seinen Mörder dulden.

Antiochus.

Deine Lage nur allein

Schützet deine Lästerzunge.
Sehe, weil es mich verlangt
Mein geliebtes Kind zu sehen.

Judeas.
Weil es dich verlangt nach Blut
Eines Maccabäers wieder.

Antiochus.
Aber Du, der mein Erbieten,
Meine Großmuth von sich stieß,
Dich geb ich den Eumeniden.

Judeas.
Sein Erbieten? Was verhieß
Dir der Wüthrich?

Mizael.
Alles — Frieden
Ehre, Leben — selbst den Thron
Für den Abfall von dem Glauben.

Judeas.
Und er konnte sich erlauben
Diesem Edelmuth mit Hohn —
Mit Entehrung zu begegnen?
Warum sättigst du Tyrann
Lieber nicht in meinem Blute
Der dir oft den Sieg entwand,
Deine Fahnen oft entehrte,
Deine Rache, — Diese Hand,
Die so oft dich zittern lehrte
Wenn ich zu der Heimath kehrte,
Böte noch dir Widerstand.

Antiochus.
Dich hat nun das Loos getroffen.

Mizael
Wenn der Himmel es beschloß,
Nicht kannst du ihm widerstreben,
Und ich nehme hin in's Leben,
Noch den Trost, den ich genoß,
Dich der Mutter heim zu geben,
Rächen wirst du sie und mich.

Judeas.
Und als heilige Verpflichtung
Nehm ich diesen Auftrag hin
Meinen Vater durch Vernichtung
Dieser Ungeheuer, ihn
Und die Brüder zu versöhnen.
Ihr Tyrannen zittert, ich
Will euch ihren Manen opfern.
Gottes Strafgerichte nahn,
Daß sie eure Thaten richten.

Antiochus.
Ha! nicht länger hör ichs an,
Nehmt ihn Priester.

Heliodor.
Nun wohlan!
Laßt die Götter länger nicht
Auf ihr Opfer hier verzichten.

Mizael.
Theurer Bruder! lebe wohl.

Judeas.
Lebe wohl! aufs Wiedersehen.

Mizael.
Jenseits überm Sternenpol.

Judeas.
Bruder! laß mich mit dir gehen,
Daß uns eine Gruft vereint.

Mizael.
Sey des Vaterlandes Freund,
Und der Mutter, tröste sie.

Antiochus.
Trennt sie.
(Mizael wird zum Altare geschleppt und von den Opferbeilen erschlagen.)

Judeas (mit erstickter Stimme.
O mein Bruder! — — Bruder!
(Er stürzt auf den sterbenden Mizael.)

(Der Beschluß folgt.)

Die schöne Römerin.

(Beschluß.)

9.

Endlich stand Rheinberg wieder in seiner Kraft vor dem Marchese. Dieser war sehr erfreut, den Jüngling, dem er einst so schweres

Unrecht gethan hatte, wieder zu sehen. Er nahm sich vor, den Gekränkten wieder zu entschädigen und hielt es treulich. Rheinberg erzählte ihm, wie ein nächtlicher Ueberfall von Mördern ihn an den Rand des Grabes gestürzt habe. Er wollte schon, ergriffen von des Mädchens unbegränzter Aufopferung und Liebe, gedrängt von deutscher Freimüthigkeit, bekennen, wer ihn gerettet habe. Aber Camilla fand es noch nicht an der Zeit und legte bedeutsam den Finger auf die Purpurlippe. Darum mußte er schweigen und das schöne Gefühl ersticken.

Der Marchese gewann von Tage zu Tage den Fremdling lieber. Er hatte sich aus dem Geräusche der großen Welt seit geraumer Zeit ganz zurückgezogen. Vincenzo's Umgang war ihm einst Bedürfniß gewesen. Aber der ehrgeizige Mensch voll von Rache, die er nur unvollkommen gebüßt, denn er war der Bösewicht, der die Mordhelfer gedungen hatte, haßte das ganze Haus Banoretti jetzt unversöhnlich. Den Marchese selbst, seinen uneigennützigen Freund und Wohlthäter, haßte er und bewieß es ihm deutlich. Natürlich nahm der Marchese nun keine Kenntniß mehr von dem unbedeutenden Menschen. Sein Plan war ganz aufgegeben. Aber bald entging es dem hellsehenden Manne nicht mehr, wie ein Verhältniß sich zwischen dem Deutschen und seiner Tochter angesponnen haben müsse, welches ihm eben nicht genehm war. Er vernahm mit väterlichem Ernste seine Tochter darüber. Da konnte sie nicht länger sich verbergen. Sie warf sich zu seinen Füßen und bekannte, wie sie den Vater getäuscht habe, wie sie nicht leben könne, ohne Rheinberg, den edeln Retter ihres Lebens. „O Vater, Sie, mein einziger Freund, erwägen Sie, daß er zweimal für mich geblutet hat, bedenken Sie, daß das Schicksal Ihnen nur eine Tochter gegeben hat, die Ihnen einst die letzten Tage des Lebensabends versüßen soll. Glauben Sie, daß ich nur durch ihn leben kann. Wissen Sie, daß sein Todestag der meinige gewesen wäre, denn in jenen Tagen, da Er mit dem Tode rang, war ein Dolch mein steter Begleiter. Er hätte unfehlbar das treue Herz zum Stillstande gebracht. Wollen Sie, daß ich sterben oder leben soll? Entscheiden Sie!" Das brach des Alten Stolz. Diese Jammertöne der einzigen Tochter besiegten ihn. Und als Rheinberg in demselben Augenblicke eintrat und mit ihr seine Knie umfaßte und ihn beschwor, da mußte er gewähren. Und nun erzählte ihm Rheinberg die That der edeln Tochter. Er erzählte vom Anfange an, wie er, mit den Todeswunden daliegend, den Silberklang von Camillens Stimme gehört und geglaubt habe, im Reiche der Seligen zu seyn; wie die Harfen der Engel ihn umrauscht hätten und einer davon mit der Siegspalme die brennende Wunde seiner Brust gekühlt habe (die Palme war Camillens Schleier gewesen, den sie zum ewigen Wahrzeichen aufhob). Er schilderte, wie das hochherzige Mädchen mehrere Wochen lang sich den süßen Schlaf entzogen und ihn wie die treueste, pflichterfüllteste Magd gewartet, wie sie nur Tages drei Stunden der Ruhe gewidmet habe. Und das Alles um eines Fremden willen, den nur der Zufall zu ihrem Erretter gemacht habe, nicht überlegter Wille.

Wer hätte solche Liebe trennen mögen! Camilla ging mit ihrem Geliebten nach Deutschland und wurde dort die glücklichste Gattin. Und wenn sie die Sehnsucht nach dem lächelnden Süden befiel, dann reis'te er mit ihr nach Rom, und ermuthigt von den Heldenbildern ihres Vaterlandes, kehrte sie wieder heim zum neuen Vaterlande, wo noch Mehrere der genüg-

samen Cincinnate wohnen und von ihrer Dictatur zum frugalen Rübengerichte zurückgekehrt sind. Als aber das stille Leben der Häuslichkeit sie mit engern, stets engern Banden umwunden hatte; als der Winter mit seiner trotzigen Miene keine Schrecken mehr für sie besaß und das kleine, warme deutsche Stübchen sie freundlicher umfing, als die stolzen Säle ihrer heimathlichen Paläste, wo die römische Dame über'm Kohlenbecken friert, da sehnte sie sich nicht mehr nach der mildern Heimath. Wohl trug sie den gefiederten Schaaren, die in den herbstlichen Monden fröhlich nach dem Süden zogen, manchen Gruß auf, wohl hatte sie zuweilen gewünscht, die lustige Fahrt mit ihnen und dem geliebten Manne theilen zu können. Als aber bei einem Spaziergange Rheinberg der geliebten Gattin die Fabel des edeln Dichterhelden Kleist; „Der gelähmte Kranich", erzählte, da rief sie beruhigt den grauen Pilgern der Wolkenhöhen nach: „Zieht ruhig fort, wohl mir, daß mich Cupido's Pfeil gelähmt hat'"

Fünf Jahre nach der Hochzeit.

Eines Tages ging ich durch die Straße May-Fair in London und las an der Thür einen Namen, der mich an einen meiner Freunde erinnerte, den ich seit fünf Jahren nicht gesehen hatte*). Er befand sich damals in Weymouth, wo sich zu gleicher Zeit ein hübsches junges Mädchen, das ich Caroline nennen will, mit ihrer Familie aufhielt, um die Seebäder zu gebrauchen. Venus wie sie aus dem Schooße der Wellen stieg (ich wähle ein Bild, welches dem Orte angemessen ist), konnte nicht in blühenderer Jugend und zarterer Schöne prangen.

Mein Freund, der jetzt in der Straße May-Fair*) wohnt, verliebte sich sterblich in sie, und benahm sich toller, als ich je in einem Roman gelesen habe. Halbe Nächte brachte er unter ihren Fenstern zu, veranstaltete Serenaden, machte Verse auf sie, und stellte sich, wenn sie auf einem Balle war, mit der besorgtesten Miene in einen Winkel, sobald sie mit einem Andern tanzte. Aerger sprühte aus seinen Blicken, wenn sie mit einem Andern freundlich sprach, und als sie eines Tages sich mit einem jungen Marine-Offizier lange unterhielt, der allgemein als ein Adonis bewundert wurde, da entfielen ihm einige Thränen des Unmuths. Er verwandte ein Ries Papier auf Liebesbriefe, die er ihr schrieb, und schlug sich zweimal ihretwegen.

Caroline benahm sich nicht weniger als eine wahre Romanheldinn. Ganze Tage ging sie mit ihm spazieren, trug sein Bildniß in ihrem Busen verborgen, zeichnete ihre Wäsche mit seinen Haaren, schrieb ihm täglich, obgleich kein Tag verstrich, an dem sie ihn nicht zweimal sah, und endlich galt sie allgemein für seine Geliebte.

Der Vater meines jungen Freundes war sehr reich, hatte nur diesen einzigen Sohn, und war eben nicht sehr geneigt, ihm die Tochter eines armen Baronets, der fünf Kinder hatte, zur Frau zu geben. Aber dieser Widerstand nährte ihre Flamme nur noch mehr; denn Zwang und Druck erzeugen ja stets ein immer brennenderes Verlangen. Ich wurde der Vertraute des jungen

*) Die Häuser sind in London sehr klein, damit jeder sein eigenes haben kann. Allgemein ist es üblich, über der Hausthür auf einem kupfernem Bleche anzuzeigen, wer in dem Hause wohnt.

*) Eine schöne Straße in London, unweit Oxford-Street, auf der Seite von Hyde-Park. Sie wird von Lords, Mitgliedern beider Kammern und dem höheren Bürgerstande bewohnt. May-Fair ist für London, was die Chaussee-d'Antin für Paris ist.

Mannes und seiner liebenswürdigen Freundinn, und erhielt den Auftrag, zwischen beiden Familien die Rolle des Vermittlers zu spielen.

Der junge Mensch schwur seinem Vater, daß er sich tödten würde, wenn man ihm seine Geliebten versagte; Caroline erklärte dem ihrigen, daß sie sich nie verheirathen wolle, wenn man ihr den Mann ihrer Wahl nicht zum Gatten gäbe. Ich wandte noch einige Argumente an, die vielleicht nicht sogleich entschieden, indeß reüssirte ich doch endlich; die beiderseitigen Eltern gaben ihre Einwilligung und das selige Paar wurde für immer verbunden.

Sogleich nach ihrer Vereinigung fuhren sie in einer Postchaise nach Devonshire, wo sie den Honigmonat, den ersten, so zuckersüßen, zubrachten. Kaum angelangt, schrieben sie mir einen Brief, in dem sie mich ihren besten Freund, den Urheber ihres Glücks und einen Wohlthäter nannten, dem sie sich nicht dankbar genug bezeigen könnten.

Die Neuvermählte war damals sechszehn Jahre alt und ihr Gatte ungefähr zwei und zwanzig. Ein Jahr waren sie verbunden, als der Vater des jungen Mannes der Natur seine Schuld abtrug, und sein Sohn ein glänzendes Vermögen erbte. Jetzt waren alle Wünsche des jungen Paares erfüllt.

Wie sie mich, den besten ihrer Freunde, der mehr als väterlich an ihnen gehandelt haben sollte, so ganz aus den Augen verlieren konnten, war mir unbegreiflich. Sie verlebten indeß in glücklicher Abgeschiedenheit von der Welt ein ganzes Jahr in Devonshire und reisten dann länger als drei Jahre in verschiedenen Ländern des festen Landes umher. Ich hörte, daß sie mehrere Kinder hätten, und klopfte mit Vertrauen an ihre Thür. Ich war überzeugt, mich an einem köstlichen Gemälde des ehelichen Glücks zu ergötzen.

Der Bediente, der mir öffnete, war bei seinem Herrn seit zehn Jahren in Diensten. Er erkannte mich sogleich. „Ah! lieber Herr!“ — rief er aus, als er mich gewahrte — „wie wird sich meine Herrschaft freuen, wenn sie Sie wiedersieht!“ Er sprang die Treppe hinauf und setzte immer über drei Stufen hinweg. Die höchste Freude strahlte in seinen Augen. Er öffnete das Zimmer.

Ich fand das liebevolle Pärchen hinter einem Mahagony-Tische auf einem Sopha; Sie saß rechts und Er links; indeß schienen sie sich weder zu suchen, noch zu meiden. Die Dame stickte eine Kleiderbesetzung und der Mann las ein auf dem Tische liegendes Journal. Den Arm hatte er nachlässig auf den Tisch gestützt.

Die fünf Jahre, welche verflossen waren, hatten Carolinens lieblichem Aeußeren das Gepräge der Reife gegeben, und das Gesicht ihres Gatten fand ich noch so anziehend, als früher. Er war und ist noch immer ein sehr schöner Mann. Aber in beiden Physiognomieen las ich das nicht mehr, was ich früher darin gelesen hatte. Caroline war vormals heiter, lebhaft, aufgeräumt, zärtlich, ja leidenschaftlich, jetzt hingegen nachdenklich, und es schien, als litte sie. Ehemals flößte sie Verlangen, Bewunderung ein; jetzt Mitleid und aufrichtiges Bedauern. Ihr Gatte athmete früher nur den höchsten Enthusiasmus, seine Liebe grenzte an Wuth; — aber jetzt gewahrte ich nur Spuren von übler Laune, Unzufriedenheit und Langeweile.

„Wie hat sich das Alles geändert!“ — sagte ich leise zu mir — „und was mag wohl daran Schuld seyn?“

Zu den Füßen der Mutter spielte ein Kind von ungefähr drei Jahren mit Blumen; ein anderes, das jünger war, lächelte auf den Armen seiner Amme seinem eigenen Bilde vor einem großen Spiegel zu und schien es mit seinen Händchen liebkosen zu wollen.

„Wie! Sie sind es! unser alter Freund?!“ — rief der Gatte in einem Tone aus, der mehr innere Bewegung, als lebhafte Freude ankündigte.

„Wie befinden Sie sich?“ — fragte Caroline, eilig aufstehend und mir die Hand reichend. Ihre Augen waren einen Augenblick belebt; sie wechselte aber verschiedene Male die Gesichtsfarbe und ihre Lippen zitterten; als kämpfe sie gegen ein inneres Gefühl, das sie nicht zu besiegen vermöchte. „Ich bin ganz entzückt, Sie wieder zu sehen“ — fuhr sie fort: aber es war sehr sichtbar, daß diese Aeußerung ihr nicht von Herzen kam.

„Na!“ — fiel jetzt der zärtliche Gatte ein — „da sehen Sie nun einen alten Ehemann, der mit Sorgen beladen ist und eine hübsche Zahl von Aeffchen um sich hat. Sie erblicken hier nur die Hälfte der kleinen Ungeheuer.“

„Ungeheuer!“ — rief ich verweisend aus und küßte das älteste, das mir am nächsten war, auf die Stirn. — „Allerliebste Geschöpfe! Ich habe noch keine so hübsche Kinder gesehen!“

„— Er denkt nicht so,“ — sagte Caroline seufzend, und legte auf das Wort Er einen solchen Ton, als wenn sie hätte sagen wollen: da sehen Sie es, wie ungerecht und undankbar er ist!

„ — Nein, gewiß nicht“ — entgegnete er — „und mein Freund würde nicht anders denken, wenn er wüßte, was sie ewig für einen Lärm machen und wie unausstehlich sie oft sind“

„— Sie gleichen nur zu sehr einer gewissen Person“ — meinte Caroline.

Hier zerschlug das jüngste der Kinder mit einem Schlüssel den schönen Spiegel, vor dem es sich befand.

„Du Teufelskind!“ — rief der Vater zornig aus — „immer mußt Du Unglück anrichten! — Amme, trag' es gleich hinaus!“

Der kleine Heinrich, der unweit des Tisches war, wollte nach dem zerbrochenen Spiegel laufen, stieß in der Hast sein Schreibzeug um und die Dinte lief auf Papiere, die auf dem Tische lagen, und befleckte ein schönes weisses musselinenes Schnupftuch.

„Nimm den kleinen Satan auch mit!“ — schrie der Vater der Amme zu.

„Und die Mutter wahrscheinlich auch?“ — fragte Caroline. — „Und so kannst Du Deine Kinder behandeln! Ich muß mich in der That wundern, daß Du uns nicht sämmtlich zum Fenster hinauswirfst!“

Bei diesen Worten wandte sie sich zu mir und sagte mit Thränen: „Verzeihen Sie, daß Sie nach einer langen Trennung so empfangen werden; aber es ist nicht meine Schuld. Sie kannten mich, als ich glücklich war; aber jetzt — — Es giebt Männer, die es gar nicht werth sind, daß sie Kinder haben — —“ Die Stimme versagte ihr und sie verließ das Zimmer.

Meine Augen konnten nicht anders, als dem Gatten Vorwürfe machen; auch sagte ich in einem ernsten, mir sonst nicht eigenthümlichen Tone: „Es thut mir leid, mein Herr, daß ich Zeuge einer solchen Scene seyn mußte.“

Er verstand mich vollkommen und erwiederte zerstreut und mit wahrhaft kummervoller Miene: „Lieber Freund, es ängstigt mich selbst, daß ich mich von meinem Unmuth so weit hinreißen

ließ. Ich liebe meine Kinder, meine Frau auch" — fügte er hinzu, jedoch in einem minder sichern Tone, der einige Zweifel gestattete — „aber sie sind so wild, so ungestüm, und die Mutter so heftig und so vergnügungssüchtig, daß man sich gar nicht wundern kann, wenn ich zuweilen ärgerlich werde. Lesen Sie hier nur meine Memoiren!" — So schloß er, indem er mich auf einen Stoß von Papieren aufmerksam machte.

„— Und Sie, mein Freund" — entgegnete ich ihm halb freundlich, halb verweisend — „sind so aufbrausend, daß Sie Ihre Frau zwingen, Ihre Gegenwart zu fliehen. Wie können Sie verlangen, daß Sie zu Ihnen Vertrauen haben soll? Allerdings wird sie sich durch kostspielige Vergnügungen für Ihr rohes Betragen zu entschädigen suchen. So wird die Zeit, das Geld und die Liebe zugleich getödtet."

Ich lenkte hierauf das Gespräch auf andere Gegenstände, richtete verschiedene Fragen an ihn, wie lange er z. B. in London sey, wo die Familie seiner Frau lebe, und besah auch Carolinens Stickerei, die ich absichtlich sehr lobte.

„Sie stickt nicht übel" — sagte er — „aber bloß, um sich zu putzen; an etwas Anderes denkt sie nicht. Ihre Modenhändler und Schneider, und wie das Gesindel alles heißen mag richten mich noch zu Grunde. Wenn ein Mann" — hier sprach er in einem belehrenden, predigerartigen Tone — „nichts weiter, als Schönheit sucht, wenn er sich verheirathen will, so umarmt er einen Schatten, anstatt eines Wesens."

Meine Geduld war jetzt erschöpft. Ich sah nach meiner Uhr und erklärte, daß ich mich entfernen müsse, äußerte auch die Hoffnung, daß er durch treue Zärtlichkeit den unangenehmen Eindruck verwischen werde, den sein Betragen auf das Gemüth seiner Gattin gemacht habe; beim nächsten Besuche hoffe ich, sie Beide in schönster Uebereinstimmung zu finden.

Uebrigens durchschaute ich das ganze Verhältniß recht gut. Das reizende Geschöpf zu besitzen, war der einzige Zweck des verliebten, rasenden Rolands gewesen. Jetzt, wo der Reiz der Neuheit verschwunden war, nahm meines Freundes herrschsüchtiges, störriges Gemüth seinen alten Charakter, nur noch verdüsterter, wieder an. Seine Frau, die sich dagegen von ihrem Gatten vernachlässigt sah, suchte sich durch Putz und Vergnügungen zu entschädigen. Es mangelte ihr ein aufrichtiger Freund, der sie auf ihre mütterlichen Pflichten aufmerksam machte und ihr Geschmack an dem Umgange mit ihren Kindern einflößte, um es lebhaft zu fühlen, wie groß und herrlich eine Mutter im Kreise der Ihrigen ist. Hätt' ich nicht von jeher beschlossen, nie die Ketten des ehelichen Verhältnisses zu tragen, so würde schon diese Scene mich dazu bestimmt haben.

Merkwürdiges Blühen eines Rosenbaums

Zu St. Winnou, in der Grafschaft Cornwall in England, trug dies Jahr ein chinesischer Rosenbaum 1274 Rosen.

* Charade.

Selig wem in unbefleckter Seele
Wohnen meine Ersten Beyden!
Daß ihm denn die Dritte nimmer fehle!
Ihn erhebe in Gefahr und Leiden
Wo die Drey im Menschen sich vereinen
Muß er groß und Göttern gleich erscheinen.

H — ll —

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 88.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 2. November 1820.

* Scenen aus den Maccabäern von Rhode.

(Beschluß.)

Vierter Aufzug, 1. Scene.

Grabgewölbe.

Salmonea.

Laßt mich hier mit mir allein,
Meinem Kummer überlassen,
Bei den Todten will ich seyn.
Und so ruhig, sorgenlos,
Ruht sichs in der Erde Schoos.
Ach! warum schließt dieser Stein,
Nicht auch die Geliebten ein.
Diese alte Königsburg,
Der Pallast von David, den
Jüngst noch Siegesjubel füllten,
Widerhallt vom Klaggetön.
Eine Mutter in Verzweiflung,
An geliebter Kinder Gruft,
Bietet jetzt sein Anblick dar.

(Das folgende mit steigendem Irrsinne.)

Oeffne dich, Gruft!
Nimm du mich auf.
Hinauf, hinauf?
Warum diese Eile,
Ha fürchtertich!
Giftige Pfeile
Zischen auf mich.
Wo bin ich? horch!
Grabgestön!
Und der Todten
Enges Haus
Sendet Boten
Grau'nvoll aus.
Seine Pforte
Steht gespalten
Blutger Morde
Dolche halten
Ihre Hände
Bleich wie die Wände.
Zürnender Schatten
Meines Gatten
Auch du? auch du?
Was stört deine Ruh?
Neue Schrecken
Kommst du zu wecken
Warnenden Blicks.

Ha! ich verstehe,
Bote der Höhe!
O des Geschicks
Graunvolle Warnung!
Sieh da! wie leicht
Schwebts durch die Räume
Welch ein Gesicht.
Retter! säume
Säume nicht!
Hörst du der Ketten
Klirrende Töne?
Es sind meine Söhne.
Willst du sie retten?
Horch, dieses Angstgeheul
Dieses blutge Mörderbeil
Wehe, wehe! Barbar!
— — — — — —
Ha! auf mich den Mörderstreich,
Denn geopfert hab' ich euch.
Eure eigne Mutter. Wehe. ꝛc

5. Scene.

Salmonea.

Gott! so ist es denn vollbracht.
Und der letzte Hoffnungs-Funken
Ausgelöscht, Judeas ist
Unter Henkersbeil gesunken.

Theomie.

Und Mizael, der dir blieb,
Zwiefach sey er jetzt dir lieb.
Gib dich hin mit ganzer Seele,
Daß sie Trost um Liebe tauscht.

Salmonea.

O umsonst daß ichs verhehle,
Denn mein Herz hast du belauscht,
Jener Vorzug, den die Mutter
Gern den jüngern Kindern schenkt,
Wollt ich selbst mir nicht gestehen,
Denn ich hielts für ein Vergehen
Meiner Pflicht, und ihr getreu
Hielt ich mich vom Vorwurf frei.
Wer darf da mich schuldig nennen
Wenn ich jeden Antheil mied.

Theomie.

Lern des Himmels Hand erkennen,
In dem Loos das es entschied.
Sieh des Volkes Menge strömt
Nach dem Thore hin. Er ist
Da der Augenblick der Trennnng.

Samonea.

In die Arme meines Sohns.

Theomie.

Ihn zum letztenmal zu sehen. ꝛc.

7. Scene.

Salmonea. Judeas.

Salmonea.

O Mizael! o mein Sohn!
Du, auch du bist mir verloren.

Judeas.

Mutter! dieser Schmerzenston
Muß mein Inneres durchbohren.

Salmonea.

O so unerwartet traf
Mich auch dieser Schmerzensstreich.

Judeas.

Unerwartet! Wie ihr hättet!!?
Löst mir dieses euer Staunen,
Das ich um mich her erblickt,
Als ich eintrat in das Thor. — —
War der Fürst Jerusalems
Seinem Volke unerwartet?
Ward nicht mir das Trauerloos,
Sollt ich seinen Tod zu rächen,
Nicht den Brüder überleben?
Darum leb ich, darum blos
Bin ich euch zurückgegeben.

Salmonea.

Dieses Loos — es war für dich.

Judeas.

O warum denn, was gewann
Wenn es so ist der Tyrann,
Daß er seinen Mörderdolch,
Nicht in meinen Busen senkte? —

Salmonea.

Dank dem Himmel, wenn er dich
Meinen Wünschen wieder schenkte,

Doch wenn ihre Thränen längst
Um den todtgeglaubten flossen,
Gönne du der Mutter Gram,
Daß sie jetzt auch den beweine,
Den der Himmel von ihr nahm.

Judeas.

Jetzo, Mutter, wird mirs klar
Wie er edelmüthig war.
Sein verlegenes Betragen,
Diese heilge Märt'rer Gluth.
Dieß heroische Entsagen
Wie's ein edles Herz nur thut
Mutter! wenn ihr das vernehmt,
Wie er selbst sich hingegeben.

Salmonea.

Selber sagst du?

Judeas.

Was er litt,
Litt er also meinetwegen —
Und den Argwohn konnt ich hegen?
Bis zum letzten Augenblick,
Wo er Ehre, Jugend, Glück,
Hingab um es mir zu weihen,
Konnt ich ihr der Schwäche zeihen?
Du in der Verklärung Lande,
Bruder, Freund! den ich verkannte.
Heilger Schatten! sende mir
Ein Versöhnungs-Zeichen nieder.

Salmonea.

O mein Sohn gieb mir ihn wieder!

Judeas.

Bei dem Ewigen dort oben!
Der der Unschuld Leiden rächt,
Nicht umsonst ward über dich
Der Verruchten Beil gehoben;
Waffnen will ich meinen Arm,
Den Tyrannen zu bestrafen
Welcher also dich betrog
Um ein jugendliches Leben.
Ist es denn der letzte Kampf,
Hat der Himmel es beschlossen
Geb ich gern den letzten Hauch
Hin für dich, für meine Mutter,
Und mein Vaterland dich auch. —
Aber welch Getöse, das
Durch die Straßen wogt? woher
Der Tumult?

Ein Officier.

Die Syrier
Prinz! erklettern unsre Mauern,
Zu den Waffen eilt, — —

Judeas.

Verrath!
Sträflicher Verrath! Ihr Freunde
Auf! — der erste Sonnenblick
Strahle über unsre Leichen,
Oder unsrer Fahnen Glück. ꝛc.

Eine noch unbekannte Anekdote von dem Geisterbeschwörer Schröpfer.

Einer der vertrautesten Freunde Schröpfer's, doch nur auf kurze Zeit, war ein gewisser T—f—r, der auch mit dem bekannten St. Germain in der engsten Verbindung stand, und zu den leidenschaftlichsten Sphähern nach dem Steine der Weisen gehörte. Dieser ward mit Schröpfer'n in einem Gasthofe zu Dresden, kurz vor dessen berüchtigten Geisterbeschwörungen daselbst auf folgende Art bekannt: T—f—r bewohnte ein Zimmer neben Schröpfer'n, ohne zu wissen, wer sein Nachbar sey. Ersteren kannte er nur von Hörensagen, strebte aber längst darnach, persönlich ihn kennen zu lernen, weil er ihn für einen jener Erhabenen hielt, die mehr wissen, als gemeine Menschenkinder; doch hatte er auch zugleich vor ihm eine unüberwindliche Furcht.

Einst kommt T—f—r, ganz in seine goldnen Träume und Hoffnungen vertieft, nach Hause, geht, statt in No. 6, wo er wohnte, darneben in No. 7., wo Schröpfer hauste, und findet diesen in einem schwarzen Mantel zwischen zwei hohen Kerzen kniend vor einem

Crucifix, die Hände gen Himmel faltend, die Augen verdrehend, die Lippen stumm bewegend und aus hohler Brust seufzend, — um ihn her, auf dem Boden aber einen Kreis gezeichnet von Kohle, und auf vier Seiten des schwarzen Zirkels Todtenköpfe.

T—f—r erschrickt, prallt zurück, will fliehen — Schröpfer aber fasset ihn mit den dumpf gesprochenen Worten: Was wagst Du — wer bist Du — was willst Du? —

T—f—r kann vor Entsetzen nicht antworten.

Hebe Dich weg von dieser heiligen Stelle, sonst bist Du des Todes! schallt es aus dem Zauberkreis.

T—f—r, hinter welchem unglücklicherweise die Thüre zugefallen ist, kann vor Angst die Klinke nicht finden. Auf die Kniee fallend fleht er um Nachsicht, erspäht aber, nach dem Rückweg sich umsehend, endlich doch die Klinke, springt auf, öffnet die Thüre, stürzt, die Stimme der Verzeihung nicht abwartend, mit Todesangst hinaus, aber nicht auf sein Zimmer, sondern in die Gaststube, und wirft sich hier odemlos auf ein Canapee.

Nachdem er sich erholt, ist natürlich seine erste Frage nach dem furchtbaren Nachbar in No. 7.

Das ist ein Geisterbeschwörer, spricht mit ernster Stimme der Marqueur; den Namen hab' ich vergessen.

Indeß tritt der Wirth ein, der, befragt um letztern, das Donnerwort „Schröpfer" ausspricht.

Den Augenblick verlangte T—f—r seine Rechnung, macht indeß dem Wirthe tausend Vorwürfe, daß er ihn neben den Mann logirt, ohne ihn von dessen Namen und Verhältnissen zu unterrichten, und will auf der Stelle fort.

Der Wirth aber weiß ihn doch so zu beruhigen, daß er, unter der Bedingung, ein Zimmer weit von Schröpfern zu erhalten, wenigstens diese Nacht noch zu bleiben den Muth faßt. Den Abend bringt er aus Furcht in der Gaststube zu, und setzt sich, halb unwohl — denn der Schreck ist ihm in die Glieder gefahren — in einen Winkel, klappernd vor Frost, dabei aber mit glühender Phantasie sich wiederholend, was er in der verdammten No. 7. gehört und gesehen.

Gegen 10 Uhr, eben als T—f—r, nicht ohne Anwandlung von Grauen, zu Bette wenigstens, wenn auch nicht zur Ruhe, denn daran war nicht zu denken, sich begeben will, tritt ein Herr ein, gehüllt in einen seidnen Schlafrock und dampfend aus einer langen holländischen Pfeife.

Es ist Schröpfer, der in T—f—n gleich den armen Teufel erkennt, den er vor einigen Stunden ins Boxhorn gejagt, der aber von T—f—n nicht erkannt wird, weil natürlich der Mann im schwarzen Mantel vor'm Crucifix in dessen Phantasie sich ganz anders gestaltete, als der Mann im seidenen Schlafrock mit der Pfeife.

Schröpfer bot T—f—n freundliche Rede an, die dieser erwiederte, und so kam's denn bald zu einer recht lebendigen Unterhaltung, in welcher beide großes Interesse für einander gewannen; denn Schröpfer bemerkte bald, wes Geistes Kind T—f—r sey, und daß der Mann, kraft seines Hanges zum Geheimnißvollen und Wunderbaren, vortheilhaft von ihm benutzt werden könne. T—f—n aber nahm Schröpfers Thun und Wesen, besonders seine große Einsicht in's Unbegreifliche, womit Schröpfer trefflich zu spielen wußte, so ein, daß er nach 10 Uhr, als man sich schon trennen wollte, die Einladung,

noch eine Pfeife Taback auf seinem Zimmer zu rauchen, gern annahm. Zudem kam ihm die Sache auch deshalb gar nicht ungelegen, weil ihm dadurch die Nacht, welche ihm, Schröpfer's wegen, recht lang und ängstlich zu werden drohte, kurz und erträglich zu werden schien.

Man ging Hand in Hand die Treppe hinan; der Marqueur mit Lichtern, Pfeifen und einer Bowle Punsch vorweg. Als man auf dem langen Gange dem Zimmer No. 7. sich näherte, überlief es T—f—n eiskalt. Zittern aber ergriff ihn, als Schröpfer den Schlüssel suchte, und Miene machte, die fürchterliche Thüre aufzuschließen.

Sie irren sich doch nicht in der Nummer, bemerkte stotternd T—f—r, der jetzt auf einmal in dem Gesichte des Herrn im Schlafrock Aehnlichkeit mit dem des Beschwörers im schwarzen Mantel fand, und sich schon nach dem Rückzug umsah. „Hier wohnt ja wohl —"

„Schröpfer — und der bin ich"—— Damit schob Schröpfer den Punschträger hinein, und nöthigte T—f—n zur Nachfolge.

„Verzeihen Sie, mir wird unwohl, ein starker Schwindel, mein gewöhnlicher Zufall. — Morgen früh, wenn Sie erlauben."

Damit wollte T—f—r, unter der Firma des Kranken, aber ein Halbtodter vor Angst und Entsetzen, dem Fremden entschlüpfen, der ihn aber nicht aus dem Garne ließ, sondern freundlich tröstend, daß ein Gläschen Punsch ihn schon kuriren werde, und dabei derb an der Hand fassend, zum Eintritt nöthigte.

Schüchtern sah T—f—r sich um nach Zauberkreis, Crucifix und Todtenkopf; keine Spur — alles recht nett und einladend, dazu der dampfende Punsch, des Punschherrn trauliches Benehmen, und — das zagende Herz ward ein sich fassendes.

Als der Marqueur fort war, nahm Schröpfer T—f—n bei der Hand und eröffnete ihm nun das Verständniß über die ganze Erscheinung vor einigen Stunden, zeigte ihm seinen ganzen Apparat zum Geisterbeschwören und ließ ihn endlich die Ursache, weshalb er so allein und bei unverschlossener Thüre den ganzen Tag Spuck vorgenommen, in einigen fast unsichtbaren Löchern der rechten Thüre seines Zimmer bemerken. Durch diese mich zu beobachten, schloß er den traulichen Sermon, haben es sich, wie ich von dem Marqueur in Erfahrung gebracht, verschiedene Herrschaften vom ersten Range (er nannte unter andern Obersten F—r, den Fürsten B—y, u. s. w.) schweres Geld kosten lassen, und so mußte ich ihnen denn natürlich auch etwas zum Besten geben, damit sie Glauben hielten.

Hier lachte er so recht aus Herzensgrunde alls aus, die sich von ihm täuschen ließen, schenkte die Gläser voll, und brachte T—f—n den Toast: Der Beschwörungsgesell soll leben! denn, nicht wahr Freund, Sie treten mir künftig bei? sonst —"

Hier ließ er etwas von Einweihen in Geheimnisse, von Rache gegen den Verräther u. dgl. fallen, daß T—f—n die Haare zu Berge standen und er im Herzen tausendmal den unglücklichen Zufall verwünschte, der ihn in die Klauen dieses Betrügers gebracht. Denn T—f—r war ein grundehrlicher Mann, der auf dem Wege geheimer Wissenschaft nur nach Wahrheit trachtete, Trug von Herzen haßte und als Freimaurer in Dresden bedeutende Verbindungen hatte, zugleich aber auch ein ungemein ängstlicher Mann, der jedes Wort zehn, jede Handlung zwanzigmal vorher überlegte, keinen Bett-

ler sich zum Feinde machen wollte und flux von der gleichgültigen Miene eines Bedienten sich abschrekken ließ, bei dessen Herrn sich melden zu lassen.

Schröpfer, ein Pfiffikus der ersten Größe, der T—f—n, seit er mit ihm im Gasthofe wohnte, längst beobachtet, über seine Verbindungen in Dresden Kundschaft eingezogen hatte und von seinem ängstlichen Wesen auf den ersten Augenblick, als er mit ihm sprach, sich überzeugte, ließ ihn nun vollends, da er sich einmal ihm entdeckte, nicht aus dem Garne, sondern setzte ihm mit freundlichen Mienen, erobernden Worten und vollen Gläsern so zu, daß endlich T—f—r, sogar mit einem ihm abgelockten Schwur, sich ihm ganz ergab.

Erst gegen 3 Uhr des Morgens ging man auseinander, freundschaftlich und mit den heiligsten Zusicherungen von Verschwiegenheit, Treue und gegenseitigem Beistand. Schröpfer, froh der gemachten Eroberung, T—f—r dagegen, obschon etwas punschselig, im Herzen voll Todesangst, ob der eingegangenen Verbindung.

Und erstere nahm auch in demselben Grade zu, als des Punsches Zauber wich. Früh bei guter Tageszeit war Schröpfer auf T—f—r's Zimmer, fortzusetzen das Werk, das er in dieser Nacht mit ihm begonnen, und schon suchte er ihn für die große Geisterbeschwörung zu bearbeiten, die er im jetzt sogenannten Hotel de Pologne (damals Lafond's Auberge), in Gegenwart der vornehmsten Herrschaften Dresden's, vornehmen wollte.

Der arme ehrliche T—f—r sagte zu allem ja, war aber im Herzen fest entschlossen, diese, seinem moralischen Gefühl so widerstreitende, Verbindung aufzugeben, koste es auch, was es wolle.

Er stellte sich daher schon bei der nächsten Zusammenkunft mit Schröpfer, als ob er vieles von dessen ersten Unterricht vergessen habe, klagte über ein ungemein schlechtes Gedächtniß und häufige Geistesabwesenheit, die ihn besonders in den wärmsten Sommertagen befalle, und bat immer einmal um's andre um Nachsicht, daß er seinem weisen Lehrer den Unterricht erschwere. Im stillen aber wandte er sich an den churf. Leibmedicus, Hofrath L—r, mit dem er, als alchymistischer Laborant, schon längst genauen Umgang hatte, entdeckte diesem die Verbindung, in die er wider Willen mit Schröpfer gerathen sey, (doch ohne dessen Geistertrug zu verrathen, denn dazu war er, der gedrohten Rache wegen, zu ängstlich,) und bat endlich um Beistand in seiner großen Verlegenheit. L—r versprach, was T—f—r wünschte, und hielt schon am andern Tage Wort. Da schrieb er ihm nämlich einen fingirten Brief, worin er ihm, des Schwindels und der öftern Geistesabwesenheit wegen, den Gebrauch des Bades empfahl und ihm meldete, daß er eben auf dem Lehmannischen (jetzt Linkischen) Bade ein Quartier für ihn gemiethet, wo er einige Monate wohnen und täglich baden müsse, wenn er von seinem Uebel befreit werden wollte.

Diesen Brief zeigte T—f—r seinem furchtbaren Freunde, unter tausend Betheuerungen, wie leid es ihm thue, ihm vor der Hand seine Beihülfe versagen zu müssen.

Schröpfer, der einen mit Schwindel und Geistesabwesenheit behafteten Mann zu Truggeschäften, welche Besonnenheit und Geistesgegenwart im höchsten Grade verlangten, natürlich nicht brauchen konnte, und es, seitdem er T—f—n in seinen Künsten unterrichtete, sehr bedauerte, einem so unbrauchbaren Menschen sich anvertraut zu haben, war über die Kur gar nicht bös, über die Möglichkeit aber, daß T—f—r, ihm durch Entfernung entfremdet, seine Teufeleien

verrathen möchte, in Sorgen, ließ erstern nicht aus dem Garne, sondern besuchte ihn auf dem Lehmann'schen Bade entweder täglich, oder wenigstens einen Tag um den andern, welches den armen T—f—r allemal in die größte Verlegenheit setzte.

Einst tritt er, ohne erst zu pochen, in T—f—r's Zimmer, während jener gerade, mit kreuzweis verschlungenen Beinen, zum Fenster hinaus schaute. Eilig sich umdrehend, zu sehen, wer komme, fällt T—f—r und bricht das rechte Bein ganz oben am Schenkel.

Schon ziemlich tief in die Jahre und oft kränklich, nahm der Beinbruch bald einen gefährlichen Charakter an, und der arme Mann starb nach fast halbjährigen unsäglichen Leiden in den Armen des Hofraths L—r, dem er kurz vor seinem Tode alle ihm bekannten Schöpferiana entdeckte; denn an der Pforte der Ewigkeit hatte er des Betrügers Rache nicht mehr zu fürchten, hielt aber, ihn zu entfernen, desto mehr für Pflicht.

Schröpfer war seelenfroh, des Menschen entledigt zu seyn, von dem er mehr zu fürchten als zu hoffen hatte. Hofrath L—r trat nun so hie und da, doch mit großer Vorsicht, denn Schröpfer's Anhang in Dresden war groß und seine Rache wenigstens nicht gering zu achten, mit den T—f—r'schen Angaben von Schröpfer'n hervor.

Allein der Betrüger hatte schon zu viel Macht und Gewalt gewonnen über die Herzen der Leichtgläubigen. Mit wenigen Ausnahmen hielt man ihn für einen Neidhard, dem Schröpfer's geheime Künste ein Dorn im Auge seyen. Und so gab denn Schröpfer endlich ungestört jene berüchtigten, vielen vornehmen Dresdnern noch sehr wohl erinnerlichen Beschwörungsscenen, wobei Geister erschienen, die sprachen und drohten, Damen in Ohnmacht fielen, Herren vor Angst Diarrhöe bekamen, der Beschwörer selbst aber heulte wie ein Hund und schwitzte wie ein Braten.

Neue Entdeckung.

Die zeitherigen Versuche, Fresco-Gemälde von der Wand zu trennen, um sie gegen Zerstörung zu schützen, gelangen nur sehr unvollkommen. Antonio Contri aus Ferara versuchte es zuerst im Anfange des 18ten Jahrhunderts in Mantua. Einige Köpfe von Julio Romano wurden glücklich auf Leinwand aufgetragen und nach Wien geschickt. Aber sein Verfahren forderte lange und schwierige Vorbereitungen, und war nur darauf berechnet, kleine Gemälde von ebenen Wänden zu trennen. Dazu kam, daß seine, und eben so spätere Versuche in Frankreich und andern Ländern, nicht weiter gingen, als Gemälde Stück vor Stück von der Wand, oder von Leinwand auf neue Leinwand, nie aber auf Wandflächen überzutragen. Was man in neuern Zeiten in Neapel und Modena versuchte, gelang nur unvollkommen. Später fiel man darauf, Gemälde aus der Wand zu sägen, was aber immer mit Gefahr verbunden und nur auf kleine Gemälde anwendbar ist. Steffano Barezzi aus Mailand hat kürzlich ein sehr einfaches Mittel erfunden, Fresco-Gemälde von jeder Größe, sowohl von ebenen als unebenen Wänden, ohne die mindeste Beschädigung wieder auf Wandflächen zu übertragen. Sein Verfahren besteht darin: daß er ein Stück zubereitete Leinwand auf die Wand legt, welches das Gemälde so anzieht, das die Wand ganz weiß bleibt. Alsdann wird die Leinwand auf eine Fläche gelegt und wieder abgezogen, dergestalt, daß das Gemälde ganz unbeschädigt auf jener

befestigt ist. Barezzi hat auf diese Art bereits mehrere Gemälde von Luino und Marco d'Oggione abgetrennt. Der Künstler erhielt von der römischen Regierung alle Ermunterung, und ist nun beschäftigt, in der Kirche Delle Pace einige größere Gemälde von Marco d'Oggione abzulösen. Man hofft, durch diese Erfindung auch die letzten Ueberreste von Leonardo da Vinci's Abendmahl vor gänzlicher Zerstörung schützen zu können.

Pilgers Trost.

Eine ernste Deutung hat das Leben
Und der Freuden eine kleine Schaar.
Um das Haupt des Erdenpilgers schweben
Müh' und Kummer, Sorgen und Gefahr;
Aber fest den Blick empor gewandt,
Zagt er nicht: Ihn führt des Vaters Hand!

Seine Zukunft decken Mitternächte
Und es schweigt ihm, wie das Grab, ihr Mund.
Ob's ihm Dornen oder Rosen flechte?
Thut des Schicksals Stimme keinem kund;
Aber nimmer fürchtet jene Nacht,
Wer es weiß: des Vaters Auge wacht!

Doch, wie auch des Pilgers Pfad sich wende,
Welche Höh' sein Fuß erklimmen will —
Unbemerkt naht sich der Wallfahrt Ende
Und an dunkler Pforte steht er still.
In die Fremde zog er traurig aus —
Aber froh tritt er in's Vaterhaus!

Und ihn grüßen in der Heimath Halle,
Mit dem Gruß, dem hier die Sprache fehlt,
Die Gefährten seiner Laufbahn alle,
Die er liebend einst sich auserwählt.
Ueberwunden ist der Trennung Schmerz
Und der Sohn sinkt an das Vaterherz!

* Privat-Bekanntmachung.

Ein junger Mann, welcher sowohl über seine Gymnasium's-Lyceum's und Universitätsstudien, als auch über seinen moralischen Character, die besten Zeugnisse vorlegen kann, wünscht in einer gebildeten Familie den Söhnen oder Töchtern derselben (von 6 bis 10 Jahren) Elementar-Unterricht in der deutschen, lateinischen und französischen Sprache, Geographie, Naturgeschichte, Synonimick, Stylistick, Mythologie, Physick, (theoretischer Theil, der Fassungskraft des Zöglings angemessen vorgetragen) und andern zur höheren geistigen Bildung erforderlichen Wissenschaften zu ertheilen. — Eltern, denen die geistig wissenschaftliche Ausbildung sowohl, als die äussere feine Haltung ihrer Kinder im geselligen Leben am Herzen liegt, dürften vielleicht sich mit demselben in Unterhandlung einzulassen wünschen; Diese bittet der Verfasser der gegenwärtigen Eröffnung ihre Erwiederungen schriftlich unter Couvert bezeichnet an A — Z. der Redaction dieses Blattes gefälligst binnen 14 Tagen zu übergeben. Daß der Verfasser schon mehrere Jahre in einem der vornehmsten Häuser in einer größern auswärtigen Stadt eine Stelle begleitete, berührt er, so wie daß er etwas musicalisch sey (forté-piano) nur beiläufig.

* Charade.

Das was dir über alles theuer
Benennst du mit der Ersten gern,
Ursprünglich läutert es im Feuer
Der Schmelzer, aus des Berges Kern.

Die andern Zwei sind auf der Erde
Der Ruhe heiliges Asyl
Und für zu drückende Beschwerde
Dem Wallen ein ersehntes Ziel.

Bedauernswürdig strebt das Ganze
Mit Irrwahn nach der Ersten nur!
Und sucht vergebens nach dem Glanze;
Vergebens nach der goldnen Spur. —

H — ll —

Auflösung der Charade in No. 86.
Edelmuth.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 89.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 5. November 1820.

* Bericht und Bitte
an meinen mehrjährigen Freund,
Geburtstag.

Gesegnet seyst Du mir Tag, Du Menschenglück-Spender, gesegnet!
Der einst mich aus Chaos und Nacht zum freundlichen Daseyn geweckt.
Gesegnet, redlicher Freund! der immer mit pünktlicher Treue
Mich einmahl im Jahre besucht, trotz Regen und Kälte und Sturm.
Und weil du jährlich erscheinst, Wortkalender, bied'rer Geselle,
So will ich auch Dir nicht entziehn die Kunde der Schenkungen, die
Mir brachten Himmlische, wenn bei wiederkehrender Feier.
Des Tages, wo Du mich besucht, mein Opfer ich dankend gebracht:
Gott Jovis hat mich begabt mit menschlichem Geist und Erkenntniß,
Bei Scheffeln just eben nicht, doch sattsam genug für mein Ich;
Denn seit Jahrhunderten schon entriß sich der Kette und Felsen
Prometheus, welcher das Licht zuerst für Irdische stahl.
— — Neptunus hat mich getauft, daß nimmer auf spiegelnder Fläche
Mein Herz mehr erbange, wenn kühn hindurch ich zum Orkus geblickt.
— — Minerva weihte wohl nicht, zum opfernden Priester, mich Laien,
Doch hat sie Entree mir verschafft zum Tempel der Weisheit zu gehn.
Apollo hat mir das Ohr für göttliche Töne geöffnet,
Nun schleiche ich nächtlich mich gern um Helikons blumigten Fuß,
Dem Mars war sonst ich nie, auch nicht der Bellona, Bekannter,
Doch wie Anno dreizehn ich froh die tapferen Kämpfer besang,
Da reichten sie mir den Kranz, germanischer Eiche entsprossen,
Und nickten mir freundlicher zu, als ich den Kosaken geküßt.
Diana war mir nie hold, ja! meiner selbst lachen die Hasen,

Doch Flora war freundlicher mir und gab mir manch' duftenden Strauß,
Fortuna liebte mich nie, und hat mich noch niemals begabet,
Doch hab' ich sie frevelnd dafür auch längst eine Mezze geschimpft;
Da sie die Charten vertheilt, die Einlaß verschaffen bei Plutus,
So habe den gnädigen Herrn ich niemals mit Augen geschaut.
Satyren bin ich bekannt und gehe in ihre Gelage,
Doch meide die hämischen ich und kenne die freundlichen nur.
Gott Bachus hat mich belehrt und fein mir die Zunge beschabet
Und hat mir manch Gläschen gereicht, noch ehe ein Wirth es getauft,
Ich kann Champagner und Rum nun selbst nicht im Dunkeln vertauschen,
Und bin mit Aposteln bekannt die Bremen im Keller verwahrt.
Ja Hebe reicht mir den Kelch, beim schäumenden Becher empfinde
Die Kraft der Jugend ich noch, und liebe was schön ist und gut.
Cythere nahte sich mir, — erfahr' es du treuer Gefährte! —
Und hob den Schleier empor und wies mir ihr holdes Gesicht;
Sie hat den Buben gesandt, zum Liebchen, das lange ich meinte,
Und richtig traf sein Geschoß, tief sitzet der Pfeil wo er soll.
Umtanzen Grazien sie, — umtanzen die freundlichen Horen
Nun mich, und Lachesis spinnt, und Atropos schneidet nicht ab.
Wohl längstens hielt ich zur Hand den Obolus Fährgeld zu zahlen,
Nun hab' ich ihn wieder verwahrt, verschimmelt er auch in der Truh'!
Da meldet Comus sich an, Herein nur! was mag er denn wollen?
Das ist ein willkommener Gast! der drolligste Gaukler der Welt:
Er gratulirt mir und schielt auf Kuchen und Flasche mit Schmunzeln,
Da nehm' Er ein Stückchen, und mach' ein Stück mir in seiner Manier!
Denn froh möcht' heute ich seyn! Herein! — Nun wer klopft da schon wieder?
Die Post! Von ihr ist der Brief!! Nun Comus halt' stille das Maul.

O — E — r.

Sitten der Schotten.

(Von einem Engländer beschrieben)

Ich beschloß eines Tages, London auf einige Zeit zu verlassen, bloß, weil eine kurze Abwesenheit eine erfreuliche Rückkehr herbei führt, und ganz so, wie einer unserer berüchtigsten Gutschmecker nach Land's End reiste, um einen John-Dory *) zu essen, der eben erst gefangen wäre, so nahm ich mir vor, nach den Seen zu wandern, um hier Wildpret zu speisen, das an ihren Ufern im Ueberfluß vorhanden ist, und dort ganz herrlich zubereitet wird.

„Schnalle meinen Mantelsack" — gebot ich meinem Diener — „und nimm zwei Paar meiner dauerhaftesten Stiefeln, dann die Schuhe mit den dicken Sohlen, und vergiß meine Jagdkleidung nicht, die ist mir am allernothwendigsten."

Alles geschah, wie ich es verlangte; ich befestigte meine Hunde unter meinem Cabriolet und nahm mit meinem John und meiner Flinte darin Platz. Ich übergehe meine Reise bis nach der Grafschaft Perth mit Stillschweigen. Wie ich hier anlangte, so bezauberten mich die herrlichen Gegenden, und recht glücklich fühlte ich mich durch die Gutmüthigkeit und unge-

*) Der John-Dory ist ein kleiner Fisch, der, wie unsere Schellfische, frisch gegessen werden muß, weil er nicht transportirt werden kann,

zwungene Gastlichkeit des wackern Volks, das mit wahrhaft-patriarchalischem Sinne mich bei sich aufnahm, und bald wanderte ich nach den Seen, mit allem, was zu Jagd und Fischerei nöthig ist, hinlänglich versehen.

In den schlechtesten Wirthshäusern, welche die Regierung zur Bequemlichkeit der Reisenden erbauen ließ, fand ich einen Grad von Bildung, eine so anspruchlose Aufmerksamkeit, eine Zuvorkommenheit und ein Bemühen, sich gefällig zu erzeigen — das von dem anmaßenden Tone der unverschämten Londner Tafeldecker den grellsten Gegensatz bildete, die die Albernheiten und das grobe Betragen derer zu kopiren pflegen, denen sie aufwarten. Da hört man nicht jeden Augenblick: „es soll gleich besorgt werden, mein Herr," oder: „da bin ich schon, Mylord;" man empfiehlt keinen Canarischen oder Hermitage Wein; man preist nicht so schwülstig, wie in London, und auf eine so ekelhafte, ermüdende Weise die Küche und die Speisekammer an; man wird hier nicht durch eine so lästige Dienstfertigkeit gequält, wie bei Long *); die Speisezettel sind viel kürzer, man findet nicht so viel Leckerbissen; aber der Wein ist immer vortreflich und stets fand ich die Preise sehr mäßig.

In den ersten Tagen war ich auf meinen Jagden sehr glücklich; aber ich verirrte mich in den Sümpfen und ward bis auf die Haut durchnäßt; meine Schuhe mit den dicken Sohlen zerrissen, als wenn sie von Papier gemacht wären, und barfuß kam ich nach meinem Wirthshause zurück. Ich forderte ein recht geistiges Getränk und setzte mich an das Küchenfeuer, damit meine Kleider trocken werden konnten.

In einem Winkel der ungeheuer großen Küche saß die alte Molly, die Großmutter spann und sang eine alte Ballade, deren Melodie mir noch viel einförmiger schien, als das monotone Geräusch ihres Spinnrades; im andern Winkel las ein noch ziemlich kleiner Bursche in einem lateinischen Buche — man hat in ganz Schottland Sinn für wissenschaftliche Bildung — und in seiner Nähe stand ein Ehrfurcht einflößender Bergbewohner mit weißen Haaren, nach Landessitte gekleidet, auf einen langen Stock gestützt und eine Pfeife im Munde. Er nahm sehr höflich seine Mütze ab und fragte mich, ob der Tobacksrauch mir nicht unangenehm sei? Konnte ein Höfling sich wohl feiner betragen? Ich antwortete ihm verneinend. Als ich meine zerrissenen Schuhe auszog, betrachtete er sie mit wahrem Mitleiden und sagte: „Mein Gott! mit solchen Schuhen sind Sie zu uns, in unsere Sümpfe gekommen! Wohl zum Tanzen mögen sie taugen; aber — — Man kann sich gar nicht darüber wundern, wenn Ihre Füße wund sind."

Ich rieb meine Fußsohlen mit einem geistigen Getränk, das Fairntosh genannt wird. Mir schien es eine Mischung von grobem Schießpulver, Schwefel und andern verwandten Ingredienzien zu seyn. Der alte Bergschotte konnte das nicht ruhig mit ansehen. „Pfui!" — rief er aus — „gießen Sie doch den Branntwein in Ihren Mund! Er wird gleich Ihre Füße erwärmen. So, wie Sie es machen, geht er verloren."

Ich wollte seinen Rath befolgen, nahm einen Schluck, mußte aber sogleich das Glas absetzen; es war, als hätt' ich flüssiges Feuer verschluckt. Der alte Mann lachte recht herzlich über meine Grimassen, ergriff, um mich zu ermuthigen, und mir zu zeigen, daß kein Gift

*) Ein berühmtes Hotel in Bond-Street.

darin enthalten sey, ein großes Glas, stürzte es hinter, ohne eine Miene zu verziehen, und versicherte mir, mit einem leichten Schlage auf die Schulter, daß dies für ihn wie Muttermilch sey; jeden Morgen tränke er ein tüchtiges Glas, und er fürchte sich, den ganzen Tag über, vor einer Flasche nicht. Ich befragte ihn nach seinem Alter. — „Ungefähr achtzig Jahre," war die Antwort. — Ich fragte ferner: „ob er immer so gelebt habe?" — „Fast immer so." — Zugleich hörte ich von ihm, daß er der Großvater wäre und oft ganze Nächte hindurch mit seinen Kindern und Enkeln tanze."

Wir wurden bald mit einander bekannt. Während ich mich umkleidete, zog er eine große hölzerne Dose aus der Tasche und bot mir eine Prise an. Ich schlug sie nicht aus, versuchte zu schnupfen, aber — es war mir ganz unmöglich; glühende Asche hätt' ich müssen schnupfen können. Ich ließ sie recht geschickt und zierlich auf die Erde fallen, und bot einige Augenblicke darauf dem wackern Manne aus meiner goldenen Dose eine Prise, die aus der Mischung feiner Sorten bestand. Der Glanz der Dose blendete ihn anfänglich; er nahm eine tüchtige Prise, als er sie aber an die Nase brachte, warf er sie verächtlich mit den Worten weg: „Das ist bloß für junge Mädchen." Es reute ihn jedoch, etwas, das ihm als zu weichlich für einen Mann schien, verachtet zu haben, und er befürchtete, daß ich mich beleidigt fühlen möchte; er fügte deshalb hinzu: „Ich bin Ihnen indeß sehr verbunden, mein Herr; aber in den Gebirgen kennen wir diese ausgesuchten Delikatessen der Stadt nicht."

Dieser alte Mann schien recht originell zu seyn; ich bat ihn, mit mir zu speisen. Man setzte uns einige Wasserhühner und eine Hammelkeule vor, was Alles mit trefflichem Wein übergossen war. Mit einer Stentor-Stimme sang er einige Kriegslieder. Für mich waren sie unverständlich, weil ich die Gallische Sprache nicht verstehe; aber er erklärte mir, daß sie sich auf Liebe und Schlachten bezögen, und weil diese Leidenschaften alte Jugend-Erinnerungen in ihm auffrischten, so färbten sich seine Wangen und seine Augen sprühten Flammen. Im Laufe des Gesprächs sagte er mir, daß er dem Kriege 1745 beigewohnt habe; und ein Seufzer, den es ihm auspreßte, daß diese Zeit nie wiederkehren könne, gab seinem männlichen Gesicht einen Ausdruck, welchen ein Griechischer Meißel nicht verschmäht haben würde.

Wir trennten uns als gute Freunde. Wir kamen darin überein, daß er mir am folgenden Morgen Schuhe zu meinen Jagd-Belustigungen liehe, wie sie im Lande üblich wären; sein Kind (sein Sohn), ein Mann von beinahe sechzig Jahren, sollte mir als Führer dienen, und ich die folgende Nacht in seiner Hütte zubringen, weil ich ihm die Ehre erzeigt hatte, ihn an meinen Tisch zu ziehen. Er selbst übernahm es, mich zu wecken.

Schon mit Tagesanbruch trat er in mein Zimmer, und als er meinen Schnürleib auf einem Stuhle liegen sah, der unweit meines Bettes stand, da lief er fort, als wenn ihn ein toller Hund gebissen hätte. „Donald, Rory, Maggie" — schrie er, indem er den Schnürleib in der Hand hielt — „seht einmal! Ich will mich aufhängen lassen, wenn keine Frau oben geschlafen hat. Jetzt kann ich mich gar nicht wundern, daß die arme Person gestern Abend so müde war, und keinen Fairntosh trinken konnte. Ich gestehe, daß ich mich über diese Worte ärgerte. Ich rief ihn zu mir herauf und sagte ihm, daß in London alle Männer von gutem Tone Schnürleiber trügen. Seine Züge

drückten einen Augenblick Verachtung aus; aber sogleich nahmen sie auch wieder den Ausdruck väterlicher Güte an und er sagte: „Wie hätte ich nur erwarten können, daß irgendwo eine Mannsperson einen Schnürleib tragen würde! Aber heute legen Sie ihn ja nicht an, mein Herr, denn Sie könnten unmöglich unsere Gebirge hinaufklettern. Lassen Sie die Lumperei weg." Um dem alten Manne den Gefallen zu thun, kleidete ich mich ohne den Schnürleib an, und wirklich fand ich auch, daß er mich auf meiner Wanderung über die Felsen sehr genirt haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Liebevoller Dank eines Kranken und Bescheidenheit eines großen Arztes.

Der manchem Menschenfreund wohl noch im Andenken gebliebene Georg Friedrich Palm, war bekanntlich eine lange Reihe von Jahren Verfasser des von ihm so gern gelesenen Volkskalenders, — und Candidat der G. G. Er bekleidete im Jahre 1788 die Stelle eines Hofmeisters bei dem einzigen Sohn des Herrn G. L. R. v. A. zu Hannover, welcher Letztere auch Director des königlichen Gartens zu Herrenhausen war, und mit seiner ganzen Hausgenossenschaft die Sommermonate sich daselbst gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Obzwar der ländliche Aufenthalt in mancherlei Hinsicht für P... der wegen vieler geopferten Sorgfalt für seinen, ihm ganz von den hohen Aeltern anvertrauten einzigen Zögling von Nutzen war, so hatte er sich doch zu wenig in Acht genommen, und das harte Schicksal, von einer im September 1788 daselbst grassirenden Ruhrkrankheit mit ergriffen zu werden; eine große Disposition mochte wohl ohnehin in seinem Körper liegen; dahinzu kam, daß er eine sehr schwache Brust hatte, und seine Krankheit galligt fauligt modificirt war: vielleicht wäre er ohne Zweifel ein Opfer derselben geworden, wenn nicht die unübertreffliche Geschicklichkeit des verdienstvollen Herrn Leibarztes Zimmermann zu Hannover gleichsam den letzten Funken von Lebenskraft in ihm angefacht und ihn äußerst wunderbar gerettet hätte.

Man hatte es nun zwar im H... Hause an ärztlicher Hülfe nicht fehlen, und den Herrn Leib-Medicus Wiegmann, welcher Hausarzt war, gleich vom Anfange der Krankheit zu diesem Kranken gerufen, der auch alle Mühe anwendete; ohnerachtet aber alles ohne Erfolg geblieben, indem alle Naturkräfte ernstlich zu unterliegen gedroht, und die nahe Todesgefahr immer näher heranrückte, so war man allgemein im Hause damit beschäftigt die Todtenkammer schon zu bereiten; als auf einmal die erfreuliche Nachricht ertönte, daß in einem Augenblick der so vielgeliebte verehrungswürdige Herr Hofrath und Leibarzt Zimmermann erscheinen würde, der aus dem H... Hause ohnlängst Kunde von der gänzlichen Niederlage des Kranken erhalten hatte, aber nicht früher im Stande gewesen war, zu kommen. Der herbegeeilte Arzt erschien nun dem Kranken als ein Gott! Sein forschender Geist umfaßte augenblicklich die ganze Euphorie. Da ihm der Kranke aber kaum nur noch hörbar einen guten Morgen entgegen zu bieten vermag, fragt er ihn weiter: Haben sie keine Stimme mehr? worauf der Kranke noch weniger hörbarer erwiederte: Nein. Jetzt befiehlt Zimmermann schnell Hühnerbouillon und Rheinwein dem Kranken zu reichen.

Dem Verfasser dieses kleinen Aufsatzes ist es nun weiter nicht umständlich bekannt wie der berühmte Arzt bei Palm in seiner Behandlung

weiter verfuhr. Genug, Palm wurde durch die große Geschicklichkeit des würdigen verdienstvollen Zimmermanns zur radicalen Genesung verholfen, der ohne dessen weise, sorgfältige Bemühung, wie der Kranke dem Verfasser 10 Jahre nachher mit vieler Rührung erzählt, ein Opfer geworden seyn würde. Gern möchte ich dem geneigten Leser den Brief, welchen Palm nach seiner überstandenen Krankheit seinem großen Wohlthäter geschrieben, mittheilen, wenn ich Besitzer desselben wäre. Aus der Antwort des Herrn Hofraths Zimmermann leuchten seine ihm dargebrachten dankbaren Gefühle hervor, die ich wörtlich mitzutheilen im Stande bin.

„Ich habe, mein geliebter und hochgeehrtester Herr, das liebevolle Billet von Ihrer Hand, die ich so oft mit vieler Rührung anfaßte, mit einem ganz zu Gott gerichteten Herzen, mit innigstem Danke für Ihre Erhaltung, und mit vielen Thränen gelesen."

„Ihr Leben — ist eine von den unzähligen grossen Wohlthaten, die mir Gott in diesem Jahre erzeiget hat. Urtheilen Sie also, wie tief mich Ihr Dank beschämt."

„Niemand in der Welt weiß so gut, und fühlet es so scharf, wie ich, was mir mangelt. Auf keine Weise verdiene ich, was Sie mir sagen und was Sie von mir denken."

„Aber daß Sie mir gut sind, daß Sie den Gesinnungen, womit ich immer zu Ihnen ging und immer von Ihnen kam, Gerechtigkeit widerfahren lassen, das freuet mich herzinniglich. Ich habe jetzt eine lange Reise vor mir, und die Anstalten zu derselben beschäftigen mich jeden Augenblick. Verzeihen Sie mir deswegen die kurze Antwort, und seyn Sie meiner tiefgefühlten Freude über Ihre Besserung, meines herzlichsten Dankes für ihre liebevollen Gesinnungen, und meiner vollkommensten Hochachtung und Freundschaft versichert. Joh. Burg. Zimmermann.

Hannover, d. 23 Nov. 1783.

Klugheit des Hundes.

— Zu einem neuen Beweis der Klugheit des Hundes und seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn mag folgende Anekdote dienen, welche die Amerikanischen Blätter mittheilen: „Ein Gutsbesitzer in der Gegend von Albany wurde vor einiger Zeit von einer Gemüthskrankheit befallen, und suchte sich bei Anfällen dieser Krankheit das Leben zu nehmen. Man traf zwar alle Vorsichtsanstalten, um ihn an Ausführung dieses Vorsatzes zu hindern; eines Morgens aber gelang es ihm doch, von Hause zu entfliehen und ein Rasirmesser mit sich fort zu nehmen. Sogleich eilte die ganze Familie seiner Spur nach, kehrte aber, nach fruchtlosem Nachsuchen wieder nach Hause zurück. Der Hund des Kranken, der mitgelaufen war, blieb allein aus. Diesen Umstand betrachtete man als einen sichern Beweis, daß der Unglückliche seinen unseligen Plan ausgeführt habe. Niemand zweifelte mehr daran, daß ihn der Hund todt gefunden habe und bei dem Leichnam seines Herrn geblieben sey, wie man davon viele Beispiele hat. Abends sah man aber zur allgemeinen Verwunderung den Mann und den Hund zurück kommen. Der Kranke, dessen Anfall von Krankheit vorüber war, erzählte seiner Frau, daß dieses treue Thier in dem Augenblicke sich eingefunden habe, wo er, das Messer in der Hand, den Arm erhoben habe, um sich den Hals abzuschneiden; der Hund ergriff ihn aber am Arm und drückte ihn nieder; das Nämliche wiederholte das verständige und treue Thier sofort, so oft er einen neuen Versuch machte, sich das Leben zu neh-

men, bis endlich mit dem Anfall der Krankheit das Verlangen, sich zu tödten, bei ihm aufhörte, worauf er seinen Retter mit Liebkosungen überhäufte, und mit ihm nach Hause ging."

* Folge menschlicher Unbarmherzigkeit.

(Aus einem Schreiben aus Z.)

Ein junges Mädchen von guter Geburt aus Böttingen, hatte eine Anstellung als Gesellschafterin in einer hiesigen Familie erhalten. Es betrug sich stets ordentlich und anständig, hatte aber Neigung zu einem jungen Manne, der in einer der hiesigen Offizinen angestellt war, und diese ward von Seiten desselben eine Zeitlang — ich glaube zwei Jahre sogar — eben so erwiedert, so daß sich das junge Paar gegenseitig zu heirathen versprach, sobald die äußern Umstände dies gestatten würden. Vor einiger Zeit glaubt das junge Mädchen aber Kälte und Vernachlässigung seiner an dem Geliebten zu bemerken, und endlich kann ihr hierüber gar kein Zweifel mehr bleiben, wodurch sie, da ihre Neigung zu dem Treulosen noch immer unverändert dieselbe geblieben, in die tiefste Schwermuth versenkt ward. Vor einigen Tagen bittet sie ihre Gebieterin um die Erlaubniß, den Nachmittag ausgehen zu dürfen, welches ihr auch von dieser gestattet wird, und sie entschließt sich, einen letzten Versuch auf das Herz ihres Geliebten zu machen, um wo möglich wieder zum Besitz seiner Neigung zu gelangen. Sie sucht ihn auf, findet ihn aber, trotz ihrer Bitten und Thränen, fest entschlossen, kein Verhältniß wieder mit ihr anzuknüpfen, so daß sie ihn endlich sehr spät mit einem Herzen voll Verzweiflung verläßt, um zu ihrer Herrschaft zurückzukehren. Diese aber, erzürnt über ihre Verspätung, vielleicht vertraut mit ihrem frühern Verhältniß zu ihrem Geliebten, und ihrem Ausbleiben eine entehrendere Deutung gebend, verschließt die Hausthüre, und als sich die Unglückliche an derselben zeigt, um Einlaß dringend bittend, öffnet die Frau des Hauses nur auf einen Augenblick das Fenster, um ihr zu sagen, sie werde nicht eingelassen, und könne hingehen, woher sie gekommen sey. Nach diesen Worten sind so Fenster als Thür verschlossen, und das junge Mädchen steht mit Einbruch der Nacht allein, hülflos, mit einem ohnedem von schwerem Kummer gedrückten Herzen, auf der Gasse. Nach einigem Besinnen begiebt sie sich in das Haus eines ihr bekannten Schreiners, der sie gastfrei aufnimmt und die Nacht beherbergt. Am andern Morgen begiebt sie sich in aller Frühe wieder in das Haus ihrer Herrschaft, in der Absicht, das Herz ihrer Frau zu rühren, daß sie sie wieder bei sich aufnehmen, und ihr die gestrige Verspätung, wovon sie offen den Grund angibt, vergeben möge. Umsonst sieht die Unglückliche auch hier, nur Felsenherzen stellen sich ihrem weichen, verzweifelnden entgegen, und obgleich sie knieend ihre Gebieterin anfleht, sie, die Heimath- und Obdachlose, nicht auf diese Weise dem sichern Verderben und der Verzweiflung an einem Orte Preis zu geben, wo sie von Keinem gekannt werde, wo sie keine Seele habe, die sich ihrer annehmen werde, erhält sie die Weisung, sich zu entfernen, und nie wieder im Hause sehen zu lassen, wobei man sie noch obendrein mit Schmähreden und entehrenden Namen unverdienter Weise belegt. Jetzt verläßt sie das Haus, und begiebt sich nach der Allee, einem sehr schönen und breiten Baumgange an einem Ende der Stadt; man sieht sie bald mit raschern, bald langsamern Schritten durch den sehr langen Spaziergang schreiten, wobei sie öfters stillr steht, als ob sie sich auf etwas besönne: dies alles wird von den Häusern aus gesehen, die zu beiden Seiten der Allee stehen, und plötzlich fährt sie vor den Augen derer, welche mit und neben ihr gehen, nach ihrem Halse, worauf sie im Blute gebadet, und sogleich ganz von demselben überströmt, niedersinkt. Die Bedauernswürdige hatte sich mit einem Messer, das sie vermuthlich in der Absicht zu sich gesteckt hatte, sich umzubringen, wenn ihre Herrschaft unerbittlich seyn sollte, die Kehle zerschnitten, und starb nach wenigen Stunden; was hätte ihr das regste Mitleid besseres wünschen können, als letzteres? Die Erde ruhe leicht auf ihrem so sehr gedrückten Herzen! aber alle diejenigen, denen christliche Milde und Nachsicht fremd ist, mögen an dieser einfachen Geschichte ein Beispiel nehmen, auf daß sie fortan nicht ihren leidenden, und selbst fehlenden, Mitmenschen durch unbarmherziges und unchristliches Verstoßen derselben

ben, das Messer in die Hand geben, wodurch sie selbst ihrem Leben ein Ende machen! Wie mancher Unglückliche der Art würde der menschlichen Gesellschaft nicht allein erhalten, sondern vielleicht dereinst ein sehr nützliches Mitglied derselben wieder werden, wenn man seiner augenblicklichen Stimmung mit Theilnahme, einen Schwächen mit menschenfreundlicher Nachsicht entgegen käme, und ihnen erst dann mit Ernst und Ermahnung zusetzte, wenn ihnen durch die Zeit Besonnenheit wiedergekehrt wäre! Wahrlich, wir würden weniger Opfer der Verzweiflung zu beweinen haben!

Ein andrer trauriger Fall ist der, daß ein junger Mann von sehr angesehener hiesiger Familie sich in diesen Tagen ins Wasser stürzte, weil, wie man sagt, die Aeltern seiner Braut ihm diese versagt hatten, nachdem er sich einige kleine Nachlässigkeiten, die aber nicht eben von Bedeutung waren, und keineswegs unvortheilhaft auf seinen Charakter schließen ließen, hatte zu Schulden kommen lassen. Nach Aller Zeugniß soll er einer der liebenswürdigsten, gesittetsten jungen Männer gewesen seyn, der noch dazu in sehr angesehenen mercantilischen Verhältnissen stand.

So hat der Raum einiger wenigen Tage Verbrechen unter uns erzeugt, die in Jahren sonst sich nicht zu ereignen pflegten, und dies erfüllt natürlich die Herzen aller Ruhe liebenden und rechtlichen Bürger mit Trauer und Furcht.

---

* An A. Daeves.

Nur nicht so wild, Herr Bruder! — Deine Eile
War achtungswerth; doch hau't man so nicht nach. —
Schon' immer noch das Schwerdt, spar' deine Pfeile,
Von denen Einen schon ein Weib zerbrach.
Auch ich hätt' ihn gern mit Manier gebrochen —
Macht hatt' ich wohl; doch fehlte mir die Zeit. —
O! glaube nicht, ich sey zu Kreuz gekrochen,
Denn von dem Ziel bist du — ach! — noch sehr weit.

— Sieh! wo der Themis Fristen herrisch walten,
Kann sich das Schöne nicht nach Wunsch gestalten.

Drum bitt' ich sehr, noch nicht zu triumphiren;
Denn willig tret' ich immer in die Bahn,
Den Räthselkampf mit Muth und Kraft zu führen, —
Wenn ich auch stets nicht gleich erscheinen kann.
Zum Kampfe denn!! — den Handschuh werf' ich nieder!
— Zwar ist es nur ein Damen Handschuhlein, —
Eröffne jetzt noch mal den Born der Lieder,
Noch einmal magst mein Oedipus Du seyn!
Und kann am Ende ich auch nichts erringen;
So hör' ich doch den Bruder lieblich singen.

Drei Sylben.

Das Ganze lindert im Leiden den Schmerz,
Es stillet die Thräne, es stärket das Herz,
Das Ganze, gefunden in liebender Brust,
Erhebet die Freude, erhöhet die Lust;
Denn Liebe und Freundschaft — mit treulichem Sinn —
Die erstere Sylbe nimmt freundlich sie hin.
Und verlierst du dieselbe an bitterem Leid;
So gewinnst du sie doppelt an Fröhlichkeit.
Auf die letzten Beiden kommt gar nichts an —
— es nenne Hans oder Peter den Mann. —
Fühlt das Ganze er nur in der redlichen Brust;
So lindert den Schmerz und vermehrt er die Lust.

Rinteln. Karl Daeves.

Auflösung der Charade in No. 88.

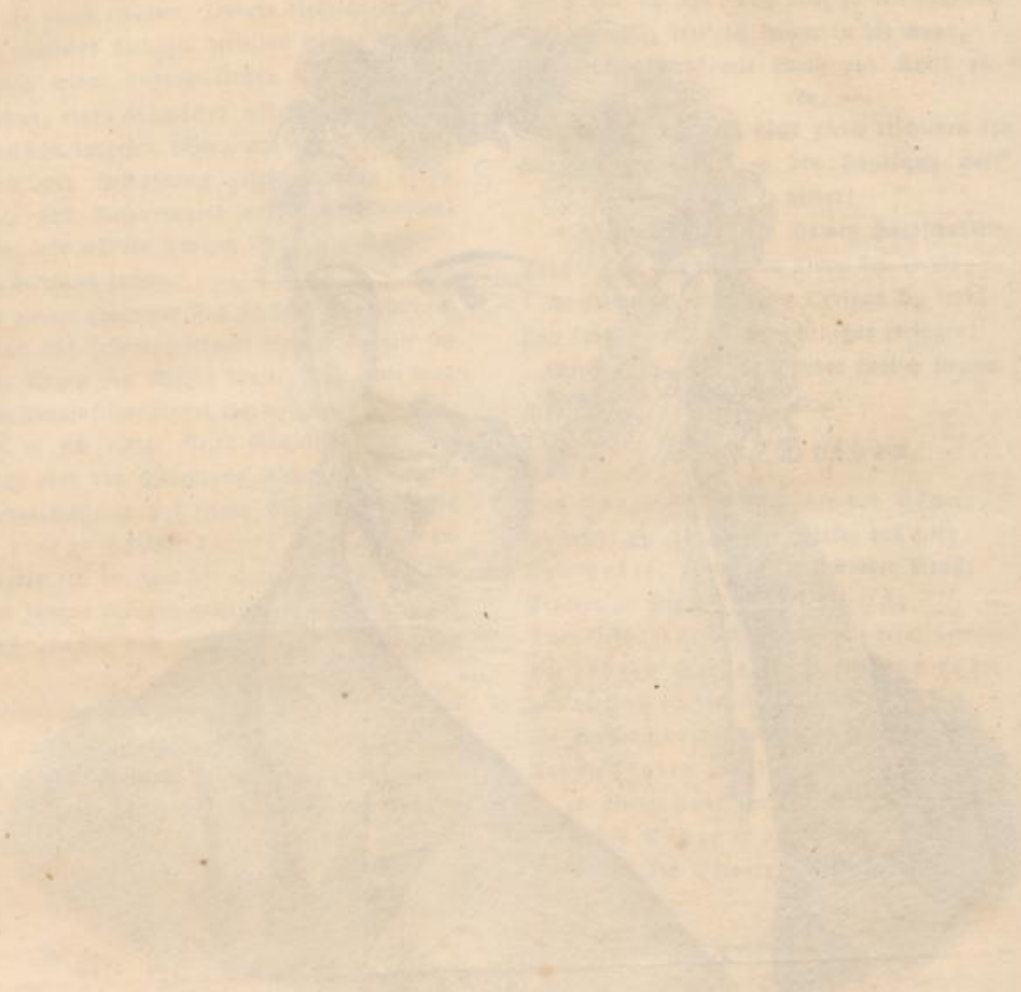
Schatzgräber.

Der beiliegende Steindruck stellt den durch den jetzigen Prozeß der Königin von England so bekannt gewordenen ehemaligen Begleiter derselben, Bergami, dar. Man versichert die Aehnlichkeit der Züge.

A. Töpken jr. — Redacteur.



Bartolomeo Bezgami.



Nro. 90.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 9. November 1820.

* Der Fürstenlehrer.

Ein Prinz durchreiste viele Länder
In ognito, als Bürgersmann,
Traf Filze hier und dort Verschwender,
Dort große Tagediebe an;
Hier sah er Bied're sich bemühen,
Die schwere Arbeit unbezahlt,
Das Glück oft von der Weisheit fliehen,
Und dort, wie stolz der Dummkopf prahlt.

Mißlaunig über dies Verkehrte
Trat er in eine Kirche ein,
Und hörte wie der Pfarrer lehrte;
Wir Menschen sollen glücklich seyn!
Du hast gut schwatzen, denkt im Herzen
Der Prinz, er lehre, wie man's kann?
Und sah mit neuerregten Schmerzen
Den schwarzen Canzelredner an.

Im zweiten Theile kam der Pfarrer
Nun auf dies können, und er sprach:
„Nichts führt zum Glücke unfehlbarer,
„Als, wandelt eurem Meister nach;

„Er konnt' ein Erdenkönig werden,
„Denn er war eines Königs Sohn,
„Doch er verwarf's und nahm Beschwerden
„Auf sich, und duldete den Hohn.

„Durch Eines ward er überselig;
Und reicher, als ein Mensch je war,
„Und ärndtet drohen überzählig
„Den Ruhm von feig'er Engelschaar.
„Er stand stets mit sich selbst im Bunde,
„Und graute vor sich selber nie,
„Denn sein Gewissen gab ihm Kunde
„Der Pflichterfüllung Harmonie.

„Er sah die Menschen wohl verirret,
„Doch niemals unverbesserlich,
„Zum Mitleid ward sein Herz gerühret,
„Er gab zu ihrem Retter sich.
„Nicht glücklich wollt' er seyn auf Erden,
„Nur glücklich machen wollte er,
„Und dadurch mußt er glücklich werden:
„So machts denn auch wie euer Herr!"

Ja, spricht der Prinz, nicht zu genießen
Erhob zum Fürsten Gott auch mich!

Erst will ich Alle glücklich wissen
Die er mir gab; und froh entwich
Er aus der Gottgeweihten Halle,
Nahm drauf das Zepter in die Hand,
Und von des Menschenfreundes Schalle
Ertönte jauchzend bald das Land.

Und wenn man seine Güte rühmte,
Und seine hohe Weisheit pries,
Wenn sich die Schaar der Schmeichler krümmte
Und, was er schaffte, göttlich hieß;
So wich er aus dem Jubelschalle,
Und wirkte mühvoll Tag und Nacht,
Sind, sprach er, nur erst glücklich Alle,
So ist mein Tagewerk vollbracht.

Wenn nun ihn seine Räthe fragen,
Wer ihn auf Reisen so gelehrt
Gemacht? spricht er, ich will's euch sagen:
Der Mann war einst nicht hochgeehrt,
Ein Dorfpfar'r lehrte mich ihn kennen,
Er schuf in mir den guten Geist,
Und soll ich ihn beim Namen nennen?
So wisset, daß er Christus heißt.

O — C — r.

Sitten der Schotten.

(Fortsetzung.)

Als ich meine Zeche bezahlt und dagegen tausend Segenswünsche erhalten hatte, und tausendfachen Dank, der mich um so tiefer rührte, da er aus dem Innersten unverdorbener Herzen hervor strömte, machte ich mich mit dem sechzigjährigen Kinde auf den Weg. Meine gute Wirthinn drang mir ein kaltes Wasserhuhn und eine Flasche Branntwein auf; ich konnte sie aber auf keine Weise bewegen, das Geringste dafür anzunehmen. „Es sey das Geringste, was sie thun könnte" — sagte sie — „um sich für die Güte erkenntlich zu zeigen, mit der ich mich gegen ihren Vater benommen hatte, und übrigens hielte sie es für Pflicht, und machte sich ein Vergnügen daraus, Fremden Aufmerksamkeiten zu beweisen." Ich drückte ihr recht herzlich die Hand; sie gab mir eins ihrer Kinder mit, um meine Flinte bis zu dem Orte zu tragen, wo ich die Jagd beginnen wollte.

Solche Beweise von Wohlwollen — so einfach sie sind, so demüthig sie gegeben werden, — sind das Wesentliche der Gastfreundschaft; aber sie sind nichts im Vergleich mit der Art und Weise, wie ich in der Hütte des alten Mac-Gregor empfangen wurde. Nach einem langen Zwischenraume erwärmt die Erinnerung noch mein Herz.

Mein Führer überließ die Sorge für die Wirthschaft seiner Frau, kleidete sich in das Costüm eines alten Kriegers seines Landes und wanderte mit mir fort, um den Tag über in meiner Gesellschaft zu jagen. In der Hütte seines Schwiegervaters nahmen wir uns vor, nach beendigter Jagd zu rasten. Er bat mich dringend, an seiner Thür ein Glas Branntwein zu trinken; denn er war fest überzeugt, daß seinem Hause etwas Widriges begegnen werde, wenn ein Fremder es verließe, ohne seine Lippen benetzt zu haben. Aus Gefälligkeit verschluckte ich deshalb einige Tropfen.

Die Kleidungsstücke meines Wirthes waren von röthlicher Farbe. Er trug den Philebeg*), den Beutel und die Mütze der Bergbewohner, welche mit einer Adler-Feder geschmückt war. Im Gürtel war ein Dolch befestigt, und über dem Rücken hing seine Flinte. Seine Strümpfe ähnelten den Sandalen der Römer und waren mit rothen Bändern befestigt. Er hatte auch eine Leine und einen Leister oder einen dreizackigen Wurfspieß mitgenommen, dessen man

*) Eine Art von kurzer Jacke.

sich gewöhnlich zum Lachsfange bedient. Sein Kopf war vorn fast ganz kahl, seine Gesichtsfarbe braun, sein Auge tiefliegend, aber voll Feuer. Hinten fielen lange schwarze Locken auf seinen Nacken; sein Wuchs war untadelhaft, seine Glieder waren kräftig und proportionirt. Die ganze Gestalt war männlich und kriegerisch.

Den ganzen Tag über hatten wir die Schwierigkeit des Terrains zu bekämpfen; aber meinem Führer schien dies viel Vergnügen zu machen. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß er mir durch sein Beispiel einen Begriff von der Körperkraft und Gewandtheit der Bergbewohner beibringen konnte. Mehr als einmal war ich in Gefahr, in den tiefen Sümpfen umzukommen; aber er trug mich auf seinem Rücken durch sie hindurch, und doch wurde ich selbst so noch oft bis an die Kniee durchnäßt. Wenn er mich so trug, fühlte er sich ganz glücklich und pfiff recht lustig, wenn ihm auch das Wasser bis an die Brust reichte. Wir mußten so viel Gebürge übersteigen, so viel morastige Sümpfe durchwaten, daß mein Führer mir um die Mittagsstunde, wie er bemerkte, daß ich sehr müde war, vorschlug, bei einem seiner Vettern, Alpin Mac Gregor, dessen Wohnung er mir von ferne zeigte, auszuruhen. Wir waren noch über eine halbe Stunde Weges davon entfernt; aber mein kräftiger Führer nahm das für einen Katzensprung.

Als wir an die Thür anlangten, klopfte er mit seinen Holzschuhen an sie und rief dabei mit frommer Miene aus: „Friede sey in Deinem Hause!“ Es lag etwas so rührendes, rein christliches in diesen Worten, daß ich tief erschüttert ward, und wirklich Ehrfurcht vor solcher Gastlichkeit empfand. Ein alter Celte, von einer Menge Kinder umgeben, erschien; ein Lächeln schwebte um seine Lippen, in der Hand trug er eine Flasche. „Der Fremde sey mir willkommen!“ — sagte er mit fester Stimme und reichte mir die rechte Hand entgegen; er drückte die meinige und trank auf meine Gesundheit, indem er mir zugleich langes Leben wünschte. Ein Engländer oder ein Bewohner der Ebenen Schottlands würde mir das Glas zuerst gereicht haben; aber die Gesetze der Gastfreundschaft geboten einem Bergschotten, zuerst zu trinken, weil dies ehemals ein Beweis war, daß man das dargebotene Getränk ohne Furcht nehmen konnte. „Bringe mir den Kelch, den Dir der Groß-Ohm geschenkt hat“ — sagte er dann zu einem seiner Kinder. Ich mußte wirklich noch ein halbes Maaß Wein aus einem großen silbernen Becher trinken, welcher der Familie von dem von uns sogenannten Prätendenten geschenkt wurde, den Alpin und die Kinder immer den Prinzen nannten.

Kaltes Wildpret, Butter, Käse, Schaafmilch, frische Eier und Fairntosh setzte man uns im Ueberflusse vor; nachdem wir uns ein wenig ausgeruht hatten, dachten wir an die Fortsetzung unserer Wanderung. Der Laird*) des kleinen Meierhofes wollte mir auf einige Meilen **) das Geleit geben, und bestand darauf, so lange, als er mit mir ginge, meine Flinte und meine Jagdtasche zu tragen. Es schien ihm zu schmeicheln, daß ich an meinem Hute einen Zweig von Heidekraut trug, und als wir uns trennen wollten, zog er seine Flasche wieder hervor, um uns ein Lebewohl zu bringen. Er begann mit einem Gebet in Gallischer Sprache, worin er den guten Geist anflehte, uns zu geleiten, und schied dann mit frommen Wünschen von uns, die aus einem aufrichtigen Herzen kamen.

*) Der Herr.

**) Englische

Als wir bei der Hütte des alten Gregors anlangten, schoß Mac-Gregor, mein Führer, seine Flinte ab. Dies war ein verabredetes Signal, und sogleich trat der Greis, prächtig geputzt, an der Spitze seiner ganzen Familie aus seinem Häuschen. Ein Dudelsack-Spieler ging vor ihm her, und Landleute, welche den Zug begleiteten, drückten durch Gebehrden und Ausrufungen es aus, wie willkommen der Fremdling ihnen sey. Ich gestehe, daß ich schwach genug war, einige Thränen zu vergießen; je weniger ich einen solchen Empfang verdient hatte, je weniger ich mich seiner würdig dünkte, um desto tiefer rührte er mich. Als wir eingetreten waren, und der Greis sah, daß ich bis an die Knie durchnäßt und ganz mit Koth bedeckt war, schlug er mir vor, eine Kleidung anzulegen, wie die Bergbewohner sie tragen, während meine Kleider gereinigt und getrocknet würden. Dies war ein Compliment für mich, dessen vollen Sinn ich verstand; auch nahm ich den Vorschlag weislich an, da ich wohl wußte, daß man einen dieser Gebirgsbewohner nicht mehr beleidigen kann, als wenn man etwas von ihm Dargebotenes ausschlägt. „Das paßt Ihnen ganz allerliebst" — sagte Mac-Gregor, als er mich völlig angekleidet sah.

Wir setzten uns zu Tische. Er war mit einfachen Speisen, aber reichlich besetzt. Man brachte recht guten Wein, und meine Eigenschaft als Fremder ließ Alle Rücksichten gegen mich nehmen, durch die sich ein Fürst geschmeichelt gefühlt haben würde. Ich saß neben Marien, der ältesten Enkelin des alten Mac Gregor, einer lieblichen jungen Brünette, die so angenehm, so sittig, so naiv war, daß ich mich beim ersten Anblick, durch ein mir selbst unerklärliches Gefühl, an sie gezogen fühlte. Um nichts in der Welt hätt' ich in diesem gastlichen Hause noch acht Tage verweilen mögen; ich würde mein Herz dort zurück gelassen haben, oder Marie wäre meine Lebensgefährtin geworden. Wir verlebten den Abend recht heiter. Meine Hunde und mein Pferd wurden gut gepflegt, und mein Diener, der uns gefolgt war, um am andern Morgen mit mir abzureisen, trank sich ein Räuschen.

Als ich aufgestanden war, bewirthete man mich zum Frühstück mit Thee, Kaffee und einem Honig, der durch seine Süßigkeit mich an den erinnerte, den die Alten vom Berge Hybla bezogen. Hierauf folgten kaltes Wildprett, auf dem Roste gebratene Fische, Eier, Marmeladen und verschiedene Arten von Likören, die wie Feuer brannten. Ich leerte indeß aus Rücksicht gegen meinen Wirth ein Glas.

Unsere Trennung war rührend. Der Greis, an seine Jahre denkend, sagte mit Thränen im Auge: „Ich sehe Sie vielleicht nie wieder." — Einen Augenblick später fügte er, als schäme er sich seiner Schwäche, mit festem Tone hinzu: „O! wenn Sie das nächste Jahr wiederkommen und der alte Mac-Gregor noch lebt, so wird er Sie immer wie ein Mitglied seiner Familie empfangen.

„— Der Himmel sey mit Euch Allen!" — rief ich ihnen zu. Ich riß mich aus ihren Armen, während auf dem nationalen Dudelsack ein Kriegslied gespielt ward und die Landleute mir laut zuriefen und ihre Mützen schwenkten. Ich entfernte mich schnell; denn ich fühlte in meinem Herzen ein so aufgeregtes Gefühl, das nur durch körperliche Anstrengung beschwichtigt werden konnte. In einiger Entfernung blieb ich indeß stehen, um noch einen Blick auf die gastliche Wohnung zu werfen, und sah, daß Mac Gregor und seine ganze Familie auf einen nahen Hügel geklettert war, von dem aus man die Straße überblicken

konnte, um, wie man zu sagen pflegt, mich verschwinden zu sehen.

Mac-Gregor hatte darauf bestanden, daß ich den Gebirgs-Bewohner-Anzug, den er mir geliehen, als Andenken aufbewahren möchte; und die liebenwürdige Marie hatte mir ein von ihr selbst gewebtes Stück Zeug gegeben; Tartane heißt dieses Gespinnst, und sicher ist die Fabrikation desselben in diesen Gegenden so alt, als die Gebirge, in denen ich mich befand. Ich bewahre diese Geschenke mit höchster Sorgfalt auf, und wenn ich einen Blick auf sie werfe, so gelobe ich mir aufrichtig, ein Einsiedler in den Schottischen Gebirgen zu werden, wenn irgend ein Wechsel in meinen Vermögensumständen mich zwingen sollte, London zu verlassen.

Mann hat schon oft gesagt, daß das, was für den Einen ein Bett von Rosen ist, dem Andern als ein Dornenlager erscheint; ich kann die Wahrheit dieses Sprichworts nicht besser darthun, als wenn ich folgende Abschrift eines Briefes mittheile, den ich von einem meiner Neffen erhielt, einem Narren, wie es dergleichen viele giebt, und der wenige Jahre später auch eine Reise nach den Hochlanden gemacht hatte, durch die ich mit solchem Entzücken gewandert war, wo die Schönheit der Natur mich bezauberte, wo ich mit einer Gastlichkeit aufgenommen worden war, die ich nie vergessen kann, und wo ich so offene, ungeschminkte Gutmüthigkeit fand, die den edlen, biedern Bewohnern für immer Rechte auf meine Freundschaft und Dankbarkeit gesichert hat.

Folgendermaßen lautete der Brief meines Neffen:

„Lieber Oheim! Sie riethen mir, eine Reise nach den Seen Schottlands zu machen; das hieß eben so viel, als mich zu allen Teufeln zu schicken. Ich wollte, daß ich London nie verlassen hätte. Ich war übrigens so thörigt, Ihr edles Beispiel nachzuahmen und bis nach den Hebriden zu gehen, auf denen ich fast Hungers gestorben wäre, und so viel Elend ausstehen mußte, als schwerlich je irgend jemand vor mir. Ich ward vom Regen durchnäßt, durch eine abscheuliche Kocherei vergiftet und durch einen wahrhaft zurückstoßenden Mangel an Bildung im höchsten Grade unmuthig gemacht. Glauben Sie wohl, daß ich nicht eine einzige Parthie spielen konnte, und nicht eine einzige kleine Putzmacherin fand, mit der man die Zeit hätte tödten können?

(Der Beschluß folgt.)

Sonderbare Heilart der Verrückten.

— In dem letzten Jahrberichte der königlichen Gesellschaft zu Nancy findet sich eine interessante Abhandlung über eine im Dorfe Bonnet übliche sonderbare Heilart der Verrückten. Dieses Dorf liegt im Maasdepartement, und hat seit dem vierzehnten Jahrhunderte den Ruf, daß in der Kirche desselben die Verrückten geheilt werden, und zwar in einer Zeit von neun Tagen, weßhalb die Kur auch la neuvaine heißt. Die Verfahrungsart ist folgende: Ein Behälter in der Kirche, welcher nur durch ein Gitter von den Kirchengängern abgesondert ist, wird dem Kranken während dieser Zeit zum Aufenthalt angewiesen. In den drei ersten Tagen wird derselbe täglich Prozessionsweise zu einem, ausserhalb des Dorfes liegenden Brunnen geführt; hier besprengt man ihn mit Wasser, und läßt ihn einige Andachtsübungen verrichten. Den übrigen Theil des Tages muß er ganz allein in seinem Behälter zubringen. In den drei folgenden Tagen wird ihm zur Ader

gelassen, und er in einen großen hölzernen Korb gelegt; worin er kann geschaukelt werden; in den drei letzten Tagen kehrt er wieder zurück, und muß dieselben Ceremonien verrichten, wie Anfangs. Während der gesammten 9 Tage wird er einer schwächenden Diät unterworfen. Ist er nach Verlauf der neun Tage nicht geheilt, so beginnt eine neue neveune. Merkwürdig ist es, daß die Kur selten fehl schlägt. Der Arzt de Haldat, Verfasser der Abhandlung, sucht dieses aus natürlichen Gründen zu erklären. Ein Theil dieser Heilart, meint er, beruhe auf den vernünftigsten Grundsätzen, und sey wohl im Mittelalter von den Benediktinermönchen den ärztlichen Lehrern des Alterthums abgeborgt. Die kirchlichen Ceremonien müßen außerdem tiefen Eindruck auf das schwächliche Gehirn des Kranken machen, und der Anblick des Korbes, worin er ruhig bleiben müsse, überzeuge ihn wahrscheinlich von der Nothwendigkeit, sich alles Ausbruchs der Verrücktheit zu enthalten; und aus diesen Gründen werde es erklärlich, warum die Kirche zu Bonnet 10/12 der Kranken heile, die ihr zugeschickt werden, indeß die Hospitäler nur die Hälfte ihrer Verrückten wieder zu Verstande brächten. Freilich wurden auch keine Rasenden, keine Idioten und keine seit langer Zeit Verrückte nach Bonnet gebracht, sondern bloß solche, deren Gehirn sich durch vorübergehende Umstände in Exaltation befindet.

Neueste Nachricht über Africa.

In's Innere von Africa ist neuerdings 1818 wieder ein Reisender eingedrungen, Hr. Mollien, dessen Reisebeschreibung in London gedruckt erschien. Er hatte an der Westküste Schiffbruch gelitten, rettete sich mit andern im Boot und gelangte durch die große Wüste von Sahara zu den französischen Niederlassungen am Senegal. Weder Gefahr noch Anstrengung hatten seine Begierde geschwächt, das Binnenland weiter zu erforschen, und Hr. Fleuriau, der französische Gouverneur der Colonie, unterstützte ihn in seinem Vorhaben. Die Ausrüstung dazu war knapp, auch um die Habsucht der Eingebornen nicht zu reizen, zwei Doppelflinten, etwas Schießpulver, Ambra, Korallen u. s. w., ein Esel trug Alles mit einander. Zur Begleitung fand sich ein Marabout, (Religiose,) Namens Diat Boukari, der als Dollmetscher diente und monatlich 180 Franken Sold erhielt. Auf Ansuchen desselben ging auch sein Sohn mit und ein junger Sclave.

Diese sollten bis zu den Quellen des Senegal und Gambia vordringen und dann überlegen, ob sie den Niger bis zu seiner Mündung hinabschiffen könnten. Ein Theil der Absicht gelang, Hr. Mollien kam bis zu den Quellen der genannten Flüsse; aber das Klima und der grausame verrätherische Charakter der Eingebornen hemmte seine weiteren Fortschritte.

Unsre europäische Phantasie oder Satyre hat neuerdings beliebt, Bilder von Staatsverfassungen aus dem Innern von Africa zu entwerfen, nach denen das europäische Staatswesen etwa manches bessern möchte. In der Wirklichkeit sieht es jedoch ganz anders aus; Dörfer und kleine Handelsstädte von zwei bis fünftausend Einwohnern werden häufig auf Befehl des Damels, (Königs,) durch sein Gefolge ausgeplündert und die Einwohner in Sclaverei geführt; unser Reisender fand mehrere menschenleer, an einem Orte blos einige verwundete Neger, welche ihm die Geschichte erzählen konnten. Das läßt ihn glauben, die Abschaffung des Sclaven-

handels sey weniger vortheilhaft, als edle Menschenfreunde wähnen.

Er selbst fand bei vielen Häuptern der Ortschaften, freundliche Aufnahme. Neger und Mauren bewohnen diesen Strich von Africa und hassen sich wechselseitig; Hr. M. fand sich in seiner von ihm gewählten mauritschen Tracht bei den Negern schlecht empfangen, und vertauschte sie darum gegen die europäische. Die Neger hatten nun darüber ihre große Verwunderung, so wie über seine Schuhe und große Nase. Theils sind die Einwohner Heiden, theils Mohamedaner. Den Haß und Fanatismus der mauritschen Mohamedaner hat der Christ am meisten zu fürchten; die Neger, wenn auch nicht strenge dem Islam ergeben, sind weit duldsamer. Die Lebensart ist sehr einfach, Baumwollne Zeuge und Hirse dienen meistens als Geld.

Mit einer Karawane wendete sich der Reisende später nach Süden. Als einst die Sonne untergegangen war, hörte man in der Nähe das Brüllen eines Löwen. Kein Ereigniß konnte auf die ganze Karawane einen furchtbarern Eindruck machen; Weiber, Kinder, alles floh durch einander unter den Schutz der Berittenen. Manche Neger bewiesen dem Reisenden theilnehmende Aufmerksamkeit. Er gelangte ohne besondre Unglücksfälle in's Königreich Bondou, von dort in das Gebiet Foura Jallon oder Diallon am Gambia. Hier in einem Dorfe, mitten zwischen Gebirgen, hielt ihn der Häuptling Ali zurück. Dessen Frau, die Prinzessin Maria, besuchte ihn in der Hütte und forderte Geschenke. Einige Korallen wollten nicht genügen, sie verlangte seine Bettdecke. Aber ich brauche sie in der Nacht! Dann gehst du nicht nach Timbo, antwortete sie. Als er endlich seine Decke mit derjenigen Boukari's vertauschte, und letztere ziemlich schmutzig ihr gab, warf sie ihm dieselbe voll Verachtung an den Kopf und sagte: „er sey ein armer Teufel." Dennoch wurde er später vor den Häuptling gefordert, und verlor einen grossen Theil seiner Habe.

Endlich gelangt er an die Quelle des Gambia und Rio Grando, dann nach Timbo, unfern der Quelle des Senegal's. Nun kommt die Regenzeit. Ein furchtbarer Donnerschlag kündigt sie an. Die Einwohner stürzen aus ihren Hütten, „wir sahen im Osten einen dicken Nebel, der die höchsten Gebirge einhüllte. Er näherte sich, wir hatten kaum Zeit unsre Hütte zu verlassen und Zuflucht in derjenigen Boubou's zu suchen, welche fester war. Nun stürzte der Regen in Strömen herab, Hagel darunter, die Viehheerden brüllten kläglich in Ermangelung eines Obdachs; in einem Augenblick war der Boden überschwemmt, ein wahres Gemälde der Sündfluth. In gemäßigten Ländern kann sich Niemand einen Begriff machen von der Masse Regens, welche während der Hälfte des Jahres zwischen den Wendekreisen in Africa herabfällt. Die Feuchtigkeit, welche sich dann in der Atmosphäre verbreitet, ist das furchtbarste Hinderniß für die Europäer in diesen Gegenden und erzeugt Krankheiten." Hr. Mollien selber wird tödtlich krank. Boubou, der sich in der Karawane unter dem Scheine der Freundschaft an ihn gemacht, will durch Gift sein Ende beschleunigen. Glücklicherweise ist es nicht stark genug; aber nun beredet jener die Einwohner, dem Kranken Speise und Trank zu entziehen. Nur ein Weib labt ihn dennoch; Boubou tritt in seine Hütte und droht ihn zu ermorden.

Hier nun, mitten in Wäldern, unter Meuchelmördern, fast erstickend vor dem Rauch des Feuers in der Hütte, mit Steinen von den Einwohnern geworfen, bittet der Reisende den Himmel um das Ende seines Lebens. Dennoch ver-

sucht er das Unmögliche, nämlich zu entfliehen, wird eingeholt, und kann endlich nach Verlust eines großen Theils seiner übrigen Habe weiter ziehen. Er trachtet die portugiesischen Niederlassungen an der Küste zu erreichen, und kommt nach einem Monat in die Nähe der Niederlassung Geba. Auf eine dem portugiesischen Befehlshaber zugesandte Nachricht sendet ihm dieser Erfrischungen, nimmt ihn gastfreundlich auf und er kann sich von seiner Krankheit und Mattigkeit erholen. Besser noch geht es hernach in Bissao, einer andern gesunder liegenden Niederlassung; doch muß er in Folge seiner Anstrengung fast stets das Bette hüten. Selbst nachdem er seine französischen Freunde in Africa wieder sah und 1819 in Frankreich anlangte, gelang es ihm nur allmählig, seine Gesundheit herzustellen.

Wir lernen aus diesem Bericht auf's neue die zahllosen Gefahren kennen, welche den europäischen Reisenden in Africa erwarten. Viele unbekannte Gegenden dieses Welttheils hat Hr. M. zuerst besucht, und dankt den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung vorzüglich seinem treuen Begleiter Boukari. Er hat ihm dafür auch ein Grundstück in der französischen Niederlassung und allerlei Geschenke an Waaren verschafft. (Edinburgh Monthly Review June 1820.)

Charade.

Zum Himmel hoch erhoben, riesengroß,
Der Wolken Bläue überragend
Mit kühner Majestät, im dunkeln Schooß
Den Urquell vieler Flüsse tragend,
Die Scheitel funkelnd vom krystallnen Glanz,
Den nie der Sonne Gluth bezwungen,
Den Fuß vom wunderschönsten Blumenkranz
In königlicher Pracht umschlungen,
Siehst staunend Du mit sehnendem Verlangen
Das erste Paar des Sylbenkleeblatts prangen.

Die dritte ruft mit allgewalt'ger Macht
Und allgewalt'gem starken Schallen
Zur Jagd Dich bald und bald zur heißen Schlacht,
Und füllt Dein Herz mit kühnem Wallen.
Sie tönt, Du wirfst Dich in der Feinde Heer,
Und zwingst es ritterlich, zu weichen;
Sie tönt, sie tönt, und Alles um Dich her,
Es sinkt von Deines Schwertes Streichen.
Und schweigt dann spät des heißen Kampfes Toben,
So schallt sie laut, der Schlachten Gott zu loben.

Wie anders thut das Ganze Dir sich kund,
Mit Tönen zwar, und lauten Klängen,
Doch weich und lieblich schallt sein Mund,
Und nicht zum Kampf will es Dich drängen.
Mit Wehmuth füllt es Deine Brust,
Es schwellt das Herz ein heißes Sehnen,
Und, aufgelöst in süßer Lust,
Entquillen Dir der Freude Thränen.
O mögst Du zu den ersten Sylben wallen,
Denn dort allein vernimmst Du nur dies Schallen.

Berichtigung.

Auf der 1 Spalte Z. 7 von unten, ist hinter dem Worte Feier der Punkt zu streichen. — S. 694. Sp. 2. Z. 15 von oben lese man Wir, statt Mir. — S. 695. Sp. 2 Z. 11 von oben statt fehlen, fehlen lassen. — S. 696. Sp. 1. Z. 6 von oben statt erzählt, erzählte. S. 698. Sp. 1. Z. 7 von oben statt einen, seinen; ausser einigen andern Buchstabenversetzungen, die der gütige Leser gefälligst entschuldigen wolle.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 91.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 12. November 1820.

* Hoffnung und Muth.

Der müde Pilger wandert still durchs Leben
Erinnrung labt, und Hoffnung tröstet ihn;
Er sieht mit leisem, schauerlichem Beben,
Vergangne Freuden sanft vorüberziehn,
Doch soll die Hoffnung Trost ins Herz ihm geben,
— Läßt sie ja doch so manche Rose blühn —
Und milde, wohlbekannte Luftgestalten,
Sieht er sich klar vor seinem Blick entfalten.

Nur Luftgestalten sind's? Nur Traumgedanken,
Die, wie ein Nebel, schnell und leicht vergehn?
Und wird er nicht, wenn sie verschwinden, wanken?
Wird er nicht trostlos in die Zukunft sehn?
Nein, wenn auch alle seine Freuden sanken,
Umflüstert's ihn mit traulich süßem Weh'n:
„Einst kehrt dir wieder, was dir nicht geblieben!
„Drum halte fest dein Hoffen und dein Lieben.

Zwar an die Erde war er nicht gebunden,
Ein hohes Ideal umschlang sein Herz.
Und langsam trübe flossen seine Stunden,
Er schaut empor mit süßem Sehnsuchtsschmerz.
Dem Herzen war das Irdische entschwunden,
Es sehnte sich, und strebte Himmelwärts.
Doch aus Elisiums verklärten Höhen,
Ließ sich das holde Traumbild nimmer sehen.

Doch, wie das Morgenroth den Tag uns sendet,
Der Sonnenstrahl die Dunkelheiten bricht,
Der Trauernde den Blick nach oben sendet,
Wenn nach der Nacht ihm glänzt das schöne Licht,
Und dann mit Dank sich hin zum Vater wendet,
Und freudig blüht das blasse Angesicht —
So ist auch ihm vergangne Zeit entschwunden,
Er hat sein holdes Ideal gefunden.

Und wo? — Entstieg's vielleicht entlegnem Lande?
Zu dem der Fuß des Menschen nimmer dringt?
Vielleicht von einem fernen Zauberstrande,
Zu dem dich keine leise Welle bringt?
Nein, irdisch knüpfte mit dem zarten Bande
Das fest und ewig sich nun um sie schlingt,
Das Ideal ihn an ihr eignes Leben,
Auf Erden schon den Himmel ihm zu geben.

Doch schaut er düster hin in jene Fernen,
Die Wirklichkeit vertritt den Zauberschein.

Es schwebt der Blick nur trübe zu den Sternen,
Noch kann er sich der Gegenwart nicht freu'n.
Sogar die Hoffnung will sich oft entfernen,
Doch zieht er muthig sie ins Herz hinein —
Und fühlet stolz, es sey bei diesem Streite
Nicht Menschenmacht — ein Gott auf seiner Seite.

So sey es denn denn; einst wird er ihm erblühen
Der schöne Tag, auf den die Hoffnung ruht!
Und ist ihm denn auch weiter nichts verliehen,
Das Ideal ist doch das höchste Gut.
Und heiter will er um das Ziel sich mühen,
Ein Gott verleiht ihm Heldenkraft und Muth!
O glücklich ist, wem ewig unveraltet
Sich Hoffnung zur Erinnrung stets gestaltet. —

G.

Sitten der Schotten.

(Beschluß.)

„Wie reute es mich, daß ich das Hotel Longs und Clarendons Kaffeehaus, die Gräfinn und die kleine allerliebste Figurantinn verlassen hatte! In diesem öden Lande weiß man gar nicht, was eine Intrike ist. Man kennt gar kein andres Eis, als das, was von Ewigkeit her auf den verfluchten Gebirgen liegt. Weder für gute Worte, noch für Geld konnte ich mir eine Ananas verschaffen. Kein Schauspiel, kein Walzer! Hätt' ich nur ein einziges Mädchen gefunden, das fähig gewesen wäre, eine Artigkeit zu verstehen, die ich ihr sagte; aber das Tollste von Allem — in keinem Wirthshause verstand man den Punsch des Regenten zu machen!

„Die Namen der Orte, durch die man gehen muß, würgen einen, wenn man sie aussprechen will. Denken Sie einmal, wohin ich morreisen soll: nach Acha-de-Shenock, und nach Ach-na-Craig. Kann man so etwas wohl zur Kehle herausbringen, ohne daß einem der Athem vergeht? Die Mädchen gehen mit nackten Füßen, die Männer haben keine Beinkleider; die Hälfte versteht kein Englisch, und die es sprechen wollen, radebrechen es so, daß es ganz unverständlich wird. Meine Kleider sind zerrissen, beschmutzt, kurz gänzlich hingerichtet, und man lacht mir überall ins Gesicht, wo ich mich nur blicken lasse. Ihre Bergbewohner sind drei große Jahrhunderte hinter uns Einwohnern von Bond-Street zurück; sie wissen gar nicht, was ein Mann von gutem Tone ist. Mein Diener ist zwölf Stunden lang betrunken, und ich langweile mich vier und zwanzig Stunden lang.

„Doch ich muß Ihnen alle meine Unglücksfälle erzählen. Während der Reise, die ich von Glasgow aus in meinem Cabriolet machte, regnete es so stark, daß ich von den pittoresken Schönheiten, die man hier finden soll, nicht das Geringste sah. Da ich in dem Wirthshause Mac— Mac— ziemlich guten Wein erhielt, so sah ich, der Teufel weiß, wie es kam, alles doppelt, als ich an den Seen anlangte, und ich wurde von solchem Kopfweh befallen, daß auf der Erde, wie auf dem Wasser, Alles vor mir zu tanzen schien. Uebrigens zürnte ich auf die ganze Welt, und Alles dünkte mich abscheulich.

„Ich schiffte mich in Oban auf einer elenden Barke ein, von der ich jeden Augenblick befürchtete, daß sie sinken würde. Kaum hatte ich einen Fuß ans Land gesetzt, als ich gewahr wurde, daß ich meinen mit Perlen besetzten Ring verloren hatte, und um mein Unglück vollständig zu machen, mußte auf diesen gefährlichen, fast unzugänglichen Wegen eins meiner Pferde verschlagen, während ein Schlingel von Jungen, der mir als Führer dienen sollte, auf

meine Kosten lachte und sich selbst über meine Person lustig zu machen schien. Der Wind entführte mir meinen Hut, und ich sah mich genöthigt, meine Reisemütze zu tragen. Ich glaube indeß, daß man ihn gefunden haben und als eine Seltenheit aufbewahren wird; denn ich bin überzeugt, daß man im ganzen Lande keinen Hut findet, der aus der ersten Modehandlung in Bond-Street hervorgegangen ist.

„Bei meiner Ankunft war ich so durchnäßt, daß ich ein Glas Maraquin oder Curaçao forderte; nicht einmal die Namen kannte man! Um mich zu entschädigen, reichte mir mein Wirth indeß einen höllischen Branntwein, der Fairntosh genannt wird, und aus Feuer und Rauch zu bestehen scheint; sein Feuer verbrennt die Gaumen, und sein Gestank ist unausstehlich."

„Kaum hatte ich mich von diesem nichtswürdigen Getränk ein wenig erholt, als man mich zum Mittagsessen rief. Um vier Uhr zu Mittag zu essen. Ist das nicht barbarisch? Zu dieser Stunde denkt ein Mann von gutem Tone ans Frühstück; Wir hatten weder Suppe, noch Ragouts, noch Weine, die im Wasser frisch erhalten worden wären; die Speisen waren alle gemein und grob. Ich saß hinter einem Berge von Rindfleisch, der mich die Personen nicht sehen ließ, die mir gegenüber saßen, und in meiner Nähe stand ein Schinken, von dem man Fingers dicke Scheiben abschnitt, statt daß sie so fein wie ein Mohnblättchen hätten geschnitten werden sollen. Es stand auch Geflügel auf dem Tische; aber wer mochte es anrühren? Das ist hier das tägliche Brodt. Ich hoffte mich durch das, was die Gäste Mildprekt nannten, zu entschädigen; aber ich glaubte, daß ich mir die Zähne ausbeißen würde, als ich davon kostete. Das elende Fleisch war so hart, als hätte man einen alten Esel geschlachtet, obgleich mir versichert wurde, daß es von einem Rehbock wäre, den mein Wirth vor einigen Tagen geschossen hätte. Endlich lud mich die Wirthinn ein, um ein Stück Käse, das ich in der Verzweiflung aufgegessen hatte, anzufeuchten, ein Glas Bier zu trinken; denn denken Sie Sich nur, außer Porto und Madeira-Wein war nur eine Flasche Bordeaux-Wein vorhanden, die mir zu Ehren Preis gegeben wurde, und mit Ausnahme des Lafitte ist doch kein Bordeaux Wein werth, von irgend einem Menschen getrunken zu werden!

„Nach dem Essen brachten die Barbaren die Gesundheiten aus und die jungen Leute gingen in ein Nebenzimmer, wo sie tanzten, das heißt: wie Unsinnige herumsprangen. Ich schlug eine Parthie Faro, sogar Vingt et ün vor; aber keiner dieser unwissenden Bergbewohner kannte eine Karte. Einer sang ein Lied in Galischer Sprache; aber ich verstand kein Wort davon, und die Melodie war unerträglich. Was wollte ich am Ende machen? Ich zechte bis Mitternacht, um meinen Verdruß zu ersäufen.

„Am andern Morgen überraschte es mich, daß man mich zum Frühstück gebratene Fische, Eier, Thee und Kaffee vorsetzte; aber der plumpe Ton, die vor Gesundheit strotzenden Frauenspersonen und der gemeine Heißhunger, mit dem die Männer in die Speisen bissen, wobei sie, große Gläser voll Fairntosh leerten, benahmen mir alle Eßlust. Ich konnte nur eine Tasse Thee trinken, worin ich etwas Branntwein goß, und aß ein Stückchen Braten, der ganz nach Torf schmeckte.

„Nach dem Frühstück machte ich den Versuch, einige steile Gebirge zu erklimmen und Auerhähne zu schießen; aber die Anstrengung, die dazu erforderlich war, sprengte meinen

Schnürleib, meine Maroquin-Stiefeln platzten und meine seidenen Pantalons wurden durch den Thau im hohen Grase gänzlich durchnäßt. Ganz erschöpft und athemlos kehrte ich zurück, und mein Wirth, der ganz unausstehlich zuvorkommend ist, war unverschämt genug, mir zuzumuthen, daß ich, um mich zu restauriren, ein Glas von seinem abscheulichen Schnaps trinken und mich umkleiden sollte. Er brachte mir auch wirklich eine alte Jacke von Segeltuch, die sein Großvater getragen hatte, und die er in meinen Augen durch die Versicherung wichtig machen wollte, daß sie vier Schlachten mitgemacht habe.

„Am dritten Tage setzte ich mein Leben abermals aufs Spiel, und zwar in einer elenden Barke, in die von allen Seiten das Wasser drang, und ich mußte zu ertrinken befürchten, als ich Jona und Staffa besuchen wollte, zwei elende Inseln, denen die eine ehemals den Königen zur Grabstätte diente, die zweite aber nicht im Geringsten etwas Interessantes darbietet. Eine herrliche Idee, einen Menschen auf Gefahr seines Lebens an Orte zu schicken, wo man ihm nichts weiter, als Gräber und Trümmern zeigen kann, als gäb' es in London nicht angenehmere Wege, um zu einer Ruine zu gelangen, und als könnte man unter dem Monde kein schöneres Schauspiel sehen, als Leichensteine!!!

„Einen Tag hatten wir kein Brodt, und ich mußte mich, wie meine Pferde, von Haber zu nähren suchen. Aber ich bin mit meinen Unglücksfällen noch nicht zu Ende. Als ich durch die dichten Gesträuche mich wand, zerrissen meine Kleidungsstücke, und zwar so, daß ich nur noch einen gewöhnlichen Frack habe, in dem ich ungefähr wie ein Handlungsdiener aussehe. Alles Noble ist an mir verschwunden. Eine alberne Wäscherin hat mir ein halbes Dutzend Halstücher verdorben; sie verstand sich nicht auf das Stärken und hat mir auch die Bänder abgerissen. Sobald als nur möglich entfliehe ich aus diesem Gefängniß, wo ich dem profanum vulgus zum Gelächter bin. Ach! wie leid thut es mir, daß ich Bond-Street verlassen habe, um mich in diesen Gebirgen zu verirren, besonders aber auf diesen wüsten Inseln, auf denen man eine ganze Woche lang umher spazieren kann, ohne einen einzigen Baum zu erblicken!

„Nachschrift. Hätten Sie wohl die Güte, meinem Schneider aufzutragen, daß er mir einen neuen Schnürleib à la Cumberland machen soll? Ich bin so mager wie ein Windhund geworden; von meinen Kleidern wird mir keins mehr passen. Ich würde vor Hunger gestorben seyn, wenn ich mich nicht mit Biskuit und Madeira-Wein aufrecht erhalten hätte!"

So schloß der Brief meines närrischen Neffen. Ich zweifle gar nicht daran, daß meine Freunde in den Gebirgen ihn wirklich ausgelacht haben; denn zu grell war der Gegensatz, in dem er mit ihnen stand. Was mich anbelangt, so verließ ich dieses herrliche Schottland gesünder und kräftiger, als ich es betrat, und sollte ich mich über etwas beschweren, so wär' es nur, daß man mir zu viel Rücksicht bewies.

Eine Aufgabe für Psychologen*).

Aus einer der vielen Residenzen Deutschlands ist vor Kurzem eine Ehefrau von 22 Jahren mit einem weltfremden Manne — entwichen.

---

*) Von höchst achtbarer Hand bestätigt.
Die Redaction.

Dergleichen Fälle sind, besonders in den zwanzig Kriegsjahren, an größeren und kleineren Orten manche vorgekommen, von denen jedoch die Geschichte keine Notiz nehmen konnte, weil gewöhnlich nur solche Weiber sich zu einem solchen Schritte erniedrigen, die ohnehin schon in der öffentlichen Meinung anrüchig sind. Aber, daß diese Frau zu solcher Tiefe herabsinken konnte, ist ein fast unerhörtes Beispiel in der Geschichte des weiblichen Geschlechts, wie aus folgender, mit höchster Gewissenhaftigkeit entworfenen, Schilderung dessen, was diese Frau von ihrer Kindheit an bis jetzt war, deutlich erhellen wird, die wir keinen Anstand nehmen, auch dem größeren Publikum mitzutheilen zum Nachdenken für Psychologen, zur Lehre und Warnung für alle Ehefrauen.

Agnes (so wollen wir die Verirrte nennen), schon in ihrer zartesten Kindheit einer trefflichen Mutter beraubt, zeichnete sich früh durch körperliche Anmuth und durch schöne Anlagen des Geistes und Herzens aus, die, auch ohne mütterliche Pflege, ihre Erziehung zu einem vollkommenen Frauenzimmer sehr leicht machten. Sie ward der Liebling des Vaters und ihrer Verwandten, und selbst jeden Fremden, der mit Agnesens Familie in Berührung kam, zog die unbeschreibliche Sanftheit des lieblichen Kindes an.

Sie war kaum 14 Jahre alt, als ein schwerer Anfall den Vater auf das Krankenlager warf, wo sich die kindliche Liebe des Mädchens im höchsten, reinsten Lichte zeigte. Alles, was nur die gehorsamste Pflege und Wartung dem geliebten Vater ersinnen konnte, übte die herzliche Tochter mit fast unglaublicher Anstrengung, und sie ertrug jede Mißlaune des kranken Vaters mit der Geduld einer Märtyrerin. Mehrere Jahre hintereinander begleitete die Tochter ihn in die Bäder, wo der unermüdet sorgsamen Pflegerin des hülfbedürftigen Vaters von den vorzüglichsten Menschen aller Stände gehuldigt ward.

Frühe schon stand das herrliche Mädchen der ganzen, großen Haushaltung mit der Besonnenheit und Ordnungliebe einer dreißigjährigen Hausfrau vor, ohne ihrer höheren, besonderen Pflicht, der Pflege des Vaters nur im mindesten abzubrechen; ja, sie verzichtete deshalb freiwillig auf manches erlaubte Vergnügen, auf das die heranblühende Jungfrau billigen Anspruch hätte machen können.

Mit ihrem 19ten Jahr wendete Agnesens Herz sich einem jungen Manne von 27 Jahren zu, der, durch seltene Geistesgaben eben so sehr, als durch einen festen Charakter und Güte des Herzens ausgezeichnet, zwar nur eine noch minder ansehnliche Stelle bekleidete, dessen Kenntnisse und Geschäftsfähigkeit aber ihm für die Zukunft auf jede bessere Stelle im Staatsdienste gerechten Anspruch und gegründete Hoffnung gaben. Es kostete einige Mühe, den Vater des Mädchens zur Einwilligung in die Ehe zu bewegen, aber die standhaft ausgesprochene Neigung Agnesens, für ihren erwählten Heißgeliebten besiegte endlich jedes Hinderniß, und gegenseitige Liebe knüpfte bald ein Eheband, das den Beifall aller Bessern hatte und unter den glücklichsten Auspicien begonnen ward.

Das Glück des allgemein geschätzten jungen Paares ward nach 14 Monaten durch die Geburt eines gesunden Töchterchens erhöht, es zog die heiligen Bande der Ehe enger und fester zusammen und auch der kränkliche Großvater lebte neu in dem lieblichen Enkel auf. Das Kind, von der zärtlichen Mutter gesäugt, gedieh unter ihrer unermüdlichen Pflege zusehends; früher, als bei andern Kindern, äusserten sich manche Spuren von Verstand bei ihm und es war ein köstlicher Genuß, die liebliche Mutter mit dem wohl

gebildeten Kinde auf dem Schooße im Familienkreise zu erblicken; und wie sich Vater und Großvater mit dem muntern Wesen stundenlang abgeben konnten.

Schon sah der rechtschaffene Ehegatte einem neuen Unterpfande seines Eheglückes entgegen und nur noch wenige Wochen hatte Agnes bis zu ihrer zweiten Entbindung, als die, anfangs nur im Stillen verbreitete Nachricht sich bald öffentlich als nur zu wahr bestätigte, daß Agnes mit einem, seit einigen Monaten in der Residenz sich aufhaltenden, Ausländer entflohen sey.

Es ist begreiflich, daß nach der, nicht mehr zu leugnenden Entweichung, diese Thatsache ein Gegenstand der Unterhaltung in der ganzen, ohnehin nicht sehr großen, Stadt werden mußte und daß darüber gar vieles hin und her geurtheilt wurde. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen aller Gattung über die Beweggründe dieses unglaublichen, gewaltsamen Schrittes, glaubte sie bald in diesem, bald in jenem zu finden und man verlor sich endlich in Conjecturen, wovon eine immer lächerlicher und unsinniger war, als die andere. Hier ist der Ort, eine buchstäblich treue Nachricht von der ganzen Lage Agnesens zu geben.

An allem zuvörderst, was das Leben im Mittelstande bequem und selbst sehr angenehm machen kann, hat es wahrlich Agnesen nicht gefehlt. Das junge Ehepaar hatte eine schöne, elegant möblirte Wohnung am schönsten Platz der Residenz; der Gatte ließ es seiner Frau an der Lieblingsache der Weiber, an schönen und geschmackvollen Kleidern, nicht mangeln; sie konnte, so oft sie wollte, das Theater in einer der besten Logen besuchen; ihr stand sogar, wenn sie Lust dazu zeigte, eine Equipage zum Spazierenfahren zu Befehl, und, wiewohl Agnes freilich einer großen Haushaltung vorzustehen hatte, so ward ihr diese Last durch eine Köchin, einer Hausmagd, ein Kindermädchen und einen männlichen Diener gewiß doch sehr erleichtert. Ihr Gatte hat, während seines ganzen Ehestandes, sie, wie man zu sagen pflegt, auf den Händen getragen, und er ist von so besonnener, friedfertiger Natur, daß er nie, bestimmt nie, auch nur den kleinsten Wortwechsel oder Streit mit seiner, so hoch von ihm geliebten Gattin gehabt hat. Der Vater liebte seine Tochter so zärtlich, als sich das nur von einem redlichen und dankbaren Gemüthe erwarten läßt; Geschwister und Verwandten liebten und verehrten sie, als ein höheres Wesen; jeder Fremde, der das Haus betrat, ließ wegen der Ordnung und Reinlichkeit in demselben ihr, als der Hausfrau, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren; kurz alle Menschen, die sie persönlich kannten, schätzten Agnesen, als eines der frömmsten und liebenswürdigsten Weiber der Stadt. Auch verdiente Agnes diese Achtung. Denn immer zeigte sie sich als eine gehorsame, besorgte Tochter, als zärtliche Schwester, als anhängliche, treue Gattin, als überaus liebende, sorgsame Mutter; sie war warme Freundin ihrer Freundinnen; fast bis zur Uebertreibung dezent; wohlthätig im edelsten Sinne des Worts, bescheiden und zurückhaltend in ihrem ganzen Benehmen, aber darum nicht minder höchst anziehend in ihrem Umgange. Ihr ausgezeichnet guter Ruf war im ganzen Publikum so fest begründet, daß bei dem ersten Umlauf des Gerüchts von ihrer Entweichung jedermann diese Nachricht für ein schändlich ersonnenes Mährchen und eine solche That von dieser Frau schlechterdings für moralisch unmöglich hielt. Was aber, nach unserer Ansicht, entscheidender, als alles Andere für diese Frau spricht, ist das einstimmige Urtheil aller Frauen und Mädchen, die sie persönlich ge-

kannt haben. Diese hielten Agnesen wegen ihrer kindlichen Liebe, Gattentreue, Mutterzärtlichkeit, wegen ihrer weiblichen Delikatesse und überhaupt wegen ihres ganzen untadelhaften Betragens sämmtlich ihrer ganzen Achtung in so vorzüglichem Grade würdig, daß sie sie ihren Töchtern nicht selten als Muster zur Nachahmung vorzustellen pflegten; die aber freilich jetzt, durch die unerhörte That dieser Frau, sich in ihren zartesten Empfindungen tief gekränkt, ja schwer beleidigt fühlen und ihren Abscheu vor der leichtsinnigen Verläugnung aller höheren Pflichten mit Recht unverholen laut äussern.

Wie es nun möglich geworden — auf welchem Wege und durch welche Abstufungen es dahin gekommen seyn mag, daß diese bis jetzt als Tochter, Schwester, Freundin, Gattin und Mutter so allgemein geschätzte Frau, ihren alten, kranken Vater, ihre Geschwister, Verwandten und Freunde verlassen — daß sie sich von ihrem, der ersten Mutterpflege so sehr bedürfenden, lieblichen, einzigen Kinde losreißen — daß sie von dem gesunden, dreißigjährigen Ehegatten, dem Manne ihrer ersten Liebe, sich trennen konnte; um — einem weltfremden, kränklichen, sechs und vierzigjährigen, weder durch besondere körperliche Schönheit, noch durch vorzügliche Geistesgaben hinreißenden, Manne zu folgen, und zwar nicht als eine, legal von ihrem Ehemanne geschiedene und mit ihrem Entführer gesetzlich getraute Ehefrau, sondern als dessen — bloße Gesellschafterin, in ein ihr ganz fremdes Klima, in eine ihr ganz fremde Umgebung 400 Meilen weit, im hochschwangeren Zustande zu folgen und sich von der Discretion und Laune dieses Menschen ihr künftiges Schicksal bestimmen zu lassen — darüber haben sich bisher alle, die die näheren Verhältnisse dieser Frau genauer kennen, vergebens die Köpfe zerbrochen und es dürfte ihnen auch wohl für immer ein ewig unauflösbares Räthsel geblieben seyn, wenn nicht Agnes selbst — wie man behauptet — den Gordischen Knoten durch ihre Aeusserung gelöst hätte: daß sie so und nicht anders habe handeln müssen; sie sey vom Schicksal dazu gezwungen. — Ist das wirklich der Fall, daß die verirrte Frau mit dieser Ausrede ihr Gefühl zu betäuben, ihren Verstand einzuschläfern, und ihr Gewissen zu beschwichtigen suchte (und es ist fast unmöglich, ihre That auf eine andere Weise zu erklären), so giebt ihre Entweichung ein neues Beispiel mehr von dem unermeßlichen Schaden, den eine ungeregelte Romanenlectüre und mißverstandene Schicksalstragödien auf Kopf und Herz auch der besten Menschen haben können. und — da man doch unmöglich annehmen kann, daß Agnes durch ihr ganzes Leben nur eine feine Heuchlerin gewesen, so gewinnt die Sage von jener Aeusserung allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Aber, ums Himmelswillen! was wird am Ende aus der Freiheit des Willens, aus der Moralität, wenn man nur als ein blindes Werkzeug des Fatums zu handeln wähnt? Welcher Gerichtshof wird künftig noch einen Dieb oder Mörder bestrafen können, der von der unwiderstehlichen Gewalt des Schicksals zum Raub oder Mord gezwungen wird? Der Referent sieht übrigens ganz ruhig dem Tadel entgegen, den ihm wohl Manche über die öffentliche Bekanntmachung dieser Geschichte machen werden. Wer keinen Anstand nimmt, eine solche Handlung vor den Augen der Welt zu thun, der kann doch wohl — ohne sich noch obendrein lächerlich zu machen — sich nicht darüber beschweren, wenn sie auch beschrieben wird, und selbst die Bedenklichkeit, daß beim

Anblick dieser Zeilen in den, näher mit der Verirrten verbunden gewesenen Personen anfangs auch einige minder erfreuliche und wehmüthige Erinnerungen sich neu aufregen sollten, kann in keine Betrachtung gegen den ungleich wichtigern und höheren Zweck kommen, der den Verfasser zu dem Entschlusse bestimmt hat:

„durch eine höchst getreue Schilderung eines, bis jetzt so allgemein geschätzten, Weibes, das sich zu einem so tadelnswürdigen Schritt verleiten lassen, das so tief fallen konnte, eine hoffentlich furchtbare und fruchtbare Ansicht von den ungeheuern und schrecklichen Folgen zu geben, die eine ungezügelte Schwärmerei, überspannte Foderungen und eine laxe Moral auf sonst vortreffliche Menschen haben und das Glück von ganzen Familien untergraben können."

F. am 11. Octbr. 1820. H.

Auswärtige Theater-Kritiken.

Aus Leipzig wird über die uns bekannte Dem. Hanf folgendes geschrieben.

Dem. Hanf d. Aelt. scheint nun zu bemerken, daß das Zuviel oft weniger als Genug ist. Ihre Darstellungen gewinnen an Mäßigung des Pathetischen, an Haltung und Sicherheit. Da es ihr nicht an Gefühl und natürlicher Anmuth fehlt, darf sie nur ruhiger und bedachter bilden, und sie wird von selbst in die Gränzen der Wahrheit und naturgemäßen Schönheit zurückkehren. Ihr stummes Spiel ist oft sehr ausdrucksvoll.

Aus Dresden, wo der hier gewesene Schauspieler Clauius aufgetreten ist, meldet man über sein Spiel folgendes:

Herr Clauius, vormals beim Brewer Theater, trat in den Vertrauten von Müllner, als Gast in der Rolle des Hauptmann Strahlen auf. Wir müssen erst bekannter mit seinen wirklichen Leistungen werden. Denn bei dem, was er heute gab, war er wohl noch zu befangen, und es wäre unbillig, aus Fehlgriffen, die er wirklich verschuldete, z. B. dem viel zu tragischen Vortrag des kleinen Monologs beim Anfang, schließen zu wollen, er sey unverbesserlich. Das Instrument, was er spielt, hat Klang und Wohllaut, d. h. Stimme und Aussprache sind angenehm. Dieß zeigte sich sehr zum Vortheil bei der Declamation des Gedichts zum Schluß. Aber die schwierige Aufgabe, den augenblicklichen Contrast zwischen dem feinen, begünstigten Liebhaber und der halbeifersüchtigen Gärtner-Maske im lauschenden Aus- und Aufhorchen und in dem sehr ergötzlichen Beiseitereden schnell und sicher zu bezeichnen, und dann gegen Ende die hervorbrechende Selbstständigkeit in der Unterredung mit Staar, wo Hagen und Staar zugleich mystifizirt werden, richtig zu steigern, löste er keineswegs. Die wahre Ironie, heut zu Tage auch wohl Persifflage genannt, fehlte gänzlich.

Herr Clauius gab am 17. October in Vandyks Landleben den Vandyk als Gastrolle. Wir möchten in der Beurtheilung seines Spiels gleich von der Aussenseite, der Gesichtsmaske und dem Costüme anfangen. Beides war nicht zu seinem Vortheil. Es fragt sich freilich: wie viel Jugend kann man sich überhaupt dadurch geben? Gefühl und Herzlichkeit sprach uns in vielen, auf diesem Wurf wohlgerathenen, Einzelheiten angenehm an. So trug er das Meiste in der Erzählung an die Paola wahr und angenehm vor; so sprach er in der herrlichen Schilderung des innern Kampfes zwischen Künstlerberuf und Liebe zu Anfang des letzten Akts eine Stanze recht brav; so gab er den Ton inniger Zärtlichkeit (nicht die Geberde) in dem Heirathantrag an Lenchen mit unbestrittener Wahrheit. Aus diesem geht hervor, daß wenn es ihm möglich seyn wird, in's Ganze Licht und Schatten zu bringen, seine sonore Stimme vor aller falschen Tonbeugung und schleifenden Dehnung zu bewahren, seiner Stellung mehr Adel, seinem Geberdenspiel mehr Haltung und Ruhe und eben dadurch mehr Bedeutsamkeit zu geben, es ihm nicht an Fähigkeit, in das Poetische der Rolle einzudringen, nicht an Talent einmal ein kunstgerechter Schauspieler zu werden, fehle. Alles wird also darauf beruhen, ob er manches vergessen, vieles erlernen kann und will. Es würde uns die größte Freude machen, wenn wir bei fortgesetzter Betrachtung und in ganz neuen Rollen, wo alle frühere Erinnerung dem eigenen Studium weichen müßte, wo dem früher anders Erlernten nichts Befremdendes hinzugefügt werden dürfte, frei aussprechen könnten, das lobenswürdige Bestrebungen sich in wirkliche Leistungen verwandelt hätten.

Auflösung der Charade in No. 90.

Alpenhorn.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 92.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 16. November 1820.

* An den Todesengel.

Freundlicher Bote des Himmels, der Seligen Führer zur Heimath,
Einst auch mein Führer — neige Dein Ohr zu mir her.
Traulich nah' ich mich Dir, denn den Abglanz der ewigen Liebe
Die zu den Menschen Dich sendet, lächelt Dein Blick mir hervor.
Sieh nicht so ernst und so düster den bittenden Jüngling,
Glaubst Du, ich flehe für mich? Nein, stets willkommen sey mir. —
Aber Du kennst ja den Freund — die geliebte, die edele Freundin —
Sieh, mein Gebet ist für sie, und Alle, die lieb ihnen sind.
Diese nur führe noch nicht zur seligen Ruhe des Himmels,
Denn, den Ihrigen theuer, wirken sie Gutes so viel.
Ach! ich habe das Wollen, es fehlt mir nur oft das Vollbringen:
Ist es dort oben nicht besser, heiliger Bote des Tod's?
Komm, so reiche mir Schwingen, zeig' mir das Land der Verklärten,
Und, wenn der Vater dann winkt, führe die Theuren mir zu.

G.

Republikanische Rechtlichkeit.

Als die Florentiner in den letzten Tagen des Kaiser Friedrichs des Zweiten *) den von ihm geschützten übermüthigen Anhängern der ghibellinischen Partei die Herrschaft nahmen, und ihre vertriebenen Mitbürger von der guelfischen Partei zurückriefen, gaben sie sich zugleich eine neue Verfassung, durch welche auch die niedern Stände bedeutenden Einfluß erhielten, und zu deren Vertheidigung alle Bürger bewaffnet

*) Im J. 1250.

wurden. Die junge, wohlgerüstete Republik fand bald Gelegenheit, ihre Kräfte zu versuchen. Der Adel und die bedeutendsten Städte in Toscana hielten sich noch immer zu der gibellinischen Partei, die den Florentinern so viel Unheil gebracht hatte, und deren Macht sie, wenn ihr Staat bestehen sollte, zu schwächen suchen mußten. Sie wagten also mehrere Einfälle in die Gebiete der benachbarten Städte, die sie selbst dazu gereizt hatten, und fochten einige Jahre hindurch so tapfer und glücklich, daß sie der befreundeten guelfischen Partei in Pistoja, Siena und Volterra die Oberhand verschafften.

Wider Erwarten gelang dies auch bald hernach*) in der Stadt Arezzo. Hier lebten die Guelfen und Gibellinen in Frieden beisammen, und hatten, um sich auch auswärts Frieden zu erhalten, mit Florenz, so wie mit andern benachbarten Städten einen Freundschaftsvertrag geschlossen. Ueber diesen aber glaubte der Graf Guido Guerra, ein unabhängiger guelfischer Edelmann, dem die Florentiner fünfhundert Reiter den Einwohnern von Orvieto zu Hülfe zu führen anvertraut hatten, sich hinwegsetzen zu können. Als er mit seiner Reiterschaar bei Arezzo vorüberzog und die Guelfen in der Stadt ihn aufforderten, zur Vertreibung der Gibellinen behülflich zu seyn, war er sogleich dazu bereit und half die ihm verhaßte Partei aus Arezzo verjagen.

Vermuthlich erwartete nun der Graf Guido dafür großen Beifall in Florenz einzuernten; aber er fand sich sehr getäuscht. Als die Nachricht von dem neuen Siege über die gibellinische Partei nach Florenz kam, erregte die Unredlichkeit, wodurch er war gewonnen worden, allgemeinen Unwillen. Jedermann mißbilligte den treulosen Bruch des Vertrages mit einer verbündeten Stadt, und die Bürger ließen sich sogleich willig finden, zu den Waffen zu greifen und vor Arezzo zu rücken, um die alte Ordnung wiederherzustellen, und ihre Feinde, die Gibellinen, wieder in ihre Heimath zurückzuführen. Es gelang dies nicht sogleich, und sie mußten einige Zeit vor Arezzo liegen*); endlich aber erreichten sie doch, theils durch Zureden, theils durch Drohen ihren edlen Zweck, und die vertriebenen Gibellinen durften zurückkehren. Nur das Schloß der Stadt, das die Guelfen dem Grafen Guido zum Lohne für die geleistete Hülfe eingeräumt hatten, wollte Guido nicht wieder zurückgeben. Aber auch dieses verschafften die Florentiner ihren Freunden wieder. Sie schossen ihnen, damit sie es vom Grafen, der sich mit Gelde abfinden ließ, wieder einlösen konnten, zwölftausend Lire vor, die den Florentinern nie wiederbezahlt worden sind; und nun erst, als alles wieder in den vorigen Stand gesetzt war, zogen sie von der Stadt ab und nach Florenz zurück.

Wer verweilte nicht gern bei der Erinnerung an diese schöne That eines edlen Volkes? Sie glänzt in dem düstern Gemälde, das uns die Geschichte der Italiäner von den Gewaltthätigkeiten und Treulosigkeiten jener Zeit aufstellt, als einer der lichtesten Punkte hervor, und es würde schwer seyn, auch in der Geschichte anderer Völker und besserer Zeiten ein würdiges Seitenstück dazu zu finden. Zwar ist es wahrscheinlich, daß die Obrigkeiten in Florenz nicht blos durch sittliche, sondern auch durch politische Gründe bestimmt wurden, jenen Friedensbruch zu mißbilligen; denn der Verdacht, ihn heimlich begünstigt

*) Im J. 1256.

*) Giovan. Villani hist. de' suoi tempi libr. 6. c. 65.

zu haben, hätte sie um das Zutrauen der Bundesgenossen ihrer Republik gebracht*); dennoch aber hätten sie den Vorschlag, jene Ungerechtigkeit durch Aufopferung eines über verhaßte Feinde gewonnenen Vortheils wieder gut zu machen, gewiß nicht gewagt, ihren Bürgern vorzulegen, wenn nicht die Mehrheit derselben so rechtlich und edelmüthig gewesen wäre. Denn Florenz war damals ein sehr demokratischer Freistaat, wo man, um etwas durchzusetzen, die öffentliche Meinung ganz auf seiner Seite haben mußte; zumal wenn es einer kriegerischen Unternehmung galt, zu deren Ausführung man nicht Kampflustige, auf den Wink bereit stehende Söldner marschiren lassen konnte, sondern die Bürger selbst auffordern mußte, ihre häusliche Gemächlichkeit zu verlassen, um sich allen Beschwerden und Gefahren eines Feldzuges auszusetzen.

Gar nicht zu vergleichen ist mit diesem edeln Benehmen der Florentiner das, was die Spartaner in einem ähnlichen Falle thaten, als ihr Feldherr Phöbidas, der mit einem Heere bei Theben vorüberzog, aufgefordert von den dortigen Aristokraten, in die Stadt einfiel und ihnen die Demokraten verjagen half, auch sich der Burg von Theben bemächtigte und sie mit seinen Truppen besetzte. Denn die Spartaner nahmen zwar ihrem Feldherrn das Kommando**) und legten ihm eine Geldstrafe von hunderttausend Drachmen auf, behielten aber die Burg, beschützten die ihnen ergebene Partei, welche die Oberhand erhalten hatte, und halfen ihr sogar die armen Vertriebenen verfolgen. Ganz Griechenland wurde hierdurch in dem Verdacht bestärkt, daß Phöbidas doch wohl nicht ohne geheime Anträge seiner Obern gehandelt habe, und daß seine Bestrafung nur eine politische Spiegelfechterei gewesen sey.

*) Leonardi Aretini hist. Florentiae. Argentor. 1610. p. 22.

**) Plutarch. in vita Pelopidae c. 6.

Schneide ich mir die Nase ab, schände ich mein Gesicht.

Selbstverstümmelungen sind bekanntlich ungleich seltener als Selbstmorde. Diese machen aller irrdischen Noth ein Ende, jene aber grosser Noth Anfang — denn zu den größten Nothständen gehört es gewiß, wenn ein Glied des Leibes mangelt oder mangelhaft ist — und welche Schmerzen verursacht nicht das Abschneiden oder Unbrauchbarmachen eines Gliedes! Oft habe ich mich daher schon im Stillen gefragt, noch öfterer aber in linguistischen Quellen mich zu belehren gesucht, woher die heillose Redensart: „Schneide ich mir die Nase ab, schände ich mein Gesicht!" — wohl kommen möge, und endlich habe ich den Grund gefunden.

Hidda nämlich, die eheliche Hausfrau eines deutschen Grafen Christian, der große Güter im Anhaltschen und Magdeburgschen besaß und im Jahr 965 starb, that, nach dem Tode ihres Gemahls — wie damals Zucht und Sitte es heischten — eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande, und — hatte hier das Unglück: daß der Heiden-König von Jerusalem sich sterblich in sie verliebte. Die fromme Hidda aber schnitt sich die Nase ab, um ihr Gesicht zu schänden und damit die Liebesgluth der heidnischen Majestät auf einmal und für immer zu dämpfen. — So erzählt das Chronicon Montis Sereni, oder ein Mönch des Lauterbergischen Klosters.

Zwar stellen zwei mächtige Zweifel der Erzählung sich entgegen — diese nämlich: daß

es, als die Liebe für Hidda in dem königlichen Heidenherzen entbrannte, gar keinen König von Jerusalem gab, weil damals Palästina unter den Kaliphen in Egypten stand, und — daß Hidda, als der Sonnenzeiger an ihrer Schönheits-Uhr, die Nase, ein Opfer weiblich-christlicher Zucht und Sitte, fiel, bereits mit mannbaren Enkeln gesegnet war, und es also an ihrer Lebens Uhr gewiß schon wenigstens auf 7 ausgehoben hatte. Allein ein Mann Gottes hat die Sache berichtet — wer dürfte also wohl an dem weiblichen Heldenmuthe zweifeln!

Ist nun auch von der frommen Hidda nicht ein Gebein mehr übrig, so lebt ihr Andenken seit fast neun Jahrhunderten doch segenreich fort in unserer Sprache. Ich aber rechne mir es zu nicht geringem Verdienste, die gräfliche Nase aus dem neunhundertjährigen Staube, zu ihrer Ehre wie zu meiner Zeitgenossen Belehrung, hervor gezogen zu haben — und gründe darauf einen Vorschlag zur Beherzigung: Bisher ist, meist nur unter Männern, die Redensart üblich gewesen: „Er hat eine Nase bekommen"; — „man hat ihm eine tüchtige Nase gegeben" u. s. w. — Wie wär' es, wenn die Frauen, statt der uralten Körbe, künftig Nasen austheilten und damit, gleich der Ahnenfrau Hidda, so viel sagten, als: „Ehe ich dir mein Herz schenke, schneide ich mir lieber meine Nase ab." — Denn was ein Mann mit einem erhaltenen Korbe in der Wirthschaft anfangen soll, darüber ist wohl manche Verlegenheit schon entstanden; mit einer Nase aber — je nun, daran sind die Männer schon eher gewöhnt, besonders im Geschäftsleben. Man schließt sie in ein Schränkchen — ohne Glasthüren — zieht den Schlüssel ab und — denkt nicht mehr daran: es müßten denn der Nasen von Mädchen oder Vorgesetzten zu viele kommen und am Ende der Nasenschrank zur Nasenquetsche werden — wovor der Himmel jeden Mann von Herz und Kopf immerdar bewahren möge!

Vierig.

Der bekannte große Bassist Vierig, welcher im Anfange des 18. Jahrhunderts in der Dresdner Capelle als Kammersänger angestellt war, mußte allemal August dem Ersten nach Warschau folgen, um dort sowohl bei der Tafel, als in der Oper und Kirche sich hören zu lassen, und stand seiner trefflichen Stimme wegen bei den polnischen Magnaten in großer Gunst. Desto weniger konnten ihn die Damen leiden, theils weil er, wie sie meinten, ihre Nerven in Grund und Boden orgele, theils weil er ein nichts weniger als angenehmes Aeussere hatte. Denn, von Natur war er so dick, als klein, übrigens begabt mit einem ungeheuer großen Munde und mit Beinen, so ziemlich von den Form eines polnischen Säbels.

Daher erklärte denn auch eine der schönsten Staroſtinnen, die Gräfin Boninska, welche zum ersten Mal den Reichstag und Hof besuchte, und mit welcher der König viel von Vierig's Virtuosität als Bassist gesprochen hatte, daß sie den Mann weder hören noch sehen möge; schon an der Beschreibung von ihm habe sie genug, und finde es unerklärbar, wie man so einen Schreihals gern haben könne, ihre Nerven wenigstens hielten solch Gebrüll nicht aus.

Das verdroß den König, der Vierig so gern hörte und ihn auch sonst gern hatte. Daher beschloß er Augenblicks an der Verächterin seines Lieblingssängers eine kleine Rache zu nehmen, welches denn bei dem nächsten Kammerspiel also geschah.

Die nervenschwache Staroſtin erhielt, wie es aber nur so schien, durch Zufall ihren Sitz in der Nähe des Königs, welcher ihr denn mit vieler Artigkeit versicherte, daß er nur aus Rücksichten für sie Vierig heute nicht singen lasse, dafür aber werde ein neuer Sopranist, der Castrat Cignani auftreten, der kürzlich aus Ferrara gekommen sey und ein wahres Nachtigallstimmchen habe.

Vierig aber mußte sich hinter Noten also verschanzen, daß er nicht gesehen werden konnte, und war gestimmt, bei der ersten Arie alle seine Kräfte anzuspornen, um zu zeigen, was er leisten könne; welches denn auch der Sänger desto lieber zusagte, da ihm der Staroſtin Urtheil über seine Figur, wie über seine Stimme zu Ohren gekommen war. Für eine Favoritarie galt damals; Cara, cara Solimene, aus welcher Oper ist mir nicht bekannt. Auf jene Arie nun machte der König die Boninska ganz besonders aufmerksam. Jetzt sollte sie ertönen. Das Vorspiel begann. Der König neigte sein rechtes Ohr, die Staroſtin, um den gnädigen Monarchen im Gesicht zu behalten ihr linkes dem Sänger zu, und Cara, cara! ertönt's aus Vierig's Tonkeller, daß die Fenster klirrten und der Fußboden zitterte.

Da sprang die Boninsky, beide Ohren sich zuhaltend, auf, wie ein gescheuchtes Reh und wollte fort, fort aus der Tonhalle, so weit sie ihre Füße trügen. Der König aber faßte sie, vor Lachen rein außer sich, bei der Hand und ließ sie nicht eher los, als bis Vierig sein Cara, cara bis auf die letzte Note gehörig ausgebrüllt hatte; denn solch ein Gesang war, wie er nachher selbst erklärte, nicht Gesang sondern Gebrüll.

Bei der nächsten Arie aber: Quali accenti — fiel er in seinen natürlichen Ton, und trug diese mit einer Zartheit vor, daß die Boninska davon bezaubert, mit dem krummbeinigen Schreihals sich förmlich aussöhnte, und nachher keine Oper, kein Concert hören wollte, wenn Vierig nicht sang.

Etwas über die Festung Janina.

Janina, Ali's Residenz, jetzt so merkwürdig in der Zeitgeschichte, hat einen ungeheuern Umfang, viele offene Plätze und Moscheen, die mit kleinen Cypressen-Wäldchen umgeben sind, zählt, ohne die Truppen, 30 bis 40,000 Einwohner, hat 8 Griechische Kirchen und einen Erzbischof, 10 Moscheen, 2 Akademien, auch mehrere Buchläden, die mit Neugriechischen, meist aus den Italienischen, Deutschen und Französischen Schriften übersetzten, Büchern handeln. Der Anblick von Janina ist über alle Beschreibung schön; an einem großen breiten Landsee, der sich am Fuß eines Berges hinzieht, liegt die prächtige Stadt ausgebreitet vor den Augen des Reisenden in ihrer ganzen Herrlichkeit da; einen ganz besondern Eindruck machen die aus den dunkeln Cypressen-Wäldchen stolz hervorragenden Minarets, mit den vielen bunten, dazwischen liegenden Häusern. In den See zieht sich eine Halbinsel mit schroffen Felsen, auf der das sogenannte Fort, oder das alte Serail des Pascha, und eine von Cypressen umgebene Moschee liegt, und von der Landseite durch eine hohe Mauer getrennt ist; von dieser Halbinsel kann man Janina am besten übersehen, ihr gegenüber liegt eine Insel, auf der sich ein kleiner, dem Ali zugehöriger, Pallast befindet. Ali's Serail (welches, zur Unterscheidung von den Seraile seiner Söhne, das große genannt wird) liegt im südlichen Theile der Stadt auf einer Anhöhe, welche die Stadt beherrscht

und eine Art von Citadelle bildet; der obere Bau ist aber von Holz und ruhet auf steinernen Mauern. Dieses Serail ist mit finstern Straßen umgeben, die sehr enge Zugänge bilden. Durch ein hölzernes Thor kommt man auf einen breiten unregelmäßigen Platz, der von zwei Seiten durch das Serail eingeschlossen ist; von da kömmt man in eine Gallerie, und dann durch ein langes, sehr schön verziertes Zimmer, in dem ein langer seidner Vorhang hängt, welcher, sobald Ali Audienz giebt, in die Höhe gezogen wird, wo dann ein prächtiger, mit vielen Säulen verzierter Saal sichtbar wird, aus dessen Fenstern man die Aussicht auf den Landsee und das Pindus Gebiet hat. Der Fußboden ist köstlich ausgelegt und mit reichen Vergoldungen verziert; an den Säulen hängen Waffen und Dolche aller Art, von ungeheurem Werth, dem Pascha gehörig, ringsum sind karmoisinfarbige Divans, vor denen die kostbarsten Teppiche liegen. Ali sitzt mit übers Kreuz geschlagenen Beinen unter einem karmoisinen, mit Gold gestickten Thronhimmel. Er ist von ziemlich hoher Statur, hat ein dickes rundes Gesicht, offene Stirn, schlaue Züge und einen wilden Blick, seine Stimme ist sehr hohl und rauh, und sein Lachen hat etwas Fürchterliches und Erschreckendes.

Die Demantgrube zu Panna*).

Auf einer Hochebene, die in ansehnlicher Höhe über dem Ganges liegt, und unter andern die schönsten Tenged-Bäume erzeugt, deren schwarzer Kern, mit einem persischen Worte Abnus genannt, das Ebenholz liefert, ohngefähr 14 Meilen von Banda, liegt die Stadt Panna in einer ganz unangebauten Gegend. Rings umher, überall wo Kiesboden ist, soll man Demanten finden. Der Boden ist meist überall hochroth, hier und da aber dunkelbraun, gewöhnlich 3 bis 6 Fuß tief, und enthält, wo sich Demanten finden, viele kleine Kiesel, die Eisenerzen ziemlich ähnlich sind. Man findet die Demanten mit diesen Kieseln untermischt, nie aber hangen sie an andern Steinen. Die Arbeiter sammeln die Kieserde in Körben, die sie in Wasserbehältnisse tauchen, um die Erde auszuwaschen. Alsdann breiten sie den gewaschenen Kies auf dem Boden aus, um die werthlosen Kiesel mit den Händen herauszulesen. Viele Tage werden oft ohne alle Ausbeute damit zugebracht; aber der Arbeiter braucht nur wenige Demanten in einem Jahre zu finden, um für seine Mühe belohnt zu seyn. Die meisten Demanten sind nicht mehr als 500 Rupien, (wovon jede 179¾ Gran Silber enthält) werth, viele aber weit mehr bis 1000 Rupien; sehr selten findet man jedoch solche, die mehr werth wären. Der Rajah von Panna soll einen Demant von 50,000 Rupien an Werth haben, wofür er aber keinen Käufer finden konnte. Die Arbeiter versicherten, die Erzeugung der Demanten gehe immer fort, und man finde sie eben so leicht in einem Boden, den man erst vor 14 oder 15 Jahren untersucht, als an Stellen, die man nie aufgegraben habe. Der Rajah hat überall Wächter aufgestellt, die Arbeiter zu beobachten, aber sie scheinen keine sonderliche Vorsicht zur Verhütung von Unterschleifen zu treffen. Die Arbeiter schienen arm zu seyn, und die Wächter waren gemeine Soldaten, die monatlich 2 bis 3 Rupien, oder 5 bis 7 Schillinge haben mochten. Die grausame Strenge des Rajah verhindert wahrscheinlich am meisten den

*) Von Francis Hamilton, im 1. Hefte des Edinburgh philosophical Journal.

verbotenen Handel. Alle Demanten werden in einem Hause gesammelt, gewogen und an die Kaufleute in Panna verkauft. Die Arbeiter erhalten drei Viertheile von dem Werthe derjenigen, die wie eine Erbse groß sind, zwei Drittheile von solchen, welche die Größe einer Haselnuß haben, und die Hälfte von größern, die man jedoch selten findet. Jeder, der Lust hat, kann Demanten suchen, und es sollen ohngefähr tausend Menschen damit beschäftigt seyn.

Fündlinge.

Hätte nur Mancher den alten Reim vom Goldmachen beherzigt:

Die beste Kunst wär' Alchymie,
Belohnte nur die Mühen sie;
Doch wer sein Geld verlaborirt
Und seine Kunst im Rauch probirt,
Dem wird der Philosophenstein
Ein Grabmal seines Reichthums seyn.

Treffend sagten Dichter von den Alchymisten:

Bona dilapidant omnia pro lapide.

Anfangs trug man die Ringe nur am vierten Finger, vom Daumen an gezählt, weil dort die Ader bis zum Herzen reiche, sagt Isidor. (L. 9. Orig. C. 33.)

Harsdörfer bemerkt, der Name Gottes bestehe in allen Sprachen nur aus vier Buchstaben *). Er heißt syrisch Adad, persisch Syro, hebräisch Adon, türkisch Abdi und Alla griechisch Theos, tatarisch Idga, slavonisch Bolg oder Boog, italisch Idio, spanisch Dias, französisch Dieu, lateinisch Deus, indisch Esgi, Zeni, egyptisch Amun oder Teut, deutsch Gott, japanisch Zain, peruanisch Lain, wallachisch Zeul, etruscisch Esar, tyrrhenisch Eser, isländisch Dieh, kroatisch Boeg, von den Magiern Orse, von den Südpolbewohnern Topa, arabisch Alla, dalmatisch Bogt.

*) Im Englischen doch aus drei, God.
D. Red.

---

* Erwiederung an Karl Daeves.

Du hast den Knoten dicht genug geschlungen:
Ich nahm den Handschuh — und der Sieg war mein;
Doch mild und ernst, wie Du das Wort besungen,
Will dir der Bruder stets die Lösung weih'n:
Theilnahme, die des Kummers Thräne stillet,
Die in der Brust des guten Menschen lebt;
Die sich in Blick und Wort und Thaten hüllet,
Und nie nach Lohn und eitlem Ruhme strebt.

Doch da Du keck mich in die Schranken rufest,
So nah' ich mich — und ernster als zuvor;
Und mit der Waffe, die Du selber schufest,
Tret' ich zum Kampf gerüstet dreist hervor.
Zu rasch tieb ich Dir nach! — durch alle Gänge
Der edlen Kunst, geb ich dir weites Feld;
Und kommst du endlich zagend ins Gedränge,
So ruf Pardon! — mein Bruder Räthselheld.

---

* Dreisylbige Charade.

Drei Sylben bezeichnen die einsame Stelle,
Wo ungern der Wandrer der Ruhe sich pflegt,
Wohin nur des Lebens nie rastende Welle
Den Hefen der Menschheit im Bußgewand' trägt.

Dann nahen die ersten in düstern Geschwadern,
Umlagern den Thron, den das Laster besteigt;
Die Tugend darf selbst mit dem Schicksal nicht hadern,
Wenn sie dem Verdienste das Ordensband reicht.

Doch Frohes und Trübes erwacht aus den Dreien
Der Sylben, aus welchen das Ganze besteht;
Läßt du nur die Zeichen sich fügen und reihen,
So lang es mit Schreibart und Sinn sich versteht:

1. Es leitet in Schlachten — weht lustig zum Siege,
2. Und führet die Heerde in's duftige Grün;
3. Es nenn' dir der Nachtigall harmlose Wiege,
4. Und zieht sich um Hügel am Rheinstrome hin.
5. Als Frucht reift's am Zweige,
6. Geht bald auf die Neige;
7. Ist Nachbar vom Magen,
8. Muß lebend dich tragen,
9. Liebt Flüsse und Teiche:
10. So heißt es als Leiche.
11. Ein Hausrath aus Zweigen,
12. Ist Männern nur eigen.
13. Es ladet zur Ruhe im schattigen Haine,
14. Und glücklich, wer fünffach es sehlos vereine,
15. Auch glänzt es als Halsschmuck bei ländlichen Frauen.
16. Der Seemann ermißt es in mondheller Nacht,
17. Als Stadt in der Schweiz schmückt es blühende Auen,
18. In Frankreich, als Burg es den Hafen bewacht.
19. Als Zollamt bedroht es die Straße der Speisen,
20. Und nennt dir ein Haus, das einst Fürsten gebar;
21. Du brauchst es als treuen Gefährten auf Reisen,
22. Befiel dich's in Sparta, dann hieß es: er war!
23. Du liebst mich? — so fragt' ich, — und hoffte es leise;
24. Doch scheuchte die Antwort den glücklichen Traum;
25. Die Quelle verrieselt im ebenen Gleise,
26. Der eilende Wandrer erlaubt es sich kaum.
27. Dort tagte der Wahrheit beglückender Morgen,
28. Die Seele begrüßte das wachsende Licht;
29. Und könnt' ich es haben, — dann scheucht' ich die Sorgen,
30. Wann nahet die Stunde, die mir es verspricht? —
31. Es zieret den Krieger auf bärtiger Wange,
32. Erstarrt ruht die Welle im glänzenden Schrein',
33. Es neigt sich im Sturme, und rauschet so bange,
34. Und bildet das Laubdach im schattigen Hain';
35. Die Kaiserstadt küßte die gelbliche Welle,
36. Die Frucht, die es zeugt, ist erquickend und kühl;
37. Es fördert den Reiter mit rastloser Schnelle
38. Und zürnet des Räthselkampfs launigem Spiel!

So reihe und füge die einzelnen Zeichen,
So lang' es dir Scherz und Erheiterung macht;
Doch willst du in schwellenden Kissen verbleichen:
So nimm dich — o glaub' mir's — für's Ganze in Acht.

A. Daeves.

---

* Fragment eines Gespräches.

Hinz. Warum heißt doch der große Herr
Wohl Rath? Soll andern Leuten er,
Ob sollen and're Leut' ihm rathen?

Kunz. In allen cultivirten Staaten
Stammt nicht der Titel: „Rath," — von „rathen,"
Nein nur allein von „Räthsel" her!

Hinz. Ha! Ha! das ist, als wie von gnädig: „Gnaden,"
Ich danke Ihm für gute Lehr';
Doch woher stammen wohl die Maden?

O — C — r.

Unterrock — auch ein Egoist.

Ich, der Unterrock, bin doch wohl der Rock unterm Rocke?

Also! der Oberrock ist nichts als des Unterrocks Rock!

Weil nun dem Träger des Rocks gebührt der Rang vor dem Rocke,

Müßte der Oberrock nicht unter dem Unterrock seyn?

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 93.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 19. November 1820.

* Die Mutter an der Wiege.

Ruh' sanft, du Kleiner in der Wiege,
Noch kennst du Noth und Kummer nicht,
Noch sprach dein Mund nicht eine Lüge,
Und brach nicht Wort, noch Eid, noch Pflicht,
Noch lästert'st du nicht fremde Ehre,
Noch sann dein Herz nicht auf Betrug,
Noch fröhntest du nicht der Chimäre,
Die reich nennt: glücklich, — vornehm, klug.

Wohl starrt die Lust mit ihrem Lugen
Dich an, du kleiner Erdengast,
Und späht nach deines Herzens Fugen;
Und klammert sich um dich mit Hast,
Hofft dich in ihre Gruft zu locken,
In ihre Netze dich zu fahn,
Und, klimpernd mit den Zauberglocken,
Dich irr' zu führen von der Bahn.

Doch bangt das Mutterherz nicht sorgend,
Die Hoffnung flicht aus Immergrün
Den Kranz, dein Genius schwebt horchend
Schon über dich voll hohem Sinn.

Nicht angstvoll werd' ich dich erziehen,
Nicht dich verstecken vor der Welt,
Nicht jeder Lockung sollst du fliehen
Die dir die Lust entgegen hält.

Doch sollst die Tugend und das Laster
Du ohne Schmuck und Hülle sehn,
Dann wirst du männlicher, gefaßter,
Die Lebensbahn, wo beide stehn,
Sie kennend in den Urgestalten,
Durchwandeln, und in froher Brust
Die ungeschminkte Tugend halten,
Verachtend jede andre Lust.

Bewußtseyn unsers Menschenadels,
Geschmack an gern vollbrachter Pflicht,
Bedarf des Lobes oder Tadels
Der Menschen, hier als Leitstern, nicht.
Dies sey der Anker deiner Thaten!
Er hält in jedem Lebenssturm,
Zum Himmel schaft er nur die Staaten,
Ohn' ihn ist jeder Mensch nur Wurm.

Steh' hoch, steh' niedrig einst im Leben,
Sey reich, sey arm, nur reich in dir,

Ob Dienerschaaren dich umschweben,
Ob spärlich ward dir die Gebühr
Für viele Arbeit, sey nie Waage
Der That dir, nie ihr Lorbeerkranz;
Nur daß dir dein Bewußtseyn sage:
Das was ich sollte, that ich ganz.

O — E — r.

Folgen der Eifersucht.

Frau von St. Helena zu Paris, eine Kreolin, eine junge Frau voll Anmuth und Geist, hegte unter dem Anschein einer sehr unbescholtenen Aufführung eine heftige Leidenschaft zu einem schönen Mann, Herrn de la Rue. Ihr Geliebter besaß aber nicht nur alle die äußern einnehmenden Eigenschaften eines jungen Mannes von Bildung, sondern er war auch sehr streng in seinen Grundsätzen und alle seine Künste ihrer Koketterie blieben ohne Erfolg.

Um mit ihm auf eine gar nicht auffallende Weise in nähere Verhältnisse zu kommen, wußte sie es so geschickt einzuleiten, daß er die Schwester ihres Gemahls ehelichte. Aber auch hier sah sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht; es änderte nichts in seinem Betragen. Der neue Schwager hing mit ganzer Seele an seiner liebenswürdigen Gattin, und die Folge davon war, daß er sich noch mehr wie zuvor von ihr zurückzog, und ihr sogar zuweilen merken ließ, wie verächtlich sie ihm vorkäme.

Frau von St. Helene glaubte nun, das einzige Hinderniß ihrer strafbaren Absichten sey ihre Schwägerin; die heftigste Eifersucht bemächtigte sich ihrer, und sie nährte einen tödlichen Haß gegen sie in ihrem Herzen.

Sie bot nun alles auf, zwischen dem jungen Ehepaare den Saamen der Zwietracht auszustreuen, aber ihre fein ersonnenen Ränke waren fruchtlos. Jetzt brach sie förmlich mit ihrer Schwägerin und ihrem Gatten und zog sich auf ein Landgut zurück.

Einsamkeit und Trennung hatten aber keine wohlthätige Wirkung auf ihr erbittertes Gemüth ihre Leidenschaft nahm vielmehr dadurch noch zu. Um auf eine gute Art wieder ihren abgeschiedenen Wohnort verlassen zu können, ersann sie einen wahrscheinlichen Vorwand, und scheinbar versöhnte sie sich mit ihrer Todtfeindin.

Es gewann ganz das Ansehen, als wenn sie von ihrer Verirrung zurückgekehrt, und von einer unsittlichen Leidenschaft völlig geheilt sey. Sie betrug sich viel Jahre lang als aufrichtigste Freundin gegen ihre Schwägerin, die sie doch heimlich verabscheute.

Eine Unpäßlichkeit nöthigte einst die Frau von de la Rue das Bette zu hüten, und eine Arzenei einzunehmen. Frau von St. Helene besuchte sie, umarmte sie zärtlicher, wie jemals, und bezeugte die größte Theilnahme bei ihrer Krankheit. Nach einer Weile suchte sie die Wärterin der Kranken auf eine gute Art aus dem Zimmer zu entfernen. Jetzt näherte sie sich dem Kamin, und sicher, nicht beobachtet zu werden, schüttete sie etwas aus einem Papiere in einen Topf Fleischbrühe, der auf Kohlen stand.

Unter dem Vorwande, nöthiger Geschäfte, beurlaubte sie sich gleich darauf von der Kranken, und bedauerte zugleich, daß sie ihre liebe Schwägerin heute wohl nicht wiedersehen werde.

Die Wärterin kam zurück. Frau de la Rue verlangte die Fleischbrühe. Sie wurde ihr gereicht. aber kaum hatte sie die Lippen damit benetzt, so merkte sie einen widerlichen Geschmack, der ihr Ekel verursachte und da überdies die Brühe zu heiß war, so gab sie der Wärterin die Tasse mit solcher Heftigkeit zurück, daß einige Löffel daraus auf die Erde verschüttet wurden, ihr kleiner Schoßhund, der

vor ihrem Bette lag, leckte das Verschüttete auf, bekam bald darauf heftige Verzuckungen und starb, und auch Frau de la Rue, die nur einen Tropfen vielleicht verschluckt hatte, verspürte schon heftige Schmerzen.

Es wurde sogleich zu einem Arzt geschickt. Er verordnete zuvörderst, in der Voraussetzung einer Vergiftung, ein Gegengift, nahm aber sodann die Fleischbrühe mit sich, und untersuchte sie chemisch; man fand darin eine starke Dosis ätzenden Sublimats. Gegen die alte Wärterin, die lange bei der Familie treu und ehrlich gedient hatte, hegte man keinen Verdacht, und man konnte sich die Sache gar nicht erklären. Allein Herr de la Rue, der den Besuch seiner Schwägerin bei seiner Gattin erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß sie sich dieses scheußlichen Verbrechens schuldig gemacht habe.

Er gebot allen seinen Leuten, über den ganzen Vorfall ein tiefes Schweigen zu beobachten, und bat auch den Arzt, aus triftigen Gründen nicht davon zu sprechen, weil eine Bekanntwerdung die Ausmittelung des Thäters erschweren könne. Der Arzt versprach ihm dies, und nun begab er sich zu dem Chef der Polizei le Noir, und erzählte ihm alle die ihm bekannten Umstände.

Le Noir reiste sogleich nach Versailles, und erwirkte sich dort die Vollmacht aus, in dieser Sache, ohne Einmischung eines Andern, frei schalten und walten zu können.

Mit dieser versehen, schickte er den folgenden Morgen früh um sechs Uhr einen Polizei-Inspektor und einen Polizei-Sergeanten zur Frau von St. Helene, die noch neben ihrem Gatten im Bette lag.

Es wurde ihr der Befehl eröffnet, sich ungesäumt auf dem Polizeibureau zu stellen.

Ihr Gatte, sehr erstaunt, glaubte, es walte ein Mißverständniß ob, und erbot sich, an die Stelle seiner Frau, oder doch mit ihr dort zu erscheinen. Dies wurde ihm aber verweigert, und Frau von St. Helene selbst war dawider. Trotz seiner Vorstellung bewog sie ihn zu bleiben, und mit der Miene der größten Unschuld und Seelenruhe scherzte sie über das Quiproquo, das sich augenblicklich aufklären müßte.

Frau von St. Helene stand nun aus dem Bette auf, und griff zuerst nach ihrer Tasche. Der Polizei-Inspektor kam ihr aber zuvor, und erklärte, daß sie ihr auf dem Polizeibureau erst ausgehändigt werden könnte. In diesem Augenblicke schien sie die Fassung zu verlieren, aber sie erholte sich schnell, und betrug sich eben so unbefangen, wie zuvor. Der Polizei-Inspektor unterließ jedoch nicht, Herrn le Noir hierüber einen Wink zu geben, als er die Vorgeforderte zu ihm brachte. Das erste, was daher der Chef der Polizei that, bestand darin, in Gegenwart der Frau von St. Helene ihre Taschen ausleeren zu lassen, und man fand darin ein Papier mit Gift, vielleicht hatte sie es für sich selbst bestimmt.

Le Noir führte nun die Verbrecherin in ein Nebenzimmer. Hier stellte er ihr die unvermeidlichen schrecklichen Folgen vor, wenn sie bei'm Leugnen hartnäckig beharren würde. Er müßte sie dann den Händen der Justiz überliefern, und es würde ihr, bei den bereits wider sie vorhandenen Beweisen ihrer Schuld, die bei einem Kriminalprozesse sich noch unstreitig vervielfältigen dürften, unmöglich seyn, mit einer gelinden Strafe davon zu kommen, Er machte es ihr bemerklich, welche Schande es nicht blos für sie, sondern auch für ihre Familie und ihr Kind, das noch von ihrer Brust genährt wur-

de, seyn müßte, wenn sie das Blutgerüst bestiege, und eröffnete ihr zugleich die Aussicht, daß bei einem offenen Geständniß unfehlbar die Gnade des Königs sie vor allen Verfolgungen der Justiz schützen würde. Endlich steigerte er sehr geschickt ihre Furcht, ihren Stolz, und ihre Gewissensbisse.

Die Geängstigte wurde durch diese zwar ernsten, aber doch viel Milde verrathenden Vorstellungen tief erschüttert. Sie warf sich, in Thränen zerfließend, vor dem Chef der Polizei auf die Kniee, räumte ihr Verbrechen ein, gestand die Bewegungsgründe dazu, und zugleich, daß sie seit sieben Jahren stets ein Giftpulver in der Tasche gehabt, um jede sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, es zu gebrauchen.

Bei diesem Geständnisse konnte le Noir einen lauten Ausruf des empörten menschlichen Gefühls und Abscheus nicht unterdrücken.

„Ach!“ rief Frau von St. Helene aus: „Sie haben also keine Ahnung, was Leidenschaft vermag, vorzüglich Liebe und Eifersucht bei einer Kreolin.“

Frau von St. Helene blieb so lange in dem Polizeigebäude, bis die Anstalten getroffen waren, sie nach einem Kloster abzuführen, wo schlechterdings jedem der Zutritt zu ihr untersagt war.

Ihr Gatte wurde von dieser Anordnung, wozu man den unmittelbaren Befehl des Königs erwirkt hatte, sogleich unterrichtet, aber aus Schonung für ihn, verschwieg man ihm den wahren Grund dieser Maßregel, und auch seine Freunde und Bekannte beobachteten darüber ein gleiches Schweigen, obgleich die Sache selbst in Paris kein Geheimniß war.

Er gab sich alle mögliche Mühe, bei den Ministern Begnadigung für seine Gattin zu erhalten, immer in dem Wahne, daß sie sich nur durch einige Uebereilungen, wodurch sie das Gouvernement beleidigt, diese Strafe zugezogen habe: doch ohne Erfolg. Sie blieb in ihrem Verwahrsam, bis bei dem Ausbruche der Revolution, wo alle Bande der Staatsgewalt zerrissen wurden, auch sie, wie so viele ähnliche und noch gröbere Verbrecher, ihre Freiheit wiedererhielt.

Pralerei und Elend.

(Eine Skizze aus London.)

Lady M***, deren Bekanntschaft ich bei meiner Freundin Lady Marie zu machen die Ehre hatte, lud mich vor Kurzem zu einem Mittagsessen, um sechs Uhr, ein. Da ich diese Dame für sehr pünktlich hielt, kam ich schon vor sieben Uhr. Einige unserer Stutzer, unter ihnen der Oberst B***, langten in aller Hast um halb acht Uhr an. Es wurde niemand mehr erwartet, und doch ließen sich noch keine Anstalten zum Essen erblicken, und ich bemerkte deutlich, daß der Frau vom Hause etwas im Kopfe umherging, was sie übel stimmte.

Indeß vergaß sie doch nicht, Lady G*** daran zu erinnern, daß sie ihr von der letzten Whistparthie noch acht Guineen schuldig wäre*).

*) In England, besonders in London, wird sehr hoch gespielt, und diese Vereine nehmen auf eine Staunen erregende Weise zu. Noch kürzlich wurde ein rechtlicher Londoner Bürger ein schreckliches Opfer dieser unseligen Leidenschaft. Er hatte eine Summe von 400,000 Pfund Sterling Renten geerbt, und war so mit Einem Male ein reicher Mann geworden. Dies schöne Vermögen verlor er in Einer Nacht und machte seinem Leben ein Ende. Die Polizei hat in den Londoner Spielhäusern keinen Zutritt, da sie von den Vornehmsten besucht werden.

Lady G*** erröthete, nahm acht Guineen aus ihrer Börse und gab sie ihr ziemlich kalt und verdrüßlich. „Ich muß um Verzeihung bitten" — sagte Lady M*** bei der Empfangnahme; — „aber man ist mir viel solche kleine Summen schuldig, und mein Gedächtniß ist so schlecht, daß ich diese Gelegenheit, wo ich Sie spreche, ergreife, um Sie daran zu erinnern, da Sie es gewiß vergessen haben. Wenn ich solche kleine Schulden zu bezahlen habe, so entzückt es mich immer, wenn ich darum gemahnt werde." Lady G*** spielte mit ihrem Fächer und machte eine leise Bewegung mit dem Kopfe, als wenn sie sagen wollte: „Sie haben Recht," und zwang sich, zu lächeln, obgleich sie ihren Unmuth und ihren Zorn nicht verbergen konnte. Uebrigens ist es bekannt, daß Lady M*** für solche ausstehende Schulden ein treffliches Gedächtniß hat; niemand ist im Spiel interessirter, als sie, und acht Guineen sind für sie keine Kleinigkeit, da sie beständig kein Geld hat.

Einige Augenblicke darauf klingelte sie hastig; ihr alter Kellner, der schon bei ihrem ersten Manne in Diensten stand — sie ist zum zweiten Male Wittwe — trat in den Saal, und sie sagte in einem zornigen Tone, obgleich der Blick, den sie ihm zuwarf, eben keinen Zorn ausdrückte „Was denkt der Koch? Will er uns vielleicht morgen ein Mittagsessen geben?" Bei dieser Frage lächelte die ganze Gesellschaft, und das war es, was sie wünschte. „Ich werde nachsehen, Milady," — erwiederte er mit Ruhe und kaltem Blute.

Eine halbe Viertelstunde verstrich und noch ward nicht zum Essen gerufen. Ungeduldig erhob sich Lady M*** und verließ den Saal mit den Worten: „Ich muß selbst sehen, was an dieser Verzögerung Schuld ist. Vielleicht ist in der Küche ein Unglück vorgefallen: aber in diesem Falle hoffe ich, daß meine Freunde, die ich so gern bei mir sehe, mich entschuldigen werden."

„— Ja, ja!" — rief man von allen Seiten, und der Oberste sagte, nachdem er nach der Uhr gesehen hatte — „man mag uns vorsetzen was man will; aber um neun Uhr müssen wir bei Tafel sitzen." Es war schon halb neun.

Lady M*** kam bald zurück. „Ganz so, wie ich dachte" — sprach sie — „der Koch hat die Steinbutte zu weich kochen lassen und sie ist ganz in Stücken zerfallen. Das ist ein ungeschickter Mensch, ich werde ihn auch wegjagen. Er will eine andere kaufen; aber das wird Zeit kosten, ehe sie zubereitet ist. Oder wenn es Ihnen zu lange dauern sollte, würde ich vorschlagen, heute einmal ohne Fisch zu speisen, so abscheulich das auch ist."

Man war allgemein darin einverstanden, daß man nicht länger warten wollte; es wurden deshalb die nöthigen Befehle ertheilt und man verfügte sich in den Speisesaal.

Obgleich wir keinen Fisch hatten und die Schildkrötensuppe weder warm noch kalt war, so speisten wir doch nicht übel und das Diner ging gut von statten. Champagner wurde nicht aufgetragen; indeß waren drei andere Sorten Wein da, von denen jedoch keine vorzüglich genannt werden konnte. Der Burgunder war herbe; der Bordeaux-Wein schmeckte nach dem Korke und der Madera schien in einem Seebade gewärmt worden zu seyn. Allgemein gab man die schlechte Beschaffenheit des Weins dem alten Kellner Schuld; denn Lady M*** befahl immer andern zu bringen. Er sah sie dann groß an, nahm die Flaschen von der Tafel und setzte andere an ihre Stelle; aber der Wein den sie enthielten, war ganz so, wie der so eben verschwundene. Sie betheuerte, daß sie einen andern

Weinhändler nehmen wolle, und Lord Caustik, von dem ich bald etwas Näheres sagen werde, empfahl ihr sehr, dies ja zu thun.

Endlich verließen die Damen die Tafel, und Lady M*** gab einem gewissen Spacegrace, einem Modenarren, ein Zeichen, daß sie mit ihm sprechen wollte. Ihre Unterredung dauerte nur einen Augenblick, und ich hörte bloß seine Antwort: „Gewiß, mit dem größten Vergnügen; ich werde ihn sogleich fortschicken.“ Eine Viertelstunde darauf hatten wir einen trefflichen Bordeaux-Wein auf der Tafel.

Es schlug zehn Uhr, als wir in den Saal traten. Man schlug eine Parthie vor. Lady M*** spielte hoch und verlor beinahe zwanzig Guineen, die sie bei allen Anwesenden lieh. Vom Abendessen war die Rede nicht und die Gesellschaft trennte sich gegen zwei Uhr des Morgens; diese Abendgesellschaft ward allgemein etwas kalt gefunden, obgleich Lady M*** sich möglichst anstrengte, um sie zu erwärmen und zu erheitern.

Als ich am andern Morgen im Park spazieren ritt, begegnete ich dem Lord Caustik, der mir sogleich sagte: „Nun, so mag es denn seyn, ich bin überzeugt, daß die arme Lady M*** in Galopp zum Teufel geht. Mein Advokat hat fünf Forderungen von ihr einzuklagen. Gestern fand sich nicht eine einzige Person bei ihr, der sie nicht Geld schuldig war.“

„— Mir ist diese Lady nichts schuldig,“ — bemerkte ich.

„— Desto besser für Sie; denn sie bezahlt niemand. Bemerkten Sie, wie sie der Lady S*** wegen der acht Guineen zu Leibe ging? Ich stehe dafür, daß ein Theil unsers Essens von dieser Summe bezahlt worden ist; denn wie ich gestern kam, begegnete ich an der Thür einem Burschen von Brünet*), der in einem bedeckten Korbe einige Speisen brachte; er sprach mit einem Bedienten und schien den Korb nur für baare Bezahlung überlassen zu wollen. Der Seebutten-Händler hatte ohne Zweifel einen Fisch versprochen, aber nicht Wort halten zu müssen geglaubt. Der Wein war abscheulich; denn der Weinhändler schickt nur das Schlechteste aus seinem Keller. Zuletzt tranken wir wohl ein gutes Glas; aber dies kam aus Spacegraces Keller. Mit der armen Dame ist es aus, sie hält sich keinen Monat mehr.“

„— Das thut mir leid,“ — erwiederte ich,

„— Und warum denn?“ — nahm der Lord Caustik wieder das Wort —: „ich bedaure nie die Leute, die über ihr Vermögen glänzen wollen. Warum giebt sie Diners, wenn sie nicht einmal den Anstrich von Wohlhabenheit retten kann? Sie ist eine Erznärrinn! Mit einer Einnahme von tausend Pfund Sterling lebt sie seit fünf Jahren, als wenn sie viertausend zu verzehren hätte, bloß in der Hoffnung, im Spiel zu gewinnen, oder einen dritten Mann zu ergattern, was nun noch toller ist.“ Bei diesen Worten lüftete er den Zügel seines Arabers, nahm eine tüchtige Prise, wischte einige Stäubchen, die auf den Hals seines Renners gefallen waren, mit seinem seidenen Schnupftuche ab und sah mir mit einer so selbstgefälligen Miene ins Gesicht, als wenn er hätte sagen wollen: „Ich hoffe, daß ich Scharfsinn und Geist bewiesen habe.“

„Bemerkten Sie nicht“ — fuhr er fort — „daß das Silberzeug verschieden gestempelt war? mehr als die Hälfte war geliehen; zwei Bedienten hatte die Dame für den Tag gemiethet; man sah recht gut, daß sie in dem Hause fremd waren.“

---

*) Ein Französischer Restaurateur.

„— Ich gestehe Ihnen" — erwiederte ich ernst — „daß ich solche Betrachtungen nicht anstelle, und wenn eine Dame mich an ihre Tafel zieht, so kümmert mich die Art und Weise, wie sie besetzt ist, wenig."

„— Gewiß, gewiß, mich auch" — sagte er und spielte mit den Ohren seines Pferdes — „ich nehme auch mit einer schlechten Mahlzeit vorlieb; aber ich vermag die Prahlerei der Leute nicht zu ertragen, die blos auf Unkosten ihrer Freunde leben. Der Teufel soll mich holen, wenn ich errathen kann, wo das am Ende noch mit der Dame M*** hinaus will!"

Ich lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand; denn es war mir unangenehm, eine Person anschwärzen zu hören, die uns den Abend vorher aufs Beste empfangen hatte. Es ist sehr wahr, daß die klugen Leute auf Kosten der Dümmeren leben, und wie Viele sehen wir nicht offene Tafel halten, bloß um dann von ihren angeblichen Freunden ausgelacht zu werden!

Ein solcher Mensch ist der Lord Caustik. Er ist eine Pest der menschlichen Gesellschaft, und am liebsten spielt er mit dem Rufe Anderer; er vergiftet die Luft, die er einathmet, und der Sirocco *) kann nicht verderblicher seyn. Was er über Lady M*** voraussagte, traf indeß ein. Als ich einige Tage später vor ihrer Wohnung vorüberging, waren die Fensterläden geschlossen, und ein Zettel verkündigte, daß sie zu vermiethen war. Ich hörte, daß sie nach Frankreich gereist war, während sie ausgesprengt hatte, daß sie nach Brighton fahren wollte, und daß die Gerechtigkeit sie mit Spürhunde verfolgte. Außer mir, bedauerte sie niemand.

*) Südostwind.

Kurze Skizze von Neapel.

Neapel, welches durch die dort Statt gefundene Revolution Europa's Aufmerksamkeit auf sich zieht, verdient mit Recht den Namen eines Gartens von Italien. Die Natur hat hier alles gethan, die Menschen fast nichts. In der Hauptstadt, welche allein 550,000 Einwohner zählt, findet man in allen Straßen so viele Früchte, daß man sie fast für ein großes Orangeriehaus ansehen sollte, indem es überall nach Erdbeeren riecht. Man hat hier beinahe einen ewigen Sommer; schon um Weihnachten und Neujahr hat man frische grüne Gemüse und Früchte. Jede Weihnachten schickt der päbstliche Nuntius ein Boot mit jungen Erbsen, Weintrauben, Artischocken, Birnen und Aepfeln an den Pabst in Rom. Eigentliche Arme, in dem Begriff, den wir Nordländer mit dem Worte verbinden, findet man hier fast gar nicht; denn es giebt hier nur wenige Bettler, welche nicht täglich ihren Wein trinken können, und das Bedürfniß der Kleidung und Wohnung ist so geringe, die Lebensmittel sind so wohlfeil, daß man nur sehr wenig zu arbeiten braucht, und daß alle in der warmen Jahrszeit bis 5 Uhr Nachmittags ihren Mittagsschlaf halten können. Die Volksvermehrung ist so stark, daß man behauptet hat, die Erde würde in wenigen Jahren zu klein seyn, wenn die Menschen sich allenthalben in eben dem Grade vermehrten, wie hier. Vor der Französischen Revolution zählten Neapel und Sizilien auf 2000 Quadratmeilen ungefähr 6 Millionen Einwohner, oder 3000 auf jeder Quadratmeile. Das Land besitzt 600 Edelleute, worunter 120 Fürsten, 150 Herzoge u. s. w., 26,000 Advokaten, wovon über 6000 allein in der Hauptstadt leben, 21 Erzbischöfe, 110 Bischöfe und 100,000 Geistliche, welche den größten Theil der Reichthümer des Landes besitzen,

und von denen der Erzbischof von Palermo allein 70,000 Scudi jährlicher Einkünfte hat. Im Jahre 1768 zählte man 53,626 Priester, 30,484 Mönche und 23,264 Nonnen.

Historische Grausamkeiten.

In dem Kriege zwischen den Hoeks und Kabiljaus, nahmen die Einwohner der Stadt Amersfort, welche nebst Utrecht Hoekisch war, die Kirche und den Thurm von Barneveld, den Johann von Schaffelaer mit nicht mehr denn 18 oder 20 Man besetzt hatte. Der kleine Trupp sah endlich ein, daß er der überlegenen Zahl der Feinde würde weichen müssen, und verlangte zu kapituliren; aber die Belagerer, denen es nicht sowohl um den Tod der gemeinen Soldaten, als um Rache an Schaffelaer zu thun war, den sie wegen seiner tapfern Gegenwehr haßten, statt daß sie seinen Muth hätten ehren sollen, legten den Capitulirenden die barbarische Bedingung auf; sie würden ihnen nur dann einen freien Abzug gestatten, wenn sie den Schaffelaer von dem Thurme herabstürzten. Alles sträubte sich dagegen, und keiner wollte sich mit dem Blute eines Unschuldigen beflecken; doch unerschrocken stieg Schaffelaer auf die Gallerie des Glockenthurms. Cameraden, sprach er, ich muß doch einmal sterben, es sey früh oder spät, so will ich denn an Eurem Unglücke nicht Schuld seyn. Er sagte es und stürzte sich herab. Noch einige Augenblicke blieb er am Leben, aber die Unmenschen, die unten erwarteten, beschleunigten seinen Tod.

Die unerhörteste, in der Geschichte wohl einzige Todesart erlitt Georg Dosa; der Anführer der Ungarischen Bauern, die sich wegen der allzugroßen Bedrückungen des Adels im Jahre 1514 empört hatten. Er wurde im Treffen bei Temeswar von Peter Petrowich, einem Verwandten des königlichen Heerführers Zapolia, gefangen, und unter den schrecklichsten Martern hingerichtet.

J. C. von Engel berichtet in seiner Ungrischen Geschichte hierüber Folgendes:

Man gab 40 Dienern des Dosa, 15 Tage lang nichts zu essen, und ließ 9 davon, die diesen Zeitraum überlebten, los auf Georg, der auf einem glühenden eisernen Throne; mit glühender Krone und Scepter saß, und mit glühenden Zangen gezwickt wurde; dessen halbgebratenes Fleisch sollten sie essen, widrigenfalls aber durch das Schwerdt ihr Leben enden. Drei die nicht anbeißen und verschlucken wollten, wurden zusammengehauen; sechs aber aßen sein Fleisch unter seinem Ausrufe: Freßt ihr Hunde, die ich selbst erzogen habe. Der Eine soll sogar gezwungen worden seyn, sein Blut zu saugen.

Gezo, sein Bruder, für den er selbst um Schonung bat, als für einen sanften, das Mildere rathenden Mann, ward blos enthauptet. Alle gefangenen Bauern wurden durch Zigeuner gehangen, gespießt, geköpft; ihre Weiber und Kinder aber, die sie fast alle mitgenommen hatten, um sie nicht zu Hause der Rache des Adels zu überlassen, kamen jetzt größtentheils durchs Schwerdt um. Dosa's Leichnam ward geviertheilt, und die Stücke desselben zu Ofen, Pesth, Stuhlweissenburg und Großwardein aufgehangen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 94.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 23. November 1820.

*Romanze.

Die Fahrt nach dem Inselchen.

Da saßen wir traulich beisammen
Mein Liebchen und ich in dem Kahn;
Und ruderten fröhlich und schwammen
Zur freundlichen Insel hinan.
Nur Scherz und nur Frohsinn bekränzte
Das schwankende Brettchen, und mild
Mit magischem Zauber umglänzte
Mich, Liebchen, dein himmlisches Bild!

Es küßte mit scheidendem Strahle
Die Sonne die purpurne Flut:
Allmählig verschwand aus dem Thale
Des Tages verlöschende Glut.
Und Vögelchen sangen und schwirrten
Im nachbarlich trautem Gesträuch;
Und liebende Täubchen umgirrten
Den golden erblassenden Teich.

Da ward mir so heimlich, so bange,
So weich um das pochende Herz;
Und höher entglühte die Wange
Und Frohsinn entfloh und der Scherz.

Du sah'st es, und drücktest mit Liebe
Dem Liebenden schüchtern die Hand;
Und schlangst um die wechselnde Triebe
Des seligste innigste Band.

Und als wir vom Inselchen schieden
Da sprachst du mit wonnigem Blick:
„Wärst du mit dem Schicksal zufrieden
Ließ es dich hier einsam zurück?"
„„Ich wär es, wenn Liebchen da weilte
Und blieb, ach, so gerne dann hier!""
So sagt' ich anschmiegend und eilte
Zum harrenden Ufer mit dir.

Und zärtlicher girrten die Tauben,
Und muntrer ertönte das Chor
Der Vöglein aus dämmernden Lauben,
Und freundlicher winkte das Rohr
Des bleichenden Teiches; die Sonne
Sah scheidend noch lächelnd uns an;
Und Scherze und Frohsinn und Wonne
Umschwebten den landenden Kahn.

Jetzt steh ich am Ufer und schaue
Zum Inselchen freundlich zurück.

Es blühe im lieblichsten Thaue;
Ich fand da mein Liebchen — mein Glück.
Und traulicher Nachen du, trage
Zur Linde manch liebendes Paar;
Und schirmend geh' einstens die Sage:
Hier ruhe der Liebe Altar.

Sch..... aus F....

Der Proselyt.

Es ist für den denkenden Weltbürger sehr angenehm, die Menschen in ihrem Thun und Treiben zu beobachten, und sich so die Kenntniß des menschlichen Herzens und Kopfes durch Erfahrung zu verschaffen. Auf solche Weise wurde mir auch die nachstehende Geschichte bekannt.

Herr Hart, ein ziemlich wohlhabender Mann in der Hauptstadt, führte seinen Namen mit Recht, denn er war ein Mann von unerschütterlicher Kraft und Festigkeit. Gab er ein Versprechen, so konnte man die Erfüllung mit Sicherheit voraussehen; seine Vorsätze, seine Entschlüsse standen fest, wie die Werke alter Baukunst, und fester wie die heutigen Bauten. Unter andern hatte er in seinen früheren Tagen, wo er dreimal von Frauenzimmern schmerzlich betrogen worden war, sich das Wort gegeben, niemals eine Frau zu nehmen, und er hielt dieses Versprechen so pünktlich, wie jedes andere. Er lebte mit seinem alten Bedienten, der gleichfalls ein Hagestolz war, ganz allein in seinem geräumigen Hause und nahm darin als Miether nur unvermählte oder verwittwete Männer auf, denen er es zur Pflicht machte, keine weibliche Bedienung zu halten. Schaffte sich dennoch einer eine Haushälterin oder eine Aufwärterin an, so mußte er nach Ablauf eines Vierteljahres ausziehen.

Die häusliche Gesellschaft des Herrn Hart bestand aus dem alten Bedienten, drei Katern, einem Puterhahn, einem Reitpferde (Wallach), zwei Hunden und zwei Kanarienvögeln (es versteht sich, daß auch die letzteren männlichen Geschlechts seyn mußten).

Nach dem Tode seines Bruders, der weniger begütert war als er, nahm er dessen Sohn Ferdinand zu sich, und gelobte dem Neffen, ihn dereinst zu seinem Allein-Erben einzusetzen, wenn er nicht heirathen wollte. Ferdinand versprach das leicht und ungezwungen zu einer Zeit, wo sein Herz noch gänzlich frei war, aber mit der Zeit hieß es mit dem Jüngling: „Es kann ja nicht immer so bleiben!“ Ferdinand ward mit einem liebenswürdigen Mädchen bekannt, das eben so gut und sittsam als gebildet und reizend war. Jetzt ward es ihm klar, daß er sich mit dem früheren Versprechen übereilt hatte. Er ging mit sich zu Rathe, und fand, daß er im Nothfalle eher ohne den Oheim als ohne seine geliebte Ida werde leben können; indessen hoffte er, nachdem er der Liebe seiner Theuren gewiß war, den alten Herrn noch herum zu bringen, und machte dazu einen Versuch, indem er nur von weitem auf die Möglichkeit seiner Verheirathung anspielte; aber er sah nur zu bald, daß alle Mühe fruchtlos seyn werde, denn Herr Hart wurde Feuer und Flamme, als er genöthigt ward, sich bloß diesen Fall zu denken, und schwur hoch und theuer, daß er den Neffen aus dem Hause jagen, verstoßen und enterben werde, wenn er an dergleichen denke.

Der junge Mann, der in seiner Art auch fest und dessen Brust jetzt voll Liebe für seine Ida war, erklärte ihm rund heraus, daß er sehr stark an dergleichen denke und eine holde Geliebte besitze, die er bald zu seiner Gattin

machen werde; doch hoffe er, der Oheim werde ihm seine unschätzbare Gunst nicht entziehen, er fühle nur zu sehr, daß er sich einstmals mit dem unbedachten Versprechen übereilt habe, und wie er nur in der Verbindung mit der Herzgeliebten das Glück seines Lebens, das Heil seiner Zukunft finde.

Der Oheim war vor Zorn kirschbraun im Gesichte; hastig öffnete er die Hausthüre, rief: „Da hinaus, Taugenichts, und wagst Du es, jemals wieder hieher zu kommen, so breche ich Dir den Hals!“ Mit diesen Worten stieß er ihn aus der Thür.

Ferdinand seufzte tief über dies unselige Verhältniß. Er ging zu dem Vater seiner Ida und klagte diesem seine Noth. Der tröstete ihn mit der Aussicht, daß der Alte sich vielleicht späterhin noch besinnen werde. „Aus seinem Gelde, aus der Erbschaft mache ich mir wahrlich nichts,“ sprach der wirklich uneigennützige Jüngling, „aber daß sein Starrsinn mich, den Sohn seines Bruders, verstößt, daß alle Bande unter uns zerrissen seyn sollen, das thut mir weh!“

Da war indessen nicht zu helfen; Ferdinand beruhigte sich also, ließ die Sache gehen und verlobte sich mit seiner Trauten. Sechs Wochen später war das Hochzeitsfest. Onkel Hart wurde dazu gebeten, aber der Hochzeitbitter ward nicht in das Haus gelassen, und der Alte drohte ihm aus dem Fenster, ihn mit einem Ziegelstein todt zu werfen, wenn er sich nicht schleunigst fortpacke.

Ferdinand hatte das erwartet, dennoch seufzte er aus tiefer Brust, als er die Botschaft empfing, und die holde Braut war nicht minder betrübt. Sie sah sich als die obgleich schuldlose Ursache der unseligen Spannung unter zwei nahen Verwandten an, die sich ehemals herzlich geliebt hatten. „Er war Dein Wohlthäter,“ sagte sie weinend zu ihrem Bräutigam; „Du bist ihm Dank schuldig, und diese Bande der Verwandschaft und Liebe soll ich Unglückliche zerreißen? Noch mehr: sein bedeutendes Vermögen wäre Dir zugefallen, das alles ist dahin, und meine Mitgift entschädigt Dich nicht zum zehnten Theil dafür.“

Sey ruhig, liebe Ida! entgegnete Ferdinand. Um das Erbtheil traure ich nicht, denn ich habe nie auf meines Onkels Habe gezählt; so lange ich arbeiten kann, wird es uns nicht mangeln, und so lange Du mich liebst, werde ich nie unzufrieden seyn mit meinem Loose. Denke auch Du, daß das Unvermeidliche nicht zu ändern ist. Die Erinnerung an den Verlust der Huld meines Oheims ist drückend, aber wir tragen nicht die Schuld, daß er eine unnatürliche Grille zu seinem Götzen erhebt. Gern will ich alles thun, um eine Aussöhnung zu bewirken! Gelingt es, wohl uns; mißlingt es, müssen wir uns trösten.

Das Hochzeitsfest ging vorüber, und die Neuvermählten vergaßen im Rausche ihres Entzückens alles, was nicht in unmittelbarer Beziehung mit ihrem Glücke stand; und dahin gehörte Herr Hart keinesweges, der sie sogar um diese Wonne hatte bringen wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Besteigung des Vesuvs*).

„Wir mochten noch ungefähr eine halbe Meile vom Ziele unserer Reise entfernt seyn, als wir einer weiblichen Gestalt ansichtig wurden, welche mit zwei Führern allein auf dem Berge gebile-

*) Aus dem Werke: Briefe über Italien; aus dem Französischen des Herrn Fr. Lullin von Chateauvieux, von H. Hirzel. Zwei Theile. Leipzig bei Reclam.

ben war. In einen Shawl gehüllt saß sie auf einem Felsen, und war mit ihren Begleitern in einem lebhaften Gespräche begriffen. Ihre Aussprache ließ auf eine Engländerin schließen. Ich redete sie an, fragte sie um die Ursache ihrer heftigen Gemüthsbewegung, und anerbot ihr meinen Beistand. Sie antwortete mir in französischer Sprache mit jener Beredsamkeit, welche die Dunkelheit und die Zerrüttung des Weltalls eingiebt. Sie sey, sagte sie, in Begleitung ihres Gemahls und einer ganzen Schaar ihrer Landsleute, bis zu diesem Felsen gelangt; alsdann haben die Führer ihrem Manne weiß gemacht, der übrige Theil der Bergreise sey für sie mit zu großen Gefahren verbunden. Umsonst habe sie Alles versucht, um die Erlaubniß zur Vollendung des Ganges von ihm auszuwirken; ob solchem Thun aber sey die Karavane, ihrer Bitten und Thränen ungeachtet, weiter gezogen, und habe ihr zwei Führer zur Bedeckung zurückgelassen. Auch diese habe sie auf keine Weise vermögen können, sie vollends hinaufzuführen: der Eine sey so unbeweglich geblieben, als der Andere."

„Dem zu Folge hatte die gute Dame die Hoffnung, ihres Wunsches gewährt zu werden, wirklich aufgeben müssen, war aber dadurch in einen Zustand eigentlicher Verzweiflung versetzt worden; denn um jeden Preis wollte sie eine Naturerscheinung mit Augen sehen, von der sie den ausserordentlichsten Eindruck auf ihr Gemüth gewärtigte."

„Ich wagte es, ihr meine Hülfe und die Stütze meines Armes für die kleine noch zurückzulegende Strecke Weges anzubieten. Sie nahm meinen Vorschlag mit einem Zutrauen an, das mich etwas überraschte, obgleich er durchaus in nichts Anderm, als in dem Verlangen, die prachtvolle, durch den Vesuv uns vorzuführende, Scene mit anzusehen, gegründet war, und trotz der feierlichen Verwahrung von Seiten der Führer, wurde der Marsch angetreten. Ich half der Unbekannten im Gehen etwas nach; sie stützte sich auf meinen Arm, und weil wir mit jedem Schritte tief in die Asche eintraten, und die Schlacken noch dazu unsere Füße verwundeten, so ging es nur langsam vorwärts. Indeß waren wir der Lava jetzt näher gekommen. Bald war es ihr Strom selbst, der unsere Pfade erhellte, und deutlicher bekam ich nun beim Scheine des Vulkans mine Gefährtin zu Gesichte. Sie war jung und schön; in ihrem blassen Antlitze sprach sich die Bewegung ihres Gemüths aus, und es schien, als stände ihr Enthusiasmus mit der in der Natur herrschenden Verwirrung im Einklange."

„Je näher wir zu dem Hauptbrennpunkte des Liches gelangten, desto größer ward auf dem Boden und in dem Dunstkreise die Hitze, und dieses Symptom hatte etwas Schauerliches, das sich nicht beschreiben läßt. Dazu kamen uns ganze Wolken von Rauch entgegengeflogen, vor deren Andrange wir uns dadurch zu verwahren suchten, daß wir uns über den Bereich des Windes zu versetzen trachteten; allein es stürmte so heftig, daß wir zwei Mal nicht ohne Lebensgefahr in dieses brennende Gewölk eingehüllt wurden. Auch fing der Boden an, unter unsern Tritten zusammenzusinken, und unter jedem Stücke Schlacken, das sich von unsern Füßen in die Abgründe hinabrollte, sah man helle Flammen hervorlodern."

„Nicht ohne große Mühsale gelangten wir an das Ziel unserer Reise. Die Befreundeten meiner Gefährtin waren schon früher dort eingetroffen; allein das ergreifende Schauspiel, welches sich vor ihren Augen eröffnete, hielt sie solcher Maßen gefesselt, daß sie unsere Ankunft nicht einmal bemerkten.

„Inzwischen mußten wir sie doch anreden, und nicht ohne einige Unruhe gewärtigte ich die Vorwürfe, die sie uns zu machen berechtigt seyn mochten. Da jedoch unser Wagestück einen glücklichen Ausgang gewonnen hatte, und der Erfolg alle Dinge rechtfertigt, so hielt man uns unsere Unvorsichtigkeit zu gute, und von nun an blieben wir ausschließlich an den stillen Genuß des erhabenen, unsern Blicken sich darbietenden Gemäldes hingegeben."

„Der Gemahl meiner Begleiterin auf diesen brennenden Höhen nannte sie Florinde. Einen andern Namen konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Seit diesem Ereignisse sind zwei und zwanzig Jahre verflossen. Wer weiß aber, ob Florinde nicht gleichwohl diese Zeilen zu lesen bekommen wird? In diesem Falle wird sie nicht ermangeln, jenes Berges, jener Nacht und jenes Fremdlinges zu gedenken, der ihre Tritte nach diesem Feuer-Oceane geleitet hat."

„Wir betrachteten gemeinschaftlich den flammenden Strom, dessen Fluthen vor unsern Augen vorüberwogten. Sie flossen nicht wie die Wellen eines gewöhnlichen Flusses; vielmehr rollten sie, wie Trümmer von Felsen, eine über die andere hinweg. Je weiter der Feuerstrom vordrang, desto mehr erweiterte sich sein Bett; denn desto größer wurde die Masse alter Schlacken, die er neuerdings in Flammen setzte: so daß zuletzt der Berg, seinem ganzen Umfange nach, zu brennen schien.

Bereits hatte der brennende Lavafluß eine Breite von einigen hundert Fuß gewonnen, und näherte in seinem furchtbaren Laufe sich dem Rande eines Abgrundes. In diesen sollte er sich vor Tagesanbruch versenken, und wir wollten den Augenblick, wo der Sturz erfolgen würde, abwarten. Wir versuchten, es mit dem Auge zu ermessen, welche Weite der Feuerstrom noch zu durchlaufen habe. Man sah ihn langsam, aber ohne einige Unterbrechung, näher rücken."

„Vor ihm her geriethen die Schlacken in Flammen und schienen ihm seinen Weg zu bereiten. Endlich erreichte er den Rand des Felsen, und stürzte mit fürchterlichem Getöse in den Abgrund hinunter. Dann wirbelten Rauchwolken aus der Tiefe herauf; die Winde, von allen Seiten herblasend, verjagten dieselben in die Lüfte, indeß die Laven in dem Abgrunde sich auf einander häuften und ihn mit ihren Trümmern erfüllten. Dieser natürliche Behälter that der Wuth des Stromes Einhalt, und brachte den bereits von ihm bedroheten Wohnsitzen Rettung. Es wären mehrere Tage erforderlich gewesen, um ihn mit jener Glutmasse auszufüllen, und glücklicherweise hatte der Ausbruch vor diesem verhängnißvollen Augenblicke seine Endschaft erreicht. Drei Jahre später nahm der Lavastrom, dem sich nun nicht mehr dieselben Hindernisse in den Weg stellten, seine Richtung nach dem Meere hin, worüber die Stadt Torre del Greco unwiederbringlich zu Grunde ging."

„Jetzt zog der Tag am Horizonte herauf. Der Schimmer der Nacht begann, wie durch eine sanfte, magische Kraft, von selbst zu verschwinden, und verschwebte bald vor der Klarheit des Morgenlichts. Auch das Feuer ward blässer, und bleicher die Dünste. Und was für unsere Augen allein noch übrig blieb, war der Anblick eines Berges, der sich ohne gewaltsame Anstrengung in Bewegung erhielt, und über sich selbst hinwegrollte."

„Es war Zeit nach Hause zu kehren; denn die Gegenwart eines durch die Sonne verschleierten Feuers ist höchst gefährlich, weil man davon verschlungen werden kann, ohne seine Annäherung zu verspüren. Wir schlugen wieder

denselben Weg ein, auf dem wir den Vesuv erstiegen hatten, und kamen zurück nach San Salvadore, und von da nach Portici, wo die Wagen unserer warteten. Hier schied ich von der schönen Unbekannten. Seither ist sie mir nicht wieder zu Gesichte gekommen."

---

* Gutgemeinte Rüge und Anfrage.

Bei so manchen freundlichen Verschönerungen unsers Bremens muß es dem theilnehmenden Beobachter, in der Freude über glückliches Vorwärts-Schreiten im Guten, höchst auffallend seyn, das würdige Denkmal alter edler Baukunst, unser vortreffliches Rathhaus, im Innern, so wie im Aeußern, gewissermaaßen vernachlässigt zu sehen. — Unsre Bürger-Convente sogar können wir nicht mehr da halten, wo unsere Urväter sich zum Wohl des Staats versammelten. — Den guten Geschmack beleidigende Ausbauten und Flickereyen und Fenster in mancherlei Formen verunstalten das, was Zierde unsrer Stadt ist und seyn soll! — Die schönen Bogengänge werden durch Trödeler, Scheerenschleifer und Kleinigkeitskrämer entheiligt, statt dessen man sie dem Weinkeller unbeschadet den Fußgängern zurückgeben, und sehr zweckmäßig auch zu den Anheftungen Obrigkeitlicher Verordnungen und Bekanntmachungen benutzen sollte! — Das bisher statt gefundene Unwesen in diesen Bogengängen, fand hie und da Entschuldigung im langjährigen Besitzstand derer, die sie benutzten, oder gar in vermeintlichen Privilegien.

Da die Plätze aber, dem Vernehmen nach, zum Besten unsrer General-Casse jetzt sogar öffentlich vermiethet werden sollen, also jenes Unwesen öffentlich sanctionirt wird, drängt sich Jedem natürlich die Frage auf, wie ist's möglich, oder ist's nothwendig, beym löblichen Streben, unsre Finanzen zu verbessern, in so kleinlichen Mitteln Hülfe zu suchen? — Sollten die finanziellen Gründe, die bei erfreulicher Wegräumung andere Uebelstände am Dom und an andern Plätzen kein Gewicht fanden, jenen vielseitigen Wünschen nicht untergeordnet werden können? — ? — ?

Mancherlei.

Ein Weltphilosoph sagt in seinen scherz- und ernsthaften Beobachtungen: Man nimmt gewöhnlich an, daß derjenige, so viel schwatzt, eine Menge Thorheiten sagt. Der Schwätzer treibt es so weit, daß sonst Niemand zum Wort gelangen kann. Er betäubt die Zuhörer durch sein Geschrei, und raubt dadurch sich selbst die Zeit, zu betrachten und zu überlegen, was er sagen will. Er denkt nicht daran, seine Gedanken zu verdauen und seine Ausdrücke zu wählen, sondern er speit sie alle roh aus. Auch sind diese so abgeschmackt, daß sie bei allen Zuhörern Erbrechen verursachen könnten. Er stößt alles heraus, was er glaubt, was er wünscht, was er weiß — ja, um die Geläufigkeit seiner Zunge nicht zu hemmen, was er nicht weiß. Seinen Erzählungen fügt er so viele unnütze Umstände bei, daß man am Ende den Gegenstand vergißt, von dem er sprach. Niemals bemerkt er, daß seine Unterhaltung Langeweile hervorbringt, als wenn er sich plötzlich ohne Zuhörer sieht; denn einer rettet sich nach dem andern. Wohl recht hat der Dichter;

Ein Jeder, der mit tollem Schrei'n
Vergebens will gefällig sich erzeigen,
Weit angenehmer würd' er seyn,
Verstünd' er nur die Kunst zu schweigen. —

Der nämliche Beobachter sagt, daß er lieber Schiedsrichter zwischen zweien seiner Feinde,

als zwischen zweien seiner Freunde seyn möchte; denn von ersteren würde er sich gewiß einen Freund gewinnen, von letzteren aber einen verlieren. Die beste Lehre ist wohl: Schlichte deine eignen Sachen auf eine brave Weise, und bleibe (wofern es nicht Menschenpflicht anders fordert) neutral bei solchen, die dich nicht angehen! Bei allem guten Willen darfst du auf keinen Dank, gewöhnlich aber auf offenbaren Undank zählen. Zudem giebt es eine Art Menschen, welche sich, wie von einem bösen Dämon getrieben, und vorzüglich aus Eitelkeit, Zank- oder Prahlsucht in die Händel anderer mischen, aber auch gewöhnlich übel dabei wegkommen. So drang sich einst in Amsterdam ein Flamänder einem deutschen Edelmann, den er fast gar nicht kannte, zum Sekundanten auf, blos um seinem Drange zu Raufhändeln Genüge zu leisten. Als man an dem Platze, wo jener seine Ehrensache mit dem Degen entscheiden wollte, angekommen war, erregte dieser Assistent durch sein Poltern die Empfindlichkeit aller Zeugen, und sagte dem Sekundanten des Gegners solche Derbheiten, daß dieser genöthigt war, den Degen zu ziehen. Aber der Beleidiger fand in ihm zu seinem Unglück einen sehr tapfern Mann; denn er wurde zur Genugthuung aller Anwesenden, schon im ersten Gange niedergestreckt. Die Hauptpersonen konnten nun ihren Handel nicht beendigen, sondern mußten sich auf's schnellste retten, weil das Volk zusammenlief. —

Selbstmorde in Berlin.

(Aus einem Schreiben vom 28. Octbr.

Ein Mann, der viele Jahre lang einer auswärtigen Handlung, die hier einen Nebenzweig davon hatte, vorgestanden, hat sich vor einigen Tagen durch einen Pistolenschuß das Leben geraubt. Körperliche Leiden sollen der Hauptgrund zu diesem Selbstmorde gewesen seyn, weil er — der Sage nach — einen Polypen am Herzen gehabt — Er hatte schon früher oft über große Beängstigungen geklagt, solche waren aber, nach einer Kur, verschwunden. Jetzt hatten sie sich wieder eingestellt, und seine beständige Unruhe trieb ihn in seiner Wohnung von einem Zimmer in das andere, und zu sonst ungewöhnlichen Zeiten aus dem Hause. Er fühlte sich zu allen Geschäften unfähig. An dem Tage, wo er sich das Leben raubte, hatte er sich sorgfältiger, wie gewöhnlich, angezogen. Am Nachmittage befahl er dem Hausknecht, ihm die in seinem Zimmer stehende Badewanne mit kaltem Wasser zu füllen, mit den Worten: „ich habe so viele russische Dampfbäder genommen, sie haben mir nichts geholfen, ich will es einmal mit kalten Bädern versuchen.“ — Der Hausknecht gehorchte. Sein Herr befahl ihm, die Wanne bis an den Rand mit kaltem Wasser zu füllen. Der Hausknecht machte ihm bemerklich, daß dann, wenn er hineinsteigen würde, unfehlbar das Wasser überfließen und den Fußboden naß machen würde. „Thue, was ich dir heiße!“ war die barsche Antwort. — Aber Sie können sich doch in dieser Jahreszeit unmöglich eiskalt baden, einige Eimer heißes Wasser müssen doch auch in die Wanne kommen. — „Das soll auch geschehen!“ — Dazu ist dann aber noch weniger Platz? — „Das geht dir nichts an! — Ich will es so haben!“ — Sein Verlangen wurde erfüllt. Er hatte vor mehrern Monaten seine Gattin durch den Tod verloren, und von dieser eine Tochter von etwa 6 Jahren, die er über alles liebte. Aber seit einigen Wochen schien ihm selbst dies Kind zuwider zu seyn. An dem verhängnißvollen Abend sandte er dies Kind mit der Magd zu einer Verwandtin, und ließ dabei sagen, er würde auch später nachkommen. Gegen 7 Uhr hörte man in der Straße, wo er wohnte, einen Pistolenschuß. Es veranlaßte einen Auflauf, und auch Polizeioffizianten fanden sich ein. Man bemerkte aber keinen Rauch noch Pulvergeruch, und ohne auszumitteln, was es für eine Bewandtniß mit dem Schuße habe, zerstreute sich die Menge. Unten in dem Laden, in welchem der Selbstmörder seine Geschäfte betrieb, hatten die Gehülfen desselben ebenfalls den Schuß fallen hören, aber auch nicht die geringste Ahnung gehabt, daß ihr Herr sich ermordet habe. Wenn

am Abend der Laden geschlossen wurde, erhielt der Hausknecht die Schlüssel, und hatte den gemessenen Befehl, sie dem Herrn in seinem Zimmer auf einen bestimmten Platz hinzulegen, wenn er auch abwesend war, zu welchem Ende er einen Drücker zu diesem Zimmer hatte. Im Finstern that er dies auch wie gewöhnlich, und verspürte keinen Pulvergeruch. Da sich aber der Unglückliche noch um 9 Uhr Abends nicht bei der Verwandtin eingefunden hatte, so wurde dessen Dienstmädchen darüber unruhig, und eilte mit dem Kinde in die Wohnung ihres Herrn zurück. Als sie mit Licht in dessen Zimmer trat, fand sie ihn erschossen in der Badewanne liegen. Er hatte sich auf solche gesetzt und das Pistol abgedrückt, worauf er in solche gestürzt. Wahrscheinlich in der Absicht, Falls der Schuß nicht tödtlich seyn sollte, doch in dem Wasser zu ertrinken. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß hier physische Leiden ihm das Mordgewehr in die Hand gegeben haben, es sollen jedoch auch seine ökonomischen Umstände in der letzten Zeit nicht die besten gewesen seyn, und diese moralische Angst kann höchst wahrscheinlich die körperliche so hoch gesteigert haben, daß er kein anderes Mittel gewußt, um aus diesem Labyrinthe einen Ausweg zu finden. Merkwürdig ist es, daß vor vielen Jahren sich in dem nämlichen Hause ein sehr achtungswerther Mann, ein Arzt, der sowohl wegen seiner gründlichen Kenntnisse, als seines trefflichen Charakters allgemein geschätzt wurde, und der sich in sehr guten Vermögensumständen befand, in seinen besten Jahren, erschoß, bloß, weil er einen Polypen am Herzen hatte, und überzeugt war, daß solcher unheilbar sey, er daher unfehlbar in einigen Jahren sterben, aber in solchen unaussprechlich viel leiden würde.

In einem Freudenhause der niedern Klasse hat sich ein Mensch aus Liebe zu einer feilen Dirne und aus Eifersucht erschossen.

Der Sohn eines hiesigen Bürgers, der bei den Uhlanen sein vorschriftmäßiges Dienstjahr ausgedient hatte, und demnächst aus Neigung zum Militärdienst wieder freiwillig eingetreten, auch, wegen seiner Geschicklichkeit, zum Unteroffizier ernannt worden war, verliebte sich in eine Dirne von unsittlichem Lebenswandel. Dieser Umgang hatte eine so nachtheilige Wirkung auf ihn, daß er, wegen seiner Aufführung, degradirt wurde. Er wollte dies Mädchen schlechterdings heirathen, aber dazu konnte er weder den Consens seiner Vorgesetzten, noch seines Vaters erhalten. Dies Mädchen hielt sich ebenfalls in dem oben erwähnten Freudenhause auf. Vor einigen Tagen begab er sich zu ihr, nahm sie mit sich, und ging mit ihr bis nach der zwei Meilen von hier entfernten kleinen Stadt Köpenick. Hier hatte er, indem er sich mit ihr durch die Degenkuppel fest verbunden, sie aber ihr Tuch noch um seines Hals geschlungen, von der Brücke in's Wasser gestürzt, wo beide ihren Tod gefunden. Auf dem Geländer hatte er sein Tschako zurückgelassen, und über solchem einen Brief, in welchem er erklärt, da man die Verbindung mit seiner Geliebten in diesem Leben nicht zugeben wolle, so sey er, im Einverständniß mit ihr, fest entschlossen, gemeinschaftlich zu sterben; welches sie mit ihrer Namensunterschrift bestätigt. Beide Leichen sind bereits, nachdem dieser Brief gefunden worden, aus dem Wasser gezogen und beerdigt.

Vor mehrern Jahren hatten wir einen ähnlichen Fall hier, wo ein noch als Dichter in rühmlichem Andenken lebender junger Mann die Gattin eines achtbaren Mannes, indem er mit ihr nach Potsdam fuhr, dort vor dem Thore bei einem Gastmahl erschoß, und sich selbst dann eine Kugel durch das Gehirn jagte. Damals fand dieser doppelte Mord — zu großem Befremden Vieler — manchen Apologeten. Dieses Seitenstück dazu wird deren wohl nicht erhalten. Vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit und der kalten Vernunft besteht aber der Unterschied nur in den unbedeutenden Nebenumständen. Es ist vielmehr problematisch, was weniger strafbar ist, die Gattin eines braven Mannes zu einem freiwilligen Tod zu überreden, oder ein Freudenmädchen? — Keinem Urtheil Anderer vorgreifend, würde ich mich für das letztere unbedenklich erklären.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 95.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 26. November 1820.

* Nachruf am Grabe
des Herrn J. E. M.

Der Geist ist frei! — die Erdenhülle bettet
Sich in der schmerzerstarrten Mutter Schoos.
Der Geist ist frey! — von allem, was ihn kettet,
Reißt er — die Heimath winkt — sich los.
Sie winkt dem Sohne, der die Bahn vollendet,
Und reicht ihm still der Tugend Palmenlohn:
„Du hast bestanden! und geläutert sendet
Sie ihn zu der Vollendung Sonnenthron.

Ihm ward der Lohn! — der schon im Erdenthale,
Die stille Tugend ahnungsvoll umblüht:
Der dort entsprießt, und sich mit milden Strahle,
Um gute That und um Entsagen zieht.
Den Siegerkranz, die ew'ge Palmenkrone,
Die dort die weise, treue Huld erzeugt,
Reicht sie dem vielgeprüften Erdensohne,
Wenn er verklärt zu ihrem Throne steigt.

Uns bleibt der Schmerz! — Zu früh aus unserm Kreise.
Trug ihn des Vaters unerforschter Ruf.
Die Trennung schmerzt — die Freundschaft führt es leise
Daß sein Entschwinden eine Lücke schuf.
Uns bleibt der Schmerz! — Sein Wirken und Sein Leben
Schmückt mit der Urne Seine kühle Gruft;
Und Seiner Seele unermüdet Streben,
Spricht mit dem Lenze aus der Blumen Duft.

A. Daeves.

Gott hilft.

In St. wohnte ein Mann, voll Armuth und Gottvertrauen. Er hatte Weib und Kinder, welche er kümmerlich, meistens durch kleine zufällige Verdienste, ernährte. Aber gerade dieses Zufällige stärkte sein Gottvertrauen; und erzeugte in ihm den tiefherzigen Wahlspruch: Gott hilft! Von seinem Schornsteine sah man es selten rauchen; aber auf dem reinen Altar seines Herzens brannte ein ewiger Weihrauch des Dankes, für jede empfangene Wohlthat von Gott und Menschen.

Denn auch von Menschen sah er sich nicht ganz verlassen. Ein reicher Kaufmann, in seiner Nachbarschaft, unterstützte ihn, so oft es auf einen Feiertag zuging, mit einem kleinen Geldvorschuß, wofür der arme Biedermann sich und den lieben Seinigen etwas zu Gute that. An solchen Festtagen lebt' er dann froh und gutes Muthes; und jede Sorge des bekümmerten Weibes wurde mit einem: Gott hilft: zurückgewiesen. Waren aber die Festtage vorüber, dann war er doppelt emsig, um dem Kaufmann das Geborgte so bald als möglich wieder zu erstatten. Dies bracht' er dann mit demselben Wahlspruch, mit dem er es empfangen hatte, zurück; Gott hilft!

Der Kaufmann, bei aller Gutherzigkeit ein etwas loser Mann, neckte ihn oft wegen dieses seines Wahlspruchs; und fragte ihn: Aber wie? Wenn es nun doch einmal ausbliebe? Aber der Gläubige versetzte mit frommem Ungestüm: Es bleibt nicht aus, denn Gott hilft! — Der Kaufmann beschloß, des Mannes Glauben auf eine schwere Probe zu setzen. Als nun der nächste Feiertag herankam, begab sich der Arme zu seinem reichen Nachbar, um sich wie gewöhnlich, einen kleinen Vorschuß zu erbitten. Allein dieser entschuldigte sich mit unvermutheten Ausgaben, und sagte: Diesmal muß Dir schon Gott helfen, denn ich kann es nicht! — Jener entfernte sich, befremdet, aber nicht im Geringsten bestürzt. Bei seiner Zurückkunft mit leeren Händen, vergoß sein Weib bittere Thränen. Er aber suchte sie zu trösten, und blieb bei seinem Wahlspruche: Gott hilft! —

Der Feiertag kam heran. Beide Eheleute saßen mit ihren Kindern bei einem Kartoffelgerichte zu Tische — da klirrte und brach eine Fensterscheibe, und herein auf den Tisch flog ein todter Papagey, welcher die Eltern eben so sehr in Erstaunen setzte, als er die Kinder erschreckte. Dieser Spuck rührte von Gassenbuben her, welche den Papagey auf der Straße gefunden, und ihren Muthwillen an dem armen Mann auslassen wollten.

Aber der Fall des Papageys auf den Tisch klang wunderlich, und war ähnlich dem dumpfen Klange eines Geldbeutels. Als ihn nun der Hausvater wegnahm, und von allen Seiten betrachtete, da sah er, durch eine beim heftigen Fall entstandne Berstung, ein Schimmern und Flimmern im Leibe des Thieres, wie von Gold und köstlichen Edelsteinen. Er öffnet das Thier, und wer schildert sein und der Seinigen Erstaunen, als dessen Eingeweide einen glänzenden Brillantring und mehrere Dukaten enthielten! — Nun war er plötzlich ein wohlhabender Mann geworden und von seinen und des beschämten Weibes Lippen tönte ein triumphirendes: Gott hilft!

Tags darauf wollte der Kaufmann sich die kleine Schadenfreude machen, zu sehen, wie es mit dem Gottvertrauen des dürftigen Nachbars stehe. Er besuchte ihn selbst, und nahm eine kleine Geldrolle mit, um, wie er einfältig glaubte, dadurch den Glaubensverlust des Armen zu ersetzen. Aber wie überrascht war er nicht, als er mit der neckenden Frage: Wie steht's Nachbar? hat Gott geholfen? in's Zimmer trat, und von des Mannes, des Weibes und selbst der Kinder Lippen ihm die Antwort entgegen kam: Ja, Gott hat geholfen: gepriesen sei sein heiliger Name! — Aber sein Erstaunen sollte noch mehr zunehmen. Denn als der Mann ihm mit lauter Freude die Geschichte des gestrigen Festtags erzählte, da ergab es sich, daß der Papagey, der dem Kaufmann selbst gehörte,

nach Art dieser Thiere den glänzenden Inhalt verschlungen, und wahrscheinlich seinen Tod daran gefunden hatte. Das todte Thier wurde alsdann auf die Straße geworfen, und kam auf die besagte Weise in des armen Mannes Haus.

Da stand der Kaufmann erschüttert vor seinem armen Nachbarn, ergriff dessen Hand, und sagte gerührt: Ja, Gott hilft! Nehmt meinen Glückwunsch zu seiner Hülfe an!

Auch die Geldrolle ließ er auf des Nachbars Tisch zurück.

Der Proselyt.

(Beschluß.)

Aber als die Flitterwochen vorüber waren, und das Paar nun wieder in die gewöhnlichen Lebensverhältnisse trat, da fing man an — und zwar Ida, die von Natur aus etwas auf Geld und Gut hielt, zuerst — von Oheim Hart zu reden, und wie gut es sey, wenn man ihn versöhnen könne. Ferdinand wünschte es vorzugsweise aus Dankbarkeit, Neigung und Hochachtung für den Alten.

So beschloß man denn, einen Versuch zur Annäherung zu machen; aber die Härte des starrsinnigen Eheleindes vernichtete die Ausführung jedes Entwurfes. Ida setzte sich sogar der Gefahr einer Mißhandlung aus, indem sie den alten Herrn auf seinem Spaziergang antrat und anredete. Zwar stutzte er im ersten Augenblick, als die junge schöne Frau, mit dem gewinnenden Antlitz, dem thränenfeuchten Auge und den sanften Flötentönen, bittend zu ihm sprach; eine leichte, milde Bewegung durchflog sein Inneres, aber der Versuch schlug gänzlich fehl, denn sobald sie ihren Namen nannte, sobald er hörte wovon die Rede sey, färbte sich seine Wange dunkelroth, sein Auge funkelte im Grimm hellauf; mit einem kurzen Fluch auf den Lippen und einer Drohung wandte er sich rasch ab, ließ die Weinende stehen, und lief nach Hause, als ob ihm der Kopf brannte.

„Ja, ja, das habe ich gefürchtet, ich kenne den rauhen Mann!“ sprach Ferdinand. „Ohne ein Wunder wird er sich nimmer wieder zu uns neigen, und die Wunder werden immer seltener, in den Lesebibliotheken sogar.“ Er hatte Recht; aber die Natur hat ihre Wunder, die täglich von ihr bewirkt werden und in der Regel die bedeutendsten Folgen haben.

Im Gefolge des Krieges befand sich auch ein bösartiges Nervenfieber, an welchem die halbe Stadt erkrankte. Auch Herr Hart und sein alter Diener Benjamin wurden zugleich davon ergriffen, als Ferdinand seit sechs Monaten ein Ehemann war. Herr Hart ward an einem Tage krank und sein Benjamin am folgenden; da der alte Herr keinen Menschen um sich hatte, so blieb er jetzt auch allein, ohne Wartung, Pflege und Hülfe. Einer seiner unverehelichten Miethsleute, der Geschäfte halber mit ihm zu reden hatte, fand ihn tödtlich krank, ohne Besinnung, ohne Arzt und Wärter. Mitleidsvoll rief er einen Arzt herbei. Dieser forderte begreiflich, der Kranke müsse sorgfältige Bewachung, Aufwartung und Pflege haben. Der Miethsmann wollte diese herbeischaffen, fand aber Niemand, der sich der dringenden Lebensgefahr Preis geben wollte. Da er seinen Wirth nicht hülflos lassen konnte, so fiel es ihm ein, zu Ferdinand zu gehen, ihm den Vorfall anzuzeigen und um Rath und Aushülfe zu fragen.

Ferdinand erschrack bei dieser Nachricht und theilte sie seiner Gattin mit. Ida betrübte die

*

Botschaft nicht minder. Guter Gott!" rief sie, „der alte Mann ist verloren, wenn er allein bleibt; er ist auch dann noch in Gefahr, wenn ein Miethling ohne Theilnahme und innern Beruf sein Krankenwärter wird, und nur verdrossen das thut, was er nothwendig thun muß, um die Bezahlung zu verdienen. Ich will hin zu ihm, will seine Wärterin und Pflegerin werden, und alles thun, was der sorgfältigen Liebe der Verwandtin möglich ist!" —

Ferdinand bat, sie möge sich nicht übereilen; ihr Leben komme theils durch die Anstrengung, theils durch die Ansteckung dabei in Gefahr; doch sie ließ sich nicht abhalten, und da sie durchaus wollte, so leistete der liebende Ehemann ihr Gesellschaft und Unterstützung.

Tag und Nacht saß Ida am Bette des Siechen und merkte auf jede Bewegung desselben; pünktlich befolgte sie die Vorschriften des Arztes und war unermüdet in der Wartung; nur dann, wenn sie ganz erschöpft war, löste Ferdinand auf ein Paar Stunden sie ab. Ihre reinweibliche Güte und Theilnahme stärkte sie in unverdrossener Thätigkeit und Ausdauer, so daß der Arzt sie bewunderte.

Hart war lange ohne Bewußtseyn; endlich kam er wieder zu sich; sein erster Blick fiel auf Ida, die an seinem Lager saß, wie ein Schutzgeist seines Lebens. Es war Mitternacht, das Lämpchen flimmerte matt, die Krankenwärterin beleuchtend; der Strahl der Lampe spiegelte sich in ihren Thränen; sein Kopf war geschwächt; er erkannte sie nicht, aber mit Befremden sah er einen weiblichen Engel an seinem Bette. Nach einigen Tagen erst fing er an, in seiner liebevollen Wärterin Ida zu erkennen. Er sah ihre Mühen, ihre zuvorkommende Theilnahme, ihre Wachsamkeit, und eine sanfte, dankbare Rührung beschlich sein Herz; in diesem war der Weiberhaß nie eingekehrt, sondern nur in seinem Kopf.

Mit jedem Tage stieg seine Hochachtung für Ida, und sie söhnte ihn nach und nach mit dem ganzen weiblichen Geschlechte aus. Es ging rasch mit seiner Genesung, und der Arzt schwur hoch und theuer, daß seine Kunst bei weitem weniger gethan habe zu seiner baldigen Wiederherstellung, als der Eifer und die wohlwollende Liebe der holden Krankenwärterin. Hart hörte es und war davon überzeugt, denn er selbst hatte ja gesehen, gehört und dankbar bewundert.

Er sprach jetzt freundlich zu dem ihn besuchenden Neffen, er drückte erkenntlich seiner Pflegerin die Hand. Zwar scheute er sich lange, von dem Näheren seines Verhältnisses zu reden, aber eben dieses Schweigen war ein Bürge seiner geänderten Meinung über die Frauen, seiner Bekehrung überhaupt.

Sein erster Ausgang erfolgte; Ferdinand und Ida mußten ihn begleiten. Als er zum ersten Male wieder die Wärme der Sonne fühlte und die frische Luft im Freien, in seinem Garten einathmete, ging ihm das Herz auf und sein Auge ward naß von Thränen. Hastig schloß er Ida an sein Herz und sprach: „Tochter, Dir danke ich mein Leben. Dreißig Jahre lang war ich ein Narr, der Dein Geschlecht haßte und die süßesten Freuden des häuslichen Glückes, die ganze Fülle weiblicher Tugend und Liebe entbehrte und verwarf. Wehe mir! die äußere Krankheit mußte erst mein Inneres heilen. Deine Pflege hat mir gezeigt, was ich einbüßte und wie viel Ihr uns seyn könnt. Laß mich den Abend meines Lebens bei Dir verleben. Wäre ich zwanzig Jahre jünger, bei Gott, ich

nähme ein Weib und finge wieder an erst zu leben; aber das ist leider zu spät. Wohlan, als Ehemann kann ich nicht mehr glücklich seyn, laßt es mich als Vater werden; Ihr seyd meine Kinder, meine Erben!"

Das Paar weinte Freudenthränen am Halse des Bekehrten, der schon am folgenden Tage ihr willkommener Hausgenosse ward.

Deutscher Frauenmuth.

Es giebt eine Geschichte, welche sich im Munde der Völker fortpflanzt. Ein jedes Volk, wenn es etwas werth ist, bewahrt in fortschreitenden Sagen, die Ehre seiner Väter und die Schmach seiner Nachbarn.

So werden die deutschen Anwohner des Oberrheins nie die Schrecknisse vergessen, welche Frankreich im Orleanschen Successionskriege über sie gebracht; wie denn überhaupt von keinem andern Lande so viele furchtbare Erschütterungen ausgegangen, als von jenem. Es war im verhängnißvollen Jahre 1689, als die französischen Truppen am Rhein von Paris den Befehl erhielten, die Pfalz mit einem Theil der angrenzenden Landschaften durch Feuer und Schwerdt in eine Wüste zu verwandeln. — Louvois, damals Kriegsminister des allerchristlichsten Königs, hatte den Brandbrief unterzeichnet, freilich ohne Vorwissen seines Herrn, der sich damit begnügte, daß ihn seine Dichter, Redner und Mätressen den Großen nannten. Hätte Louvois in unsrer Zeit gelebt, ohne Zweifel würde er die Marat, Carrier, Lebas, und wie die Urheber der Guillotinaden, Füsiladen und republikanischen Heirathen sonst heißen, weit überboten haben. Seine Befehle fanden getreue Vollzieher. Von Heidelberg aus sandte Melac seine Rotten nach allen Seiten hin, um friedliche Städte und Dörfer zu zerstören, und die wehrlosen Bewohner allen Drangsalen des Lebens Preis zu geben. Bald waren Kreuznach, Oppenheim, Gernsheim, Worms, Mannheim, Frankenthal, Speyer, Ladenburg, Wachenheim, Alzey, Durlach, Pforzheim, Kuppenheim, Ettlingen, Rastadt und hundert andere Orte nebst zahllosen Kirchen, Klöstern, Höfen ꝛc., nur noch rauchende Brandstätten. Von den Bewohnern hatten einige das Beste ihrer beweglichen Habe, die meisten jedoch nur das nackte Leben in die unwirthlichen Gebirge gerettet.

In dem Schlosse zu Baden wohnte damals die Markgräfin Maria Franziska, aus dem Hause Fürstenberg, mit ihrem einzigen unmündigen Sohne. Sie war die Wittwe des Markgrafen Leopold, der sich, neben Stahrenberg und Montecuculi, unsterblichen Ruhm auf der Waffenbahn erworben hatte. Die Franzosen gaben vor, sie seyen gekommen der Fürstinn zum Schutze zu dienen. Unterdessen rissen sie die Mauern der Stadt ein, erbrachen in der Kollegialkirche die Gräber der Fürsten, und streuten ihre Gebeine umher. Auch verhehlten sie nun ihre Absicht nicht mehr. Rings um Baden rauchten Städte und Dörfer. — Man rieth der Markgräfin, sich zu entfernen; doch ihr Muth wankte nicht. „Ich will das Loos der übrigen Einwohner theilen" gab sie hochherzig zur Antwort.

Der Sohn des Kriegsministers Louvois befand sich bei dem Corps zu Baden. Er trat nun vor die Fürstin, mit der Erklärung, Stadt und Schloß würde niedergebrannt werden.

„Ich werde meine Wohnung nicht verlassen, bis die Flammen über mir zusammenschla-

gen" versetzte sie mit zürnendem Solz dem Abgeordneten.

Nicht weit vom Schlosse stand das Nonnenkloster der Frauen zum heiligen Grab. Die Markgräfin hatte es kürzlich erst erbaut, und sich in der Klosterkirche ihre letzte Ruhestätte bereiten lassen. An dieses Kloster wurde jetzt von den Franzosen die Brandfackel angelegt. Bald loderten die Flammen hoch empor — und wälzten sich mit den Rauchwolken über die dazwischenstehenden Häuser vom Kloster auf das Schloß hin. — Bald wirbelte auch Rauch und Feuer um den Hügel empor, auf welchem das Schloß stand. — Alle Wohnungen brannten. — Die meisten Bewohner hatten sich bereits in die benachbarten Wälder gerettet, und in das Geprassel der Gluthen mischte sich furchtbar die Wehklage der Greise und Kinder, die der Zerstörung nur mit schwachen Schritten entfliehen konnten.

Jetzt erst entschloß sich die muthige Fürstin, ihre Wohnung zu verlassen.

In der Hauptkirche zu Baden ist ihr Bildniß in Lebensgröße von der Hand eines unbekannten, aber trefflichen Bildhauers. Sie kniet neben ihrem Gemahl, auf einem Sarkophag, und in der edeln, herrlichen Gestalt erkennt man die Frau von deutschem Muth und Sinn.

---

* Wohlgemeinte Rüge.

Das Glitschen und Fahren mit Schiebschlitten auf den verschiedenen öffentlichen Plätzen unserer Stadt, hat, nachdem der erste Schnee gefallen ist, so sehr überhand genommen, daß fast alle Fußwege, vorzüglich die über die Kirchhöfe führenden, von erwachsenen Personen nicht ohne Gefahr auszugleiten und körperliche Verletzungen zu erhalten, betreten werden können. — Es würde, um mehreren Unglücksfällen vorzubeugen, zweckmäßig seyn, wenn Aeltern und Vorgesetzte ihren Kindern und Zöglingen das Glitschen und Fahren mit Schlitten auf den erwähnten, besuchtesten Plätzen der Stadt ernstlich untersagten, und daß von den resp. Verwaltungen der verschiedenen öffentlichen Plätze die Verfügung getroffen würde: Die über solche führenden Fußsteige mit Sand oder Asche während dieser Jahrszeit bestreuen zu lassen.

Die neueste Glas-Treppe.

Die Cafés und Gewölbe im Palais-Royal zu Paris haben in der Regel noch einen zweiten Stock, und von dem unteren Locale, von dessen Eleganz und Pracht man in Deutschland keinen Begriff hat, führt nach dem oberen Stockwerke innerhalb dieses Locals, gemeiniglich in der Mitte desselben, eine Wendetreppe. Die Construction einer solchen Treppe ist auf den Mittelpunkt berechnet, und muß jeden, der nicht ganz vertraut mit den Gesetzen des Gleichgewichts ist, ihrer leichten luftigen Bauart wegen, in Erstaunen setzen. — In einer Glashandlung, welche die Aufmerksamkeit wenigstens von dem vierten Theile der Stadt, das heißt, von 180,000 Menschen, täglich nach sich zieht und auch diese Aufmerksamkeit verdient, ist nun nicht allein eine solche Treppe angebracht, sondern diese Treppe ist, die Fläche der Stufen abgerechnet, auf welche man treten muß, ganz von Glas in dem reichsten und üppigsten Geschmacke gebaut. Die Stäbe des Gebäudes sind mit starken antiken Verzierungen von Glas geschmückt, und die helle Erleuchtung bei

der Nacht giebt dem Ganzen einen feenartigen Zauber. Als diese Treppe ihr Probestück vor einigen Wochen ablegen mußte, trug sie 42 Personen. Es versteht sich, daß sie durch Eisen unsichtbar verbunden ist, eine Haltung oder Stütze gewahrt man indessen nirgend. Diese Augenweide belustigt jetzt die Pariser sehr. —

Neuer Versuch um Schiffe zu retten.

Ein Herr Tresson hat zu Scheveningen in Holland einen glücklichen Versuch gemacht, Stricke und Lienen, mittelst einer Mörserkugel, ins Meer hinein zu schießen, um verunglückte Schiffe zu retten. Die erste Kugel mit ¼ Pfund Pulver abgeschossen, warf den Strick 1476 Fuß weit. Man wiederholte den Versuch, und der Strick riß nicht ein einziges Mal.

Neues Etablissement.

Ein Gastwirth in Dresden hat sich, neben seinen menschlichen Kunden, auch förmlich auf Hundegäste eingerichtet, und von diesen ungeheuren Zuspruch; denn es giebt viele mitleidige Herzen, die ihren Händlein etwas Gutes gönnen. Die Portion Fleisch und Zugemüse, wie es nun so für einen Hund sich schickt, kostet 6 Pfennige; die Portion Knochen 3 Pfennige; ein großes Schinkenbein 3 Pfennige u. s. w. Der Mann spriset über die Straße und hat auch viele Gäste im Hause. Fremdenhunde werden nicht geschnellt, auch nicht schlechter bedient; denn der Mann handelt nach dem Grundsatze: Was dem einen Hund recht ist, ist dem andern billig.

Einladung zu Tanzübungen.

Ein Tanzlehrer in Aalborg ladet zu Tanzübungen, einmal wöchentlich, aber auf die Bedingung ein, daß die Damen ohne Schnürleiber kommen, weil er sie sonst, um ihrer Gesundheit willen, auf keinen Fall tanzen lassen werde.

(Verdient Nachahmung!)

* Anfrage, das Theater betreffend.

Woher mag es kommen: daß der neue Abonnements-Plan zur Begründung des hiesigen Theaters, so wenig lebhafte Theilnahme und rege Unterstützung findet? —

Durch eine gründliche Beantwortung dieser Anfrage in diesen Blättern würde man sehr verpflichten mehrere Theaterfreunde.

Alles wird schlechter!

Wenn du stehest im Schiff, dem schnell hinsegelnden, Nordwind
Schwellt das Segel dir an, freudig rauschet das Meer,
Vorwärts eilest du dann in entfernere, herrliche Lande,
Wo dem Granatbaum sich schlingend die Rebe vermählt;
Aber die Küste bewegt sich zurück mit den ragenden Klippen,
Alles fliehet zurück, Alles hüllt sich in Dunst:
Also, du Guter, wenn weiter du strebst mit männlichem Muthe,
Treu dem innern Beruf, himmlischer Ahnungen voll,
Suchend zu finden dich selbst im ewigen Leben des Geistes,

Und zu bewahren dich selbst in dem verwirrten Gewühl;
Sieh'! dann bildest du dich zu schönerem, edlerem Daseyn,
Schärfer wird dir der Sinn, aber auch reizbar und fein;
Welt und Menschheit verdunkelt sich bald dem gesenketen Blicke,
Und vor'm göttlichen Licht weichet der irdische Glanz;
Bang dann wird dir zu Muth, du verschließest dich, ziehst dich in's Enge,
Heimliche Klagen allein senkend dem einsamen Hain.
Doch erkenne den Wahn! Es bleibt des Segelnden Küste,
Sey's erblühend im Lenz, sey's vom Winter gedrückt,
Völker und Staaten vergeh'n, es bleibt die Würde der Menschheit,
Ja sie bleibet, und siegt selbst in dem schwierigsten Kampf.

---

* Das Röschen.

Erinnerung an

o — o o — o — o
o — o o — o —
— o — o o — o
— o — o o

Sanft lächelt dein Purpur, Röschen
Und sanft mir dein junges Grün!
Schüchtern birgst du die Reize
Deines keuschen Schoos's! —

So lächelt das Mädchen, welches
Mir freundlich dich Röschen brach;
Sanft erröthend dem Auge
Des Empfahenden,
Dir Mädchen, dir wach' ein Seraph!
Dich Röschen — Ihr schönes Bild —
Pflege liebend der Blumen
Holder Genius.

Sch..... aus F....

Fresco Anekdoten.

(Aus dem Leben gegriffen.)

Bei der letzten Sonnenfinsterniß fragte eine Frau ihre Magd, ob sie sie auch gesehen habe. die Magd antwortete mit: Nein! — Aber die vor drei Jahren hast Du doch gesehen? fragte die Frau wieder, und die Magd entgegnete sehr naiv: „Ich habe sie auch nicht gesehen; denn damals war ich noch nicht in Wien."

„Ist das der Kirchhof?" so fragte ich in der Vorstadt von **, da mich die hohe Mauer und die verfallene Kapelle zweifelhaft ließen. „Nein, war die Antwort: es ist der Gottes Acker!"

Homonyme.

Wer's thut — ist das nicht wunderbar —
Stellt schwarz nur Welt und Menschen dar.
Dem, der es leidet, wird gar heiß,
Und bunt oft, was erst noch so weiß.
Wer's thut — übt eine schöne Kunst —
Wer's leidet, spräche gern: Mit Gunst!
Ich danke schönstens für die Kunst —
Wer's thut, kann Ehr' und Geld erwerben,
Wer's leidet, wohl vor Schmerzen sterben. —

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 96.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 30. November 1820.

Kapitain Price und sein Sohn.

Bei der Einnahme von Isle de France im Jahre 1810, durch die Engländer, war das englische Schiff, Cornwallis, dem Feuer der französischen Land-Batterie stark ausgesetzt. Es wurde durch Kapitän Price befehligt, der mit wahrem brittischem Muthe sich überall zeigte, wo die Gefahr am größten war, und mit beispielloser Kaltblütigkeit seine Befehle ertheilte. Ich befand mich mit 250 Landtruppen auf diesem Schiffe, und mein Dienst erforderte meine Gegenwart auf dem Verdecke. Hier war die Gefahr, weil die Kanonen der zwei Landbatterien auf diesen Punkt gerichtet waren, am gefährlichsten. Schon lagen hier an 50 Mann See- und Landsoldaten hingestreckt, der Kapitain stand oben in der Mitte des Verdecks, kaum drei Schritte von mir, als sein Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling von 19 Jahren, dritter Lieutenant des Schiffes zu seinem Vater von dem Vordertheile des Schiffs her eilte, um Befehle einzuholen, als plötzlich eine Kugel den Vater und den Sohn niederwarf, dem Vater war das linke, dem Sohn das rechte Bein zerschmettert. Ich sprang zu Hülfe. „In der That, Freund, rief mir der Kapitain zu, dieß war ein grausamer Schuß, er schmetterte Vater und Sohn darnieder.“ Mein Herz war zu voll für eine Antwort, ich befahl beide hinunter zum Schiffarzte zu tragen; und folgte, nachdem ich dem ersten Lieutnant das Kommando übertragen hatte, denn auch ich war am Arme durch einen Splitter verwundet.

Der Kapitain wurde zuerst hinuntergebracht, und sagte hier zum Wundarzte: mein Sohn William ist schwer verwundet, ich bitte euch ihn zuerst zu verbinden. Jetzt kam der Jüngling, Thränen entstürzten seinen Augen, nicht wegen seiner Schmerzen, sondern wegen der Leiden seines Vaters. Der Wundarzt wollte ihn zuerst verbinden, indem er sagte, die Wunde des Ka-

pitains sey nicht so gefährlich, als die seinige; allein er weigerte sich mit aller Gewalt; als sein Vater, dessen Bein nur noch an der Haut hing, verbunden war, wieß der Jüngling auf einen Matrosen; und sagte: Mstr. Powel; erst helfen Sie diesem armen Mann, der hier neben mir so schmerzvoll jammert. Der Arzt sagte ihm, dieser sey bereits verbunden, und nun ließ er erst Hand an sich legen. Wird es wohl über dem Gelenke abgenommen werden müssen? fragte er dem Arzt. Dieser bejahete es. — Gott! Gott! rief er, gieb mir in dieser Lage Kraft, daß ich meines Vaters würdig werde. Nun bin ich gefaßt. Und ohne einen Laut von sich zu geben, wurde die schmerzliche Operation an ihm vollendet.

Den Abend ging noch Isle de France über, und Beide wurden ans Land gebracht. Die erste Woche schien es, daß Beide ihr Leben behalten sollten, allein am 9ten Tage verschwand alle Hoffnung. Ich besuchte sie täglich. Nur einmal sprach der Vater von seinem Sohne, und fragte mich: was macht mein William? Wie lange wird er in der Ungewißheit zwischen Leben und Tod verweilen müssen? Meine Antwort war, daß ich von dem Staabsarzte erfahren, daß, wenn der Lieutenant den 15. Tag nach der Operation überlebte, er sicher ganz genesen würde. Gott gebe es, sein Wille geschehe; sagte der Vater. Am 13ten Tage starb der Sohn. zwei Stunden vor seinem Tode, erhielt ich noch von ihm ein Billet mit Bleistift geschrieben, folgenden Inhalts: „Wenn keine Dienstgeschäfte Sie abhalten; so eilen Sie zu mir, ich fühle meinen Tod, und kann nicht ruhig sterben, ohne Gewißheit über das Schicksal meines Vaters zu haben. Erfüllen Sie diese Bitte ihrem sterbenden Freunde.

W. P.

Ich eilte sogleich zu ihm. Er erkannte mich noch, drückte meine Hand, und fragte: Ist er todt? — Wer? — Mein Vater. — Mein Lieber! nicht einmal mehr in Gefahr, fast ganz wohl. — Ich danke dir Gott! rief der edle Jüngling: erhalte noch lange meinen theuern Vater, segne den König und mein Vaterland. Gern hab' ich mein Leben geopfert. Dieses waren seine letzten Worte, wenige Augenblicke nachher entfloh seine edle Seele ihrem Körper in meinen Armen.

Am Abend kam ich zum Vatrr. — Wohl Freund! was macht mein braver Junge? — Mein Stillschweigen sagte ihm die Wahrheit. — Er weinte, drückte meine Hand, und bat mich, ihn eine halbe Stunde allein zu lassen. — Ich kam zurück, er schien völlig beruhigt. — Als ich von ihm schied, sagte er ganz kaltblütig und sanft: Morgen sehe ich meinen William, er war Ihr Freund, ich will ihn grüßen. Machen Sie, daß ich an seiner Seite begraben werde. Ich versprach es ihm. Nun sind alle meine Wünsche erfüllt, sprach er weiter; an der Seite meines Sohnes, bald bei den Meinigen, gestorben für mein Vaterland, was kann ein wahrer Britte mehr verlangen. Am andern Morgen war auch er nicht mehr.

Eine edle That deutscher Krieger in Spanien.

In einem Städtchen an den Ufern des Tajo, das, wie es der Kriegswechsel fügte, bald den Franzosen, bald den Spaniern gehörte, wurde auf Zureden, vielleicht auch auf Drohungen der letztern, ein deutsches Piquet von 21 Mann der darmstädtischen Hülfstruppen ermordet. Nur einer entkam, und benachrichtigte

den kommandirenden französischen General von der Greuelscene.

Sie forderte Rache, blutige Rache des Beispiels wegen. Sogleich wurde der badische Hauptmann v. H****** mit einem Detaschement seiner Deutschen beordert, die Stadt zu umringen, niederzubrennen, und in einen Steinhaufen zu verwandeln. Die Bewohner sollten eingeschlossen bleiben, und in unthätiger Verzweiflung all ihre Habe von den Flammen verzehren sehen.

In den ersten Aufwallungen seines gerechten Unmuths versprach sich der Kommandirende den besten Erfolg von seiner Verfügung; denn Deutsche waren ausgeschickt, den schmählichen Tod ihrer Brüder zu rächen, und ihr Anführer war längst als einer der tapfersten und muthvollsten Offiziere der ganzen Armee bekannt. Aber Hauptmann H****** ist noch mehr — er ist auch Mensch. — Mit Grausen erfüllt jener Auftrag sein edles Herz; doch ablehnen konnte und wollte er ihn nicht. Das nahe schreckliche Schicksal so vieler Unglücklichen, und gewiß auch größtentheils unschuldigen Menschen ergreift seine junge männliche Brust. Schon sieht er die Stadt in Flammen auflodern, hört schon das Kloggeschrey der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden! — Er sieht und hört nur die Gebilde seiner Einbildungskraft. — Doch entworfen ist auch schon sein Plan — genommen sein Entschluß.

Noch in später Nacht giebt er seinem Korps Befehl zum Aufbruch. Der Weg führt an einem Kloster vorbei, unfern der bedrohten Stadt. Das kluge und menschenfreundliche Benehmen des Priors und aller Geistlichen gegen Freunde und Feinde hatte ihnen Schutz und Liebe beyder Theile gewonnen; ja dieses wahrhafte Gotteshaus war selbst zur Freystätte für jeden Flüchtigen erklärt.

Der Hauptmann begehrt Einlaß und eine Unterredung mit dem Prior. Beide sind ihm gewährt; der Vertrauteste seiner Leute begleitet ihn. Nach einer halben Stunde kehrte er zu den Seinigen zurück — aber allein; — der Begleiter entschlüpfte unbemerkt und vermummt durch eine andere Thüre, und gewinnt bald die Unglück erwartende Stadt, der er durch ein Schreiben des Priors als ein Bote des Himmels erschien. Alle Weiber, Kinder und Greise sind eingeladen sich und ihre beste Habe auf dem nächsten Wege zum Kloster zu flüchten. Die Wallfahrt beginnt. Jedes Weib hat ihr Köstlichstes ergriffen. Wer zweifelt daß nicht Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, und andere mit ihren Kleinen auf dem Rücken den Zug eröffnen? — Hier tragen dankbare Söhne ihre kranke Mutter, dort führt eine fromme Tochter den blinden Vater. — Doch wer vermag es, dieß herzerschütternde Schauspiel auszumalen? — Der mitleidige Mond begünstigt die hochbeglückten Waller, und sie gewinnen bald das Kloster, an dessen Thoren sie von dem Prior und seinen Mönchen gastfreundlich empfangen werden.

Mittlerweile hat der wackre Hauptmann seine Leute auf einem andern Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so daß jener Weg zum Kloster offen bleibt.

Er befiehlt den zurückgebliebenen Männern Holz und Stroh außerhalb der Stadt und um dieselbe aufzuthürmen. Es geschieht, und bald lodern von allen Seiten hohe Flammen der anbrechenden Morgenröthe entgegen; aber hinter den Flammen ruhen sicher die verschonten Häuser und Hütten; an Plünderung wird nicht gedacht! — Nach zweistündigem Brande wird

ein Eilbote an den General abgeschickt, um Nachlaß zu bitten. Er kehrt mit dem Befehl zurück, daß die Stadt bis Mittag brennen müsse. — Schleunig wird aller übrige Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers herbeigeschaft, und das Gebälke von einigen öffentlichen Häusern, (die niedergerissen wurden, um doch Ruinen zu hinterlassen) wird zu gleichem Zwecke verbraucht.

Endlich schlägt die zwölfte Stunde, und giebt das Signal zum Abmarsch, der einem wahren Triumphzuge gleicht; denn unter den Tausenden ist auch nicht einer, der andere als Freudenthränen weint! —

Begleitet von den männlichen Einwohnern der Stadt, welche den Soldaten Gewehr und Tornister nachtragen, sie mit ihren Danksagungen und Segenswünschen überschütten, gelangt der bunte, jauchzende Hause zum Kloster. — Die von dem fernen Feuer erschreckten Greise, Weiber und Kinder stürzen ihm mit ängstlichen Fragen entgegen. — Aber bald wird der fürchtende Zweifel zur fröhlichsten Gewißheit, als sie vernahmen, daß der edelmüthige Hauptmann nicht ihr Leben allein, sondern auch ihre Häuser und Hütten gerettet habe. — Sie stürzen vor ihm nieder, sie küssen ihm die Füsse, die Kleider; die Hände; er kann sich der lebhaften Aeusserungen ihres Dankes kaum erwehren.

Da tritt der Prior, ein ehrwürdiger Greis in Silberhaaren ihm entgegen, und alle weichen ehrfurchtsvoll zurück.

— „Edler Jüngling!“ sagte er, „indem er ihn mit zitternden Armen an sein Herz drückt, für deine That ist jeder Lohn zu klein, nur in deinem Busen findest du den würdigen. Auch wir sind arm und besitzen nichts, das wir dir anbieten könnten. — Ich selbst habe nur noch dieses Kreutz von edeln Steinen, das ich als Zeichen meiner Würde auf der Brust trage. Nimm es, laß mich es dir umhängen, nicht als ein Geschenk, sondern als Andenken an die vergangene Nacht. Zwar zieren schon zwei andere Ehrenzeichen, Beweise deines Heldenmuths deine Brust; doch sey dieses dritte, das dir die Menschheit bietet, dir nicht minder werth. Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist! — Aber Segen über jeden Krieger, der fortfährt Mensch zu seyn! Drum komme Gottes reichster Segen über dich, mein Sohn!“ —

Der Hauptmann reißt sich tieferschüttert los, und kehrt mit seiner wackern Schaar ins Lager zurück. Aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens von einem Freunde ins Ohr geraunt wurde, daß der General schon von dem ganzen Vorfall unterrichtet sey. Das ganze Offiziercorps ward von diesem zur Tafel geladen. Der Hauptmann durfte nicht fehlen. Er ging mit männlicher Fassung, und gestärke von dem Bewußtseyn seiner That, einer vielleicht entehrenden Strafe entgegen. Der General empfängt ihn mit hohem Ernst, und winkt ihm in ein Nebenzimmer. Der Hauptmann folgt mit klopfender Brust. Sie sind allein. Der General ergreift seine Hand: blickt ihn mit feuchten Augen eine Weile an, reißt ihn zu sich, umarmt ihn mit Heftigkeit, sagt nichts, als: „Sie verstehen mich!“ und kehrt mit ihm zur Gesellschaft zurück. —

Wer möchte nicht so gefehlt, wer möchte nicht so gestraft haben? — Der Hauptmann, welcher bei seinem schnellen Abmarsche aus dem Vaterlande einige Schulden hinterlassen hatte, schickt seinen Verwandten des Priors Kreuz, und schreibt dazu: „Es ist die einzige Beute, die ich in Spanien machte, und machen werde; ungern trenne ich mich davon; verkauft es, und bezahlt die Schulden.“ Die Familie bezahlte die

wenigen Schulden aber das Kreuz verwahrt sie als einen Familienschatz. — Wer hat einen bessern aufzuweisen? —

Später kam der Hauptmann selbst wieder aus Spanien glücklich zurück, und befindet sich gegenwärtig als Obristlieutenant unter den badischen Truppen.

Charakteristische Züge des Grafen von Visé.

Der Graf von Visé, der als General-Lieutenant der Armee gestorben ist, war in seinen jüngern Jahren im höchsten Grade leichtsinnig. Er genoß als junger Offizier alle Zerstreuungen und Vergnügungen, die Paris darbietet, in vollen Zügen, und schonte dabei weder seinen guten Ruf und seine Gesundheit, noch seine Börse.

Einst war die letztere so erschöpft, daß er nicht so viel besaß, um dem Fiacre, den er täglich gebrauchte, das Fuhrlohn für einen Monat zu bezahlen, und doch sollte er sich zur Armee nach Flandern begeben, wo schon seine Equipage voraufgegangen war, und er auf Geld rechnen konnte. Er machte dem Lohnkutscher den Vorschlag, ihn dahin zu fahren, und versprach ihn bei seiner Ankunft an dem Orte seiner Bestimmung, seine alte Schuld, und jede Stunde, die er unterweges seyn würde, nach der Pariser Fiacretaxe zu bezahlen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und er traf glücklich in diesem sonderbaren Aufzuge bei seinen Waffengefährten ein. Er ließ sich nun sogleich den rückständigen Sold zahlen und befriedigte den Fiacre, um seiner los zu werden.

Nach dem beendigtem Feldzuge zitterte er bei dem Gedanken an die Rückkehr nach Paris. Eine Menge ungestümer Gläubiger harrte dort schon seiner, und er wußte nicht, wie und wann er sie befriedigen sollte. Er fürchtete: daß sie ihre Verfolgungen bis aufs Aeußerste treiben, und er sogar um seine Freiheit kommen würde.

Um diesem Unheile vorzubeugen, benutzte er einen erbetenen und erhaltenen Urlaub und schrieb einen rührenden und reuevollen Brief an seine Aeltern, legte diesem eine Nachweisung seiner Schulden bei, und reisete in die Normandie. Hier begab er sich, unter dem Scheine der höchsten Zerknirschung, als Novize in den Orden de la Troppe, überzeugt, daß man ihn dort nicht weiter verfolgen würde.

Sechs ganze Monate unterwarf er sich mit einer bewundernswürdigen Selbstverläugnung, allen peinlichen Vorschriften dieser strengsten aller Mönchsorden, und ließ sich nur erst wieder in der Welt sehen, als er versichert war, daß sein Schuldenwesen völlig in Ordnung gebracht worden, und bis seine Aeltern, trostlos über einen so verzweifelten Entschluß ihres Sohnes, in dessen Aufrichtigkeit sie keinen Zweifel setzten, ihn die dringendsten Vorstellungen machten, sich ihnen und der Welt wieder zu schenken, und in das Regiment einzutreten, wo sein Platz noch unbesetzt war, da die Aeltern des Grafen es zu verhüten gewußt, daß man bei solchem nichts von des Letzteren Entschlusse, Mönch zu werden, erfuhr und man ihn noch immer auf Urlaub glaubte.

Der Graf begann also wieder seine vorige Laufbahn, und wenn gleich diese freiwillige Zurückgezogenheit von dem Geräusche der großen Welt, der Zerstreuungen einer Stadt wie Paris, und den verführerischen Lockungen seiner lebenslustigen und leichtsinnigen Kriegskameraden, seine Jugendhitze etwas gedämpft hatte, so

schlug er doch nie eine Aufforderung zur Theilnahme an einer lustigen Gesellschaft ab.

Bei einem solchen Feste, auf dem Lande veranstaltet, kam die Rede auf eine große englische Dogge, die das Wirthshaus bewachte, und die an einer Kette liegend, so wüthend sey, daß keiner es wage, sich ihr zu nähern. Der Graf von Visé, der schon einen halben Rausch hatte, machte sich anheischig, den furchtbaren Hund zu bezwingen, ohne von ihm gebissen zu werden, und erbot sich zu einer ansehnlichen Wette. Diese wurde angenommen. „Ich will die Bestie," sagte darauf Visé mit keckem Uebermuthe: „als ein echter Ritter mit gleichen Waffen bekämpfen!"

Er warf nun seine Kleider ab, und ging ganz nackend auf den Hund los. Dieser, erschrocken über einen so ungewöhnlichen Anblick, kroch furchtsam in seine Bucht zurück und wagte nicht den mindesten Widerstand. Der Graf faßte die Dogge darauf in's Genick, zog sie aus der Bucht heraus und führte sie, indem sie sich kriechend schmiegte, zu den Füßen derjenigen, die mit ihm gewettet, und verdrießlich gestehen mußten, daß sie ihre Wette verloren hätten.

Erinnerung.

Das in dem Pariser Constitutionel vom 18. Oktbr. zur Sprache gebrachte Vorhaben, zum Besten der hinterlassenen Witwe Schillers eine Vorstellung der übersetzten Maria Stuart auf den Bühnen Frankreichs zu veranstalten, mahnt uns Deutsche ernstlich an das, was wir dem Andenken des unsterblichen Dichters schuldig sind. — Noch steht dem hochgefeierten kein Monument auf dem Boden seines Vaterlandes! Noch ist weder der zur Zeit von Becker abgegebene, in jeder Hinsicht angemessene Vorschlag, auf den bedeutenderen Bühnen Deutschlands eine Todtenfeier unter Aufführung eines der Meisterwerke des Verewigten zu veranstalten, und mit einem aus dem Ertrage dieser Vorstellungen zu erkaufenden Landgute (unter dem Namen Schillers Ehre) die Hinterbliebenen des Dichters zu belehnen, zur Ausführung gebracht, noch sonst ein anderer Schritt geschehen, das Andenken des Verblichenen auf eine würdige Weise zu ehren! — Referenten ist zwar nicht bekannt, inwiefern die Familie des Dichters der Unterstützung bedürftig ist; Pflicht der Dankbarkeit aber ist es in jedem Falle der Nation, nach deren Veredlung der Dichter in seinen Werken unablässig gestrebt hat, sein Andenken durch ein auf die Nachwelt übergehendes Monument, welches durch die Aufführung des erwähnten Vorschlages am passendsten errichtet würde, zu verewigen. — Schimpf wäre es den Deutschen, wenn ein Nachbarvolk anderer Sprache sie darüber belehren müßte, wie der deutsche Dichter auf eine reelle Weise zu ehren sey; und mit einem ehrenvollen Beispiele in der Ausübung jener Lehre selbst voranginge.

Auf euch, ihr würdigern unter den Dichtern und Gelehrten Deutschlands, hofft die Nation, daß ihr zusammen treten, und auch berathen werdet, wie der zur Unsterblichkeit gelangte Bruder hienieden noch würdig zu ehren sey, damit auch euch dereinst das dankbare Vaterland würdig ehre.

---

* Vorschlag zur Beherzigung.

Unsere Vorfahren haben die Michaelis Ziehezeit in den Freimarkts-Tagen festgesetzt, die Gründe wodurch sie dazu bewogen worden, sind

uns zwar unbekannt, jedoch glauben wir, daß wenn solche zu der Zeit ihren Werth haben mochten, sie jetzt nicht mehr anwendbar sind, denn das Umziehen in den Markttagen ist vielen Schwierigkeiten unterworfen, wovon wir nur einige anführen wollen. Menschen und Wagen sind in den Markttagen mit sonstigen Sachen beschäftigt, daher nicht so leicht wie zu anderer Zeit zu haben. Für Wagen, Schiebkarren und Träger ist der Marktplatz in dieser Zeit gehemmt; es entstehet dadurch in den Nebenstraßen eine stärkere Wanderung. — Der mehreren Fuhrwerke in der Marktzeit und das Treiben der Ochsen nicht mal zu gedenken. — Erfolgt in diesen Straßen ein Umziehen, so werden sie durch Auf- oder Abladung von Mobilien oft mehrere Stunden gesperrt, und Viele in ihren Geschäften gestört und aufgehalten. Für Leute, die unmittelbar am Markte wohnen, oder auf demselben ausstehen, ist das Umziehen in den Markttagen fast unmöglich. Viele Familien sind mit Einschlachten, oder Einkäufen des Wintervorraths beschäftigt. Auch ist das Aufbringen der Feurung bequemer vor, als nach den Markttagen u. s. w. Es scheint aus diesen Gründen, daß man keine unbequemere Zeit zur Ziehung habe wählen können als grade die Markttage. Wir glauben, allen unsern Mitbürgern würde es angenehm seyn, wenn es beliebt würde, andere Tage zu der Fahrelzeit auszusetzen, etwa die erste Mittwoche im October. Damit nun die osterliche Ziehezeit, welche bald mehr, bald weniger als ein halbes Jahr von der Ziehezeit um Michaelis entfernt ist, diesem Schwanken zu überheben, könnte man sie auf die erste Mittwoche im April verlegen.

---

* Anecdote.

Ein Doctor und Professor der Taschenspielerei zeigte unter andern auch, daß er jemand den Kopf abnehmen, und wieder aufsetzen könne. Wenn er den Kopf abgeschnitten hatte, lag der Ohne-Kopf auf einem Tische, und jeder aus der Gesellschaft konnte hingehen, um sich zu überzeugen, daß der Körper ohne Kopf da lag. Einst war auch ein Bauer hinzugetreten, um zu sehen, ob der Enthauptete wirklich todt sey. Er heftete seine Augen starr auf den vermeintlichen Todten und indem andere aus der Gesellschaft des Enthaupteten Puls untersuchten, ob er schlage oder nicht, nahm der Bauer eine Stecknadel und stieß sie dem Daliegenden in die Lende. Dieser Stich hatte die unerwartete Wirkung, daß der Todte mit den Worten: Au! Au! aufsprang den falschen Hals abschüttelte und davon lief.

---

* Anfrage.

Woher entsteht es, daß die strengsten Winter fast alle 4 Jahre wiederkehren? gewöhnlich fallen sie in den Schaltjahren.

---

* Ein dauerhafter Ofenkitt.

Von verschiedenen Leuten hören wir Klagen, daß ihre Oefen Rauch durchlassen, und daß mit Verschmieren nichts dagegen auszurichten sey, indem der Thon, Lehm oder Kalk, der dazu gebraucht wurde, gleich wieder ausfalle, wenn eingeheitzt würde. Wahr ist es, Kalk taugt gar nicht zu Ofenkitt, Thon oder Lehm ist zwar besser, allein überhaupt nicht dauerhaft genug, denn durch das Trocknen ziehen sich die Materialien zusammen und es entstehen Risse, die größer oder kleiner sind, je nachdem das Trock-

nen schneller oder langsamer erfolgt. Oefen im Sommer mit diesen Materialien aufgesetzt, verrichten einigermaßen im Winter ihre Dienste. Allein im Winter sind diese Materialien fast gänzlich dazu unbrauchbar. Wir sind der Meinung: daß es uns viele unserer Leser danken werden, wenn wir Ihnen die Zubereituug eines Kitts lehren, der dauerhaft und fest ist, und mit dem die Fugen eines Ofen verklebt werden können, er sey heiß oder kalt. — In heißem Wasser löset man so viel Salz auf, als sich darin auflösen läßt, rühret dann Asche darin, daß es zu einem Teige wird, und gebraucht diesen sogleich.

---

* Auflösung des Räthsels in Nro. 92.

An A. Daeves.

Du nennst mich „Held!“ — Hab Dank für diese Ehre;
Doch auch auf Heldenproben stellst Du mich.
O! daß ich das, was Du mich spottest, wäre;
Dann löste Dein Räthsel leichter ich.

Doch frisch daran! — ich weiß die öde Stelle,
An der sich Keiner gern der Ruhe pflegt,
Wohin des Lebens rastlos wilde Welle
Der Menschheit Hefen — doch auch Edle — trägt.

Riß mancher nicht mit heilgem Freiheitstriebe
Sich aus der Seinen freundlich stillem Schooß
Für's Vaterland? — was lohnte seine Liebe?
Fiel ihm nicht oft nur des Verbrechers Loos?

O! laß michs klagen, wie fürs Vaterlande
Sie einst benetzte vieler Hessen Blut. —
Zereissen wollten sie Despoten-Bande
Und ach! der Rabenstein*) lohnt' ihren Muth.

*) In Rabenstein liegt:
1. Banner. 2. Stier. 3. Nest. 4. Reben. 5. Birne. 6. Rest. 7. Niere. 8. Bein. 9. Ente.

Doch nun heraus! ich schlage nicht Chamade,
So lange ich dir noch vergelten kann;
Drum rathe Du auch folgende Charade
Und fang den Kampf, erglüht, von neuem an.

---

* Charade.

Es steht vor dir mit ernsten Mienen
Ein finst'rer Mann aus alter Zeit,
Dem alle Elemente dienen,
Der höhern Wesen selbst gebeut.
Dem Kopfe fehlt's an allen Farben,
Du siehst ihn, wo kein Strahl blinkt, doch
Und wem des Auges Lichter starben,
Der sieht dies Haupt mit Kummer noch.
Der Rumpf des Mannes leiht dem Schönen
Gern alle seine Lebenskraft,
Er lebt in Bildern, lebt in Tönen,
Die seine Phantasie ihm schafft.
Gewiß wirst du den Alten kennen
Und in drei Sylben mir ihn nennen.

Rinteln. Karl Daeves.

Auflösung der Homonyme in Nro. 95.

Tuschen.

---

10. Braten. 11. Besen. 12. Bart. 13. Rasen. 14. Sinn. 15. Bernstein. 16. Breite (?) 17 Bern. 18. Brest. 19. Nase. 20. Este. 21. Stab. 22. Sterben. 23. Ja. 42 Nein. 25 Rinne. 26. Rast. 27. Asien. 28. Beten 29. Rente. 30. Nie. 31. Narbe. 32. Eis. 33. Tanne. 34. Ast. 35. Seine. 36. Sina. 37. Trab. 38. Ernst. Außerdem noch: Bast, Wester, Eisen, Rabe, Barbe. ꝛc.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 97.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 3. December 1820.

* Bremen geschildert von einem Engländer.

Vorwort.

Folgende Schilderung Bremens von einem englischen Reisenden ist aus dem vor einiger Zeit erschienenen Werke:

Travels in the North of Germany, etct. by Thomas Hodgskin, Esq. 2 Vol. Edinburgh 1820.

entlehnt. Es ist immer interessant, das Urtheil eines Fremden, zumal eines Nichtdeutschen, über seine Vaterstadt zu vernehmen, und wir geben daher die nachstehende Schilderung in einer treuen Uebersetzung, ohne uns bei der Widerlegung der von selbst in die Augen fallenden Irrthümer und Unrichtigkeiten, die sich dieser Reisende in seinem oft oberflächlichen Urtheile zu Schulden kommen läßt, aufhalten zu wollen.

Wir bemerken nur noch, daß der Verfasser, der den größten Theil Deutschlands zu Fuße bereisete, den 14 Junius 1818 in Bremen eintraf.

In unserer Stadt ist nichts sehenswürdig, sagte ein ältlicher Bremer Kaufmann, als unser öffentlicher Spaziergang, unser Museum und unser Rathskeller. Ich hatte mit großem Vergnügen auf dem erstern mich schon herumgetrieben, ich hatte bereits in dem letztern Wein getrunken, aber die Bekanntschaft des andern verdankte ich jenem Manne.

Bremen ist an beiden Ufern der Weser gebaut, und die beiden Theile sind durch eine hölzerne Brücke verbunden. Der größere Theil der Stadt liegt indessen am rechten Ufer, und um diesen Theil hat man den öffentlichen Spaziergang angelegt. Die ganze Länge des ehemaligen Walls ist mit Bäumen bepflanzt, und die Aussenwerke sind abgetragen und mit

Jasminen, Geisblatt und Rosen geschmückt. Lauben, Boskets, kleine Wäldchen und Gebüsche von wohlriechenden Stauden, sind jetzt die einzigen Schildwachen. Die Bastionen, die einst mögen mit Kanonen gedroht haben, lächeln jetzt mit schönen Blumen; die Brustwehr ist ein schattiger Hain geworden und der ehemalige Graben ist jetzt ein hübscher kleiner See, der Aufenthalt stattlicher Schwäne. Bald grade laufende, bald sich schlängelnde Wege findet man sowohl oben und an den Seiten als unten im Grunde des Walls. An dem unteren Theile der Stadt endet der Spaziergang mit einer Anhöhe, die eben so hübsch angelegt und mit Bäumen bepflanzt ist. Von hieraus hat man eine reizende Aussicht auf die Weser, die Stadt und das ganze umliegende Land. Dafür, daß er so ganz nahe eine weitläuftige Stadt umgiebt, ist es ein äußerst geschmackvoller öffentlicher Spaziergang. Die Natur that nichts dafür, man verdankt seine Schönheiten dem ehemaligen Walle, der zur Vertheidigung aufgeworfen war, und dem guten Geschmack der Einwohner. Er ist bewunderungswürdig darauf berechnet, um sowohl ihre Gesundheit, als ihr Vergnügen zu befördern, und ist ein Beweis, daß ein gesunder Sinn und ein guter Geschmack eben sowohl in den kleineren Handelsstädten des Nordens, als in den Hauptstädten des Südens angetroffen werden. In dem flachen Lande, gleich ausserhalb des Spaziergangs, sind viele Wirthshäuser und Kegelbahnen, (Kegel Bahns) die dem Deutschen theuer seyn müssen, denn sie verbringen dort manche ruhige und glückliche Stunde.

Der Rathskeller ist berühmt wegen einer großen Menge der besten Sorten von Rheinweinen, die er enthält. Jeder Fremde, der Bremen besucht, thut sich mit dem besten Hochheimer oder Johannisberger gütlich; die Einwohner ziehen indeß französische Weine vor.

Das Museum ist nicht eine von solchen Schmetterlingssammlungen, denen man oft jenen Namen giebt, sondern es ist ein Klubb der Einwohner, ganz so, wie ich erwähnte, daß er in Hamburg sey. Aehnliche befinden sich in allen großen Städten Deutschlands. Der Kaufmann, der es mir beschrieb, hielt es bloß wegen der Annehmlichkeit der Zimmer und wegen der Menge von Zeitungen und Lesern, die man immer dort findet, merkwürdig. Er gab zu, daß es nicht so glänzend sey, wie die Börsenhalle in Hamburg. Diese Klubbs verdienen als ein Beweis der Geselligkeit bemerkt zu werden, die einen Zug des deutschen Charakters ausmachen, und welche, wie ich glaube, selten gehörig gewürdigt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Große Folgen einer Kleinigkeit.

Daß Kleines oft große Folgen hat, beweiset hinlänglich diese Geschichte. Ein Paar Handschuhe der Herzogin von Marlborough kosteten vielen Tausenden das Leben, brachten England und mit ihm halb Europa in Gährung. Ein, dem schönen Knie entflohenes Strumpfband einer englischen Dame stiftete den größten Orden Englands. Ein Bon mot brachte Voltairen in die Bastille; und das Verlangen einer schönen Jüdin in ihrer Schwangerschaft, war die Ursache, daß das ehemalige Corps zu St. Domingo im Jahre 1797 freien Abzug nach Jamaica erhielt, anstatt sich an den Neger-General Toussaint Louverture gefangen geben zu müssen. Da dieser Vorfall wenig oder gar nicht in Deutschland bekannt wurde, so werde ich denselben, als Augenzeuge meinen Le-

sern hiemit übergeben; besonders da jetzt St. Domingo eine Epoche in der neuern Geschichte macht.

Isaac Levi, ein junger Israelite, war der Sohn armer Eltern in der Gegend von Hamburg. In seinem zwanzigsten Jahre reiste derselbe, um einen reichen Onkel mütterlicher Seite zu beerben, der sich auf dem französischen Antheil der Insel St. Domingo niedergelassen hatte, dahin ab. Er fand den Onkel bereits im Grabe, und dessen Vermögen in den Händen fremder Erben, welche ihm aus Großmuth einige Thaler zuwarfen, die nicht einmal zur Rückreise nach seinem Vaterlande hinlänglich waren. Ein anderer an Levis Stelle würde durch diesen, alle schönen Hoffnungen der Zukunft zerstörenden Schlag, kleinmüthig geworden seyn. Nicht so Levi. Er hatte noch gesunde Arme, und liebte, mehr als gewöhnlich seine Religionsverwandten, die Arbeit.

Er kaufte sich von seiner Baarschaft einen Esel, und schaffte mit Hülfe desselben frisches Trinkwasser nach einigen Pflanzungen in der Nähe von Jeromie, die an diesem nothwendigen Bedürfnisse Mangel litten. Er scheute nicht die Hitze des dortigen Klimas und war in seinem Geschäfte unermüdet; in Jahr und Tag sah er sich im Besitze von drei Eseln und eines Sclaven, und trieb nun sein Geschäft ins Größere. — Seine Thätigkeit und seine Treue erweckten bald die Aufmerksamkeit eines reichen Pflanzers, dem er ebenfalls Wasser lieferte; dieser trug ihm die Stelle eines Oberaufsehers der Sclaven mit einem guten Gehalte an, und Levi ergriff mit Freuden dieses Anerbieten. Durch sein menschenfreundliches Betragen gewann er bald die Liebe und das Zutrauen seiner Untergebenen, und durch seine Treue völlig das Wohlwollen seines Herrn; der ihn nach fünf Jahren damit belohnte, daß er ihm für einen höchst billigen Preis, eine kleine Pflanzung überließ.

Nun war Levi selbst Pflanzer. Der Handlungstrieb, besonders den Israeliten eigen, erwachte nun wieder in ihm, und er nahm Theil an einer beträchtlichen Handlung in Jeromie. Auch hier verließ ihn das Glück nicht, und nach einem zwanzigjährigen Aufenthalte in St. Domingo sah sich Levi Herr einer halben Million.

Jetzt, vierzig Jahre alt, fiel es ihm ein, daß es nicht gut sey, wenn der Mensch allein lebe. Die schöne Sara, eine junge 19jährige Jüdin wurde bald die Gattin des reichen Levi. Sara war das einzige Kind ihrer Eltern, und so erzogen, als diese gewöhnlich zu seyn pflegen. Levi, der sein Weib allzusehr liebte, sich in ihrem Besitze höchst glücklich pries, war nicht der Mann, der die mannichfaltigen Launen seiner Gattin zu hintertreiben verstand, im Gegentheil was nur Lieb-Särchen verlangte, was ihr einfiel, mußte geschafft und erfüllt werden. Jetzt befand sie sich in gesegneten Umständen; wäre es möglich gewesen, so würde die Liebe Levis zu ihr noch stärker geworden seyn, da er nun bald Vater werden sollte. Je weiter sie in ihrer Schwangerschaft vorrückte, desto häufiger wurden ihre Launen, desto größer und mannigfaltiger ihre Wünsche. Jenen wurde mit großer Geduld nachgesehen, und diese alle schleunigst erfüllt. Eines Tages fiel ihre Lust auf englischen Käse. Kaum war das Verlangte ihren Lippen entronnen, als auch sogleich mehrere Boten nach Jeromie, Mole und Mirbalaix gesandt wurden, um es herbeizuschaffen. Allein alle kamen leer zurück, in keinem Orte war auch nur die Rinde eines englischen Käses zu finden. Dieß war der erste Wunsch Särchens, der nicht schien erfüllt werden zu können. Sie gebehrdete sich wie ein verzo-

genes Kind, schmollte, weinte, und sagte: dieß würde ihren und des Kindes Tod, das unter ihrem Herzen lebte, gewiß bewirken. — Herr Levi wollte verzweifeln. Endlich fiel ihm ein, daß wohl im englischen Lager ein englischer Käse zu finden seyn dürfte. Allein wie war dahin zu kommen? Das englische Lager war sechs Meilen von seiner Plantage entfernt; Toussaint, der Neger General, hatte die Engländer zurückgedrängt, und herrschte nun in der Gegend, wo Levi lebte; wie konnte dieser durch die Vorposten der Neger das englische Lager erreichen? Es schien eine Unmöglichkeit. Aber was ist der Liebe nicht möglich. Du sollst englischen Käse haben, lieb Särchen! rief Levi, und ließ sein Pferd satteln. Er ritt zum Hauptquartier des Generals Toussaint, trat vor diesen und brachte seine Bitte vor, daß ihm erlaubt werden möchte, in das englische Lager zu reiten, indem er mit Thränen die Leiden seines Weibes erzählte. Toussaint dachte einige Augenblicke über des Juden Begehren nach; und sagte endlich: Ja, ich will dir die Erlaubniß geben, auch dich mit einem Passe versehen, aber nur unter folgender Bedingung: Du nimmst einen Menschen, den ich dir mitgeben will, als deinen Diener mit dir; sagst du aber im englischen Lager, daß der Mann von mir geschickt sey, so brennt deine Plantage und du wirst gepfählt, sobald ich deiner habhaft werde. Levi ging es ein, ein Paß wurde ihm sogleich ausgefertigt, und ein Neger erschien zu Pferde, ihm als seinen Diener zu begleiten. Nun ging es im vollen Trabe dem englischen Lager zu; dort hatte Levi einen Bekannten, der Quartiermeister war, bei diesem hoffte er sicher das zu erhalten, nach welchem sein Weibchen sich so sehr sehnte. Er kam an, der Quartiermeister bewillkommte seinen Freund und da er dessen Begehren erfuhr, so überlieferte er ihm sogleich einen ganzen Chester Käse, den Levi seinen Diener zum besten Aufbewahren anempfahl; sogleich wollte er zurückeilen, allein sein Pferd war ermüdet, folglich mußten einige Stunden verweilt werden; unter dieser Zeit wurde Levi von seinem Freunde bestens bewirthet, und der verkappte Diener sah sich im Lager um. Endlich konnte Levi die Ungeduld sein Särchen zu sehen, und ihr den Chester Käse zu überreichen nicht länger beschwichtigen; er rief seinen Diener, der von seiner Wanderung zurückgekommen war, die Pferde zu satteln, und verließ das Lager.

Halt! rief ihm der letzte Vorposten zu. Levi hielt und reichte seinen Paß, der im englischen Lager visirt war, dem Commandanten des Postens.

Gut, sagte der Offizier, passirt; aber was hat denn hier euer Diener auf seinem Pferde? Nur einen Käs, Herr Lieutenant; antwortete Levi. Zeigt her, sagte Jener, und griff nach dem in einem Tuche eingewickelten, Käse. Er entfaltete das Tuch, es war ein Käse. Schon wollte er denselben zurückgeben, als ihm ein Einschnitt in die Augen fiel, er sah genauer nach und ein Stück des Käses fiel heraus, und in dessen Innerem zeigte sich ein Papier, er ergriff dieses; und sieh! es war ein gut gezeichneter Plan des englischen Lagers, seiner Lage und seiner Stärke. — Spionen! rief der Offizier, und Levi wurde nebst seinem Diener sogleich von den Pferden gerissen, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden, und mit dem Troste, daß sie hängen müßten, zu dem englischen kommandirenden Offizier mit dem Corpus delicti zurückgeschickt. Vor diesem betheuerte Levi seine Unschuld und rief seinen Freund, den Quartiermeister zum Zeugen auf; dieser gab ihm auch gerne das Zeugniß, daß Levi wirklich zu dumm

zu einem Spion sey; da nun der General von diesem die wahre Sache in Betreff des falschen Dieners erfuhr, und dieser bald als ein feindlicher Ingenieur-Offizier erkannt wurde so ward Levi zwar seines Arrestes entlassen, aber dennoch im Lager zurückbehalten; der Ingenieur aber ohne weiteres im Angesicht des Feindes aufgeknüpft. General Toussaint, der dieses bald erfuhr, und Levi als einen Verräther betrachtete, hielt Wort, noch am nämlichen Tage brannte die Wohnung Levis, nachdem sie vorher geplündert worden war; und Sara, im neunten Monate schwanger, fand unter den Mißhandlungen der rohen Neger ihren Tod. Dieß alles wurde dem armen Levi hinterbracht. Man denke sich dessen Lage, sein geliebtes Weib, und all sein Vermögen auf eine so schreckliche Art zu verlieren. Er erkrankte, lag lange bewußtlos und schien ein Opfer seines Schmerzes zu werden.

Toussaint hatte nichts weniger im Sinne gehabt, als das schwache englische Corps völlig aufzureiben, und daher den wahren Zustand desselben zu wissen verlangt; da ihm dieses aber mißlang nahm er endlich die Unterhandlung des englischen Generals an, die darin bestand: daß ihm ohne alle Hinderniß mit dem ganzen Corps nach Port aux Prinzes zu marschieren, und sich mit demselben von da nach Jamaica überzuschiffen, erlaubt sey. Nie würde Toussaint dieses eingegangen seyn, wenn er die wahre Schwäche und den traurigen Zustand jenes Corps erfahren hätte. Den armen Levi hatte er bei der Unterhandlung vergessen, dieser wurde da er etwas genesen war, von den Engländern mit nach Jamaica genommen, wo er nur noch kurze Zeit lebte. Sein Herz war gebrochen.

Ueber die Entstehung und Beschaffenheit des Eises im Polar-Meere.

(Aus dem Englischen.)

Wenn die fortdauernde Wirkung der Sonnenstrahlen endlich die große Eismasse geschmolzen hat, entsteht eine kurze Zeit der Wärme. Nach wenigen Wochen aber, wo die Sonne nur schiefe und schwache Strahlen schickt, beginnt der Frost von Neuem. Schon im August schneit es wieder, und vor dem October ist der Boden 2 bis 3 Fuß dick mit Schnee bedeckt. Längs der Küsten und Baien wird das frische Wasser, das aus Bächen herbei fließt, oder von älteren Schneemassen losgethaut ist, schnell in festes Eis verwandelt. So wie die Kälte zunimmt, senkt sich die Feuchtigkeit der Luft nieder, als Nebel, der wie feines Spinngewebe oder wie Eiszacken friert, sich durch die ganze Atmosphäre verbreitet, so fein, daß er die Haut reizt und wund macht. An alle vorspringende Landspitzen hängt sich Eis in seltsamen Gestalten an. Die ganze Oberfläche der See dampft wie ein Kalkofen, eine Erscheinung, die man den Frostrauch nennt, welcher entsteht wie überall die Dämpfe, weil das Wasser wärmer, als die, auf demselben liegende Luftschichte ist. Endlich zerstreut sich der Nebel, die Luft wird heller, da die obere Wasserschichte des Meeres einen gleichen Grad von Kälte erlangt hat. Die ganze Oberfläche überzieht sich mit Eis, das oft in einer Nacht einen Zoll dick friert. Die Dunkelheit eines langen Winters verbreitet sich undurchdringlich über das gefrorne Land, wenn nicht zuweilen der Mond *) sein mattes

*) Alle 14 Tage ist Mondschein bei halb erleuchteter Scheibe. In der übrigen Zeit vertreten die hellen nördlichen Sternbilder die Stelle jenes leuchtenden Weltkörpers, wozu noch häufige Nordscheine kommen.

Licht verbreitet, um die Schrecknisse und Verödung der Scene zu beleuchten. Die elenden Bewohner Grönlands und der übrigen Küsten des Eismeers, mit Bärenfellen bedeckt, bleiben in ihren Hütten eingemauert, wo sie jede Ritze sorgfältig gegen die Kälte verstopfen. Um den Ofen oder die Lampe kauernd, suchen sie die langweilige Nacht zu verträumen. Ihre kümmerlichen Vorräthe von Lebensbedürfnissen, die sie in demselben Raume aufbewahren, sind oft so hart gefroren, daß man sie mit einem Beil zerhacken muß. Das ganze Innere der Hütte ist mit einer dicken Eisrinde überzogen, und wenn sie auf einen Augenblick ein Fenster öffnen, wird die Feuchtigkeit der ausströmenden Luft sogleich in Schneegestöber verwandelt. Der Frost dringt so tief in die Erde, daß man die Felsen oft in der Ferne mit lautem Krachen sich spalten hört.

Endlich erscheint die Sonne wieder über dem Horizont, aber ihre matten Strahlen zeigen mehr die Verödung der Scene, als daß sie die Aussicht erhellen. Allmählig aber wird der Fortschritt des Frostes gehemmt. Im Mai wagen sich die verhungerten Bewohner aus ihren Hütten, um Fische am Ufer des Meeres zu suchen. So wie die Sonne sich höher erhebt, wird ihre Kraft vermehrt. Der Schnee schmilzt nach und nach, das Eis löset sich auf, und ungeheure Massen desselben, die von den Klippen sich lösen, und unten von Wasser unterwaschen werden, stürzen mit furchtbarem Donner auf die Küsten. Das Meer wird nun offener. Die Eisfelder werden von Winden und Strömungen zertheilt und zerstreut. Zuweilen werden sie gegeneinander geworfen. Wehe dem Schiffe des Walfischfahrers, das von diesen Massen eingeschlossen wird!

Vor Ende des Junius sind die Eisschollen im Eismeere gewöhnlich zertheilt und zerstreut. Aber die Luft ist fast immer voller Dünste. Um diese Jahreszeit bedeckt gewöhnlich ein dichter Nebel die See, der aber nicht so rauh als der Frostrauch ist. Diese Nebel, welche, nur zuweilen mit hellerem Wetter abwechselnd, den größten Theil des Sommers hindurch in dem Eismeere herrschen, machen die Schifffahrt hier sehr gefährlich. Im Julius ist die Oberfläche des Wassers wenigstens in Gleichgewichte mit der Luftwärme, und die Sonne scheint nun mit hellem blendenden Glanze. In den Baien und Buchten ist oft die Hitze so groß, daß der Theer zuweilen schmilzt und an den Seiten der Schiffe hinab fließt.

Das Eis, das die Schifffahrt im Eismeere hemmt, ist von zweierlei Art; das eine entsteht aus süßem, das andere aus salzigem Wasser. Der Schnee, der alljährlich auf die Inseln und Küsten fällt, wird während des Sommers aufgelöset, und ergießt sich in zahllosen Bächen und Strömen, die sich an den zerschnittenen Küsten und in den tiefen, von Felsen eingeschlossenen, Baien sammeln. Hier friert alsbald dieses Wasser, jedes Jahr bringt neuen Zufluß, und so nimmt die Eismasse vielleicht erst während des Laufes mehrerer Jahrhunderte zu, und steigt zu einem Eisberge auf, den umliegenden Klippen ähnlich. Der geschmolzene Schnee, der sich später auf diesen Eisblöcken sammelt, trägt auch dazu bei, sie zu vergrößern, und indem derselbe die zufälligen Spalten und Höhlungen ausfüllt, macht er die ganze Masse fest. Die Zerstörung aber beginnt schon zu wirken. Die Strömungen des Meeres unterspülen den Fuß des Eisberges, bis er endlich durch sein eigenes Gewicht, wenn er vielleicht 1000 oder 2000 Fuß hoch ist, mit furchtbarem

Getöse in den Abgrund stürzt. Die gewaltigen Massen strömen nun in den Ozean, bis sie von Winden und Strömungen getrieben, nach und nach abnehmen, und in das atlantische Meer hinabschwimmen.

Das ist wohl der eigentliche Ursprung der Eisberge, die auf ähnliche Art entstehen, wie die Gletscher in den Alpen und Pyrenäen. Sie bestehen aus klarem festen Eise, welches jene feine ins Blaue spielende grüne Farbe hat, die man an dem Eise oder Wasser, wenn es sehr rein und in gehöriger Tiefe ist, immer sieht. Aus den Höhlungen dieser Eisberge füllen die Matrosen der Walfischfahrer, vermittelst einer biegsamen Röhre von Leinenzeuge (Seihetuch) ihre Wasserfässer mit dem reinsten und angenehmsten Wasser. Auch fangen die Schiffer solche Eisklumpen auf der See auf, um sich einen angenehmen Trank zu verschaffen.

Die Frage, ob Salzwasser frieren könne — wogegen man so viele abgeschmackte Gründe angeführt hat — ist jetzt völlig gelöset, und sowohl durch Beobachtungen als Versuche erwiesen worden, daß solches Wasser friert. Aber es giebt nur unvollkommnes Eis, leicht zu unterscheiden von den gewöhnlichen Eiskristallisationen; es ist porös, nicht fest und wenig durchsichtig. Es gleicht gefrornem Syrup, oder was der Conditor Gefrorenes nennt. Die stärkern Salztheile sind in den Zwischenräumen. Es gibt nie reines Wasser. Wenn man aber die Salztheile langsam hat ablaufen lassen, so schmilzt die übrige Masse in eine Flüssigkeit von geringem Salzgeschmack, die zuweilen trinkbar seyn kann.

Um Seewasser von gewöhnlicher Salzigkeit zum Frieren zu bringen, braucht es nur eine Kälte von 27 Grad Fahrenheit, oder nur 5 Grad unter dem Gefrierpunkte des süßen Wassers. Jenseit des Polarkreises ist die Oberfläche der See nie wärmer. Zu Ende des Julius oder zu Anfange des Augusts bildet sich schon eine Eisdecke. Bei der Zunahme des Frostes wird bald die ganze Oberfläche bedeckt mit einer mehrere Fuß dicken Eisrinde. Bei der Rückkehr des Frühlings schmelzen die Sonnenstrahlen die Eisrinde, und machen sie weich. Der erste Wind, der den Ocean anschwellt, zerbricht dann die Eismasse in große Felder, die späterhin durch Zusammenstoßen in kleinere Theile zerfallen. Dieß geschieht gewöhnlich im Junius, und wenige Wochen sind meist hinreichend, das Eis zu zertheilen. Endlich ist das Meer auf kurze Zeit offen.

Während die Eisberge auf solche Weise nur langsam in Jahrhunderten wachsen, werden die Massen von Seewassereis jährlich gebildet und zerstört. Das von geschmolzenem Schnee entstandene Eis ist gewöhnlich hart, durchsichtig und wächst oft zu ungeheuren Massen an. Seewassereis aber ist weder fest noch klar, und nie von ansehnlicher Dicke. Es flutet selten länger, als einen Theil des Jahres, obgleich in kalten Jahreszeiten einige zerstreute Bruchstücke vom frühen Frosten überrascht werden, und bis in den nächsten Sommer fortdauern.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Beantwortung der Anfrage in Nro. 95, das hiesige Theater betreffend.

Auf die Frage: woher es kommen möge, daß der neue Abonnements-Plan zur Begründung des hiesigen Theaters, so wenig Theilnahme und Unterstützung gefunden habe? — glauben wir mit Grund erwiedern zu können: daß die Ur-

sache der wenigen lebhaften Theilnahme im Publico, die der regen Unterstützung aber in der Direction der hiesigen Bühne am leichtesten und sichersten aufzufinden seyn dürften.

Das Publicum kann nach den Gesetzen der Billigkeit vor allen Dingen von der Theater-Direction eine gute Auswahl von Schauspielen, Tragödien, Lustspielen und Opern verlangen, wenn es durch häufigen Besuch des Theaters seine rege Theilnahme an den Darstellungen an den Tag legen soll, und ein gebildetes Publicum muß auf eine würdige Besetzung der verschiedenen Rollenfächer bestehen, wenn es dem guten Geschmack nichts vergeben und dem wahren Kunstsinn nicht Hohn sprechen will.

Wir können nun freilich nicht in Abrede stellen, daß die jetzige Theater-Direction es bis jetzt an einer guten Auswahl von Theater-Stükken und Opern nicht hat fehlen lassen, verhehlen es aber nicht, daß dagegen die Besetzung der verschiedenen Rollenfächer, vorzüglich in den beliebtesten Schauspielen und Opern unsern Wünschen und Erwartungen nicht entsprochen hat; denn im Schauspiele und Lustspiele fehlt es an einer guten, ersten Liebhaberin; auch das Fach des ersten Liebhabers ist nur mittelmäßig besetzt, und in den Opern singen nur zweite Tenoristen und zweite Sängerinnen, welche doch unmöglich die Parthieen erster Tenoristen und erster Sängerinnen ausfüllen und ergänzen können. — So lange diesem wesentlichen Mangel nicht abgeholfen wird, wird auch bei der auserlesensten Auswahl von Opern, Schauspielen und andern Theaterstücken das Schauspielhaus von den Freunden der Kunst und des guten Geschmacks nicht häufig besucht werden, und wir glauben mit Recht die Behauptung wagen zu können: daß dieses der Hauptgrund ist, warum die Zahl der Abonnenten nicht vollständig geworden. —

Mit Dank erkennt gewiß Jeder die Bemühung des jetzigen Herrn Directors: das Publicum durch das Auftretenlassen verschiedener achtungswürdiger Gastspieler für die übrigen Mängel zu entschädigen, und das gebildete Publicum kann auch, wenn es keine übertriebene Forderungen macht, hinsichtlich des Schauspiels und des Lustspiels zufrieden seyn, sobald das Fach einer ersten Liebhaberin besetzt ist; schwerlich wird es sich aber in Hinsicht der gegenwärtigen Besetzung der Oper begnügen, und wir sind fest überzeugt: daß, wenn nicht bald eine Reform derselben vorgenommen, und statt der beiden jetzigen Tenoristen ein besserer erster Tenorist und noch eine erste Sängerin engagirt wird, für diesen Winter wohl schwerlich ein Abonnement zu Stande kommen dürfte. — Geschieht dieses aber und kömmt die jetzige Theater-Direction in dieser Hinsicht den allgemeinen Wünschen des Publicums entgegen, so wird bei einem erneuerten Versuch zum Abonnement hoffentlich eine hinlängliche Anzahl Unterzeichner bereit seyn, ihrer Seits das hiesige Theater zu unterstützen, um einer gänzlichen Auflösung desselben vorzubauen.

Wir glauben hiemit in aller Kürze eine richtige Beantwortung der gemachten Anfrage gegeben zu haben, werden uns aber gern eines Besseren durch diese Wochenschrift belehren lassen, wenn man, da die Ansichten verschieden sind, unser Urtheil mit Gründen widerlegen kann.

N — A.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 98.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 7. December 1820.

* Ballade.

„Darf ich dich nicht wiedersehen,
„Holde Jugendbraut? —
„Horch, die welken Pappeln wehen,
„Trennung, ruft es laut.
„Wohl vernehm' ich was sie sagen:
„Lenz und Lust enteilt! —
„Doch das Herz darf nicht verzagen!
„Wo die Liebe weilt!

„Ist der Lenz so schnell entschwunden,
„Und der Hain entlaubt,
„Jede Freude mir entwunden,
„Jeder Kranz geraubt? —
„Winkt mir doch aus jenen Zweigen
„Rosamundens Arm:
„Wohl, das Herz soll ewig schweigen,
„Und vergehn im Harm!

Sprach's — und sah vom Hügelrande
Unverwandt in's Thal;
Denn im blendenden Gewande
Lehnt' sie am Portal;
Blickte nach den fernen Höhen
Wo der Jüngling stand;
Ließ den weißen Schleier wehen
Bis der Tag entschwand.

Und so stand er manche Stunde,
Sah ins Thal hinab,
Bis der Schleier ihm die Kunde
Ihres Nahens gab;
Bis der Schmerz sein Auge trübte,
Es wie Nacht umwand,
Bis die Holde, die er liebte
Seinem Blick' entschwand.

Und so blickt er nach dem Thale
Eines Morgens hin,
Sieht im ersten Frührothsstrahle
Einen Heerbann ziehn;
Sieht der Freiheit Banner wehen
Hell im Morgenroth',
Ruft: „ich will zum Kampfe gehen,
„Ruhe bringt der Tod!"

Winkt den letzten Gruß hernieder,
Schließt sich an das Heer,

Sieht den Schleier nimmer wieder,
Und das Thal nie mehr.
Hört der Freiheit Lieder singen
Durch den Schwerterklang;
Und die Kampfgefährten bringen
Ihm den Grabgesang.

Am Portal stand Rosamunde,
Ließ den Schleier weh'n;
Doch kein Hauch gab liebe Kunde
Von den fernen Höh'n.
Und bis sich ihr Auge trübte,
Sah sie unverwandt
Auf den Ort, wo der Geliebte
An der Linde stand.

Und der Mond warf seinen Schimmer
Um die Hügelwand,
Nach der Linde sah sie immer
Trostlos, unverwandt.
Sah den Langvermißten stehen
Winkend durch die Nacht.
Nach dem kleinen Fenster sehen,
Wo die Holde wacht.

Und mit mächtigen Gewalten
Zieht es sie hinaus,
Und kein Wächter kann sie halten
— Eilt durch Nacht und Grauß;
Klimmt hinan die schroffe Höhe
Wo der Theure winkt,
Da ertönt es leise: Wehe!
Und das Bild versinkt.

Auf den Rasen sinkt sie nieder,
Lautlos liegt sie da:
„Rosamunden siehst du wieder
„Wiedersehn ist nah'
„Ewig dein!" — die Worte hallen
Leis ins Thal hinab,
Und der Linde Blüthen fallen
Auf ihr frühes Grab.

A. Daeves.

Ueber die Entstehung und Beschaffenheit des Eises im Polar-Meere.

(Beschluß.)

Die Walfischfahrer zählen verschiedene Arten von Seewassereis auf. Eine weit gedehnte Masse heißt ein Feld. Wenn ein Feld zertheilt wird durch eine Strömung im Meere, so zerbricht es in zahllose Massen, die selten über 40 — 50 Ellen im Durchmesser haben; man nennt sie mit dem Gesammtnahmen Haufen. Ist ein solcher Haufen breit, so heißt es Stück, ein länglicher Haufen aber wird Strom genannt. Heftige Winde treiben die Haufen zusammen und thürmen sie auf. Bei ruhigem Wetter trennen sie sich wieder. Kann ein Schiff frei durch Eismassen segeln, so heißen sie Treibeis, und das Eis ist los oder offen. Die größeren Schollen zertheilen sich durch Anstoßen in kleine Stücke. Wälzt sich eine Scholle über die andere, so entstehen Hügel. Diese geben dem Eise die seltsamsten Gestalten. Sie sind häufig in großen Haufen und an den Enden der Eisfelder, oft 30 Fuß hoch. Schlamm nennen die Seefahrer die unzusammenhangenden Eiskristalle, die beim Anfange des Frostes die Oberfläche bedecken. Wenn diese zunehmen, so haben sie, gleich dem Oele, die Kraft, die Wellen zu beruhigen. Die fortdauernde Bewegung hindert, daß sie sich zu einer zusammenhangenden Fläche verbinden, und sie bilden kleine, durch stetes Abreiben abgerundete Scheiben, die kaum 3 Zoll im Durchmesser haben und Pfannkuchen heißen. Diese verbinden sich zuweilen zu runden Stücken, die vielleicht 1 Fuß dick sind und viele Ellen im Umfange haben.

Die Eisfelder und andere strömende Massen werden oft in großer Entfernung durch eine be-

sondere Erscheinung am Rande des Horizonts entdeckt, welche die Seefahrer Eisblink nennen. Es ist ein glänzender weißer Schein, der offenbar durch den Wiederschein des Lichts entsteht, das von der Eisfläche auf die gegenüber liegende Atmosphäre geworfen wird. Dieser Streif, der bei hellem Wetter immer glänzender ist, zeigt dem erfahrnen Seemann 20 — 30 Meilen über dem Gesichtsbereich nicht nur den Umfang und die Gestalt, sondern selbst die Beschaffenheit des Eises. Der Blink von Eishaufen zeigt sich ganz weiß, während der Blink von Schneefeldern ins Gelbliche fällt.

Die Berge von hartem Eise bilden an der West-Küste von Grönland, die sich in die Davisstraße verlängert, einen ungeheuren Wall, der dem Seefahrer ein erhabenes Schauspiel zeigt, und in der Ferne wie ganze Gruppen von Kirchen, Schlössern und segelnden Schiffen erscheint. Sie werden jedes Jahr, besonders in warmen Sommern, theilweise abgelöset, und in die See hinabgestürzt. In der Davisstraße sind solche Eisberge häufig. Um die Disco-Bai, wo die See 500 Faden hat, findet man so ungeheure Massen, daß die holländischen Seefahrer sie mit Städten vergleichen, und sie Amsterdam, Haarlem ꝛc. nennen. Der Strom bringt sie in das atlantische Meer.

Die Schollen von Süßwasser zeigen sich schwarz, wenn sie in der See schwimmen; aber sie spielen in eine schöne Smaragdfarbe, wenn man sie aufs Schiff bringt. Sie sind zwar völlig durchsichtig, haben aber doch oft in ihrem Inneren noch Wasseradern, Luftblasen. Dieses reine Eis ist nur $\frac{1}{15}$ leichter, als das Süßwasser. Es muß daher, wenn es schwimmt, um $\frac{1}{6}$ hervorragen. Ein Eisberg von 2000 Fuß Höhe wird also, wenn er von dem Meerstrom fortgetragen wird, immer noch 200 Fuß über die Oberfläche des Wassers sich erheben. Entfernt vom Lande mögen sie höher sein, sowohl von dem Schnee, der darauf fällt, als von den Dünsten, die sich niederschlagen, und auf der Oberfläche der Eismasse frieren. Im allgemeinen aber werden sie von einem Meerstrome, der von Südost in den atlantischen Ozean geht, fortgetragen, wo sie in der wärmern Flut bald sich auflösen. Man findet zwar noch bei Newfoundland Massen, aber selten kommen sie über den 48sten Grad der Breite. Im Eismeere bleiben diese Massen so unbeweglich im Wasser, daß sie gewöhnlich den Walfischfängern dienen, mit ihren Schiffen hier anzulegen. Nothwendige Vorsicht ist es aber in solchen Fällen, die Kabeltaue zu verlängern, und in einiger Entfernung von den Eisklippen anzulegen, weil Bruchstücke des Eises, das die Seeleute Kälber nennen, sich oft von dem untern Theile der Massen lösen, und aufwärts tauchend, mit solcher Schnelligkeit schießen, daß sie leicht des Schiffes Boden durchlöchern können.

Das Eis von Salzwasser ist weißlich, porös, und fast undurchsichtig. Es ist so dicht wegen des eingeschlagenen Seewassers, daß es, auf der See fließend, nur $\frac{1}{7}$ über die Wasserfläche empor ragt. Es ist von verschiedener Dicke, selten aber über 6 Fuß. Es wird, wie gesagt, größtentheils jährlich zerstört. Der Thau dauert gewöhnlich 3 Monate, und während dieser Zeit sind die Sonnenstrahlen, welche, wenn sie auch schräg fallen, doch unablässig wirksam sind, sie mögen unmittelbar, oder durch Luft und Wasser wirken, im Stande, das während des Herbstes, Winters und Frühlings erzeugte Eis zu schmelzen. — Selbst unter den Polen würde die Sonne zur Zeit der Sonnenwende während einer Woche eine Eisschichte von 5 Zoll schmelzen. Wir können daraus schließen,

daß die jährliche Wirkung derselben hinlänglich seyn wird, bis zu einer Tiefe von 40 Zoll aufzuthauen.

So wie die Hitze durch das Aufthauen gemindert wird, so wird sie auch bei dem Gefrieren wieder aufgezehrt. Die jährliche Bildung und Zerstörung des Eises in der Polargegend ist daher eine schöne Vorsorge der Natur, um die Ungleichheit der Temperatur zu mildern. Wäre der Sonne nur ein dürres Land ausgesetzt, so würde es im Sommer versengt, und in dem dunkeln Winter durch die Kälte erschöpft werden. Weder Thiere noch Pflanzen würden hier haben gedeihen können. Jetzt aber wird im Sommer das Uebermaaß der Hitze aufgewendet, um den Schnee zu schmelzen, und den Mangel desselben ersetzt im Winter einigermaßen der Einfluß des fortgehenden Gefrierens. So lange es Eis aufzuthauen giebt, oder Wasser zum Gefrieren zu bringen, kann sich die Temperatur nie anders als innerhalb einer gewißen Gränze ändern. In einigen Jahren kann zwar mehr Eis sich bilden und mehr schmelzen, aber es ist thöricht zu erwarten, daß die Eisrinden, welche die Nordgegenden bedecken, im Allgemeinen und dauernd sich lösen werde.

Was aber auch die Veränderungen des Polar-Eises seyn mögen, es kann keinen Einfluß haben auf das Klima niederer Breitengrade. Der ganze umliegende Raum, wo der Frost herrscht, steht nur in einem unbedeutenden Verhältniße gegen die Oberfläche der nördlichen Halbkugel. Wenn man selbst vom Parallel-Kreise des 60sten Grades rechnet, so würde er nicht den 8ten Theil betragen; da sich aber das Frostgebiet kaum unterhalb des 75sten Grades erstreckt, so kann man es nur als den 32ten Theil der Halbkugel rechnen. Vorausgesetzt also, Polarkälte könnte ganz in die südliche Atmosphäre übergehen, so könnte doch keine merkliche Veränderung in dem Klima entstehen. Und wären auch in den Jahren 1816 und 1817 gegen 2000 Quadratstunden Eis aus der See von Grönland verschwunden, zwischen dem 74sten und 80sten Grad; so würde dieses kaum der halben Oberfläche von Irland gleich seyn.

Daß der Wind den Einfluß der Polarkälte auf unsre Küste bringen könnte, ist Einbildung. Es läßt sich durch Versuche zeigen, daß ein Luftstrom, der über eine wärmere Oberfläche fährt, sey es Land oder Wasser, in 1 Stunde dieselbe Temperatur erhält, bei einer Schichte von 80 Fuß. Die kalten Winde von dem entfernten Norden würden ihre Kälte in dem deutschen Meere oder dem atlantischen Meere verlieren. Auf das Wasser könnte dieß nicht den mindesten Einfluß haben; sobald ein Theil desselben abgekühlt wäre, würde derselbe vermöge seiner vermehrten Dichtigkeit, sogleich niederfallen. Die Oberfläche würde nicht eher kalt werden, bis die ganze Wassermasse von Grund aus erkältet wäre. Ist die mittlere Tiefe des Ozeans 10 englische Meilen, so würden, vorausgesetzt, daß ein Wind 10 Grade kälter als das Wasser von Norden bliese, und 6 Monate jährlich über das atlantische Meer hin führe, und zwar 15 Meilen in einer Stunde, doch 220 Jahre nöthig seyn, das Meer auszukühlen.

Die Meinung, daß die zuweilen in das atlantische Meer getriebenen Eismassen durch erkältenden Einfluß den Charakter unsers Klima's verändern könnte, ist nicht neu. Schon 1725 äußerte sie der gelehrte englische Botaniker Richard Bradley.

Ein solcher entfernter Einfluß kann aber nur ganz unbedeutend seyn. Die dem Winde ausgesetzte Oberfläche des Eises kann nur den 1000ten Theil der ganzen Ausdehnung des at-

lantischen Meeres ausmachen. Die allgemeine Lufttemperatur würde also nicht um den 40sten Theil eines Grades verändert werden können. Dieser geringe Einfluß könnte nicht zu unsern Küsten hinüber kommen, da er sich auf der langen Reise verlieren würde.

Ueber deutsche Titel.

Deutschland hat eine neue Landkarte erhalten, und ein Theil seiner Archive ist in den Flammen untergegangen, aber das Gesetzbuch seiner langen Titel ist unversehrt geblieben. Noch steigen aus jeder Tintenwoge die Allerdurchlauchtigsten; Durchlauchtigsten, Hoch- Hochwohl- Wohl- Hochedel- Edelgebornen und endlich die Menschen herauf, die gar nicht geboren sind, und, mein Freund! heißen.

Die deutsche Sprache, die alle Fesseln des Vorurtheils zerbrach, die sie banden, der Riese, der die Sprache des alten Roms aus den Hörsälen und Gesellschaftszimmern trieb, ist schüchtern und gebückt vor dem Reiche des Herkommens und der Förmlichkeit stehen geblieben, um die breiten Rangstufen der Gesellschaft mit langen Titeln zu belegen. Daher ist ein ausgedehnter Briefwechsel in Deutschland mühsamer als in jedem andern Lande. Jede Stelle, die der Mensch erhielt, an den ich schreibe, gibt ihm keinen höheren Werth, aber einen längeren Titel, und ich bin verlegen, so oft ich mich an den Schreibtisch zu meinen Hoch- Hochwohl- Wohl- und Hochedeln Bekannten setze, und es ist eine schwere Kunst, weder den Ehrgeiz noch die Empfindlichkeit zu beleidigen.

Um die ganze Summe von Unglück zu begreifen, die in der Vergessenheit eines Worts liegen kann, darf ich mir nur einen empfindlichen Arzt denken, der auf seine Würde und seinen Titel hält und mich mit Schmerzen, die seiner Hülfe bedürfen und die mir kaum erlauben, die Feder zu halten. Ich schreibe ihm gewiß keine Sylbe mehr als: „Kommen Sie geschwind.“ Er öffnet den Zettel, er ist, seitdem er Doctor wurde, an das Wohlgeboren gewohnt, das ihm die Sprache als Eigenthum anweist; er liest, er schüttelt den Kopf, sein Eigenthum ist verletzt, er runzelt die Stirne, er zerreibt meine Einladung zwischen den Fingern, er denkt nach, er ist erbittert, er läßt mich warten, mein Leib ist ohne Luft und Hülfe, ich bin in Verzweiflung und die gesunde Empfindlichkeit sitzt zu Hause, kommt nicht, räth nicht, hilft nicht und giebt nicht ein, bis sich der Sturm seiner Empfindlichkeit gelegt hat, und ich bin todt oder geheilt, bis er ankommt.

Einer meiner Bekannte ließ einen Knaben erziehen, den man als Kind auf der Erde, der großen Wiege der Menschen, gefunden hatte. Der Schuster, bei dem er lernte, gab ihm den Maaßstab seines Wissens, die Pfrieme in die Hand, um damit das Glück an sein Leben zu heften, und er benutzte sie dazu. An seine Geburt wurde nicht gedacht, er war so gut als gar nicht geboren und man hieß ihn: guter Freund.

Er war fleißig und sparsam, er gewann nach und nach die Summe, die er bedurfte, sein Meisterrecht zu kaufen; sein Ruf nahm zu, er wurde berühmt und gesucht; die Freundschaft der Menschen nahm ab, um ihm dafür ihre Kundschaft zu geben, und man setzte ein „Herr“ vor seinen Namen, aber er blieb arbeitsam und ehrlich, als ob er noch der Freund seines Kunden gewesen wäre.

Fleiß und Sparsamkeit hatten seinen Wohlstand gegründet, seine Kenntnisse erweiterten sich

ein Lederhandel, den er mit Sachkenntniß anfing, bereicherte ihn.

Jetzt fing die Verlegenheit der Menschen an, die mit ihm in Berührung kamen. Er war kein Freund mehr und das „Herr" allein drückte nicht hinlänglich die Würde eines Mannes aus, der für 15,000 Thaler jährlich allen Kälbern der Gegend die Haut abziehen ließ. „Gebor, ner Herr" das sehr richtig gewesen wäre, stand nicht im Wörterbuch der deutschen Höflichkeit, und man schrieb: Edelgeborner Herr!

Er hörte auf, die Füße der Stadt zu bekleiden, um sich allein dem Handel zu widmen; mit seinem Vermögen stieg auch sein Ansehen und der Rath des Städtchens nahm ihn in die Zahl der Väter des Vaterlandes auf. Wer jetzt an ihn schreiben mußte, schrieb: Hochedelgeborner Herr!

Seine Fähigkeiten folgten ihm in den Rath, er dehnte sein großes Erwerbsmittel so schonend, als möglich, auf die Bürgerschaft aus, um die Lücken der Stadt-Kasse zu füllen; sie wurden gefüllt, und das öffentliche Vertrauen ernannte ihn zum Verwalter der öffentlichen Gefälle. Wer sich jetzt an ihn zu wenden hatte, schrieb: Wohlgeborner Herr!

Der Krieg, der Deutschland verheerte, verschlang auch das Städchen und seine Rathsstellen. Aber der Gewerbfleiß baute auf den Trümmern des Vaterlandes sein Haus; das Bedürfniß und die Preise des Leders stiegen, der ehemalige Rathsherr lieferte an Freund und Feind, die man bei den vielen Durchzügen und Erpressungen nicht genau unterscheiden konnte, sein Vermögen wuchs zu einer ungeheuren Größe und als die Stürme sich gelegt hatten, lag in seinen Händen ein kleiner Berg von Foderungen an alle kriegführenden Mächte. Man trat ihm Güter ab, er kaufte andere dazu, und die große Masse liegender Gründe erhob ihn zum Landstand und ein Theil seiner Foderungen machten ihn zum Freiherrn.

In allen Briefen an ihn stand jetzt: Hochwohlgeborner Herr!

Seine Stimme war bedeutend, sie sprach immer für den Hof, an den er noch Foderungen hatte; ein Lichtstrahl der Gnade fiel von oben herab auf sein Haupt und die letzte Foderung tilgte eine Unterschrift des Fürsten, der, wie die selige Circe, den verschlungenen Rathsherrn in einen Grafen verwandelte. Wer jetzt an ihn schreibt, muß: Euer Hochgeborn schreiben.

Der reiche Graf weiß noch immer nicht, wo und von wem er geboren ist, obwohl er durch jeden Titel, den er erhielt, auf eine andere Art geboren wurde. Die deutsche Höflichkeit ist grausam, sie fühlt immer an die wunde Stelle seines Lebens, die er zu vergessen wünscht.

Wer unterwirft seinen Rock noch den Vorschriften des siebzehnten Jahrhunderts? warum unterwerfen wir den Brief- und Geschäftsstyl, das Kleid der Meinungen und Gedanken noch den ängstlichen Formen, die es ihnen aufgedrückt hat?

Das Zeitalter, das den Zopf, die Perücke und den Puder in das Meer der Vergangenheit warf, wird ihnen hoffentlich bald nachwerfen, was in der langen Liste deutscher Titel geboren wurde. Es sind Geburten und Vermächtnisse einer finstern Zeit, die das deutsche Volk, als Reifrock und Schnürbrust für die Sprache des Umgangs und des Vertrauens, wahrscheinlich auf einem seiner Reichstage erhielt.

Müttern zur Beherzigung.

Wie zärtlich und liebreich auch immer die Frauen seyn können, so sind sie doch bisweilen härter und gefühlloser, als je ein Erdengeschöpf. Denn wer bedarf wohl mehr der weiblichen Zärtlichkeit und Liebe, als eben die durch Liebe und Zärtlichkeit aus göttlicher Heimath in diese rauhe Welt hervorgerufenen ohnmächtigen Kinder? und doch verweigern Mütter ihnen gleich nach ihrem Eintritte in die Welt aus Eitelkeit oder Bequemlichkeit die nothwendigste und kräftigste Nahrung, die Muttermilch! Kann wohl ähnliche Grausamkeit an anderen, weit unter dem Menschen stehenden lebenden Geschöpfen aufgefunden werden? Wenn der Tod so viele Kinder in den ersten Jahren wieder wegnimmt, ist dieß nicht eine natürliche Folge dieser mütterlichen Leichtsinnigkeit und Pflichtvergessenheit?

Es ist im großen Irrthume befangen, wer glaubt, die Muttermilch sey durch andere leicht zu ersetzen. Denn es fehlt jeder andern der eigene Lebensgeist, welcher so wohlthätig auf das zarte Kind wirkt, und welcher zum Urquell zurückgeht, so bald die Milch aus der Brust geflossen und erkaltet ist.

Nicht die Säugung, als Ernährung, ist es allein, welche so wohlthuend für das Kind ist, sondern auch die mit der Säugung gleichzeitige, mütterliche elektrische Bewärmung des Kindes, welche künstlich nie erwirkt werden kann.

Anekdote.

Vor mehreren Jahren kündigte ein Luftschiffer in Paris an, daß er an einem gewissen Tage mit einem Luftballon aufsteigen wolle, und um mehr Zuschauer anzulocken, bemerkte er, daß eine junge hübsche Dame diese Luftreise mit ihm machen würde.

Er hatte Mad. F..., die Gattin eines Pariser Bürgers, durch Versprechung einer ansehnlichen Belohnung zu diesem Wagestück überredet, und der Eigennutz reitzte den Mann, dazu seine Einwilligung zu geben.

Die Luftfahrt ging vor sich. Die Frau stieg nicht ohne sichtbare Angst in die Gondel, wo sie dann der Luftschiffer, damit sie nicht schwindlicht würde und das Gleichgewicht verlöre, fest in seine Arme schloß.

Der Mann stand unter den Zuschauern. Man las noch deutlicher die Angst auf seinem Gesichte, als auf dem seiner Ehehälfte, und als die Stricke abgeschnitten, und der Ballon mit dem Schiff zu den Wolken flog, war er fast der Verzweiflung nahe.

Viele der Zuschauer bewunderten die große Liebe des schon ältlichen Mannes zu seiner jungen Frau, einige machten ihm darüber sarkastische Lobsprüche, andere gutmüthiger, suchten ihn zu beruhigen.

„Ach!" sagte er endlich zu einem der Letztern treuherzig: „für das Halsbrechen ist mir gerade nicht so bange, ich möchte nur wissen, ob man in einem Ballon vor einer Untreuen sicher ist."

Dafür stehe ich nicht, versetzte der Befragte, aber trösten Sie sich, es ist nur eine Untreue in der Luft, die verweht der Wind.

Vermischte Nachrichten.

— Der Arzt Grimaud zu Paris hält Vorlesungen über verschiedene Krankheiten, und insbesondere über die Wuth. Er kündigt an, daß er in einer der nächsten Vorlesungen, wo er die pathologische Anatomie dieser Krankheit vorzutragen gedenkt, zeigen wird, wie wenig die Hoffnung gegründet ist, ein spezifisches Mittel gegen dieselbe zu finden. Dagegen will ein deutscher Arzt, Franz Wilhelm Sieber, ein Mittel zur Heilung der Wasserscheue gefunden haben. Wir hoffen zum Besten der Menschheit, daß der Franzose sich irren, und die Theorie des Deutschen sich bewähren möge.

— Ein junger Arzt, Namens Delau, zu St. Mihiel (Meuse) ist so glücklich gewesen, ein Mittel zu finden, den Taubstummen Sprache und Gehör wieder zu geben. Die beiden Taubstummen, denen er mit vieler Geschicklichkeit und dem besten Erfolge die feine Haut des Gehörleiters durchstochen hat, sind Mlle. Vivier aus Saint-Mihiel, 16 Jahr alt, und der 23 jährige Sohn des Muntzipalbeamten Toussaint; beide befinden sich ganz vorzüglich wohl. Das junge Mädchen fängt an, die Worte auf eine bestimmte Weise zu artikuliren. Der junge Mann hört so gut wie jeder Andere, ja selbst lebhafter, und macht unaufhörlich Versuche, alles auszusprechen. Der Arzt hofft, daß beide in Zeit von drei bis vier Monaten werden vollständig sprechen können. Auch läßt Hr. Delau ein Instrument verfertigen, durch das er in den Stand gesetzt werden wird, die Operation sicher und leicht in drei Minuten zu vollenden.

* Auflösung der Charade in No 96.

An Carl Daeves.

Da bin ich wieder, in den bunten Schranken!
Du ruf'st mich nicht umsonst zum Kampf' heraus.
Dein Schwarzkünstler macht meinen Muth nicht wanken,
Denn mein Begleiter ist gleich wild und grauß.
Ob Du ihn kennst? — dies Blatt soll es mich lehren —
Und seiner Diener scheues Höllenchor;
Doch willst Du mir den Sieg der Räthsel wehren.
So rüste Dich; — und ernster als zuvor.

* Viersylbige Charade.

Es zieh't mit unsichtbaren Schwingen
Das erste Paar durch Wald und Hain,
Und wirre Geisterstimmen klingen,
Der Sturmwind saußt — and uhu schrei'n;
Denn aus dem mächt'gen Zauberkreise
Erging des Ganzen ernster Ruf,
Und schnell begann die luft'ge Reise,
Mit Fuhrwerk, das der Zauber schuf.

Doch wer das zweite Paar errungen,
Leiht gern dem Schönen seine Kraft,
Und steht mit jenem Kranz umschlungen,
Den nur das Ziel des Strebens schafft.
Die Vorwelt hat es oft erzeuget,
Auch heute ist sein Platz nicht leer;
Doch schwand das Ganze, und es zeiget
Sich nie das erste Pärchen mehr.

A. Daeves.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 99.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 10. December 1820.

* Gespräche der Verstorbenen.

Anakreon und Aristoteles.

Aristoteles.

Nie hätte ich doch gedacht, daß ein Liederchendichter es je wagen würde, sich mit einem Philosophen zu vergleichen, der in einem so grossen Rufe stehet als ich.

Anakreon.

Du läßt den Namen „Philosoph" sehr hoch tönen. Indessen mußt du wissen, daß man mich mit meinen Liederchen immer den weisen Anakreon genannt hat; und es scheint mir auch, daß der Titel eines Weisen, dem Titel eines Philosophen wohl vorzuziehen sey.

Arist:

Die Menschen, die dir diesen Rang gaben, wußten zuverlässig selbst nicht was sie sagten. Was hattest du denn gethan um ihn zu verdienen?

Anak.

Nichts als trinken, singen und verliebt seyn. Das Beste bei der ganzen Sache ist, daß man mir um diesen Preis den Titel eines Weisen gegeben hat, indeß man dir, für deine unendlichen Arbeiten, nur den Titel eines Philosophen zu Theil werden ließ. Wie manche Nacht hast du nicht hingebracht um dunklen Sätzen der Vernunftlehre nachzuforschen, und wie viel dicke Bände hast du nicht über dunkle Gegenstände geschrieben, die du vielleicht selbst nicht deutlich verstandest.

Arist.

Ich muß bekennen, daß du einen weit bequemeren Weg genommen hast, um zur Weisheit zu gelangen, und daß man viele Fähigkeiten besitzen muß, um ein Mittel zu finden, mit deiner Laute und mit deiner Flasche mehr Ruhm zu erwerben, als den größten Männern bei ihren Nachtwachen und Arbeiten zu Theil wurde.

Anak.

Du scherzest. Aber ich versichere dir, daß es weit schwerer ist, zu trinken und zu singen, wie ich getrunken und gesungen habe, als zu philosophiren wie du philosophirtest. Um wie ich zu singen und zu trinken muß die Seele von heftigen Leidenschaften ganz frei seyn; Sie muß nicht im mindesten nach Dingen streben, die nicht von uns abhängen; Sie muß immer bereit seyn die Zeit zu nehmen, wie sie kömmt. — Kurz, man muß vorher über viele Kleinigkeiten mit sich selbst Rechnung halten. Ob nun gleich hiezu nicht große Vernunftschlüsse gehören, so hat man doch viel Mühe dabei, ehe man zum Ziel kommt. Deine Art und Weise zu philosophiren kostet weit weniger Mühe: Man verschaft sich nur einen Zutritt am Hofe des großen Alexanders, man weiß dann Geschenke von fünf hundert tausend Thalern anzulocken, die man nicht so ganz nach der Absicht des Gebers auf Experimente in der Physik verwendet — kurz, diese Art Philosophie führt zu Dingen, die der Philosophie sehr entgegen stehen.

Arist.

Man muß mich hienieden bei dir schon sehr verläumdet haben. Aber bei alle dem ist doch der Mensch nur Mensch durch die Vernunft, und es kann nichts Schöneres gedacht werden, als andere zu lehren; wie sie sich derselben bedienen müssen, um die Natur zu studiren und alle Räthsel zu lösen, die sie uns aufwirft.

Anak.

Da siehst du nun wie die Menschen den Gebrauch von allen Dingen verkehren. Die Philosophie an sich selbst ist eine gar herrliche Sache, die dem Menschen sehr nützlich werden könnte: aber weil die Philosophie ihnen zur Last seyn würde, wenn sie sich immer in ihr Thun und Lassen mischte, so hat man sie zum Himmel gesandt, um den Lauf der Planeten zu bestimmen und ihre Bewegungen zu messen: Oder man schickt sie auf der Erden umher, um auch da alles was vorkömmt zu untersuchen. So wird der Philosophie immer so weit als möglich vom Menschen entfernt, Beschäftigung gegeben. Da man inzwischen gerne für einen geringen Preis Philosoph seyn will, so hat man die Kunst erfunden, diesen Namen weit auszudehnen, und giebt ihn am häufigsten solchen, die nichts weiter als Naturforscher sind.

Arist.

Und welchen schicklichern Namen könnte man ihnen denn wohl geben?

Anak.

Die Philosophie hat nur den Menschen zum Gegenstande ihrer Betrachtung. Mit allem übrigen, was sich noch in der Welt findet, hat sie nichts zu schaffen. Der Astronom denkt an die Gestirne, der Physicus denkt an die Natur, und der Philosoph denkt an sich selbst. Aber wer wird sich gerne der strengen Aufsicht der Philosophie unterwerfen wollen? Beinahe kein Mensch! Man hat daher den Philosophen die Philosophie erlassen, und war damit zufrieden, daß sie Astronome und Physiker wurden. Ich für meine Person habe nie Neigung gehabt, mich mit speculativen Wissenschaften zu beschäftigen, und doch bin ich überzeugt, daß in vielen Büchern, die von der Philosophie handeln, weniger Philosophie zu finden ist, als in einigen meiner Liederchen, die du so sehr verachtest. Zum Beispiel in diesem:

Könnte Gold dem flücht'gen Leben,
Das sich nur so kurz verweilt,
Noch ein bischen Dauer geben,
Wenn's husch husch von dannen eilt:

Dann würde ich viel Gold mir sammeln,
Um den lieben Knochenmann
Zu bestechen — würde sammeln
Wenn er käme: Gold — nimm' — s — an.

Aber da die ernste Parze
Gar gestreng ihr Amt durchgeht
Und die goldnen Menschenscherze
Der Bestechung nicht versteht,
Macht das Gold mir keine Sorgen:
Mädchen, Liebe, Freud' und Wein,
Sollen immerhin vom Morgen
Bis zur Nacht mein Thema seyn.

Arist.

Wenn du nur die Wissenschaft Philosophie nennen willst, welche die Sitten zum Gegenstande hat, so findest du in meinen moralischen Werken, Abhandlungen, die doch wohl so viel werth sind, als deine Lieder. Die Dunkelheit, die man mir vorwirft, und die auch vielleicht in einigen meiner Bücher Statt hat, findet sich keineswegs in dem, was ich über diesen Gegenstand geschrieben habe; und die ganze Welt hat mir das Zeugniß gegeben, daß man nichts Schöneres und nichts Deutlicheres finde, als das, was ich über die Leidenschaften gesagt habe.

Anak.

Du bist ganz auf dem unrechten Wege! Es kömmt gar nicht darauf an die Leidenschaften mit Methode zu definiren, wie du gethan hast, sondern sie zu überwinden. Die Menschen stellen der Philosphie ihre Uebel dar, um sie zu betrachten, aber nicht um sie zu heilen: Sie haben das Geheimniß erfunden eine Moral zu bilden, die eben so wenig rührt als die Astronomie. Wenn man Leute sieht, welche die Verachtung der Reichthümer für Geld predigen, und Poltrons, welche sich um die Definition vom Edelmuthe prügeln, kann man sich da des Lachens erwehren?

Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England mit der Catharina von Arragonien und Anna von Boulen.

Der in unsern Tagen gegen die Königin von England, Caroline Amalie Elisabeth, aus dem Hause Braunschweig, angestellte Ehescheidungs-Prozeß hat nicht nur die Aufmerksamkeit der Nation, sondern auch des Auslandes, in einem so hohen Grade auf sich gezogen, daß es sich wohl der Mühe zu lohnen scheint, einen ähnlichen Prozeß aus der Englischen Geschichte wieder in das Gedächtniß zurück zu rufen

Der Ehescheidungs-Prozeß König Heinrichs VIII. aus dem Hause Tudor war für die Nation und das Ausland von großem Interesse, und hatte für England, durch die Religions Veränderung des Königs, die wichtigsten Folgen.

Catharina von Arragonien; Tochter Ferdinands des Katholischen, und der Isabella, wurde den 14. November 1501 an Artur, Prinzen von Wales, dem ältesten Sohn Heinrichs VII., vermählt. Sie war achtzehn und der Prinz sechszehn Jahr alt. Diese Ehe wurde indeß schon nach fünf Monaten durch den Tod des Prinzen, der den 2. April 1502 erfolgte, getrennt, und sein Bruder Heinrich wurde von seinem Vater, sobald dieser überzeugt war, daß die Prinzessinn nicht schwanger sey, zum Prinzen von Wales und zu seinem Nachfolger erklärt.

Der König hatte gleich nach dem Tode seines ältesten Sohnes die Absicht, dessen Wittwe wieder mit seinem zweiten Sohne zu vermählen. Die Mitgabe der Prinzessinn war auf

200,000 Dukaten festgesetzt und die Hälfte davon bereits bei der Verheirathung gezahlt worden. Ueberdies war in dem Heiraths-Contrakt bestimmt worden: daß auf den Fall, daß der Prinz sterben sollte, die Prinzessinn den dritten Theil der Einkünfte des Fürstenthums Wales als Witthum erhalten sollte. Heirathete nun die Prinzessinn den zweiten Sohn des Königs nicht, so wurde die noch rückständige Hälfte der Ausstattung von 100,000 Dukaten nicht nur nicht gezahlt, sondern der Prinzessinn mußten auch die Einkünfte aus dem Fürstenthum Wales angewiesen werden. Beides war aber mit dem geizigen Charakter des Königs nicht vereinbar. Er drang daher in seinen Sohn, die Wittwe seines Bruders zu heirathen, und der zwölfjährige Prinz mußte, so groß auch seine Abneigung dagegen war, darein willigen. Heinrich eröffnete nun den Eltern der Prinzessinn seine Absicht, und diese willigten auch unter der Bedingung ein, wenn der Pabst die Dispensation dazu ertheile. Man wandte sich daher auch an den Pabst Julius II., und dieser ertheilte im Jahre 1503 die Erlaubniß zur anderweitigen Verheirathung der Prinzessinn mit dem Prinzen von Wales, weil, wie er sich in der darüber ausgefertigten Bulle ausdrückte, die Ehe mit ihrem ersten Gemahl wohl nicht vollzogen gewesen sey. Auf diese Dispensation wurde die Verlobung veranstaltet.

Aber auch jetzt blieb Heinrich seinem Charakter getreu. Er hatte bloß die Absicht gehabt, Ferdinand den Katholischen zu hintergehen, und die Mitgabe zu erhalten, und vielleicht mochten auch die Vorstellungen des Erzbischofs von Canterbury, der diese Ehe für eine wahre Blutschande hielt, auf ihn Eindruck gemacht haben: Heinrich ließ daher seinen Sohn, als er das 14te Jahr erreicht hatte, in der Stille und im Beiseyn einiger Minister gegen die einzugehende Vermählung protestiren, und ihn seine Einwilligung zurücknehmen. Diese Handlung blieb indeß sehr geheim und kam nur erst bei der Vollziehung der Ehe zur Sprache.

Heinrich VII. starb am 22. April 1509, und sein Sohn Heinrich VIII. folgte ihm im 18ten Jahre seines Alters auf dem Throne.

Ferdinand ließ dem jungen König durch seinen Gesandten, den Grafen von Juan Pallida, zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen, aber auch zugleich die Vermählung mit seiner Tochter verlangen. Nun wurde in dem geheimen Rathe des Königs ängstlich darüber berathschlagt. Die Meinungen waren getheilt. Der Erzbischof von Canterbury vertheidigte die seinige mit Wärme; er hielt die einzugehende Ehe für eine Blutschande, die den göttlichen und menschlichen Gesetzen entgegen sey. Er wollte auch überdies dem Pabste das Recht nicht zugestehen, zu einer solchen Ehe seine Einwilligung geben zu können.

Der Bischof Fox von Wincheſter war indeß toleranter. Er berief sich auf die Unfehlbarkeit des Pabstes in Glaubenssachen und auf die Einwilligung des Königs. Er machte aber auch zugleich den jungen Regenten auf die Folgen aufmerksam, die es für ihn und das Reich haben werde, wenn er die Prinzessinn nicht heirathe. Er werde sich dann den Haß und die Feindschaft Ferdinands zuziehen, und diesem Veranlassung geben, sich mit Frankreich zu verbinden, welches für ihn und das Reich von großem Nachtheil seyn könne. Er werde überdies den Rest der Ausstattung nicht erhalten, und der Prinzessinn das Witthum geben müssen. Hierzu komme noch: daß eine Vermählung mit einer andern Prinzessinn für das Land kostspielig sey.

Er versicherte ferner, daß die Ehe mit dem Prinzen Arthur nicht vollzogen worden, daß die Prinzessinn den Beweis darüber führen wolle, und endlich machte er den König auf die Tugend und auf den liebenswürdigen Charakter der Prinzessinn aufmerksam, der ganz geeignet sey, ihren Gemahl glücklich zu machen.

Der junge König fand die Gründe des Bischofs überzeugend und die Vermählung wurde beschlossen. Die Prinzessinn sowohl, als der Spanische Gesandte, mußten indeß zuvor auf das Ausstattungs-Quantum, im Falle die Prinzessinn wieder Wittwe werden sollte, Verzicht leisten, und versprechen, solches nicht zurück zu verlangen.

Die Vermählung erfolgte hierauf am 7. Juni 1509, und die junge Königinn wurde mit ihrem Gemahl zugleich gekrönt.

Sie gebar ihm am 1. Januar 1511 einen Prinz, der aber einen Monat nachher starb, und den 18. Februar 1515 eine Tochter, Maria, welche nach dem Tode ihres Vaters den Thron bestieg, die Gemahlinn Philipps II. von Spanien wurde, und wegen ihres Eifers für die katholische Religion, und wegen ihrer Verfolgungen gegen ihre Unterthanen, welche solche nicht bekannten, in der Geschichte hinlänglich bekannt ist.

Achtzehn Jahre hatte Heinrich mit seiner Gemahlinn in einer glücklichen und zufriedenen Ehe gelebt, als plötzlich und ganz unerwartet dieses Glück gestört wurde.

Der König empfand Gewissensbisse über die Gültigkeit und Rechtmäßigkeit seiner Ehe. Er hatte die Bücher des Thomas Aquinus, eines bekannten theologischen Schriftstellers, gelesen, und in solchen den Satz aufgestellt und für bewiesen gefunden, daß die Ehe mit der Frau seines Bruders verboten und ungültig sey. In diesem Falle befand er sich und sein Zweifel schien begründet zu seyn. Die Bischöfe, die er darüber befragen ließ, waren gleicher Meinung, und bestritten das Recht des Pabstes, eine solche Ehe erlauben zu können, und das Volk trat derselben bei, aus Haß gegen den Pabst, dessen Ansehen Luther bereits so sehr geschwächt hatte.

Selbst die Stände von Castilien hielten die Ehe des Königs für ungültig und seine in derselben geborne Tochter für illegitim. Sie wollten daher nicht in die Verheirathung derselben mit Carl V. willigen, und als man sie darauf mit Franz, Herzog von Orleans, zu vermählen beabsichtigte, setzte der Französische Gesandte dem Bischof von Tarba denselben Grund entgegen.

Der König wünschte daher seine Ehe getrennt zu sehen, da ihm von allen Seiten solche als gesetzwidrig und mithin als ungültig dargestellt wurde.

Hierzu kamen indeß noch andere Gründe, die die Staatsklugheit und das Wohl seines Landes zu erfordern schienen. Ein- und Ausländer hielten seine Ehe für ungültig, und mithin seine Tochter für nicht legitim. Bei dem Alter der Königinn war es sehr ungewiß, ob sie noch Kinder und männliche Erben gebären würde, und gesetzt, dies wäre der Fall gewesen, so würde auch ihnen die illegitime Geburt entgegen gesetzt worden seyn. Wenn der König ohne Erben verstürbe, so konnte der König von Schottland, der Sohn seiner Schwester Margaretha, oder seine zweite Schwester Maria, Wittwe Ludwigs XII. von Frankreich, Ansprüche auf die Thronfolge machen, und dies könnte zu einem Kriege Veranlassung geben, und Heinrich wollte das vermeiden.

Aber ein weit wichtigerer Grund, der indeß nicht öffentlich angegeben wurde, ließ ihn die baldige Trennung der Ehe sehnlichst wünschen. Seine Liebe zur schönen und jungen Anna von Boulen, der Hofdame der Königinn, war es. Sie war der Gegenstand seiner Wünsche, aber sie wollte nur auf eine gesetzliche Weise mit ihm verbunden seyn und wies seine Anträge standhaft zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*Erzählungen aus alter Zeit.

Das bezauberte Pferd.

In Salamanka ging ein Inquisitor, der zugleich Rector der dortigen Schule war, des Abends über einen Kirchhof, wurde plötzlich aufgehoben, und verschwand vor den Augen seiner Begleiter. Des andern Morgens fand man unweit Salamanka ein Pferd, welches menschliche Töne von sich hören ließ. Erschrocken lief jeder, der es sah und hörte, davon. Bald verbreitete sich in der Stadt die Neuigkeit, daß vor der Stadt ein Pferd sich befinde, welches vom Teufel besessen wäre. Die Mitglieder der Inquisition hielten sich für verpflichtet, hinaus zu gehen, und den Teufel auszutreiben. Eine Menge Volkes begleitete sie. Als sie bei dem Pferde angekommen waren, und die vor ihren Ohren schrecklichen dumpfen Töne hörten, die aus dem Pferde kamen, zitterten sie am ganzen Leibe, und nur die Furcht sich vor dem Volke lächerlich zu machen, hielt sie vom Weglaufen zurück. Mit todtenblassen Gesichtern, auf denen die Furcht deutlich gemalt war und mit schwankenden Knieen naheten sie sich dem Pferde, und huben mit stotternder Stimme ihre Beschwörungsformeln an. Als sie damit zu Ende waren und der Teufel nicht weichen wollte, geriethen sie in eine Verlegenheit, aus der sie sich zu retten sch'er verzweifelten. Die Stimme aus dem Pferde wurde immer stärker, und klang je länger je ängstlicher. Unverrichteter Sache wollten die Inquisitoren zurückkehren, unter dem Vorwande mehrere Amulette zu holen, als einer aus dem Volke bemerkte, daß der Bauch des Pferdes zugenähet sey. Man trat näher hinzu und einer der Umstehenden hatte das Herz die Math zu lösen; kaum war dieses geschehen so klappte sich der Pferdebauch auf, und eine kleine blutige Figur schälte sich daraus hervor. Die Inquisitoren, welche glaubten den Teufel leibhaftig vor sich zu sehen, fingen ihre Beschwörungsformeln wieder von neuem an, allein wie entsetzten sie sich als die Figur rief: Was wollt ihr, ich bin ja euer Bruder, haltet ein! — — Wer laufen konnte der lief, und die Inquisitoren schrieen: gnädigster Herr Teufel! thut uns doch nichts zu Leide, wir wollen alles thun was ihr uns befehlt. Gebt mir einen Mantel, sagte die Figur, damit ich mich bedecken kann. Knieend reichte ihm einer seinen Mantel. Sobald die Figur solchen umgehangen hatte, erkannten sie ihren Bruder, den Rector. Dieser erzählte: wie er über den Kirchhof gegangen, sey ihm ein Seil über den Kopf geworfen und er damit an dem Thurm in die Höhe gezogen worden, der Schreck hätte ihn ohnmächtig gemacht, und wie er wieder zu sich selbst gekommen, habe er sich unter scheußlichen Gesichtern befunden, die ihn entkleidet und in den Pferdebauch eingenähet hatten. Der arme Rector lebte nicht lange mehr nach dieser Geschichte, denn jeder suchte ihn zu vermeiden, welches ihn so kränkte daß er sich todt grämte. Für die Spanier hatte diese Geschichte das Gute, daß die Inquisitoren nicht mehr so grausam verführen als sie früher, und besonders der Rector gethan hatten.

Der Amtmann.

Ein Amtmann eignete sich alles zu was gefunden wurde. Der Finder durfte es nicht behalten, und der Verlierer erhielt es auch nicht zurück. Eines Morgens reiseten ein paar Roßkämmer durch ein Holz, das nahe bei dem Amte war. Einer hörte etwas wimmern und fand ein ausgesetztes Kind. Laß es liegen, sagte sein Gefährte, was sollen wir mit dem Kinde machen. Nein erwiederte er, es ist ein Mensch, ich nehme es mit, stieg ab, hob das Kind auf und nahm es vor sich aufs Pferd, und nöthigte seinen Gefährten mit ihm nach dem Amte zu reiten. Es geschah, sie verlangten den Herrn Amtmann zu sprechen, erhielten aber zur Antwort, daß er noch schliefe; sie sagten sie wären Reisende, und hätten den Amtmann etwas wichtiges vorzutragen, und müßten ihn sprechen. Der Amtmann ließ sie vor sich. Einer nahm das Wort und fragte: Ob den Herrn Amtmann alles gehöre was gefunden wäre, oder ob sie ihren Fund behalten dürften. Nein sagte der Amtmann, mir kommt es zu was sie gefunden haben. Hier haben sie es sagte der Eine, öffnete seinen Mantel, nahm das Kind darunter weg, und legte es den Amtmann aufs Bett. Das will ich nicht schrie der Amtmann, nehmen sie es gleich zurück, ich befehle es. Die Roßkämmer lachten, ließen das Kind liegen, und gingen weg.

---

* Vorläufige Anzeige an alle Theaterfreunde.

Am nächsten Donnerstage den 14. dieses, wird Herr Gaßmann durch seine vorletzte Gastdarstellung als Don Juan, in der bekannten Mozartschen Oper gleiches Namens, uns einen genußreichen Abend verschaffen und Madame Köhl Valesi die Parthie der Donna Anna darin übernehmen.

Da dieser geschätzte Künstler uns immer ein willkommner Gast gewesen, und derselbe, wie wir hören, für seine jetzige Gastdarstellungen von der Theater-Direction weiter nichts als die Einnahme dieser Vorstellung zu seinem Benefiz erhält, so wünschen wir ihm herzlich eine reichliche Erstattung der Reisekosten, zur Erinnerung der lebhaften Anerkennung seines schönen Talents von Bremens kunstliebenden Publico.

D. R.

---

* Einige Worte über das in Nro. 97 des Bürgerfreundes, das hiesige Theater betreffend, Gesagte.

Ich bin mit der Meinung der Herren Verfasser obiger Antwort, daß die wenige Unterstützung, die der neue Abonnements-Plan zur Begründung des hiesigen Theaters gefunden, in der wenigen Theilnahme des Publicums liege, vollkommen einverstanden. Woher rührt aber diese wenige Theilnahme des Publicums? Diese Frage wirft sich mir unwillkührlich auf und die Antwort ist, da sie von besagten Herren nicht gegeben, meiner Meinung nach am besten in folgendem zu finden.

1. In der Unzahl von Clubs, wo der Mann lieber am Spieltische beim Dampfe seiner Pfeife die Zeit des Abends tödtet, oder solche durch Kannengießerey über Politik sich zu ver-

treiben sucht, als im Theater seinen Geist auf eine angenehme Weise zu beschäftigen.

2. In den häufigen Gastmälern, wo nur für den Körper gesorgt wird, die Seele aber ohne Beschäftigung bleibt, die spät anfangen und leider wegen ihrer langen Dauer den Mann verhindern im Theater zu verdauen.

3. In den vielen öffentlichen Tanzsälen, Gärten ꝛc. unserer Vorstädte, welche die jungen Leute mehrentheils sich gezwungen sehen zu frequentiren, da sie der Bekanntschaft des gebildetern Theils unseres schönen Geschlechts beraubt sind.

4. In den vielen Damengesellschaften, wo unsre Mütter und Töchter lieber an einem Thee oder Caffeetische im geschwätzigen Kreise gleichgestimmter Nachbarinnen über nahe und entfernte Bekanntschaften strenge Musterung halten, oder sich die Neuigkeiten des Tages mittheilen, als im Theater der guten Vorstellung eines Trauer- Schau- oder Lustspiels unserer beliebtesten deutschen Dichter beyzuwohnen, wo sie freilich die köstliche Plauderjuppe entbehren, und

5. Endlich wohl noch mit in einer Hauptursache: daß bei der vorigen Theater-Direction die Vorstellungen in den letzteren Monaten zu schlecht waren und sich das Publicum daher des Theaters entwöhnte.

Dies sind meinen Ansichten nach in wenigen Worten die Ursachen der geringen Theilnahme des Publicums, und muß ich daher die Meinung des Herren Verfasser in gedachtem Aufsatze, daß der Hauptgrund, warum die Zahl der Abonnenten nicht voll geworden, die mangelhafte Besetzung der verschiedenen Rollenfächer sey, bezweifeln.

Wenn sie daher sagen, daß es im Schau- und Lustspiele an einer guten ersten Liebhaberin fehle, so kann ich nicht umhin zu vermuthen daß sie nur der Vorstellung von Kabale und Liebe beywohnten, und lasse ich ihnen alsdann gerne Gerechtigkeit wiederfahren, übrigens denke ich, könne das Publicum mit den Hauptpersonen dieses, wie auch denen des Liebhaber Fachs wohl zufrieden seyn.

Wenn daher die Schau und Lustspiele (worin das uns gebliebene männliche Personal der vorigen Direction leider stets zu sehr ihre Zuflucht zu den lauten Ohrenbläsereyen des Soufleurs nehmen) gut gegeben werden, wie solches z. B. mit der Donna Diana, Elise Valberg, dem leichtsinnigen Lügner, der Schauspieler und mehrerer andere der Fall war, so ist dies für das Publicum ohnstreitig die Hauptsache.

Was die Oper anbetrift, so ist solche freilich sehr schlecht, denn es singen darin nicht nur zweite Sängerinnen und zweite Tenoristen, sondern auch zweite Bassisten, und wäre eine Reform bey derselben allerdings höchst nöthig, aber wie jetzt mitten im Winter, wo alle Contracte geschlossen, solche bewerkstelligen? und dann können große Opern hier gut gegeben werden?

Ein erster Tenorist wird mit 2500 bis 3000 Rthlr. und eine erste Sängerin mit 2000 bis 2500 Rthlr. salarirt, kann eine hiesige Theater-Direktion eine solche Gage zugestehn? Können wir uns überhaupt mit den Theatern von Berlin, Dresden und Hamburg messen wollen? Verlangen wir nicht zu viel?

Laßt uns nicht unbillig seyn und ich bin fest überzeugt, daß unsre jetzige Theater-Direktion, die bis diesen Augenblick keine Mühe und Kosten gescheut hat, wenn sie nur sieht, daß sie unterstützt, uns gewiß zufrieden stellen wird.

G. M.

* Charade von zwei Sylben.

Hoch beglückt, voll wonnig süßen Sehnen
Stellt die Erste meistens sich vor unsern Blick,
Oft auch weint sie wehmuthsvolle Thränen
Denn es schuf nicht immer sie das Glück.

Um die Zweite mühen sich gar viele
Sie versüßt die Schönheit strahlt im Diadem
Und die Erste, nah' am frohen Ziele
Trägt das Ganze, sorgsam aus ersehn.

Ch. St.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 100.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 14. December 1820.

* Historie von einem Schwalbennester.

Ein altes Haus war einer Schwalben-
  Familie sichrer Zufluchtsort,
Und, ungehindert allenthalben,
  Flog sie durch Fensterlöcher fort
Und wieder ein; ein alter Glauben:
  — Ihr kennt ihn! — Schwalben bringen Glück!
Mocht' ihm die Wohnung hier nicht rauben.
  Doch wandelbar ist das Geschick:

Der Hausherr stirbt, sein Sohn wird Erbe;
  Kaum ist der Alte beigesetzt,
Wird jede alte Fensterscherbe
  Durch neue Scheiben flugs ersetzt;
Ein Schwälbchen ruft: O laßt uns fliehen,
  Hier ists für uns nicht sicher mehr,
Noch können aus der Thür wir ziehen,
  In kurzem aber wohl nicht mehr!

Schweig, spricht die Mutter, werthgehalten
  Und heilig sind die Schwalben ja!
Das Schwälbchen spricht, wohl einst beim Alten,
  Allein der ist nun nicht mehr da.

Den Glauben wird der Sohn bewahren,
  Versetzt die Mutter, Schwalben sind
Hochheilig schon seit tausend Jahren,
  Drum fürchte keine Neu'rung, Kind!

Ich laß das alte Haus verbauen,
  Die Decke gypsen, spricht der Herr
Des Hauses, so es anzuschauen
  Verdroß mich längstens schon so sehr;
Der Alte wollt' der Ruhe pflegen
  Und liebt' den alten Schlendrian,
Jetzt straks soll sich der Maurer regen,
  Der Tischler und der Zimmerman!

Hörst Du? spricht jetzt zur Schwalben-Mutter
  Das Schwalben-Bübchen, laß uns fliehn!
Wir finden draußen unser Futter,
  Das alte Nestchen fahre hin!
Thor! spricht die Mutter, laß sie bauen!
  Doch unser Nest leiht niemand ein,
Dem alten Glauben zu vertrauen
  Muß auch dem Sohne heilig sein.

Doch kaum war der Sermon gesprochen,
  Riß man das Schwalbennestchen ab,

Und ohne Furcht es ward' gerochen,
Ward Schutt und Staub der Schwalben Grab.
Des junge Schwälbchen nur entfliehet
Im Huy zur offnen Thür hinaus,
Und flattert hin und her, und ziehet
Sich klüglich diese Lehre draus:

Es stellt sich Mancher keck vermessen
Entgegen der Veredelung
Der Menschheit, wirft sich pflichtvergessen
Und thörigt, in den raschen Schwung
Der ew'gen Wahrheit Feuerräder,
Auf die die Gottheit strahlend sitzt
Durch That und Wort, durch Druck und Feder
Der Menschheit ew'ge Rechte schützt.

Vermisst sich thörigt aufzuhalten
Der Wahrheit Licht, durch alten Wahn;
Und glaubt, es lassen stets beim Alten,
Damit sey stets genug gethan:
Ihr! die ihr nicht im Flug der Zeiten
Wollt mit fliehn zur Vollkommenheit,
Ihr werdet euch ein Grab bereiten,
Drauf nie die Nachwelt Blumen streut!

O — g. C — r.

Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England mit der Catharina von Arragonien und Anna von Boulen.

(Fortsetzung.)

Eine Ehe konnte in den damaligen Zeiten nur durch die Allgewalt des Pabstes gültig getrennt und die Erlaubniß zur anderweitigen Verheirathung ertheilt werden. Heinrich wandte sich daher an Clemens VII.

Der Pabst befand sich damals in großer Verlegenheit. Frankreich und Spanien führten in Italien einen blutigen Krieg, und der Pabst selbst war in der Engelsburg eingeschlossen. Die Ehe Heinrichs nun sogleich auf sein Ansuchen zu trennen, würde ihm unausbleiblich den Haß des Kaisers Carl V., des Schwestersohns der Königinn Catharina, zugezogen haben, und wollte er die geistliche Macht der Päbste nicht noch mehr herabsetzen, wie konnte er eine Ehe trennen, die sein Vorgänger für gültig erklärt hatte? Die Ketzer würden eine solche Gelegenheit nicht unbeachtet gelassen haben, um den Pabst noch verächtlicher zu machen.

Carl V., dem das Vorhaben Heinrichs bekannt geworden und der es zu hintertreiben suchte, drohete dem Pabst mit einem Concilio. Die Furcht davor und der Umstand, daß auf solchem seine zweifelhafte eheliche Geburt zur Sprache kommen und daß die Simonie erwiesen werden könnte, der er sich vor seiner Gelangung auf den päbstlichen Stuhl dadurch hatte zu Schulden kommen lassen, daß er dem Cardinal Colanna die schriftliche Versicherung zur bessern Beförderung gegeben, wenn er ihn auf den päbstlichen Stuhl befördern helfe.

Um indeß dem dringenden Ansuchen des Königs nachzugeben, ernannte er die Cardinäle Wolsey und Campaggi, um die Sache zu untersuchen und nöthigenfalls die Ehe zu trennen. Der Letztere erhielt indeß vor seiner Abreise aus Rom den bestimmten Befehl, die Sache nicht zu übereilen, sondern sie vielmehr so lange, als möglich, hinzuhalten. Würden sie die Ehe des Königs für ungültig erklären, und mithin trennen, so möchten sie die Verheirathung desselben beschleunigen, es würde ihm dann leichter seyn, die zweite Ehe zu genehmigen, als sie wieder aufzuheben. Dieser Rath, der bekannt wurde, fand indeß in dem Conseil des Königs keinen

Beifall; denn wenn der Pabst diesen heimlich gegebenen Rath nicht zugestand, so war die zweite Ehe des Königs gleichfalls nichtig, und die Trennung der ersten wurde dann schwieriger.

Dem Befehle des Pabstes zufolge suchten die beiden Cardinäle die Sache hinzuhalten. Der König, über diese Zögerung aufgebracht, ließ dem Pabst seinen Unwillen durch seinen Gesandten zu erkennen geben, und drang darauf, die ihm so nahe liegende Angelegenheit zu beendigen. Die Gesandten machten den Pabst aufmerksam, welche Folgen eine fernere Zögerung für ihn und den Römischen Stuhl haben könne, daß bei der Stimmung der Nation England für ihn verloren gehen könne, und daß der König dann leichter zu seinem Zweck gelangen werde.

Die beiden Cardinäle eröffneten endlich am 31. Mai 1529 ihr Tribunal, und ladeten den König und die Königinn zur Untersuchung der Sache vor. Beide erschienen. Die Königinn warf sich dem König zu Füßen. Sie stellte ihm in einer rührenden Rede vor: sie sei fremd in seinem Lande, ohne Hülfe und Schutz, und allen Ungerechtigkeiten Preis gegeben; sie habe ihr Vaterland verlassen, habe keine andere Sicherheit, als die heiligen Bande, gehabt und verlangt, die sie beide verbunden; sie habe erwartet, in der neuen Familie eine Schutzwehr gegen das Unglück zu finden, nicht aber Schmach und Gewaltthätigkeiten zu erfahren; sie sey zwanzig Jahr seine Gemahlinn gewesen, und sie bezeuge es sich selbst, daß ihre Zärtlichkeit gegen ihn und ihre Unterwerfung in seinen Willen und seine Befehle die unwürdige Behandlung nicht verdiene, die sie jetzt erfahren müsse; sie mache ihn auf einen Umstand aufmerksam, von dem er selbst überzeugt seyn werde, daß ihre Verbindung mit seinem Bruder sich nicht über die Förmlichkeiten der Ehe erstreckt hätte: ihre beiderseitigen Eltern hätten aus reiner Absicht eine Verbindung zwischen ihnen zu Stande gebracht, von der sie nicht geahnet hätten, daß man sie je für ungültig und strafbar halten werde; sie könne die Entscheidung dieser Sache keinem Richterstuhle unterwerfen, worin ihre Feinde ein so großes Uebergewicht hätten, das ihr keine Hoffnung übrig lasse, eine gerechte und unpartheiische Entscheidung zu erwarten. — Sie verließ hierauf die Versammlung, und versicherte, sie würde nicht wieder erscheinen.

Der standhafte und muthvolle Charakter der Königinn bewog sie, nicht in die Scheidung zu willigen. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß ihre Ehe wegen Blutschande getrennt werden sollte, daß ihre Tochter für unehelich gehalten, und sie ihren Gemahl, den sie liebte, einer Nebenbuhlerinn, einer Dienerinn überlassen sollte. Sie wandte sich an Carl V., um seinen Schutz, und verlangte ihre Sache in Rom vom Pabst untersucht und entschieden zu haben.

Der König erklärte den Cardinälen und der übrigen Versammlung: die Königinn habe stets die Pflichten einer zärtlichen und tugendhaften Gattinn erfüllt, und ihre Aufführung sey der strengsten Ehrbarkeit gemäß gewesen. Er berief sich bloß auf seine Gewissensbisse, setzte dieserhalb seine Gründe auseinander, und verlangte Entscheidung nach Recht und Billigkeit.

Die Minister des Königs entwickelten den Cardinälen die Gründe über die Nichtigkeit der Ehe. Der Umstand, daß der König nach dem Ableben seines Bruders nicht ehee den Titel eines Prinzen von Wales habe annehmen dürfen, bevor man nicht überzeugt gewesen, die

Prinzessinn sey nicht schwanger: beweise die Vollziehung der Ehe. Selbst der Spanische Gesandte habe, um das Witthum der Prinzessinn zu sichern, die Beweise von der Vollziehung der Ehe nach Spanien gesandt, und der Pabst habe in der Bulle zur Vermählung des Königs geäußert, die Ehe mit dem Prinz Arthur würde wohl nicht vollzogen gewesen seyn.

Die Cardinäle setzten nun die Untersuchung der Sache fort, und wollten sich Aufklärung über den von dem König und seinen Ministern behaupteten, von der Königinn aber bestrittenen Umstand über die wirklich geschehene Vollziehung der Ehe verschaffen, und sie schien selbst, bei dem Alter, der Gesundheit und dem guten Körperbau des Prinzen Arthur, nicht sehr zweifelhaft zu seyn.

Die Königinn wurde daher abermals aufgefordert, zu erscheinen, sie übersandte aber eine Vorstellung und protestirte gegen alles, was gegen sie geschehen könnte und würde. Sie wurde nun für sachfällig erklärt und man erwartete jeden Augenblick eine Entscheidung.

Plötzlich und wider alles Erwarten änderte sich aber die Lage der Sache. Der Pabst hatte sich mit Carl V. ausgesöhnt, und dieser ihm die Wiederherstellung der Medizeer, aus deren Hause der Pabst war, versprochen. Nun stand er nicht einen Augenblick an, dem Verlangen des Kaisers nachzugeben und den Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs vor sich und nach Rom zu ziehen. Das geschah durch die Bulle vom 15. Juli 1529, und der König wurde durch dieselbe auf Weihnachten des gedachten Jahres nach Rom entboten. Carl V. wünschte, Heinrich sollte sich in dieser Angelegenheit an ihn wenden, seinem Bündniß mit Franz I. von Frankreich entsagen und sich mit ihm gegen denselben verbinden.

Heinrich ward äußerst entrüstet über das Benehmen des Pabstes; nun sah er ein, daß er von demselben bisher hingehalten und hintergangen worden sey. Er verbot die Insinution der Vorladung und die Bekanntmachung der Bulle, die den Englischen Gesetzen entgegen war, nach welchen kein Unterthan von einem auswärtigen Gerichte gerichtet werden darf.

In den bedenklichsten nnd schwierigsten Umständen kommt einem oft der Zufall zu statten und entscheidet mehr, als die Klugheit der erfahrensten Menschen.

Der König unternahm eine Reise in die Provinzen seines Reichs, um sich zu zerstreuen, begleitet von dem Bischof van Durham und dem Staats-Secretair Gardiner. Er übernachtete zu Walsham, und seine Begleiter nahmen ihr Quartier in dem Hause eines Edelmanns, der die Erziehung seiner Söhne dem Thomas Cranmer anvertraut hatte. Dieser Mann war Professor auf der Universität Oxford gewesen, hatte aber diese Stelle verloren, weil er in den ehelichen Stand getreten war. Die Begleiter des Königs unterhielten sich mit ihrem Wirth auch über den Ehescheidungs-Prozeß des Königs in Gegenwart des Professors, und forderten diesen auf, seine Meinung darüber zu sagen. Nach einigen Entschuldigungen erklärte er: das untrüglichste Mittel, den König aus aller Verlegenheit zu ziehen, scheine ihm folgendes zu seyn: Man müsse das Gutachten von mehreren berühmten Universitäten darüber einholen, ob die vom Pabst Julius II. ertheilte Dispensation zur Verheirathung des Königs mit der Gemahlinn

seines Bruders gültig sey und habe ertheilt werden können, oder nicht. Falle das Gutachten bejahend aus, so sey das Gewissen des Königs beruhigt; im entgegengesetzten Falle werde es der Pabst nie wagen, gegen die Meinung so vieler gelehrten Männer etwas anders zu behaupten und festzusetzen. Die Ehe des Königs sey daher ungültig und seine Wiedervermählung ohne alles Bedenken.

Dieser Meinung wurde dem König hinterbracht. Er war sehr erfreut, nahm den Professor sogleich mit in sein Gefolge und überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen.

Seinem Rathe zufolge wurden nun die Universitäten zu Orleans, Anger, Toulouse, Paris, Bologna und Ferrara beschickt, und ihr Gutachten abzugeben ersucht. Einstimmig und ohne alle Einschränkung fiel dasselbe dahin aus: daß die vom Pabst Julius II. ertheilte Erlaubniß zur Vermählung des Königs mit der Witwe seines Bruders den göttlichen Gesetzen entgegen und mithin ganz ungültig sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bremen geschildert von einem Engländer.

(Fortsetzung.)

Die Handbücher für Reisende zählen noch andre Merkwürdigkeiten in Bremen auf, wie einen Keller unter der Domkirche, der Bleikeller, worin menschliche Körper nicht verwesen; eine Bildsäule Rolands auf dem Marktplatze, die Domkirche selbst und das Rathhaus. Die Domkirche ist keinesweges schön, aber das Rathhaus ist ein prachtvolles altes Gebäude, weit über allem, was ich je in dieser Art sah. Bremen ist durchgängig besser gebaut, als Hamburg. Die Straßen sind breiter, die Häuser sind gleichförmiger und die Stadt ist reinlicher; aber die Gegend umher, obgleich angenehm, kann nicht mit der entzückenden Gegend um Hamburg wetteifern. Es herrscht eine größere Stille in und um Bremen. Die Zahl der Einwohner, die sich auf 36,000 beläuft, ist nur der dritte Theil der Einwohnerzahl von Hamburg, und die Hälfte des Geräusches einer Handelsstadt geht dadurch verloren, daß die Schiffe die Weser nicht höher herauf kommen können, als bis Braake, eine Stadt, die ungefähr 30 Meilen (engl.) unterhalb Bremen liegt. Bei diesem Nachtheil ist es merkwürdig, daß Bremen doch noch immer allen Weserhandel, mit Ausschluß der Einwohner Oldenburgs und Hannovers an sich zieht. Braake, wo die Schiffe umladen, liegt im Oldenburgischen Gebiete, und jetzt geht täglich ein Dampfboot zwischen den beiden Plätzen. Die Bremer sind stiller und sedater als die Hamburger; sie vermischen sich weniger mit Fremden. Ihre öffentlichen Belustigungsörter sind weniger glänzend. Ihre Regierung ist aristokratischer, ihre Polizei strenger, und ihr religiöser Sinn lebhafter. Alles ist in Bremen methodischer eingerichtet, wie in Hamburg. Die Leute haben einen Anschein von Zurückhaltung, die den Deutschen nicht gemein ist. Sie sind behutsam und ökonomisch; die Männer tragen altmodische Kleider und folgen altmodischer Sitte. Die Frauen behalten die veraltete Gewohnheit bei, mit ihren Ehemännern an öffentliche Oerter zu gehn, und, da sie Unkosten scheuen, so haben sie mit den Eigenthümern aller öffentlichen Gärten und Kegelbahnen (Kegel Bahns) um die Stadt herum, förmliche Contracte gemacht, um heißes Wasser und nach der Zahl der Personen Tassen zu er-

halten, während sie sich ihres eignen Thees und Kachens bedienen.

Der Kaufmann bemerkte mir, daß in Bremen die Kaufleute die einzigen Edelleute wären, und daß es für die ganze Welt gut seyn würde, wenn es keine andre gäbe. Ich konnte dieser Meinung nicht ganz beipflichten, besonders wenn ich diese Edelleute Haufenweis ankommen sah, um ihre Soldaten auf Wache ziehen zu sehn, und so ihren eignen Söldlingen zu huldigen. Die Liebe für militärische Narrheit und Flimmer scheint in der That den Deutschen so gemein, daß selbst die Bürger, sowohl in Hamburg, wie in Bremen, die doch in all ihrem Treiben so verschieden von Soldaten sind, sie bewundern, und gewissermaßen sie ehren. Die adelichen Kaufleute Italiens verbesserten gewiß ihr Land, aber anscheinend bloß, um es zur Knechtschaft zu führen. Es ist von wenig Bedeutung, welches Gewerbe die Menschen treiben, ob sie Soldaten oder Kaufleute sind; wenn sie Gewalt haben werden sie sie auch mißbrauchen, und die Kaufleute von Genua, von Venedig, und, in der That auch die von Hamburg und Bremen, scheinen bloß deshalb Reichthum erworben zu haben, um in der Fülle willkührlicher Gewalt schwelgen zu können. Die erstern waren tyrannischer und aristokratischer als irgend wirkliche Edelleute; und wenn letztere nicht so waren, so hat man das nur der größern Beschränkung ihrer Gewalt zuzuschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Auf der Reise.

Frei durch des Himmels umsonnten Plan
Gehet des Adlers herrliche Bahn;
Frei durch die Weiten des Meeres und frisch
Wandert voll üppigen Lebens der Fisch.
Also der Starke durch Berg und Thal
Findet sein Vaterland überall.
Wenn Dich die Woge der Sorg' auch drückt,
Nur in den eigenen Busen geblickt!
Wer nicht verzagt an der eignen Kraft,
Immer sein eigenes Glück sich noch schafft,
Ist es nicht hier, so ist es doch dort,
Und die Sonne, sie leuchtet an jeglichem Ort.

---

*Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse. *)

Das Verhältniß unsers Publikums zu unserer Bühne scheint eine Wendung zu nehmen, die auf den nochmaligen Ruin der letzteren hindeutet, und die Hoffnungen derjenigen Freunde der Kunst, welche aus den diesjährigen Theater-Ereignissen und ihren besondern Veranlassungen einer günstigeren und einer festeren Stellung desselben sich schmeichelten, um so mehr lähmt, als ein neuer Uebergang der gegenwärtigen Unternehmung unfehlbar der Zeitpunkt seyn würde, wo Bremen auf längere, vielleicht auf sehr lange Zeit eine Anstalt verlöre, die mit der zum Bedürfniß gewordenen Befriedigung seines Kunstsinnes die edelste von allen Erholungen verbindet. Ob es besser sey, ruhig zu erwarten, was möglicherweise eine Veränderung der gegenwärtig obwaltenden Umstände herbeiführen könnte, oder zeitig auf die begegnenden Mittel aufmerksam zu machen, ist entschieden genug, um einen unpartheiischen Beobachter unserer Bühnenverhältnisse bei seinen gebildeteren Mitbürgern zu vertreten, der es anspruchslos wagt, seine — der Berichtigung gern unterworfenen, der weiteren Ausbildung sehr fähigen — Ansichten ihnen mitzutheilen. Mögen sie dazu dienen, uns zu einem Standpunkte zu führen, vor dem die Verhältnisse alle vorurtheilsfreier geprüft und beurtheilt und zu einer festeren Stellung geleitet werden.

---

*) Die Leser dieser Ansichten wollen nicht unbeachtet lassen, daß dieselben — bereits vor mehreren Wochen angefangen — eingetretener Behinderungen wegen erst jetzt beendigt werden konnten, wonach manches, z. B. hinsichtlich der aufgeführten Opern zu beurtheilen ist. D. R.

Die Erfahrung von beinahe einem Menschenalter hat praktisch die oft theoretisch bestrittene Behauptung als wahr dargethan, daß die Unternehmung der hiesigen Bühne durch sich selbst zu bestehn nicht vermöge, daß wenigstens ein solches Bestehen nicht als gewiß anzunehmen, am wenigsten für die Dauer mit Sicherheit darauf zu rechnen sey. Unter diesem Bestehen durch sich selbst muß natürlich verstanden werden: daß die Direction aus den Leistungen des Theaterliebenden Publikums so viel einnehme, als die Unterhaltung eines Theaters, wie dieses Publikum es verlangt, erfordert, ohne ihr eigenes Vermögen im Laufe einiger Jahre zuzusetzen, ohne einzelne, für die Kunst besonders interessirte, Privat-Personen in Anspruch zu nehmen, ohne durch das eben so seltene als unerwünschte Eintreten ungewöhnlicher Zeitläufte hingehalten zu werden, oder ohne mit einer die beim Theater angestellten Mitglieder und Arbeiter und manche hiesige Einwohner benachtheiligenden Insolvenz das Werk aufzugeben. Zwölf Directionen nacheinander haben in dem für diese Anzahl so kurzen Zeitraume von etwa 30 Jahren in einem dieser verschiedenen Verhältnisse sich bewegt oder geendet, und wenn ja vielleicht drei Ausnahmen hievon gelten dürften, nämlich die Herrn Großmann, Pichler und Gerber, dann ist nicht unbeachtet zu lassen, daß diesen drei Directionen wesentliche Vortheile aushalfen. Herr Großmann begann seine Unternehmung hieselbst 1. nach einer langjährigen Unterbrechung der sehnlich wieder gewünschten Bühne, 2. zu einem nur dreimonatlichen Aufenthalte allhier während der dem Theater am günstigsten Jahreszeit, 3. in Verbindung mit Hannover, wodurch Bremen gewissermaßen in das Verhältniß eines Aushülf-Ortes trat, 4. zu einer Zeit, wo Kunst-Erfahrung und Ansprüche des Publikums auf einer minder hohen Stufe standen, 5. zu einer Zeit, wo die pecuniären Anforderungen der Schauspieler den jetzigen bei weitem nicht gleich kommen, 6. zu einer Zeit, wo bei höherem Flor und durch die Neuheit der Sache die doppelt höheren Preise minder fühlbar waren, und wo 7. eine mäßige Vergütung des auf Actien erbauten Schauspielhauses weder durch sich selbst noch durch entbehrliche Nebenkosten die Einnahme auf eine unmäßige Weise schmälerte. Unter solchen Beziehungen mußte die Unternehmung, wenn sie jemals gedeihlich seyn würde, gedeihen, und dennoch ist man sich über Gewinn und Verlust der Großmannischen Unternehmung sehr uneinig. — In Betreff der viel späteren Bühnenführung unter Herrn Pichler dürfen die drei Hauptumstände, denen er allein seine Vortheile verdankte, nicht vergessen werden, 1. daß er einen reichlichen Erwerb in Oldenburg durch ein für die Bühne sich höchlichst interessirendes Publikum genoß, 2. daß er den aus Bremen gezogenen Gewinnst vorzugsweise dem Spätjahre von 1813 und dem Jahre 1814 verdankt, wo Bremen von Fremden, hauptsächlich von einquartirtem Militär überfüllt war, das überall und besonders an Orten, wo es fremd des sonstigen Umganges ermangelt, so gern Thalien — vielleicht auch ihren Priesterinnen — huldigt, 3. daß er seine hiesige kurze Unternehmung nach solchem Zusammentreffen der günstigsten Umstände mit einer durch einige Sicherstellung nach günstigeren in Hannover als Director des Hoftheaters vertauschte, wo ihm bei seinem Abgange als solcher der wesentliche Vortheil der Veräußerung seiner Theaterapparate zu Theil ward. — Herrn Gerbers Direction anbelangend bedarf es der Erörterung, wie derselbe durch die thätigste persönliche Verwendung mehrerer angesehener Freunde und Beschützer der Bühne ein zahlreiches Abonnement zu Stande brachte, welches seine Ausgaben deckte, daß er aber bekanntlich in seinen Finanzen rückwärts schritt, als jene Verwendung beim zweiten Abonnements-Versuche unterblieben war, daß er dann um eine besondere Unterstützung sich bemühte, und daß er den geringen, sein früheres Besitzthum nicht erreichenden Ueberschuß, mit dem er die Unternehmung aufgab, lediglich dem guten und in Terminen zwar aber doch pünktlich und richtig bezahlten Verkaufspreise seines Apparats von Seiten seines Nachfolgers verdankt. Die Fortsetzung seiner hiesigen Unternehmung würde auch ihn dieses Vortheils verlustig gemacht, und ihn in die Cathegorie seiner Vorgänger gebracht haben, die, jenachdem sie hiesige vermögende Privatmänner in ihre Angelegenheiten zu verwickeln und diesen bedeutende Verlüste zu bereiten wußten, mehr oder minder früh und mehr oder minder in Schulden versunken, die hiesige Bühne aufzugeben gezwungen waren. Herrn Gerbers Nachfolger hat, den öffentlichen Versicherungen vertrauenswerther Männer zufolge, durch die unverholene Darlegung seiner sehr genauen Abrechnungen dargethan, daß er nach einer 2½ jährigen Bühnenführung für den Betrag desjenigen Capitals verschuldet sey, mit dem er mittelst Ankauf der Theaterutensilien in die Unternehmung getreten, daß er also in jenem Zeitraume ein Capital von einigen tausend Thalern zugesetzt, die nicht, wie man glauben zu machen bemüht gewesen, durch eigenen Auf-

wand verschwendet genannt werden können, da aus seinen Büchern hervorgehn soll, daß er für sich keine andere Ausgabe, als die früherhin unter Herrn Gerber genossene Gage, berechnete, gewissenhaft genug selbst den Bedarf der eigenen Wohnung hierauf, und das zum Büreau, zur Aufheimung der Garderobe u. s. w. benöthigte Local auf die allgemeinen Theater-Unkosten vertheilend. Er hat die Zweifel alle gehoben, welche entweder Unkunde, oder Befangenheit, oder absichtliche Anfeindung gegen ihn zu erheben sich angelegen seyn ließen, und hätte er das nicht schon gethan, so würden diese doch durch die gegenwärtigen Umstände schwinden müssen, wo nach einer fünfmonatlichen Unterbrechung der Bühne sich niemand verhehlt, daß selbst bei einer nicht ganz unbedeutenden Erhöhung der Preise, an sich selbst sowohl als auch durch die Trennung der oberen Logen von dem Parterre, die Unternehmung der Direction den Untergang drohe, früher oder später, je nachdem dieselbe, uns unbekannt, vermögend oder unvermögend seyn, oder Verlust auf Verlust zu häufen geneigt seyn dürfte.

Unter diesen, als Thatsache daliegenden und darum unwidersprechlichen Verhältnissen der Bühne, hat, durch Erfahrung klüger und ärmer geworden, ein Director nach dem andern das hiesige Theater aufgegeben, während anderer Orten, z. B. in Hamburg, eine langjährige Mitgliedschaft und Verdienst nur eine Anwartschaft auf die Mit-Direction geben; unter diesen Verhältnissen hat selbst unser Publikum bei dem diesjährigen Versuche der Begründung einer vaterstädtischen Bühne — sobald sie ihm speculativisch dargestellt ward — sein Vertrauen versagt, unter diesen Verhältnissen hat Herr Pichler, dem ungewöhnlich eingetretene Umstände jene Erfahrung ersparte, längst den Wunsch nach Wiedererlangung der hiesigen Concession gehegt, und schnell — wenn nur nicht zu vorschnell — den Augenblick ergriffen, der durch den Untergang seines Vorwesers und durch die Zerstreuung einer wohl vereinigten und gut eingespielten Gesellschaft der Erlangung seines Wunsches günstig war. — Nach der Beleuchtung der vorerwähnten Umstände möchte es hier an seinem Orte seyn, diejenigen Verhältnisse zu berühren, unter denen Herr Pichler auf Nachsicht, auf Ermunterung und Unterstützung Verzicht zu leisten, oder in wiefern er darauf Anspruch zu machen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Sylben-Räthsel.

Wer war der Mann, des Name hier
Im reinen Daktilus erscheinet,
Der Gottessinn und Wißbegier
Mit Schwärmereyen oft vereinet;
Er lebte in der Freiheit Vaterland
Und fiel durch Meuchelmörders Hand.

Sein erstes Silbenpaar ist nur
In tiefster Finsterniß gebohren,
Aus wilder brausender Natur
Kommt es ans Sonnenlicht gegohren;
Was lebt das flieht, wenn es erscheint mit Graus,
Doch Künstler suchen es und schneiden Formen draus.

Das letzte Silbenpaar, geliebt
Wird es von Hohen und von Armen,
Es ist was uns das Daseyn giebt;
Wer ruht nicht gern in seinen Armen?
Der Gute folget gern, dem was es uns gebot,
Ehrt es und nennet froh bey diesem Namen Gott.

O — g. E — r.

Auflösung der Charade in Nro. 99.

Brautschmuck.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 101.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 17. December 1820.

Das Wort.

Kennst du das Wort, das von dem Himmel nieder
uns hohe Kraft und Seligkeiten tönt?
Kennst du das Wort, das auch die Sünder wieder
mit ihrem Gott, dem Heiligen, versöhnt?
Nenne das hohe und heilige Wort,
es tönt in Ewigkeiten fort:
Vater!

Was lehrt uns auf zum Sternenhimmel schauen,
Wenn unsre Brust der Erde Nacht beengt?
Was lehrt dem Unsichtbaren zu vertrauen,
wenn unsern Blick das Grab zur Tiefe senkt?
Nenne das hehre und heilige Wort,
es tönt in Ewigkeiten fort:
Glaube!

Was bürgt uns hier des Herzens hohe Würde,
erfüllt der Sehnsucht kindliches Gemüth?
Was leichtert, selbst sich opfernd, unsre Bürde,
das heißer als die Mittagssonne glüht?
Nenne das freundliche, heilige Wort,
es tönt in Ewigkeiten fort:
Liebe!

Was giebt uns Lust, das Gute hier zu wollen,
und Kraft zur Uebung unsrer Menschenpflicht?
Was zeigt den Werth, den wir erreichen sollen;
Was hält das Kind, wenn's ihm an Kraft gebricht?
Nenne das mächtige, heilige Wort,
es tönt in Ewigkeiten fort:
Hoffnung:

Kennst du das Wort, das unermüdet waltet
für Menschenwohl und unser Bruderglück,
das Raum nicht engt und keine Zeit veraltet,
das triumphiret über Mißgeschick?
Nenne das seltne und heilige Wort,
es tönt in Ewigkeiten fort:
Freundschaft!

Wie heißt das Wort, das wie mit Zauberkräften
die Völker eint und führt zum schönen Ziel,
das segnend waltet in den Hausgeschäften,
und Großes bildet in dem Staatsgewühl?
Nenne das glückliche, heilige Wort,
es tönt in Ewigkeiten fort:
Heimath!

Du kennst das Wort, und wirst den Vater ehren,
und Glaube wird des Lebens Schutzgeist seyn.
Der Geist der Liebe wird dir Hoffnung lehren
und Freundschaft deiner Wünsche Heimath seyn,
Bewahre das hohe und heilige Wort,
und sprich, tönt's durch dein Leben fort:
Amen!

Z —

---

* Bremen
geschildert von einem Engländer.

(Beschluß.)

Die Einwohner der Handelsstadt Leipzig sind weniger in der Literatur unterrichtet, als die von Dresden. Dasselbe schien mir bei den Einwohnern von Hamburg wahr; und in Bremen konnte ich nur Einen anständigen Buchhändler, und nur Eine Leihbibliothek finden. Die Masse des Volks in Handelsstädten hat zu viel zu thun, um lesen zu können, während die Müssiggänger, die in der Umgebung eines Hofes leben, die kleineren Künstler und Fabrikanten, die durch dessen Bedürfnisse und Belohnungen sich nähren, oft auf das Lesen, nicht bloß zu ihrer Unterhaltung, sondern auch wegen der Verbesserungen, die in ihrem Gewerbe nützlich sind, hingewiesen werden. Kaufleute interessiren sich lebhaft für alle Handels Angelegenheiten andrer Länder. Es liegt denen in Bremen wenig daran, ob die Bildhauerei und die Malerei und die Poesie in Brittanien blühen oder nicht, aber unsre Zollverordnungen, unsre Fortschritte in Verbesserung des Maschinenwesens, wodurch unsre Baumwollenzeuge auf den Märkten des Westens das Leinen, womit diese handeln, fast verdrängt haben, sind ihnen von großer Wichtigkeit. Sie bekümmern sich wenig, sey es um den Magnetismus oder um das Theater in Preußen und Baiern, aber sie müssen genau die Zolltarife der Monarchen dieser Länder kennen. Sie haben keine Leihbibliotheken, aber sie haben zwei oder drei Clubbs, wo man Zeitungen lesen kann. Der Unterschied der litterarischen Bildung der Einwohner von bloßen Handelsstädten und von Städten, die die Residenz von Höfen sind, scheint in Deutschland sehr scharf zu seyn. An der Wirthstafel in Bremen, wo zwanzig bis dreißig Personen täglich speisten, die noch dazu meist Einwohner der Stadt waren, fand keine andre Art von Unterhaltung statt, als über ihren eignen Handel, oder ihre Vergnügungen. Im Theater wußte mir von zwei oder drei Personen, die ich um den Namen des Verfassers einer kleinen Oper, die ich aufführen sah, fragte, keiner Auskunft darüber zu geben. Muße ist zur Betreibung der Litteratur nothwendig; die Menschen nehmen dazu, als zu einer Unterhaltung, ihre Zuflucht, aber die Muße, welcher die Untergebenen eines Hofes genießen, ist auf Kosten der großen Masse der Gesellschaft erkauft, die dadurch zu strengerer Arbeit verdammt ist, und die litterarische Bildung selbst ist nicht werth um solchen Preis erworben zu werden; die Annehmlichkeiten, welche sie gewährt, sind aller Bewunderung würdig, aber überall, wo sie von Fürsten-Händen verbreitet sind, sind sie nichts als die prunkende Kleidung einer kraftlosen Gestalt. Wahrscheinlich herrscht in den Handelsstädten ein kräftigerer, gründlicherer Sinn wie in andern. Beide, Hamburg und Bremen, sind berühmt für astronomische Beobachtungen und für Mathematik. Dr. Olbers, so rühmlich bekannt als Astronom, lebte (lived) in Bremen, und in Lilienthal, nicht weit von Stadt, ist die Sternwarte des Herrn Schroeter, wo ein be-

rühmter Professor in Göttingen, Herr Harding, sich hauptsächlich seine Kenntnisse verwarb.

---

* Bestättigung, Rechtfertigung und Berichtigung.

Wenn die fünf ersten Absätze des mit G. M. unterzeichneten Aufsatzes über das Theater in Nro. 99 dieser Blätter unwiderlegliche Wahrheiten über die demselben verderblichen hiesigen Verhältnisse enthalten, und eine Hinweisung darauf sehr dankenswerth bleibt, so fällt es um so unangenehmer auf, in den unmittelbar folgenden fünf Absätzen Aeußerungen zu finden, die in dem anscheinenden Mangel der Unbefangenheit Verletzung der Wahrheit enthalten. Es würde hierüber geschwiegen werden, wäre diese Verletzung von persönlichen Angriffen solcher Personen frei geblieben, über die das Publicum in seinem unverhaltenen Beifall eine andere Meinung äußert, als der Verfasser, die denn auch in der allgemeinen Stimme sich gerechtfertigter finden mögen, als beleidigt in dieser einzelnen.

Diese Verletzung trifft in dem 9. und 10. Absatze gerade denjenigen leider! geringen Theil des männlichen Personals, der uns an eine bessere Zeit erinnert, der nach vielfach gefällten Urtheilen eben den besten Theil desselben ausmacht, und durch den fast allein das durch ihn eingenommene Rollenfach würdig ausgefüllt ist. Werden die stets lauter werdenden Ohrenbläsereyen überhaupt mißfällig bemerkt, so trift dieser Vorwurf jenen Theil nicht ausschließlich vor dem übrigen, und es scheint dieser allgemeine Mißstand Schuld des durch das Gastspiel vielleicht schnelleren als sonst gewöhnlichen Einstudirens der Stücke zu seyn. Niemand aber wird in Abrede stellen, daß Herr Schmidt sowohl als auch Herr Zschischka den besseren — fast allein zulänglichen — Theil unsers männlichen Bühnenpersonals ausmachen, daß sie das ihnen anvertraute Rollenfach längst zur Zufriedenheit des Publikums durch Talent und Studium ausfüllten, und daß sie sowohl als auch Herr de Troit, sobald sie nicht durch die im siebenten Absatz überhaupt abgeläugnete, dem Publikum jedoch nur zu wohl bekannte „mangelhafte Besetzung der Rollenfächer" gänzlich aus ihrem Rollenfache gerissen werden, nicht diejenigen sind, die als überflüssige Subjecte bei dem zahlreichen Bestande unserer Bühne, oder als ungenügende in ihrem eigentlichen Würkungskreise, bei Berücksichtigung der übrigen Mangelhaftigkeit angesehn werden.

Wird aber die Mangelhaftigkeit bestritten, so sage uns doch Verfasser, wie er durch die Herren Schmidt, Greenberg, Zschischka, Kramer und de Troit das Trauer-, Schau- und Lustspiel in allen seinen Theilen genügend besetzen will. Findet er in diesem besseren Theil des männlichen Personals und in dem übrigen den Bestand zur Besetzung aller Fächer? Woher kommt z. B. ein allererstes Bedürfniß, der 1te Held und dann so manches andere, der Weitläuftigkeit wegen nicht zu erwähnende?

Und was den verleiten Verfasser, dem allgemeinen Beifall des ganzen Publikums und dem Urheile aller Musik-Kenner entgegen, Herrn Zschischka den Rang eines ersten Bassisten im 10 Absatz unbedingt abzusprechen. Herr Zschischka wird sich hoffentlich dadurch über die gute Meinung der Verehrer seiner Kunst, seines Fleisses und seines Talentes auch in Rollen außer seinem eigentlichen Fache nicht irre machen lassen.

Die mangelhafte Besetzung der verschiedenen Rollenfächer wird durch den 8 Absatz nicht al-

*

lein nicht widerlegt, sondern bekräftigt. Der Mangel einer ersten Liebhaberin, oder um, richtiger zu sprechen, der zärtlichen Rollen, d. h. derjenigen, welche zwischen denen stehen, die einestheils von Frau Gehlhahr und Fräulein Schulz mehr als Anstandsrollen, und anderntheils von Frau Fabrizius mehr als naive Rollen theils ausgezeichnet, theils vollkommen gut besetzt sind, ist bisher allgemein gefühlt und ausgemacht, wenn man sich nicht mit dem hoffentlich sich entfaltenden, annoch aber in der ersten Entwickelung befangenen Talente von Anfängerinnen begnügen will, die dem Publikum freilich anmuthige Gestalten, aber auch weiter nichts, darstellen. Die Mangelhaftigkeit spricht sich ja dadurch aus, daß eben in Kabale und Liebe eine den naiven Rollen mit lobenswerthem Erfolge angehörende Schauspielerin in Ermangelung jeder andern dazu genügenden eintreten mußte. Warum wird diese deshalb gekränkt, weil sie bei einer Gast-Darstellung aushalf, wo eine andere noch minder an ihrem Platze gestanden haben würde.

Ueber die allgemeine Behauptung, daß Schau- und Lustspiele gut gegeben werden weil einige namentlich aufgezählte sich vor andern hervorheben, ließe sich gar manches, der Beherzigung werthes sagen, wenn es gut erachtet werden könnte, die laut dagegen redende Stimme der Kunstfreunde noch mehr zu erheben, als sie bereits zum Nachtheil einer Direction erhoben ist, von der zwar noch manches zu fordern, von der aber auch manches dankenswerthe geleistet ist, die das Unmögliche nicht möglich machen, und Schwierigkeiten nur durch rege Unterstützung besiegen kann. Verdienen übrigens die erwähnten Stücke ihrer Darstellung wegen einer Erwähnung, so spreche man nicht etwa: „Welche kleine Anzahl gegen die Unzahl gänzlich mißlungener Darstellungen“ aber man übersehe ja nicht, daß sie entweder durch den Werth eines Gastes oder durch die überwiegende Mitwürkung des weit vorzüglicheren weiblichen Personals gehoben wurden. Donna Diana kann beinahe in der einzigen Rolle, deren Namen das Stück trägt, gehalten werden, und ward es durch eine anerkannt ausgezeichnete Künstlerin. Bei Elise von Valberg hebt sich oder fällt das Stück zum Glück nicht durch die Elise allein; wäre das, so hätte dieser Vorstellung hier nicht erwähnt werden können. Die Fürstin, die Oberhofmeisterin, der Amtshauptmann, von Kühlen sind wesentliche Bestandtheile dieses feinsinnigen Stücks, und durch sie übersah man gern die Elise.

Es ist ein gutes altes Sprichwort, de mortibus et absentibus nil nisi bene. Wäre Verfasser dessen im sechsten Absatze eingedenk gewesen, so hätte er ganz unnöthiger Weise weder die Abwesenden, noch die Wahrheit, noch richtigere Schlüsse beleidigt. Von diesen Abwesenden sind uns so manche noch in werthem Angedenken und die Stimme über die damalige bessere Zusammenstellung des Ganzen, wo Hauptrollenfächer durch eine Hanff, Göcke, durch einen Hanff, Gaßmann u. s. w. ausgefüllt wurden ist so laut und entschieden, daß es einer Widerlegung dieses nichtssagenden Angriffes auf solche Personen nicht bedarf, denen mehrere nennenswerthe Künstler zur Seite standen, die wir nicht ersetzt finden. Angenommen indeß, das Publikum habe sich deshalb im vergangenen Winter des Theaters enthalten, würde es sich nicht, wenn es jetzt seine Erwartungen befriedigter sähe, desto angezogener fühlen? Vielmehr scheint es aber, als sey die gegenwärtige Bühne im Anfange ihres Hierseyns während der dem Theater ungünstigeren Monate mehr besucht worden,

als sie es jetzt ist, und als fange das Publikum jetzt an, sich zu entwöhnen. Das letzte Abonnement unter der vorigen Direction, obwohl es die Frühlings-Monate mit begriff, war zahlreicher als das für diesen Winter unternommene, und schwerlich möchte das eine größere Zufriedenheit des Publikums mit den gegenwärtigen Beziehungen unserer Bühne verrathen.

Für den, welcher sich zu einem lauten Urtheile über öffentliche Angelegenheiten berufen fühlt, ist Unbefangenheit Hauptsache, die in erwähntem Aufsatze durchaus vermißt wird. Man kann dem Neuen überhaupt, und sogar, wie es hier der Fall zu seyn scheint, einzelnen dem Neuen Angehörigen, huldigen, ohne das Alte überhaupt rücksichtslos zu verdammen. Jedes hatte und hat seine Mängel. Diese mit Schonung zu rügen und auf mögliche Verbesserungen hinzudeuten, würkt wohlthätiger, als um der Protection willen seine einseitige Meinung dem Publikum aufzudringen, welches gewöhnlich die Triebfedern erräth.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend würde Verfasser in den numerirten Absätzen 1 bis 4 einen richtigen Beitrag zur Lösung der in Nro. 95 des Bürgerfreundes aufgeworfenen Frage gegeben, und hiedurch sowohl als durch die beiden letzten Absätze mit Wahrheit darauf hingedeutet haben, mittelst welcher Verhältnisse das Publikum sich selbst die Aufhülfe und Erhaltung einer guten Bühne vorenthält, und wessen wir uns auch bei Abstellung dieser Verhinderungen gegen bedeutendere Städte zu bescheiden haben. Die Direction, die gewiß selbst das dort widerstrittene mangelhafte fühlt, scheint in der That keine Mühe und Kosten zu sparen, uns künftig zufriedener zu stellen, als es bisher unter mancherley der Billigkeit nicht entgehenden Schwierigkeiten möglich war, und wahr ist es, daß sie, um darin fortzuschreiten, sich einer regeren Unterstützung erfreuen muß. Ohne einige Befangenheit in den Zwischensätzen also, ohne die Herabwürdigung mehrerer stets mit Beifall gesehener Mitglieder unserer Bühne, ohne Partheilichkeit für die Liebhaberinnen — in so fern über ihre Talente auf der Bühne die Rede ist — würden diese Zwischensätze, zu einer richtigen Kritick benutzt, sehr wohl dazu gedient haben, Publikum, Direction und Gesellschaft auf ihre gegenseitigen Verpflichtungen hinzuweisen.

---

*Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Es ist allerdings der lauten und allgemeinen Stimme nicht zu widersprechen, oder vielmehr dieselbe nicht mit Wahrheit zu widerlegen, daß Herr P. als er schon zu einer Zeit nach Ertheilung der hiesigen Concession strebte, wo sich dieselbe noch in den Händen ihres rechtmäßigen Besitzers befand, und nachdrücklichere Schritte that, wo deren Ausübung zwar einstweilen suspendirt, aber nicht aufgegeben war, und wo Bremen mindestens eine Gesellschaft besaß, für deren Erhaltung, namentlich der vorzüglicheren Mitglieder es öffentlich seine Wünsche und Absichten aussprach, daß Herr Pichler seine Kräfte zu wenig geprüft hatte, in wiefern er im Stande sey, den Erwartungen zu entsprechen, die mit der Ertheilung der Concession verbunden seyn mußten, die das Publikum hegen durfte, dessen Vertrauen er durch eigene sowohl als durch dritter Personen Aeußerungen zu gewinnen suchte. Von seinen finanziellen Kräften ist hier nicht die Rede, deren Beurtheilung um so weniger Jemandem zustehn möchte, da sie einestheils nach seinen früheren hiesigen Beziehungen günstig zu liegen scheinen, anderntheils dieselben nicht weiter zu reichen brauchen, als zur ersten Aufstellung eines genügenden Theaters, für dessen Erhaltung dann das Publikum durch seine gegenseitigen Leistungen zu sorgen hatte. Es fragt sich also, ob jener ersten Aufstellung Genüge geschehn, und das in der Vergleichung mit den Leistungen der letzten Directionen sehr geneigte Publikum will sich nicht in

einer günstigen Entscheidung aussprechen. Es ist dem Publikum nicht entgangen, wie wenig die ganze Zusammensetzung der im September hieher geführten Gesellschaft geeignet war, seine bescheidensten Erwartungen zu befriedigen, und nicht voraussetzend, daß selbige seit Uebertragung der hiesigen Concession ihrem Werthe nach — abgesehn von ihrer übergenügenden Anzahl — verringert sey, war man allerdings erstaunt, wie Herr Pichler unter solchen Beziehungen sich schmeicheln mochte, die Zufriedenheit des Publikums zu erlangen, geschweige dessen Interesse zu noch kräftigerer Unterstützung, als bisher gefordet war, zu verwecken, oder denjenigen Anforderungen zu genügen, in denen das Publikum sogar bei der vorherigen Gesellschaft sich getäuscht glaubte. Nach wenigen Vorstellungen zwar bemerkte man aus den Anschlagezetteln einen reichhaltigen Bestand in Betreff der Anzahl, die Vorstellungen selbst aber ergaben das größte Mißverhältniß in den Eigenschaften der Mitglieder. Bei einem Ueberflusse untergeordneter Subjecte waren mehrere Hauptrollenfächer entweder ganz und gar nicht oder schwach und unzulänglich besetzt. So z. B. fehlte ein allererstes Bedürfniß, ohne welches nicht ein einziges Lust- und Schauspiel in die Scene gesetzt werden konnte, der erste Liebhaber, ganz. Eine völlig gleiche Bewandniß hatte es mit dem ersten Helden, und durch beide Mängel blieb das bürgerliche, wie das romantische Trauerspiel außer der Möglichkeit der Darstellung. Unentschieden lassend, ob auch der zweite Liebhaber genügend besetzt war, waltet kein Zweifel in Betreff des gänzlichen Mangels eines zweiten Helden ob. Das Fach der zärtlichen Väter beschränkte sich auf einen einzigen Schauspieler, über dessen Werth hier nicht — wie überhaupt nicht über Einzelheiten — abgesprochen werden soll. Alle Stücke — also fast jedes der größeren Schau- und Lustspiele, namentlich Isländische — mußten außer Scene bleiben, da nicht allein der zweite zärtliche Vater, sondern sogar auch der launige Alte — nicht der komische oder Carrikatur — gänzlich mangelte. Alles dieses hatte die vorherige Gesellschaft in genügendem Maaße durch Herrn Gaßmann, Clauſius, Ringelhardt und Hanff besessen, denen Herr de Croix, Herr J. Schmidt und Herr Strobe, Herr Meck und Herr Zschischka nur aushelfend zur Seite standen. Durch die Erwägung, daß die tüchtigsten Mitglieder des jetzigen männlichen Bühnenbestandes mit etwaniger Ausnahme des Herrn Greenberg, Mitglieder unserer vorigen Gesellschaft gewesen waren, unter denen Herr Schmidt und Herr Zschischka die ehrenvollste Erwähnung verdienen, wurde unser Begriff von der Gesellschaft, die Herr Pichler zur Zeit der hier ihm ertheilten Concession gehabt haben mochte, sehr herabgestimmt, und das Vertrauen zu seiner gerechten Würdigung unseres Kunstsinnes sank bei der Beleuchtung der Umgebungen, in denen er um die hiesige Concession sich beworben, in denen er hier seine Vorstellungen begann. Bei dem weiblichen Personal wurde eine gleiche Ueberfüllung von einer Seite und ähnliche Lücken von der andern sehr fühlbar, wiewohl von ihm das männliche weit übertroffen war. Eine Gehlhaar und eine Schulz für das Fach der Anstandsrollen und selbst der über die erste Jugend hinweggeschrittenen Liebhaberinnen zu besitzen, ließ wahrlich den Anforderungen, die wir machen dürfen, um so weniger zu wünschen übrig, da selbst eine dritte, nicht unbedeutend zu nennende Schauspielerin diesen für das erste Fach zur Seite stand, jedoch steht diejenige Gesellschaft in ihrem Werthe höher und einwirkender da, welche jeden Zweig der Rollenfächer minder ausgezeichnet aber übereinstimmend ausfüllt, als diejenige, in der ein einziges Fach abstechend hervortritt, um den Abstand der übrigen schwach oder gar nicht besetzten desto nachdrücklicher fühlen zu lassen. Dahin gehört das damals gänzlich mangelnde Fach der zärtlichen und der komischen Mütter der chargirten Rollen, der zärtlichen und jugendlichen Liebhaberinnen, welche insgesammt wir so viel schmerzlicher vermißten, als unserm Geschmack namentlich hierin früherhin so reichlich genügt war. Ein Urtheil über die Oper muß aus Grundsagen gefolgert werden, die zu den vorigen im umgekehrten Verhältnisse stehn, nehmlich daraus, was wir nicht gesehn, denn die bis daher von der Direction uns gegönnte Ausbeute, aus der einzig und allein der Tancred sich hervorhebt, ist der Art, daß wir zu glauben vollkommen befugt sind, Apollo wage es wohl, seinen Wettgesang dem Urtheil des Midas, nicht aber seine Priester und Priesterinnen dem Urtheile eines kunstsinnigen Publikums zu unterwerfen. Die wenigen aufgetischten Singspiele verdienen die Zufriedenheit mit der Direction vollkommen, nemlich mit deren weiser Selbsterkenntniß, keine Oper geben zu wollen, der es schlechterdings an allen Hauptbedürfnissen mit Ausnahme der ersten Baßpartie — unsers längst besessenen und längst anerkannten braven Zschischka — gebricht, der ein als Sänger — wo möglich auch einigermassen als Schauspieler — ausgebildeter 1. und 2. Tenor, der eine zweite Baßstimme, der eine

Bravour-Sängerin und sogar der keinesweges entbehrliche Buffo durchaus abgeht. Gesehn haben wir singende Mitglieder, aber Sänger und Sängerinnen hörten wir nicht, und allein aus den untadelhaft ausgeführten Chören hatten wir auch hier zu bemerken Gelegenheit, daß die Gesellschaft an allem, nur nicht an untergeordneten Individuen Mangel leide. So wesentlich nothwendig nun auch wohleinstudirte Chöre seyn mögen, so sind doch auch die besten nicht geeignet, einen gänzlichen Mangel aller Solopartthieen — mit Ausnahme der einzigen erwähnten — vergessen zu machen.

Dem oberflächlichen Beobachter unserer zeitigen Schaubühne mag das allgemeine hier gefällte Urtheil streng scheinen, wenn er sich damit begnügte, ein angekündigtes Stück darstellen zu sehn, unbekümmert, wie jeder Einzelne dem Geiste seiner Rolle entsprach, oder wie das Ganze in einander griff. Dem aufmerksameren Beobachter ist die große Mangelhaftigkeit, das Stückwerk, die gänzliche Verfehlung einzelner Charaktere und des gemeinsamen Ineinandergreifens nicht entgangen, die fast jedesmal kalt und unbefriedigt ließ. Wäre es Zweck der gegenwärtigen Zeilen, Einzelheiten aneinander zu setzen, wäre es nur Zweck, die Darstellung eines oder anderen Stückes, gleichviel welches, mit der oberflächlichsten Kritick zu beleuchten, ja, nur eine einzige der Hauptvorstellungen, z. B. einen Don Carlos, einen Fiesko, oder die Jäger, oder die Aussteuer — in deren jedem obendrein Gäste die Hauptrollen ausfüllten — herauszuheben, so würde — der Oper garnicht gedenkend — auch der Befangenste gestehn, daß die Weihe der Kunst im allgemeinen auf eine Stufe gestellt sey, die wir längst überschritten hatten. Die wenigen leuchtenden Sterne unsers theatralischen Himmels, eine Gehlhaar, eine Schulz, ein Schmidt, ein Zschtschka und Greenberg, mit denen die Bühne hier eröffnet ward, würden von den sie umgebenden düstern Wolken zu sehr verdunkelt, als daß ihr Strahl unser Auge und unser Gemüth zu erhellen vermocht hätte. Das anscheinend in manchem der Uebrigen noch schlummernde oder des Spielraums ermangelnde Talent, zu welcher letzteren Beziehung zunächst Herr Mejo, Frau Zschischka und Frau Fabrizius, die in mehreren Rollen mit verdientem Beifall aufgenommen wurden sich zählen dürfen, mag der Vervollkommnung entgegenreifen, gewiß aber wird jeder darin übereinstimmen, daß von den hier nicht Genannten kein Mitglied geeignet war, den weiten Umfang der vielen mangelnden Rollenfächer auszufüllen.

Ob nun daher allein, oder ob auch aus andern Verhältnissen, die leider noch immer das Erbtheil mancher mit zu wenigee Kraft geleiteter Bühnen sind, es herrührte, daß in der Vertheilung der Rollen die unverzeihlichsten Mißgriffe geschehen, mag dahin gestellt bleiben.*) Genug, das Publikum hat erst gleich anfänglich sich in Erwartungen getäuscht gefunden, die gewaltsam durch Verheißungen, in denen zugleich die Herabwürdigung unsers vorherigen Bühnenbestandes ausgesprochen ward, aufgeregt wurden, es hat unerträgliche Lücken, es hat die tadelnswerthesten Mißgriffe bemerkt, die durch Kraftlosigkeit in der obersten Leitung empfindlicher auffielen, da das höchst oberflächliche — manchmal schlecht zu nennende — Einstudiren der Rollen nur dieser zur Last gelegt werden kann, die entweder dieselben zu spät austheilte oder, ohne die Mitglieder zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, die Stücke zur Aufführung brachte. Diese getäuschten Erwartungen aber, diese Lücken, diese Mißgriffe, dieser Mangel an Studium würkten auf das verderblichste bei einem Publikum, dem einige Lauheit für das Schauspiel — gleichviel aus welchen verschiedenen Motiven — nicht abgesprochen werden kann; die Leere, die in dem unangesprochenen Gemüthe der Zuschauer beim Verlassen des Schauspielhauses gelassen war, hatte die immer mehr wachsende Leere in diesem zur natürlichen Folge, die bei der Wiederholung oder Aufführung bereits bekannter Stücke noch bedeutender geworden seyn würde, hätten mehrere der ausgezeichnetesten Künstler Deutschlands dem zunehmenden Schritte jener Lauheit nicht von Zeit zu Zeit Schranken gesetzt.

*) Es verdient hier die nachdrücklichste Rüge, daß die Direction, oder wer sonst etwa als Regisseur mit Vertheilung der Rollen beauftragt seyn mag, den Geschmack des Publikums so sehr verfehlen konnte, in mehreren der hauptsächlichsten Vorstellungen Rollen, die keinesweges als Nebenrollen betrachtet werden dürfen, in den Händen derjenigen Schauspieler zu lassen, welche sie früherhin vielleicht bei einer noch mangelhafteren Organisation der Gesellschaft besaßen, während tüchtigere Mitglieder, die den ganzen Beifall des Publikums besaßen und verdienten entweder zu andern, auch ihnen wieder nicht passenden Rollen verwendet wurden, oder sogar gänzlich feierten. Wer erinnert sich hier nicht des Domingo im Carlos, des Hutel Hoffan im Fiesko, zweier besonders gelungenen Darstellungen des Herrn Schmidt, zweier Charaktere, die so wesentlich eingriffen, und die wir so gänzlich verfehlen sahen.

Aus diesen verschiedenen Rücksichten betrachtet, hat die Direction keineswegs Ursache, über die verweigerte Theilnahme des Publikums und dessen versagte Unterstützung ihres Interesse Klage zu führen, und sie selbst hat es ihrer Uebereilung, ihrer irrigen Würdigung unseres Geschmacks und unserer durch die letzten Directionen gesteigerten Anforderungen, ihrer fehlgreifenden Zusammenstellung des Bühnenpersonals, dem die Besetzung der Hauptfächer gänzlich abgeht und der mangelnden Energie, das Talent des nun einmal anwesenden durch eifriges Studium auszubilden, von der einen Seite zuzuschreiben, daß der kaum neubegründete Stand unserer Bühne schon auf ihren Untergang hindeutet. Dahinzu kommt noch, daß die jetzige Direction einen keineswegs unbedeutenden Ausfall in ihren Finanzen mehr erleiden wird, als die früheren, die insgesammt, mit Ausnahme einer einzigen, als darstellende Künstler in irgend einem Hauptfache den Bedarf ihrer Subsistenz erwarben, wofür jetzt ein anderer Schauspieler unterhalten werden muß. Die früheren Einnahmen und Ausgaben balancirten sich bis auf die Bestreitung des Schauplatzes nebst Zubehör; durch dieses erwuchs das Deficit, welches unter gegenwärtigen Verhältnissen ungleich bedeutender werden muß.

Diese Mißgriffe und falschen Berechnungen der jetzigen Direction aber können nicht mit der obigen Strenge gerügt werden, ohne bedeutende Gegengründe und Entschuldigungen für dieselbe aufzustellen, aus denen das Publikum die Veranlassung zu nehmen verpflichtet ist, mit reger Theilnahme den edelsten und gemeinnützigsten Zweig aller seiner öffentlichen Erholungen, wie diese auch heissen mögen, zu schützen und zu erhalten. Es muß, wenn es sich von Seiten der Bühnenunternehmung seiner würdig begegnet sehn will, dasjenige Vorurtheil verlassen und aufgeben, wodurch jede Direction bisher isolirt und feindlich dem Publikum gegenüberstand, daß die Unternehmung nichts sey, als Finanzspekulation eines Einzelnen, der uns weiter nicht angehe, als in der Berührung einiger Abendstunden, der nach Maaßgabe des Gedeihens seiner Speculation des Gewinnstes sich erfreuen möge, den Verlust aber ohne Recht der Klage zu tragen habe, dem wir unsere Vergnügungen so kräglich abkaufen, als er selbst, um sie allgemeiner zu machen, bestimmt. So lange dieses verderbliche, allen Gemeinzeist verläugnende und der Erhebung unserer Bühne zu ihrer eigentlichen Würde entgegenwürkende Vorurtheil nicht liberalen Ansichten und Leistungen weicht, so lange wir die Bühne als den Weg betrachten, auf welchem unser Scherflein nutzlos in die Casse eines uns nicht kümmernden Fremdlings wandert, um nur diesen zu ernähren, so lange wir es verkennen, läugnen und sogar widerstreiten was allgemeine Erfahrung als der Natur der Directionen eigen, beurkundet, daß sogar die überflüssigen Leistungen eines Publikums selten oder nie dem Vermögen einer Direction, sondern jedesmal dem erhöhten Genusse des Publikums zu gute kommen, so lange wir eine, so sehr, wie fast keine andere, ins öffentliche Leben tretende Angelegenheit, ihrem Schicksale zu überlassen geneigt sind und dadurch sie in uns selbst aufgeben — so lange graben wir auch an der Wurzel eines Baumes, der die lieblichsten Früchte der Erholung uns tragen könnte, so lange lähmen wir die Kräfte, die nur durch gemeinsinniges Zusammenwirken und Ineinandergreifen sich zu entwickeln vermögen, so lange streiten wir unserm eignen Vortheile, ja unserm eigenen Rechte sogar entgegen, Forderungen an eine Direction zu machen, die wir nicht als uns angehörig, sondern als uns gegenüber stehend betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Witziger Einfall.

Zwei Israeliten spielten neulich Billiard. Ansel verlor die Parthie; ärgerlich stieß er die Queue auf den Boden und rief: „Hätt' ich mir (mich) nur nit 2 mahl af de Caroline verlauffen, hätt' ich mein Spiel gewonnen gehabt!" — „Ne!" rief der Gewinnner schmunzelnd: „dos is ain Wunner, bist de doch nit mehr als de Manisters in England; die hoben sich auch af de Caroline zweemahl verlauffen, un hoben de Parthie auch verlauren.

C — r.

Berichtigung.

Man lese gefälligst in der vorigen No. S. 784. Sp. 2. Z. 20 von oben statt „Uebergang" Untergang Z. 10 von unten statt „vor" von S. 785. Sp. 1 Z. 8 von unten statt „Nebenkosten" Nebenlasten und S. 786 Sp. 1. Z. 8 von unten statt „ersparte" ersparten.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 102.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 21. December 1820.

Anzeige.

Von dieser, seit fünf Jahren mit Beifall aufgenommenen, alles Politische ausschließenden Wochenschrift: beginnt mit dem Januar 1821. der sechste Jahrgang und wird fortwährend im Laufe desselben wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags einen Bogen stark erscheinen, auch von Zeit zu Zeit supplementarisch Beilagen und Stein-Abdrücke von Zeichnungen, Compositionen ꝛc. beigefügt werden. Die Redaction, mit den neuesten in- und ausländischen Journalen und directen Correspondenz-Nachrichten versehen, und durch Beiträge verschiedener achtungswerther Gelehrte und Geschäftsmänner unterstützt, wird es sich angelegen seyn lassen, diese Wochenschrift immer gemeinnütziger und unterhaltender zu machen.

Sie wird Alles, was in ihren Kräften steht, aufbieten und keine Kosten scheuen, um diesen Zweck zu erreichen, hoffend, durch eine bedeutendere Anzahl Leser dazu in den Stand gesetzt zu werden, indem jedes Exemplar nach wie vor für den mäßigen Preis von 36 Groten Gold für das Quartal, oder zwei Thaler in Lo'or à 5 Thaler für den ganzen Jahrgang unter Vorausbezahlung zu haben seyn; keinem aber, der nicht Mitarbeiter ist, wie bisher gratis überlassen werden wird.

Hiesige, welche mit dem nächsten Jahrgange einzutreten wünschen, wollen es gefälligst noch in diesem Jahre entweder in der Wohnung der Unterzeichneten, Schüsselkorb No. 28, Papenstraße No. 22, oder bei dem Verleger, Weidestraße No. 10 anzeigen lassen. Auswärtige belieben die Bestellungen bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen zu machen.

Bremen,

im December 1820. Die Redaction des Bürgerfreundes.

* Umfrage.

Wo lebt der Mann
Der sagen kann:
Ich bete keinen Götzen an?
Du nicht, der Du nach Titeln seufzst
Du nicht, der Du nur Schätze häufst,
Du nicht, der in der Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß.
Du Eitler nicht, der Lob nur sucht,
Du Falscher nicht, der hämisch lugt,
Du Wüstling nicht, Du Leckermaul
Du Tagdieb nicht, so schlaff, so faul
Du nicht, der im Geschäfts-Gewühl
Vergißt des Menschen höh'res Ziel,
Du Schwärmer nicht, Du Heuchler nicht,
Du, nicht, der anders denkt als spricht,
Du Stolzer nicht, der Despotie
Uebt, weil Dir Gott vielleicht verlieh
Was er dem Bruder, welcher dient,
Aus Gottesweißheit nicht gegönnt,
Der aber, um zu herrschen ist
Viel würdiger, als Du es bist,
Du Neidhard nicht, der grinsend blickt
Auf seinen Bruder, dem beglückt
Das Leben fließt, Du darfst es nicht
Du menschenfeindliches Gesicht!
Ach Gott! wo find' ich doch den Mann?
Von den ich sicher sagen kann:
Er betet keinen Götzen an!

O — g. C — r.

Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England mit der Catharina von Arragonien und Anna von Boulen.

(Fortsetzung.)

Kaum waren diese Gutachten eingegangen, so ließ der König, der befürchtete, der Pabst möchte den Bann gegen ihn aussprechen, bekannt machen, daß bei schwerer Strafe keine Bulle des Pabstes angenommen und bekannt gemacht werden sollte die den Vorrechten der Krone und des Englischen Volks nachtheilig sey; und um das Volk über seine Ehescheidung zu belehren, ließ er seine Gründe öffentlich bekannt machen. Er bewies in dem Manifeste, daß das Verbot, die Frau seines Bruders zu heirathen, ein göttliches, für alle und ohne Ausnahme verbindliches Gesetz sey; daß selbst in dem neuen Testamente Johannes dem Herodes erklärt habe, er könne die Frau seines Bruders nicht heirathen; daß diese Meinung von allen Kirchenvätern und Familien angenommen worden sey, und daß es dabei auf die Vollziehung der Ehe nicht ankomme und zum Wesen derselben gehöre.

Die Königinn ließ dagegen ihre Vertheidigung gleichfalls öffentlich bekannt machen. Sie behauptete: daß das von dem König und ihren Gegnern angeführte Gesetz Moses nicht auf das natürliche Recht gegründet und mithin kein göttliches Gesetz sey; daß davon entbunden werden könne; daß dasselbe eigentlich nur die Ehe mit der Frau des noch lebenden Bruders verbiete; daß dem Pabst, als obersten Richter in diesen Sachen, allein die Entscheidung zustehe, und daß ja endlich ihre Ehe mit dem König zwanzig Jahre bestanden, ohne daß es jemanden eingefallen sey, auch nur den geringsten Zweifel über die Gültigkeit derselben zu erheben.

Der König brachte nun zu Anfange des Jahres 1531 seinen Ehescheidungs Prozeß vor das Parlament. Er hatte sich bereits in mehreren Punkten von der Herrschaft des Pabstes losgesagt. Sein Kanzler trug dem Parlamente die Gründe des Königs zur Trennung von seiner Gemahlinn vor, und suchte besonders den Grund der Erbfolge hervor, die nach dem Tode des Königs, bei der zweifelhaften Legimität der Prinzessinn Maria, streitig gemacht werden und zu einem innern Kriege Veranlassung geben könnte.

Die Verlegenheit, in der sich der Pabst wegen dieser Angelegenheit befand, war für denselben nicht gering. Auf der einen Seite sah er ein, daß bei der Stimmung des Königs und des Englischen Volks dieses Land für seine geistliche Gewalt verloren gehen könne. Auf der andern Seite sah er die Macht Carls V. in Deutschland und in Italien mit jedem Tage zunehmen; ohne ihn durfte er daher in der Sache nichts entscheiden, und Carl wollte in die Scheidung seiner Tante nicht willigen.

Der Pabst setzte daher einen neuen Termin auf den 4. Oktober 1532 an und ladete beide Theile zu solchem nach Rom vor.

Heinrich ließ dagegen protestiren, als gegen ein Verfahren, das den Englischen Gesetzen zuwider sey, und bestand darauf, die Sache in England entschieden zu haben; und um dem Pabst zu zeigen, wie fest sein Entschluß sey und wie wenig er die Folgen bei Ausführung desselben fürchte, beschloß er, seine Vermählung mit Anna von Boulen zu vollziehen, die er bereits zur Marquise von Pembrok erhoben hatte. Am 14. November 1532 verrichtete der Bischof von Coventry, Roudland Lee, in Beisein des Herzogs von Norfolk, des Onkels der neuen Königinn, ihrer Eltern, ihres Bruders und des Doktors Crammer, die priesterliche Einsegnung. Die Königinn ward bald darauf schwanger, und dieser für den König sehr erfreuliche Umstand wurde von dem Volke als ein sicherer Beweis der Tugend und der Weisheit angesehen, die die junge Königinn bis zu ihrer Erhebung auf den Thron bewiesen hatte.

Der König berief am Anfange des folgenden Jahres das Parlament wieder zusammen. Dieses verfolgte nun eifrig die Maaßregeln des Königs, um die völlige Trennung von dem Römischen Hofe zu Stande zu bringen. Alle Entscheidungen des Pabstes in Ehe- und andern Glaubenssachen wurde verboten und für ungültig erklärt; sie wären entehrend für das Königreich und für die Nation, durch solche würde dasselbe einer fremden Macht unterworfen und das Geld aus dem Lande geführt.

Der König machte dem Parlamente seine Ehe mit Anne von Boulen bekannt, und um alle Zweifel über die Gültigkeit derselben zu beseitigen, ergriff er nun ernstliche Maaßregeln, durch einen Ausspruch seine Ehe mit der Chatharina für ungültig zu erklären, eine Sache, die wohl seiner zweiten Vermählung hätte vorausgehen sollen.

Der König hatte bisher seine erste Gemahlinn mit aller Achtung und Ehrfurcht behandelt, und sie war in London geblieben. Er ließ sie nochmals bitten, in die Scheidung zu willigen, und sich nicht ferner mehr auf den Ausspruch des Pabstes zu berufen. Er fand sie indeß unerbittlich und fest in ihrem Entschluß. Nun ließ er ihr ankündigen, London zu verlassen und sich auf eins von ihren Schlössern zu begeben. Sie gehorchte und verfügte sich nach Amphil bei Dunstable. Crammer, der kurz zuvor zum Erzbischof von Canterbury ernannt worden war, erhielt nun den Befehl, einen Gerichtshof zusammen zu berufen, die Gültigkeit der Ehe des Königs mit seiner ersten Gemahlinn zu untersuchen und in der Sache einen Ausspruch zu thun.

Crammer entbot die Königinn auf den 28. Mai 1533 nach Dunstable. Sie erschien aber weder selbst, noch durch einen andern, und der Gerichtshof erklärte sie für sachfällig. Die Vollziehung der Ehe der Königinn mit dem Prinzen Arthur wurde als begründet angenommen, und auf den Grund des abgegebenen Gutachtens der Universitäten und der Geistlichkeit von Canterbury und York faßte Crammer drei Tage nach-

her das Erkenntniß ab, erklärte durch dasselbe die Ehe des Königs mit Catharina von Arragonien für nichtig, und durch ein zweites Erkenntniß die mit der Anna von Boulen eingegangene für gültig.

Der König ließ seiner gewesenen Gemahlin diesen Ausspruch durch den Lord Montjon bekannt machen, und sie nochmals bitten, sich bei demselben zu beruhigen und in die Scheidung zu willigen; sie ließ ihm aber erklären: sie würde so lange seine Gemahlin bleiben, bis ihre Ehe durch einen Ausspruch des Pabstes getrennt seyn würde.

Er ließ ihr nun ankündigen, daß sie künftig nur verwittwete Prinzessinn von Wales genannt und als solche betrachtet werden würde; eine Verfügung, welche sie indeß bis zu ihrem Tode ihren Dienern nicht zu befolgen gestattete.

Die neue Königinn wurde nun mit vieler Pracht gekrönt, und gebar bald darauf eine Prinzessinn, jene Elisabeth, die mit so vielem Ruhm über England geherrscht hat.

So endigte sich dieser Ehescheidungs-Prozeß nach einer Dauer von sechs Jahren. Er gehört zu den wichtigsten Begebenheiten in der Englischen Geschichte. Die Religions-Veränderung des Königs und der Nation, welche ohne die von dem ersten beabsichtigte Ehescheidung nicht veranlaßt worden seyn würde, gab der Englischen Staats-Verfassung eine andere Form; auf sie gründet sich mit die Größe Großbritanniens, worauf es sich jetzt befindet. So wahr ist es, daß oft geringe Ursachen die wichtigsten Folgen haben.

Die Königinn Catharina überlebte die Trennung der Ehe nicht lange. Sie war siech geworden und starb zu Anfange des Jahres 1535 an der Auszehrung. Kurz vor ihrem Tode schrieb sie noch einen rührenden Brief an den König, nannte ihn darin ihren Gemahl und empfahl ihm ihre Tochter Maria.

Das Glück, welches Heinrich bei seiner zweiten Gemahlin, bei seiner geliebten Anna von Boulen, zu finden geglaubt, dauerte indeß leider nur wenige Jahre. So lange der Scheidungs-Prozeß mit seiner ersten Gemahlin gewährt, so lange er fast unübersteigliche Hindernisse gefunden, in den Besitz des Gegenstandes seiner Liebe zu gelangen, so lange behielt dieselbe auch Standhaftigkeit und Dauer. Kaum waren aber seine Fesseln gelöset, kaum fühlte er sich frei und in dem Besitz des so lange ersehnten Gegenstandes, als auch schon seine Liebe zu erkalten anfing. Sein heftiger, unbiegsamer Charakter, sein Hang zur Unabhängigkeit und zur Verachtung aller Gesetze, und seine Neigung zum schönen Geschlechte, ließen ihn bald seine zweite Gemahlinn mit Gleichgültigkeit betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Reisender kam auch in die Moorgründe (Treas) der Grafschaft Esser.

Als er zwischen den schmalen Erddämmen, die durch diese morastigen Gegenden führen, mühsam einherschritt, kam ihm ein Einwohner langsam entgegen. Es war ein hagerer Mann, von siecher gelber Farbe, mit hohlen Augen, der einem wieder vom Tode Erstandenen ähnlich sah.

Der Reisende redete das Gerippe an und erkundigte sich nach der Lebensweise der dortigen Bewohner, ihren Beschäftigungen, den Eigenthümlichkeiten der Gegend u. dgl.

Der Befragte gab ihm darüber Auskunft und fügte hinzu, wie diese morastige Gegend sehr nachtheilig für die Gesundheit sey.

Das merk' ich an Eurem Aeußern, sagte der Reisende: an Eurer Stelle würd' ich suchen anderwärts, wo eine gesundere Luft ist, mein Brod zu verdienen.

„O," versetzte der Moorländer: „so schlimm steht es bei weitem nicht mit mir, als der Herr sich einbildet. Seit ich meine neunte Frau begraben lassen, befind' ich mich ganz erträglich."

Neun Frauen? — Sind denn die alle gestorben?

„Ja! hoffentlich werd' ich noch neun begraben lassen."

Wie kann man nur einen solchen Gedanken haben! rief der Reisende halb unwillig, halb erstaunt aus.

„Darüber müssen Sie sich nicht wundern, Herr! Wir Moorländer sind ein ganz sonderbarer Schlag von Menschen, wir sind halb Fische, halb Wasservögel. Wir leben dort recht erträglich, wo andere Menschen den Tod finden."

Der Reisende bat sich darüber nähere Belehrung aus.

„Der Aufenthalt in diesen Sümpfen," fuhr der Moorländer fort: bringt jedem, der hier nicht geboren und groß geworden ist, in kurzer Zeit gewiß den Tod. Wenn einer von uns Lust zum Heirathen hat, so sucht er sich eine Braut in den höher liegenden Gegenden. Bringt er sie dann hierher, so lebt sie gewiß nicht lange. Nach ihrem Ableben holt er sich eine zweite, eine dritte, vierte, fünfte; denn er kann sicher darauf rechnen, bald wieder Witwer zu werden. Auf diese Weise hat mancher arme Scheim hier, durch die vielen kleinen Mitgaben, ein hübsches Vermögen zusammengebracht, wovon er ganz gemächlich leben kann. Ich selbst habe auf diese Art jetzt mehr, als ich mir je durch Arbeit hätte verdienen können. Ich denke jetzt an meine eilfte Frau, denn meine jetzige, die zehnte, wird es gewiß nicht lange mehr machen.

Der Reisende fand dies abscheulich und äußerte darüber seinen Unwillen.

„Ey was!" meinte der Moorländer, „das ist ganz billig. Wir tauschen. Unsere jungen Mädchen verheirathen wir an die Bewohner der höher liegenden Gegenden. Jeder ist sich selbst der Nächste und muß auf seinen Vortheil bedacht seyn. Glauben Sie mir, Herr! — Es giebt keinen Fleck auf dem ganzen Erdboden, der die widerspenstigen, zanksüchtigen und bösen Weiber besser heilen kann, als unser Moorgrund," und indem er dem Reisenden vertraulich auf die Schulter klopfte, sagte er zu ihm: „Haben Sie etwa auch eine böse Frau? Bringen Sie sie zu mir in's Haus. Ich steh' Ihnen dafür, Sie sollen ihrer geschwinder los werden, als durch irgend einen Doktor, er mag noch so berühmt seyn."

Da der Reisende unverheirathet war, lehnte er dies freundschaftliche Anerbieten höflich ab.

Vielleicht kann aber diese Nachricht ein Anderer zu seinem Besten benutzen.

---

* An kürzesten Tage.

Preis dir, kürzester der Tage!
Endpunkt der Verfinsterung!
Dein Verkünden, o es sage
Mir, der Todesengel trage
Auch zum Licht im Adlerschwung!

---

* Abgedrungene Erklärung.

Der Unterzeichnete versichert, daß er weder mit Besetzung der Schauspiele noch Opern, bei der hiesigen Bühne, irgend etwas zu schaffen habe.

F. Gehlhaar.

Auflösung des Sylben-Räthsels in No. 100.

Lavater.

* Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Bremen hat allen seinen Verhältnissen nach Anspruch auf eine gute Bühne, sie ist ihm moralisches Bedürfniß. Bremen opfert nicht allein physischen Bedürfnissen sondern auch Vergnü-

gungen so vieles, und nach Maaßgabe seiner Wohlhabenheit würkt der Einzelne dem allgemeinen zu. Warum soll das moralische Bedürfniß denn spärlich erkauft, nicht auch beschützt werden? Durch höchst geringe Mitwürkung auch desjenigen Theils unsers vermögenden Publikums, welcher das Theater nicht zum Mittel seiner Erholung und Ausspannung macht, würde die ganze Last des Unterhalts nicht auf denen allein beruhen, die diesem edlen Sinn für die Kunst ihren Tribut entrichten, deren aber, wie augenscheinliche Beweise seit Jahren ergeben, zu wenige sind, um die Anstalt auf derjenigen Stufe zu erhalten, die sie der Bildung unsers Publikums gemäß einnehmen muß. Hier jedoch ist es, wo jenes Vorurtheil, welches das Theater, als — eine Privat-Angelegenheit der Direction betrachtet haben will am schädlichsten einwürkt, und mit Gewißheit möchte behauptet werden können, daß, wenn Gemeinsinn und Liberalität den ersten Schritt zu thun sich entschlössen, diese Kunstanstalt als ein allgemeines Gut zu betrachten und zu behandeln, dieselbe bald einen Standpunkt einnehmen würde, von welchem aus sie ihre Beförderer ansprechen und mit Innigkeit wohlthuend an sich fesseln könnte. Dann aber suchen diese ihre Leistungen, die anfänglich ihnen Opfer schienen, in manchem schönen Genusse der Kunst ihnen wuchern, die nur darum jetzt sie nicht erwärmt, weil sie selbst ihr die Kraft entziehn.

Wie unzulänglich nun auch derjenige Bestand der Bühne war, welchen Herr Pichler uns zuführte, wie sehr das Publikum die obenerwähnten bedeutenden Lücken zu bemerken und daraus zu folgern Gelegenheit hatte, daß wir weit weniger erwarten mußten, als wir im Laufe der letzten Theaterjahre und namentlich unter den beiden vorgehenden Directionen besaßen, so verdient es doch die unpartheiische Anerkennung, daß er, wie schon gesagt, nur darin gefehlt haben mochte, sich schon zu einer Zeit, wo ihm eine so gute Gesellschaft, als wir sie hatten, mangelte, zum Nachtheile dieser, des Publikums und der conzessionirten Direction um diese Conzession mit solchen Zusicherungen zu bewerben, welche die Erwartung aufs höchste spannten. Zugleich gänzlich abgesehn von der kollegialischen Theilnahme, entzog er weniger dem Publikum als sich selbst den Vortheil, durch Austauschung der Erfahrungen seines Vorgängers, nachdem ihm seit fünf Jahren unsere Anforderungen fremd geworden, zu wissen wie diesen zu genügen sey. Manche Mittheilung würde Herrn Pichler, besonders bei dessen unverkennbarem Streben nach Zufriedenstellung der Theater-Freunde, aufmerksam darauf gemacht haben, daß er sich dieser mit einer zwar überzähligen aber doch mangelhaften Gesellschaft nicht sofort schmeicheln dürfe.

Jedennoch verdient Herr Pichler, der, da er auf kein Abonnement Anspruch machte, mehr sich selbst als das Publikum benachtheiligte, dessen regste Aufmerksamkeit und die lebhafteste Unterstützung aus vielfachen unläugbaren Gründen. Bremen hatte kein Theater, nachdem Herr Ringelhardt seine Direction würklich aufgegeben hatte; doch wollte es eines haben, und aus den Bemühungen mehrerer Verehrer der Kunst im Frühjahre d. J., aus der Theilnahme eines großen Theils unseres bedeutenderen Publikums ging deutlich hervor, daß das Bedürfniß einer Bühne gefühlt ward. Unstreitig aber würden die zu dieser Unternehmung in Anspruch genommenen Mittel nicht hingereicht haben, im Herbste d. J. schon auch nur ein solches Ganzes, gehörig einstudirt, eingespielt und mit den äußeren Bedürfnissen an Garderobe, Decorationen, Büchern, Musikalien und Rollen versehen, aufzustellen, als Herr Pichler uns würklich zuführte. In der Theorie bildet sich eine solche Gesellschaft mit allen dazu gehörigen Erfordernissen leicht, desto schwerer aber praktisch, wenn man mit der geringsten Sachkenntniß alle die Schwierigkeiten erwägt, die sich einem in der theatralischen Welt wohl bewanderten Unternehmer in der Erhaltung einer guten Gesellschaft, geschweige denn Dilettanten und Novizen in der Begründung einer ganz neuen entgegenstellen. Man muß die Wortlosigkeit mancher Schauspieler nach eingegangenen Contracten, nach empfangenen Reisegeldern und Vorschüssen, man muß die Täuschungen der Directionen nach ruhmredigen Anpreisungen und nach den Leistungen unter jeder Erwartung, man muß den Mangel guter Subjecte und deren Aussichten bei sicherer gestellten Bühnen nur einigermaßen kennen, um zu ermessen, mit welchen Hindernissen und Aufopferungen eine bereits bestehende Gesellschaft durch eine sachkundige Direction zu ergänzen ist, um sich zu bescheiden, daß diese Hindernisse und Aufopferungen nicht allein nur ein Theil aller Schwierigkeiten sind, sondern für eine aus Dilettanten zusammengesetzte Direction, die der Erfahrung und Kenntniß des inneren Wesens ermangelt, sich verdoppelte in der Begründung einer neuen Bühne mindestens sich verzehnfachen. Deshalb war es bei dem diesjährigen Versuche zu einer Nationalbühne gewiß eine sehr heilsame und den in deren Begründung unfehlbar zugleich liegenden Ruin vorbeugende Ansicht, entweder die damals sich auflösende Gesellschaft sich zu erhalten, oder mit einer

andern bereits bestehenden in Verbindung zu treten. Letzteres, obwohl ersteres nach nun gemachter Erfahrung gerathener gewesen wäre, war der Fall, bis der gemachte Versuch gänzlich aufgegeben ward. Durch die Herrn Pichler ertheilte Concession änderte sich in dieser Verbindung zum Nachtheil des Publikums nichts, desto mehr aber zum Nachtheil der Direction, denn das Publikum bekam die Gesellschaft, die es auch bei Begründung einer Nationalbühne bekommen haben würde, die Direction aber nicht diejenige wesentliche Unterstützung, welche sie sich ausbedungen hatte, nicht zu gedenken des Interesses, welches durch den allgemeinen Antheil an der Sache selbst vielseitig würde angesprochen seyn. Ja, es darf sogar angenommen werden, daß Herr Pichler, da er als alleiniger Unternehmer Gewinn und Verlust für sich allein zu berechnen hatte, desto mehr sich anstrengte und gewiß alle Kräfte aufbot, eine Gesellschaft hieher zu führen, die ihm hinwiederum ein zahlreiches Publikum zuzuführen hatte. Genug, unter keinerlei Bedingungen und Aufopferungen würde Bremen mit eintretenden Herbst- oder Wintermonaten eine genügendere Gesellschaft gesehn haben, als diejenige ist welche bereits am 3. September ihre Vorstellungen hier eröffnete; allen billigen Voraussetzungen zufolge aber entweder keine oder eine weit ungenügendere. Wie groß nun auch nach vorerwähnten Andeutungen die Mangelhaftigkeit derselben war, so war doch zugleich deutlich sichtbar, daß Herr Pichler in Berücksichtigung Bremens und zur möglichst thunlichen Befriedigung des Publikums gethan hatte, was seine Kräfte oder die Umstände gestatteten. Durch Engagement der Frau Gehlhaar und der Fräulein Schulz, der Herren Schmidt, Tschischka und Gaßmann, deren letzterer seiner Verbindlichkeit nachzukommen verhindert gewesen zu seyn scheint, hat Herr Pichler sich das Zeugniß erworben, daß er die Lieblinge unsers Publikums demselben zuzuführen weder Aufmerksamkeit noch Kosten gespart, da er sogar Gagen bezahlte, ohne noch der Leistungen einiger dieser zu bedürfen. Er versäumte also keine Zeit, die meisten dieser, als sie eben ohne Anstellung waren, sofort für unsere Bühne zu gewinnen, er wußte eine brave Künstlerin, die mit so vielem Rechte von Bremens Kunstkennern und Theaterfreunden so sehr gefeierte Frau Gehlhaar aus ihrem anderweitigen Engagement hieher zu ziehen. Er that noch mehr um unsern Anforderungen zu genügen und die Ueberfüllung seiner Gesellschaft, die wir ihn zum Vorwurfe machen, verdient unsern Dank, wenn wir erwägen daß die Contracte der meisten Schauspieler von Ostern zu Ostern laufen, daß er also, was sich ihm darbot und aus der Ferne der Berücksichtigung werth schien, mit unvermeidlichem Kostenaufwande an sich zog, um aus mehreren Nieten wenigstens einige Treffer zu ziehn, da das Engagiren von Schauspielern, die dem Director unbekannt sind, immer einer Lotterie gleich ist, deren Loose durch Reise-Kosten, Vorschüsse und mindestens sechswöchentliche Gagen hoch genug im Preise stehn. Durch bedeutend mehrere Nieten nun als Treffer, die seiner Umsicht nicht vorgeworfen werden können, und namentlich durch das Zurückbleiben einiger würklich engagirter Mitglieder, wohin wir Herrn Gaßmann und einen anerkannt braven Sänger als zweiten Bassisten zählen, durch das verspätete Eintreffen anderer entstanden die Lücken, die dem Publikum beim ersten Erscheinen der Gesellschaft weh thaten. Ja der ausgemachten Unmöglichkeit aber, die überall gesuchten und engagirten besseren Künstler als Mitglieder unserer Bühne hieher zu ziehn sparte Herr Pichler weder Aufmerksamkeit noch Kosten, diese Lücken temporär auszufüllen, und es muß ihm das Geständniß zu Theil werden, daß das Publikum durch die Gäste, welche hier nach einander und bisher ohne Zwischenraum auftraten, nicht allein keineswegs verloren, sondern sogar gewonnen hat, einestheils, weil es unter diesen Künstler sah, auf deren beständigen Besitz Bremen wohl Verzicht leisten müßte, anderntheils, weil dem Geschmack in den verschiedenartigsten Zweigen der dramatischen Kunst gehuldigt ward, wodurch sich Herr Pichler gerechten Anspruch auf den Dank jedes Theiles unsers Publikums erwarb. Die erste Vorstellung begann gleich mit dem Gastspiel des Herrn Pistor, und wenn auch nicht alle Meinungen sich ungetheilt für das überall befriedigende Talent desselben aussprechen, so ist auch nicht zu bestreiten, daß während seines Hierseyns, dem unmittelbar das Erscheinen eines ausgezeichneten Künstlers folgte, das Fach der ersten Liebhaber und Helden so ausgefüllt war, wie Bremens Publikum den bisherigen Leistungen seinerseits noch es fordern darf welche Herrn Pistor früherhin, als er auf einer weit geringeren Stufe der Kunst stand, seine Zufriedenheit nicht versagte. Mit Herrn Pistor zugleich ward ein ganz anderes Rollenfach durch einen sehr braven Schauspieler dermaßen ausgefüllt, wie Bremen es schwerlich in einem beständigen Mitgliede seiner Bühne erlangen würde, und in dem allgemeinen Beifall, den Herr Keßner seinem ausgezeichneten Talente verdankte, ver-

kündigte sich der Dank des Publikums für Herrn Pichlers Bestreben, dessen Zufriedenheit zu erwerben, jedoch leider mehr in Worten als in Leistungen. Die Direction begnügte sich nicht, es bei dieser Aufmerksamkeit für das Publikum bewenden zu lassen. Sie bemühte sich nicht allein durch das Heranziehen der bedeutendsten Gäste das Interesse zu beleben, sondern auch durch Begründung dauernder Engagements Hauptmängel zu ersetzen, wo sich ihr die Möglichkeit bot, und wobei sie den Beifall des Publikums um Rath fragte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Beethoven's 50 jähriges Jubiläum.

Dieser gewiß für jeden ächten Musikfreund nicht gleichgültige Tag, an welchem Beethoven, der so beliebte als berühmte Komponist, seinen funfzigsten Geburtstag beging und also nun ein halbes Jahrhundert durchlebt hat, fiel auf den letzten Sonntag den 17. December und war, wenn auch nicht mit äußeren glänzenden Zeichen, deren es in der Kunst ja nicht bedarf, doch mit desto tieferer Empfindung gewiß von manchem, der lieblichen Tonkunst ergebenen Gemüthe dankbar gefeiert und mit den besten Wünschen für einen Namen begleitet, welchem so viele Musikfreunde die frohesten Stunden, und wir können sagen, die Erweckung der edelsten Gefühle verdanken. Mit Recht nennt Deutschland ihn seinen Stolz und die Zierde unseres Jahrhunderts. Je mehr die Musik in unserer Zeit vorzugsweise kultivirt wird, desto mehr wird sich auch jeder Kunstfreund aufgefordert fühlen, solchen Erinnerungsfesten eine aufrichtige Theilnahme und ein dankbares Andenken zu weihen. Schon oft ist es den Deutschen — und leider nicht mit Unrecht — vorgeworfen, daß sie ihre großen Männer nicht genug ehren, oder daß sie wenigstens keines allgemeinen Enthusiasmus für sie fähig wären, und für außerordentliche Talente oder Verdienste sich nicht selten kalt bezeigen, wenn sie ihnen auch das gebührende Lob und die Anerkennung ihrer Fähigkeiten nicht versagen. Möge dieses hier nicht eintreffen! Mögen wir wenigstens so viel an uns ist, diesen Vorwurf nicht verdienen. Im August vorigen Jahrs wurde Goethens 70ster Geburtstag fast in ganz Deutschland festlich begangen, und noch im April dieses Jahrs Raphaels 300 jährige Säkularfeier. Warum sollten wir nicht also auch Beethovens 50stes Geburtsfest, sein Jubiläum, in froher Erinnerung feiern? Hat er doch durch seine wahrhaft bezaubernden Harmonieen zur Verschönerung unseres Lebens beigetragen und sie so eindrucksvoll zu machen gewußt, daß sie in manchem Ohre noch lange forttönen, ja vielleicht sich nie verlieren, sondern Zeitlebens nachklingen werden. Wie originell und neu sind seine Gedanken, wie reißt der kühne Flug seines Geistes die Phantasie des Zuhörers mit sich fort und führt sie in neue und unbekannte Regionen dieser melodischen Dichtkunst. Es darf nur die beliebte Musik zu Goethens Egmont genannt werden, die hier in Bremen vor allen gern gehört wird, um in dem Herzen eines jeden Freundes der holden Tonkunst eine der schönsten Erinnerungen zu wecken.

Aber nicht bloß der Deutsche, sondern selbst unsere Nachbarvölker, besonders der Britte, hört seine eigenthümlichen Schöpfungen aus dem Element der Töne mit Staunen und Rührung an und nennt Beethoven's Namen mit gleicher Verehrung, wie den Namen eines Mozart, Haydn, Gluck und so mancher anderen grossen Tondichter, welche die musikalische Welt — und wer möchte sich nicht gern zu ihr halten? — zu ihren Lieblingen zählt. Lassen wir uns also nicht von Nachbarvölkern in der Fähigkeit übertreffen, Talente nach Würden zu schätzen, und uns nicht erst von ihnen ein Beispiel geben, wie wir unsere eigenen größten Künstler und Genie's in unserer Mitte nach Verdienst ehren und lohnen sollen. Bringen wir ihnen aus freiem Antrieb den Zoll der Liebe und Verehrung!

Wir glauben unseren Lesern und jedem Freunde der Kunst einen Dienst zu leisten, sie an einen so bedeutungsvollen Tag erinnert zu haben, und werden in einem der nächsten Blätter noch einiges über Beethoven's Lebensumstände hinzufügen, was, wie wir hoffen, in Folge dessen nicht unwillkommen seyn dürfte. D. Red.

Druckfehler.

Man lese gefälligst in der vorigen Nro. Seite 789 Sp. 2 Z. 11 von unten, statt: „den verleitet" verleitet den S. 790. Sp. 1 Z. 5 st. „Gehlhabr" Gehlhaar. S. 790. Sp. 2 Z. 18 st. „abhentibus" absentibus. S. 792. Sp. 1 Z. 14. st. „verwecken" erwecken S. 792. Sp. 2 Z. 30 hinter „Mütter" Comma S. 794. Sp. 1 Z. 4. von unten st. „kräglich" kärglich.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 103.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 24. December 1820.

Anzeige.

Von dieser, seit fünf Jahren mit Beifall aufgenommenen, alles Politische ausschliessenden Wochenschrift: beginnt mit dem Januar 1821. der sechste Jahrgang und wird fortwährend im Laufe desselben wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags einen Bogen stark erscheinen, auch von Zeit zu Zeit supplementarisch Beilagen und Stein-Abdrücke von Zeichnungen, Compositionen ꝛc. beigefügt werden. Die Redaction, mit den neuesten in- und ausländischen Journalen und directen Correspondenz-Nachrichten versehen, und durch Beiträge verschiedener achtungswerther Gelehrte und Geschäftsmänner unterstützt, wird es sich angelegen seyn lassen, diese Wochenschrift immer gemeinnütziger und unterhaltender zu machen.

Sie wird Alles, was in ihren Kräften steht, aufbieten und keine Kosten scheuen, um diesen Zweck zu erreichen, hoffend, durch eine bedeutendere Anzahl Leser dazu in den Stand gesetzt zu werden, indem jedes Exemplar nach wie vor für den mäßigen Preis von 36 Groten Gold für das Quartal, oder zwei Thaler in Lo'or à 5 Thaler für den ganzen Jahrgang unter Vorausbezahlung zu haben seyn; keinem aber, der nicht Mitarbeiter ist, wie bisher gratis überlassen werden wird.

Hiesige, welche mit dem nächsten Jahrgange einzutreten wünschen, wollen es gefälligst noch in diesem Jahre entweder in der Wohnung der Unterzeichneten, Schüsselkorb No. 28, Papenstraße No. 22, oder bei dem Verleger, Weidestraße No. 10 anzeigen lassen. Auswärtige belieben die Bestellungen bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen zu machen.

Bremen,
im December 1820.

Die Redaction des Bürgerfreundes.

* Weihnachtslied.

Hohe Segenswünsche hallen
Auf der stillen Hirtenflur!
Freudenlieder hör' ich schallen,
Fühle Gott in der Natur!
Hoffnung, die den Geist erfüllet,
Die das bange Sehnen stillet,
Licht und Kraft und ewges Heil,
Heute ward es uns zu Theil,

Hallelujah! ewig Ehre
Ihm, der ist, der ewig war!
Singet Christen, frohe Chöre
Ihm, der seyn wird immerdar.
In der Höhe, dort an Thronen,
Wo verklärte Geister wohnen,
Preis't ihn höher euer Lied
Wenn er euch der Erd' entzieht.

Friede, süßer Himmelsfriede
Schwebe sanft auf Erden hin.
Christen! euch verbinde Liebe,
Liebevoll sey euer Sinn.
Wo noch heute Zwietracht wohnet
Haß und Neid im Herzen thronet,
Reich' der Feind dem Feind' die Hand.
Wandelt so zum Vaterland'.

Jesus Christus! deine Pfade
Wandeln deine Christen nach,
Und uns stärkt des Vaters Gnade,
Macht zur Besserung uns wach.
Ja! des Vaters Wohlgefallen
Lehrt uns rauhe Pfade wallen.
Muthig, Brüder! nur hinan,
Bald vollendet ist die Bahn.

G.

Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England mit der Catharina von Arragonien und Anna von Boulen.

(Fortsetzung.)

Anna von Boulen, Tochter des Thomas von Boulen, stammte aus einem angesehenen Geschlechte ab. Ihr Vater war von Heinrich VIII. zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht worden, und von Seiten ihrer Mutter war sie mit dem Herzog von Norfolk und dem Lord Hastings nahe verwandt.

Anna begleitete sehr jung die Schwester Heinrichs VIII. nach Paris, als diese Ludwig XII. heirathete. Nach dem Tode desselben kehrte die Königinn nach England zurück, und Anna blieb in den Diensten der Königinn Claude, der Gemahlinn Franz I., und als diese starb, kam sie zur Herzoginn von Alengon, und kehrte einige Zeit darauf nach England zurück. Man kann den Zeitpunkt hiervon nicht genau angeben, sie wurde aber bald nach ihrer Rückkehr bei der Königinn als Hofdame angestellt.

Gehörte Anna gleich nicht zu den ersten Schönheiten, so nahm sie doch einen Jeden durch ein aufgewecktes fröhliches Wesen, durch ihren Witz und durch die Leichtigkeit, womit sie sich in jede Lage zu finden wußte, für sich ein. Ihr Betragen war nach dem Hofe Franz I. eingerichtet, und stach sehr gegen die steife Hof-Etikette Heinrichs ab. Sie zog bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, und diese verwandelte sich bald in Neigung gegen sie. Er bot ihr seine Liebe an, die von ihr aber nur unter der Bedingung, daß solche auf eine gesetzliche Weise bethätigt werde, angenommen und Erhörung versprochen wurde. Heinrich, um ihren Besitz zu erlangen, beschloß, sie auf den

Thron zu setzen, und vermählte sich im Jahre 1532 mit ihr.

Aber er sollte auch dieses Glück nicht lange genießen. Ein anderer Gegenstand zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und fesselte ihn bald so sehr, daß er anfing, seine Gemahlin gleichgültig zu behandeln. Dies war Lady Seymour, die Hofdame der Königinn; er sah sie oft am Hofe, und ihre Jugend, ihre Schönheit und ihr Verstand machten einen tiefen Eindruck auf ihn und entflammten seine Liebe für sie. Ein anderer Umstand trug nicht wenig dazu bei, seine Liebe zu seiner Gemahlinn zu schwächen. Sie hatte einen todten Prinzen geboren, und der König, der sehnlichst wünschte, einen männlichen Erben zu haben, legte ihr dies und ihrer wenigen Aufmerksamkeit zur Last.

Kaum wurden die Höflinge die Neigung des Königs zur Lady Seymour gewahr, kaum sahen sie, daß seine Liebe zur Königinn zu erkalten anfing, als sie durch allerlei Insinuationen den König auf das Betragen seiner Gemahlin aufmerksam zu machen und seine Eifersucht zu erregen suchten.

Die Königinn besaß eine Fröhlichkeit, die an Koketterie grenzte; sie war dabei nicht genug auf ihrer Hut, und betrug sich nicht so, wie es ihre Würde erforderte. Die Erziehung, welche sie am Französischen Hofe erhalten, hatte ihr einen Hang zur Leichtsinnigkeit gegeben, und es wurde ihr schwer, sich an die ernste, am Hofe ihres Gemahls herrschende, Sitte zu gewöhnen. Mehr eitel, als stolz, fand sie ein Vergnügen daran, von ihren Umgebungen ihre Schönheit gelobt zu hören, und gestattete es, daß Personen, welche früher zwar mit ihr von gleichem Stande gewesen, sich in ihrer Gegenwart Freiheiten erlauben durften, die für die Würde einer Königinn sich nicht geziemten. Dies zu freie Betragen verletzte den Stolz ihres Gemahls, und die Liebe desselben verwandelte sich in Eifersucht.

Die Gräfin von Rochefort, die an den Bruder der Königinn verheirathet war und die Königinn haßte, unterließ nicht, den König auf das freie Betragen seiner Gemahlin aufmerksam zu machen und seine Eifersucht zu vermehren. Ihr schien es sogar, daß die Königinn mit ihrem Gemahl einen zu vertrauten Umgang führe. Die unschuldigsten Handlungen derselben wurden dem König vergrößert und von der schwärzesten Seite vorgestellt und hinterbracht. Norris, Kammerherr des Königs, Weston und Baraton, in gleicher Eigenschaft bei der Königinn angestellt, und Smeton, ihr Kammerdiener, wurden dem Könige als Personen geschildert, die bei seiner Gemahlin in großer Gunst ständen und mehr als ihr Vertrauen besäßen.

Man konnte zwar nicht in Abrede stellen, daß sie der Königinn mit einem Eifer und einer Zuneigung dienten, die sich wohl nur auf Erkenntlichkeit von ihrer Seite zu gründen schien, der aber bei dem lebhaften, offnen Charakter der Königinn eine Mischung von Zärtlichkeit verrieth, wodurch sie allerdings dem Könige zur Eifersucht Veranlassung gab. Hätte indeß diese in seiner Liebe zu seiner Gemahlinn allein ihren Grund gehabt, so würde er sich zwar, bei der Heftigkeit seines Charakters, zu Ausbrüchen des Zorns haben hinreißen lassen, er würde aber, wenn er seinen Verdacht eingesehen, bald zur Zärtlichkeit gegen seine Gemahlin zurückgekehrt seyn. Sein beleidigter Stolz, seine Liebe zur Lady Seymour, ließen ihn aber nicht zur Besinnung kommen und mit kaltem Blute die gegen die Königinn angebrachten Beschuldigungen untersuchen; Lady Seymour hatte einen so tie-

*

sen und festen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß er ohne sie nicht glücklich zu seyn glaubte, und unbekannt mit der Galanterie des Hofes Franz I., war es nur das Band der Ehe, das ihm zum Besitz des geliebten Gegenstandes verhelfen konnte und sollte. Er gab daher allen Eindrücken nach, welche die Aufführung seiner Gemahlin bei ihm in ein böses Licht setzen konnten.

Die ersten Ausbrüche seines Zorns und seiner Eifersucht zeigten sich bei einem Turnier zu Greenwich. Die Königinn ließ ihr Schnupftuch fallen, und dieser Zufall schien dem König ein verabredetes Zeichen mit einem von ihren Günstlingen zu seyn. Er entfernte sich sogleich, ließ der Königinn befehlen, sich auf ihr Zimmer zu begeben, und den Bruder derselben, den Grafen Rochefort, Norris, Bareton, Weston und Smeton verhaften.

Die Königinn, erstaunt über den Ausbruch des Zorns ihres Gemahls, den sie sich nicht gleich zu erklären vermochte, glaubte im ersten Augenblick, daß er sie nur auf die Probe stellen und sehen wollte, wie sie sich dabei benehmen würde. Sie kam aber sehr bald von ihrem Wahne zurück, als sie am andern Morgen nach dem Tower gebracht wurde. Hier erfuhr sie das Verbrechen, dessen man sie beschuldigte und von dem sie nichts wußte. Sie glaubte, das beste Mittel, den König von ihrer Unschuld zu überzeugen und ihm allen Verdacht gegen sie zu benehmen, würde seyn, wenn sie ihm ein aufrichtiges Geständniß von dem machte, wozu sie ihre Unbesonnenheit zuweilen verleitet hatte.

Sie gestand ihm daher, einst mit Norris gescherzt und ihm Vorwürfe darüber gemacht zu haben, daß er nicht heirathe, und daß sie zu ihm geäußert, er warte wohl auf sie, bis sie Wittwe werden würde. Sie habe Weston gescholten, daß er Zuneigung zu einer von ihren Verwandten hege, und seine eigene Frau dieserhalb vernachlässige; er habe ihr geantwortet: sie irre sich in Ansehung des Gegenstandes, sie selbst sey derselbe; sie habe indeß diese Aeußerung sehr ungnädig aufgenommen. Smeton sey nur zweimal in ihrem Zimmer gewesen, um den Flügel zu spielen; er habe ihr einmal erklärt, ein Blick von ihr würde ihn glücklich machen.

Dies offene Geständniß vermochte indeß nicht, den König zu beruhigen, er nahm vielmehr solches als ein Eingeständniß des Verbrechens an, dessen er sie beschuldigte.

Die Königinn fand dagegen nirgends Beistand, niemand wollte ihre Vertheidigung übernehmen. Diejenigen, denen sie Wohlthaten erzeigt hatte, wagten dies nicht, sie fürchteten den Zorn des Königs. Ihr eigener Vetter, der Herzog von Norfolk, zog das Interesse seiner Familie ihrer Vertheidigung vor und wurde sogar ihr unversöhnlicher Feind. Die Anhänger der katholischen Religion hofften, daß der Tod oder die Entfernung der Königinn, die der neuen Lehre eifrig zugethan war, Gelegenheit geben könne, die Zwistigkeiten mit dem päbstlichen Stuhl auszugleichen, und den König, so wie die Nation, wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Der Erzbischof von Canterbury war der Einzige, der für sie sprach, und dem König, so oft es die Gelegenheit gestattete, von ihrer Unschuld zu überzeugen suchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Belustigender Prozeß.

In diesen Tagen ist vor dem Handelsgericht in Hamburg ein sehr belustigender Prozeß entschieden.

Ein jüdischer Kaufmann hatte auf der Bank einen fälligen Wechsel abzuschreiben; da er aber nach 1 Uhr, der gewöhnlichen Stunde, vor welcher diese Geschäfte abgemacht werden müssen, kam, mußte er, wie dies Gebrauch ist, dem Bankschreiber 2 ß. für das Abschreiben extra geben. Um nun diesen Schaden nicht für sich zu leiden, schrieb er 2 ß. Banco auf dem Wechsel weniger ab, worauf dieser mit Protest von den Kaufleuten, welche die Summe erhalten sollten, und sich vermuthlich über den Geiz des Israeliten lustig machen wollten, zurückkam und vor dem Handelsgerichte eingeklagt ward. Hier mußte der Israelit nun natürlich seinen Prozeß mit den Kosten verlieren, die sich etwa auf 30 Mk. für den eignen und den Advokaten der Gegenpartei nebst den Gerichtskosten beliefen; wie mag der ökonomische Herr sich geärgert haben!

---

*Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

So wurde in den ersten Wochen schon das Fach der zärtlichen und der komischen Mütter durch die unverzügliche Anstellung einer rühmlich anerkannten Schauspielerin, der Frau Meyer, besetzt, die, wenn wir nicht allzubeharrlich den Blick auf die Vergangenheit und auf die uns unvergeßliche Frau Zschischka richten wollen, uns nirgend unbefriedigt läßt. In den Gästen, die fortwährend uns erfreuten ward uns ein reicher, ja mit Billigkeit darf man gestehn, ein übergenügender Ersatz für die mangelnde Besetzung anderer Fächer. Ein schon auf einer ausgezeichneten Stufe stehendes, und dennoch sichtlich im Wachsthum begriffenes, der höheren Weihe der Kunst in Begriffen und in Ausführungen mächtig zustrebendes Talent befriedigte selbst die überspanntesten Anforderungen in den Darstellungen des Herrn Katzmaier, dem Bremens Wünsche, ihn einst vorzugsweise vor jedem andern zu besitzen, folgten, und gleichzeitig, als in seinem nur zu kurzen Erscheinen neben jeder Befriedigung des Auges und des Ohres die edleren und tieferen Gefühle unserer Brust wohlthätig und bezaubernd aufgeregt wurden, ward uns durch die Fürsorge der Direction der Genuß bereitet, unser Gemüth wieder zu erheitern an der Laune, an der Mannichfaltigkeit, an dem seltenen Talent eines Künstlers, der seinen ausgezeichneten Ruf durch unser ganzes Vaterland wie durch das Ausland genug zu verbreiten gewußt hat, um unsers Dankes für den länger, als je zuvor, und dennoch unsern Wünschen zu kurz geschenkten Besuch, den wir Herrn Wurm und mit ihm der Direction zollen, gewiß zu seyn. Unter diesen Beziehungen jedoch, denen das Publikum ohne ungerecht zu seyn, die wärmste Anerkennung nicht versagen darf, ward für die Ergenzung des eigentlichen Bühnenbestandes wieder nach der der Direction gelassenen Mogkichkeit und nach dem Geschmack des Publikums gesorgt. Herr Rott, der in seinem Auftreten demselben nicht zusagte, erschien nur einmal auf den Brettern, in Herrn Kramer aber, den das Publikum mit der Hoffnung das ihm nicht mangelnde Talent durch eigenes Studium gepflegt zu sehn, freundlich aufnahm, empfing es einen vorab nicht überall ungenügenden ersten Liebhaber und in Herrn Geißler einen früher ihm beifällig gewesenen Komiker in der Oper, dem bisher durch die übrige Mangelhaftigkeit derselben sein Feld nicht gehörig eröffnet werden konnte, und der dennoch in den untergeordneteren, darum aber nicht immer unbedeutenden Rollen des Lustspiels zu dessen Rundung wesentlich beitrug. Die Erscheinung auf dem Theater eines Fräulein Meyer, einer Frau Kramer eines Herrn Carl Fabrizius und dessen Mutter*) in Rollen, denen sie nicht ganz gewachsen sind, müssen der Direction nicht schlechterdings als Mißgriffe der Willkühr angerechnet werden, und wenn erstere bei äußerer Anmuth und Ju-

*) Verfasser dieser Ansichten muß ersuchen, die zu Anfang von der Redaction beigefügte Bemerkung nicht außer Acht zu lassen. Seit der Entwerfung ist ein längerer Zeitraum verflossen, in welchem mancher hier berührte Gegenstand eine veränderte Gestalt angenommen. Frau Fabrizius und Sohn verließen die Bühne wieder; ein neuer Beweis der Aufmerksamkeit der Direction auf den Geschmack und die Wünsche des Publikums und deren kostspieligen Versuche zur Vervollkommnung des Bühnenpersonals. Die sichtbar zweckmäßigere Vertheilung der Rollen seit 3 bis 4 Wochen zeugt von gleicher Aufmerksamkeit, habe nun, wer da wolle, mit der Besetzung zu schaffen. Dem Fräulein Meyer kann das, ihr ertheilte Geständniß ausgezeichneten Fleisses im Studium der Rollen nicht vorenthalten werden, und wenn Jugend oder vielleicht frühere Bühnenverhältnisse ihm die Erwerbung vollkommener Fähigkeit zum Fache der ersten Liebhaberinnen noch nicht ge-

gendfälle vermöge ihres Organs und ihres im Keimen begriffenen Talentes nicht zur ersten Liebhaberin — während zweite Rollen im Lustspiel ihr wohl gelungen sind — die zweite durch Mangel der höheren Schule und des Umfanges der Stimme nicht zur Bravour-Sängerin, der dritte in keiner Beziehung zum Sänger einer ersten oder nur zweiten Parthie, und die letztere bei befangenem Spiele, lebloser Declamation und anscheinend schlechtem Memoriren keineswegs für die auf Präcision durchaus berechneten chargirten Rollen sich eignet, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß manche Erscheinungen einestheils unter diejenigen gehören, die vorher unter die Nieten gerechnet worden, anderntheils, wie hier bei zweien der Fall ist, untrennbare Angehörige anderer der Bühne minder entbehrlicher Mitglieder sind, deren die Direction oft gern überhoben wäre, da sie, ohne ihrer durchaus zu bedürfen, gleich denen, derer man bedarf, honorirt und beschäftigt seyn wollen.

Seit den drei Monaten der Anwesenheit des Herrn Pichler also hat derselbe in wesentlichen Stücken seine Verheißung, die Vervollkommnung der Bühne, zu erfüllen gestrebt, er hat noch mehr gethan, und durch die ausgezeichnetesten Gäste uns Genüsse bereitet, die wir in einer eigenen Gesellschaft nie befriedigt finden können, und schon, noch vor dem Abschiede unsers letzterwähnten lieben Gastes sehn wir seine Aufmerksamkeit auf eine neue höchst ansprechende Unterhaltung des Publikums gerichtet. Es wird diese nicht allein in den Vorstellungen der überall rühmlichst bekannten Künstlerfamilie Kobler uns zugesichert, welche die Mannichfaltigkeit theatralischer Ergötzungen in einem uns selten gesprossenen Zweige vermehrt, sondern wir sollen gleichzeitig Thalien und Melpomenen manche reichhaltige Befriedigung in dem Gastspiele eines Künstlers verdanken; den Bremen zwar öfterer schon den seinigen genannt, den es aber immer gern zu sich zurückkehren sah, dem es seine Achtung in der Beziehung als Künstler nie versagte, sein Urtheil nur hierauf beschränkend. Durch Herrn Gaßmann wird für einen kürzeren oder längeren Zeitraum das Fach eines ersten Helden auf das würdigste wieder besetzt seyn, das Publikum wird ihn auch nach der lebendigen Erinnerung an einen Katzianer mit der alten gewohnten Würdigung aufnehmen, und seinen höchsten Ansprüchen um so mehr genug gethan finden, da das verschiedenartige Talent dieses Künstlers außer der vollkommenen Ausfüllung jenes noch unbesetzten Rollenfaches eine reiche Ausbeute in anderen Zweigen der dramatischen Kunst, denen Herr Gaßmann die schönsten Blüthen zu entlocken versteht, verspricht.

Ist also auch die zu Anfange dieser Zeilen gerügte Unzulänglichkeit des Bestandes unserer Bühne wie sie hieher geführt worden noch nicht dermaßen ausgeglichen und ergänzt, wie die Würde einer Gesellschaft in einer der ersten Städte Deutschlands, wie der Geschmack des Publikums es erheischt, und wie dieses es nach den Leistungen früherer Directionen erwarten zu dürfen glaubt, so ist doch unverkennbar, daß nicht dafür allein von der Direction sehr viel aufgewendet worden, sondern daß dieselbe mehr noch und unter den bedeutendsten Aufopferungen für das Publikum durch das temporäre Heranziehen der bedeutendsten Künstler gethan. Mit nur einiger Billigkeit müssen wir einräumen, daß, abgesehn von der wenig oder gar nicht ergänzten Oper in dem Zeitraume eines Vierteljahres alles angewendet wurde, den Anforderungen unsers Publikums entgegenzukommen. In Beziehung der Oper aber ist wohl zu berücksichtigen, wie bei der immer mehr und mehr sich mindernden Anzahl tauglicher Subjecte, namentlich der ersten Parthieen, die zu den steigenden Anforderungen unsers in der Musik mächtig vorwärts schreitenden Publikums im entgegengesetzten Verhältnisse steht, die höchste Schwierigkeit in der Erlangung — geschweige in der schnellen Erlangung — genügender Mitglieder einer Oper liegt, die jederzeit durch den unerwarteten Abgang einer ersten oder zweiten Sängerin, eines ersten oder zweiten Tenors, eines Bassisten, eines Comikers auf längere Zeit zerrissen seyn kann. Wie sollte Herr Pichler, der ohne einige Unterbrechung Künstler anderer Fächer hieher zu ziehn wußte, nicht ernstlich bedacht gewesen seyn, die beinahe gänzlich ruhende Oper durch einen Gast ins Leben zu rufen, hätte sich ihm dazu eine Möglichkeit in der Nähe oder Ferne gezeigt. Mögen wir uns entsinnen, wie früherhin durch die schnelle Entfernung Herrn Baders unsere Oper darnieder lag, und wahrscheinlich un-

---

statteten; so möge es sich dennoch durch die mehrfach wohl gelungenen Rollen in Lustspielen — wohin wir Dr. Flappert, Evoline und Cesario u. a. m. rechnen — durch das Bewußtseyn sich nirgend vernachlässigt zu haben und durch den manchmal erworbenen Beifall ermuthigt finden, bald vielleicht dasjenige zu leisten, worauf es besonders bei mehr sich ausbildendem Organ durch sichtbares Talent, durch Anstrengung, durch äußere Anmuth und durch die Anleitung einer verdienten Mutter so viele Ansprüche als Hoffnungen haben darf.

besetzt geblieben wäre, hätte nicht lediglich ein Zufall den auf einer Reise begriffenen Herrn Strohe hieher geführt, dessen nachheriger, längere Zeit vorher bekannter, Abgang dennoch nicht zu besetzen war. Mögen wir aus musikalischen Blättern den überall fühlbar werdenden Mangel erster Tenorsänger ersehn, mögen wir uns daraus überzeugen, daß alle diejenigen, die einiger Erwähnung verdienen, bei sicherer gestellten Bühnen eine günstigere Anstellung genießen, als die unsrige zu geben vermag, mögen wir danach abnehmen, daß es uns durch die Lage der Verhältnisse, nicht aber durch die Saumseeligkeit der Direction, lange noch beschieden seyn kann, mit der gegenwärtigen Besetzung des Tenors uns zu begnügen, ohne ihr darum diejenige Unterstützung zu versagen, durch welche wir sie erst in Stand setzen müssen, nach solchen Künstlern sich nur umsehen zu dürfen, welche ein anderes Publikum durch Liberalität bereits gefesselt hat.

Auf die Ergänzung des Bühnenpersonals, auf die Anwesenhrit fremder Künstler in öconomischer Beziehung später zurückkommend darf ein anderer Gegenstand keinesweges übersehen werden, der die Aufmerksamkeit und Anerkennung des Publikums, und dessen freundliche Beurtheilung über die Leistungen der Direction verdient. Es betrifft dieser die zahlreiche Aufführung solcher Stücke, die dem Publikum bisher fremd waren, derjenigen nicht gedenkend, die längere Zeit hindurch ruhten. Die Darstellung von dreizehn bisher uns unbekannten Stücken an Opern, Trauer- Schau- und Lustspielen zeigt: daß die Direction rücksichtlich des stets begehrten Wechsels für ein wenig wechselndes Publikum sich keinen Vorwurf zu machen hat, wenn dem Reize der Neuheit nicht gehuldigt, und die Anstrengung der — freilich nicht immer fertig einstudirten — Schauspieler durch einen zahlreichen Besuch, der jederzeit die Scene und das Amphitheater belebt, nicht ermuthigt ward.

Auch in der äußeren Eleganz, wenigstens in dem, was die Garderobe anbelangt, blieb Herr Pichler keinesweges den befangensten Erwartungen etwas schuldig, und wenn gleich diejenige Sauberkeit vermißt ward, wodurch sich namentlich unter seinem Vorweser das Theater selbst mit den darauf sich präsentirenden Utensilien auszeichnete, der sich ohnehin das Verdienst erwarb, durch Anschaffung neuer geschmackvoller Decorationen, durch deren sorgfältige Erhaltung und durch eine von Grund aus vorgenommene Verschönerung des in Schmutz fast versunkenen inneren Raumes das Publikum sich verbindlich zu machen und seinen Nachfolgern wesentliche Vortheile zu verschaffen; so darf doch keinesweges unbemerkt bleiben, in welchem reichhaltigen und geschmackvollen Zustande die Garderobe sich befindet. Es scheint, als habe Herr Pichler seinen bereits besessenen Vorrath durch Anschaffung eines bedeutenden Theils desjenigen der vorigen Direction noch vermehrt, und, wie mangelhaft oder vollkommen nun auch einer oder anderer gewesen seyn möge, so geht doch nicht allein daraus, daß jeder derselben für eine Bühne früherhin ausreichte, sondern mehr noch aus dem, was wir in der Aufführung mehrerer mit reicher Pracht gegebenen Stücke gesehn, hervor, wie wenig unbeachtet die Direction diesen Theil einer Bühnenverwaltung gelassen, dessen Anschaffung, wenn ihre finanziellen Kräfte es gestatten, den Umständen nicht unterworfen ist, wie die Herbeiführung des lebenden Theatermaterials, und gewiß ist hierin dem Publikum weder etwas zu wünschen noch der Stoff zu Vorwürfen eigennütziger Oeconomie übrig geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zu einer andern Todesart des Schlachtviehs.

— Doktor Thornton in England schlägt vor, das Schlachtvieh künftig mittelst fixer Luft (Kohlensäure) zu tödten. Diese Todesart, sagt er, ist nicht allein minder qualvoll und sicherer, als die gewöhnliche, sondern das Fleisch erhält auch dadurch ein besseres Ansehen, conservirt sich besser und nährt besser, mithin würden Menschen und Vieh dabei gewinnen.

Anekdoten.

Ein Pfarrer predigte seinen Bauern, ausser streng religiösen Gegenständen, manchmal auch über die Mittel zur Rettung von Ertrunkenen, Erhängten oder Erfrorenen. Kopfschüttelnd kam jüngst einer der Bauern nach Hause und sagte zu seinem Weibe: „Hör' mal Eva, heute hat uns der Pfarrer gesagt, wenn wir

einen Erfrorenen finden, so sollen wir ihn ja in kein warmes Bett legen, sondern in den Schnee, und sollen ihn mit Schnee reiben, dann käm' er sicher wieder zum Leben, wenn anders noch eines in ihm ist. Nun sag' mir aber Eva, was soll man denn im Sommer thun, wo man keinen Schnee hat?"

Neulich sang ein sehr hübsches Mädchen in einer Gesellschaft eine Arie und öffnete dabei das kleine Rosenmündchen nur sehr wenig, so, daß die Töne nicht voll genug aus ihrem Purpurpförtlein hervortreten konnten. Jemand, von der Schönheit des Mädchens enthusiasmirt, sagte zu seinem Nebenmann: „Sehen Sie doch nur den Engel an, er küßt die Töne, die er uns zum Besten giebt." — Dieser antwortete: „Nun, so mag sich der Engel in Acht nehmen, daß er sich den schönen Mund nicht schmutzig mache, denn die Töne sind unrein."

Ein Kutscher stieg vom Wagen, bat den Herrn das Lenkseil zu nehmen und lief einige Schritte weit zurück, indem er auf dem Boden etwas suchte. Bald aber kam er wieder mit traurigem Gesichte zurück, setzte sich auf den Bock und fuhr weiter. — Was hast Du denn, Johann! fragte der Herr, — der Kutscher schwieg. — Du hast gewiß meinen Mantel, den ich Dir aufzubewahren gab, verloren? ich wollte darauf wetten. — „Wetten Euer Gnaden immerhin darauf, versetzte der Kutscher: Sie gewinnen."

* An ein Blümchen,

welches ich unterm Schnee fand.

Liebliches Blümchen! entblühst du dem Schooße der Erde,
Die schon, verhüllet vom Schnee, ruht von der Sommerzeit Last?
Siehe, du bist mir ein Bild: Im Kleid' der Verwesung, des Todes
Ruh' einst auch ich — wirke und schaffe nicht mehr.
Aber die letzte der Thaten erfreut doch den seligen Engel
Und so, wie ich nun auf dich, lächelt auf sie er herab.

G.

* Mittel wider Gewissenspein.

Ja, die Perücken lobe ich!
Drinn würde Mancher besser sich,
Gewissensruhiger sich fühlen;
Gewiß! es wär' der Fall bei Vielen,
An denen, wie ihr leider wißt,
Auch nicht ein gutes Härchen ist.

O — g. C — r.

* Bemerkung für den Herrn G. M.

Die uns von dem Herrn G. M. eingesandten wenigen Zeilen gegen den Verfasser des Aufsatzes „Bestätigung, Rechtfertigung und Berichtigung" — in Nro. 101 dieser Wochenschrift, haben ihres anstößigen und beleidigenden Inhaltes wegen nicht aufgenommen werden können.

D. Red.

Druckfehler.

Man lese gefälligst in der vorigen Nro. Seite 800 Sp. 2 Z. 8 von unten, hinter verdoppeln Comma. S. 801 Sp. 1 Z. 20 von unten statt der Fräulein des Fräuleins.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 104.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Fünfter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 28. December 1820.

Anzeige.

Von dieser, seit fünf Jahren mit Beifall aufgenommenen, alles Politische ausschliessenden Wochenschrift: beginnt mit dem Januar 1821. der sechste Jahrgang und wird fortwährend im Laufe desselben wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags einen Bogen stark erscheinen, auch von Zeit zu Zeit supplementarisch Beilagen und Stein-Abdrücke von Zeichnungen, Compositionen ꝛc. beigefügt werden. Die Redaction, mit den neuesten in- und ausländischen Journalen und directen Correspondenz-Nachrichten versehen, und durch Beiträge verschiedener achtungswerther Gelehrte und Geschäftsmänner unterstützt, wird es sich angelegen seyn lassen, diese Wochenschrift immer gemeinnütziger und unterhaltender zu machen.

Sie wird Alles, was in ihren Kräften steht, aufbieten und keine Kosten scheuen, um diesen Zweck zu erreichen, hoffend, durch eine bedeutendere Anzahl Leser dazu in den Stand gesetzt zu werden, indem jedes Exemplar nach wie vor für den mäßigen Preis von 36 Groten Gold für das Quartal, oder zwei Thaler in Ld'or à 5 Thaler für den ganzen Jahrgang unter Vorausbezahlung zu haben seyn; keinem aber, der nicht Mitarbeiter ist, wie bisher gratis überlassen werden wird.

Hiesige, welche mit dem nächsten Jahrgange einzutreten wünschen, wollen es gefälligst noch in diesem Jahre entweder in der Wohnung der Unterzeichneten, Schüsselkorb No. 28, Papenstraße No. 22, oder bei dem Verleger, Weidestraße No. 10 anzeigen lassen. Auswärtige belieben die Bestellungen bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen zu machen.

Bremen,

im December 1820. Die Redaction des Bürgerfreundes.

*Klagen.

Zögernd fällt die Binde von den Augen
Die so lange glücklich mich gemacht.
Was soll mir die herbe Wahrheit taugen?
Jedes Glück bedeckt sie ja mit Nacht,
Er, der Theure, wird mich ewig hassen —
Gott! kannst du die Wonne schwinden lassen?

Nimm die Klarheit, möcht' ich weinend sprechen,
Ew'ger Vater, nimm sie wieder hin;
Denn es will das matte Herz mir brechen,
Nun ich nicht so blind mehr bin.
Doch die Klagen sind vergebens all',
Niemand hemmet ihren Trauerschall.

Hohe Wonne hab' ich oft empfunden,
Dankbar, Vater, hab' ichs stets gefühlt,
Wenn, von des Geliebten Arm umschlungen,
Ich mich unaussprechlich glücklich hielt.
Bebend sprach ich oft: ich bin's nicht werth,
Daß mir so viel Freude widerfährt.

O! ich fühl's, ich sollte jetzt nicht klagen,
Nun die Freuden all' entschwunden sind.
Sollte nur an froh durchlebten Tagen
Mich ergötzen, wie ein frohes Kind;
Doch zu schwer ist mir die herbe Pflicht
Gott! verzeih, ich kann, ich kann es nicht.

Schrecklich ist mein arglos Herz betrogen.
All' ihr Mädchen, welche ihr es wißt,
Oder je im Leben es erwogen
Wie vergessen seyn so schrecklich ist;
Werdet trauernd meines Glücks gedenken
Und mir einen stillen Seufzer schenken.

Denk ich oft, von Trauer ganz umwunden
Ach! ich war ihm nur ein Zeitvertreib,
Nur zur Kürzung langweiliger Stunden
Schlang die Arme er um meinen Leib,
Jetzt lockt ihn ein fremdes schön Gesicht
Und des treuen Herzens denkt er nicht.

O dann will das Herz vor Kummer brechen
Von dem Bette flieht des Schlummers Hauch;
Mag die leise Hoffnungsstimme sprechen,
Oftmals lächeln dir die Blicke auch —
Das war nur Gewohnheit, Herzlichkeit
Die war ihm entflohn, so himmelweit.

Ist es möglich? wohnt in einem Herzen
So viel Göttlichkeit und so viel Trug?
Lächend konnte er mein Glück verscherzen,
Höhnt das Herz, das stets für ihn nur schlug.
Jetzt noch pocht im Busen Liebe hier,
Wie erklär' ich diese Räthsel mir?

Dennoch nicht auf seine Schultern lehne
Ich des Kummers ungeheure Last.
Seine Seele presse keine Thräne
Ahnde nur, daß er mich elend macht.
Es begleite ihn auf allen Wegen
Ewger Gott, dein reinster bester Segen.

Nein, er hat es nicht so schlimm gemeinet,
Weiß es nicht, daß er das Herz mir bricht,
Daß mein Aug so trostlos um ihn weinet,
Nein, o nein, daß glaubt gewiß er nicht.
Rein und edel ist ja stets sein Herz,
Treibet nicht mit meiner Liebe Scherz.

Einst, bei meinem Anblick, hoben Triebe
Hoher Freundschaft seine junge Brust,
Irrig wähnte er, es sey die Liebe,
Täuschte mich, sich selber unbewußt.
Jetzt sieht er den Irrthum ein und flieht
Da er liebenswürd'gre Mädchen sieht.

Nein! es mischet meinen heißen Thränen
Niemals sich ein bittrer Vorwurf bei,
Niemals werde ich versucht zu wähnen,
Daß es von dem Theuren Bosheit sey,
Weinend fleh' ich Vater segne ihn,
Laß ihm jede reine Freud' erblühn!

Viel, sehr viel hab ich von ihm geahndet
Jetzt entsag' ich allem Glücke hier.
Nur, was mich an schön're Zeiten mahnet,
Diese Blumen, die erhalte mir,
Bis des Grabes stille, kühle Nacht
Meinen Leiden bald ein Ende macht.

Amalie.

Der Ehescheidungs-Prozeß Heinrichs VIII. von England mit der Catharina von Arragonien und Anna von Boulen.

(Schluß.)

Die Königinn schrieb selbst aus ihrem Gefängniß folgenden Brief an ihren Gemahl:

„Ihr Zorn gegen mich und meine Einkerkerung sind so fremde Dinge für mich, daß ich nicht weiß, wie ich mich darüber bei Ihnen rechtfertigen soll. Ich bin um so mehr verlegen, da Sie von mir ein Geständniß verlangen, und mir für diesen Preis meine Fehler vergeben wollen, und Sie haben mir dies sogar durch meinen ärgsten Feind bekannt machen lassen. Dadurch habe ich mich leider sehr bald von Ihren Gesinnungen gegen mich überzeugt. Wenn nach Ihrem eigenen Verlangen, ein aufrichtiges Geständniß mich rechtfertigen und sichern kann, so stehe ich nicht einen Augenblick an, Ihnen solches abzulegen. Zuvörderst bitte ich Sie aber, ja nicht zu glauben, daß Ihre unglückliche Gemahlin sich je werde überreden lassen, ein Vergehen zu gestehen, welches zu begehen ihr nie hat einfallen können. Ich bekenne Ihnen, nie hat ein Fürst eine Gemahlinn gehabt, die mehr Zärtlichkeit, mehr Anhänglichkeit an ihren Gemahl bewiesen, und die als Gattin gewissenhafter ihre Pflichten erfüllt hat, als Anna von Boulen. Hätte nicht die Vorsehung und der Wille Eurer Majestät es anders entschieden, so würde ich gern meinen Namen behalten und in meiner Lage geblieben seyn. Nie habe ich mich auf dem Throne, auf den Sie mich erhoben, so weit vergessen, um Ihre Ungnade zu verdienen. Ich muß es Ihnen indeß frei bekennen, daß, da Ihre Neigung gegen mich es allein war, die mich auf den Thron erhob, auch diese für einen andern Gegenstand es allein ist, die mir Ihr Herz raubt und die Ihre Gesinnungen gegen mich verändert hat. Aus einem niedrigen Stande haben Sie mich zur Königinn, zu Ihrer Gemahlin gemacht. Beides war über meine Wünsche und über mein geringes Verdienst. Da Sie es aber gethan, warum müssen denn meine Feinde, warum muß eine unglückliche Stimmung mir Ihre Zuneigung rauben? Möge nie der Verdacht, den Eure Majestät gegen mich hegen, möge er nie den Ruhm Ihrer treuen Gattin, nie Ihre Tochter beflecken. Man richte mich, ich willige sehr gern darein; aber der Richterstuhl sey verfassungsmäßig und nach den Gesetzen des Reichs eingerichtet, und meine Feinde müssen nicht zugleich meine Ankläger und meine Richter seyn. Ja, lassen Sie mich öffentlich verhören, ich fürchte nicht, die Wahrheit zu bekennen. Meine Unschuld wird dann klar werden, Ihre Unruhen werden verscheucht, Ihr Gewissen beruhigt und meine Feinde zu Schande gemacht, oder mein angebliches Verbrechen wird bekannt und erwiesen werden. Wie denn Gott oder Sie über mein Schicksal entscheiden wollen, so werden Sie sich wenigstens keine Vorwürfe deshalb zu machen haben. Werden meine angeblichen Vergehungen erwiesen, dann werden Sie vor Gott und Menschen gerechtfertigt seyn, wenn Sie eine treulose Frau nach der Strenge der Gesetze bestrafen lassen; dann werden Sie mit reinem, schuldlosen Gewissen den Gegenstand Ihrer Liebe verfolgen, und eine Person auf meinen Platz erheben, der ich mein Unglück allein zuschreiben muß. Seit langer Zeit kenne ich Ihre Neigung zu ihr, und Sie wissen es selbst, welchen Kummer mir dies verursacht hat. Haben Sie bereits über mein Schicksal entschieden, kann nur die schwärzeste aller Beschuldi-

*

gungen gegen mich, kann nur mein Tod Ihnen den Besitz des geliebten Gegenstandes sichern, der allein Ihr Glück zu begründen scheint, dann bitte ich Gott, daß er Ihnen diesen Fehler verzeihe, und daß er es meinen Feinden nicht entgelten lassen möge. Möge der Himmel an jenem großen Tage des Gerichts nie Rechenschaft von Ihnen, wegen ihrer Härte gegen mich, fordern. Ich werde vor seinem Richterstuhle in Ihrer Gegenwart meine Unschuld darthun. Ich allein wünsche nur Gegenstand Ihres Zorns zu seyn, möge sich derselbe nie auf meine unglücklichen Diener erstrecken. Dies ist die letzte Bitte, deren Gewährung ich von Ihnen verlange. Ist Ihnen je die Anna von Boulen lieb gewesen so bewilligen Sie mir diese Gnade, ich werde Sie mit keinem meiner Wünsche mehr belästigen, ich werde diese nur gen Himmel schicken, und ihn bitten, daß er Sie in seinen Schutz nehme und daß er Ihre Handlungen leite."

Aber dieses Schreiben, die Betheuerung der Unschuld, das Verlangen der Königinn, nach den Gesetzen des Landes, und mithin vom Parlament gerichtet zu werden, dies alles machte auf den König nicht den geringsten Eindruck, er wollte seine Vermählung mit Lady Seymour durch den Tod der Königinn erleichtern, beschleunigen, und derselben einen gesetzlichen Anstrich geben.

Mann fing die Untersuchung gegen die oben gedachten Diener der Königinn an; aber man konnte keine gültigen Beweise gegen sie auffinden. Alles beruhete auf gewissen Aeußerungen der Lady Wingfield; diese war aber verstorben, und konnte mithin nicht befragt werden. Smeton wurde nun mit Hoffnung, sein Leben zu erhalten, geschmeichelt, wenn er seinen Umgang mit der Königinn eingestehen wollte, und die Furcht vor dem Tode bewog ihn auch dazu. Die Richter fanden indeß sein Geständniß so ohne allen Grund, daß sie es nicht wagen wollten, ihn mit der Königinn zusammen zu stellen. Noris, der früher ein Günstling des Königs gewesen war, wurde gleichfalls die Erhaltung seines Lebens versprochen, wenn er seine Verhältnisse mit der Königinn eingestehen wollte. Allein mit einem edlen Unwillen verwarf er diesen Antrag, und betheuerte, daß die Königinn ganz schuldlos an dem Verbrechen sey, welches man ihr aufbürde: er wollte lieber sein Leben verlieren, als eine Person anklagen, welche, wie er betheuere, ganz unschuldig sey.

Der König ernannte nun eine Versammlung von Pairs, um die Königinn und ihren Bruder, den Herzog von Rochefort, zu richten. Sie bestond aus dem Herzoge von Suffolk, dem Marquis von Exeter, dem Grafen Arundel und drei und zwanzig andern Pairs, und der Onkel der Königinn, der Herzog von Norfolk, führte den Vorsitz.

Die größte Vermuthung, daß die Königinn eine Untreue gegen ihren Gemahl begangen habe, bestand darin: daß man den Herzog von Rochefort in der Stellung bei ihr gefunden, wie er sich auf ihr Bette, worin sie gelegen, gelehnt habe. Aber der Herzog war der leibliche Bruder derselben, und die Vermuthung war mithin zu schwach. Aber nach dem Willen des Königs sollte nun einmal die Königinn verurtheilt werden, die Richter mußten folglich einen andern Grund aufzufinden suchen. Sie wurde daher beschuldigt, zu ihren Günstlingen gesagt zu haben: sie habe den König nie geliebt; und sie habe jedem von ihnen einzeln erklärt: sie liebe ihn nur allein. Dadurch habe sie mithin nachtheilig von dem König gesprochen und sich selbst herabgewürdigt. Nun war man nicht verlegen, einen Grund zu ihrer Verurtheilung zu finden.

In seiner Parlaments-Acte, welche im 25sten Jahre der Regierung des Königs ergangen, war festgesetzt worden, daß jeder des Hochverraths schuldig sey, der nachtheilig von dem König, der Königinn oder von königlichen Kindern reden würde. Diesen Parlaments-Beschluß brachte man gegen sie in Anwendung

Die Königinn, welche bei den Verhandlungen ihrer Richter gegenwärtig war, vertheidigte sich mit Muth und großer Gegenwart des Geistes. Sie bewies ihren Richtern das Ungereimte ihrer Anklage und den Mangel des Beweises. Die Zuhörer waren bewegt und hielten sie für unschldig. Nicht so aber ihre Richter; sie verurtheilten sie zum Feuer oder Verlust des Kopfes, und überließen dem König die Bestimmung.

Das Urtheil wurde der Königinn sogleich bekannt gemacht. Sie schien darüber nicht betreten zu seyn. Sie hob ihre Hände gen Himmel und rief aus: „O mein Vater, mein Schöpfer! Du weißt, daß ich diesen Tod nicht verdiene!" wandte sich darauf an ihre Richter und betheuerte ihnen nochmals ihre Unschuld.

Aber auch noch die letzten Stunden sollten der unglücklichen Königinn verbittert werden. Heinrich verlangte, daß seine Ehe mit ihr getrennt und ihre Tochter für illegitim erklärt werde. Man hatte die Königinn in Verdacht, daß sie bald nach ihrer Rückkehr aus Frankreich mit dem Lord Percy, nachherigem Grafen von Nordhumberland, eine eheliche Verbindung in der Stille eingegangen habe. Der König ließ den Grafen darüber befragen; dieser versicherte aber eidlich, in Gegenwart zweier Erzbeschöfe, daß nie eine dergleichen Verbindung zwischen ihm und der Königinn statt gefunden habe, und er genoß darauf, nach dem damaligen Gebrauch, das Abendmahl, im Beiseyn des Herzogs von Norfolk und einiger Glieder des Geheimen Raths.

Nun entriß man der gebeugten Königinn, fast in den letzten Stunden ihres Lebens, zu einer Zeit, wo sie wohl mit andern Gedanken beschäftigt war, unter Androhung der härtesten ihr zuerkannten Strafe, ein bejahendes Geständniß, und nun durfte der Erzbischof von Canterbury nicht länger anstehen, nach dem Willen des Königs, seine Ehe zu trennen.

Hätte den König sein Zorn, und seine Liebe zur Lady Seymour, nicht verblendet, so würde er die Folgen dieses Verfahrens leicht haben einsehen können. Denn hätte jemals eine Ehe zwischen der Königinn und dem Grafen von Nordhumberland statt gefunden, und wäre dieselbe nicht auf eine gültige Weise getrennt worden, so war ja die Ehe mit der Königinn ungültig, und folglich konnten ihr die Handlungen nicht zugerechnet werden, wegen deren sie angeklagt worden war.

Die Königinn schrieb noch kurz vor ihrem Tode an den König, dankte ihm für seine Liebe und dafür, daß er sie von Stufe zu Stufe bis auf den Thron erhoben, und daß er sie nun, da er auf der Erde nichts mehr für sie thun könne, in den Himmel erhebe.

Sie verlor auch ihr heiteres, frohes Wesen nicht; sie versicherte: der Scharfrichter sey, wie sie gehört habe, ein geschickter Mann, und ihr Hals sey nur zart, sie werde ihm also nicht viele Mühe machen.

Am Tage ihrer Hinrichtung begleitete sie eine zahllose Menge zum Richtplatz. Sie bestieg ohne Furcht das Schaffot, wandte sich an die Zuschauer, und hielt mit lauter Stimme und mit vielem Anstand folgende Anrede an dieselben: „In Eurer Gegenwart, meine Freunde, meine Unterthanen, gehe ich dem Tode entge-

gen, zu dem mich meine Richter verurtheilt haben: ob mit Recht, weiß ich nicht, da niemand eine Anklage gegen mich angebracht hat. Ich bitte Gott, daß er Euch den König lange erhalte, kein Prinz führt besser den Scepter, als er. Ich bin von seiner Güte und Gnade gegen mich überzeugt. Euch aber bitte ich, wenn Ihr einen Blick auf meine Handlungen werfet, beurtheilet mich liebevoll und gebet keinem Argwohn gegen mich Raum. Ich nehme von der Welt Abschied, und bitte Euch, mich der Gnade des Allmächtigen zu empfehlen." Sie rief mit lauter Stimme: „Jesus, nimm meine Seele zu Dir!" Dies waren ihre letzten Worte. Der Scharfrichter, den man, als den geschicktesten in seiner Kunst, aus Calais hatte kommen lassen, trennte mit einem Hieb das Haupt vom Körper.

So starb Anna von Boulen den 19. Mai 1536. Ihr Körper wurde in einen schlechten Sarg gelegt und im Tower in der Kapelle beerdigt.

Der Herzog von Rochefort und die übrigen Verhafteten hatten mit der Königinn ein gleiches Schicksal.

---

*Ansichten über die hiesigen Bühnen-Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Wenn nun diese Zeilen anspruchslos sich bescheiden, daß ihnen vieles noch hinzuzufügen bleibt, was so wohl gegen Herrn Pichler und dessen Direction, als auch namentlich für denselben sprechen möchte, so dürften doch die Hauptmomente aus beiden hervorgehoben seyn, um nach der Betheurung rücksichtsloser Unpartheilichkeit, die der Leser mehr in den verschiedenen Darlegungen selbst als in der Versicherung ihres Bewußtseyns finden wolle, zu einem Resultate zu schreiten. Ehe dieses aber in muthmaßenden Vorherdeutungen gezogen wird, hat Herr Pichler unfehlbar Anspruch darauf, daß wir es nicht bei der Auseinandersetzung bewenden lassen, was er zu der Herbeischaffung, zur Erhaltung, zur Vervollkommnung unserer Bühne selbst, zu deren Bedürfnissen und zu den mannichfaltigen Genüssen des Publikums geleistet, ohne, wenn auch nur oberflächlich, auf die pecuniairen Aufopferungen hinzudeuten, mit denen sie verbunden waren, ohne einen zweifelnden Blick auf die gegenseitigen Leistungen des Publikums zu werfen, das sich über die lieblose Entscheidung: „Warum hat er es gethan" erhaben fühlen muß in dem Gedanken, daß ihn das Vertrauen zu uns führte, wir würden bereit seyn, mit vereinten Kräften auf dem Grunde fortzubauen, den er allein gelegt.

Diese pecuniairen Anstrengungen begannen schon in dem Augenblicke, wo ihm die Gewißheit seiner Hierkunft durch Ertheilung der Concession ward, und um ein günstiges Urtheil des Publikums zu erringen, engagirte er durch beträchtliche Summen an Reisegeldern, Vorschüssen und Wartegeldern außer den zahlreichen nicht nach Wunsche befundenen Mitgleider gerade die bedeutenderen der hier erschienenen Gesellschaft. Ohne diesen Aufwand aus seiner Casse und in seinen Verbindungen würde das Publikum auch nicht den Schatten dieses Bühnenbestandes gehabt haben, nachdem es die im Frühjahre d. J. hier sich aufgelöste Gesellschaft außer Beachtung gelassen hatte. Angenommen aber auch das äußerste, daß unser kunstsinniges oder schaulustiges Publikum ihm für jenen vorhergehenden Aufwand noch nicht verschuldet war, so fieng — wenn es nehmlich Anspruch auf eine Bühne macht — doch eine solche Verpflichtung mit dem Eintreffen einer Gesellschaft an, deren Director die wahrgemachte Versicherung gab, Vorbereitungen und Einleitungen zu deren Vervollständigung getroffen zu haben. Für einen hinlänglichen Apparat war gesorgt, mit der Ergänzung der Gesellschaft ward bald nach ihrem Eintreffen fortgefahren, für das noch fehlende Personal wurden, so viel als thunlich, fremde Künstler herbeigerufen, und diese, der allgemeinen Sage nach, durch sehr bedeutende Honorare für jeden von ihnen ausgefüllten Abend gefesselt. In Betreff des Schauspielhauses, der unmittelbar damit verbundenen Lasten, des Orchesters, der Wache und sonstiger Erfordernisse, die anderer Orten gemeiniglich vom Staate, von einer Hofhaltung oder dem Publikum unentgeldlich der Direction gehalten

werden, war alles in dem alten lästigen, zum Theil in unserer Directionen allein hinreichenden Schlendrian geblieben, und kurz es war ohne vorherige Anforderung an das Publikum, sie mögen Vorschüsse oder Actien heißen, oder einen noch eingänglicheren Namen haben, alles so eingerichtet, daß der Schaulustige sich seinen Genuß um einen billigen Preis erkaufen konnte. Vielleicht wäre es Herrn Pichler nicht unmöglich geworden sich durch eigne Bemühung, durch die Mitwürkung seiner zahlreichen Gönner und seiner sonst kräftig für ihn sich verwendenden Freunde einen Vorschuß zu erhalten, von welchem diese bedeutenden Vorbereitungen zu unserer künftigen Bühnenanstalt zu bestreiten waren und mag er dieses Schrittes nun nicht bedurft oder aus andern Gründen ihn unversucht gelassen haben, so ist seinen eigenen Anstrengungen doch das Publikum die aufmerksamste Berücksichtigung schuldig, wenn es erwägt, wie hoch sich diese belaufen können. Und so noch einmal abgesehn von allen, seinem hiesigen Erscheinen, vorangegangenen Einleitungen, berechne man nur den Betrag der wöchentlichen Gagen, der zu jeder Vorstellung erforderlichen Kosten an Orchester, Statisten Arbeitern und Beleuchtung, an Miethe des Schauspielhauses und Bezahlung der Wache, an Verzinsung des in einem reichen Apparat steckenden Capitals, und zähle dahinzu das reiche Honorar von 8 Louisd'or für jede Vorstellung der bisher ununterbrochen hier gewesenen Gäste, ohne der bedeutenden Summen zu gedenken, deren ein Director für Reisegelder, für Vorschüsse an ab- und anwesende Schauspieler sich nie entschlagen kann, um sich auch nach dem oberflächlichsten Anschlage dessen, was hiezu nothwendig verwendet seyn muß, zu gestehen, daß ungeachtet des dann und wann sogar überfüllt gewesenen Hauses die Einnahmen dermaßen schlecht gewesen, daß das Publikum nicht allein eine Verbesserung der Bühne nicht fordern dürfe, sondern auch voraussetzen zu können, seine in der Vervollkommnung begriffene Bühne bald gänzlich zu verlieren, wofern Herr Pichler nicht mit einem beträchtlichen Vermögen die seltsame Neigung verbindet, dieses unserer Vergnügung zum Opfer darzubringen.

Dennoch hat sich der größere Theil desjenigen Publikums, von welchem allein die Erhaltung der Bühne abhängt, nachdem uns zwei Monate hindurch die freieste Willkühr zu unsern Leistungen für dieselbe gelassen war, seine Theilnahme für einen anfänglich schon billigen und später noch mehr herabgesetzten Abonnementsplan verweigert. Nicht zum Vortheil unsers künftigen Genusses im Gebiete der Kunst urtheilen diejenigen, welche allzuengherzig erst das vollkommene und untadelhafte schauen wollen, ehe sie sich entschließen mögen, ihren — wahrlich so gering als nur möglich berechneten — Beitrag zu steuern, zu steuern, also nicht der Kunst einen Tempel, eine Freistätte zu bauen, sondern den Vertreib einiger Abendstunden zu erkaufen. An solchen Ansichten wird die jetzige und jede fernere Unternehmung unfehlbar erlahmen, durch sie ersterben. Es ist das allergeringste, was wir thun können, durch ein Abonnement, nicht auf 4 oder 8, sondern mindestens auf 10 Monate unserer Bühne eine dennoch immer höchst schwankend bleibende Existenz, der Direction aber die Mittel zu schaffen, unsern Anforderungen immer mehr und mehr zu entsprechen. Selbst dieser Zeitraum reicht kaum weder für die Direction noch auch für die Gesellschaft hin, etwas wesentliches zu leisten. Die erstere, meistens genöthigt, vorzüglichere Mitglieder auf mehrere Jahre zu engagiren, kann, ohne sich und diese einer möglichen Verlegenheit auszusetzen, kaum auf einen solchen Contract sich einlassen, ohne den hingegen kein nur einigermassen bedeutender Schauspieler auf eine Verbindung eingeht. Auch bei einem Zeitraum von 10 Monaten also ist nach deren schnellen Verlauf die Bühne wieder ihrem Schicksale überlassen, und schon dieses ist Gefahr genug um den Vorschlag zu verwerfen, der den noch kürzeren Zeitraum von 8 oder gar 4 Monaten enthält. In einem Falle, wie im andern, wird die Gesellschaft genöthigt, mehrere Oerter zu besuchen; sie wird heimathlos, sobald ihr eine andere Reise noch, als die von hier nach einem einzigem andern Orte zugemuthet wird, denn irgendwo muß sie festen Fuß fassen, muß sich einbürgern, um ihr mit den Beschwerden eines unstätten und flüchtigen Lebens auch dessen Charakter zu nehmen, der bald ihre eigne Würde und die des Publikums beleidigt. Pecuniair gewinnen wir nicht dadurch, denn das Schauspiel ist für die meisten eine wohlfeilere Erholung als fast jede andere, durch welche wir in dessen Ermangelung die ihm gewidmeten Stunden ausfüllen; pecuniair verliert die Direction durch die Kostspieligkeit der Reisen so wie der Schauspieler durch die überall neu zu bewerkstelligende Einrichtung. Der Kunst selbst aber und der Befriedigung unsers Kunstsinnes, der Bildung unsers Geschmacks versetzen wir den empfindlichsten Streich, denn wir werden ferner kein nur einigermaßen bedeutendes Talent uns angehören sehn, und weit entfernt von einer Vervollkommnung unserer Bühne, der z. B.

der Besitz eines Kabinets zugesichert war, wenn die Bühne nur Bremen und Pyrmont besuchte, werden ungesäumt auch alle diejenigen uns bereits liebgewordenen und immer lieber werdenden Künstler sich von ihr wenden, ohne welche sie sofort zu einer Stufe herabsinkt, auf der Bremen sie nicht mehr ohne Erröthen als die seinige betrachten darf.

So ist in diesem Augenblicke die Lage der Sache. Möge sie nicht bald zu einer Niederlage werden; zu einer Niederlage der Direction und der Gesellschaft, deren Vertrauen zu uns zu rechtfertigen uns ein edles Bedürfniß seyn sollte; zu einer Niederlage unserer genußreichsten Erholung, der Bildung unsers Geschmacks im Gebiete der Kunst, und selbst der Beurtheilung unsres Sinnes für diese. Mögen die Aeußerungen in einem der letzten Blätter dieser Zeitschrift, so gemäßigt und wenig absprechend sie auch sind, nicht zur Bestärkung in dem Glauben beitragen, als müsse noch mehr von der Direction geschehn, ehe das Publikum sich erklärt, was es zu leisten vermag und Willens ist, wenn ihm auch nirgend mehr ein Raum zu Mißbilligungen bliebe. Die Direction hat aus ihren alleinigen Kräften genug aufgewendet zu den Grundlagen einer Bühne, sie darf auf Unterstützung rechnen um hierauf fortzubauen. Den vereinten Kräften vieler wäre es möglicher gewesen einen solchen Grund zu legen, und dennoch möchte der Versuch zu einer Vereinigung gescheitert seyn, die es überdem schwerlich zu dem vorhandenen Resultat gebracht hätte. Dürfen danach aber die vereinten Kräfte sich auch noch der Erhaltung, der Veredlung des begonnenen Werkes versagen? — Möchte die verneinende Antwort jedes Kunstfreundes nicht allein, sondern auch aller derer, denen ein freundliches Geschick selbst ohne den drängenden Sinn dafür die Mittel zur Beschützung der Kunst gegeben, so laut ertönen, daß Herr Pichler einmal noch ermuthiget würde, den hoffentlich schnell gelingenden Versuch zu einem Abonnement zu wagen, welches ihn mindestens gegen den Ruin einer Unternehmung sicher stellt, deren Beurtheilung als Speculation wir aufgeben müssen, wenn wie späterhin nicht ihm allein sondern mehr noch uns selbst nug gethan finden wollen.

(Der Schluß folgt in der ersten Nro. des nächsten Jahrgangs.)

Anecdoten.

Eine Oberstin und eine Hauptmannin — beide sehr ceremoniös — kamen zusammen in eine Gesellschaft. „Ach Liebe!“ sagte die Oberstin zur Hauptmannin: „stellen Sie sich vor, ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt.“ — „Ach Gott!“ erwiederte die Haupmannin mit vielen Bücklingen: „diese Ehre; es wäre eigentlich meine Schuldigkeit gewesen; von Ihnen zu träumen.“

Als man einem Juden in Berlin die frohe Nachricht brachte, Bonaparte sey wieder über den Rhein zurückgegangen, rief er aus: „Nu was thu ich dermit! das er über den Rhein is, kenn mer nicks helfen, der Rhein muß über ihn, denn bin ich sicher.“

Venus und Diana.

Venus ist nackt, und Diana bewaffnet; wie diese des Amor
Fährlichen Pfeilen, so trotzt jene der züchtigen Scham
O wenn Diana verlör' an Strenge, sie wäre geliebter;
Hüllte Cythere sich ein, wäre sie reizender noch.

Das bekannte hanseatische Taschenbuch hat die Presse verlassen und ist gebunden in verschiedenen Einband zu verschiedenen Preisen Papenstraße Nro. 22 zu haben.

A. Töpken jr. — Redacteur.